Princeton University Library
32101 064469255

Digitized by Google

0902
407

ANNEX LIB.

EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

9. Jahrgang.

II. Semester. I. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1850.

Inhalt.

Die Zollconferenz in Berlin.

Die Partei der deutschen Union findet immer neue Gegner im Kreise der Kabinetspolitiker, und ihr Kampf hat bis jetzt noch zu keinem unbedingt glücklichen Resultat geführt. Sie hat aber auch verbündete Mächte, deren gewichtiges Schwert bis jetzt noch nicht auf dem Schlachtfelde gezogen ist und den Feinden Bedenken eingeflößt hat. Diese Verbündeten sind die materiellen Interessen der deutschen Völker, mit Ausnahme des Kaiserstaats, aber nicht mit Ausnahme Hannovers, Hamburgs und der übrigen Staaten des nordischen Zollsystems. Preußen ist der natürliche Vertreter der deutschen Agricultur- und Handelsinteressen gegenüber dem Auslande, durch seine Lage, seine Kraft, seine Politik, durch seine Schöpfung, den Zollverein. Durch den Zollverein hat Preußen in der That die Schnüre zu den Geldbeuteln Sachsens, Baierns und Würtembergs in der Hand, und von dem klugen Gebrauch dieser Macht über das Leben opponirender Staaten wird es abhängen, ob die Union eine deutsche Wahrheit werden wird. Sehr schnell ist der Idealismus aus unsern Einheitsbestrebungen geschwunden, die rohsten, egoistischen Interessen spreizen sich gegenwärtig überall, wo unsere Politik gemacht wird. So wird jetzt Preußens Aufgabe, dem Egoismus der Kabinette die höchsten Interessen der Staaten gegenüber zu stellen. Die Entwickelung der Union ist, wie die Dinge jetzt stehn, auf das innigste verknüpft mit der Entwickelung, welche die Interessen des Ackerbaues, der Industrie und des Handels in der nächsten Zeit erfahren. Spätstens mit dem letzten December 1851 mag die jetzige Gestalt des Zollvereins ihr Ende erreichen, denn länger als bis zu diesem Termin wird sich der gegenwärtige Zolltarif nicht verlängern lassen, und dieser Termin muß, wenn nicht frühere Entscheidung eintritt, für Leben und Zukunft der Union maßgebend werden. So haben wir jetzt dringende Veranlassung, die Angelegenheiten des Zollvereins in den Kreis der Besprechungen dieses Blattes zu ziehn, denn es ist klar, daß die Tarife der neuen Zollconvention jetzt die sicherste Grundlage bilden werden, auf welcher sich der neue Staat „Deutschland" zu erbauen hat. Die Kabinette aber müssen erkennen, daß es leichter ist, die gemüth-

lichen Stimmungen ihrer Völker zu verwirren, als gegen die zwingenden materiellen Interessen Frônt zu machen.

Von drei zu drei Jahren sind die Tarifverträge zwischen den Staaten des Zollvereins abgeschlossen worden. Bereits mit dem ersten Januar 1849 hätte eine neue Convention ins Leben treten sollen, die Zeitverhältnisse haben den Regierungen wünschenswerth gemacht, vorläufig an dem bestehenden Zolltarif festzuhalten und eine Generalconferenz in Zollvereinsangelegenheiten für den Juli dieses Jahres in Kassel zusammentreten zu lassen. Die preußische Regierung verstand vollständig die Wichtigkeit des Augenblicks. Es gilt für sie zunächst die süddeutschen Staaten, Baiern, Würtemberg in dem Verein zu erhalten, ferner die zum Theil entgegengesetzten Interessen der Nordseestaaten mit dem Zollverein zu versöhnen und endlich drittens nöthigenfalls in dem Zollverein ein Zwangsmittel zu finden, um Baiern, Würtemberg und Sachsen von ihrer undeutschen Politik abzubringen. Die preußische Regierung hat sich deshalb bei einem Congreß ihrer Industriellen Rath erholt und diese Zollconferenz, welche am 10. Mai 1850. in Berlin unter dem Vorsitz des Handelsministers von der Heydt eröffnet wurde, hat auf Grundlage der Regierungsvorschläge die Veränderungen berathen, welche aus den angeführten und aus Culturgründen in dem Tarif des Zollvereins wünschenswerth wurden. Die Resultate dieser Conferenz sind die Vorschläge, welche Preußen in Kassel machen wird. Eine spätere Conferenz mit den Vertretern der preußischen Agriculturinteressen hat einige Modificationen herein gebracht, welche zwar nicht gerade eine Verbesserung waren, auf das Hauptresultat keinen großen Einfluß ausüben. Da Preußen durch seine geographische Lage fast alle divergirenden Interessen des Handels und der Industrie in seinem Gebiet vereinigt, so werden die Resultate der Berliner Conferenz aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Entscheidung in Kassel den größten Einfluß ausüben.

Um diese Resultate zu würdigen, mögen unsere Leser einen schnellen Blick auf die bisherige Politik des Zollvereins werfen. Als der Zollverein mit dem Tarif vom 26. Mai 1818 ins Leben trat, war seine Politik nach allen Seiten hin eine sehr schüchterne und rücksichtsvolle. Die Einführung von Nahrungsstoffen, Getreide und Vieh war sehr niedrig besteuert, für fremde Manufactur- und Fabrikwaaren war eine Verbrauchsteuer projectirt, welche 10 p. C. des Werthes in der Regel nicht übersteigen, aber geringer sein sollte, wo dies ohne Schaden für die Gewerbthätigkeit des Inlandes möglich sei. Gegen diese fast freie Einfuhr der Nahrungsstoffe aber, sowie gegen den sehr ungenügenden Schutz deutscher Gewerbthätigkeit erhob sich seit dem Jahre 1818 eine Menge von Bedenken. Durch hohe Schutzzölle begünstigt erwuchs die englische, belgische und französische Industrie so mächtig, daß sie die des Zollvereins zu ersticken drohte. Fremde Linnen-, Baumwollen- und Wollenwaaren und die Bergwerksproducte des Auslandes fingen an, den deutschen Markt zu überschemmen, und die Capitalien,

welche sich in Deutschland in den langen Friedensjahren ansammelten, legten sich nur zaudernd, weder kräftig noch zahlreich genug, in industriellen Unternehmungen an, desto lieber im Grundbesitz, den sie zeitenweis zu hohen Preisen empor trieben; so entstand bei den Industriellen das stürmische Drängen nach Schutzzöllen für die Industrie, und von Seiten der Grundbesitzer bei den höhen Güterpreisen ganz consequent ein eben so energisches Drängen nach Schutz der landwirthschaftlichen Producte, der Nahrungsstoffe; und so erlitt der Tarif des Zollvereins seit dem Jahre 1818 allmälig eine Reihe von Veränderungen, welche weder consequent, noch nach einem Prinzip eingerichtet waren, weil man nur dem Drängen des jedesmaligen Bedürfnisses mißtrauisch und bedenklich nachgab, welche im Ganzen aber den sich entwickelnden Industrieanlagen einen bescheidenen Schutz gaben und auf die landwirthschaftlichen Producte einen mäßigen Einfuhrzoll legten. Unter diesem Schutz aber entfaltete sich die deutsche Industrie des Zollvereins, zwar in steter Progression, aber nicht auf ganz gesunde Weise. Fremde Fabrikmaterialien und fertige Fabrikate waren besteuert, die Einfuhr der Halbfabrikate, der fremden Garne und Gewebe war begünstigt. Die Spinnereien und andere Fabriken für Halbfabrikate kamen deshalb in Deutschland zu keinem Gedeihen, der Fabrikant fand es vortheilhaft die billigen Halbfabrikate vom Ausland zu beziehen. Dadurch erhielt die deutsche Industrie einen unsichern, ja schmarozerhaften Anstrich, und je größer die Zahl der deutschen Webereien wurde, desto fühlbarer wurde das Bedürfniß, die deutsche Industrie ganz unabhängig von den Fabrikanlagen des Auslandes zu machen. Dazu kam, daß der deutsche internationale Handel an zu hohen Durchfuhrzöllen krankte, und daß die Erleichterung der Einfuhr von Lebensmitteln sich als eine national-ökonomische Nothwendigkeit, schon früher als in den Hungerjahren, herausgestellt hatte. Es galt, zunächst von diesen Gesichtspunkten aus den Tarif zu modificiren.

Die Resultate der Zollconferenz sind günstig gewesen, und es macht Freude auf die Tüchtigkeit zu blicken, welche sich unter den Beamten sowohl, als unter den Intelligenzen der Industrie- und Handelswelt zeigte. Die Majorität der Deputirten trat mit geringen Modificationen den Vorschlägen der Regierung bei. Es wurde beschlossen, den Einfuhrzoll auf Nahrungsstoffe: Getreide, Butter, Reis, Vieh bedeutend herabzusetzen, sie zum Theil fast frei zu machen, ferner Fabrikmaterialien: die Farbestoffe, Bruchsteine, Talg, Harze, Flachs, Brennholz beim Wassertransport u. s. w. mit wenigen Ausnahmen ganz frei zu geben, die Transitoabgaben bedeutend zu ermäßigen, den Einfuhrzoll für fremde Garne und Gewebe dagegen zu erhöhen und als nothwendige Folge davon, den fertigen Fabrikaten, welche dadurch vertheuert werden, bei der Ausfuhr einen entsprechenden Rückzoll zu gewähren, damit unsere Industrie im Ausland ihren Markt nicht verliere.

Die Prinzipien, welche das Ministerium bei seinen Vorschlägen geleitet haben,

sind gewiß die richtigen: Zuerst Herabsetzung des Zolls für Lebensmittel und für Colonialwaaren. (Die Colonialwaaren aber sollen erst dann in dem Zolltarif erniedrigt werden, wenn die Unterhandlungen mit den Nordseestaaten über ihren Anschluß an den Zollverein zu einem günstigen Resultate geführt haben. Man will die Herabsetzung der Zölle auf Colonialwaaren dem Küstenverein als Concession machen, und diese Concession als Basis für die Unterhandlungen benutzen.) Ferner Herabsetzung oder Aufhebung des Zolls für das Material der Fabrikation, endlich ein angemessener, zeitweiser Schutzzoll für die Industriezweige, welche erziehungsfähig sind. Zugleich Aufhebung oder Erniedrigung der Durchfuhrszölle. Wenn die Vorschläge weder in einer, noch in der andern Richtung so weit reichen, als man es von manchen Seiten gewünscht hat, so soll man darin kein Unglück sehen. Wo es gilt, eben so wohl Baiern, Würtemberg und Baden dem Zollverein zu erhalten, als die Küstenländer demselben zu gewinnen, da ist ein sorgfältiges Vermeiden aller extremen Richtungen gerade die beste Politik. Eben, weil die Vorlagen von allen extremen Parteien angegriffen werden, sind sie gut, und man muß sich eben so wenig von dem Berliner Agriculturcongreß irre machen lassen, welcher nur die landwirthschaftlichen Gewerbe geschützt wissen will, als von den Ostseeblättern und den Hamburger Marktberichten des Herrn Baron Merck, in denen er vom Standpunkte eines Freihändlers gegen die Resultate der Conferenz polemisirt. Unsere Freihändler in den Hafenstädten glauben, sie können nichts Besseres thun, als Weizen und Wolle ausführen und uns mit englischen Fabrikaten überschwemmen. Unsere Industriellen aber werden den Landwirthen ihren Weizen besser bezahlen, als England, das nur bei Mißerndten größere Quantitäten nimmt, und wie lange wird England bei den enormen Zufuhren von Australien und vom Cap noch deutsche Wolle kaufen? Die Schutzzöllner sind natürlich auch unzufrieden und nennen die vorgeschlagenen Zölle halbe Maßregeln. Auch gegen die Rückzölle wird von vielen Seiten gekämpft und doch sind sie nöthig, um das Exportgeschäft zu erhalten, wenn unsern Fabrikanten, den Webern nämlich, ihr Material, das Halbfabrikat Garn, durch den erhöhten Eingangszoll vertheuert wird. Man wendet gegen die Rückzölle ein, daß sie eine Industrie ins Leben rufen, die auf das Ausland angewiesen und deshalb tausend Wechselfällen unterworfen ist, welche den Absatz stocken machen und die Bevölkerung ins Elend werfen können. Wenn aber Industrien, wie unsere Wollen-, Baumwollen- und Leinenwebereien so weit vorgeschritten sind, daß sie den vollen Bedarf des Inlandes decken, dann haben sie eine gesunde Basis und das Recht ihren Absatz im Auslande zu suchen. Was ist endlich das Ausland? Das sind alle fünf Welttheile; geht es nicht hier, so geht es dort. Und die Möglichkeit eines Krieges mit einer Seemacht soll nicht unsere Industrie zu einem Feigling machen, sondern durch einen starken Verkehr unserer Industrie mit dem Ausland unsere Marine zu männlicher Kraft bringen.

Gerade die richtige Mitte, welche der preußische Vorschlag zwischen den leidenschaftlichen Parteiwünschen hält, macht ihn unsrem Blatt höchst respectabel und die besonnenen Männer beider Parteien werden ihm Anerkennung nicht versagen können. Eine Staatsregierung hat am wenigsten das Recht, da mit Theorien zu experimentiren, wo ein solches Experiment auch bei gutem Erfolge Capitalien von vielen Millionen aus einem Säckel plötzlich in den andern wirft, und so groß der Gegensatz zwischen dem demokratischen Freihändler ist, welcher den Staat als ein reactionäres Institut von Privilegirten betrachtet, und zwischen dem eingefleischten Schutzzöllner, welcher eine russische Zollmauer für seine Fabrik fordert, so können doch die verständigen und gemäßigten Männer aus beiden Parteien, der Freihändler sowohl, welcher einen allmäligen Uebergang von dem gegenwärtigen Zustand zur unbedingten Handelsfreiheit ersehnt und die Zölle als Finanzquelle, aber nicht als eine Beförderung des inländischen Wohlstandes betrachtet, und wieder der weiterblickende Schutzzöllner, welcher den Wohlstand des Volkes durch solche Schutzzölle zu vergrößern hofft, welche allmälig kleiner werden und endlich aufhören, sobald die einheimische Industrie festen Halt und Kraft gewonnen hat; beide können sich über den preußischen Entwurf die Hand reichen, ohne ihren Prinzipien untreu zu werden. Denn auch der Freihändler kann sein Prinzip darin anerkannt finden, und wird nur mit dem Grade der Energie und Schnelligkeit unzufrieden sein, mit welcher das Lebendigwerden desselben vorbereitet wird.

Unter den Persönlichkeiten des Berliner Congresses waren Diergardt aus Viersen, Daniel von der Heydt, der Bruder des Ministers, aus Elberfeld und Elbers aus Hagen die entschiedensten Schutzzöllner. Die ersten Beiden sind sehr befähigt, namentlich Diergardt, der die industriellen Verhältnisse besser, als jeder Andere kennt, den Beamten mit einer Zähigkeit entgegentritt, die unüberwindlich ist, und aus jedem Kampfe siegreich hervorgeht. Der Mann hat immer ein ganzes Archiv auf und unter dem Tisch und tausend Briefe in den Taschen. Es ist manches Komische in ihm. Wenn sich der lange Herr langsam erhebt und immer größer wird, glaubt man, er werde endlich zur Decke wachsen und sie emporheben. Er ist sehr reich und soll allein 500,000 Thlr. in der preußischen Bank Antheil haben. Daniel von der Heydt zeichnet sich durch eine höchst sorgsame Vorbereitung aus und durch eine glänzende Redegabe. So oft der stattliche Mann, das Gesicht fest auf den Gegner gewendet, in zierlicher aber lebendiger Rede erwiederte oder angriff, machte es eine gute Wirkung.

Rahm und Sturm aus Stettin und Kruse aus Stralsund waren die thätigsten Verfechter des Freihandels, mit ihnen stimmten Goullon aus Königsberg, Gibson aus Danzig, Treppmacher aus Posen und zwei Preußen, welche später ankamen. Rahm und Sturm machten des Prinzips wegen dauernd Anträge, von denen sie im Voraus wußten, daß sie durchfallen würden. Ihre Reden waren stets mit

stacheligen, oft beleidigenden Ausfällen gegen die Schutzzöllner und die Organe der Regierung gemengt und sie gaben sich häufig Blößen. Kruse ist ein heftiger alter Herr, der nur mit zornfunkelnden Augen und geballter Faust, dabei aber gar nicht schlecht spricht. Von den Uebrigen waren Scheel aus Lissa und Baum aus Rawicz brave, aber nicht sehr hervortretende Männer. Conrad aus Berlin war gut, Baudouin aus Berlin unklar, Kupfer aus Berlin Schutzzöllner für alle Industrie-Branchen, ausgenommen Rübenzucker (er ist Director einer indischen Zuckerfabrik) und Eisen. Den Grund seines speciellen Hasses gegen schlesisches Eisen haben die Grenzboten nicht ermitteln können. Reichenheim aus Berlin, ein starker Egoist, der nur im eigenen Interesse spricht und stimmt. Milde's bekannte Persönlichkeit wirkte sehr gut, er vermittelte, und zeigte eine liebenswürdige diplomatische Gewandtheit, die ihn nur da verließ, wo er über die Stellung der Ostseeprovinzen sprach. Th. Molinari, ebendaher, ein klarer sehr tüchtiger Mann von großen Kenntnissen mit einem Feuergeist und von höchst uneigennützigem Patriotismus, war eine der interessantesten Gestalten unter diesen Notabilitäten der preußischen Handelswelt. Von Kopf bis zum Fuß ein englischer Gentleman, immer sicher, überzeugend, und mit Wohlwollen Freund und Gegner übersehend, übten großen Einfluß auf seine Partei aus. v. Löbbeke aus Breslau war unbedeutend, Alberti aus Waldenburg, in der Leinenbranche die erste Autorität, verdarb sich Alles mit seinem wirren Pathos und sprach oder schrieb in nie gehörten fremden Ausdrücken und Wendungen. Deneke aus Magdeburg und Jacob aus Halle, brav und tüchtig, bedenklich und vorsichtig, als ächte Sachsen. Kunkell aus Dingelstedt, ohne die Politur, welche auch der Tüchtigkeit wünschenwerth ist, um ihr Geltung zu verschaffen. Lucius aus Erfurt, höchst ehrenwerth, wohlwollend, von regem Eifer für das allgemeine Beste beseelt und vom eigenen Interesse absehend, war in der Zeit des allwaltenden Egoismus eine sehr erfreuliche Erscheinung. Brandt aus Vlotho, noch sehr jung und ohne Routine, aber nicht ohne Kern, Bolenius aus Bielefeld, recht tüchtig, aber im kleinen Kreise wirkend, über den er nicht hinwegsehen kann; Klein aus Siegen, zu schüchtern, um sich geltend zu machen. Langen, Präsident der Cölner Handelskammer, ein tüchtiger Geschäftsmann, aber nicht so gewandt wie seine Freunde wünschen; van Gülpen, bedächtig, wie ein alter ehrenwerther Franzose, starb leider, in Folge einer Erkältung, in Berlin.

Der Minister zeigte sich unterrichtet und tüchtig, in einigen Fällen aber war er verletzend grob. Der Referent, Geheime Regierungsrath Delbrück war in allem Detail außerordentlich unterrichtet, wie man selten bei einem Beamten findet, und entwickelte in besonnener Rede immer schlagende Gründe. Er wird eine nationalökonomische Autorität für Preußen werden und wir können uns zu einem solchen Talent in unsrer Beamtenwelt Glück wünschen. Der Unterstaats-Secre-

tär von Pommer-Esche zeigte viel Gewandtheit, und Dach, der Geheime Finanzrath, vollständige Kenntniß des Verfahrens bei der Zollerhebung.

Der Congreß hat gezeigt, daß die preußische Regierung den ernsten Willen hat, die materiellen Interessen der Völker zu vertreten, und daß in unsrer Handelswelt kein Mangel an Persönlichkeiten ist, welche begreifen was uns Noth thut. Ueberhaupt kann man es als ein gutes Resultat der letzten Jahre betrachten, daß sie einer Menge von Geschäftsmännern den Gesichtskreis erweitert und dieselben belehrt haben, in welchem Verhältniß ihr geschäftliches Interesse zu den Interessen der Nation steht. Andererseits hat auch das deutsche Volk Gelegenheit gehabt eine Anzahl von nationalökonomischen Größen kennen und verehren zu lernen. Wir können nicht umhin zu den Sachverständigen in Handels- und Industriesachen, welche oben erwähnt sind, noch eine Autorität beizufügen, die, obgleich kein Preuße und nicht bei der Zollconferenz in Berlin thätig, doch viel dazu beigetragen hat, den Interessenten im Zollverein klar zu machen, worauf es gegenwärtig bei uns ankommt. Diese Autorität ist F. A. Regenauer, Großherzoglich Badischer Staatsrath a. D. Im März 1849 schrieb er eine Beleuchtung des Entwurfs zu einem Zolltarif für das vereinte Deutschland, welcher von Abgeordneten des Handelsstandes im November 1848 der deutschen Reichsversammlung vorgelegt worden war *).

Diese Kritik eines Entwurfes, welcher wie vieles Andere aus dem Jahre 1848 von der sandigen Strömung der letzten Vergangenheit bedeckt worden ist, enthält Alles, was sich vom Standpunkt unserer Partei über einen deutschen Zolltarif sagen läßt. Der Verfasser ist sehr gut unterrichtet und das Buch ist so vortrefflich, daß wir seine Lectüre allen Lesern der Grenzboten, welche ein Interesse an Finanzfragen haben, dringend empfehlen.

Englische Grobheit und englisches Selbstgefühl.

Der preußische Minister Ritter Bunsen hat in der Sitzung des Oberhauses vom 17. Juni mit seinen Damen auf der Zuhörergallerie Platz genommen, welche

---

*) Der vollständige Titel ist: Beleuchtung des von Abgeordneten des Handelsstandes norddeutscher Handels- und der vereinsländischen Meßplätze Frankfurt a. M. und Leipzig bearbeiteten und im November v. J. der deutschen Reichsversammlung vorgelegten Entwurfs zu einem Zolltarif für das vereinte Deutschland von F. A. Regenauer. (Karlsruhe, Malsch und Vogel, 1849.)

sonst dem diplomatischen Corps bestimmt war, seit kurzem den Gemahlinnen der Pairs designirt ist. Der Platz ist ihm vom Pedell des Hauses angewiesen worden. Da erhebt sich Lord Brougham und dringt unter dem Gelächter des Hauses darauf, den preußischen Gesandten von seinem Platz, der den Damen gebühre, wegzuweisen. Der Beamte des Hauses erscheint in der Gallerie, Herr Bunsen verläßt das Haus. —

Der rohe Antrag des Lord Brougham, — dieses widerwärtigen Hanswurstes der Pairie — hätte wenigstens an der Stelle, wo er die Ausweisung des Gesandten einer befreundeten Macht aus einer öffentlichen Staatsaktion forderte, lebhafte Zeichen von Mißbilligung von Seiten des Hauses zur Folge haben sollen. Leider besaßen die anwesenden Pairs nicht Takt genug, dies zu thun, und obgleich die Mitglieder des Oberhauses durchaus nicht Anspruch darauf machen, Vorbilder guter Sitte zu sein, so wäre es in diesem Fall doch nicht unpassend gewesen, wenn sie mehr an die Würde des Hauses, als an das Komische der Situation gedacht hätten. Bei uns in Deutschland würde bei der Sitzung jeder Kammer in ähnlichem Fall ein allgemeines Geräusch der Mißbilligung den taktlosen Antragsteller zur Ruhe bringen.

Indeß die Kränkung war einmal zugefügt, so ziemlich wider den Willen des Hauses durch die Flegelei eines Einzelnen und den Mangel an Geistesgegenwart, welchen der Beamte, Sir A. Clifford gezeigt hat. Der Aufforderung des Lord Brougham ohne Weiteres nachzukommen und zögernd auf der Gallerie an Herrn Bunsen zu treten, war nicht passend, er hatte zuvor den Usher der Gallerie zu fragen, ob er Herrn Bunsen diesen Platz angewiesen habe, darauf aber dem Haus anheimzugeben, ob dasselbe ein Mißverständniß oder Versehen durch Verletzung des Vertreters einer fremden Macht repariren wolle. Das war versäumt, es galt Herrn Bunsen in anderer Weise Genugthuung zu geben.

Außer dem obligaten Entschuldigungsschreiben des Ministeriums, einem Antrage des Marquis von Lansdowne im Oberhaus, Gesandtschaftsplätze zu besorgen, einem Toast Wellingtons auf die preußische Armee, massenhaften Besuchen der Pairs bei Bunsen und andern ähnlichen Mitteln, durch welche man einen solchen unangenehmen Vorfall mit mehr oder weniger Takt und Glück gut zu machen sucht, hat auch die englische Presse übernommen, die Sache des preußischen Gesandten zu führen. Und die Art und Weise, wie die großen Blätter, Times, Daily News u. s. w. den Vorfall besprechen, kann wohl einen deutschen Journalisten neidisch machen. Es ist nicht möglich, zarter und verbindlicher gegen den Verletzten zu sein, schöner und männlicher den Unwillen der Gebildeten über die Plumpheit des Lord Brougham, die Trauer der Wirthe über die Beleidigung eines geachteten Gastes auszudrücken. Sehr besorgt reden sie von dem Eindruck, den die Sache in Preußen machen müsse, sehr eifrig streben sie, dem Gesandten jede Art von Ehrenerklärung zu geben! Wahrlich, so warm und tief kann eine

Ehrenkränkung, welche die Seele eines andern Volkes erfahren hat, nur die Nation empfinden, welche selbst ein edles und schönes Selbstgefühl besitzt. — Und wir Deutsche? und die Preußen? Ich merke nicht, daß man bei uns diese Kränkung sonderlich tief empfunden hat, wenigstens aus den Zeitungen ist nicht viel zu sehen. Die englische Presse scheint in diesem Fall fast scrupulöser um die deutsche Ehre besorgt, als wir selbst. Woher kommt das? Man kann es nicht sagen oder niederschreiben, ohne zu erröthen. Und doch muß es gesagt werden: Wir in Deutschland sind gewöhnt, polizeilich behandelt zu werden, und daß bei uns Jemand irgendwo ausgewiesen wird, kommt alle Tage vor. Warum sollten wir großen Lärm darüber machen, wenn das auch einmal im Ausland einem von unseren Gesandten begegnet?

Wir wollen eine andere Frage stellen. Dieselbe Sitzung, in welcher der preußische Gesandte durch die Brutalität eines dünkelhaften Parvenu's beleidigt wurde, war noch in anderer Hinsicht merkwürdig. In derselben Sitzung tadelte das Oberhaus durch sein Votum den Minister Palmerston, weil er die Interessen englischer Bürger gegen einen auswärtigen Staat zu leidenschaftlich und rücksichtslos vertreten hätte. Es ist hier gleichgültig, aus welchen Parteimotiven dieses Mißtrauensvotum hervorgegangen ist. Jedenfalls war es, wie man auch Palmerstons Verfahren gegen Griechenland beurtheilen mag, ein unpatriotisches Votum, unpassend für den Adel eines Volkes von gesunder Selbstliebe, auch wird eine glänzende Satisfaktion vom Unterhaus dem Ministerium nicht ausbleiben. Für uns Deutsche aber ist eine solche Abstimmung so wunderbar, daß wir sie kaum begreifen, und wenn wir sie begreifen, so müssen wir wieder mit Schmerz auf uns und mit Neid auf eine Nation sehen, bei welcher ein solches Votum überhaupt *möglich* ist. Wie? Einem Minister des Auswärtigen wird vorgeworfen, daß er *zu* energisch und leidenschaftlich die Interessen seiner Mitbürger gegen Fremde vertreten habe? Schmach und Schande, daß wir keinen Minister haben, dem so etwas vorgeworfen werden kann! — Solcher Vorwurf wenigstens trifft keine deutsche Regierung. Die kleinen Staaten Deutschlands sind hierin unzurechnungsfähig, wie hoch das große Oestreich Leben und Eigenthum seiner Bürger achtet, wissen wir; die preußischen Minister aber beschweren sich allerdings, wenn ein preußischer Staatsbürger in Rußland bis auf den Tod gehauen wird, oder wenn der junge Brandt aus Breslau zu östreichischer Schanzarbeit verurtheilt wird, weil er in einem Brief an seinen Vater in Preußen von Ungarn aus Thatsachen und Gerüchte aus dem ungarischen Kriege erzählt hat, welche dieser einer schlesischen Zeitung zur Benutzung gab. Unsere Minister beschweren sich über so etwas bei der befreundeten Regierung, wenn das Geschrei der Presse oder einzelner einflußreicher Personen gar zu lästig wird. Es läuft eine höfliche Antwort ein, von den Todten werden die Kleider an die Verwandten zurückgeschickt, den Gefangenen wird vielleicht ihre Strafzeit etwas verkürzt, und Alles ist in

Ordnung. — Denn bei uns lautet die Rechnung auch der Besseren so: was ist Leben und Wohlfahrt eines Einzelnen gegen Leben und Wohlfahrt der 40, oder 15, oder auch 2 Mill. Uebrigen? Es ist besser, daß um den kleinen Bruchtheil kein großer Lärm gemacht wird, als daß die ganze Summe der Uebrigen in die Gefahr eines Conflictes mit einer andern Macht komme. — So gut kann freilich der trotzige Minister der „Krämernation" nicht rechnen. Für ihn ist jeder einzelne Engländer in der Fremde ein Repräsentant des ganzen, großen, mächtigen Englands, und sei er ein Thor, und sei er ein Schelm, die Majestät seines Heimathlandes schwebt unvertilgbar um sein Haupt, und den Adel, so will jener, sollen die Fremden ehren. Ein höchst anmaßender, übermüthiger Lord! — So ist's kein Wunder, daß der Engländer durch fremde Länder und Meere zieht, mit gleichgültiger Miene, die Hand in der Rocktasche, und daß er, wo auch das Schicksal ihm Haus und Heerd aufbaut, bis zu seinem letzten Lebenshauch Jedem entzückt die Hand schüttelt, der Etwas von Alt-England zu erzählen weiß. Es gibt sehr viel abgeschmackte Reisende unter den Engländern, und doch sind sie das Volk, welches am besten zu reisen versteht.

Ein liebenswürdiges Beispiel dieses englischen Selbstgefühls findet sich in der Reise Sir Gardner Wilkinsons nach Dalmatien und Montenegro*). Der englische Reisende hat Lust Montenegro, das berüchtigte Räuberland, zu besuchen. Er schreibt von Dalmatien aus an den Vladika, unsern Freund Peter Petrovich Negosch, Eminenz: Mylord, ich wünsche Ihr Land zu besehen und bitte um Gastfreundschaft. Der Vladika antwortet darauf, wie sichs für einen feinfühlenden Gentleman schickt, und unser Reisender besucht wohlwollend den Wohlwollenden. Als christlicher Mann kränkt er sich aber über die alte Liebhaberei der ehrlichen Bergbewohner, ihren Feinden, den Türken, die Köpfe abzuschneiden, und beschließt diese Unart abzuschaffen. Er macht also dem Vladika ernsthafte Vorstellungen. Der Vladika, ein sehr fein gebildeter Mensch, zuckt die Achseln und sagt entschuldigend, die Hunde von Türken sind schuld, meine Leute würden die häßliche Angewohnheit allenfalls ablegen, aber bei diesen Türken ist ja gar keine Billigkeit, die können's nicht lassen. — Gut, sagt Sir Gardner Wilkinson, ich werde selbst mit den Türken darüber sprechen, diese gegenseitige Behandlung ist zu unsittlich, sie muß aufhören. Er schreibt also an den Vezir der Herzegowina, Ali Pascha Rizvan Begovich, drückt demselben seinen Wunsch aus, ihn zu besuchen, und bittet um Gastfreundschaft. Auch der Türke antwortet, wie sich's für einen gebildeten Mann schickt. Darauf setzt sich der Engländer auf sein Rößlein und reitet durch das Narentathal in die Herzegowina, durch türkische Dörfer und Bäche, unbekümmert um die mißtrauischen Glotzaugen, welche ihn unter den bosniakischen Turbanen anstieren. Er kommt über eine Brücke, auf welcher gerade nur ein Paar Christen-

---

*) Deutsch von W. A. Lindau. Leipzig, Gustav Mayer 1849, in den Grenzboten bereits besprochen.

köpfe stecken, nach Mostar, der Residenz, und trifft gleich beim Eintritt in den Pallast einen Sohn des Vezir's, einen leidenschaftlichen Christenhasser, der kurz vorher als Gesandter zum Vladika gereist, auf dessen Gebiet verrätherisch von einigen Montenegrinern überfallen und mit Mühe dem Tode entronnen war. Der schien dem Reisenden grade der rechte Mann für sein menschenfreundliches Vorhaben, und er machte ihm sogleich die nöthigen Andeutungen, welche der Jüngling aber mit finstrem Stolz von der Hand wieß. Thut nichts, denkt der Engländer, junge Türken sind heftig und unartig, sie pflegen erst im Alter liebenswürdig zu werden. Demnach nimmt er sich den alten Vezir vor, und ermahnt ihn zum Frieden mit den Montenegrinern, dessen einzige Garantie sei, daß das landesübliche Renommiren mit abgeschnittenen Köpfen aufhöre. Ja, sagt der weise Türke, das ist Alles wahr, diese Hunde von Montenegrinern haben die schlechte Sitte eingeführt, meine Türken würden es allenfalls lassen, aber diese Griechen haben ja keinen Sinn für Gerechtigkeit. Der Engländer läßt sich nicht stören, er stellt dem Türken die Sache so dringlich, ja und so verständig und wacker vor, daß der alte Fuchs ganz nachgiebig wird und sich bereit erklärt, das Abschneiden abzuschaffen, wenn es der Vladika auf seiner Seite auch abschaffe und mit den Montenegrinern in Friede und Freundschaft zu leben, wenn der Vladika das Entsprechende wolle. Darauf empfiehlt sich Wilkinson und schreibt an den Vladika, unterrichtet ihn vom günstigen Stande der Angelegenheit und fordert ihn dringend auf, jetzt seinerseits Schritte zu thun. Noch nicht genug, er geht nach Constantinopel, und dringt bei Stratford Canning darauf, durch die Pforte den Vezir zu bearbeiten. Leider erwies sich die Pforte sehr kühl, leider schrieb der Vladika an ihn: Glauben Sie mir, es geht nicht, das Mißtrauen und der Haß zwischen uns und ihnen ist zu groß; leider schneiden die feindlichen Nachbarn einander noch immer die Köpfe ab, aber der Engländer hat doch die Freude, etwas Nützliches unternommen und so weit an ihm lag, auch durchgeführt zu haben, er hat die persönliche Genugthuung, daß beide Parteien ihn als einen tüchtigen und guten Menschen ehren, denn auch der alte Türke schrieb noch in die Ferne an ihn und bewies ihm aufs Neue Vertrauen und guten Willen; und vor Allem hat er die Empfindung, eine gute Saat gesät zu haben, welche doch wohl früher oder später aufgehen mag. — Als einzelner Reisender gleichgültig unter Türken und Montenegriner zu treten, den wilden Häuptlingen Peinliches ins Gesicht zu sagen, Forderungen zu stellen, welche sie im Stillen für höchst unverschämt halten, und das Alles, um beiläufig etwas Gutes durchzusetzen, wozu sich gerade auf der Straße eine Gelegenheit bietet, das setzt einen Charakter voraus, über den zu lächeln möglich ist, der sich aber überall Achtung erzwingen wird. Muth haben viele Menschen, wenn sie in die Gefahr geworfen werden, fliegenden Enthusiasmus haben manche Völker im Ueberfluß, aber diese gentile, imperturbable, kühle Zähigkeit, die tapfere selbstvertrauende Sicherheit ist in Europa vorzugsweise eine eng-

lische Eigenschaft. Sie entspringt aus dem Gefühl, Mitglied eines mächtigen, großen Volkes zu sein, dessen Regierung auf dem Vertrauen des Volkes wurzelt und Leben und Wohlfahrt der einzelnen Bürger für gleichbedeutend mit des Landes Wohlfahrt erachtet. Sie entspringt aus einer männlichen Sittlichkeit des Volkes, wie des Einzelnen, welche nie verkümmert wird durch alle die unzähligen kleinen lächerlichen Tyranneien und Bevormundungen, welche anderswo den einzelnen von der Wiege bis zum Grabe umgeben, und welche nicht getödtet wird durch die Auflösung aller staatlichen Rechtsbegriffe, durch Ehrlosigkeit, Willkür, Mangel an Treue und Mangel an gesundem Menschenverstand in der Regierung. Dieselbe englische Regierung, welche so unwiderstehlich energisch gegen das Ausland auftritt, ist so bescheiden und ängstlich gegen ihr eigenes Volk, so peinlich beflissen, seine Rechte zu wahren. Ein befreundeter Gesandter wird von einer Zuhörertribüne heruntergewiesen, die Minister müssen es geschehen lassen, weil ein altes Herkommen zu ehren ist, sie dürfen ihm auch für die Zukunft nicht einmal einen Sitz zutheilen, sondern müssen beim Oberhaus den Antrag stellen, daß dasselbe den Gesandten Sitzplätze erlaube. Es gibt dagegen andere Regierungen, welche höchst unselbstständig, höchst kriechend gegen fremde Mächte sind, und wieder sehr dreist und unternehmend gegen das eigne Volk, nicht in Anweisung von Sitzplätzen, sondern in übermüthiger Disposition über seine Rechte und sein Eigenthum; ja es gibt Staaten, wo verurtheilte Fälscher auf dem Ministerstuhl sitzen, trotz dem Zorn des Volkes, welches diese freche Verhöhnung aller Sitte als eine tiefe Kränkung seiner Ehre empfindet. — Man wundert sich, daß es in Europa ein Volk gibt, ein großes Volk von edler Anlage, dessen Söhne in der Fremde so schnell als möglich das Kleid fremder Völker anziehen. In England werden sie Engländer, in Frankreich Franzosen, in Belgien werden sie Belgier, in Ungarn Magyaren, in Krakau Polen, ja in Rußland sogar Russen. Es ist ihnen kein Vorwurf daraus zu machen. Wo auch der Engländer in der Fremde lebt, die politische Ehre seiner Nation begleitet ihn, das Vertrauen darauf sitzt tief in seiner Seele, sie heiligt und weiht auch sein einsames, mühevolles Leben an den Grenzen der bewohnten Erde; der Sohn jenes andern Volkes hat zwar sein Ehrgefühl als Privatmensch; der Mantel politischer Ehre aber, welcher ihm in seiner Geburt umhangen wurde, ist so fadenscheinig, durchlöchert und beschmutzt, daß er sich seiner schämt; er weiß nicht übermäßig viel Großes, Ehrenvolles und Männliches vom Staatsleben seiner Heimath; keine Festigkeit der Gesetze und des Rechtes, überall Willkür; er weiß die Majestät der Souveraine herabgewürdigt zum Executor und Büttel einer ungeschickten Partei, er weiß die Völker entsittlicht, verwirrt, zänkisch und kleinmüthig. Wie soll er ein starkes, schönes Selbstgefühl, Stolz auf sein Vaterland in der Fremde bewahren, während bei ihm zu Hause diese Tugenden so selten sind?

Biographien unberühmter Russen.

I.

Schicksale eines polnischen Knaben*).

Ein Herr von D., welcher an der lithauisch=podolischen Grenze ein Dörfchen besaß und dasselbe wegen der Möglichkeit eines ungünstigen Ausgangs der polnischen Revolution im Mai 1831 verkaufte, sah sich nach dieser Revolution, die er als Offizier desselben Corps mitmachte, in welchem die berühmte Gräfin Emilie Plater als Capitain focht, zur Flucht gezwungen. Er ging, mit einer kleinen lithauischen Mannschaft in dem romarinoschen Corps auf östreichisches Gebiet und kam ohne besondere Hindernisse nach Belgien und England.

Vergebens versuchte seine Gattin mit ihrem dreizehnjährigen Knaben und den beiden noch jüngern Töchtern ihm zu folgen. Die Bewachung der Gerichtskreise und besonders der Grenzdistricte wurde gleich nach der Unterwerfung Polens so forcirt, daß an keine Auswanderung und noch weniger an einen Auszug mit dem Vermögen gedacht werden konnte.

Eine Folge der Revolution war die Bildung der Adelsprüfungsdeputationen. In dem Gerichtskreise, wo die Familie des flüchtigen D. sich dauernd aufgehalten, hielt eine solche Deputation im März 1833 ihren Einzug und begann unverweilt ihre Arbeit.

Auch Frau von D. meldete sich im Namen ihrer Familie, besonders aus Rücksicht auf ihren Knaben, der durch den Verlust des Adels am meisten leiden konnte. Die Deputation forderte, im Juli die Frau von D. auf, ihre Documente oder sonstigen Beweismittel vorzulegen. Sie besaß eine alte Urkunde, deren lateinischer Text allerdings auf der einen Seite, und zwar an einer nicht unwichtigen Stelle ein wenig unkenntlich geworden war; allein das Document war im Uebrigen so beweiskräftig, daß nur böser Wille seine Echtheit bestreiten konnte. Der zweite viel kräftigere Beweis war der Nachweis, daß noch jüngst die Familie ein Dorf mit Gerichtsbarkeit frei und erblich besessen hatte.

---

*) Die Person, von welcher vorzugsweise gesprochen wird, so wie deren Familie, befinden sich noch in Rußland; dies hat den Einsender dieser Mittheilung veranlaßt, auch da die Namen nur durch Buchstaben anzudeuten, wo der Leser das Recht hat, ein ausgeschriebenes Wort zu verlangen. Das Mitgetheilte sind Auszüge aus Briefen, welche der Held dieser Geschichte in die Hände seiner Verwandten zu bringen wußte. Vielleicht findet sie der Leser deßhalb anziehend, weil sie nichts in Rußland Ungewöhnliches enthalten.

Die Deputation dagegen achtete diese Beweise geringer als die Ueberzeugung, daß man den Sohn eines Revolutionärs nicht in den Rechten seines Vaters verbleiben lassen müsse; das alte Document wurde als ein „unlesbarer Zettel" für ungiltig erklärt und ging in der Hand der Deputation verloren; die Frau von D. konnte nicht wieder in Besitz desselben gelangen. Der Nachweis dagegen von dem Besitze eines Dorfes wurde für nichtssagend erklärt, denn nicht Besitzungen gehabt zu haben, sondern Besitzungen noch zu haben, gehöre zur Legitimation des Adels. Die Deputation hatte, wie bei vielen andern Familien, bösen Willen, und da war alles Vorlegen von Tauf-, Trau- und Sterbezeugnissen, welche ausdrücklich in der Verordnung zu den giltigen Beweismitteln gezählt waren, umsonst. Die Familie D. wurde in die heer- und steuerpflichtigen Stände einregistrirt und eine Protestation der Frau von D. beim Gouverneur blieb ohne Erfolg, zwei Briefe unbeantwortet.

Diese Behandlung mußte natürlich die Familie empören. Solche Aeußerungen eines empörten Gefühls mochte der noch nicht vierzehn Jahr alte Sohn der Frau von D. aufgefangen haben. Der dritte Lehrer des Gymnasiums, ein um seiner Carrière willen dem russischen Gubernium ergebener Mensch, fand in dem russischen Schreibebuch des Knaben auf die innere Seite des Umschlags die Worte geschrieben: „man muß sich neue Adelsdiplome mit moskowitischem Blute schreiben."

Der Lehrer nahm das Schreibebuch in Beschlag und überlieferte es der Polizeibehörde. Der Knabe wurde noch an demselben Tage aus dem Hause seiner Mutter geholt und in ein Polizeigefängniß geführt. In dem Verhör, an welchem der Rector des Gymnasiums als Beisitzer Theil nahm, gestand der Knabe ohne Zagen, daß er selbst die Worte geschrieben habe, dagegen bestritt er mit einer fast über sein Alter gehenden Energie, sie von irgend Jemandem vernommen zu haben.

So wurde er als der Urheber des Verbrechens behandelt, blieb mehre Monate im Gefängniß und wurde zur Erziehung in einer Militärschule im Innern Rußlands designirt. Diese Militärschulen sind keineswegs zur Bildung brauchbarer Offiziere bestimmt und durchaus nicht mit den Academien des Heeres zu verwechseln. In diesen nur werden die Offiziere gebildet und nur adlige Jünglinge aufgenommen. Die sogenannten Militärschulen, deren Zahl ziemlich groß ist, sind nur dem gemeinen Soldatenstande gewidmet und werden unter gewissen Verhältnissen als Strafanstalt für Kinder betrachtet.

Vergebens suchte die Frau von D. um Milderung des Urtels nach; ihre letzte Bitte wurde endlich erhört, daß der Sohn, wenn das Urtel nicht augenblicklich vollzogen werde, bis dahin noch den Schulunterricht genießen dürfe. Die Behörde entschloß sich nicht, einen so schweren Verbrecher dem Schulcarcer anzuvertrauen, und Frau von D. mußte sich entschließen, einen Kosaken, als tägliche

Escorte ihres Sohns, zu besolden. Verschiedene Versuche der Frau von D., ihrem Knaben bei diesen Gängen vom Gefängniß zur Schule, die Flucht möglich zu machen, blieben, da eine vollkommene Verständigung mit demselben unmöglich war, ohne Erfolg.

Endlich im Frühjahr 1834, als ein Trupp von 84 polnischen Knaben in das Innere Rußlands escortirt wurde, gelangte auch das Urtel des kleinen D. zur Vollstreckung. Unter einer Bewachung von zwei Kosaken mit einem Unteroffizier wurde er der Escorte jenes Knabentrupps übergeben. Man hatte ihm seine Civilkleidung genommen und dafür eine grüne Tuchjacke mit rothem Kragen und grobe graue Tuchbeinkleider angezogen, und so den kleinen Herrn zum Kroneigenthum gemacht.

Der Weg führte zunächst nach Kleinrußland. Etliche russische Kibitken, für deren Bespannung von Station zu Station die Bauern sorgen mußten, begleiteten den Zug. Theils waren sie mit Nahrungsvorräthen und grauen wollenen Mänteln beladen, theils zur Beförderung der Kranken und Maroden bestimmt.

Es wurde häufig, und hier, wo die Ortschaften noch dicht bei einander lagen, jedesmal in einem Dorfe Rast gemacht. Man quartierte die Knaben nicht in verschiedene Häuser ein. Vielleicht mißtrauete man ihnen mehr noch als den gemarterten Soldaten des Heeres. Die ganze Schaar wurde stets in irgend ein Gebäude, eine Scheune, einen Stall oder dergleichen getrieben. Ein mitleidiger Pole, L., räumte einmal den Kindern seinen Speisesaal ein und bewirthete sie mit Kaffee, Wein und guten Speisen. Beim Abschied schenkte er jedem Knaben dreißig Kopeken. Dieses Geld nahm natürlich vor seinen Augen der Führer der Eskorte mit dem Bemerken in Beschlag, daß die Knaben durchaus kein Geld besitzen dürften.

Die Kost, von den Bauern der Dörfer genußfertig geliefert, bestand fast überall in Kartoffelstücken, denn brachte ein Bauer einmal Erbsen, Hirse oder Grütze, so wurde dies entweder von der Eskortmannschaft weggenommen, oder mit in die Kübel vertheilt, in welchen sich die Kartoffelspeise befand, so daß bisweilen ein seltsames Gemisch entstand. Trotz dem war die Kost in der Ortschaft genießbar und für so jugendliche Magen erträglich. Nur dann jammerten die Kinder, wenn sie im Freien rasten und die Commißgrütze essen mußten, welche die Eskortmannschaft in unappetitlicher Weise mit etwas Talg geschmalzt, zubereitete. Der Arzt, eine Art Barbirgesell, welcher den Trupp begleitete, kümmerte sich um die Speisen nie und glaubte sich nur dann zu Dienstleistungen verpflichtet, wenn ein Bein- oder Armbruch stattfand.

Endlich erreichte man die Stadt, in deren Thor sich einst der König Boleslaw von Polen mit seinem Säbel ein Denkmal gegraben. Die Kinder wurden in ein Local der Kaserne gebracht und waren sehr froh, denn sie erhielten auf Befehl und vielleicht auch auf Kosten des Gouverneurs, eines Kurländers,

eine gute Mahlzeit mit Bier. Fünfundzwanzig der Knaben hatten hier ihre beschwerliche Reise vollendet und wurden in die dasige Militärschule, welche sich in einem andern Flügel der Kaserne befand, aufgenommen.

Nach einer zweitägigen Rest wurde der Marsch fortgesetzt, er wurde jetzt viel beschwerlicher, da die Ortschaften viel entfernter von einander lagen. Aber die Behandlung durch die escortirenden Mannschaften wurde besser. Vorher hatte meist alle vier Meilen weit, also von Tag zu Tag ein Escortenwechsel stattgefunden, so daß die Soldaten mit den Kindern gar keine Bekanntschaft machen konnten. So lange aber diese fehlte, wurden die Kleinen roh und barsch behandelt. Jetzt blieb bei der Kindertruppe oft zwei und drei Tage lang dieselbe Mannschaft, so daß eine gewisse Befreundung stattfand. Die Militärstationen wurden weiterhin noch seltener. Auf jeder wechselte die Mannschaft; nur der Führer der Escorte, ein Kosakenoberlieutenant, welcher entlassen war, oder vielmehr mit diesem Dienste seine militärische Laufbahn beschloß, blieb immer derselbe; und dieser war nicht gerade ein Barbar, ja erlaubte sich sogar, mit den Knaben kindische Possen zu treiben. Ueberhaupt schien den Kindern der russische Soldat um so sanftmüthiger, je tiefer sie in das wüste Reich hineingelangten.

Nach einer Wanderung von anderthalb Monaten erreichte der hinkende und höchst bejammernswerthe Zug von Kindern, die Gubernialstadt K. Die kleinen Genossen des Knaben, er selbst nicht ausgeschlossen, waren nicht besser wie Sterbende. Das fortdauernde Wandern hatte sie in den Hüften völlig gelähmt und ihnen den Appetit so geraubt, daß sie, wie leer auch ihr Magen gewesen, kaum einige Bissen täglich genießen konnten; dabei waren sie gräßlich abgemagert und so von Kräften gekommen, daß bisweilen fünf, sechs Knaben zugleich wie todt hingesunken sind. Man flößte ihnen dann Branntwein ein und legte sie auf eine Kibitke. Da aber die Geschirre für die Menge der Maroden nicht zureichten und in der Steppengegend keine Bauergeschirre zu bekommen waren, so mußte man des Tages oft zehn und zwölf Mal rasten. Auf Befehl des Lieutenants haben zwar bisweilen die Kosaken von ihren Pferden steigen und sie den Knaben überlassen müssen, allein diese Gnade ist nur den Lieblingen des Offiziers zu Theil geworden, auch war es bei der unerträglichen Hitze oft keine Wohlthat für die erschöpften Kinder, zu vieren, zuweilen sogar zu fünfen auf dem scharfen Rückrat eines dürren Kleppers hocken zu müssen. Neun Personen starben auf diesem Wege. Die christliche Weihe gab der Kosak diesem Grabe, indem er aus Binsen einen kurzen und einen langen Zopf flocht und beide in Gestalt eines Kreuzes auf den Hügel heftete.

In K. war der Adjutant des Gouverneurs, ein Capitän, so mitleidig, den jammervollen Wesen eine achttägige Rastzeit auszuwirken und sie bei den Bürgern ins Quartier zu legen, wie Soldaten. D. schreibt, er habe zwei Tage und zwei Nächte ohne Unterbrechung geschlafen, und dies habe ihn vom Tode gerettet.

Hier wurde die Truppe wieder verringert. Die letzten sieben, welche zur Strafe in russische Militäranstalten gebracht wurden, waren nach O. an der asiatischen Grenze bestimmt, bis wohin sie von K. aus noch einen 180 Meilen langen Weg zurückzulegen gehabt hätten. Allein der Umstand, daß der Führer der Escorte im Wolgagebirge seine Heimath fand und hier seine militärische Dienstpflicht zu Ende ging, hatte die Mächtigen veranlaßt, die sieben politischen kleinen Verbrecher nach S. an der Wolga gleichsam zu begnadigen und sie von einer gräßlichen, fünfundneunzig Meilen langen Reise durch Steppen und Gebirgswüsten zu befreien.

Drei Kosaken und der Lieutenant mit zwei Kibitken begleiteten die sieben Kinder, von denen eins im Suwalafluß beim Baden ertrank oder, wie die andern sagten, sich ertränkte. Es war ein stiller Knabe gewesen, und hatte am meisten von Allen geweint. Die Gegend wurde abscheulich. Die Dörfer lagen auf fünf bis sieben Meilen Entfernung auseinander, und obschon man stets auf dem Heerwege blieb, der durch hohe, mit Schilfflaggen versehene Stangen bezeichnet war, fand man doch zwischen den Orten nicht einmal eine Zemblanka, ausgenommen da, wo ein nach Norden, und zwar Moskau, führender Weg, den nach Osten gehenden durchschnitt. Der Führer aber freute sich über die Nähe seiner Heimath und gestattete den Kindern große Bequemlichkeiten. So wanderten sie jetzt gar nicht mehr, sondern ritten auf den Kibitkenpferden.

Endlich mit Herbstseinbruch langten sie zu Sa. an der Wolga an. Das war eine hölzerne, meist mit Schilf, Reisig und Stroh gedeckte Stadt, von etwa sieben tausend Einwohnern. Die Straßen sind ungepflastert und hier und da sogar mit Gesträuch bewachsen, aber sehr breit. Dies- und jenseits des Stromes ist die Gegend von Gebirgen begrenzt, deren Thäler bis nahe an die Stadt heran das Ansehen von Wüsten haben und keine Spur von Landwirthschaft zeigen, nur seltene Häuflein weidender Pferde oder Ziegen sieht man. Man ißt dort viel grüne Speisen, aber sie bestehen aus wilden Kräutern. Das häufigste und beliebteste Gemüse sind Pilze, welche aus den Gebirgen und Birkenwaldungen in ungeheurer Masse herauskommen. Das wilde Thier war sehr zahlreich. Weißgraue Kaninchen, Hasen, von ganz lichtgrauer Farbe, Füchse und Wölfe, auch von viel hellerer Farbe als in Polen, begegnen Einem zahlreich auf allen Wegen. Auch Bäre gibt es in den Gebirgen viele. Wölfe und Füchse werden hier zum genießbaren Wildpret gerechnet. Fische sind keine Marktwaare, und wer welche genießen will, läßt sie sich fangen, so viele als ihm belieben. Die Menschen, welche nicht kaiserliche Beamte und Soldaten sind, sehen aus wie Zigeuner, gehen bis zu den Knien barfuß und tragen selten Röcke, häufig Felle, nach Art der spanischen Mäntel zum Theil graue, starre Zipfelmützen, zum Theil auch gar keine Kopfbedeckung. Die vornehmen Bürger bedecken den Kopf mit Pelzmützen und tragen Röcke von Hansleinwand.

Die Kinder wurden in die Kaserne gebracht, welche ein hölzernes, von einem Erdaufwurfe rings umgebenes Gebäude ist und sich außerhalb der Stadt dicht am Strome befindet. Sie enthielt eine kleine Abtheilung Kosakenartillerie, einige Schwadronen Kosakencavalerie und zwei kleine Compagnien Infanterie von den sogenannten „Grünen". In diesen beiden Compagnien befanden sich vierzehn Polen.

Die Militärschule, in welche die Knaben am Morgen des andern Tags gebracht wurden, befand sich zwischen der Kaserne und Stadt und war von einer Pfahlwand umgeben. Sie enthielt sechzig Zöglinge, Söhne theils von Kosaken, theils von Kronbauern, in drei Classen; in jeder mußte ein Schüler zwei Jahre bleiben. Lehrgegenstand der Untersten war Lesen und Schreiben; denn nur in äußerst seltener Ausnahme kam einmal ein Schüler auf diese Schule, welcher schon etwas vom Lesen und Schreiben verstand. In der mittleren Classe Rechnen, ein wenig Zeichnen, russische Sprache und etwas Geometrie und dasselbe in der obersten Classe, hauptsächlich aber großrussische Sprache, russische Geschichte und die Geographie des Reiches. Die Geschichte Rußlands, welche hier im Gebrauch war, war in Petersburg auf Befehl des Ministeriums verfaßt worden und war daher so eigenthümlicher Art, daß sie kaum einige Aehnlichkeit mit der russischen Geschichte hatte, welche man in Lithauen kannte. Aber in sofern war sie dem jungen Polen interessant, als sie die Geschichte des asiatischen Rußlands ausführlicher enthielt, als er sie kannte; auch schien diese viel weniger verzerrt zu sein, als die Geschichte des europäischen Rußlands.

Zwölf Schüler logirten in einer Kammer, und bei ihnen befand sich ein Unteroffizier, der ungefähr dieselbe Rolle spielte, wie der Repetent eines Cadettenhauses.

Außer den Unterrichtsstunden bestand die Beschäftigung der Schüler in Holz- und Schilfhacken, Reinigen der Classen und Kammern, Fischefangen, Füttern einer Heerde von Ziegen und Pferden, die den Lehrern und Unteroffizieren gehörten, und Bearbeitung eines großen, am Strome gelegenen Feldstückes, auf welchem alljährlich Hafer und eine Art Haidekorn erbaut wurde. Man grub mit hölzernen Spaten, und dies war natürlich für Kinder im hohen Grade anstrengend.

Nachdem der Director die Knaben mit seinen Unglücksgefährten in Empfang genommen, warf er die Verzagten mit eigener Hand in die düstern Lehmzellen, das künftige Wohnzimmer, und fluchte dabei sehr.

Die Mitschüler kamen aus der Classe zurück und erfuhren, wer der Neue sei. Da warfen sie sich auf das Commando des Unteroffiziers über ihn her und prügelten ihn so unsanft, daß er mehrere Wochen lang Beulen an seinem Körper trug. Nach abgemachten Empfangsprügeln machten sie doch niemals mit ihm Gemeinschaft. Die Lehrer und Aufseher nährten diesen Haß, indem sie den kleinen Polen zum Sklaven der russischen Buben machten, die ihm an Kenntnissen und Sitten

doch weit nachstanden. Er mußte täglich die Schuhe seiner Stubengenossen, vom ältesten bis zum jüngsten hinab, mit Thran putzen, er allein mußte die Nachtgefäße täglich aus dem Schlaflocale tragen, gerade er mußte, und das war am schwersten, jeden Freitag das Hemd des Unteroffiziers seiner Zelle waschen und erlitt dabei regelmäßig arge Mißhandlungen. Alles, was ihm wehe that, bereitete man ihm, und mit Dienstverrichtungen wurde er so überladen, daß er oft noch arbeitete, wenn die russischen Knaben längst im Schlaf lagen. Die meisten Mißhandlungen zog ihm seine Sprache zu; jedes polnische Wort, welches ihm von der Zunge glitt, hatten Rippenstöße und Schläge zur Folge, und auf das Recht zu diesen Mißhandlungen waren die russischen Zöglinge geradezu angewiesen. „Es ist“, schreibt er, „unbeschreiblich, was ich hier gelitten habe,“ und man darf dies wohl glauben.

Im Jahre **1836** rückte er in eine höhere Classe. Nach dem Schulgesetz sollten die Knaben der untersten Classe denen der höheren dienstbar sein; allein er mußte auch den Schülern der untersten Classe die Schuhe mit Thran reiben und die Töpfe austragen. Auf seine weit über diese Schulanstalt hinausgehenden Kenntnisse nahm man keine Rücksicht; ja gerade wegen seiner überlegenen Kenntnisse wurde er wieder in die unterste Classe zurückversetzt. Denn von der Erinnerung an des Mickiewicz begeisternde Gedichte ergriffen, zugleich von dem Druck seiner Lage zu einer Seelenergießung gedrängt, hatte er eine Menge kleiner Poesien geschrieben und diese in einem Heftchen vereinigt. „Diese Verse“, schreibt er, „waren meine Gesangsbuchslieder und meine Bibelverse; ich las sie gern, weinte dabei und phantasirte mich in eine bessere Zukunft.“ Das Heftchen aber wurde ihm von einem russischen Knaben weggenommen und dem Director übergeben. Statt daß dieser böse Mensch sich über eine frische Entwickelung von Geistesgaben hätte freuen sollen, ergrimmte er, zerschlug das Heft an dem Kopfe des Poeten und setzte denselben in die unterste Classe zurück.

Die martervollen sechs Jahre strichen vorüber. Vor der Entlassung wurde D. noch aufgefordert, sich in die griechische Kirche aufnehmen zu lassen, aber trotz verschiedenen Drohungen entschloß er sich nicht dazu, und man mußte sich mit der Erklärung beruhigen, daß er ja mit seinen Schulgenossen alle religiösen Handlungen mitmache und für sein Verhältniß daher genügend zur griechischen Kirche gehöre.

Endlich, zu Anfang des Jahres **1841**, wurde er in eine der beiden Infanteriecompanien zu S. als gemeiner Soldat eingestellt. Der Hauptmann, ein leutseliger und den Polen nicht allzu grimmiger, jedoch sehr roher Mensch, benutzte die Kenntnisse des jungen D. in seiner Kanzlei und behandelte den Schreiben nicht ohne Liebe, so daß dieser den Aufenthalt bei ihm „die goldene Zeit seines verdorbenen Lebens“ nennt. Daß er die Kinder der Frau Hauptmännin warten, sogar waschen mußte, nennt er ein poetisches und belustigendes Schicksal.

Allein diese goldene Zeit währte nur ein Jahr. Im Januar 1842 wurde das Regiment nach Südrußland geschickt, und zur Besatzung einer Menge kleiner Militärposten unterhalb der Nogaischen Steppe und an der Dnieprkrümmung verwendet. D. ward mit 19 andern unter dem Commando eines Lieutenants in ein Steppendorf gesandt. Das Dorf besteht aus neun Hütten, sämmtlich unter der Erde, sind kaum in der nächsten Nähe sichtbar. Von Feldbau keine Rede. Das Dorf ist ein Eigenthum der Krone. „Hunderttausend solche Perlen", schreibt der russische Soldat aus dem Erdloch der Steppe an seine Mutter, „machen die Krone des Kaisers noch zu keiner Kostbarkeit."

Dicht beim Dorfe befand sich das Wachhaus, aus Steppenkalk erbaut, dabei Küche und Stall unter der Erde mit einem Dach von Schilf bedeckt. Von Seite dieser Leute wurden die Soldaten und auch D. mit großer Freundlichkeit behandelt. Der Lieutenant schien die Mißhandlung des Polen für eine Dienstpflicht zu halten. Im Frühjahr 1843 hatte er Briefschaften nach dem fast 80 Meilen entfernten O. abzusenden. Sowohl die kertscher Caravane als auch die Militärbotschaft von Petrowskaja bot ihm die geeignetesten Mittel dazu. Allein er befehligte D. zu diesem fürchterlichen Botendienst und schrieb ihm die Route so vor, daß es kaum möglich war den Dienst zu leisten. Er hatte nach derselben täglich fünf Meilen oder fünf und dreißig Werst zurück zu legen, und sollte am 19 Juni, also nach 38 Tagen, wieder eintreffen. Und damit er vom Wege nicht abweichen könne, hatte er sich in acht Städten bei bestimmten Offizieren an genau angegebenen Tagen zu melden und von denen sein Reisegeld in Empfang zu nehmen. Funfzig (Palky) Knutenschläge bedroheten seinen Rücken, sofern er der Vorschrift nicht nachkomme oder sie übertrete. D. schreibt, er habe vor Wuth und Verzweiflung knirschend seine Wanderschaft angetreten. Der Gedanke zu desertiren, sagt er, sei hundert Mal in seinem Kopfe lebendig geworden und die Lust dazu sei groß gewesen; allein die Unmöglichkeit eines glücklichen Davonkommens habe ihm doch zu klar vor Augen gestanden. Endlich beschloß er, sich an den General G. U. oder an den General R. im O. mit einem Bittgesuch um Versetzung in ein anderes Regiment zu wenden, und dieser Gedanke erfüllte ihn aufs Neue mit Muth und Trost.

Am ersten Tage legte D. sechs volle Meilen zurück und freuete sich, durch dieses Mehr etwas gewonnen zu haben; allein schon am anderen Tage spürte er eine merkliche Abnahme der Kräfte, doch hielt er sieben Tage lang genau seine Marschroute, wie entsetzlich auch die Wanderung wegen der theils sehr schlechten, theils ganz mangelnden Bahn war. Obschon seine Fußsohlen hart wie Horn waren, erhielten sie doch eine Menge Blasen, die ihn zwangen barfuß zu gehen; doch hätte ich noch lieber die Qual an den Füßen, als den Druck des Tornisters, Czakos und Gewehres ertragen. Am elften Tage schwollen ihm die Füße um die Knöchel herum und es war ihm kaum mehr möglich zu gehen. Doch hätte er

gern die durch ihre Universität in Rußland berühmte Stadt Ch. erreicht, um sich in ein Militärspital aufnehmen zu lassen, welches ihn wegen der Verspätung ein respectables Entschuldigungsattestat hätte ausstellen können; allein dies war nicht möglich. Er schleppte sich bis zu einer Zomblanka. Der Besitzer derselben, ein alter Kelinrusse bemühete sich, dem armen Soldaten die kranken Füße mit einem gekochten Kräuterbrei zu heilen, aber wie wohl ihm auch diese Behandlung that, hätte er doch die Reise nicht unverweilt fortsetzen können, wäre ihm nicht das Glück widerfahren, mit einem deutschen Ansiedler, Namens Seidelmann, hier Bekanntschaft zu machen. Dieser Mann hatte vor Jahren unsern von dem Geburtsorte des D. auf den Gütern des Grafen O. als Commissar gelebt, sich später bei Akierman in einer deutschen Steppencolonie angesiedelt und zuletzt hier, wo ihn D. fand, ein Dörfchen gekauft. Das Loos des D. nahm ihn in so hohem Grade in Anspruch, daß er ihm ein Pferd zum Reiten, wenn auch nicht gerade ein vortreffliches, schenkte und ihn mit Nahrungsmitteln für die Reise reichlich versah. So setzte D. seine Reise reitend fort. Das Pferd machte freilich dem Polen bei den Städten, in denen er Meldung zu leisten hatte, viel zu schaffen, da er als Infanterist unmöglich auf demselben seinen Einzug halten konnte. Doch war es für ihn ein Rettungsmittel. Er traf sogar noch einen Tag früher, als die Ruthe bestimmte, zu O. ein und gewann dadurch Zeit, ein Bittgesuch zu verfassen und durch den Unteroffizier der Hauptwache an den General R. gelangen zu lassen. Er hoffte einen schnellen Bescheid, allein diesen erhielt er nicht, und mußte daher ungewiß über seine Zukunft die Rückreise antreten.

Er kehrte wieder bei Seidelmann ein, um ihm das Pferd zurückzugeben, dieser aber nahm es nicht an, und D. vollendete auf demselben seine Reise.

Zwei Monate später ging ein Bescheid auf sein Bittgesuch ein. Doch kam es nicht in seine, sondern des Lieutnants Hände und schien auch nicht zusagender Art zu sein. Was es enthielt, hat D. nicht erfahren. Dem Lieutenant aber war es Pflicht oder Bedürfniß des Herzens, dem gequälten Menschen dreißig Knutenschläge zutheilen zu lassen. Ich hatte schon ärgere Mißhandlungen ertragen, daher erschöpfte auch diese meinen Muth und meine Kräfte nicht; viel härter war es, daß mich der Lieutenant ferner ein ganzes Jahr lang ununterbrochen mit ähnlichen Botendiensten quälte. Diese fortwährenden Wanderungen machten mich zuletzt wirklich zum Krüppel. Siebzehn Wochen lang mußte ich in dem Spital zu G. liegen, die gebräuchliche Hungerkur nahm mir alles Fleisch von den Knochen, aber ich erhielt mich doch und lernte wieder gerade gehen.

Sein Bittgesuch schien indessen doch eine neue bessere Folge gewonnen zu haben. Im Spital noch erhielt er Befehl mit 182 verschiedenen Genossen unter dem Befehl eines Hauptmanns in ein Regiment am Kaukasus einzurücken. „Sollte ich einst in meinem Vaterlande eine Hochzeit feiern", schreibt D., „so wird an meinem Ehrentage meine Freude nicht größer sein als bei dem Empfang dieses Befehls.

Nachdem die Mannschaft ihre Uniformstücke abgegeben und dagegen mit Kitteln, desgleichen mit doppelten Waffenstücken und Quersäcken, statt der Tornister, versehen worden, trat sie ihren Marsch an. Er wurde sehr forcirt; aber der Führer war ein menschenfreundlicher Mann, der zwar von dem erbärmlichen Sold regelmäßig die Hälfte in seine Taschen steckte, aber desto eifriger die Dörfer zwang, für die Ortschaften Branntwein und Nahrungsmittel zu liefern. „Ich hatte seit vielen Jahren nicht gesungen," auf diesem Marsche lernte ich es wieder; der Hauptmann, welcher selbst als Vorsänger agirte, zwang mich dazu; er fand ein besonderes Interesse an mir, ich mußte neben seinem Pferde marschiren, ihm die Geschichte meines Vaterlandes und sogar die Biographien des Cornelius Nepos mittheilen, über welche er sich sehr wunderte, so daß er in großer Freude mit dem Kantschu in der Luft herumfuhr und immer wieder rief: Sehr wunderbare Menschen! Bisweilen schenkte er mir als besondern Huldbeweis in einem Papier oder Läppchen einige Prisen Schnupftabak. Habe ich ja etwas Schlimmes von diesem sehr guten Manne zu erleiden gehabt, so war es, daß er mich jedes Mal, wenn er bei recht fröhlicher Laune in Gelächter ausbrach, mit der Fußspitze oder dem Steigbügel in die Rippen stieß.

Wir erreichten das Gebiet des Kaukasus im August. Auf dem Kampfplatze war es sehr ruhig. Es schienen für dieses Jahr alle Operationen aufgegeben zu sein. Wir wurden in die erbärmliche Festung Jek. am Kuban, deren Besatzung aus achthundert Mann bestand, gelegt. . Der General H., den später das Unglück getroffen, zum gemeinen Soldaten degradirt zu werden, forcirte hier die Exercitien auf eine entsetzliche Weise, besonders die Tirailleurübungen. Häufig wurden wir von früh bis in die Nacht umhergetrieben, ohne daß Jemand darnach fragte, ob unsere Magen eines Bissens bedürften. Dabei war der Wachtpostendienst sehr beschwerlich, um so mehr, da die Unteroffiziere, die sich ebenfalls nicht wohl dabei befanden, ihre Wuth faustkräftig an uns ausließen, wenn sie nicht irgend eine fremde Person zum Ziele ihres Ingrimms machen konnten. In Kurland gibt es ein gemeines Soldatensprichwort, welches wahrscheinlich aus Deutschland stammt, „im Frieden heißt's Luder, im Kriege Bruder. Dieses Sprichwort ist beim russischen Heere gar nicht wahr. Wir befanden uns hier auf dem Kriegsschauplatze, hätten aber im Frieden keine schlechtere Behandlung erdulden können. Sold bekamen wir fast gar nicht. Alle vier Monate sollte uns ein Silberrubel ausgezahlt werden. Statt dessen erhielten wir der Mann alle Monate neun Kopeken. Die andere Hälfte des Soldes blieb natürlich in einer fremden Tasche sitzen, und darüber den Mund zu öffnen, würde sehr gefährlich gewesen sein. Da freilich auch der Sold von einem Rubel so viel als nichts war, so konnten wir über den Verlust des halben Soldes ganz beruhigt sein, zumal wir an Nahrungsmitteln nicht gerade Mangel litten."

Im Frühjahr begann die Kriegsoperation. Aber sehr lange wurden die Truppen

in den Hügeln unterhalb des Kaukasus zwecklos umhergetrieben. Die Tscherkessen behandelten den Krieg wie eine Neckerei. Sie erschienen stets da, wo die Russen nicht waren, und überrumpelten die kleinen elenden Forts da, wo die Russen einen Angriff am wenigsten vermutheten. Erst im Juli kam es zu einigen ernsten Kämpfen. Im ersten und zweiten kam ich nur in ein schwaches Feuer; das dritte war ein nächtlicher Ueberfall, bei diesem wurden mir zwei Finger an der linken Hand zerschmettert.

Die schlechte Behandlung der Wunde machte, daß der Arm ein steifes Handgelenk bekam. Er war über dieses Unglück entzückt, in der Meinung, daß es ihn vom Militärdienst befreien und den Weg nach dem Vaterlande bahnen werde. Allein seine Hoffnung täuschte ihn. Er wurde in das Fort J. k. zum Patronenmachen geschickt. Diese für ihn wegen seiner gelähmten Hand viel mehr als für einen andern mühselige Arbeit mußte er drei Jahre lang verrichten, „die Höllenzeit seines Lebens".

Als endlich die Besatzung der Festung gewechselt wurde, wagte es D., ein Gesuch einzureichen, um in einer anderen Weise verwendet zu werden. Der Oberst behandelte diese Vermessenheit aber wie der Lieutenant auf der Dnieprpaste, und D. hatte zwanzig Knutenschläge zu erdulden. Dieses schreckte ihn indeß nicht ab, ein zweites gleiches Gesuch einzureichen, der Oberst beschied aber wiedernm mit zwanzig Knutenschlägen und kündigte dem Supplicanten an, daß, wenn er „„abermals einen solchen Wisch schicke, er ihn todtschlagen lassen wolle"". Auch diese Drohung hielt ihn nicht ab, dem General W., welcher die Festung inspicirte, ein, wie er selbst sagt, wirklich rührendes Gesuch persönlich zu überreichen und es mit einer mündlichen Auseinandersetzung zu begleiten, die der General gnädig anhörte. „Er hatte die Kaukasusarmee erst übernommen und war daher bei guter Laune." Noch an demselben Tage, und zwar mündlich, erhielt er durch einen Adjutanten Resolution. Das Glück sollte ihm zu Theil werden, als Straßenwächter in K., ziemlich nahe seinem Vaterlande, zu figuriren. Dieser Soldatendienst, vor dem ich stets ein jämmerliches Grauen empfunden, mußte mir wegen seiner allzugroßen Erbärmlichkeit natürlich als eine fast unerträgliche Schmach erscheinen; allein — nur 79 Meilen von meiner Heimath: „das war mir ein Himmelsglück." Nachdem er seine Montirungsstücke abgegeben und schlechtere dafür empfangen, machte er sich, von dem Adjutanten im Namen des Generals W. mit einem Silberrubel beschenkt, auf den Marsch und erreichte K. noch vor Ende des Jahres.

Von hier aus gelang es ihm, Briefe und eine umständliche Schilderung seines bisherigen Ergehens an seine Mutter beizubringen. Bisher hatte seine oft nachfragende Mutter nur erdichtete Auskunft von dem Militärbureau des Ortes erhalten, in welchem sie lebte. Die Nachrichten aber, welche er seiner Familie gegeben, hatten für ihn eine heilsamere Folge, als alle seine früheren Bittschriften. Durch Fürsprache erwirkte man ihm zwar nicht Entlassung, aber doch eine große Erleich-

terung seines Looses. Ein Oberst nahm ihn in seine Kanzlei als Schreiber und schenkte ihm sogar eine Unteroffizierstresse. In dieser Kanzlei befindet sich D. noch gegenwärtig.

Pfaff vom Kahlenberg,

ein ländliches Gedicht von Anastasius Grün.

(Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1850).

Er hat die Freude am Gesange nicht verloren. Als er in unserer Literatur auftrat, in Wehr und Waffen, statt seiner Grafenkrone einen Rosenkranz auf dem Helm, ein frischer junger Gesell, da war noch gute Zeit unter den östreichischen Poeten. Damals erhoben sie noch so hoffnungsvoll ihre Häupter und träumten von einem neuen schönen Leben für die östreichische Kunst und den östreichischen Staat. Wo sind die Sänger hin? Lenau, der größte unter ihnen, Karl Beck und die kleinern Herren, welche damals zu Leipzig in Herberge lagen und ihre Gedichte, als Kriegsgeschrei, bei Nacht über die schwarzgelben Schranken sendeten? Anastasius Grün ist fast allein geblieben, und ist für uns fast ganz geblieben, wie er war. Das ist ein zweifelhaftes Lob für den Dichter, für den Menschen ein großes. Die Grundstimmung seiner Seele ist noch jetzt die alte, derselbe leichte fröhliche Sinn, welcher sinnig und nachdenklich alle Empfindungen durchgenießt, wie sie die wechselnden Stunden bringen, ohne sich an eine zu verlieren; dieselbe warme Begeisterung für alles Brave und Schöne, dieselbe milde Trauer über das Schlechte und Häßliche. Er ist ein freier, unabhängiger Mann geblieben, der aus dem Sturm der letzten Jahre sich seinen reinen Idealismus gerettet hat, ein Patriot im besten Sinne des Worts, der seinen Liberalismus besser bewahrt, als Manche von den ruppigen Krähen, welche ihn damals vor des Märzen Idus anschrieen, weil er zu Hofe gegangen war, und sich ein Weib genommen hatte.

Aber auch als Dichter ist er geblieben, wie er war. Weder der Umfang, noch die intensive Kraft seines Talents zeigt sich größer. Damals, als er auftrat in den dreißiger Jahren, machte die deutsche Lyrik eine Schwenkung nach dem Epos hin, Rückerts schöne Bearbeitung von Rostem und Serab, Immermanns Tulifäntchen, Lenau's Savanarola u. s. w. charakterisiren, nächst dem

„letzten Ritter" diesen kleinen Abschnitt einer interessanten Periode. Der Baum deutscher Lyrik, welcher seit fast hundert Jahren das deutsche Volk beschattet hatte, fing an seine Lebenskraft zu verlieren, alle möglichen Empfindungen, Töne und Weisen hatten Sänger, Bewunderer und Typen gefunden, und die nervöse und neuerungslustige Gegenwart suchte nach neuen reizenden Stoffen für die Phantasie. Piquante Bilder und zeitgemäße Reflexionen lockten den Schaffenden und Genießenden, unbefriedigt durch die umgebende Wirklichkeit versenkte sich die Seele der Dichter träumerisch in die Natur oder die Geschichte, um Vergleiche und Gegensätze zu den Stimmungen, welche ihre eigene Zeit gab, zu finden. Das tendenziöse Wesen störte alles künstlerische Reifen der Stoffe, welche die Dichterseelen noch zur Production reizten. Was geschaffen wurde, waren fast immer abgerissene Einzelheiten, Spiegelbilder der aufgeregten Seelen, Gespenster der Gegenwart, durch deren lockere Hülle man das kalte Knochengerüst der mehr oder weniger raffinirten Reflexion durchsah. Daher kam es auch, daß die Dichter dieser Richtung zu keiner künstlerischen Durchbildung der Form kamen. Eine große Rohheit und Ungeschicklichkeit in der Versifikation bezeichnete auch äußerlich den Verfall der Lyrik. Wenige Jahre nach Platens Tode, konnten die meisten jüngeren Dichter kein Gedicht von tadelfreier Form mehr machen, und suchten vergebens durch den Flitterstaat gehäufter und seltsamer Bilder den Mangel an Formensinn und an dichterischer Potenz zu verdecken. Eine von den wenigen Ausnahmen war Herwegh, aber selbst Lenau's mächtiges Talent krankte an dem Leiden, dem Schwinden der productiven lyrischen Kraft in der Nation. Dieser Auflösungsprozeß der Lyrik ist ein nothwendiger, er wird bereits das zweite Mal nach einem Zwischenraum von 400 Jahren in so großem Maßstabe von den Deutschen durchgemacht, er ist ein folgerichtiger, in seinem Verlauf, dem Zusammenhang seiner Momente und in seinen innern Gesetzen verständlicher. — Auch unser Dichter zeigt alle Eigenthümlichkeiten seiner Bildungszeit, ihre Virtuositäten und ihre Fehler, beide in hohem Grade. — Es sei der Kritik erlaubt, das Lebendige in eine Formel zu fassen. Sein Talent ist: irgend ein Object, das seine Seele reizt, zu schildern, eine Reflexion daran zu knüpfen und das Geschilderte in eine Metapher für seine Reflexion zu verwandeln. Der Kreis der Stoffe, welche er ausmalt, und an welche sich sein sinniges Vergleichen anknüpft, ist nicht sehr groß. Der Wald, der Strom, die Morgenröthe, die Blumen, behagliche Situationen des Menschenlebens, Schlösser, Ruinen, der Pomp und die Gefühle des Mittelalters. Der Ritter und der Sohn der östreichischen Berge sind überall herauszuerkennen. Das Schöne in seiner Darstellung liegt darin, daß er zuweilen geistreich, in der Regel aber mit liebender Zartheit sein warmes Gefühl mit diesen Objecten in Verbindung zu setzen weiß; ihm eigenthümlich ist, daß er glänzende und anmuthige Bilder und Vergleiche den entgegengesetzten vorzieht, auch aus Tod und Verwesung die Keime neuen Lebens zu erkennen liebt,, daß

er gern den Stoffen eine launige Seite abgewinnt und leicht und überall Gelegenheit zu einem zierlichen Spiel der Phantasie findet. Es macht deshalb bei seinen Gedichten keinen großen Unterschied, ob er selbst die Sentimentalität seiner Reflexionen ausspricht, oder ob er sie bestimmten historischen Personen in den Mund legt, denn der charakterisirenden Situationen gibt es bei ihm für seine Helden nur wenige und seine Figuren sind eigentlich nur dazu da, um einen losen Faden zu halten, an welchem er die zahlreichen, einzelnen Anschauungen und Betrachtungen aufreihen kann. Und doch ist die Beschaffenheit dieses Fadens, für die Wirkung seiner einzelnen Werke von Wichtigkeit. Bei seiner Vorliebe für die Romantik des Mittelalters kann es ihm wohl begegnen, daß er zu Trägern seiner Poesie phantastische Figuren nimmt, deren innere Nothwendigkeit dem Publikum nicht recht begreiflich wird. An diesem Uebelstand, auf den hier kein Gewicht gelegt werden soll, der aber den Erfolg seiner Schöpfungen beeinträchtigen kann, leidet auch das Gedicht, welches hier zu besprechen ist.

Im „Pfaff vom Kahlenberg" hat er zwei Figuren aus den komischen Volkserzählungen des Mittelalters, den derben Minnesänger Nithart, den Bauernfeind, und den Pfaff vom Kahlenberg mit dem Herzog Otto, Albrecht des Ersten Sohn, in Verbindung gebracht. Die Neckereien und Schwänke des Sängers Nithart mit den Bauern sind zunächst benutzt, die Geschichte mit dem Veilchen, die nackten Bauern als Büßer, die Jupe mit Stecknadeln gefüttert und ähnliche Züge, welche der alte Volkswitz erfunden hat. Ebenso läßt er im letzten Theil den Pfaff vom Kahlenberg seiner Gemeinde, welche keine Kirchenfahne kaufen will, die schwarzen Pfarrhosen auf die Fahnenstange stecken, er läßt ihn bei einem Besuch der jungen Herzogin die Holzbilder der Apostel aus der Kirche holen und ins Feuer werfen u. s. w. Da aber diese alten Eulenspiegel bei Grün's Behandlung die derbe Narrennatur, welche sie in dem Volksbuch haben, verlieren und namentlich der Kahlenberger in seinem Gedicht die Bestimmung hat, eine fein gebildete heitere Lebensweisheit zu vertreten, so paßt, zumeist bei diesem, der burleske Inhalt einzelner Nummern nicht zu der Physiognomie, welche die Figuren im Allgemeinen haben, und der Dichter verfehlt oft seinen Zweck, den Leser lustig zu stimmen. Zumal da er ohnehin geneigt ist, in solche Possenstreiche einen tiefern klugen Sinn zu legen. Dergleichen Schwänke pflegen nicht zu gerathen, wenn sie von gebildeten Leuten unternommen werden. Außer diesen Narrenstreichen der launigen Figuren enthält das Buch in dem mittelsten Abschnitt, welcher „Otto" überschrieben ist, eine Bergreise des Herzogs mit seinen zwei Begleitern nach Kärnthen, wo derselbe nach dem bekannten Brauch auf dem Steinsitz von einem Bauer mit dem Lande belehnt wird. Dieser Theil und nächst ihm der erste, „Nithart", enthalten das meiste Liebenswürdige, darunter Seiten von großer Schönheit. Ueberall aber in dem Buche ist das Landleben Oestreichs als Grundlage zu einer Menge von bunten Reflexen benutzt, die Bauern, der Sänger, der Fürst, der weise Land-

pfarrer erscheinen in gemüthlichem Sinnen und Träumen innerhalb der Landschaft, welche dieselben umgibt ihre Thätigkeit segnend, ihr Leben verschönernd, sie zur praktischen Weisheit führend. — Ein Widmungsgedicht schenkt das Buch dem Freunde des Dichters, dem armen Lenau. Er kann sich nicht mehr daran erfreuen.

Zunächst eine kurze Stelle als Probe der Behandlung, aus der Schilderung einer Bauernstube:

Vom Eckſims zwischen zweien Wänden
Blickt die Madonna traurigmild,
Die schwarze Maria heißt solch' Bild
Laßt seinen Goldgrund euch nicht blenden!
Er malt den Brand ägypt'scher Sonne,
Der Kind und Mutter sengte braun
Auf wilder Flucht nach fremden Gau'n;
Das ist des Bauers ächte Madonne!
Das Kind an der Brust, du braune Maid,
Du kennst, wie er, der Sonne Glüh'n,
Der Nächte Kummer, des Tages Müh'n,
In schlechtem braunen Lodenkleid,
Und deine Hände braun und rauh,
Sie kennen, wie er, die Arbeit genau
Für deine Lieben, für dein Kind! —
Du aber, Himmelskönigin,
Geschirmt vom damastnen Baldachin,
Mit Wangen, die Milch und Rosen sind,
Mit dem lächelnden, wangenrothen Kind,
Mit Haaren, gedreht aus Sonnengold,
Mit Fingern, aus Elfenbein gerollt,
In Stoffen, die den Kaufherrn loben,
Die Tyr gefärbt, Damask gewoben,
Des Reichthums Tochter bleib' in Palästen,
Hüt' ihren Hort vor schlimmen Gästen,
Schirm' ihre Kinder vor dem Gleiten!
Gewohnt, auf Marmorgetäfel zu schreiten,
Hast du die Scholle nicht betreten;
Der Bauer kann zu dir nicht beten.
Sein eignes Sein nur hat verklärt
Der Mensch im Göttlichen, das er ehrt.
Nur wenn dir einst am Herzen liegt,
Anstatt des Kinds, das Siebenschwert,
Des Schmerzes Göttlichkeit bekehrt
Dann Alle dir, die Alle besiegt! —

Die Methode seines Schaffens ist aus allen Gedichten leicht zu erkennen, z. B. dem ersten Veilchen. Der Sänger Nithart geht durch die Auen, wo seine Lieder durchs Land schwärmen, wie Lerchen, wie Honigbienen, die auch ihren Stachel haben; das ganze Volk singt seine Lieder, denn die Gabe des Gesanges trägt Feldblumen in die Hütte, hängt Nachtigallenbauer in der Fürstenhalle auf. Es war im März, überall noch Ahnung künftiger Herrlichkeit, wie in den Kindern vor Weihnacht; die Natur war noch wie eine Jungfrau im Uebergang vom Kinde

ist, bis endlich der Mai als Bräutigam kommt u. s. w. In Nithart's Seele sproßten Liederkeime, wie kleine Feldblumen, die noch nicht zum Strauß gebunden sind, wie Küchlein, die noch den Flaum tragen. Da sieht er das erste Veilchen, er nimmt den Hut ab und begrüßt es. Es ist ihm ein Herold des Frühlings mit blauem Barett, grünem Stab, grünem Wappenrock. Von dem Herrn des Veilchens, dem Frühling, trägt auch sein Herzog Otto sein Land zu Lehn, am Lehnsbrief hängt der Vollmond als Siegel, die rothen Initialen sind die Morgenröthen, die Buchstaben geschwungne Blumendolden, die Interpunktionen Sterne, in dem Briefe steht: wie der Frühling die Natur öffne, so solle der Herzog das Volk zum Blühen bringen und das Eis sprengen, das noch um des Volkes erwachendes Herz liege; und deshalb ziemt sich, daß das Veilchen, als Gesandter des hohen Frühlings, vom Herzog mit seinem Hofe begrüßt werde. Deßhalb deckt Nithart vorläufig seinen Hut mit weiß und rothen Federn auf das Veilchen, als Gesandtenhaus, von dessen Zinnen die Landesfarben wehn, und geht den Herzog holen. — In seiner Abwesenheit kommen die Bauern, sehen Nithart's Hut und das Veilchen darunter; ihr Sprecher spricht in derselben Manier, in einer Fülle von kleinen Bildern und Vergleichen: Das Veilchen gehört uns, es ist ein Bild der freien Natur, die uns gehört und unserer bescheidenen Thätigkeit. Es ist ein kleiner Bischof im violetten Barett, den Nithart in den Kerker gesetzt hat; wir befreien's und stecken's auf eine Stange und begrüßen es mit Musik und Tanz. — Sie gehen und nehmen das Veilchen mit, ein Bäuerlein bleibt zurück und setzt an des Veilchens Stelle unter den Hut, „was sich nicht singen und sagen läßt". Herzog Otto kommt feierlich; Nithart hebt den Hut auf, sie finden kein Veilchen, sondern „was sich nicht singen und sagen läßt". Da schwört Nithart den Bauern Rache u. s. w. In dieser spielenden Weise geht es fort. Ueberall eine Menge bunter wechselnder Bilder, welche oft durch große Schönheit überraschen, oft durch Künstelei unangenehm werden, immer aber zerstreuen und zuletzt dazu aufgehäuft sind, irgend eine Metapher oder Allegorie liebenswürdig zu machen, oder eine ethische Betrachtung einzuleiten. Eine sehr merkwürdige, aber für die Kunst der poetischen Darstellung verderbliche Richtung seines liebenswürdigen, aber sehr einseitigen Talentes.

Eine dringende Bitte aber, welche alle Leser an den Poeten richten werden, ist die, daß er mehr Aufmerksamkeit auf Sprache und Vers verwende. So geht es wirklich nicht weiter; auch die schönsten Stellen seiner Gedichte sind in Gefahr ungenießbar zu werden. Gegen Gesetz und Brauch unserer Muttersprache treibt er's geradezu wie ein rother Republikaner, alle Arten unerhörter Freiheiten verletzen das Ohr, kränken das Auge, betrüben den Sinn für Ordnung. Außerordentliche Inversionen, vor deren Waghalsigkeit der Leser starr wird; unheimliche Auslassung kleiner, aber höchst wünschenswerther Wörter; tyrannisches Zusammendrücken von

Wörtern oder Sätzen; ungenirtes Bilden höchst neuer Zusammensetzungen kommt auf jeder Seite vor. Z. B:

Nun meine Mus' in ferne Zeiten
Sich schwingt, zwei Wandrer zu begleiten
Durch dieses Thal, das felsumglänzte,
Von Erz durchblinkte, waldbekränzte, —
Welch finstre Oedniß noch! Sie findet
Kein Siedlerhaus, sie zu bewirthen u. s. w.

Man bemerke die Abkürzung „Mus'", die Inversion „sich schwingt", die Concession an den Reim „felsumglänzte" (ein waldbekränztes Thal können Felsen nicht gut umglänzen, denn offenbar sind sie mit Holz bewachsen und glänzen nicht; aber auch abgesehen davon glänzen Felsen um das Thal nur selten, etwa Kalkformation auf der Sonnenseite, und auch dann ist „umglänzen" noch ein etwas gezierter Ausdruck); die harte Apposition „(das) von Erz durchblinkte", wobei das Particip des Passivs eine kühne Bildung genannt werden darf; die neue Form „Oedniß"; die Härte des wiederholten „Sie," das erste ist auf Muse zu beziehen, nicht aber, wie man versucht ist, auf Oedniß u. s. w. — Zuweilen geht Pegasus eine Seite lang in den Versen ziemlich glatt vorwärts, dann aber kehrt sicher der harte Oppositionstrab gegen Grammatik und Verskunst mit verdoppelter Schnelligkeit der Stöße wieder. Das geht nicht länger so; eine respectable, dem deutschen Volke theure Dichterkraft ist in dringender Gefahr durch solche Nachlässigkeiten ungenießbar zu werden und zu verkommen; noch ist es bei einiger Anstrengung dem Dichter möglich, die Sprache seiner Dichtungen zu verbessern; aber freilich ist's auch die höchste Zeit. — Das herrschende Versmaß des Gedichtes der gereimte Jamb aus vier Hebungen, ist für das Deutsch des 19. Jahrhunderts in langen Gedichten zu monoton. Die deutsche Sprache zur Zeit Gottfrieds von Straßburg und des Strickers war sehr viel melodischer und sinnlich schöner, als unser Deutsch ist, damals klapperte das kurze Metrum noch nicht, was jetzt nicht zu vermeiden ist; und doch ist es auch in den alten Gedichten schon ermüdend.

Und so zieh in die Welt, Pfaff vom Kahlenberg, die Grünen in Leipzig haben nach ihrer groben Art auch dir einige Schläge auf die Kapuze gegeben, du wirst dich deshalb dem deutschen Publicum doch als das gemüthliche, launige Kerlchen erweisen, das du von Haus aus bist.

Memoiren des Generals Wysocki*).

Nach dem Polnischen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von Nagy Szarlo marschirte meine Brigade die ganze Nacht bis an die Knie im Koth und Wasser nach Komorn, später kam der Rest der Görgeyschen Armee. Wir ruheten einige Tage, während der eine Brücke über die Donau geschlagen wurde. Den 26. April ging die Brigade Knesycz hinüber und griff mit dem Bayonnet die östreichischen Schanzen an, Klapka ging nach mit seinem Corps und auch meine Division, und nun kam es zu einem heftigen Kampf, in

*) Diese Memoiren, vom General selbst niedergeschrieben, etwa 20 Bogen Manuscript, erschienen im Feuilleton der polnischen Zeitung in Posen. Wir theilen die wichtigsten Abschnitte in wörtlicher Uebertragung hier mit. Die Red.

dem wir siegten. Der Feind zog sich nach Raab zurück. Ein Moment war in der Schlacht uns gefahrbringend; ein Corps ungarischer Husaren riß in wilder Flucht, nachdem ihm ein Angriff mislungen war, unsere Reiterei unter Poninski mit sich, und glücklicherweise hielt nur noch unsere Infanterie und Artillerie den Choc aus. Großes Murren entstand hieraus in der polnischen Legion, und ich hatte viele Mühe, die jungen Leute davon abzuhalten, die Dimission zu nehmen. Obschon sich die polnischen Truppen bei Komorn ausgezeichnet hatten, erhielten sie doch keine militärischen Ehrenzeichen, so daß selbst Klapka, Damianicz und Szandor den Görgey auf diese Ungerechtigkeit aufmerksam machten. Ich bat auch, mir das Commando meiner Division zu nehmen, da ich blos die polnische Legion befehligen wolle. Hierauf bat mich Görgey zu sich und dankte mir in Gegenwart der Generale Klapka und Szandor für meine erfolgreichen Dienste, lobte die Tapferkeit der polnischen Legion und entschuldigte die bisherige Unterlassung eines offiziellen Anerkenntnisses durch politische Rücksichten, außerdem erklärte er, der Moment wäre gekommen, daß die Polen allein an ihr Vaterland würden denken können; alle polnische Legionen sollten unter meinem Oberbefehl vereint werden und vielleicht in Pesth. Unterdessen sollte ich eine Division mit Artillerie bilden und, um die Sache zu fördern, mit Klapka, der zum Kriegsminister ernannt sei, nach Debreczyn fahren; übrigens hatte er mich zum General vorgeschlagen. Auf dem Wege nach Pesth traf ich unser 2. Ulahnenregiment, welches ich nach Pesth einführte, um sich später mit der ganzen Legion zu vereinigen. In Debreczyn erhielt ich meine Ernennung zum General, Hauptführer aller Polen in Ungarn und der Vollmacht, eine Division in Miskolcz zu organisiren, in welcher ich alle östreichische Ueberläufer aus Galizien aufnehmen dürfte. Allen Polen in ungarischen Regimentern sollte freistehen, in die polnische Legion überzugehen, alle Vorschläge zu Ernennungen jedes Rangs sollten nur von mir ausgehen, und nach Organisation der polnischen Division wurde ich zum Corps des in Oberungarn commandirenden Dembinski gestellt. In einer Audienz, die ich bei Kossuth hatte, schien dieser viel Zutrauen in mich zu setzen; wir sprachen von unsern Verhältnissen, dem drohenden Einbruch der Russen, und endlich eröffnete er mir, daß Dembinski in Galizien einrücken wolle, daß er aber unter den bestehenden ganz entgegengesetzter Meinung sei, indem Dembinski nur schwach sei und blos ungarische Truppen befehlige; er wünsche, daß die Polen zuerst in Galizien einrücken, wenn sie dazu stark genug sein möchten. Die magyarischen Truppen wären noch in Ungarn sehr nöthig, später erst würden sie helfen können. Schließlich ersuchte er mich, dieses dem General Dembinski mündlich auseinander zu setzen.

Sogleich begab ich mich ins Dembinski'sche Hauptquartier; unterwegs traf ich eine Abtheilung Polen unter dem Major Englert, der zum Bataillon Idzikowski gehörte und meist aus östreichischen unzuverlässigen Ueberläufern bestand; ich gab

ihm den Befehl, nach Miskolcz zu marschiren. Dem General Dembinski theilte ich offen die Absicht meiner Sendung mit, und wir waren einig, nur zusammen in Galizien einzurücken. Nachdem ich dies dem Kossuth mitgetheilt und hinsichtlich der Bildung der polnischen Division beim Ministerium die nöthigen Schritte gethan hatte, ging ich nach Miskolcz. Den 20. Mai kam zuerst meine Legion von Ofen hier an, nachdem sie von meiner ungarischen Division, von welcher die Polen sehr geachtet wurden, mit großer Rührung sich getrennt hatte. Zugleich kam auch die erste Abtheilung des 2. Ulahnenregiments unter Tchórznicki, meist lauter junge polnische Emigranten. Auf diese konnte man sich verlassen, und wenn wir deren 10,000 gehabt hätten, wer weiß, wie sich die Sache, trotz der Russen, gewendet hätte. — Leider waren ihrer aber nur etwa 2000 überhaupt in Ungarn und kaum tausend in der polnischen Legion. Nach Siebenbürgen gingen mehrere, die ich wegen Feigheit oder aus andern Gründen entfernt hatte, und wurden dort Offiziere, indem sie vorgaben, nur aus Anhänglichkeit zum General Bem gekommen zu sein. Der Major Englert kam mit 800 Mann, meist östreichischer Deserteure, dann der Rittmeister Toczyski mit der 2. Escadron des 1. Ulahnenregiments, die gut eingeübt war. Zdzikowski mit seinem Bataillon und 4 Kanonen blieb bei Dembinski. Ein Capitän Kowalski, der 2 Compagnien und 1 Schwadron Cavallerie in Siebenbürgen commandirte, wollte sich auch mit uns, selbst gegen den Befehl der Regierung, vereinigen, wurde aber aufgehalten. Um die östreichischen Deserteure unserer Legion, die ununterbrochen Meutereien machten, in Ordnung zu erhalten, ließ ich einen erschießen und mischte sie mit den polnischen Emigranten. Aus Krakau, unter Anführung Kuczynski's, kam eine zahlreiche Abtheilung junger Leute, meist Studenten; — sie wurden aber vom Major Görgey aufgehalten, erst der deutschen Legion beigegeben, dann bildeten sie unter ungarischem Commando ein eigenes Corps, welches überfallen, wohl 30 Mann verlor; der Rest kam zu uns. Das Avancement bei der nun entstehenden polnischen Division machte mir unendlich viel Unannehmlichkeit. Alte verdiente Offiziere rangirte ich ihrem Range nach ein, und dies erregte bei den jungen Offizieren Murren. Mehrere, namentlich vom Corps des Rembowski, wollten von militärischer Subordination und Militärstrafen nichts wissen.

Die Körperstrafen waren alle abgeschafft, doch mußte ich nothwendig Arrest, Todesstrafe und Kettenstrafe einführen, und ließ eine Deputation, die dagegen demonstriren wollte, gar nicht vor. Die Organisation war schwierig, Gewehre fehlten; nach der Eroberung Ofens schickte ich den Capitain Stobiecki, der mir einige 100 Gewehre und 3 Kanonen brachte. Jeder Offizier commandirte nach seiner Art, es gab keine Vorschriften, keine Uebereinstimmung Während ich in Miskolcz auf diese Weise sehr thätig war, erhalte ich den 5. Juni plötzlich den Befehl von Kossuth und dem Kriegsminister Görgey, das Commando des Dembinski in Oberungarn sofort zu übernehmen, da derselbe entlassen sei, und daß

ich sofort den Obristen Bulharyn und Major Idzikowski von jedem Commando zu entfernen hätte. Die Generale Dösföffy und Kazenczy sollten unter mir das 9. und 10. Corps befehligen. Der Brief Kossuth's enthielt Klagen über den Undank der Polen. Ich ging nun nach Damiaty zu Dembinski, der mir sagte, daß er die unangemessenen Befehle der Regierung nicht ausführen könne und deshalb die Entlassung gefordert, neuerdings aber noch einen neuen Plan vorgelegt habe. Ich ergriff diese Erklärung, um ihm vorzustellen, das Commando zu behalten, schrieb nun selbst für Dembinski sehr dringend an die Regierung, zeigte den Brief dem Adjutanten des Generals, Sigismund Jordan, vor dessen Abgange. In der That hatte ich großen Widerwillen gegen dieses Commando, da die ausländischen Generale den Ungarn immer Mistrauen erregten, ferner besaß Dembinski großes Zutrauen bei seinem Corps und der Bevölkerung, und gingen wir nach Galizien, so konnten wir nur vereint auf alle Parteien wirken. Hierauf ging ich nach Miskolez zurück und ließ die Truppen täglich zweimal tüchtig üben, hatte aber mit dem Mangel an Subordination so zu kämpfen, daß ich einen Capitain und zwei Offiziere entlassen mußte, ihnen jedoch freistellte, als Gemeine einzutreten.

Schon den 14. Juni erhielt ich wiederholt den Befehl, dem Dembinski das Commando abzunehmen. Der Brief Görgey's war trocken und bitter hinsichtlich Dembinski's. Ich war seit jeher gegen das Zusammenstoßen verschiedener Nationalitäten, schrieb er, Ihr richtiger Tact, welcher dem Dembinski ganz fehlt, bestimmt das Ministerium, Ihnen das Obercommando anzutragen, sollten Sie Gründe haben, es abzulehnen, so übergeben Sie es dem General Dösföffy. Anfangs war ich noch sehr unschlüssig, doch der Gedanke, daß ich meinem Vaterlande durch dieses Commando nützlich sein könne, bewog mich zur Annahme. Den 15. Juni übernahm ich demnach das Commando. Dembinski theilte mir mit Bereitwilligkeit bei der Uebergabe alle nöthigen Nachrichten über die Lage seines Corps mit, war auch so edelmüthig, der Regierung nach seinem Abgange zu erklären, daß, wenn das Corps nicht bedeutende Verstärkungen erhielte, es sich unmöglich halten könne; ich von meiner Seite erzeigte ihm alle nur mögliche Hochachtung und bat ihn in Gegenwart Dösföffy's, uns als jungen Generalen mit seinem erfahrenen Rathe beistehen zu wollen. Den Bulharyn und Idzikowski entfernte ich, trotz des Regierungsbefehls, nicht, schlug sie vielmehr zum Avancement vor, obschon sie gegen mich nicht aufrichtig handelten, da sie Verdienste hatten. Ich hatte 10,000 Mann nicht sehr geübter Truppen. Die Menge großer und kleiner Uebergänge aus Galizien nach Ungarn erforderten mindestens 30,000 Mann, um sie auch gegen sehr überwiegende Kräfte mit Erfolg zu vertheidigen, und mit der Reserve anzugreifen und zu vernichten. 60,000 Russen standen bei Dukla in Galizien und 18,000 waren bei Lubomla in Ungarn eingedrungen.

Vom 18. Juni an fingen die Russen an uns zu drängen. Da die jungen ungarischen Truppen bei der Defensive leicht den Muth verloren, ließ ich die polnische Infanterie aus Miskolez auf Wagen herbeikommen und wollte die Offensive ergreifen, aber die Uebermacht war auf allen Punkten so groß, daß ich, um Pesth zu sichern, mich zurückzuziehen gezwungen sah. Wir retirirten langsam nach Miskolez zu, und ich verlor in einem Gefecht den Chef meines Stabes, Stobiecki, beim Recognosciren — einen trefflichen Offizier und redlichen Mann. Mit ihm gingen meine wichtigsten Papiere verloren. Da die Russen jedes Gefecht vermieden, jedoch mit ihrer Uebermacht uns auf beiden Flügeln umgingen, so ging der Rückzug sehr langsam, und wir ruheten jede Nacht gut aus.

Bei Uebernahme des Commando's in Oberungarn schrieb ich, von meinen Freunden gebeten und vom Wunsch geleitet, für unser Vaterland gemeinschaftlich zu wirken, an Bem und suchte dem Egoismus und Stolz desselben auf jede Weise in demselben zu genügen. Ein Capitän Zarski, der unter ihm 1831 gedient hatte, war dessen Ueberbringer, doch wollte ihn General Bem Anfangs gar nicht sehen, dann empfing er ihn zwar, aber mit unangemessenen, unwürdigen Worten und ohne mir schriftliche Antwort zu geben.

Während meines Rückzugs hatte ich einige Mal die Regierung um Hilfstruppen oder um die Bewilligung ersucht, mich mit Görgey's Corps bei Gödöllö oder Waitzen zu verbinden. Den 2. Juli erhielt ich folgendes Schreiben:

Pesth, den 1. Juli 1849, Nachts 12 Uhr.

Leider machte General Görgey die Ausführung des Ihnen gestern mitgetheilten Operationsplans unmöglich, indem er, seiner bereits gegebenen Zustimmung entgegen, nun sich gegen die angetragene und allseitig angenommene Concentrirung erklärte. Herr General haben somit auf eine Unterstützung von Görgey aus nicht mehr zu rechnen und wollen sich demnach nicht nach Hotvan, sondern nach Szolnok ziehen. General Perczel hat in Eile sein Reserve-Corps bei Czegled zusammengezogen und wird Sie nach Kräften unterstützen. In Szolnok wollen der Herr General die weitern Dispositionen erwarten.

Der Landes-Gouverneur L. Kossuth. Minister-Präsident Szemere.

Auf dieses Schreiben berichtete ich dem Gouverneur, daß ich von nun an nur seinen Befehlen gehorchen werde, da es wohl kommen könne, daß man mir entgegengesetzte geben könne. Den 4. Juli erhalte ich wieder von Dembinski ein Schreiben, den 2. Juli datirt, in dem er sagt: „„Meszaros ist zum Obergeneral der ungarischen Armee ernannt. Marschire so eilig wie möglich nach Czegled, wo Du von Perczel weitere Befehle erhalten wirst. Deinen Rapport, was Du vom Feinde weißt, schicke sofort an mich. Heinrich Dembinski, General.""

So sehr ich mich wunderte, daß Dembinski, der uns nach zweimaliger Dimission erklärt hatte, daß er nach Frankreich zurückkehren und auf keine Weise ein Commando mehr übernehmen werde, nun doch wieder unter der Maske

Meszaros commandire, so war ich doch zufrieden, daß wieder Uebereinstimmung in den Operationsplan kommen werde. Den 6. kam ich nach Czegled und erhielt dort den Befehl von Perczel, den 9. in Felegy Haza einzutreffen, wo General Vetter mir fernere Befehle ertheilen werde. Da der Feind nicht drängte, ging ich nach Pesth, um den General Dembinski zu sprechen, der mir mündlich den letzten Befehl wiederholte, um dem Jellachich eine Schlappe beizubringen, der jetzt am gefährlichsten erscheine.

Während meines Aufenthalts in Pesth lernte ich den Obersten Bystrzanowski kennen, der mit sehr günstigen Instructionen der französischen Regierung und durch Vermittelung des Fürsten Czartoryiski mit den Agenten Serbiens, Croatiens und Böhmens eine Einigung mit Ungarn bewirken sollte, behufs namentlich eines Bundes gegen Oestreich, den gemeinschaftlichen Feind. Die Mission kam zu spät und mißglückte, Bystrzanowski wagte beinahe das Leben, das Kniczanin ihm rettete. Denselben Abend erfuhr ich, daß Dembinski meinen Brief an den Gouverneur Kossuth, in welchem ich ihm schrieb, daß ich nur seinen Befehlen gehorchen werde, gelesen habe, dieses auf sich bezöge und sehr heftig gegen mich sich ausgesprochen hätte. Ich bat einen Bekannten, das Mißverständniß dem Dembinski schon in Folge des Datums aufzuklären — aber Dembinski faßte gegen mich von diesem Augenblick an einen unversöhnlichen Haß. Den 8. Juli bekam ich von Perczel den Befehl, mit meinem Corps nach Ketskemet zu marschiren, selbst aber mit Döseöffy sogleich nach Czegled zu einem Kriegsrath zu kommen. Nachdem Kossuth uns vorgetragen hatte, daß die Russen über die Theiß gegangen und Perczel zu schwach sei, so müsse sich das 9. Corps unter dessen Commando vereinigen. Als ich bemerkte, daß es vielleicht geeigneter wäre, dem General Dembinski dieses Commando zu übertragen, mindestens seinen Rath einzuholen, fuhr Perczel mit großer Heftigkeit gegen mich auf, und machte mir über mein Mißtrauen heftige Vorwürfe, die Kossuth bald unterbrach, und versprach, mit Dembinski gleich selber die Sache abmachen zu wollen.

Des Abends erhielt ich nach meiner Rückkehr noch folgende Depesche:

Der Landesgouverneur an Herrn General Visoczky in N. Körös.

Mit der Oberleitung des heute Morgens kriegsräthlich beschlossenen Operations-Plans — die Uebersetzung der Theiß durch die unter Ihrem und dem Commando des Generals Perczel stehenden Truppen betreffend — habe ich den im Range ältern General Perczel betraut. Ich ersuche Sie, Herr General, zum Gelingen dieses Operations-Plans auch Ihrerseits alles aufbieten zu wollen, denn es hängt hiervon die Zukunft des Landes ab.

Czegled den 8. Juli 1849. Der Landes-Gouverneur Kossuth.

Jeden Unparteischen frage ich, ob ich diesem Befehl nicht gehorchen sollte? — ich marschirte demnach mit dem 9. Corps, welches unmittelbar Döseöffy befehligte, nach Tortel und von dort auf Befehl Kossuth's nach Solnok.

In Solnok erfuhr ich die Anwesenheit Dembinski's und ging sofort zu ihm; ich traf bei ihm den Minister Meszaros. Dembinski begann sogleich mit rücksichtsloser Heftigkeit mir vorzuwerfen, den Befehlen Kossuth's gehorcht zu haben; zugleich warf er mir mit hartnäckiger Unbilligkeit meine Unredlichkeit hinsichts seiner vor, indem er auf obigen Brief an Kossuth, in welchem ich nur den Befehlen desselben zu gehorchen erklärte, anspielte. Da auch Meszaros mir wegen dienstwidrigen Verfahrens Vorwürfe machte und ich vergebens ihnen die Lage der Verhältnisse erklärte, blieb mir nichts übrig, als sofortige Entlassung zu fordern. Ich schrieb deshalb an Kossuth und erhielt von demselben aus Szegedin, wo man meine Bitte um Entlassung im Ministerrathe vorgetragen hatte, folgende eigenhändige Antwort:

Mein werthester Herr General!

Ihr Brief in Betreff der unangenehmen Vorfälle mit General Dembinski hat mich höchst unerwartet — — Ihre angesagte Dimission hat mich außerordentlich schmerzlich, hat mich wie ein Donnerschlag berührt. Herr General, Sie sind ein Mann von Ehre, Sie fühlen das Gewicht der Verhältnisse, Sie sind ein Mann nicht von kleinlichen Empfindungen, sondern von dem großen Princip unserer heiligen Aufgabe geleitet. In dieser sturmbewegten Zeit, die so unendlich groß ist und wo doch so wenig klassische Charaktere erscheinen — in diesem Augenblicke, wo niedrige Parteisucht unsere unbesiegbare Kraft zu sprengen trachtet, — in solcher Zeit, in solchem Augenblicke muß ich unwandelbar an der Bitte festhalten, daß Sie sich dem Lande, dem Riesenkampfe der Freiheit nicht entziehen.

Ich kann, ich darf Ihre Dimission nicht annehmen. Ich beschwöre Sie vielmehr im Namen von Allem, was ehrlichen Menschen heilig ist, Ihre gerechte Empfindung der großen Sache zum Opfer zu bringen und das Commando Ihres Armeecorps und dazu gehörender Divisionen zu behalten.

Ich gebe Ihnen das Zeugniß, daß Sie gegen General Dembinski ein so zartes Benehmen und stets so viel Rücksicht beobachtet haben, daß er sich gegen Sie zu großem Dank verpflichtet fühlen müßte — und hat er das nicht gethan, hat er Sie vielmehr, anstatt mit Dank mit Beleidigungen berührt, so hat er ungerecht gehandelt.

Aber Sie sind zu sehr Mann der Freiheit, zu sehr ergeben der heiligen Sache, der wir uns geweihet, als daß Sie fähig wären, die Ungerechtigkeiten des Generals Dembinski mir, der Regierung, dem Lande und der Freiheit entgelten zu lassen, und wenn Sie bei Ihrer Dimission beharren wollten, so möchte das Gewicht Ihres gerechten Unmuths nicht an Dembinski, sondern an uns fühlbar werden — an uns, die wir Sie als eine feste Stütze unsers Freiheitskampfes betrachten und ehren.

Das kann, das darf nicht sein. Ich kann Ihre Dimission nicht annehmen.

Das Betragen des Generals Görgey ist mindestens höchst zweideutig. Der Feind wirft die Fackel der Zwietracht zwischen uns. Die obere Donauarmee ist inficirt durch Intriguen, die übrigen Armeen aber nicht; und wenn wir einig sind, werden wir auch dieser Gefahr trotzen können, und die Hydra der Zwietracht, die Polen untergehen machte, bei uns nicht aufkommen lassen.

Aber wir dürfen keine Stütze, keinen uneigennützigen Helden mehr verlieren, denn allein wäre ich zu schwach, den Sturm zu beschwören. Darum kann und darf ich Ihre Dimission nicht annehmen. Will der General Dembinski seine Talente ohne leidenschaftliche Parteisucht unserer Sache weihen, wohl — ich werde es mit Dank annehmen. Wenn er aber glaubt, meine Dispositionen beseitigen, die Männer, die ich ehre, kränken zu können,

so wird er finden, daß er sich in seiner Rechnung sehr stark getäuscht hat. Bleiben Sie, Herr General, behalten Sie das Commando, das ich vertrauensvoll in Ihre Hände gelegt. Harren Sie neben mir aus. Wir retten das Vaterland, retten die Freiheit. Ich rechne darauf, daß Sie mich nicht verlassen. An den Herrn Meszaros ergehen die nöthigen Befehle. Ich beschwöre Sie nochmals von Ihrer Dimission abzustehen. Bringen Sie mir das Opfer, und Gott segne sie dafür.

Szegedin, am 12. Juli 1849.

Ihr aufrichtiger Freund und Verehrer L. Kossuth, Gouverneur.

P. S. Ich werde vermuthlich in die Lage kommen, das Ober-Commando aller Armeen, selbst unmittelbar, von der Regierung aus, leiten zu müssen.

Nach Empfang dieses Schreibens blieb ich beim Commando, da jedoch Perczel Corpsbefehlshaber war, hatte ich mit Meszaros und Dembinski keine Berührung und bekam meine Befehle von Perczel. Dembinski hatte keinen Grund auf mich erbittert zu sein, noch Ursache zum Mißtrauen, wofern dies nicht daher datirte, daß wir in Frankreich entgegengesetzten Parteien angehört hatten.

Bei Solnok vereinte sich mit uns das 3. Bataillon des Major Englert. Die polnische Legion bestand nun aus 3 Bataillonen, 4 Schwadronen und 8 Kanonen. Zum Unglück waren die Mehrzahl östreichische Gefangene, auf die im ungünstigen Falle nicht zu rechnen war und die stets auf Complotte sannen, so daß ich wieder einen Unteroffizier erschießen lassen mußte. In Solnok standen wir einige Tage, dann begannen Hin- und Hermärsche. Bei Abona ging unsere ganze Cavalerie mit den Generalen Meszaros, Dembinski, Perczel, und Döseöffy mit Artillerie zu einer großen Recognoscirung; ich behielt das Commando der Infanterie.

Bei diesem Recognosciren kam es zu einem heftigen Gefecht bei Turo, nach welchem wir uns zurückzogen, und das verloren wurde, weil alle vier Generale commandirten und verschiedene Befehle ertheilten. Woycik, ein Artillerieoffizier, fiel hier. Den 23. Juli berief in Abona der General Perczel alle Stabsoffiziere zu sich und zählte uns in einer langen Rede alle seine dem Staate geleisteten Dienste auf, fügte dann hinzu, daß Kossuth im Civildienste Opfer gebracht hätte, er aber hätte auch im Kriege das Seinige tüchtig geleistet; Kossuth wäre sein Freund, ihm aber hätte Niemand das Recht zu befehlen, da er allein Ungarn erretten könne. Ich merkte gleich, auf was es abgesehen sei, und beschloß, mich in nichts zu mischen. Des Abends erhielt ich noch folgenden Brief.

Vom Armee-Commando an den General Visoczky: Der Herr General wollen durch Ueberbringer dieses mir erklären, ob Sie den von der Regierung ernannten Obergeneralen selbst dann gehorchen wollen, wenn selbe solche Befehle gäbe, die den Anordnungen des Herrn Generals entgegen wären. Antwort erwartet gleich

23. Juli Abends 9¾. Meszaros Lazar.

Ich antwortete, daß ich in jedem Fall die Befehle der von der Regierung bestimmten Generale, sobald ich sie auf dienstlichem Wege erhielte, befolgen würde. Döseöffi erwiederte so wie ich die Anfrage des Meszaros, der Obrist Gall hingegen erklärte, nur den Befehlen Perczels gehorchen zu wollen. Unter Perczels Commando marschirten wir nun bis Szegedin. In Ketskemet gab Perczel allen Stabsoffizieren einen großen Mittag; ich blieb unter der Entschuldigung des Unwohlseins aus, weil ich Erklärungen befürchtete. Perczel aber vergaß dies mir und den Polen nicht. Eine Kleinigkeit vermehrte noch seinen Aerger auf die Polen. In Ketskemet waren unsere jungen Polen in einen Zuckerbäckerladen gekommen und hatten in einem Augenblick Gefrornes und Kuchen für gute Bezahlung rein vertilgt, so daß der später ankommende magyarische Generalstab Perczels nichts mehr vorfand und sehr ärgerlich dem Perczel dies als Insubordination und Rücksichtslosigkeit der Polen darstellte. Perczel ließ nun auf dem ganzen Marsch seinen Unmuth gegen die Polen auf so unangemessene Weise

aus, daß ich ihm zuletzt beim Rapport mit allen Stabsoffizieren der Legion das Beleidigende seines Verfahrens öffentlich vorhalten mußte. In Szegedin vereinten wir uns mit Guyons Corps. Kossuth berief uns den 29. Juli 1849 in Szegedin zum Kriegsrathe; wir waren 10 Generale; Perczel ergriff zuerst das Wort und begann mit Kossuth einen sehr lebhaften Streit, aber der Gouverneur trat mit einer solchen Energie auf, daß dem Perczel nichts übrig blieb, als seine Entlassung zu fordern. Hierauf las Kossuth ein Schreiben Görgeys aus Debreczyn, in welchem er ausdrücklich erklärte, daß seine Armee so demoralisirt sei, daß sie gegen Uebermacht nicht kämpfen könne, und er demnach meine, man könne mit den Russen eine Convention schließen, auf eine für Oestreich sehr verletzende Weise. Hierauf wurde über den Oberbefehl deliberirt, Meszaros lehnte ihn entschieden ab. Man flüsterte, Dembinski würde ihn annehmen, und wie ich später erfuhr nur deshalb, um für Polen desto kräftiger wirken zu können; aber es wurde nichts entschieden. Denselben Abend erhielt ich folgendes Billet. Der Landes-Gouverneur an Herrn General Viszoczki hier. Szeged. d. 29. Juli 1849. Ich ersuche Sie hiermit, Herr General, im Vertrauen, sich unumwunden darüber sogleich äußern zuwollen, ob Sie der Wahl des Feldmarschall-Lieutenants Dembinski zum Ober-Commandanten, Ihrer innern Ueberzeugung nach, beypflichten würden. Der Landes-Gouverneur L. Kossuth.

Diese Anfrage setzte mich in große Unruhe; ich hatte damals weder Herz noch Zutrauen zu Dembinski; seine militärische Tüchtigkeit hatte ich nie zu beurtheilen Gelegenheit gehabt; die Heftigkeit seines Charakters, durch welche er so oft schon verletzt hatte, fürchtete ich der ganzen Sache wegen. Zu meiner Beruhigung ging ich zum Obristen Zamoyski, den ich zwar nicht kannte, der aber mit Dembinski genau bekannt war, und sagte offen meine Meinung und mein Anliegen. Hierauf ging ich zu Kossuth und erklärte ihm meine günstige Entscheidung für Dembinski, bemerkte jedoch, daß es gerathen sei, so lange mit der Ernennung zu zögern, bis das Görgey'sche Corps angelangt wäre, um diesem kein Motiv zu geben, sich den Russen zu ergeben. So wurde Dembinski Oberfeldherr, Meszaros General-Quartiermeister. Ich sollte an Perczel's Stelle das Corpscommando übernehmen, schlug es jedoch aus, und bat den General Dembinski, da ich unwohl war, um Urlaub auf einige Tage. Anstatt der Antwort hierauf, erhielt ich den Befehl, den 1. August auf's linke Theisufer überzugehen. Es ereignete sich am zweiten Tage hierauf, daß ich einen Unteroffizier, wegen Insubordination zum Erschießen verurtheilte; deshalb ging ich mit dem Obristen Poninski zu Dembinski zur Meldung. Anstatt einer trocknen militärischen Antwort, sagte er mir, er hätte zwar noch kein Todesurtheil unterschrieben, er stimme jedoch meiner Meinung bei; hierauf unterhielt er sich mit mir über die Bewegungen der Feinde und gab mir zum Abschiede freundlich die Hand. Dies Verfahren entwaffnete mein Mißtrauen, und ich beschloß, ihm treu zu helfen. Zum Unglück erkrankte ich bedeutend. Die Oestreicher schlugen eine Brücke über die Theis, obgleich die polnische Legion sich tüchtig hielt und viel Leute verlor, unter diesen den Lieutenant Januszkiewicz. Dieses war die letzte Schlacht, der ich beiwohnte. Den 5. August griffen uns die Oestreicher mit ganzer Macht an, trotz der Tapferkeit Dembinski's, dem ein Pferd erschossen und der von einer Granate an der Schulter verwundet wurde, retirirten wir ununterbrochen, die Polen deckten am häufigsten die Nachhut.

Die Obristen Zamoyski und Bystrzonowski begleiteten den General Dembinski als Freiwillige und setzten sich ununterbrochen dem feindlichen Feuer aus. Den 9. August kam es endlich zur Schlacht bei Temeswar. General Bem war angekommen, nach dem ausgesprengten Gerücht mit 40,000 Mann und ungeheurer Artillerie, in der That aber allein, um den Oberbefehl zu übernehmen. Seine Ankunft hatte aber wirklich eine muthige Aufregung im ganzen Heere veranlaßt und deshalb wohl entschied sich Bem, ohne seine, noch des Feindes Kräfte zu kennen, sofort eine Schlacht zu liefern gegen die Absicht Dembinski's, der ihm den Oberbefehl übergab, und auf die Bitte Bem's, das

Commando der Infanterie zu übernehmen, entrüstet antwortete: wenn Du Dummheiten machen willst, mache sie allein; ich mische mich nicht in dieselben. Um 10 Uhr fing das Kanoniren an. Anfangs gings gut, der General Kmety drängte das Centrum und den linken Flügel der Oestreicher zurück, aber nach Mittag wuchs die Uebermacht der Feinde und es kam zur wilden Flucht. Wäre nicht eine finstere Nacht eingebrochen, die ganze Armee würde vernichtet worden sein. Die polnische Legion verdient auch in dieser letzten Schlacht ehrenvoller Erwähnung; der Artillerielieutenant Bentkowski und Hauptmann Horodynski deckten den Rückzug; wir verloren viel Leute; mein Adjutant Krobicki fiel und Horodynski, der Bruder des oben erwähnten. Da kein Ort bestimmt war, wo sich die fliehende Armee sammeln sollte, so flohen die aufgelösten Haufen nach allen Seiten hin. Da die Magyaren allen Muth verloren hatten und nur an Uebergabe dachten und den polnischen Generalen und den Polen alle Schuld gaben, beschloß ich in Lugos die Reste der Legion zu sammeln und mich mit bewaffneter Hand über die türkische Grenze durchzuschlagen, wenn die Serben und Walachen uns daran hindern wollten. Der Uebergang bei Orszowa war leicht, doch der auf die Polen rachsüchtigen Russen wegen gefährlich. Mehr konnten wir auf die Zuneigung der slavischen Serben rechnen, so erbittert sie auch gegen die Magyaren waren. Gerade als ich in Lugos bei Dembinski war, traf ich die Obristen Zamoyski und Bystrzonowski, die mir, namentlich der erste, in Serbien bekannt und in mancherlei Verbindungen ihre Hilfe anboten und Wort hielten. Der verwundete Dembinski bat mich um einige Offiziere zur Begleitung und reiste sofort ab. Den andern Morgen kam mein ganzes Offiziercorps zu mir, mit der Bitte, die Legion aufzulösen oder sie zu entlassen, da die Ungarn sie für das einzige Hinderniß einer günstigen Convention mit den Russen ansähen, sie aber auf Amnestie nicht rechnen könnten, auch nicht weiter mit guter Aussicht kämpfen könnten, indem die Legion nicht mehr aus 1000 Mann bestand. Ich schrieb an Bem und bat um Erlaubniß, die Legion aufzulösen, der auch dieselbe sogleich ertheilte. Indem kam Kossuth aus Arad und sagte mir, daß Görgey die Dictatur übernommen habe und eine Convention abschließen werde, und daß wohl etwas daran sei, daß die Polen ein Hinderniß des Vertrags wären. Eine Stunde hierauf kam der Obrist Zamoyski zu mir mit der Mittheilung, ich werde sofort den Befehl erhalten nach Karansebes zu marschiren und die Uebergangspunkte zu besetzen; heimlich fügte er hinzu, daß Kossuth mit uns gehen werde. Den Befehl erhielt ich sofort, er lautete:

Armee-Obercommando an Herrn General Wysocczy. Hauptquartier Lugos, den 12. August 1849, um 9 Uhr Nachts. Der Herr General übernehmen das Commando sowohl der ganzen polnischen als italienischen Legion unter Obrist Monti, und marschiren um Mitternacht in Eilmärschen über Szokul nach Karansebes; dort angelangt, übernehmen Sie das Commando aller dort anwesenden Truppen, um mit ihnen den Bezirk des walachischen Grenzregiments zu decken, und sich mit dem Herrn Obrist Kollmann, der von Pancsowa retirirt, in Verbindung zu setzen. Die nöthigen Lebensmittel resluiren Sie gegen Quittung. Guyon, General.

Diesem Befehle gemäß ging ich mit beiden Legionen und einem Bataillon Ungarn, welche sich uns anschlossen, in der Nacht nach Karansebes; Bystrzonowski war mit uns, Kossuth und Zanoyski fuhren kurz vor uns, um unsern Uebergang über die Grenze und unsere Aufnahme vorzubereiten. Obrist Kollmann kam ohne Truppen; zugleich erhielt ich die gewisse Nachricht, daß Görgey sich ergeben, Bem sich nach Siebenbürgen zurückgezogen hätte, Dembinski, Meszaros und Perczel schon über die Grenze gegangen wären. Den 17. August erhielt ich noch vom Obrist Lazar die Mittheilung, daß er von Bem zum Anführer aller Truppen zwischen Karansebes und Orszowa ernannt sei, und mich demnach auffordere, die beiden ungarischen Bataillone, welche sich uns angeschl ssen hatten, zurückzuschicken. Frei von allen Verpflichtungen, hatte ich nun allein die Sorge für die polnische Legion. Den 18. August begann unser Uebergang

über die Donau, und da wir nur einen einzigen großen Uebergangskahn hatten, währte er drei Tage. Es setzten 800 Polen und [illegible]00 Italiener über. Aus Orszowa erließ ich noch eine Proclamation an das ungarische Volk, in welcher ich sagte:

„Ich spreche zum ungarischen Volke, nicht zur Regierung, denn diese ist der Gewalt eines Eurer Generale gewichen, der den Krieg durch eine Convention beenden will, an der wir keinen Antheil haben können noch wollen; wir wollen demnach kein Hinderniß bei Verträgen sein, in welchen Ihr Eure letzte Rettung sehet. Wir haben mit und für Euch gekämpft nicht als Söldner, sondern in der Aussicht, das stete Ziel unsers Lebens, die Unabhängigkeit Polens durch Ungarns Freiheit zu erreichen. Erhaltet, so wie wir die Treue fürs Vaterland und den Glauben an seine Zukunft und Freiheit und die unzähligen Opfer, die wir gemeinschaftlich gebracht, werden nicht verloren sein. Die Zeit wird kommen, wo wir den heiligen Kampf fortsetzen werden.

Die Obristen Zamoyski und Bystrzonowski theilten das Loos der Legion. Wir lagerten in Tekia, einem serbischen Dorfe, Orszowa gegenüber; nach drei Tagen kam ein türkischer Beamter, der unsern Abmarsch nach der bulgarischen Grenze in Eilmärschen betrieb. Die armen serbischen Bewohner wollten uns die nöthigen Lebensmittel ohne baare Zahlung nicht geben und wir hatten nur ungarische Banknoten; es entstand hieraus große Noth, welche Zamoyski dadurch endete, daß er für uns zahlte. Mit den Serben, bei welchen jeder Mann mit Gewehr, Pistolen und Handzar stets bewaffnet gehen, kam es aus Mißverständniß beim Fouragiren, wie wir noch in Tekia standen, zum Gefecht, wobei zwei unserer Pferde verwundet wurden. Nach gelöstem Mißverständniß endeten Umarmungen und das Geschrei Zywio Polaki, die sonderbare Scene.

In Widdin lagerten wir unter türkischen Zelten an der Donau, mit türkischen Wachen umstellt; die Generale Dembinski, Meszaros und Perczel fanden wir schon hier; Bem, Stein, Kmety und Guyon kamen mit ungefähr 4000 Ungarn und 100 Polen von der siebenbürgischen Legion einige Tage später an. Die Polen verbanden sich mit uns. Der Kaiser Nicolaus verlangte durch den Fürsten Radziwill unsere Auslieferung; der Sultan war edeldenkend und verweigerte dieselbe, während England und Frankreich glaubten, den Frieden Europa's nicht gefährden zu dürfen, wegen einiger zum Galgen verurtheilten Aufrührer. Die Einwirkung des Fürsten Czartoryiski und seiner Freunde wurden in Constantinopel unsere Retter, Zu unserer größern Sicherheit empfahl man uns den Uebergang zum Islam. Bem und zwei ungarische Generale ergriffen diese Hilfsmittel, einige Polen und Italiener und eine bei weitem größere Anzahl Ungarn folgten ihnen.

Auch der entschiedenste Feind wird dem General Bem nicht den Vorwurf machen können, diesen Schritt aus Furcht gethan zu haben, es leitete ihn darin die Hoffnung, gegen unsere ärgsten Feinde kämpfen zu können. Wir folgten einem andern politischen Standpunkt. Konnte denn dieses ungeheure Opfer unserm Vaterlande wirklich Nutzen bringen? Endlich ziemt es sich auch nicht, zur Erreichung auch des größten Ziels Mittel zu ergreifen, welche unser Gewissen zurückstößt. Unsere jungen Polen fühlten ebenso und zogen den Tod am Galgen dem Uebergange zum Islam vor. Die Klage, daß die polnischen Emigranten heftig, streitsüchtig, mit allem unzufrieden, Niemandem vertrauend, selbst nicht wissen, was sie wollen, hört man sehr oft. Diese Klage kann wohl wahr sein, aber man denke sich junge Leute, die von edlem Feuer getrieben, das väterliche Haus verlassen, in dem sie alle Freuden und Bequemlichkeiten genossen hatten, jetzt allen Entbehrungen ausgesetzt, auf bloßer Erde in zerrissenen Kleidern liegend, ohne ordentliche Nahrung als Gefangene in immerwährender Sorge um die Zukunft. Bei dieser Veranlassung muß ich auch meines persönlichen Verhältnisses mit Dembinski erwähnen. Ein Danksagungsbrief, den ich an den Sultan als Commandant der polnischen Legion schrieb, schien Dembinski als Intrigue, um ihm zuvorzukommen, ein türkisch-polnisches Commando zu erhalten. Wer aber hatte ein größeres Recht zur Theilnahme an der

polnischen Legion? — ich hatte sie gestiftet, hatte ihr mein ganzes Wirken und Leben gewidmet, hatte sie den ganzen Krieg hindurch geführt und sie gerettet, hatte sie nie verlassen, lag mit ihr im Koth im Bivouak, wenn die andern Generale bequem in ihren Quartieren ruheten. Ich habe mich oft an die türkischen Behörden gewendet, um für die Bedürfnisse der Legion zu sorgen, da es Niemand that; was ist es also Besonderes, daß ich dem Sultan dankte? Wahrlich, mir geht es nicht um den Titel Pascha oder Legionscommandant, ich will und werde fremden Göttern nicht mehr dienen, nur wenn es die Vorsehung will, in Polen für Polen. Von armen Eltern geboren, von Jugend auf an Entbehrungen und Arbeit gewöhnt, strebe ich nicht nach materiellem Genuß, Reichthum, nach Würden. Außer diesem Rencontre mit Dembinski mußte ich leider auch mit Bem in fremdem Lande in Streit gerathen. Die Türken forderten ein Verzeichniß der Offiziere, ich gab es treulich ab, indem ich auch den jungen Leuten, die Verdienste hatten, beim Entlassen Offiziersrang ertheilte, dieses aber bemerkte.

Bem, der schon als Murad-Pascha auftrat, wollte diese Stufen nicht anerkennen, setzte vielmehr unsern Offizierrang im Vergleich mit dem türkischen, vom Capitain an um eine Stufe niedriger, was einen ungeheuren Unterschied, hinsichtlich der Unterstützungssummen machte. Ich protestirte daher und erkannte ihm nicht das Recht zu, dieses zu bestimmen, setzte auch meine Absicht mit Hilfe Zamoyski's, welcher die Türken geschickt zu behandeln wußte, durch. So viel unangenehm Reminiscenzen der Widdiner Aufenthalt hat, so hat er auch die angenehmen unsers Gottesdienstes im Freien. Unter einem offenen Zelt stand ein einfacher Altar mit einem Kreuz und dem Czestochauer Mariabilde, vor welchem der Priester Niewiadomski die Messe las und wir still beteten oder gemeinschaftlich sangen. Besonders das erste Mal war der Eindruck ein höchst ergreifender; als gerade die Umtriebe begannen uns zum Islam zu bekehren; dort standen Renegaten in Träumereien des Stolzes und der Sinnlichkeit, hier knieten ein Häufchen Unglücklicher, die ihre Auslieferung und ihren Tod oder ein eben so schreckliches Leben ohne Resignation erwarteten, einige mit weißem Haar, andere kaum Jünglinge.

In Widdin erfuhren wir alle Ereignisse in Ungarn, auch den Verrath Görgey's an Rußland. Als die in Arad zurückgebliebenen Polen ihn fragten, was er ihnen zu thun riethe? antwortete Görgey schroff: Ich habe Euch nicht gebeten nach Ungarn zu kommen und denke auch nicht daran, Euch einen Rath zu geben, geht dahin, woher Ihr gekommen seid.

In den letzten Tagen des Octobers schickte man uns und die Ungarn nach Schumla, die Italiener nach Gallipolis.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Deutsche Dramatiker:

Karl Malß.

(Volkstheater in Frankfurter Mundart. Frankfurt a. M. Sauerländers V. 1850.)

Am 3. Juni 1848 starb Karl Malß im Alter von 56 Jahren, eine originelle Celebrität Frankfurts, der berühmte Verfasser des alten Bürgercapitäns. Ein Frankfurter Kind, zuerst selbst Kaufmann, dann Offizier im Freiheitskriege, Ingenieur beim Festungsbau in Koblenz, zuletzt Theaterdirektor, hat er seit dem Jahr 1821 einen bescheidenen, aber sehr behaglichen Platz in dem Saale deutscher dramatischer Schriftsteller eingenommen. Die Localstücke, welche er für seine Frankfurter schrieb, sind zwar für andere deutsche Bühnen schwer zu geben, denn die Reize und Geheimnisse des Dialekts der Mainstadt werden nicht so ohne Weiteres von jedem Profanen verstanden, aber der Ruf wenigstens von Einzelnen seiner Dramen hatte sich bis in alle entlegensten Stämme verbreitet, welche in unserm guten deutschen Fragezeichenlied aufgezählt werden. Wer durfte sich in Frankfurt aufhalten, ohne über Herrn Hampelmann oder den würdigen Kimmelmeier zu lachen? Und wer hätte nicht gern gelacht? Und beim Ende der Komödie sich gesagt, daß er Etwas in seiner Art Vortreffliches gesehen habe?

Jetzt liegen seine Theaterstücke in einem hübschen Bändchen zusammengelegt vor uns. Sie sind freilich in dieser Form nur getrocknete Blüthen, mehr und noch in anderem Sinne, als jedes gute Theaterstück, welches wir durch Lektüre in uns aufnehmen.

Der Dialekt, dessen eigenthümliche Laute sich durch Buchstaben nur sehr unvollkommen darstellen lassen, erregt dem Leser immer ein gewisses Unbehagen; die unzähligen kleinen Redensarten und Curiositäten, welche der Zunge des Einheimischen so geläufig sind, und von ihm selbst mit Heiterkeit als charakteristisches Eigenthum seiner Landsleute genossen werden, sind an andern Orten unbekannt und bleiben ohne Wirkung; dazu kommt, daß die dramatische Voraussetzung solcher

Dialektstücke, Vertrautheit mit den localen Verhältnissen, den Eigenthümlichkeiten im Familien- und bürgerlichen Leben, auch in der Charakterzeichnung und den Situationen manches Unregelmäßige verursacht, auf der einen Seite in den Situationen zu große Breite, auf der andern Seite in den Charakteren porträtähnliche Umrisse und viele Lücken, welche die Gewandtheit des Schauspielers auszufüllen hat. Deßhalb also gibt die Lektüre dem Fremden eine sehr unvollständige Vorstellung von den Wirkungen solcher Stücke, und auch der sehr achtungswerthe Humor in den Stücken von Malß, wird den Lesenden oft nicht zum Lachen bringen. Er muß sich denselben erst in die deutsche Schriftsprache oder das Gebahren seines eigenen Dialekts übertragen. Was ihn etwa erwärmt, ist doch nur reflectirtes Licht. Und die Position eines deutschen Localstückes in unserer Literatur ist deßhalb nicht weniger kritisch, als die Uebersetzung eines Gedichts aus einer fremden Sprache.

Trotzdem werden auch die Norddeutschen einzelne Stücke des Frankfurter Dichters aus der Lektüre liebgewinnen, und da Malß der bedeutendste unserer dramatischen Localdichter ist (zu denen ich hier Raimund nicht rechne) und sich aus seinen Lustspielen manches Merkwürdige und Lehrreiche erkennen läßt, so mögen hier einige Bemerkungen über sein Talent und sein Genre Raum finden. Viererlei ist zunächst an ihm interessant. Er arbeitet sorgfältig, und es ist viel kleiner, sauberer Zierrath an seinen Werken; seine Kenntniß nicht nur des Frankfurter, sondern mehrerer oberdeutscher Dialekte ist wunderbar genau, und ihre Handhabung im Dialog vortrefflich; er ist ein gebildeter Mensch, dessen Lustspielweisheit nichts weniger als weichlich erscheint; auch er verfällt allmälig den Dämonen seines beschränkten Genres, aber nicht in der gewöhnlichen Weise, daß sich sein Charakterisiren in abgeschmackte Fratzen und widerliche Sentimentalität auflöst, sondern er endet respektabler, als ein hypochondrischer Humorist, in dessen Anlagen etwas Herbes und Strenges gewesen sein muß, in der Art, daß der Idealismus aus seinen Figuren und der Handlung zu sehr schwindet, und die gemeine Wirklichkeit des kleinen Lebens unschön abconterfeit wird. Dieses allmälige Dahinsterben eines zwar beschränkten, aber gesunden Talentes ist charakteristisch für die gegenwärtige Entwickelungsstufe unseres Volkes und seiner Lustspielkunst.

Das erste und bedeutendste seiner Stücke ist der alte Bürgercapitän. Als er unternahm, dies Charakterbild zu schreiben, war sein Bestreben dasselbe, welches fast überall der Ausgangspunkt für die neuere Localkomödie gewesen ist. Er wollte Zustände der Wirklichkeit schildern, das beschränkte, behagliche, komische Familienleben der kleinen Welt, welche ihn umgab, deren wunderliche Gestalten ihn lebhaft anregten. Es waren nur Zustände, die er darstellte, Situationen und drollige Charaktere auf Frankfurter Grund; die Handlung wurde deßhalb Nebensache, sie lief so nebenbei, und hatte weder Einheit noch innere Nothwendigkeit. Der alte ehrliche Gastwirth Kimmelmeier mit seinem Bürgerwehr-Selbstgefühl, seiner

Feuerspritze und seinen Stammgästen, ein ausbrechendes Feuer, eine verständige Tochter mit einem biedern und langweiligen Geliebten, eine leichtsinnige Nichte, welche von dem obligaten Berliner Windbeutel entführt, aber durch tapfere Stammgäste reuig und unversehrt zurückgebracht wird, das ist der locker zusammengewebte Inhalt des Stückes, dessen Reiz in der wohlthuenden Wärme des Schaffenden liegt, durch welche er die lächerlichen Figuren komisch, das Wunderliche anziehend zu machen weiß. — Der ungewöhnliche Erfolg des Stückes lockte zu weiterer Production. Aber da die jungfräuliche Freude des Dichters am Schildern und sorgfältigen Ausmalen der localen Zustände, in welche dramatisches Leben zu gießen ohnedies sehr schwer ist, vorbei war, so that er den zweiten Schritt, welchen die Localkomödie zu machen pflegt; seine Charaktere verwandelten sich in stereotype Masken, bei denen nicht die charakteristische Wahrheit der genauen Zeichnung, sondern das Possierliche der Erscheinung und ihrer Reden die Hauptsache wurde; es kam weniger darauf an, ob Alles, was sie sprachen und thaten, zu ihrer Persönlichkeit stimmte, sondern vielmehr darauf, daß sie durch närrisches Gebahren Heiterkeit erregten; die Handlung blieb locker, aber sie setzte sich nicht mehr zusammen aus dem Gegenspiel mehrerer Charaktere, sondern die Hauptperson occupirte das ganze Terrain, die andern wurden nur Staffage oder Motive, welche den Komiker in seine Situationen hineinschleppten; das Lustspiel wurde zur Posse. So sind die Stücke: Herr Hampelmann im Eilwagen, die Landpartie nach Königstein und Herr Hampelmann sucht ein Logis. Hampelmann ist in diesen drei Stücken der Hanswurst als Bourgeois, wie er in unzähligen ähnlichen Possen, z. B. der Reise auf gemeinschaftliche Kosten (Liborius) vorkommt. Daß dieser moderne Frankfurter Hanswurst sehr drollig und in höchst komischen Situationen auftritt, macht die Stücke zu vortrefflichen Acquisitionen für einen süddeutschen Komiker, der ungefähr die Komik hat, welche dem Schauspieler Beckmann in seinen besten Zeiten zu Gebote stand. — Von Sentimentalität ist in diesen gemüthlichen, närrischen Possen keine Spur, sie wollen durch nichts Anderes fesseln, als durch die Drolligkeit der Hauptfigur, welche allerdings nichts ist als eine Maske für den Schauspieler — In dem kleinen Stück, die Bauern (in wetterauer Mundart) und die Jungfern Köchinnen ist der Dichter wieder bemüht, das Charakterisirende in den Vordergrund zu stellen, und in Hinsicht auf Technik sind diese beiden Stücke die besten der Sammlung; aber ihre Wirkung wird durch einen andern Uebelstand verkümmert. Die Genauigkeit, mit welcher die Figuren nach der gemeinen Wirklichkeit gezeichnet sind, macht auch ein scharfes Abwägen und Darlegen ihrer relativen ethischen Berechtigung im Stück nothwendig; denn je genauer und wahrer nach dem Leben Charaktere gezeichnet sind, desto genauer muß auch ihr Schicksal im Stück nach den Forderungen der sittlichen Welt, welche wir in uns tragen, bestimmt werden. Bei den Maskenspielen der italienischen Komödie verlangen wir

noch wenig „poetische" Gerechtigkeit; wir finden noch so wenig von unserem menschlichen Wesen in den einzelnen Masken, daß wir geringe sittliche Anforderungen an sie machen. Indeß einige doch schon, wir wollen den hohlen Prahler, den schleichenden Aufpasser geprügelt sehen, ja wir wünschen, daß Pantalon zuletzt eine, wenn auch gezwungene Einwilligung zu Colombinens Verbindung mit Harlekin gebe u. s. w. — Auch in der Posse, wo einzelne Lächerlichkeiten, Verkehrtheiten die Grundlage bilden, auf welchen der Schein eines menschlichen Lebens flüchtig aufgebaut wird, ist für die komische Wirkung der Action bereits Bedingung, daß die Schelmenstreiche der modernisirten Masken einen gewissen ethischen Fond als Gegengewicht haben, der entweder in der Persönlichkeit dieser Maske selbst liegt, oder in den Folgen ihrer Thaten, d. h. in der Handlung des Stückes. Ein pfiffiger und gewandter Betrüger z. B. wird uns als Hauptheld der Posse auch dann noch verstimmen, wenn er mit größtem Witz und bester Laune seine Gaunerstreiche glücklich zu Ende führt, so fern nicht in ihm selbst Momente zu Tage kommen, aus denen wir das Verkehrte und Beschränkte seiner Handlungsweise so schlagend hervortreten sehen, daß wir mit superiorer Ruhe und Heiterkeit seinen Lauf durch das Stück verfolgen können. Da aber, wo künstlerisch geschlossene Bilder wirklicher Menschen auftreten, wie in den erwähnten beiden Stücken von Malß, verletzt uns ihre sittliche Verkehrtheit, weil sie kein genügendes Gegenwicht in der Idee des Stückes findet, welche wenigstens am Schlusse hervortreten sollte. Zwei Bauern, Freier eines kaltblütig calculirenden Bauernmädchens gerathen in Händel um ein Stück Feld, das sie gemeinschaftlich durch allmäliges Abpflügen dem Gutsherrn gestohlen haben, das aber durch den Gutsherrn dem Mädchen als Aussteuer geschenkt wird. Der eine Schelm, den das Mädchen wählt, ängstigt und straft den andern. Er selbst geht frei aus. Zu solcher leichten Auffassung einer unsittlichen That paßt nicht gut die Portraitausführung, welche die Bauern zumeist durch den Dialekt erhalten. Im zweiten Stück treiben nichtsnutzige Dienstboten eines Hauses ihr Wesen, machen einen Küchenpunsch und werden von der Herrschaft überrascht, die eine Magd bringt heimlich die andere aus dem Dienst u. s. w. Auch hier Schilderung einer gemeinen Wirklichkeit, welche mit unserem sittlichen Empfinden nicht versöhnt wird. Die Vorwürfe, welche die Frankfurter Hausfrauen dem letzten Stück machten, daß es keine Freude sei, das Misère ihres Haushalts so nackt auf den Brettern zu sehen, war ganz begründet. Das Stück erhält gerade durch die — an sich gute — Charakteristik eine unangenehme Rohheit, die es in dem französischen Original, welchem die Situationen entnommen sind, nicht hat.

Der Rest des Buches, eine Posse und einige Puppenspiele, zuletzt der literarische Nachlaß, darunter einige scherzhafte Briefe im Ton unserer „fliegenden Blätter", sind für uns nicht von großer Wichtigkeit.

Mit der einfachen Handlung, auf welche Malß seine Figuren gründet, nimmt

er's nicht eben genau. Es ist französischer Einfluß bei ihm nicht zu verkennen, war er doch in seiner Jugend in einem Geschäft zu Lyon gewesen. Sein Name klingt gewiß fremd in vielen Ohren, welche seine Stücke doch gehört haben. Sie erschienen anonym, der wunderliche Mann behielt sein Incognito noch bei, als es längst ein öffentliches Geheimniß war. In der letzten Zeit seines Lebens machte ihm das Theater viele Sorge, zumal seitdem er auch das Geldrisiko dafür übernommen hatte. Seiner Bildung nach war er ein Vielwisser, er las leidenschaftlich und ohne Prinzip; am liebsten alte Drucke, Chroniken und seltsame Originalwerke. Das Gelesene speicherte er ordnungsliebend und mit gutem Gedächtniß in seinem Kopf auf und überraschte seine Freunde oft durch ungewöhnliche Gedankenverbindungen und historische und antiquarische Notizen. Uebrigens scheint er nichts weniger, als leicht zugänglich und von leichtem Anschluß gewesen zu sein, denn sein Biograph wundert sich, woher ihm die genaue Kenntniß der Dialekte gekommen sei. Es ist auch hierbei einige künstlerische Täuschung; denn bei der Benutzung eines Dialekts für die Poesie ist gar nicht nöthig, ja nicht einmal wünschenswerth, daß alle Abweichungen von der Schriftsprache treu copirt sind. Sondern die Wirkung hängt beim Autor, wie beim Darsteller davon ab, daß einzelnes besonders Charakteristische in Endungen, oft wiederkehrenden Wörtern und Redensarten geschickt angebracht und ausgedrückt werde. Es gibt Schauspieler, welche bei nur oberflächlicher Kenntniß viele Dialekte auf der Bühne gut zu sprechen wissen, weil sie die ihrer Kunst eigenthümliche Fähigkeit in ausgezeichnetem Grade besitzen, nach einem innern Bilde, das sie vom Charakteristischen ihrer Rolle haben, schnell das Detail der äußern Erscheinung ausdrücken zu können; so nehmen sie auch das Charakteristische im Klange eines Dialekts in schnellem Verständniß auf, die Sprechwerkzeuge fügen sich gehorsam dem schaffenden Triebe, und Ausdruck des Gesichtes und Geberde unterstützen die Nachahmung so glücklich, daß der Hörer gar nicht die Freiheit behält, auf einzelne Unregelmäßigkeiten zu achten und das zu erkennen, was dem Spielenden zur genügenden Kenntniß des Dialekts fehlt. Auch hierin ist die Kunst des Schauspielers die Kunst des schönen Scheins.

In Berlin und Wien hat die Localkomödie größere Ausdehnung und eine — freilich im Ganzen nicht sehr erfreuliche — Geschichte erhalten. In mehrern andern größern Städten, z. B. Hamburg, gibt, oder gab es einzelne Localpossen, welche eine feste Stelle auf dem Repertoir ihrer Theater haben. Wie das Gedeihen der gesammten Komödie unter anderm abhängig ist von dem Grade des Selbstgefühls, mit welchem die Nation sich und ihre Zustände betrachtet, so ist auch dies Dialektlustspiel je nach dem Grade des Behagens, womit eine Gegend ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten genießt, mehr oder weniger cultivirt worden. Städte, deren Einwohner geringe Freude an ihrer Nationalität haben, z. B. Dresden und Leipzig, haben gar keine erwähnenswerthen Local-

stücke. Da jetzt eine Zeit ist, wo wir in Deutschland weder am Alten noch am Neuen besondere Freude haben, ist nicht anzunehmen, daß irgend eine Art des Lustspiels gerade jetzt große Fortschritte machen würde.

Und doch, wer sich für das deutsche Theater interessirt, oder selbst dafür arbeitet, mag unsere Dialektstücke nicht aus dem Auge verlieren. Denn in den Dialekten sowohl, als in den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der deutschen Stämme liegt ein Schatz von prächtigem Material für eine neue höhere Form des deutschen Lustspiels, von welchem wir wohl noch einige Zeit hoffnungsvoll träumen werden. Was unser Holtei mit so vieler Wirkung in kleinem Kreise versucht hat, (Wiener in Berlin, Berliner in Wien, Wiener in Paris, dreiunddreißig Minuten in Grünberg) verschiedene Provinzialismen einander gegenüber zu stellen, dasselbe müßte sich noch in weit größerm Maßstabe bei anderer Beschaffenheit der Handlung thun lassen, denn die größte komische Wirkung erhalten die Dialekte erst, wenn sie einander gegenüber gesetzt werden. Durch unsere humoristischen Blätter, die Münchner, Düsseldorfer u. s. w. sind die Hauptdialekte allgemeiner bekannt und die Freude an localen komischen Figuren gesteigert worden. Es kommt darauf an, daß frischer Muth versucht, Etwas daraus zu machen. Die Hauptschwierigkeit liegt für den, welcher das Charakteristische der Hauptdialekte selbst inne hat, nicht darin, daß die Schauspieler so etwas nicht spielen könnten, — es ging ja mit dem Schwäbisch von „Dorf und Stadt" in Norddeutschland so gut, als für die Wirkung nöthig war; — sondern sie liegt darin, daß bei unsern Verhältnissen eine Handlung zu erfinden ist, welche frei von verstimmendem Parteihaß bleibt.

Die Union und die Liga.

Das Fürstencollegium in Berlin, welches jetzt die Functionen des frühern Verwaltunsrathes übernommen hat, beräth eine Anzahl Unionsgesetze, welche dem nächsten Parlament vorgelegt werden sollen. Ein Gesetz über Unionsbürgerrecht ist darunter bis jetzt das erfreulichste. In Hessen-Darmstadt ist Jaup abgegangen, Hassenpflug dagegen in Hessen-Cassel bis jetzt noch nicht, beide Staaten aber sind mit Sack und Pack in das Lager der Liga hinübergezogen. In Frankfurt keine Resultate, die Verhandlungen zwischen Oestreich und Preußen noch ohne Resultat; in allen deutschen Angelegenheiten die größte Confusion; ein Friede mit Dänemark nicht zu erzielen; eine deutsche Flotte ohne rechtmäßigen Eigenthümer, Bundesfestungen ohne Eigenthümer, die Stimmung ärgerlich, unsicher, zänkisch, feindseliges Mißtrauen von unten nach oben, wie von oben nach unten. — Es wäre Unrecht, zu leugnen, daß nicht Alles noch viel schlimmer sein könnte, aber es ist auch so wahrhaftig Alles schlimm genug.

Täuschen wir uns nicht, durch die Form von Verträgen ist eine Lösung dieser gräulichen Wirren nicht mehr zu hoffen. Es ist möglich, daß die Unsicherheit des preußischen Cabinets immer wieder gute Positionen furchtsam aufgibt, aber das Cabinet wird durch keine Unwürdigkeit und Feigheit, durch keinen Verrath an seinen treuen Verbündeten, durch keine Nachgiebigkeit gegen die kaiserliche Regierung seine Gegner versöhnen und zum festen Frieden bringen. Denn der Feind, welcher seinen hohlen Todtenschädel jetzt gespenstig gegen die deutschen Stämme erhebt, ist der alte Erbfeind unserer Freiheit und Ehre, der immer geschlagene und immer wieder lebendige Egoismus einer einzelnen Regentenfamilie. Oestreich ist unter seiner jetzigen Regierung ein despotischer Staat, welcher alle die alten unholden Feinde unseres Gedeihens, die pfiffige Dummheit der römischen Pfaffen, die Hausinteressen der kleinen Regentenhäuser, das Mißtrauen unserer großen Nachbarn unermüdlich in Bewegung setzt, sich zu behaupten. Ein solches Regiment aber kann sich nur behaupten, indem es jede freiere Entwickelung neben sich niederdrückt. Jetzt will es seinen jüngern und fähigern Nebenbuhler, Preußen, durch ein Protektorat über die nördliche Hälfte Deutschlands zufrieden stellen, Sachsen, Hannover und Hessen natürlich ausgenommen. Nicht lange, und es müßte die Existenz auch des bisherigen Preußens unerträglich finden. Schlesien ist in diesen Kreisen unvergessen, der Protestantismus, das preußische Selbstgefühl, die größere Freiheit der Gedanken und der Sprache werden unerträglich sein, und Preußen wird in Jahren doch thun müssen, woran

es jetzt einen Augenblick wie im Traume dachte, es wird an das Schwert greifen müssen, für sein Prinzip, für unser Prinzip.

Wäre es möglich, Serben, Polen, Walachen, Magyaren, Italiener und Deutsche in ein großes Mittelreich von 70 Millionen zusammenzubringen, wir könnten uns das Experiment wohl gefallen lassen, wenn wir Feinde des östreichisches Staates wären. Denn eine solche Fülle von Völkerkraft in einen so großen Bau zusammengezwungen, würde blitzschnell eine solche Fülle von Energie und Selbstgefühl entwickeln, würde eine neue paneuropäische Demokratie und ihre conservativen nationellen Gegensätze so schnell entwickeln, würde eine solche Masse von feindlichem Stoff an unseren Grenzen frei machen, daß der künstliche Staat in schneller Explosion gesprengt und der Thron der Habsburger in alle Winde gestreut würde. Aber wir wünschen weder den Untergang des Kaiserstaats, noch lieben wir gefährliche Experimente im Leben unserer Staaten.

Wenn Preußen jetzt festhält an der Union, die kläglichen Frankfurter Verhandlungen behandelt, wie sie es verdienen, so wäre wohl das Aergste überstanden und unsere Zukunft für gesichert zu halten sein. Der Auflösungsprozeß, welchen die kleinen deutschen Staaten, die außerhalb der Union stehen, gegenwärtig durchmachen, ist in seinem Verlauf sehr traurig; Preußen und die Union kann ihn ruhig fortschreiten und sich vollenden lassen. Wenn sie den Beitritt zu sich offen erhält, so wird für Sachsen und Würtemberg sehr bald, später für Baiern und endlich auch für Hannover die Zeit kommen, wo die weitere Unmöglichkeit einer eigenen Existenz die Völker dieser Staaten zur Union treibt. Für beide Hessen ist diese Zeit schon jetzt gekommen, und der Austritt aus der Union war bei diesen eine selbst in Deutschland ungewöhnliche Thorheit ihrer Regierungen.

Freilich aber hat die Union vor Allem ihren Bruderstämmen den Beweis zu führen, daß es vortheilhaft ist, in sie zu treten. Es gibt für Preußen auch deshalb keine klügere Politik, als so schnell wie möglich das Parlament zusammenzuberufen und eine Reihe von organisirenden Gesetzen zu geben, durch welche das Zusammenwachsen der Unionsstaaten eine Wahrheit wird. Heimathsrecht, Rechtsverfahren, Hypothekenordnung, Bildungsanstalten, Heerwesen gleich und gemeinsam, dazu ein kräftiges Auftreten gegen die Regierung Schwarzenbergs, was könnte uns dann noch verhindern, als Nation ein gesundes Aussehen zu bekommen, frische und runde Wangen und einen trotzigen Tritt in der Weltgeschichte?

Die dänische Revolution in Kopenhagen

im Jahre 1848*).

König Christian VIII. war am 6. Januar erkrankt. In jenen Trauertagen des nahenden Endes hat mehr als Einer den Kronprinzen sagen hören: „was soll daraus werden! was soll ich thun, wenn der König stirbt!"

Seit dem 8. Januar hielt die Partei des „Fädrelandet" bei dem Professor der Theologie Clausen Versammlungen, eine Adresse zu berathen, in der man gleich beim Thronwechsel die Bitte um eine freie constitutionelle Verfassung an den neuen Monarchen bringen wollte. Es befanden sich in diesen Berathungen die Herren Schouw, Hvidt, Drewsen, B. Christensen u. s. w. Durch Hvidt wurde eine ähnliche Adresse Seitens der Bürgerrepräsentanten vorbereitet. Die fieberhafte Spannung, in der des Königs Krankheit vierzehn Tage lang die Residenz erhielt, diente im hohen Maaße dazu, den Gedanken an die Zukunft zu wecken und das allgemeinste Interesse auf die politische Lage des Staates zu lenken.

Nach dem Wunsche des sterbenden Königs hatte Friedrich VII. sofort den Grafen C. Moltke zum Geheimen Staatsminister ernannt. An den Staatsrath, der unmittelbar nach dem Abscheiden des Königs gehalten wurde, nahmen C. Moltke und Etatsrath Bang Theil, dann folgten Sitzungen der beiden Kanzeleien. Das Ergebniß dieser Sitzungen war die königliche Urkunde vom 20. Januar, mit ihren beruhigenden Phrasen.

Aber jetzt erhob sich rasch die radicale Partei. Schon zwei Tage nach des Königs Tode erschien die Broschüre der Professoren Clausen und Schouw, welche

*) Was wir hier mittheilen ist ein Auszug aus dem letzten Abschnitt der gründlichen und bedeutenden Schrift: Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem Jahre 1806 (von Joh. Gust. Droysen und K. Samwer) 2te Auflage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1850. — wohl des besten Werkes unter den zahlreichen Abhandlungen über die schleswig-holsteinische Frage. Es enthält sehr viel Neues und ist für den Historiker wie für den Publicisten gleich unentbehrlich. Wie kommt es doch, daß dies Werk, welches im Auslande, zumal in Dänemark, so viel Aufsehen gemacht hat, in Deutschland immer noch verhältnißmäßig wenig gekannt ist? Außer einer gründlichen Geschichte der alten dänischen Bemühungen, die Herzogthümer zu incorporiren, enthält es eine vollständige Darstellung des Rechtskampfes bis zu dem letzten Kriege, Schilderung der Zustände und Parteien am dänischen Hofe, Charakteristik der Stellung des Herzogs von Augustenburg, und im Text wie in den Beilagen eine Anzahl höchst interessanter Notizen und Briefe, unter letzteren Briefe des Königs von Dänemark und des Herzogs von Augustenburg. Möge die folgende Mittheilung dazu beitragen, die politische Wichtigkeit des Werkes, welches unter anderen über die Revolution in Kopenhagen selbst für die Dänen neue und überraschende Thatsachen mittheilt, dem deutschen Publicum zu empfehlen.

mit äußerster Schärfe und Energie die Politik Dänemarks, wie sie nach der Meinung dieser kühnen Partei aufgefaßt werden sollte, darlegte: Die Verfassung, die 1839 wünschenswerth gewesen, sei jetzt eine Nothwendigkeit; und diese Verfassung müsse Schleswig mit Dänemark vereinigen; Holstein seine eigene Verfassung mit eigenem Finanz- und Kriegswesen erhalten. „Sie empfehlen, wie Fädrelandet am 27. Januar zusammenfaßt, eine möglichst enge Verbindung Schleswigs mit Dänemark, eine möglichst scharfe Trennung Schleswigs von Holstein, als die wirklich dänische Politik", eine Politik, „welche sich nicht daran genügen lasse, die historisch begründete, staatsrechtliche Trennung zwischen beiden Herzogthümern als einen theoretischen Satz hinzustellen, sondern diese Trennung zur geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit zu machen suche, indem sie eine scharfe und bestimmte Grenze zwischen beiden Herzogthümern ziehe." — Es war das alte Project des „jungen Dänemark", das scharf und sicher in dies chaotische Gewirr der neuen Verhältnisse eintrat. In demselben Geiste plädirte Hvidt; der Jubel der Tausende, die ihn den 24. Januar von der Börse heimgeleiteten, das Geleit, das Tausende der städtischen Glückwunsch-Deputation nach dem Schlosse gaben, bezeichnete hinlänglich die herrschende Stimmung.

Es ist begreiflich, daß auf den neuen König Friedrich VII. die Scenen der Sterbetage, die Schmerzen des Kranken, das letzte Abendmahl, das Todesröcheln erschütternden Eindruck gemacht hatten. Und wie ein Vermächtniß hatte er das System des Vaters und die Staatsmänner, die es vertraten, übernommen. Gedachte er in dem Geleise des Vaters zu bleiben? Man rühmt den Sinn König Friedrich VII. für trauliche Genossenschaft. Am 24. Januar ward der aus Odensee berufene Stiftsamtmann von Bardenfleth zum Staatsminister ernannt.

Sofort die wichtigste Frage war die Emanirung des von Christian VIII. hinterlassenen Entwurfs der Gesammtstaats-Verfassung. „Differenzen darüber im Kabinet waren Folge der neuen Umgebung und der Neuheit des Thrones, der noch dicht umringt war von den alten Rathgebern des verstorbenen Herrn, unter denen Oersted, Criminil und Moltke dem Emporkömmling Bardenfleth das Terrain streitig machten, und ihn durch größere Geschäftskunde und Erfahrung zu erdrücken den Anlauf nahmen. Es ist notorisch, daß Criminil und Moltke, obschon Anhänger der Gesammtmonarchie, auf das lebhafteste in den Vorberathungen über das Rescript vom 28. Januar für die Unzertrennbarkeit der Herzogthümer gekämpft haben, daß die heftigsten Scenen, namentlich zwischen dem stets die Zähne zeigenden scharfen C. Moltke und dem nicht minder klopflustigen und in seiner Unerfahrenheit kühneren v. Bardenfleth stattgefunden haben, die bis zum 28. Januar stets zu Niederlagen des letzteren führten und führen mußten, weil Moltke und Criminil in ihren alten und vieljährigen Collegen eine sichere Majorität für das zu Recht Bestehende mit Leichtigkeit erwarben. Bardenfleth fühlte das Ungenügende, Unhaltbare seiner Stellung solchen Collegen gegenüber, mußte deutlich das Schei-

tern seiner nur dänischen, Schleswig umfassenden, Pläne wahrnehmen und blieb aus Vorliebe für letztere, so wie aus Ehrsucht, den gleichen Bestrebungen der aufgeregten, kundigen und gut geschulten Kopenhagener Opposition nicht fremd, an deren Spitze die spätern Minister Hvidt, Clausen, Tscherning, Monrad standen, während sie Orla Lehmann und Andere die Rolle der Schreier und Schreiber übernehmen ließen.

Das „Rescript wegen Einführung einer Verfassung" wurde am 28. Januar erlassen. Es enthielt folgende Hauptpunkte: 1) gemeinschaftliche Stände für das Königreich und die beiden Herzogthümer, denen die beschließende Mitwirkung bei Steuern und Finanzen, bei Gesetzen über gemeinschaftliche Angelegenheiten, sowie das Recht zu Anträgen über gemeinschaftliche Interessen zustehen solle; — 2) diese ständische Verfassung soll in der bestehenden Verbindung der Herzogthümer Schleswig und Holstein, in der bestehenden Verbindung Holsteins und Lauenburgs mit dem deutschen Bunde, in der Verfassung Lauenburgs nichts ändern; — 3) ehe den in die Verfassung aufzunehmenden Bestimmungen Gesetzeskraft verliehen wird, sollen dieselben erfahrenen Männern zur Prüfung vorgelegt werden; — 4) Wahlmodus und Ernennung dieser erfahrenen Männer; — 5) diese erfahrenen Männer versammeln sich spätestens zwei Monate nach der Wahl in Kopenhagen.

Wohl durfte man in diesem Entwurfe die ganze Art des verstorbenen Königs wieder erkennen. Wie fein war es, daß aus dem Königreich und aus den Herzogthümern eine gleiche Zahl erfahrener Männer, sowohl erwählte wie ernannte, kommen sollten; indem die Regierung aus Dänemark acht, aus jedem Herzogthum vier ernannte, durfte sie gewiß sein, durch diese 16 mit den 18 Gewählten der Herzogthümer eine conservative Majorität gegen die Dänen, mit den 18 Gewählten des Königreichs eine nationale Majorität gegen die Deutschen zu haben. — Die Bevölkerung von Kopenhagen war still, — die Presse desto lauter und heftiger.

Schon am 27. hatte Fädrelandet einen vortrefflich geschriebenen Artikel über die „dänischen Schleswig-Holsteiner, die am Ruder sind"; man stellte die Sachlage so vor, als sei König Friedrich VII. von den Ministern Christians VIII. übertölpelt und müsse durch das Volk von diesen Hemmnissen befreit werden. Gleich nach Erlaß des Patents proclamirte Kjöbenhavnspost: „durch Friedrich VII. sei also die von Friedrich III. gegründete Alleinherrschaftsmacht aufgehoben; — aber diese sei ein Vertrag gewesen mit dem ganzen Volk; dem ganzen Volke müsse also zustehen, was davon zurückgegeben werde, anzunehmen. König Friedrich VII. sei ein demokratischer König."

Den 15. Februar hielten gleich nach einer Tags vorher überreichten Bauerndeputation von 7240 Unterschriften, mehrere hundert Landleute in Kopenhagen eine Versammlung, beschlossen eine Adresse an den König, luden dann auch mehre

Mitglieder der Gesellschaft der Bauernfreunde, namentlich B. Christensen und Capitän Tscherning dazu, brachten am andern Morgen im feierlichen Zuge die Adresse nach dem Schloß, die Anfangs von dem Kammerherrn von Tillisch zurückgewiesen, zuletzt „mit allerhöchster Erlaubniß" entgegengenommen wurde; sie enthielt den Ausdruck der Besorgniß über die unglückliche Zusammensetzung der Versammlung, die das Patent berufe, sprach zu Sr. Majestät das Zutrauen aus, daß er einmal hierauf aufmerksam gemacht, thun werde, was noch möglich sei, namentlich durch sorgfältige und volksthümliche Wahl der sechszehn, die der König ernenne." —

Während die Presse mit immer schärferen Artikeln die Stimmung steigerte und concentrirte — namentlich Madvig, Monrad, Clausen trieben vorwärts — während selbst die Berling'sche Zeitung bereits der Eiderpartei Zugeständnisse machte und nur noch aufrecht hielt, „daß die Verbindung zwischen Schleswig und Holstein durch so starke vieljährige Bande geknüpft sei, daß es moralisch ungerechtfertigt und fast unmöglich sei, sie zu zerreißen, während die Schmähungen gegen die Deutschen, gegen die Schleswig-Holsteiner, gegen den Herzog von Augustenburg immer bitterer wurden, während dessen traten (am 16. Februar) 43 „patriotische Männer" — eben die, welche schon beim Professor Clausen sich zu versammeln gewohnt waren — zu einer „beständigen Gesellschaft" zusammen, und faßten den Beschluß, auch dänischer Seits erfahrene Männer nur mit Vorbehalt zu wählen.

Die günstige Aufnahme, die eine Deputation der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, die um die Bestätigung der Landesprivilegien zu bitten gekommen war, allerhöchsten Ortes fand, das Gerücht, daß es in Absicht sei die Provinzialstände der beiden Herzogthümer zu vereinigen, ihre Befugnisse zu erweitern und die Gesammtrepräsentation auf ein Minimum zu beschränken, brachte die äußerste Unruhe hervor. Bereits am 23. Februar erließen die 43 eine Erklärung, die einen förmlichen Protest gegen den Gesammtstaatsentwurf enthielt, statt dessen in sehr scharfen Wendungen die Vereinigung der Inseln, Jütlands und Schleswigs in Einer Verfassung, mit Vorbehalt eines besondern Landtags für Schleswig, die völlige Scheidung Schleswigs von Holstein, eine gesonderte Verfassung für Holstein forderte.

Am folgenden Tage veröffentlichten 18 in Kopenhagen anwesende Ständedeputirte, daß sie bei der Wahl der erfahrenen Männer die Erklärung abzugeben gedächten: „sie wählten in der Voraussetzung, daß die Bestimmungen, welche in die verheißene Verfassung aufzunehmen seien, nicht eher Gesetzeskraft erhalten würden, als bis sie von einer Volksvertretung erwogen und angenommen seien, einer Vertretung, die gewählt wäre nach einer die gerechten Ansprüche des Volkes erfüllenden und der Größe ihrer Aufgabe entsprechenden Wahlart.

So weit war man in den Herzogthümern und im Königreich vor der französischen Revolution!

Und nun kamen die dröhnenden Schläge der Pariser Revolution, die mächtigen Erschütterungen des halben Welttheils; immer näher heran schwoll die ungeheure Welle allgemeinen Umsturzes. Metternich ward gestürzt, in Berlin wurde das System gewechselt; Deutschland schien sich einigen, sich einheitlich verjüngen zu wollen.

Nach Kopenhagen kam die erste Nachricht von den Pariser Ereignissen am 1. März; die beiden Parteien der Opposition waren zu gut organisirt, um nicht die Bewegung der Masse in der Hand zu haben; ihre Interessen hatten zu viele Momente der Gemeinsamkeit und zu nahe Aussicht, um sich nicht gegenseitig zu unterstützen. Auf dem Wege des Radicalismus hoffte die Eiderpartei Schleswig sicher zu fassen; durch Vernichtung des „conservativen Schleswig-Holsteinismus“ hofften die Radicalen eine Verfassung zu gewinnen, wie sie ihnen Bedürfniß schien.

Am 7. März enthielt Fädrelandet eine Einladung von Hvidt, „im Auftrage“ unterschrieben, zu einer Versammlung im Casino am 11. d. M.: „von den Gefahren, hieß es darin, welche die Selbstständigkeit des dänischen Volks bedrohen, ist der Einfluß der schleswig-holsteinischen Partei die nächste und größte; es ist nothwendig, durch gesetzliche und geziemende Mittel die constitutionelle Vereinigung Schleswigs mit Dänemark zu erwirken.“ Die Versammlung, etwa 2500 Menschen, fand statt: „Man habe jetzt, sagte Professor Clausen, einen volksthümlichen (folkelig) und wirklich dänisch gesinnten König, um den man sich sammeln könne;“ und ein unermeßlicher Beifall folgte den Worten. „Es könne, äußerte Capitän Tscherning, gar nicht davon die Rede sein, was Schleswig wolle oder nicht wolle, Schleswig sei kein eigener souveräner Staat, sondern wie Lolland und Fühnen ein Theil der dänischen Monarchie; wolle sich Schleswig losreißen, um einen eigenen Staat zu bilden, oder sich eigenmächtig einem fremden Staat anzuschließen, so wäre ein solcher Schritt geradezu Aufruhr, und solche Aufrührer zum Gehorsam zu bringen, nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen, sei in diesem Fall Pflicht der Regierung; ob man ihm Recht gebe?“ Mit lautem Zuruf antwortete man Ja!

Ein „Nein“ ward gehört von dem Schullehrer Rasmus Sörensen; dann wurde noch von mehrern Seiten gegen die Eroberung Schleswigs Widerspruch erhoben, aber derselbe wurde durch den brausenden Lärm übertäubt. Schließlich legte der Candidat Goldschmidt, Redacteur des „Nord und Süd“ gegen die Einstimmigkeit des gefaßten Beschlusses Widerspruch ein. „Mitten im tobenden Lärm hatte er die Geistesgegenwart, der Masse die zwei wichtigen Wahrheiten zuzurufen, welche man durch Toben bei Seite werfen wollte: erstens daß es eine Revolution, eine auf die Macht der Massen gestützte Staatsveränderung sei, welche man vollziehen wolle, und zweitens, daß diese Revolution soweit sie Schleswig angehe, und soweit man das Schicksal des schleswigschen Volks ohne

es um seine Meinung und seinen Willen zu fragen, abmachen wolle, ein Unrecht sei." Man wollte ihm nicht einmal erlauben, den Protest vorzubringen, und als ihm einer der Leitenden die Erlaubniß verschafft hatte, wurde er doch sogleich wieder unterbrochen und durch die allgemeine Entrüstung (!) übertäubt.

Ein Protest im Namen des Rechts ward von dem Baron Dirckink-Holmfeld beim Vorsitzenden, Etatsrath Hvidt, eingegeben, dieser aber hielt es für passend, den Protest nicht mitzutheilen.

Folgenden Tages, am Sonntag den 12. März ward eine andere Versammlung im Hippodrom gehalten, wohl 2000 Personen waren anwesend; sie alle unterschrieben eine Adresse an den König um Erweiterung des Wahlrechts; nach der Audienz beim König sollte die gewählte Deputation eine neue Versammlung berufen, ein „permanentes Comité" niedergesetzt werden. Auch hier plädirte Orla Lehmann für die Eidergrenze.

Eine dritte Partei versuchte sich gleichfalls am 11. März zusammenzufinden. Unter Etatsrath Bang, Grafen Sponneck, Etatsrath Francke (Erstere Dänen), bildete sich im Phönix ein Club mit dem ostensiblen Zweck, einen Anhaltepunkt für die erfahrenen Männer zu bilden; im Hintergrunde lag die Absicht, die conservativen Elemente zu sammeln und die Verbindung zwischen den Dänen und Deutschen aufrecht zu erhalten; eine glänzende Gesellschaft, aber der Lage der Sache nach außer Stand irgend eine Einwirkung zu gewinnen.

Bereits am 13. las man an den Straßenecken einen Aufruf der Casinopartei an alle patriotischen Dänen: „Dänemarks Existenz stehe auf dem Spiel, es werde untergehen, wenn jetzt nicht Schleswigs Trennung von Holstein bewirkt werde; zu dem Zwecke möge man mit Geldbeiträgen mitwirken." Schon wußte man, daß in einigen Tagen große Versammlungen sein, auch viel Landvolk dazu hereinkommen werde. Die Nachrichten von Wien und Berlin vollendeten die Stimmung für alles Aeußerste.

Am 18. März, drei Tage vor der Katastrophe, empfing der König den kurz vorher aus Holstein gekommenen Obergerichtsrath Ekhard von Glückstadt in einer Audienz, unmittelbar nach Orla Lehmann. Der König fragte: wie es in den Herzogthümern aussehe? die Antwort war: ruhig, wenn aber durch eine Volksdemonstration oder durch eine Maßregel der Regierung ein Schritt geschehe, um Schleswig in Dänemark zu incorporiren, so werde die Folge ein allgemeiner Aufstand sein. Auf die weitere Frage, was in solchem Falle wohl die Truppen und die Beamten thun würden? antwortete Ekhard, daß sie nach seinem Dafürhalten sich mit wenigen Ausnahmen der Sache der Herzogthümer anschließen würden; darauf der König: „mir fällt dergleichen auch nicht ein; wenn Sie nach den Herzogthümern kommen, so autorisire ich Sie in meinem Namen zu erklären, daß ich von meinem Rescript vom 28. Januar nicht abgehen werde, ich werde keinen Beschluß fassen, ehe die erfahrenen Männer hier sind.

Ich erwarte von ihrer Einsicht und Vaterlandsliebe, daß sie mir Vorschläge machen werden, um die Differenzen zu beseitigen. Ich werde auf keinen Fall vorher einen Beschluß fassen. Sagen Sie nur, man könne sprechen und schreiben, so viel man wolle; handeln aber solle man nicht, sonst würde ich blank ziehen" (bei diesen Worten den Degen halb aus der Scheide ziehend und wieder zurückstoßend) „ich riethe stille zu sein, weil mein Wunsch sei, daß die erfahrenen Männer ehrlich und offen die Wahrheit sagen sollen."

So sprach der König an demselben Tage, da sich in den Herzogthümern die Rendsburger Versammlung auch ihrerseits dafür entschied, loyal bei der Sendung der erfahrenen Männer nach Kopenhagen zu beharren: „das ist unsrer Seits versprochen und muß gehalten werden."

Die Nachrichten von der Rendsburger Versammlung kamen am Montag den 20. früh nach Kopenhagen, zugleich die Nachricht, daß am 22. die schleswig-holsteinische Deputation eintreffen werde. Die Kunde verbreitete sich schnell, mit immer wachsenden Uebertreibungen. Bereits um 11 Uhr war der Parolebefehl da, daß eine Defensionscommission, bestehend aus dem Obristlieutenant Hansen, Commandeurcapitän Zahrtmann u. s. w. zu bilden, daß die kleine Festung Friedrichsort bei Kiel sofort vollständig zu armiren sei und zwei Compagnien des 4. Bataillons dahin abgehen sollten; — als rechnete man schon nicht mehr auf die in den Herzogthümern stehenden Truppen.

Für die Volksmeinung war mit jenen Nachrichten die Sache völlig abgemacht; wie auch mochten sich die Provinzen unterstehen, eine Deputation zu senden.

Die Entscheidung sollte vor der Ankunft der Deputation erfolgt sein.

Die zum Mittwoch verabredete Casinoversammlung wurde noch am Montage auf denselben Abend angesetzt. Orla Lehmann lud dazu in gewohnter Weise ein: „Das Vaterland ist in Gefahr! Die Herzogthümer sind in Aufruhr! Jeder wahre Vaterlandsfreund wird aufgefordert, sich am Abend im Casino einzufinden."

Man mußte, da Hvidt präsidiren sollte, auf den Schluß einer Berathung der Bürgerrepräsentation in derselben Angelegenheit warten.

Endlich erschien Hvidt, wurde mit lautestem Jubel empfangen, berichtete, daß die städtische Versammlung den Beschluß gefaßt habe, den König um Entlassung der Minister zu bitten.

Dann trat Orla Lehmann auf, schilderte die unerhörte Gefahr, in der man sich befände, bezog sich auf die in der Residenz verbreiteten Nachrichten, daß sich in Rendsburg eine provisorische Regierung gebildet, daß man die Hauptcasse genommen habe, daß das Bataillon Baudissin übergegangen sei, im Kampfe innerhalb der Festung ein Hauptmann erschossen sei u. s. w.

Ihm entgegen trat, obwohl Schleswig-Holsteiner, Francke, der den Phönixclub so eben inmitten völliger Rathlosigkeit und Auflösung verlassen hatte, mit

der ganzen Zuversicht der Wahrheit geflissentlichen Schwindeleien gegenüber; er redete Deutsch; aus Kieler Briefen konnte er nachweisen, daß Nichts von allem Diesem vorgefallen war; er forderte, daß man die Beschlußfassung vertage, bis die Deputation der Herzogthümer gekommen sei und gehört werden könne. Wohl machte dies stolze und muthige Auftreten Eindruck. Aber „wahr oder nicht wahr, was der Redner vor mir gesagt hat," begann Orla Lehmann seine Gegenrede, und mit gewohnter Begeisterung und Berechnung sprechend, verwischte er jeden Eindruck des Vernommenen: „wenn die Revolution in den Herzogthümern noch nicht ausgebrochen sei, so werde sie ausbrechen." Er erklärte, „der König — und er werde sich nicht scheuen, ihm das ins Gesicht zu sagen — sei seiner Aufgabe nicht gewachsen; die Minister hätten weder die Einsicht, noch den Willen, noch die Kraft für ihr Amt; es sei auch schwer, Minister zu finden, und es seien in Dänemark nicht gerade Viele, aber Einige, Wenige" — „und er hatte, schrieb ein Mitanwesender, nicht nöthig hinzuzufügen, die Bescheidenheit verbiete ihm ihren Namen zu nennen, so aufdringlich war sein Patriotismus." Aber er riß die Versammlung hin zu unermeßlichem Beifall.

Dann trat Capitän Tscherning auf: „es frage sich, was demnach zu machen sei? ein neues Ministerium natürlich; und wann?" „Noch heut Abend," rief die Versammlung; umsonst widersprach Tscherning; „bewaffnet müsse man zum Schloß ziehen," ward gerufen. „Zeigen wir," sagte der Capitän, „daß unser Wille fest genug ist, um darauf schlafen zu können!" Also Morgen! stimmte die ganze Versammlung ein. „Aber man müsse dem Könige," fuhr Capitän Tscherning fort, „doch auch Bedenkzeit lassen," und schlug vor „bis zum Mittwoch früh, ehe noch die Deputation komme," zu warten. So ward beliebt.

Auch Professor Madvig, Verfasser einer glänzenden Flugschrift gegen das Patent vom 28. Januar, noch jetzt Minister, sprach: „da nach den ungeheuren Concessionen des Patents vom 28. Januar, nach denen Dänemarks Hauptstadt nicht mehr Hauptstadt sein, seine Reichsstände vagabondirn sollten, die Schleswig-Holsteiner jetzt so antworteten, wie da vorher berichtet sei, so bleibe nichts übrig, als Schleswig zu incorporiren."

Man hatte sich zugleich verständigt, die Deputation der Bürgerrepräsentanten, die andern Tages zu Mittag mit ihrer Adresse auf das Schloß ziehen wollte, im großen Zuge zu begleiten. Diese Adresse besagte, daß das jetzige Ministerium nicht das Zutrauen des Volkes habe, den Umständen nicht gewachsen sei, entlassen werden müsse: „wir rufen Ew. Majestät an, die Nation nicht zur Selbsthülfe der Verzweiflung zu treiben." (ikke at drive Nationen til Fortvivelsens Selvhjelp.)

Vorübergehend erinnern wir, daß denselben Montag Abend auch Massen Arbeiter im Hippodrom versammelt waren, daß die Studenten, die bereits am 18. eine Versammlung gehalten und Offiziere hinzugezogen hatten, um ihre Be-

waffnung zu organisiren, in der Zusammenkunft am 20. ein Comité erwählten, welches sie bei den bevorstehenden Begebenheiten vertreten sollte, daß sie beschlossen, die Deputation der Herzogthümer solle unter den „Schutz der dänischen Nationalehre" gestellt sein, daß sich ihnen die Künstler, die Polytechniker demnächst anschlossen.

An demselben Montag (20. März) Abends befand sich Herr v. Bardenfleth auf Christiansburg beim Könige, als in später Stunde die Nachricht von den Beschlüssen und der Drohung der Bürgerrepräsentanten, den Vorgängen im Casino, der Unfähigkeitserklärung des Königs und den dort gefaßten Resolutionen ins Schloß gelangte. Von den nächst weiteren Vorgängen auf dem Schloß sind wir nicht unterrichtet. Die entscheidenden Entschlüsse wurden gefaßt.

Am andern Morgen Dienstag den 21. nach neun Uhr war Sitzung des Staatsrathes. Der König kündigte an, „daß die Umstände eine Aenderung des Systems forderten, Bardenfleth werde das Weitere mittheilen, er der König hoffe, daß sämmtliche Minister an ihrem Posten bleiben würden."

Die Basis des neuen Systems, das Herr v. Bardenfleth entwickelte, war die Incorporation Schleswigs in Dänemark. Der Prinz Ferdinand, Oheim des Königs, stellte Nachgeben gegen das andrängende Volk als Feigheit dar. Er wurde nicht gehört. Die Minister sämmtlich erklärten ihre Entlassung zu nehmen. Nur den Finanzminister Grafen Wilhelm Moltke zu Bregentved bat der König „mit Thränen in den Augen" zu bleiben. Sie beharrten sämmtlich bei ihrem Entschluß. Der König entließ sie.

Graf Carl Moltke fragte: „ob Se. Majestät befehle, daß er bis zur Ernennung seines Nachfolgers die Geschäfte führen sollte." Herr v. Bardenfleth, die gefährliche Zähigkeit des Gegners sofort überschauend, antwortete, dem Könige vorgreifend, „das sei nicht nöthig," — entweder die Kühnheit eines Neulings, oder der Meisterzug eines Demagogen, der eben diese Schwierigkeit voraus berechnend, die Zügel der Regierung während der Tage wichtigster Entscheidungen am Boden schleifen lassen wollte, damit die ganze Wucht des Volkswillens sich entwickeln, sich consolidiren, alles allein entscheiden könne. Aber Herr v. Bardenfleth wird vorziehen weder das eine noch andere für richtig zu halten.

Das Casino hatte vollkommen gesiegt; das Ministerium und die Verfassung vom 28. Januar waren über Bord geworfen, gegen die Herzogthümer der Krieg entschieden.

Graf Carl Moltke eilte knirschend vor Wuth von dem jüngsten besiegt zu sein aus dem Schlosse; Graf Criminil, dem längst Unheil vorschwebte, folgte tief entrüstet über die formlose Verwegenheit, das alte Gebäude mit Einem Schlage zu vernichten; die anderen schlichen unmuthig nach Hause; Oersted, dem noch immer die Erkenntniß fehlte, daß auch die Dänen ihn längst der Vergessenheit

übergeben hatten, nicht am wenigsten erbittert über seine schroff hingeworfene Entbehrlichkeit.

Gleich nach diesen Scenen gegen 12 Uhr Mittags erschien die Deputation der Kopenhagener Bürgerrepräsentanten, an ihrer Spitze Etatsrath Hvidt; es begleiteten sie gewiß 15,000 Menschen in großer Stille, in geordnetem Zuge, vor dem Schlosse auf die Antwort harrend.

Der König, Herr v. Bardenfleth an seiner Seite, empfing im Schlosse die Adresse aus Hvidts Hand. Er antwortete: „Er freue sich ihren Wünschen bereits zuvorgekommen zu sein; das alte Ministerium sei entlassen; wollen Sie, schloß er, gleiches Vertrauen zu Ihrem Könige haben, wie ich zu meinem Volke, so will ich Ihnen ein treuer Führer zu Ehre und Freiheit sein!"

Und also, sagen die Dänen, haben wir gar keine Revolution gehabt. Und Herr v. Rosenörn, jetziger Minister, erklärte jüngst in einer Wahlrede, „seit 1660 sei es ein Privilegium der Stadt Kopenhagen, dem Könige ihren Willen kund zu geben."

Welche Machtmittel besaß man gegen die angedrohte Selbsthilfe der Verzweiflung? etwa die Truppen unter Offizieren, von denen Viele im Casino mitgetagt und jene öffentliche Unfähigkeits-Erklärung mit angehört hatten, ohne daß auch nur Einer sich verpflichtet gehalten hätte, für seinen König die Stimme zu erheben? Man erzwang eine Veränderung, die den Krieg des Königs von Dänemark gegen den Herzog von Schleswig-Holstein zur Consequenz haben mußte.

Die Wahrheit ist, daß, mag des Königs individuelle Ansicht gewesen sein, welche sie will, seine Allgewalt nach dem Königsgesetz an der Königsau aufhörte, jenseits derselben ihn, den Herzog, Pflichten banden, die er selbst noch im Patent vom 28. Januar anerkannt hatte. Nicht die Person des Regenten, wie würdig oder unwürdig sie sein mag, macht die Legitimität, sondern daß in derselben die Continuität des Rechts sich unverrückbar darstellt. Des Regenten Person mißbrauchen, legitimirt den Frevel nicht, mit wie vielem Anstande er geübt werden mag. Friedrich VII. war, wollend oder nicht, in der Gewalt einer Partei, mochte sie die ganze dänische Nation umfassen, von dem Augenblick an, wo dieser Herr v. Bardenfleth und das Kopenhagener Volk die Executive auch für die Herzogthümer übernahmen, und die Allgewalt des Königsgesetzes, welches man gerade abschüttelte, nunmehr auf die Herzogthümer anwendete, wo seine Geltung nie behauptet war.

Die russischen Findlinge in Polen.

Gestatten Sie mir, Ihnen diesmal die innere Politik des Czarenreiches an einer geheimnißreichen Stelle zu zeigen. Ich werde so viel als möglich vermeiden indiscret zu sein. Verschmähen Sie es deshalb nicht, mit mir vor das Spital „Kindlein Jesus" in Warschau zu treten, eine katholische klösterliche Wohlthätigkeitsanstalt, die an äußerer Großartigkeit in Polen ein Seitenstück nicht hat. Das Hauptgebäude nimmt eine ganze Straßenseite ein und die Menge der Hintergebäude, welche sich auf dem der Anstalt zugehörigen ungeheuern Raume zwischen der Kreuz-, Masuren- und Gärtnerstraße befinden, bilden ein Ganzes, welches für sich mit mehr Recht den Namen einer Stadt in Anspruch nehmen könnte, als mancher Mittelpunkt eines Provinzialkreises.

Die Anstalt enthält außer dem Klostergebäude und der Kirche ein Spital, eine Irrenanstalt für weibliche Geisteskranke und verschiedene andere wohlthätige Institute. Hier über das Findelhaus derselben.

Als ich mich zum ersten Male, bei meiner ersten Reise durch Polen, in dieselbe führen ließ, befand sich diese Anstalt noch in ihren alten Verhältnissen. Sie stand unter der Direction der Priesterschaft der Kreuzkirche, ernährte noch nicht 300 kleine Findlinge, wurde durch ein geistliches Bureau verwaltet, und die barmherzigen Schwestern hatten sehr ausgedehnte Rechte in Betreff der Verwendung des Vermögens. Das Vermögen der Anstalt war ein fast unermeßliches. Das Grundcapital, hervorgequollen unter den Stufen des östreichischen Kaiserthrones, hatte sich nicht verhundert-, sondern vertausendfacht. Zumeist hatte die Unsittlichkeit der Vornehmen dies bewirkt. Die freundliche alte barmherzige Schwester, welcher ich mich, bevor ich die Schwelle des zweiten Thores überschreiten durfte, vorstellen mußte und durch eine umständliche Legitimation und den polnischen Handkuß zu Gnaden empfahl, versicherte mich mit mehr Plauderhaftigkeit als Zartgefühl, daß oftmals die Anstalt durch ein einziges Kind um viele Tausende von Gulden bereichert worden sei. So sei in demselben Jahre, in welchem sie ihr Gelübde abgelegt habe, von einem Ungenannten ein kleiner Knabe, in einer Schachtel wohl verwahrt, eingeschickt worden, unter dessen Bettchen sich 60,000 Gulden und ein Schreiben befunden habe, nach welchem das Findelhaus die Hälfte für sich, die Hälfte für den Knaben bewahren solle, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich mit dieser Summe in der Wojewodschaft Podlachien ankaufe. Den Knaben zu zeichnen, hatte der Einsender ausdrücklich verboten, dagegen eifrig geboten, ihn nicht zu verwechseln. Dem ähnlich, erzählte die alte Dame, sei von dem Grafen P. der Anstalt ein Kind mit einem Geschenk von 3000 Ducaten, von einem Herrn aus Niederpolen ein kleines, fünf Tage altes Mädchen mit einem

Geschenk von 12,000 Gulden, von einem Herrn aus der Wojewodschaft Augustow ein Knabe mit einem Geschenk von 6000 Thalern preußischen Gepräges aus der Zeit Friedrichs des Großen übergeben worden. Das Register so freigebiger Väter unglücklicher Kinder, welches die gewandte Lippe der gefälligen Schwester der Barmherzigkeit mir aufschlug, war ziemlich lang. Aber sie bezeichnete als Lieferanten des Findelhauses nur Herren, sie schonte aus Parteisinn ihr Geschlecht; denn der Apotheker der Anstalt wußte eine sehr große Zahl von vornehmen Damen zu nennen, welche für die Zwecke der Anstalt gesorgt hatten. Unter ihnen nannte die Chronique scandaleuse des Hauses eine Dame, welche einen durch ganz Polen, ja durch Europa berühmten und am russischen Hofe beliebten Namen trug.

Ueberhaupt schien mir; daß die Findelanstalt verhältnißmäßig zumeist von den vornehmen Ständen benutzt wurde, und das lag vielleicht weniger in der stärkeren Sittenlosigkeit, als in der größeren Bereitwilligkeit, mit welcher die Anstalt sich ihnen aufthat. Denn natürlich mußte es dieser lieber sein, eine Dame brachte Zuwachs, welche im Stande war, aus ihrem Strickbeutel einige 1000 Gulden zu schütteln, als daß ein armes Wesen kam, welches nicht mehr als das gesetzliche Minimum von 45 Gulden besaß, oder sich wohl gar ohne irgend eine Zahlung davon zu stehlen versuchte.

Für die Armen war allerdings die Anstalt nicht völlig verschlossen. Allein der Mittelstand, wenn ich den gewerbtreibenden Bürgerstand so nennen darf, hatte auch hier noch immer seine gute Sitte bewahrt und war selten in der Verlegenheit, sich nach dem Findelhause umsehen zu müssen; die Personen der ärmsten Classen dagegen, welche keine Zahlung machen konnten, waren einer nicht geringen Gefahr ausgesetzt, die zu umgehen sie oft lieber ihre Kinder behielten, oder auf eine andere Weise los zu werden suchten.

Es bestand nämlich folgende seltsame Einrichtung. Ein riesenhafter Kerl befand sich hinter dem verschlossenen, von Innen leicht zu öffnenden Thore, das Ohr an dem Pfosten, das Auge an einem kleinen von Außen unsichtbaren Guckloche, fortwährend auf der Wacht. Dicht neben dem Thore war in einer Oeffnung der Mauer die berühmte sogenannte Wiege. Wie das Aufnahmegefäß zu diesem Namen gekommen, weiß ich nicht, er ist ein trauriges Witzwort; denn es gleicht durchaus nicht einer Wiege, sondern einer riesenhaften, aufrecht stehenden Kaffeetrommel. Es ist ein auf einem Zapfen stehender Cylinder, von roth gestrichenen Bretern, der früher mit einer Abbildung Christi in der Scene, wo er die Kindlein zu sich kommen läßt, bedeckt gewesen sein soll. Auf der einen Seite enthält dieser hölzerne Cylinder eine fast ebenso große Oeffnung als die Oeffnung in der Mauer, und ist er leer, so steht jene Oeffnung in dieser so, daß von der Straße aus in den Cylinder hineingereicht werden kann. Diese Trommel war dazu bestimmt, im Namen der Anstalt die Kinder derjenigen Personen in Empfang zu nehmen, welche nicht die gesetzliche Zahlung von 45 Gulden an das Findelhaus

entrichten konnten. Sobald ein Kind in diese Trommel hineingethan wird, dreht sie sich in Folge der Belastung mit ihrer Oeffnung nach Innen und setzt zugleich eine Glocke in dem Expeditionszimmer, in welchem sich fortwährend zwei der barmherzigen Schwestern befinden mußten, in Bewegung. Eine derselben hatte nun das Kind aus der Wiege zu nehmen und in das Bad und zur Taufe zu bringen. Doch bevor zu diesen beiden Acten geschritten wurde, muß'e abgewartet werden, ob es dem Wächter möglich war, die Ueberbringerin des Kindes einzufangen. Dieser nämlich hatte die Verpflichtung, sobald er gewahrte, daß ein Kind eingelegt wurde, aus dem Thore zu stürzen, die Trägerin gefangen zu nehmen und in das Haus zu schleppen. Hier mußte sie unverweilt vor den beiden barmherzigen Schwestern bekennen, ob sie die Mutter des Kindes war. War sie es muthmaßlich und leugnete sie, so wurde sie untersucht. Ergab sich ihre Verdächtigkeit, so wurde sie gefragt, ob sie 45 Gulden bezahlen wolle. War ihr das unmöglich, so wurde sie — selbst die kräftigsten Einwendungen waren ungültig und unwirksam — in das Haus der Säuglinge gebracht und hatte hier das fürchterliche Schicksal zu erdulden, auf so lange, als ihre Brust Milch gab, vier, fünf und noch mehr Säuglingen als Amme zu dienen. Da den Kindern nur vier Wochen lang die Brust vergönnt wurde, so erhielten diese Ammen alle Augenblicke andere Säuglinge und dies mochte das Schrecklichste in ihrem Schicksale sein; wenigstens äußerte eine gegen mich: „Herr! fortwährend zwei, drei, ja fünf Kinder an der Brust haben, und noch dazu immer wieder andere; sich fortwährend auf neue „„Säuglingsmucken"" einlernen müssen — o da verflucht man sein Leben!"

Die armen Dirnen, in der Furcht vor einem solchen Schicksal, pflegten die Früchte ihrer Liebe des Nachts durch alte Frauen in die Wiege schaffen zu lassen, waren aber deshalb durchaus nicht gesichert, sobald sie nicht die Stadt und ihr nächstes Gebiet verlassen hatten. Und auch diesen alten Frauen drohete eine andere unheimliche Gefahr. Weigerten sie sich fünfundvierzig Gulden zu erlegen oder die Mutter des Kindes nachzuweisen, so wurden sie selbst in der Anstalt zurückbehalten und zu den unangenehmsten Dienstverrichtungen im Hof und in den Krankensälen gezwungen. Meist ließen sich die entsetzten alten Damen durch die Schilderung des ihnen bevorstehenden Looses bewegen, an der vertrauten Dirne den Judas zu spielen. Es war dann die Sache eines Klosterknechtes, diese aus ihrer Wohnung zu holen, wobei es bisweilen ohne skandalöse Balgereien nicht abging, wie denn auch oft bei dem Einfangen derjenigen Personen, welche Kinder in die Wiege legten, nichtswürdige Raufereien stattfanden. Ich selbst habe einmal mitten in der Nacht eine solche Scene mit angesehen. Auf der einen Seite kämpften drei Straßenwächter, welche ihre Bude an der Ecke des „Kindlein Jesus" hatten, als Alliirte des Klosterknechts, auf der andern zwei Freunde des Mädchens mit großen Fäusten; es floß sogar Blut, denn der eine der Straßensoldaten hieb seine Hellebarde in das Genick eines der beiden jungen Männer,

so daß dieser unverweilt in das Spital des Kindlein Jesus getragen werden mußte.

Das Recht des Findelhauses auf die Mütter der Findelkinder brachte aber bisweilen auch Anekdoten heiterer Art hervor. So z. B. trug ein junger Herr von B., als Weib verkleidet, das Kind einer Dirne, die er kurz vorher aufgespürt hatte, in die Wiege und ließ sich geflissentlich gefangen nehmen. Nachdem die beiden barmherzigen Schwestern bei der Prüfung mit großem Schrecken und noch größerem Geschrei entdeckt, daß er eine Mannsperson sei, wurde er den vier Klosterknechten für ein halbes Jahr zum Gehilfen übergeben, denn zu einer Erlegung von fünfundvierzig Gulden für das Kind entschloß sich der junge Herr nicht. Er verfiel mit Klagen und sehr traurigen Mienen der Jurisdiction des Klosters, und wurde Arbeiter im Kloster. Es waren kaum vier Monate verflossen, als man entdeckte, daß der Gehilfe der Klosterknechte der alte Geliebte einer der jungen barmherzigen Schwestern, und die ganze Geschichte eine verzweifelte Gaunerei der Liebe sei. Zum größten Unglück war das junge, erst neunzehn Jahre alte Mädchen, trotz ihrem Gelübde, in die peinliche Lage gerathen, selbst die Arbeit der Anstalt vermehren zu müssen. Die Priesterschaft der heiligen Kreuzkirche wurde durch diesen tollen Streich des verliebten Paares in die bitterste Verlegenheit versetzt. Man wußte weder was mit dem jungen Herrn, noch was mit der jungen Dame anzufangen war, um so weniger, da man die Geschichte unmöglich konnte offenkundig werden lassen. Man beschloß nach langem Seufzen und Beten, die barmherzige Schwester in das Kloster eines strengen Frauen-Ordens zur Bußleistung, den jungen Herrn in ein Mönchskloster in Niederpolen zu stecken. Allein das Liebespaar fand Gelegenheit, der Hand der strengen katholischen Geistlichkeit zu entwischen, und so wurde die Geschichte doch offenkundig und für die Herren der römischen Kirche um so ärgerlicher, da die griechischen Beherrscher des Landes sich nicht verpflichtet erachteten, die Entflohenen auszuliefern. Die Sache endete mit einer Vermählung und die lustigen Sünder leben noch heute in höchst anstößiger, glücklicher Ehe.

Für die Erziehung der Kinder wurde in der Anstalt bis zu einem gewissen Grade redlich Sorge getragen. Vier Wochen lang blieben sie in derselben und wurden unter Aufsicht einer der barmherzigen Schwestern gesäugt. Das Haus, in welchem die Säuglinge sich befinden, steht auf der zweiten Hälfte des Klosters dicht am Garten und ziemlich frei. Es enthält zwei Säle, in deren jedem sich bis neunzig Wiegenbettchen in langen Reihen neben einander befinden. Die Ordnung und Reinlichkeit ist bewundernswürdig, und trotz allerlei Rücksichtslosigkeiten der kleinen Wesen die Luft so rein und frisch, daß man sich darin wohl befinden kann. Die Ammen schlafen paarweis in kleinen Zellen unter dem Dache, wodurch natürlich wegen der Nächte ihr entsetzlicher Dienst sehr erschwert wird, denn oft kommt es dann vor, daß eine von denjenigen Ammen, welche gerade

den Nachtdienst zu leisten hat, mehrere Kinder nach einander an die Brust legen und beruhigen muß.

Nachdem die Kinder vier Wochen lang gesäugt worden, vergibt sie die Anstalt an Bauersleute und läßt sie von diesen bis zum fünften Lebensjahre erziehen. Für ein jedes Kind zahlt sie dann allhalbjährlich 1 Thlr. 8 Ngr. Mit dem zurückgelegten fünften Jahre mußten, und müssen noch jetzt die Kinder zurückgebracht werden und genießen nun der Pflege und des nöthigen Unterrichts in der Anstalt einige Jahre lang, früher sowohl die Knaben als die Mädchen bis zum vierzehnten Jahre. Sie wurden dann aus der Anstalt entfernt, die Mädchen in Dienste, die Knaben in Werkstätten vergeben; doch blieben sie noch einige Tage unter der Vormundschaft und Fürsorge der Anstalt, wenn dieser die Kinder nicht förmlich abgekauft waren; und dies konnte und durfte stattfinden. Der Käufer hatte der Anstalt für ein Kind, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, vierzig Gulden zu zahlen und gewann dadurch ein förmliches Leibherrnrecht über dasselbe, ohne gerade zugleich Vaterpflichten zu übernehmen. Um die Osterzeit wurde derartiger Menschenhandel abgemacht. Besonders pflegten sich viele lüsterne Herren zum Kaufe hübscher Findelmädchen einzufinden.

Der Kauf von Mädchen findet auch jetzt noch statt. Die andern Verhältnisse aber haben sich gänzlich, und zwar theilweis zur Beschämung der frühern Direction des Findelhauses verändert. Die russische Regierung hatte sich schon vom Jahre 1834 mehr und mehr der polnischen Schulen und Erziehungsanstalten zu bemächtigen gesucht, um die Russifizirung des polnischen Volks recht gründlich angreifen zu können. Ueber die polnischen Gymnasien wurde mit dem Titel Procurator des polnischen Schulwesens ein russischer General gesetzt, und der erste und berüchtigtste dieser Schulgenerale verstand es nicht blos, die beiden obersten Classen der Gymnasien aufzuheben, oder vielmehr in Städte des innern Rußlands zu verlegen und so den Polen die Anwartschaft auf die wichtigeren Staatsämter zu entziehen, sondern auch Anstalten, die nicht in seinem Bereiche lagen, in den russischen Plan zu schieben. Durch seine Vermittelung waren bereits eine Menge Mädchenerziehungsanstalten, unter andern auch die berühmte, jetzt von den Polen fast ganz verlassene alexandrinische Schule, genöthigt worden, die Kaiserin zur Vorsteherin zu wählen. Endlich hatte er es auch beim Findelhause so weit gebracht, und nun war es der Regierung ein Leichtes mit diesem, und dem ganzen Kindlein Jesus, zu machen, was man wollte. Im Jahre 40 kam das Schicksal über sie; die geistliche polnische Direction wurde aufgehoben, eine militärisch russische eingesetzt und die Stiftung zu politischen Zwecken in ein öffentliches Institut verwandelt.

Ein Oberst, Namens Lepigé, erhielt die Direction; eine Menge geringerer Soldaten wurde in das Kloster gesetzt, um den Haushalt zu besorgen, die Rechnungen zu führen und Anderes zu thun. Es wurden Militärärzte an die Stelle der

früheren von den barmherzigen Schwestern Verpflichteten gesetzt, durch russische Köche vertrieb man die polnischen Köchinnen und das Lehramt bei den Findelkindern wurde den barmherzigen Schwestern entnommen und russischen Offizieren übertragen. — Die barmherzigen Schwestern, welche mit dem Eintritt in das Kloster diesem ihr ganzes Vermögen vermacht hatten, welches niemals unter dreißigtausend (?) Gulden betragen durfte, waren dadurch bloße Krankenwärterinnen geworden.

Das Findelhaus erschien der Regierung als eine schätzenswerthe Hilfe, sowohl die Bevölkerung ihres öden Gebietes als auch die Russifizirung Polens zu befördern, und wenn dabei ein nachtheiliger Einfluß auf die Sittlichkeit als eine unvermeidliche Bedingung hervortrat, so hatte dies, gegenüber dem Prinzip, keine große Bedeutung. Als ich bei meiner letzten Anwesenheit in Warschau das „Kindlein Jesus" besuchte — Mittags nach ein Uhr — befand sich eine gemeine Frau an der Wiege beim Eingange und legte ohne Furcht ein in Windeln gewickeltes Kind in dieselbe. Als ich dieselbe barmherzige Schwester, welche mir sechs Jahre früher so freundschaftlich die Besichtigung der Anstalt gestattet hatte, frug, woher eine solche Erscheinung komme, sagte sie mit großer Bitterkeit: „Mein Herr, dieselbe Frage müßten Sie, das „„Kindlein Jesus"" durchschreitend, jetzt mindestens zweihundertmal thun, denn Sie finden alle Verhältnisse, vom ersten bis letzten, gänzlich verändert und müssen dies sehr natürlich finden, wenn Sie Leute mit Epauletten und Federhüten in diesen einst so heiligen Räumen umherlaufen sehen, wie in einer Regimentskanzlei." Die Kinder waren nach ihrer Aussage jetzt nicht mehr ein Eigenthum der Anstalt, sondern des Kaisers, so wie die Anstalt selbst seit ihrer Umgestaltung von dem Kaiser als ein Eigenthum betrachtet wurde, für welches sie einleitungsweise bereits die Kaiserin als Procuratorin angesehen hatte. Ebenso wie früher das Unterbringen der Findlinge in der Anstalt erschwert worden, so wurde es jetzt erleichtert. Das abgeschmackte Einfangen der Kinderträgerinnen und der Zwang der Mütter zum Ammendienst war gänzlich aufgehoben, desgleichen die Entrichtung einer Geldsumme. Während sich früher die armen Dirnen bei Nacht hatten heranschleichen müssen, um ihre Kinder ohne eigene Gefahr an das Findelhaus zu bringen, kamen sie jetzt ganz ungenirt zu jeder Stunde des Tags; und während früher viele uneheliche Kinder von ihren Müttern erzogen wurden, weil diese sich jener Gefahr nicht aussetzen mochten, wurden jetzt ohne Ausnahme alle dem Findelhause übergeben. Ja selbst Eheleute gingen hin und lieferten ihre Kinder in das Findelhaus, um sie nicht ernähren und kleiden zu müssen. So war nach Aussage der barmherzigen Schwester der Fall vorgekommen, daß eine Mutter ihre sämmtlichen vier Kinder in die Anstalt gebracht hatte, und einem Manne hatte es sogar mehre Tage vor meinem letzten Besuche des Hauses beliebt, seine drei schon halb erwachsenen Kinder zum Thor hereinzustoßen und sich ohne Weiteres kaltblütig zu entfernen.

Die Aufhebung aller erschwerenden Umstände hatte ein ungeheures Zunehmen

der Ablieferung, ja auch der Geburten unehelicher Kinder hervorgebracht. Vom Jahre 1819 bis 1830 hatte das Findelhaus im Durchschnitt jährlich zweihundertundachtzig, vom Jahre 1832 bis 1839 durchschnittlich dreihundertundfünfzehn, vom Jahre 1840 bis 1846 aber im Durchschnitt siebenhundertundneunzig Kinder erhalten, und von 1840 bis 1846 hatte die Steigerung jährlich 11 Procent betragen.

Betrachtet man die Verhältnisse, in welchen die Freudenhäuser zum Polizeiwesen stehen, wie die Polizei gestattet, daß die 340 Kaffeehäuser zugleich Freudenhäuser sind und sich die Bordelle täglich vermehren; betrachtet man die skandaleusen polizeilichen Begünstigungen der Maitressenwirthschaft, die polizeiliche Schutzlosigkeit der Eherechte und vieles andere, so ist es schwer, sich den Verdacht fern zu halten, daß die Regierung recht geflissentlich die Sittlichkeit in Polen verringern hilft, um die neuen polnischen Geschlechter ihres Markes zu berauben.

Das Wachsthum der Volkszahl ist allerdings ein Grund zur völligen Freigebung des Findelhauses gewesen. Ein anderer Grund aber ist der, die polnischen Findelknaben zur Vernichtung der polnischen Nationalität zu gebrauchen. Seit nämlich die Anstalt und mit ihr die Zöglinge ein Eigenthum der russischen Krone geworden, dürfen die Knaben nicht mehr in polnischen Werkstätten untergebracht und nach Erlangung eines Lehrbriefs frei gegeben, sondern müssen, sobald sie ihr achtes Lebensjahr und die nöthige körperliche Tüchtigkeit erlangt haben, in das Innere Rußlands transportirt werden. Hier werden sie in Militärschulen vertheilt, lernen russische Sprache und Sitte, nehmen die griechische Religion an, werden in alle dem bestens durch einen fünfundzwanzigjährigen Soldatendienst confirmirt, und kehren als geborene Polen in ihr Vaterland zurück. Welchen vernichtenden Einfluß auf die polnische Nationalität diese geborenen, vollkommen in Russen verwandelten Polen im Umgange mit ihren Landesbrüdern ausüben, ist wohl denkbar.

Die Zahl der Knaben, welche durch das Findelhaus alljährlich nach Rußland gebracht werden, beiläuft sich auf etwa vierhundert, und die Zahl der russifizirten Polen, welche nun bald alljährlich regelmäßig zu Erziehung ihres Volkes in ihr Vaterland zurückkommen werden, wird ungefähr auf die Hälfte anzuschlagen sein. Die Hälfte der Kinder dürfte umkommen oder sich in Rußland verlieren.

Die Polen freuen sich über die Bequemlichkeit, die man ihrer schlechtesten Leidenschaft gewährt, ohne zu begreifen, wie bei dieser Freiheit ihre edelste Leidenschaft beeinträchtigt wird. Die russische Regierung freut sich natürlich auch über die vielen Wege, welche sie sich geebnet hat, um Polen zu russifiziren. Allein in diesem Falle dürfte ihr es leicht gehen wie dem Gärtner, der Giftsamen in die Pflanzung seines Nachbars warf und sich dabei selbst vergiftete. Diese vielen Polen in der russischen Armee, in allen Militäranstalten des Landes, deren Demoralisation ziemlich sicher, deren russischer Patriotismus aber sehr zweifelhaft ist,

erscheinen auch Russen von Urtheil und Vaterlandsliebe als eine Gefahr, welche im Augenblick unbedeutend ist, bei irgend einer Krisis verderbliche Macht gegen das jetzige Rußland gewinnen wird.

Ländliche Tagearbeit in Galizien.

Es ist belehrend für unsere Gutsbesitzer jetzt vor der Erndte zu erfahren, auf welche Art im Zloczower und Brzczaner Kreise voriges Jahr die Erndte eingebracht worden ist. Wenn das Erzählte sie nicht zur Nachahmung reizt, so wird es sie vielleicht dankbar gegen die Vorsehung machen, welche ihnen ihren Grundbesitz anderswo als in Galizien angewiesen hat.

Wenden Sie die Augen von jenem schönen, am Brodyer Wege gelegenen Vorwerk nach der Straße. Eine dichte Staubwolke wälzt sich schwerfällig auf der Heerstraße voran. Sie kommt näher; schon hört man das Geräusch eines rollenden Wagens, schon erblickt man ein stattliches Viergespann, dessen Huf im Galopp dem steinigen Boden Funken entlockt. Ist das ein russischer Feldjäger, der mit wichtigen Depeschen nach Brody eilt? Es ist kein Feldjäger und kein Russe; der Wind zertheilt den aufgewirbelten Staub, es ist ein krakauer Fuhrwerk, die Pferde im nationalen Kummet, der Fuhrmann in seiner Sukmanka und viereckigen Mütze, auf welcher sich eine Pfauenfeder wiegt. Lustig klingt der Knall der Peitsche in die weite Welt hinein, man sieht, der Führer ist guter Dinge und stolz auf seine Ladung. Er biegt von der Chaussee ein, und jagt wie wahnsinnig über Beete, Raine, Furchen und Maulwurfshügel ins offne Feld hinein — endlich geht es langsamer; der Krakowiak erhebt sich auf seinem Sattelpferde, knallt zweimal mit der endlosen Peitsche und fährt vor, nicht vor das gastliche Thor eines Edelhofes, nein, vor eine Hufe, auf der sich der schwere Weizen in goldnen Aehren wiegt. Der Fuhrmann springt behende vom Pferde, tritt an den Wagen, und reicht den darauf sitzenden Damen die Hand, um ihnen zum Boden zu helfen. Die Frauen, welchen der Krakowiak mit so viel Courtoisie den Arm bietet, auf den sie sich so herablassend stützen, um die Mutter Erde zu erreichen, sind — „Bürgerinnen" aus dem nächsten Dorfe, welche der Gutsherr hat bitten lassen, ihm den Weizen mit schneiden zu helfen, und welche dies Viergespann an den Ort ihrer Thätigkeit gebracht hat.

Gleich hinter dem ersten Wagen zeigt sich ein zweiter. Auch er ist mit vier wackeren Thieren im Krakauer Kummet bespannt, doch macht dieser Fuhrmann nicht solch fröhliches Gesicht und knallt nicht so lustig mit der Peitsche, wie sein

Vordermann, denn seine Fracht ist nur — ein Schnitter, zwar kräftig von Bau, doch nicht hinreichend für das 100 Morgen haltende Gerstenfeld, dessen Segen geerndtet werden soll, und vor dem das Fuhrwerk still hält. Es war nicht möglich, mehr als einen männlichen Arbeiter zu fangen, troß der vier Pferde und des krakauer Geschirrs. Den Schluß der Auffahrt bildet ein gemeines Bauernwäglein von zwei schwermüthigen, lebensmüden Gäulen gezogen, denen man den Futtermangel von Weitem anmerkt. Der Fuhrmann, ein naturwüchsiger Ruthene, in blauer, schwäbischer Schlafmütze, sitzt gesenkten Hauptes auf seinem Bund Stroh und regiert die Peitsche mehr zum Zeitvertreib und aus alter Gewohnheit, als um das erbärmliche Vieh damit anzutreiben. Er biegt auch nicht von der Straße ab, sondern steuert geraden Wegs auf das Vorwerk zu, denn sein Fuhrwerk ist leider leer; vergebens waren seine Bemühungen und glatten, verführerischen Worte, willige Hände auf das gutsherrliche Feld zu locken. Und warum war er weniger glücklich als seine Kameraden? Seltsame Frage; wie konnte er sich unterstehen, mit zwei unscheinbaren Mähren und einem gewöhnlichen Dorfwagen nach Arbeitern herumzufahren. Welches galizische Mädchen, welcher faustkräftige Herr Landmann wird die Güte haben, dir gegen Tagelohn und Branntwein dein Getreide zu schneiden, wenn du ihnen nicht die Aufmerksamkeit bezeigst, sie mit Vieren in stattlichem Wagen holen zu lassen, durch einen schmucken und lustigen Krakowiak, mit vornehmem Peitschenknall und mit abgezogener Mütze? O du reactionärer, dem Fortschritt abholder Edelmann, weigere dich nicht, dem Rufe der Zeit, der da lautet: Gleichberechtigung, dein Ohr zu öffnen, deine reiche Erndte bleibt sonst unberührt von den Händen, welche die Sense und Sichel führen.

Ein anderes Bild. O du glückseliger Edelmann. Auf deinem unermeßlich großen Felde wimmelt es von Menschen in verschiedenen Trachten von keineswegs ländlichem Zuschnitt; alles ist ja bei dir Leben und Arbeit, und rührig fährt die Sichel in die gelben Halme. Woher diese außergewöhnlichen Arbeitskräfte? Sie sind das Product einiger schlaflosen Nächte und des Scharfsinns eines gutsherrlichen Kopfes. Da es durchaus nicht glücken wollte, das störrische Bauernvolk zur Arbeit heranzulocken, schickte der bedrängte Edelmann einige vierspännige Wagen mit Musikanten, Branntwein und lieblich klingenden Zwanzigern befrachtet, zwei Meilen weit nach Lemberg, um die städtische Intelligenz in Anspruch zu nehmen und sich Gehülfinnen von dorther zu verschaffen. Es versteht sich von selbst, daß die „Bürgerinnen" mit Sang und Klang und ihrer Weltstellung gemäß abgeholt, aufs freigebigste bewirthet, genügend honorirt, und Abends mit allen Zeichen von Dankbarkeit, Ehre und Hochachtung in den herrschaftlichen Wagen zurückgebracht wurden.

Hat im Zloczower Kreise das Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern eine für die Sache des Socialismus so günstige Physiognomie bekommen, so

muß zur Ehre des Adels im Brzezaner Kreise gesagt werden, daß auch er den Forderungen der Neuzeit auf eine bewundernswürdige Art Rechnung trägt.

Betrachtet einmal jenes große, noch ungeschnittene Getreidefeld. In der Mitte desselben erhebt sich eine hohe Stange, geschmückt mit Bändern von verschiedener Farbe, Korallenschnüren, Tüchern und anderm weiblichem Putz und umgeben von einer Menge Volks. Was ihr von Menschen um die Stange handtiren seht, ist eitel schönes Geschlecht, ächtes Vollblut galizischer Jungfrauen, welche, gleich dem Fuchs durch die Witterung, durch einen glücklichen Einfall des Gutsherrn hierher gelockt worden sind. Flink bewegen sie das Erndtemesser und blicken dabei oft nach dem in der Mitte stehenden Palladium, denn wer am meisten vor sich bringt, hat Anspruch auf die oben flatternden Preise, und guter Wille wird mit klingender Münze belohnt. Die Pointe ist, das Feld vor Abend noch leer zu machen, und die Mägde thun das Mögliche, um dies Ziel zu erreichen. Der Schweiß trieft ihnen vom Angesicht, so emsig arbeiten sie; doch die Sonne senkt sich hinter die westlichen Höhen, es wird finster und die Aufgabe ist nicht gelöst. Die Stange bleibt also gleich einer Lockspeise unberührt über Nacht an ihrer Stelle.

Die Sonne steht Tags darauf schon hoch über dem Horizont, aber in besagtem Getreidefelde ist's öde und leer. Was soll daraus werden? Nirgend eine Hand, die sich rühren will. Die Mägde, schon an den Anblick der Stange gewöhnt, zeigen wenig Lust fortzusetzen, was sie gestern begonnen haben. Geschwind also einen anderen Kunstgriff. Unser scharfsinniger Edelmann hat die Möglichkeit des Mißlingens vorausgesehen, und als kluger Feldherr bereits einen zweiten Plan in Bereitschaft.

Horch vom Gute her erschallt rauschende Musik. Der Gutsherr ist noch nicht ganz emancipirt, er schiebt also den Amtmann vor, und dieser, entweder zu Fuß oder auf einer kopfhängenden Stute mit obligatem Füllen sitzend, stellt sich an die Spitze des Hofgesindes und der Musik. Schlaff hängt der in Ruhestand versetzte Kantschu an seiner rechten Hand, in der erhobenen linken hält er die Oriflamme der Neuzeit, das „Quartierchen", und eine gewichtige Flasche Fusel, und so schreitet er vor dem Haufen her und hält vor jeder Hütte, um die „Brüder" mit einem Labetrunk zu erfreuen. Die Musik spielt, der Branntwein glänzt in der Sonne, die Knechte des Hofes singen und jubeln. Daß der Amtmann so etwas von Lümmeln und Bestien in den Bart brummt und zeitweise mit den Zähnen knirscht — auch der Amtmann hat noch seine Vorurtheile — wird bei so eindringlichen Argumenten überhört; man plaudert anscheinend ganz gemüthlich vor den einzelnen Hütten, wird warm, und nickt beifällig mit dem Kopfe, wenn der gestrenge Beamte so nebenbei etwas von Arbeit fallen läßt und goldene Berge verspricht. Hier und da nimmt auch der „Sohn des Edelhauses" an diesem Kreuz- und Werbezug Theil. Der junge Herr ist Studirens halber in Lemberg gewesen, also natürlich

Radikaler. Die lärmende Musik ruft schon von weitem die neugierigen „Bürger" vor die Thüren, denn auch sie, die Musik, ist in die Fluthen der Neugestaltung hineingerissen worden und tritt in andern Tönen auf, als früher. Vordem bestand das Dorf-Orchester aus Hackebret und Baßgeige; heute reiht sich an diese als drittes im Bunde und als bleibende Errungenschaft das rasselnde Tamburin. Das letztere Instrument verdient in Wahrheit das höchste Lob und kann jedwedem galizischen Landwirthe als nöthiges und unentbehrliches Geräth nicht genug empfohlen werden. Kaum erklingt es in lieblicher Harmonie, so öffnen sich die Thüren der armseligen Hütten und Evens Töchter kommen zum Vorschein tänzelnd, lächelnd und mit den Augen zwinkernd. Ist jetzt ein junger Gutsherr da, der mit lieblichen Worten in die Bresche dringen kann, die das Tamburin in den Seelen der Mädchen bereits gemacht, so ist sein Sieg sicher, und die Mädchen kommen wieder einen Tag zur Arbeit. — Der seit den Februartagen des Jahres 1846 gestreute Samen wuchert üppig empor und es steht in Galizien recht einladend und hoffnungsvoll aus für den strebsamen Landwirth. v. F.

Der letzte Brief von Karl Graf Leiningen-Westerburg.

Der jugendliche Held, einer der Häupter des ungarischen Kampfes, welcher zu Arad am 6. October 1849 hingerichtet wurde, gehörte zu den hellsten und ritterlichsten Gestalten aus der großen Tragödie, welche im Lande der Donau und Theiß die Seelen der lebenden Generation erschüttert hat. Als Sproß einer der ältesten, auch um die Erhaltung des Hauses Habsburg-Lothringen vielfach verdienten, mit dem englischen Hofe verschwägerten Familien Deutschlands, war er durch seine ungarische Gattin und Besitzungen in Ungarn an das Land gebunden, und gehörte überdies zu einem ungarischen, den Namen seines Onkels des k. k. Feldmarschall-Lieutenant August Graf Leiningen-Westerburg führenden Regimente; der Ausbruch des Nationalkrieges in Ungarn traf ihn als Hauptmann mit Urlaub im Lande, und er zögerte nicht, sich der Sache seines neuen Vaterlandes mit Eifer anzuschließen. Mit der seiner Familie eigenthümlichen Tapferkeit, zeichnete er sich in vielen Schlachten und Gefechten, insbesondere am 11. April bei Waitzen und bei der Erstürmung von Ofen aus; ward während des Krieges zum Major, Oberstlieutenant, Oberst und zuletzt zum General und Corpscommandanten befördert. Ein großer Verehrer und Anhänger Görgeys, war er besonders in letzter Zeit immer um seine Person und verlor den Glauben an ihn,

selbst bei seinem letzten verhängnißvollen Gange zum Galgen nicht. Er hatte sich willig zur Waffenstreckung in Villagos entschlossen, der er am 6. October als Opfer fiel.

Der letzte Brief, welchen der blühende Mann, der im Alter von 30 Jahren einem furchtbaren Schicksal verfiel, an sein Weib schrieb, ist in Bruchstücken schon vor längerer Zeit durch deutsche Zeitungen gegangen. Diesem Blatt ist so eben eine Abschrift durch General Klapka mit dem Wunsch zugegangen, daß dasselbe diese letzten rührenden Worte eines braven und hochherzigen Soldaten dem deutschen Publikum mittheilen möchte. Die letzten Worte eines Mannes, der auf das Blutgerüst tritt, werden, so hoffen wir, der Theilnahme unserer Freunde selbst dann sicher sein, wenn ihnen Einzelnes aus dem Briefe bereits bekannt sein sollte.

Meine einzige, bis zum letzten Athemzuge geliebte Lisa!

Die Würfel sind gefallen, und nur wenige Stunden bleiben mir auf dieser Erde übrig, um mich auf den bittern Schritt vorzubereiten. — Der Tod wäre mir nicht fürchterlich, stünde ich allein: aber der Gedanke an Dich, meine theure Lisa! an meine unschuldigen Kinder, liegt schwer auf meiner Seele. Der Schlag traf mich nicht unvorbereitet; ich glaubte, auf Alles gefaßt zu sein, und doch in diesem Augenblicke zuckt mir das Herz krampfhaft zusammen bei dem Gedanken, Dich, mein Theuerstes, auf immer zu verlieren. Nein, nicht auf immer! Fest steht mein Glaube, daß auf dieses Leben ein besseres, schöneres folge. Mein Geist wird Dich umschweben, denn die Heimath des Geistes ist ja überall, so weit Gottes Allmacht reicht. Jetzt, in dieser ernsten Stunde, wo alles Irdische in seiner Vergänglichkeit vor mir steht, wo die Vergangenheit vor mir aufgerollt liegt — jetzt kommen alle Erinnerungen auf mich los und machen mir das Scheiden schwer. Wie steht Dein Andenken jetzt rein und erhaben vor meiner Seele; wie möchte ich Dir in Worten ausdrücken können, mit welcher Wehmuth ich mich dem Gedanken an Dich hingebe. Gott, der Allmächtige, der in mein Herz sieht, möge mir Stärke verleihen, daß ich sterben kann wie ein Christ! — Ich war dem Glauben meiner Väter stets treu ergeben und habe seine Tröstung aus der Hand des Priesters empfangen und bin bereit, vor den Richterstuhl meines Herrn und Schöpfers zu treten. Und Du, meine Lisa, die Du wie ein Engel des Trostes und der Hoffnung an meiner Seite standest, der ich schwach vergolten für das Glück, das Du mir mit überschwenglicher Liebe bereitet, Dir möge Gott Muth und Stärke verleihen, Dein hartes Geschick zu ertragen; mir aber verzeihe, meine theure Lisa, wenn ich Dir im Leben wehe that und hart gegen Dich war! Ich kann Deine Stimme nicht mehr hören, aber mein Herz sagt es mir, daß Du mir verzeihst. Und meine armen Kinder — o großer Gott! ihnen mußt Du leben, theure Lisa! Dein Loos ist härter wie meins, Du

mußt den Kummer Jahre lang an Deine Brust drücken; aber dankbar werde ich noch von jener Welt herüber blicken, wenn Du unsern Kindern erhalten bleibest. Erziehe sie in der Furcht des Herrn und mache brave und edle Menschen aus ihnen. Wenn ich auch nicht über ihnen wachen kann, so mögen sie doch eine Mutter haben, eine Mutter, die sie lehrt, das Andenken ihres unglücklichen Vaters zu ehren. Könnte ich nur meine Hände segnend auf ihre Häupter legen, könnte ich nur noch einmal Dein Auge sehen! — Vielleicht aber ist es besser, daß mir und Dir dieses letzte Begegnen erspart wird. — Gottes Wille möge geschehen! Leopold, der gute, edle Leopold, den mein böses Geschick nicht treffen wird, hat mir versprochen, wie ein Vater für Dich und Deine Kinder besorgt zu sein: er wird sein Versprechen lösen. In weltlichen Dingen habe ich Dir nichts mitzutheilen. Du wirst in dieser Beziehung wenigstens keine Sorgen haben; denn Dein Vermögen kann man nicht antasten. Doch eine Bitte habe ich noch. Ich bitte Dich, die Verpflichtungen, die ich gegen Andere habe, zu erfüllen, damit mein Name ehrlich dastehe. Die Schuld an Fritz und Viktor kennst Du; dem General Damjanich schulde ich 1400 fl. C. M.; zahle diese Schuld an seine künftige Wittwe, denn auch er stirbt morgen früh den Märtyrertod. Dann dem Major Albrecht ebenfalls 400 fl.; wo er ist, weiß ich nicht, er wird sich schon selbst melden. M. D. . . . schuldet mir noch 500 fl. Die Kaution bleibt Dir jedenfalls ungeschmälert; sie ist Dein Eigenthum. Meinen Brüdern und meinen Angehörigen gebe ich meinen besten Segen. Ich bete für ihr Glück. Mein Viktor, er ahnt vielleicht gar nicht, daß mein Leben in Gefahr ist; ihn wird der Schlag hart treffen; doch Gott, der die Wunden schlägt, reicht uns auch Balsam und heilt sie wieder. Ja, meine Lisa, ich hoffe es, daß auch Du einst, wenn auch schmerzlich, aber doch ergeben und voll Demuth, Deinem Schicksale ins Auge siehst; ich bete für Dich und meine Kinder, und man sagt, die Gebete und der Segen eines Sterbenden hätten besondere Kraft. Dein Herz wird bluten, ich weiß es, aber das Bewußtsein Deiner Pflichten für die Kinder wird Deinen Schmerz lindern, und mit der Zeit wirst Du ja an unserm Hermann, der mir so ähnlich sieht, mein Ebenbild haben. — Den Kleinen ist der Schmerz noch erspart, und das ist gut. Sie werden ihren Vater nur durch Deinen Mund kennen lernen, und wer könnte besser wie Du ihnen sagen, daß ihr Vater, wenn auch menschliche Gesetze ihn verdammten, doch im Herzen ein redlicher Mann war, der für seine Ueberzeugung starb. Die Zeit ist mir kurz bemessen, die ich noch auf dieser Erde wandle; auch muß ich den Brief bald abgeben; und doch wird mirs schwer, mich von diesem Blatte zu trennen; es sind ja die letzten Worte, die ich Dir schreibe. Gott segne Dich und beschütze mein theures Weib! Er verleihe Dir Stärke und Kraft, und mir schenke er seinen ewigen Frieden! Meine theure, theure Lisa, meine Kinder lebt wohl! Bald werde ich ausgerungen haben. Noch einmal Dank für Deine treue Liebe, für

Alles, was Du mir gethan. Gott, Gott! ich kann nicht mehr. Lebe wohl, mein Leben, mein Alles! — Arad, am 5. Octbr. 1849.

Dein bis in den Tod treuer Karl Leiningen.

Kleine Correspondenz und Notizen.

Ein Ministerdebut in Prag.

Vor wenigen Tagen hat der Justizminister Schmerling Prag besucht, um das Oberlandesgericht und die Staatsprokuratur feierlich zu installiren, indem mit dem 1. Juli die neuen Gerichsbehörden, das öffentliche Strafverfahren mit Schwurgerichten, in das Leben treten sollen; ob neben diesem Leben auch der Ausnahmszustand in Prag fortleben wird, ist ungewiß, obwohl gar nicht unwahrscheinlich, denn die Ausnahmszustände haben in Oestreich ein noch zäheres Leben, als Frösche in den Donausümpfen.

Im Grunde war die ganze Installationsceremonie durchaus überflüssig, da auch ohne dieselbe am 1. Juli alles seinen Gang hätte gehen können: ein vernünftiger Grund für die Vornahme jenes pomphaften Aktes konnte also höchstens darin zu finden sein, daß der Minister durch sein öffentliches Auftreten sich und das von ihm geschaffene Institut populär zu machen wünschte.

War dies der Zweck des Ministers, so hat er ihn leider verfehlt, er hat ihn verfehlt aus purem Ungeschick. Eben weil unsere Herren in ihren provisorisch autokratischen Kabineten vergessen, daß sie des Volkes wegen da sind; weil sie sich nicht mit Vertretern der Volkswahl, sondern mit leidigen Vertrauensmännern ihrer Wahl umgeben, so verstoßen sie leicht gegen die Empfindungen des Volkes. Minister Schmerling hatte durch das rüstige Vorschreiten der Arbeiten in seiner Branche in Böhmen in der That eine Art von Beliebtheit erworben, und die viel angefeindeten Slaven Prags sind keineswegs so oppositionell, um Minister Schmerling deshalb anzufeinden, weil er Reichsminister gewesen, oder weil er in jenen Septembertagen bedeutende Energie gegen die rothe Demokratie entwickelte.

Da aber hat Schmerling durch einen kleinen unüberlegten Passus seiner Installationsrede eine unfreundliche, ja eine erbitterte Stimmung gegen sich heraufbeschworen.

Gefüllt war der große Saal in der Hofburg, an zwei Tausend Personen waren anwesend, alles, was Beamter heißt, war erschienen, um die stattliche goldverbrämte Uniform zur Schau zu tragen und durch den Goldprunk einen angenehmen Contrast mit unserer Gold- und Silbernoth zu bilden. Ich fürchte, das unverhältnißmäßig hohe Goldagio läßt sich mit aus dem übermäßigen Bedarfe von Goldborten und goldenen Degenkuppeln der Beamten erklären, da jeder, auch der niedrigste, mit nur 400 Papiergulden jährlich Besoldete, zur Goldkuppel verurtheilt ist. Warum hat man den Richterstand — wenn nun einmal Kostüm nöthig war — nicht wenigstens in die ehrwürdige

Robe gekleidet, und ihm den an russische Mode mahnenden soldatischen Aufputz erlassen? Das Schwert der Gerechtigkeit hat nicht nöthig, in einer Goldkuppel an der Seite jedes Assessors, Adjuncten, Auskultanten und Kanzleischreibers zu hängen.

Das Gesammtbild der Versammlung ließ deshalb eher einen großen Kriegsrath, als die Installation der Justizbehörden erwarten, wer hätte in all den bewaffneten Männern in knappen Waffenröcken, die Männer der modernen constitutionellen Gerechtigkeit erkennen mögen? Die Wahl dieses Richterkostüms deuten unsre Böswilligen auf bedeutend kriegerischen Sinn nach Innen. Das Publikum im schwarzen Frack, das eigentliche Volk, das unbewaffnete, belagerte, nahm sich neben den bewaffneten Richteramtsleuten und Staatsanwälten recht traurig aus. Den Staatsanwälten schleift der Schwertfeger den Degen an ihrer Hüfte um billigen Preis, wir wollen sehen, wie es um ihre Zungenschärfe stehen wird; die Wahl der Persönlichkeiten läßt in dieser Hinsicht manche stumpfe Waffe erwarten.

Der Minister, von dem Präsidenten des Oberlandesgerichtes Grafen Mittrowsky und dem Generalprocurator Herrn Hikisch begleitet, betrat eine Art erhöhten Scabellums, und eröffnete die Feier mit einer ziemlich langen Rede, in deren Eingang er sich über die hohe Wichtigkeit des ehemaligen Königreiches, dermal zum Kronlande avancirten Böhmens aussprach, welche dasselbe für den Gesammtstaat Oestreich von jeher bewährt habe. — Jeder anwesende Böhme dachte sogleich an die weißenberger Schlacht, an die Metzelei, welche dieser auf den vielen Schaffoten und Rädern folgte, und an die neulichen blutigen Pfingsttage. — Der Minister erinnerte weiter, wie in allen wichtigen Ereignissen, welche Oestreich betroffen, in allen Schlachten u. s. w. stets ein böhmischer Name hervorgeragt und geglänzt habe. — Wurde nicht bestritten — Für die neueste Zeit war dem Minister eben kein anderes Compliment, keine andere Schmeichelei für Böhmen zur Hand, als die Anführung „auch in neuester Zeit, als in der Hauptstadt Oestreichs eine ehrsüchtige (?) Faction den Umsturz beabsichtiget habe, sei es eben wieder ein Böhme gewesen, welcher diese meuterisch gewordene Hauptstadt Wien zu Paaren trieb!!“

Böhmen hat also in den Augen des Ministeriums sein Hauptverdienst für die neueste Zeit darin, daß es — obendrein vermeintlich — den Fürsten Windischgrätz geboren hat! Um wie viel höher mag das Ministerium wohl die Hessenkassel'schen Lande anschlagen, in welchen der kühne Haynau geboren worden; das Verhältniß dieser Werthschätzung läßt sich durch eine Gleichung nach den Siegen und Niederlagen der beiden Generale berechnen. —

Die Versammlung frug sich verwundert, weßhalb man die Inauguration neu östreichischer Gerechtigkeitspflege zu einer Lobrede des Fürsten Windischgrätz, des Vaters der Belagerungszustände und Militärgerichte hat benutzen müssen, und vollends in einer Stadt, deren überwiegende Mehrheit diesen Namen nicht ohne bedeutendes Mißbehagen nennen hört, in einer Stadt, welche dieser vom Hrn. Justizminister gefeierte Mann ebenfalls erobert hat, wie die Czechen behaupten, ohne Noth.

Es hieß vor einiger Zeit, der Justizminister sei zu einer diplomatischen Sendung nach Frankfurt ausersehen; diplomatische Sporen hat sich der Mann durch jenes Compliment an Böhmen nicht verdient. Denn die Böhmen, gleichviel, ob Deutsche oder Czechen, sind durchaus nicht eingebildet auf die Ehre, daß Fürst Windischgrätz einigen Grundbesitz in Böhmen ererbte, auch zu sehr billigem Preise vom Staate erworben

hat — und sich deßhalb als Böhme gerirt: daß die Rechte des seligen Reichstages, die Böhmen an der Spitze, das Prinzip des Rechtes in stürmischen Tagen mit Erfolg verfocht, daß die Böhmen im October jedem Aufstandsgelüste im Lande beschwichtigend entgegentraten, hätte der Hr. Minister allenfalls erwähnen können, wollte er sich überhaupt auf das gefährliche Feld der Retrospektive begeben; aber mit der Justiz, beziehungsweise mit der Gerechtigkeit, hat nun einmal Fürst Windischgrätz durchaus nichts gemein, das beweiset der Wiener Stadtgraben deutlich genug.

Das am 24. Juni versammelte Publikum war in der That nicht aus demokratischen Elementen gebildet, dennoch machte jene ministerielle Taktlosigkeit einen sichtlich peinlichen Eindruck. Was der Minister im weiteren Verlaufe über die Wichtigkeit des neuen Gerichtsorganismus, über die Bedeutung des Instituts der Jury, was er über verfassungsmäßige Gleichberechtigung der Volksstämme Gutes und Treffendes sprach, fand nicht mehr den beabsichtigten Anklang in dem erkalteten Auditorium, besonders, da er am Schlusse wieder die Kämpfe zwischen Czechen und Deutschen Böhmens besprach, und sehr eindringend zu nothwendiger Versöhnung mahnte, während thatsächlich gegenwärtig solche Kampfesverhältnisse gar nicht bestehen, und die beiden Volksstämme wirklich ganz friedlich neben einander stehen, in der Hauptstadt sowohl, wie im Lande selbst, was sich wohl daraus am unzweifelhaftesten ergibt, daß selbst die Journale ausgeprägt slavischer und ausgeprägt deutscher Richtung sich nicht mehr befehden. Auch aus dem Schlusse der Rede war zu entnehmen, daß der Hr. Minister unter ganz falschen, von außen her aufgefangenen Voraussetzungen mit dem Vorsatze nach Prag gekommen sei, die Böhmen, beider Racen, gelegentlich abzukanzeln.

Das Debut des Herrn Ministers kann demnach kein glückliches genannt werden, und kaum lassen sich nach solchen Vorgängen bedeutende parlamentarische Successe der Minister erwarten. Um östreichischer Minister zu sein, muß man die Eigenthümlichkeiten jedes Einzelnvolkes der Monarchie kennen, und muß, kommt man in das Kronland, die Wiener Lorgnette zurücklassen, und mit eigenen Augen sehen. In dem centralisirten Oestreich, das ihr Herren von Wien schaffen wollt, werdet ihr das nie lernen.

Dem Präsidenten Grafen Mittrowsky ward die jedenfalls schwierige Aufgabe, durch seine Rede den sichtlich üblen Eindruck der Ministerial-Allocution zu verwischen, und er hat diese Aufgabe glücklich gelöst. Die Rede war mit einer gewissen Innigkeit und Wärme gehalten, welche an sich wohlthat, im Vergleiche mit der Rede des Vorgängers. Der Präsident hielt sich an die Frage des Tages; die bedeutende Popularität, welche Graf Mittrowsky sich seither zu erwerben wußte, machte ihm die Lösung seiner Aufgabe leicht; den Schluß der Rede trug er czechisch in correcter Aussprache vor, und wir können dem Präsidenten zu dem Erfolg seines Maidenspeech nur Glück wünschen. Ueberhaupt ist Graf Mittrowsky einer der wenigen, wo nicht der Einzige, welcher es verstand, die ganze Zeit der Bewegung hindurch allen Parteien gerecht zu bleiben, welcher human und allgemein beliebt vor dem März 1848, nicht nöthig hatte, nach dem März erst um Beliebtheit ängstlich zu buhlen, wie seine Standesgenossen; daher fiel er auch nach Eintritt der Reaktionsperiode nicht in die vormärzliche Aufgeblasenheit und gelegentliche Grobheit seiner Genossen zurück.

Der Generalprocurator Hikisch, vordem Appellationsrath, diente durch seine Schlußrede dem Präsidenten bedeutend zur Folie, denn hatte uns bei Mittrowsky das Natürliche, Ursprüngliche und Herzliche der ganzen Auffassung angenehm berührt, so mußte das

Gemachte und auf Effekt Berechnete der übrigens geläufig gesprochenen Rede des Generalprocurators um so unangenehmer auffallen. Es gab der Sache einen wunderlichen Anstrich, daß der Generalprocurator sein dramatisches Auftreten nach dem Muster der Alten mit einem griechischen Chorus geschmückt hatte, welchen neun Stück ihm untergeordnete und hinter ihm gruppirte Staatsanwälte, wohl eingeübt, repräsentirten, diese mußten die Schlußworte der Rede auf das gegebene Zeichen mit Emphase wiederholen, denn seine Einleitungsphrase verstanden Vollblutczechen dahin: „er nehme sogar keinen Anstand, auch einige czechische Worte zu sprechen." — Wäre das böhmische Proformareden ganz weggeblieben, so würde das nirgend Anstoß gefunden haben, war doch der Minister die Hauptfigur der Action, und dieser versteht ohnehin kein Wort czechisch.

Bemerkenswerth ist es übrigens, daß das offizielle Regierungsblatt des nächsten Tages die Reden des Präsidenten und des Procurators, nicht die Rede des Ministers veröffentlicht hat. So haben wir die Gerichtsorganisation erhalten, laßt uns sehen, was sie uns bringen wird, Gutes oder Schlimmes. Wir sind auf Beides gefaßt.

— h —

Charakterzüge aus dem Leben Amurath Pascha's. — Von einem Honvedoffizier. — Der Verfasser befand sich während dem ersten Feldzuge des General Bem in Siebenbürgen, zu Klausenburg, und nahm Theil an den letzten Gefechten der Armee. Er hatte Gelegenheit, in des Feldherrn nächster Nähe zu verweilen.

Das erstemal, als ich ihn sah, umstand ihn eine jauchzende Bevölkerung auf dem Gipfel der Freude. Er war als Sieger in der Hauptstadt des Landes eingerückt, auf welcher während mehr als einem Monate der Zorn des Feindes, Schrecken und Angst vor Plünderung und Brand durch wilde Räuberhorden, die Walachen, geruht hatte.

Dem General war ein hoher Ruf strategischen Talentes vorangegangen. Man drängte sich, den Retter der Stadt zu sehen, auf den die Blicke aller patriotischen Ungarn voll Hoffnung gerichtet waren. Umgeben von seinem Stabe ging er auf das Haus zu, das, als seine Wohnung, das Hauptquartier der obern siebenbürgischen Armee geworden war. Ich sah einen ziemlich hagern Mann mittlerer Größe, in den braunen Attila der Honved gekleidet, mit der Auszeichnung seines Ranges, dem goldbetreßten Kragen und dem Federbusche auf dem Tschako. Ein mageres Gesicht, mit sehr vorspringenden Backenknochen; graue, durchdringende Augen, etwas kurze zurückgebogene Nase; freundlicher Mund, schwacher grauer Backen- und Schnurrbart, graues Kopfhaar, etwas gebeugte Haltung; fester, obwohl langsamer Schritt.

Der General lebte äußerst mäßig. Beständig beschäftigt mit seinen Plänen gönnte er sich keine oder nur wenig Zeit der Erholung und verschmähte die Genüsse der Tafel, gleich Napoleon, dessen viertelstündige Diners bekannt sind. Alles an ihm war einfach, oft noch mehr als dies. Den hohen Gehalt, den er von der Regierung bezog, verwendete er zu Geschenken an Offiziere und Soldaten und spendete freigebig vierzehntägige Löhnungen an die Armee, wenn er einen Sieg erfochten hatte.

Als im Monat Mai der General siegreich die Oesterreicher und Russen aus Siebenbürgen vertrieben hatte, ließ sich eines Abends ein Fremder — es war, wenn ich nicht irre, in Mühlbach — bei ihm melden, welcher vorgab, Dinge von hoher Wichtigkeit dem General mittheilen zu müssen. Ohne seinen Namen nennen zu wollen, beharrte

er auf dem Vorhaben, Bem zu sprechen, noch, als man ihm bedeutete, namenlose Fremde könnten keinen Zutritt finden. Der General, welcher das lauter werdende Zwiegespräch gehört hatte, machte demselben ein Ende, indem er den Fremden einlud, einzutreten. Dieser sprach zuvörderst den Wunsch aus, mit dem F.-M.-L. allein zu reden. Bem gab sogleich den Anwesenden ein Zeichen, sich zurückzuziehen. Da eine sehr schmale Wand das Vorzimmer von dem Saale, worin sich Bem befand, trennte, so hörten die Offiziere, ohne zu lauschen, ein jedes Wort der Unterredung trotz der Bemühung des Fremden, seine Stimme zu dämpfen.

Der Fremde kam im Namen einer sehr hochgestellten Person, um dem F.-M.-L. eine bedeutende Summe anzubieten, wenn er seine Stelle in der ungarischen Armee niederlegen wolle. Bem's Antwort war kurz, wie gewöhnlich: „Sagen Sie dem, der Sie zu mir geschickt hat, daß ich Morgens meinen Kaffee trinke, Mittags ein oder zwei Gerichte habe, wenn sie zu haben sind, und daß ich in meinem Mantel schlafe, wenn kein Bett zu haben ist. Ich brauche keinen Luxus und keine Bequemlichkeit, also auch Ihr Geld nicht. — Gehen Sie in Gottes Namen!"

Sogleich nach seiner Besetzung Klausenburgs am 25. Dez. 1848 meldete sich der Postmeister, welcher unter der östreichischen und der ungarischen Regierung eine etwas zweideutige Rolle gespielt hatte, und bat um eine Unterredung mit dem General. Er frug, ob er auch jetzt wie früher verdächtige Briefe anhalten und dem General überliefern solle. Bem antwortete: „Gott soll mich bewahren, fremde Briefe zu öffnen und zu lesen, wie es die O. . . . thun. Lassen wir die Leute schreiben, was sie wollen, und befördern Sie Alles in gehöriger Ordnung!"

Der Feldmarschalllieutenant war mit der Strenge, mit welcher gegen die offenen Anhänger Oestreichs verfahren wurde, nicht einverstanden und tadelte die Einsetzung der Blutgerichte gegen entschiedene Verschwörer. Obwohl diese Blutgerichte sehr selten Todesurtheile über Solche fällten, die als Parteilenker und Agitatoren in die Hände der Ungarn gefallen waren — weit strenger war man gegen die Chefs walachischer Räuberhorden — so war des Generals Meinung doch immer, daß man mit einem Loth Güte mehr ausrichte, als mit einem Pfund Strenge. Ueber die Hinrichtung des Pfarrers Roth von Meschen sprach er sich bitter tadelnd aus. „Ich wollte, dies Blut wäre nicht vergossen worden," sagte er, „wir haben den Sachsen einen Märtyrer geschenkt."

Bem's mildes Verfahren gegen den Hauptsitz der sächsischen Opposition, Hermannstadt, ist bekannt. Am Tage nach der Einnahme dieser Stadt ließ er durch Plakate veröffentlichen: daß er die Freiheit der Presse, eines der höchsten Güter constitutioneller Staaten, achten wolle, und daß ein Jeder drucken und drucken lassen könne, was ihm beliebe. Es gibt wohl wenige Beispiele in der Geschichte, wo der Eroberer einer Stadt, eines Landes, *sogleich* nach dem Siege dem Worte freien Lauf gegönnt hätte. Freilich, er war kein angestammter und legitimer Regent, sondern ein Verschwörer, der konnte Preßfreiheit aufrecht erhalten, ohne an Macht und Verehrung einzubüßen.

Als Anfangs März 1849 der General Tag und Nacht Schäßburg verschanzen ließ, als ob er sich auf Leben und Tod vertheidigen wolle, fragte ihn einer seiner Stabsoffiziere, was dies zu bedeuten habe. „Können Sie schweigen?" frug Bem den Grafen geheimnißvoll. — „Ja, General." — „Nun, ich kann's auch, Herr Major!"

Nach Hermannstadts Einnahme wurde viele junge Mannschaft in den sächsischen

Distrikten ausgehoben: Ungarn, Szekler, Sachsen und Walachen. Die erstern Beiden traten mit Freuden ein; die Sachsen schickten eine Deputation an den General, mit der Bitte, nicht dienen zu dürfen. Es waren viele junge Leute darunter. „Wer seid Ihr," fragte Bem. „Ach, wir sind Sachsen und sollen Soldaten werden." — „Seid ruhig," sprach lächelnd der General, „Euch kann ich nicht brauchen. Geht nach Hause."

Gegen seine Soldaten und Offiziere war er bekanntlich sehr streng im Dienste und strafte unerbittlich, wo er Faulheit, Insubordination, wissentliche Verletzung seiner Befehle fand. Wie mancher Offizier wurde vom Heere entfernt, wegen Dienstfehlern, Mangel an Muth, wegen schlechter Behandlung oder Verpflegung der Soldaten. Wie mancher Soldat büßte auch auf feindlichem Gebiete sein Gelüst nach fremdem Eigenthum, oder brutale Behandlung des Bauers oder Bürgers mit dem Tode!

Dagegen sorgte er aber auch für gehörige Verpflegung der Mannschaft, soweit es irgend thunlich war, ohne dem Eigenthum der Bevölkerung zu nahe zu treten. In keiner Armee war das Verpflegungswesen so vortrefflich eingerichtet, als in der von Bem, — und doch war auch keine wieder so abgehärtet gegen die größten Strapazen aller Art. Die Ursache hiervon war, daß Siebenbürgen, dies unglückliche Land, schon früher theilweise von den Walachen zu einer Wüste gemacht worden war. An 2000 Edelhöfe mit einem ungeheuren Fruchtvorrath waren geplündert worden oder verbrannt, und das Getreide meist verschleudert. So kam es, daß Bem's Armee zuweilen mehrere Tage hindurch auf großen Märschen Hunger litt. Und doch verlor sie nie ihr unbedingtes Vertrauen auf den alten Feldherrn.

Denn sie sah, wie der General sein letztes Brod selbst mit Offizieren und Soldaten theilte, und wie er überall in Schlachten und auf Märschen an der Spitze war und sich mehr, als der Soldat selbst, der Todesgefahr aussetzte.

In der ersten Schlacht bei Hermannstadt, welche die Ungarn verloren, weil der Feind fast 5mal stärkere Uebermacht entgegenzustellen hatte, (Puchner in seinem offiziellen Berichte sprach bekanntlich von ungeheurer Uebermacht der Ungarn, obwohl Bem's Armee nur 4000 Mann zählte) da befand sich der alte Herr mit seinem Generalstabe an der Spitze der äußersten Avantgarde, als die ersten Kugeln des Feindes dicht neben ihm den Obersten Graf K. Mikes und den Adjutanten Terey tödteten. Bem blieb noch eine Weile rekognoscirend auf dem Platze, trotz des dichten Regens von Kanonenkugeln rings um ihn. Dann ließ er das Geschütz vorfahren, beorderte die Infanterie an ihre Stellungen und stellte sich selbst an die Kanonen, die er eigenhändig richtete. Dasselbe that er am nämlichen Abende auf dem Rückzuge abermals, und zwar zum großen Verluste des Feindes, strafte und schalt saumselige Offiziere und Feuerwerker persönlich, während diese Batterie beständig dem schärfsten Feuer des Feindes ausgesetzt war.

Als es gegen Mittag an Munition zu fehlen begann, und der Commandant der Batterie meldete, es sei bei der seinigen keine mehr vorhanden, befahl ihm der General, 100 Schritte weit vorzurücken und, nachdem er Position genommen, abzuprotzen, als ob diese Batterie noch schärfer zu spielen beabsichtige. Das Manövre gelang, die feindliche Geschützabtheilung zog sich zurück, und Bem war auf dieser Seite etwas freier geworden. —

Als die ungarische Armee nach der unglücklichen Schlacht bei Vizakna (Salzburg) nicht viel mehr als 1000 Mann zählte und auf ihrem Rückzuge in Broos ankam, entspann sich ein leichtes Gefecht. Bem's meisterhafte Dispositionen bewahrten die Armee vor

gänzlicher Zerrüttung. Er hatte nur noch 5 Kanonen, der Feind führte 36 mit sich, und seine Armee zählte 12,000 Mann, ohne die sächsischen Nationalgarden und den walachischen Landsturm. Eben befand sich der alte Herr neben einer Kanone, als eine kleine Abtheilung östreichischer Infanterie von einem polnischen Regimente heranstürmte, die Kanone zu nehmen. Bem ritt auf die Soldaten zu, hieb links und rechts mit seiner Reitpeitsche, der einzigen Waffe, die er führte, auf sie ein und rief: „Was wollt Ihr? Das ist meine Kanone, nicht Eure! Packt Euch!" Diese Verwegenheit und die heimathlichen Laute aus dem Munde eines offenbar hohen Stabsoffiziers versetzten die Soldaten in Bestürzung, und sie liefen davon. Einer derselben aber drehte sich zuletzt noch um und schoß dem General einen Finger ab. Der Stabschirurg rieth mit zögernder Stimme, eine Amputation des übrigen Gliedes vorzunehmen, um den Brand zu verhüten. „Schneiden Sie es nur ab, es nützt mir doch nichts mehr," sagte der General ärgerlich.

Einen Tag später befand sich die Armee in Mühlbach. Das kleine Corps war noch mehr geschmolzen und hatte sich in der Stadt verbarrikadirt, welche nun vom Feinde stark beschossen wurde. Ein Theil der Truppen stand an den Mauern der Häuser dicht am Thore, eines Sturmes gewärtig. Beständig flogen die Kugeln auf allen Seiten in die Häuser und auf das Pflaster. Bem befand sich in der Mitte und schaute ruhig dem Lärm um ihn zu. Gegen Abend frug einer der Stabsoffiziere, in welcher Nachtstunde Befehl zum Aufbruche gegeben werden solle. „Morgen früh um 9 Uhr," antwortete der alte Herr zum großen Erstaunen aller Anwesenden. In der Nacht schickte Puchner einen Parlamentär mit der Aufforderung an Bem, sich zu ergeben. Als Letzterer erfuhr, der Abgesandte sei ein Pole, weigerte er sich, mit ihm zu reden, und verwies ihn an seinen Adjutanten, indem er sagte, er könne nicht begreifen, daß ein gebildeter Pole und ein Edelmann in der östreichischen Armee dienen könne. Um 9 Uhr in der Frühe nahm er den Parlamentär eine halbe Wegstunde mit sich und schickte ihn dann zurück. — Die Armee war gerettet. —

Auf noch auffallendere Art als in Mühlbach setzte sich der General bei Mediasch der Gefahr aus, wo während der ganzen Schlacht der größte Kugelregen auf die Stelle gerichtet war, wo er sich befand. Viele Offiziere seines Gefolges fielen oder wurden verwundet; er allein und sein schlachtengewohntes Roß blieben unverletzt. Fast kein Gefecht wurde gefochten, in welchem Bem's Mantel oder seine Uniform nicht Spuren von „durchgegangenen" Kugeln zeigte, und trotz dem, daß der alte Feldherr aus diesem schrecklichen Kriege in Siebenbürgen 10 Wunden davon trug, glaubten ihn die Szekler doch unverwundbar und stich- und hiebfest. Ihnen war er ihr „Táti" Vater; fuhr oder ritt er an einem Szeklerbataillon vorüber, so grüßten ihn Alle, Offiziere und Gemeine; letztere mit einem herzlichen: „Jo reggel, táti," guten Morgen, Vater, oder: „Isten aedjon meg, öreg ur! Gott segne Sie, alter Herr!" Auf ihn hofften und schauten sie, wie auf den Abgesandten Gottes. Außer der Tapferkeit des berühmten 11. Bataillons und einiger Husarenschwadronen, verdankte Bem das Gelingen seines Sturmes auf Hermannstadt (11 März 1849) einem Bataillon Szekler Rekruten, die seit 8 Tagen Soldaten, mit ihren Piken die russischen Bataillone vor sich her trieben. —

Lessings „Huß vor dem Scheiterhaufen." — Aus Düsseldorf. — Seit einigen Tagen ist Lessings neuestes Bild „Johannes Huß vor dem Scheiterhaufen"

im Saale des Galleriegebäudes hier ausgestellt. Sie werden aus früheren Zeitungsberichten erfahren haben, daß der amerikanische General-Consul Boeker, der von Düsseldorf nach New-York übersiedelte, Besitzer des Gemäldes ist. Bereits Ende Juli geht dasselbe über den Ocean, um — höchst wahrscheinlich — nie wieder auf deutschem Boden von einem deutschen Auge gesehen zu werden. Vielen Besuch aus Nähe und Ferne wird das Bild bekommen, ehe mit dem Abend des 15. Juli der „Kunstbeförderer“, unser akademischer Schreiner, den letzten Nagel in die Kiste schlägt und im vollen Bewußtsein seiner Würde den fernen Bestimmungsort auf den Deckel malt.

Mächtig ist die Wirkung des Riesenwerkes; ich gebe Ihnen eine kurze Beschreibung seiner Gruppen: Auf einer Anhöhe in der Nähe von Constanz (dessen Thürme man in der Nähe sieht) ist der Scheiterhaufen errichtet; um einen seiner Aeste beraubten Baum sind große Bündel Holz und Stroh aufgeschichtet. Einer der Henker legt noch einen Holzhaufen dazu, drei andere stehen bereit, den Verurtheilten in Empfang zu nehmen. Rings um den Richtplatz in weitestem Kreise ist ein Cordon von bewaffneten Schaaren gezogen. In der Mitte desselben weht das Banner von Constanz, seitwärts sehen wir die kaiserliche Fahne. Zwei Henker tragen brennende Fackeln zum Anzünden; ruhig den Zeitpunkt abwartend, stützt sich einer auf den langen Stiel der Fackel, während ein dritter Henker, der die Stricke zum Fesseln des Gefangenen trägt, beide Arme in die Seite stemmt und ungeduldig dem Gebete des Huß zusieht.

Huß ist im Mittelgrund, in einiger Entfernung vom Richtplatz, auf die Knie gesunken; mit gläubigem Vertrauen blickt er auf zum Himmel, dessen Sonne, zwischen den leichten Wolken hervorblickend, sein Angesicht mit ihren Strahlen verklärt. Während des Niederkniens ist ihm die papierne Mütze, worauf drei Teufel mit der Ueberschrift „Erzketzer“ gemalt, entfallen. Die bewaffneten Bürger von Constanz, die in den verschiedenartigsten Costumen, theils mit Partisanen, theils mit Schwertern versehen sind, und sich durch Kleidung sowohl, als auch durch den Ausdruck der Rohheit in ihren Zügen, als dem Pöbel angehörig darstellen, haben den Märtyrer zur Richtstatt geleitet und sind ihm auf dem Fuße gefolgt. Der erste unter ihnen, in die roth und weiße Farbe der Stadt Constanz gekleidet, hat die Ketzermütze vom Boden aufgehoben und ist eben im Begriff, sie Huß wieder auf's Haupt zu stülpen; ein zweiter, etwas vorgebogen und mit der linken Hand auf's Knie, mit der rechten auf seinen alten Säbel gestützt, grinzt höhnisch unter dem grauen Hut hervor, während ein dritter, im Kriegerpanzer, die Faust gegen den betenden Huß ballt. Während das Opfer und sein Geleite die Anhöhe im Mittelgrunde zur Hälfte bestiegen haben, sind die Anführer des Zuges in der Ebene geblieben und ganz im Vordergrunde des Bildes sehen wir den Herzog Ludwig von Baiern, der vom Kaiser Sigismund mit der Execution beauftragt war, auf einem Falben reitend, den Commandostab in der Hand. Er wendet sich halb zur Seite, um zu einem ebenfalls zu Pferde sitzenden Bischof zu reden; außer diesem bemerken wir in derselben Gruppe noch am Rande des Bildes die Figur eines Cardinals; gleich hinter den Herren ragt das Banner des bairischen Herzogs, getragen von einem jungen Krieger, hervor. Zwischen den Pferden des Herzogs und des Bischofs, ganz im Vordergrunde, steht ein alter Franziskanermönch; neugierig staunend, setzt er die alte Kneifbrille auf die Nase, den Blick auf den „Ketzer“ gerichtet.

Indem so die ganze rechte Seite des Bildes, das durch die Figur des Huß in zwei Hauptgruppen getheilt ist, die Richter und Henker des Glaubenshelden darstellt, besteht

die linke Seite größtentheils aus seinen Anhängern, und wie dort Gleichgültigkeit, Wuth und gemeiner Haß in ihren Schattirungen sichtbar sind, finden wir hier Trauer, Mitleid, unendschiedene Theilnahme an seinem Schicksal. Die vordere Spitze der linken Gruppe bildet ein junges Mädchen, voll Mitleid auf Huß schauend, wie dieser niederkniet, um für seine arme Seele zu beten. Ihren Rosenkranz verbirgt sie hinter dem Felsblock, zu schüchtern, ihre Theilnahme an dem Verdammten sehen zu lassen. Ein böhmischer Edelmann, einer von den Rittern, die Huß zum Concil geleiteten, betet dagegen offen für den Verurtheilten. Mehr menschliches Gefühl als besondere Theilnahme spricht sich in der Figur eines alten Constanzer Bürgers aus, wogegen ein junges Weib neben ihm voll edlen Wohlwollens zu Huß empor sieht. In der dichtgedrängten Gruppe sehen wir noch den neugierigen Kopf eines alten Weibes, die mitleidige Miene eines Jünglings, ein schönes, junges Mädchen, einige Kinder ꝛc. Ein Trinitariermönch steht ganz im Vordergrunde, seine Miene prägt indeß nicht die innige Theilnahme aus wie die des hinter ihm stehenden jungen Klosterbruders von den Augustinern, welcher zerknirscht, die Hand auf die Brust gepreßt, zur Erde sieht. Nahe am Scheiterhaufen blickt ein junger Ungar, ebenfalls von dem Gefolge des Huß, hervor.

Am entschiedensten für den Verurtheilten spricht die Figur eines böhmischen Bauern. Finster grollend, in der geballten Faust seinen Stab unter dem Arm verbergend, blickt er auf den Anführer der Execution, den Herzog von Baiern. Seine Gestalt deutet bereits auf die fürchterliche Rache hin, die später in Böhmen durch den Hussitenkrieg für die grausame Hinrichtung des Glaubenshelden genommen wurde.

Die Landschaft erscheint im Halblichte eines von leichten Wolken zum Theil verhüllten Himmels.

Etwa 27 Figuren des Bildes, das bei einer Höhe von 15 Fuß eine Breite von 18 Fuß hat, sind in Lebensgröße. Es wird Ihnen wohl bekannt sein, daß Lessing auch seine lebensgroßen Bilder bis ins Detail durchführt, — was namentlich die französischen Künstler nicht thun — und ohne ängstliche Quälerei die Figuren so malt, daß sie in unmittelbarer Nähe besehen werden können. In der Malerei des Bildes hat Lessing seine Doppel-Virtuosität in Figuren und Landschaft erprobt; er hat in diesem Bilde auch nicht *eine* überflüssige Figur, wie sie sonst so häufig als Lückenbüßer bei großen Bildern vorkommen. Gleichwohl beeinträchtigt das Einzelne nicht die Klarheit der Idee, und die äußerst geschickte Eintheilung der Gruppen läßt die Hauptfigur in gebührender Auszeichnung zuerst den Blick auf sich ziehen.

Alle Hoffnungen, das Werk im Lande zu behalten, sind gescheitert. Lessings Freunde haben Alles aufgeboten, das Bild im Vaterlande unterzubringen; in Königsberg und Frankfurt hatten die Museen kein Geld, und Ihr gutes Leipzig, das früher einmal für den „Huß auf dem Concil" ein schönes Gebot that, hat diesmal gar nicht auf den Handel reflectirt. Auch der König von Preußen hatte keine Lust dasselbe zu kaufen, dagegen ist eine frühere Composition Lessings, welche die Monarchie auf Kosten der Kirche verherrlicht, nämlich die „Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Heinrich V." in ähnlicher Größe vom König bestellt worden und wird das erste große Bild sein, welches der Künstler nach diesem malt.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Politische Wochenschau.

Preußen und Oestreich.

Der Luftzug unserer Julimorgen weht die Rosenblätter vor unsere Füße, im Felde reifen die Aehren, riesige Heuwagen streuen ihre grünen Büschel in die Furchen der Feldwege und der Schnitter hämmert und wetzt an seiner Sense. Und in den Fabriken dampft der Schornstein heiß und eifrig, es schnurrt das Rad, die Spindel dreht sich in hastigem Tanze. Ueberall in den kleinen Kreisen unseres Lebens emsige Arbeit, Verdienst und Hoffnung. Der Arbeiter hat jetzt keine Zeit und Lust, auf seine Demagogen zu hören, und die bange Furcht der Besitzenden weicht dem Behagen an lohnender Thätigkeit. An unserem politischen Himmel aber hängen die Wolken noch dick und schwer, und vergebens sucht das Auge in den veränderlichen Luftgebilden feste Formen und einen reinigenden Luftzug. Viele Neuigkeiten hat die letzte Woche gebracht, aber Wichtiges ist uns noch nicht bekannt genug, um ein definitives Urtheil darüber auszusprechen. Deßhalb sei es gestattet, mehrere solcher Einzelheiten zusammen zu fassen und einen prüfenden Blick über den Horizont zu werfen, welcher uns und unsere Schicksale einschließt.

Amerikanische Kriegsschiffe vor Lissabon, von dem armseligen Staate Forderungen einzukassiren, englische zu gleichem Zweck vor Neapel; Spanien in Hoffnung auf einen Thronerben, und durch eine kräftige Regierung und verständige Zollgesetzgebung in langsamer Genesung von seinen alten Fieberschauern; Italien durch die Zwiste der päpstlichen Regierung mit Sardinien, das brutale Aufgeben der constitutionellen Formen in Neapel, die sichern Fortschritte der Oestreicher und eine höchst radikale Volkspartei in seinem Auflösungsprozeß immer weiter schreitend; die Türkei trotz der triumphirenden Rundreise des Sultans durch russische Agenten und rohe Unbändigkeit der einzelnen Provinzen in krampfhaften Zuckungen, das ist der Eindruck, den die südlichen Halbinseln des europäischen Continents machen. Daß

die Zeit großer politischer Aufregungen die Schwachen schwächer, die Starken größer macht, zeigt sich auch im Leben dieser Staaten; in Portugal, Italien und der Türkei, wie in dem kleinen Griechenland ein Siechthum, welches nach menschlichem Urtheil unheilbar scheint. In Frankreich ist die Dotationsfrage mit mürrischer Nachgiebigkeit von Seiten des Präsidenten wie der Nationalversammlung ausgeglichen worden, die Haltung beider Theile zeigte von geringem Selbstvertrauen, aber großem Uebermaß von Schwäche. Unterdeß ist Paris wieder voll von Fremden, namentlich Engländern, und der Pariser amusirt sich und macht Geschäfte wie ein Mensch, der sich gewöhnt hat, auf einem Vulkan zu wohnen. Daß ein solcher Zustand der totalen Unsicherheit mehr demoralisirt, als irgend eine große politische Aufregung, haben auch wir in der letzten Zeit erfahren. In England aber wurde die Freude über den Sieg des Ministeriums im Unterhause plötzlich unterbrochen durch die ernste Trauer über den Tod Robert Peel's. Alle Parteien waren beflissen, dieß wichtige Ereigniß als ein Nationalunglück darzustellen; Reden im Ober- und Unterhaus, die Läden der City geschlossen, die Schiffe der Themse unter Trauerflagge. Was ein großer englischer Staatsmann zu bedeuten hat, merken auch die Gleichgültigen, sobald er stirbt; es zieht dann wie ein Trauerton durch die Luft über die ganze Erde.

Und Deutschland? Alles Interesse, aller Eifer concentrirt sich in einem wichtigen Ereigniß: Der Friede zwischen Preußen und Dänemark ist am 2. Juli unterzeichnet worden. Noch ist der offizielle Text nicht publicirt, wir theilen seinen Inhalt mit, so weit ihn die deutsche Reform giebt: „Preußen hat im Namen des Bundes, gestützt auf die allgemeine Vollmacht desselben, einen einfachen Frieden mit Dänemark unterzeichnet, unter Vorbehalt der Ratification der einzelnen Bundesregierungen und seiner eigenen, innerhalb einer Frist von drei Wochen. Unter der gegenseitigen Versicherung: Alles zu vermeiden, was den Frieden stören könnte, treten alle Verträge wieder in Kraft, welche vor dem Kriege bestanden haben, und die Contrahenten verwahren sich ausdrücklich alle Rechte, welche ihnen gegenseitig vor demselben zustanden. Durch eine besondere Declaration zu Protokoll geschieht Dies für Deutschland noch mit specieller Hinweisung auf den Bundesbeschluß vom 17. Sept. 1846. Nach dem Friedensschluß kann und muß der König von Dänemark als Herzog von Holstein die Intervention des Bundes in diesem Herzogthum für den Fall anrufen, daß er selbst die Ausübung seiner legitimen Autorität in Holstein nicht im Wege der Verständigung wiederherstellen kann und also mit den Waffen in der Hand in einem Bundeslande auftreten will. Er theilt dann gleichzeitig seine Plane über die Pacificirung des Landes mit. Der Bund entscheidet, ob nach dem Bundesrecht, nach Maßgabe des Antrags und der dänischen Intentionen, er mit seiner vollen Competenz selbst einzuschreiten hat oder die streitige Angelegenheit vorderhand der eigenen Entwickelung überlassen will. Dieser Entwickelung freien Lauf lassen, heißt nichts Anderes, als die Her-

stellung der Autoritätsübung des Landesherrn einerseits diesem, die Vertheidigung der streitigen Landesrechte anderseits dem Lande anheimgeben. Hierbei ist zu bemerken, daß die legitime Autorität des Landesherrn an sich weder von den Herzogthümern noch von Deutschland jemals in Frage gestellt ist, die Ausübung derselben während des Kriegszustandes aber suspendirt war. Die Modalitäten dieser Ausübung zu regeln, machen jetzt der König Herzog und das Land einen selbständigen Versuch. Der Friedensvertrag läßt also dem Bunde alle die Alternativen offen, die ihm bisher geboten waren. Sobald bei der Selbstentwickelung der Angelegenheit in den Herzogthümern mittelbare oder unmittelbare Rechte des Bundes afficirt werden, tritt er als Selbstinteressent sogleich wieder in der Sache auf. Ohne vorgängige Prüfung seinerseits dürfen keine Rechtszustände aus dem Streite hervorgehen und seine Anerkennung nie stillschweigend vorausgesetzt werden, da die Basis des Friedens die gegenseitige Rechtsverwahrung ist. Eine letzte Bestimmung des Friedensvertrags setzt für die Regelung der Grenzen zwischen dem Bunde und Dänemark eine Commission fest, die nach sechs Monaten zusammentreten soll. Außer dem Friedensvertrag und der dazu gehörigen Declaration der deutschen Rechte, von dem wir oben sprachen, erforderte die Abwickelung der aus der Waffenstillstandsconvention hervorgegangenen Besatzungsverhältnisse Verabredungen zwischen Preußen und Dänemark. Sie sind in einem Protocoll niedergelegt, welches allen denjenigen Regierungen mitgetheilt wird, die dem Waffenstillstand formell adhärirten.

Preußen zieht in 11 Tagen seine Truppen aus dem südlichen Schleswig, 11 Tage später aus Holstein, die Dänen dürfen die Demarkationslinie nicht eher überschreiten, bis die Preußen das Herzogthum Schleswig geräumt haben.

Das ist kein ruhmvoller Frieden, aber auch kein Frieden, der Preußen Unehre bringt. Den Rechten der Herzogthümer ist nichts vergeben, sie sind vielmehr von Preußen aufs Neue anerkannt worden, die Bundesrechte Deutschlands an Holstein, und das Entscheidungsrecht der Bundesstaaten in der Differenz zwischen Holstein und Dänemark sind gewahrt. Die Herzogthümer und Dänemark sollen zuerst versuchen, unter einander den Streit zu schlichten, ob durch Krieg, ob durch Vertrag; das Feststehen auf den Bundesverhältnissen Holsteins und Dänemarks schließt vorläufig implicite fremde Intervention aus, und ist für die nächste Zeit ein Vortheil; welches Verfahren die deutschen Regierungen als Bund (welcher factisch nicht existirt) in der Zukunft einschlagen werden, ist freilich nicht voraus zu sagen; doch läßt sich annehmen, das Kabinet Schwarzenberg und die vier Königreiche werden gern diese Gelegenheit benutzen, sich in Deutschland ein volksthümliches Ansehen und Popularität zu verschaffen, zumal sie Aussicht haben, durch Beschlüsse, Phrasen und Nichtsthun, ohne weitere Anstrengung den Herzogthümern einen Dienst zu leisten, und Preußen in der öffentlichen Meinung noch mehr in den Schatten zu stellen, Preußen, welches sich am thätig-

Digitized by Google

sten und ehrlichsten gegen die Herzogthümer gerirt hat, und in seinem guten Willen, ihnen zu helfen, nur an Hindernissen gescheitert ist, welche es zu besiegen nicht stark genug war. Es ist kein Frieden, der Preußen Unehre bringt, ja er ist besser, als wir nach den bestehenden Verhältnissen zu hoffen wagten. Nicht die Erbitterung der Dänen gegen seine Paragraphen beweist dies, sondern ein Blick auf die Situation der Herzogthümer. Sie standen mit Preußen allein gegen Dänemark, Rußland, England, und so lange Preußen die Hand über ihnen hielt, auch gegen Oestreich und seine Partei. Nicolaus hatte seit dem Herbst 48 für Dänemark lebhaft Partei genommen, im Winter von 48 waren deßhalb seine Beziehungen zu Preußen sehr kühl, im Sommer 49 während dem Feldzug unter Prittwitz war sein Auftreten drohend geworden, und fast jedes Vorrücken der Preußen mußte das Berliner Kabinet mit einem kalten Warnungsruf von Rußland bezahlen. Wenn Preußen im Frühjahr 49, damals als seinem König die Kaiserkrone angetragen wurde, großes Spiel spielte, mit Rußland, Oestreich, vielleicht auch mit Frankreich brach, und sich den Ungarn verband; wenn es damals zum Aeußersten entschlossen, den Kampf gegen die conservativen Staaten unternahm, selbst geschwächt durch die Revolution von 48, fast nur auf seinen eigenen Conservativen ruhend, in tödtlicher Feindschaft mit allen Kabineten und Dynastien und auf der andern Seite wieder im Kampf mit dem Fluch des Jahres 48, der radikalen Demokratie; wenn es unter solchen Verhältnissen mit einem genialen Fürsten Alles, seine eigene Existenz und die Existenz Deutschlands für ein großes Prinzip hätte einsetzen wollen, damals, nur damals konnte es viel mehr für die Herzogthümer thun. Seit der Zeit, bei anderer Politik und geringener Kühnheit wenig mehr, als es gethan hat. Im Sommer, im Herbst des vorigen Jahres, in diesem Frühjahr vollends, war es durch 800,000 unbeschäftigte Russen und 500,000 Oestreicher, durch den klagenden Schrei nach Frieden, der aus seinem Ostseegebiete erscholl, gefesselt. Und wohl war zu besorgen, daß die preußische Regierung auf Kosten der Herzogthümer einen schlechten Frieden schließen werde, dessen Verzögerung ihm in Deutschland selbst die Hände band. Die Herzogthümer hatten keinen Freund unter den einflußreichen Mächten Europa's, ihre gerechten Forderungen wurden von allen Kabineten, als den europäischen Frieden störende Prätensionen, oder als rebellisches Auflehnen gegen ihren Souverain betrachtet. War das nicht so? Und war es nicht Preußen allein, welches wieder in diesen Verhandlungen ihre Ansprüche, den Mannsstamm der Erbfolge und die Untheilbarkeit vertrat? Und diese Forderungen der Herzogthümer hat es vertreten mit einer Energie und einer persönlichen Entschlossenheit seines Regenten, die wir bei andern Gelegenheiten mit Schmerz vergebens ersehnt haben. Eine spätere Zeit wird auch darüber schriftliche Beweise bringen, vorläufig haben wir keinen Grund, an dem zu zweifeln, was von zuverlässigem Munde aus der Umgebung der preußischen Fürsten in das Publikum gekommen ist.

Rußland hatte an Preußen die drohende Forderung gestellt, es solle mit Dänemark Frieden schließen und die Herzogthümer zur Ordnung zwingen helfen; es hatte mit seiner Intervention und einem Arrangement der Angelegenheit durch die auswärtigen Mächte gedroht, für welches die Unterhandlungen in London bereits so im Gange waren, daß Preußens definitiver Beitritt vorausgesetzt wurde. Da wurde in Berlin die Reise des Prinzen von Preußen nach Warschau beschlossen, und seine Abschiedsconferenz mit dem König war eine Scene auch von persönlicher Bewegung. „Sage ihm," soll der Fürst dem scheidenden Bruder gesagt haben, „daß ich zum Aeußersten entschlossen bin. Meine Ehre ist verpfändet, ich werde die Herzogthümer nicht verrathen, und bestehen die Gegner auf ihrer Forderung, so will ich und Preußen lieber untergehen, als falsch und treulos handeln." Mit diesem Entschluß reiste der Prinz nach Warschau und Petersburg, und seiner festen Erklärung gelang es, den Kaiser von einem direkten feindlichen Auftreten abzubringen und endlich die Zusicherung zu erhalten, daß er, der Agnat, Dänemark und die Herzogthümer ihrem eigenen Schicksal frei überlassen wolle. Er instruirte in diesem Sinne seine Gesandten und darauf ward erst der Friede möglich, dessen Bedingungen Dänemark mit Trotz zurückgewiesen hatte, so lange von ihm eine direkte Einmischung Rußlands zu hoffen war.

Die deutsche Presse hat bis jetzt fast allgemein sehr wegwerfend über den Frieden gesprochen und behauptet, daß Preußen durch ihn sich völlig discreditirt habe. Diese Behauptung wäre unbegreiflich und unverzeihlich, wenn man nicht berücksichtigen müßte, daß die Trauer und der Aerger über den Mangel großer Resultate in einer Herzensangelegenheit unseres Volkes das Urtheil der Schreibenden überstürzt hätte. Es ist aber die Pflicht von Allen, welche ein Urtheil abgeben über dies ernste Fakt, mit leidenschaftsloser Ruhe die gegenwärtigen Verhältnisse der europäischen Staaten zu betrachten. — Preußen hat für die Herzogthümer Alles gethan, was es jetzt thun konnte.

Von den Herzogthümern aber hat Preußen allerdings Dank verdient, einen kühlen Dank, wie wir ihn dem ehrlichen Mann schuldig sind, der den guten Willen hat, uns aus einer Gefahr zu helfen, aber nicht ebenso die Macht. Sie gehen einer schweren Zeit entgegen, aber, wie auch der Krieg sich entscheide, ihre Rechte können ihnen nicht mehr genommen werden. Selbst wenn das Traurigste, was wir nicht fürchten, geschieht, und dänisches Gelüst über gutes deutsches Recht den Sieg davon trüge, die Eroberung, der Zwang des Krieges hebt die Rechte dieses Volkes nicht mehr auf. Sie sind in dem Friedensschluß Preußens reservirt, sie sind durch die letzten Jahre eine nationale deutsche Forderung geworden, und jetzt oder später, einmal kommt die Stunde, wo sie durchgesetzt werden. Uns aber, den Einzelnen, ist bei dem bevorstehenden Kampf eines Brudervolkes Recht und Pflicht, nach unserer Kraft die Alleinstehenden zu stützen, durch die Feder, durch unser Vermögen und so weit sie es begehren, durch unsere Glieder.

Unterdeß geht Oestreich seinen Weg neben drohenden Abgründen ruhig weiter. Nach außen bemüht, die Union zu vernichten, nach innen in eifriger, nicht immer glücklicher Arbeit sich zu verjüngen. Das gegenwärtige Ministerium durch sein schlechtes Princip in eine gefährliche Bahn hineingetrieben, macht alle die Stadien durch, welche sich ihm seit vorigem Herbst voraussagen ließen: Kampf mit den Generälen, den Prätorianern in den pacificirten Provinzen, welche fast den ganzen Kaiserstaat ausmachen; Besiegung der Militärgewalt; unumschränkte Herrschaft seiner Bureaukraten, und endlich eine ministerielle Katastrophe durch die finanzielle Fäulniß im Staatskörper.

Die stolzen Pairs von Frankreich wallfahrten nach dem kleinen östreichischen Städtchen Frohsdorf, um dort der geduldeten Majestät von Chambord den legitimen Weihrauch zu streuen, und die Goldgrafen von Albion beeilen sich in einem parlamentarischen Gefecht gegen den eifrigen Palmerston dem armen Oestreich ihre Huldigung darzubringen. Natürlich mußte diese Rehabilitirung Oestreichs im Auslande auch auf die innern Angelegenheiten des Kaiserstaats von Einfluß sein, und wir sehen verwundert das Ministerium Schwarzenberg mit einer Energie auftreten, die ihm vor Kurzem von niemandem zugemuthet worden wäre.

Vor einigen Tagen brachte die Reichszeitung einen Protest der östreichischen Regierung an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, weil er sich erdreistet hatte, darzuthun, daß er die Unabhängigkeit Ungarns im Falle eines Sieges der Insurgenten anerkannt hätte; und heute trifft die telegraphische Depesche aus Wien bei uns ein: „General Haynau ist wegen Nichtbefolgung kaiserlicher Befehle seines Commandos und seiner Vollmachten enthoben worden." Ja es mußte so kommen. Das Blatt hat sich gewendet; das unterthänigst gehorsamste Ministerium geht aus dem Kampfe mit der allmächtigen Soldateska sehr siegreich hervor, man wird bei Haynau nicht stehen bleiben, sondern Welden und Consorten werden folgen, ja selbst die souveränen Leibadjutanten der Majestät stehen auf wankendem Grund.

Der Sieg des Ministeriums Schwarzenberg scheint ein großer und vollständiger und doch ist derselbe in seinen Resultaten bedenklich. Die östreichische Regierung kämpft im Auslande wie im Inlande auf feindlichem Boden, und wie der Eroberer nach jedem Siege sein Heer durch Besatzungen, welche er in dem occupirten Terrain zurückgelassen, schwächt, bis es endlich der concentrirten Macht des Feindes unterliegen muß, so kostet Schwarzenberg jede Spanne Boden, die er in Deutschland gewinnt, ein Stück von der octroyirten Charte, und wenn einst Preußen wieder die ihm gebotene Stellung in Deutschland einnimmt und die Restauration von 1815 über den Haufen wirft, wird der Fürst mit Bewunderung wahrnehmen, daß er nicht nur Deutschland verloren, sondern auch von den 123 Paragraphen von Olmütz nur einen kleinen unbedeutenden Rest in seiner Hand behalten hat. Wichtiger als die errungenen Vortheile in Deutschland ist der Sieg über

die Soldateska. Mit Säbelpatenten und den grün bebuschten Rebellentödtern im Vordergrund ließ sich zwar nicht immer in Ehren, aber doch mit Kraft und einiger Sicherheit regieren, und der Philosoph Welden hat schon längst gesagt: „Die Herren Minister gebrauchen uns nur als Blitzableiter." Aber jetzt, wenn die Regierungsgewalt ungetheilt in die Hände der Civilverwaltung fällt, soll auch der Belagerungszustand seinem Ende zugeführt, dann sollen constitutionelle Formen beobachtet, die Landtage und endlich gar der Reichstag berufen werden, und diese an und für sich unschuldigen Dinge werden selbst diesem Ministerium Verlegenheiten bereiten, welches sich nicht durch Blödigkeit auszeichnet.

Man ist geneigt, den Sieg des Ministeriums dem Einfluß der in Wien versammelten Vertrauensmänner zuzuschreiben, die ihre Theilnahme an der Constituirung der Kronländer verweigert haben sollen, so lange die Generäle allmächtig und die Maßregeln der Regierung illusorisch sind. Das ist von den italienischen, aber nicht von den ungarischen Vertrauensmännern zu glauben. Die Lombarden und Venetianer haben von Oestreich nie etwas für ihre Nationalität, ihr Bestehen als italienischer Volksstamm gefürchtet, denn sie wohnen unvermischt auf ihrem Territorium, und an ihren Grenzmarken noch Millionen ihrer Brüder bis an die Alpen und das Cap Passaro. Der Haß gegen die Herrschaft der Tedeschi ist ein alter, aus den Zeiten der hohenstaufischen Kaiser auf sie vererbter, und da sich ihnen diese Herrschaft in alter wie in neuerer Zeit meist durch Soldatenhaufen manifestirte, so werden sie die Aufhebung der Soldatenherrschaft als eine respektable Concession betrachten. Ganz anders in Ungarn. Das ungarische Volk bildet eine vereinzelte Insel in dem großen Ocean der Völkerstämme. Der Spruch: „extra Hungariam non est vita" ist keine patriotische Phrase, sondern eine ernste Wahrheit, denn außer Ungarn kann der Ungar nirgends kein Vaterland finden. Haynau hat ihm seine Helden geschlachtet, aber er hat sich wenig mit Politik und am allerwenigsten mit der Schwarzenbergischen Centralisation befaßt; die Bestrebungen, das Land zu einer Provinz, und seine Einwohner deutsch oder slavisch zu machen, sind von dem Bureau ausgegangen, die Beamten, die diese Maßregeln ausführen sollen, sind von dem Ministerium entsendet worden, und die Schwierigkeiten, die diesen von den Generälen in den Weg gelegt wurden, dienten dem Lande einigermaßen zur Genugthuung. Als Beweis für diese Ansicht brauchen wir nur die bekannte Brochüre von Zsedényi anzuführen, die von der Partei der ungarischen Vertrauensmänner ausging, und die, nicht aus Furcht, sondern aus Prinzip den Obercommandanten schonte, während sie der Regierung die Verkehrtheit ihrer Maßregeln zu beweisen suchte. Und so fiel Haynau, als er auf eigne Faust human gehandelt hatte.

Das Niederreißen der ungarischen Zollschranken ist ein anderes Zeichen von Energie der Regierung und wenn man den Gerüchten glauben darf, so soll die

Schwierigkeit, welche die offengebliebene Frage des Tabakmonopols zu bieten schien bereits gehoben sein, da die Einführung des Tabakmonopols in Ungarn und seinen früheren Nebenländern bereits im Ministerium beschlossen sei; aber eben diese Maßregel, so maßgebend und bedeutungsvoll sie auch für die Centralisation des Kaiserstaats erscheint, wird die Sympathie für die Regierung in Ungarn nichts weniger als vermehren. Zwar der Freihandel zwischen Ungarn und den übrigen Kronländern bringt für die in den fruchtbaren Ebenen wohnenden Magyaren und Deutschen bedeutende Vortheile, da sich ihren Producten neue und ungehemmte Canäle öffnen werden, aber schon die armen Nordslaven, die nichts oder nur wenig nach Oestreich auszuführen haben, und bis jetzt von ihrer schwachen Industrie lebten, sehen jetzt einer furchtbaren Concurrenz mit den großen Fabriken Böhmens und Mährens entgegen, und manches Spinnrad in den Comitaten Arva, Thurcz, Liptau, Zips und Saros, welches seinem Besitzer Brod und Wein aus dem feisten Magyarenlande erschnurrte, wird nach dem 1. October verstummen müssen. Das Tabakmonopol dagegen wird zwar nur die rebellischen Magyaren treffen, aber diese Maßregel ist Ungarn so verhaßt, daß sich der größte Widerstand erwarten läßt. Schon als die Metternichsche Regierung im Jahre 1847 das Tabakmonopol durch Errichtung von kaiserlichen Trafiken anbahnen wollte, erhob sich ein allgemeiner Sturm im ganzen Lande, und sehr treffend sagte ein Redner im Pesther Comitatshause: „Möge die östr. Regierung uns unsere alte Hundshaut*) nehmen. Das Volk, das keinen Theil an derselben hat, wird mit Achselzucken zusehen; möge sie dem Ungarn sein liebstes, sein Pferd nehmen, er wird seinen Schnurbart maltraitiren, einen Fluch in den Bart brumen, aber er wird keine Revolution machen; nur seine Pfeife soll sie ihm nicht anrühren, sonst macht sie ihn zum Teufel.

Fruchtloser Lärm! Das Ministerium hat den Besieger der Magyaren niedergeworfen, es wird auch die ungarische Tabakstaude niederwerfen, bis es endlich selbst geworfen werden wird durch einen Regen kleiner, leichter, schmutziger, werthloser Papierschnitzel, welche jetzt von seinem Tische so weiß und leicht in die Kassen der Besitzenden herniederflattern.

---

*) Das Pergament der Verfassung.

Kleine Reisebilder.

Von Dover nach Antwerpen.

Montag ausgenommen, — weil Sonntags das General-Post-Amt in London keine Briefe befördert, weder für's Inland, noch ins Ausland — dampft täglich ein Regierungs-Packetboot, den Briefbeutel am Bord, von Dover nach Ostende. Jenen Briefbeutel überbringt ein Eisenbahnzug, welcher Abends acht Uhr London verläßt. Dover hat keinen pier, keinen Uebergang vom Lande auf die Schiffe zur Zeit der Ebbe. Die Schiffe liegen am Quai, hoch, wenn Fluth, tief, wenn Ebbe ist, und mittelst Leitern steigt man aufs Verdeck. Deshalb bestimmt die Fluthzeit das Auslaufen und das der Packetboote erfolgt zwischen der elften Nacht- und der fünften Morgenstunde, nie früher, nie später.

An dem Morgen, wo ich mein Haupt in Wasserdampf hüllen wollte, war halb fünf Uhr die Abfahrtzeit. Halb fünf ist in dem englischen Hotels eine sehr frühe Stunde, der Abreisende erhält den Morgenimbiß, wenn es just nicht mehr Zeit ist, ihn zu genießen, und die Rechnung, wenn es nur eben noch Zeit ist, zu bezahlen, nicht sie zu prüfen. Also wollte ich jedem Dover-Hotel ein Schnippchen schlagen und die Nacht auf dem Dampfschiffe bleiben. Hatte deshalb bei meiner Ankunft den Gepäcksträger bedeutet, mich dorthin zu führen. Er that's ohne Einwand. Was hätte er auch einwenden können, da ich in London auf dem betreffenden Büreau mich ausdrücklich erkundigt, ob das Schiff Betten habe, und noch überdies ein Deutscher, ein Landsmann, mir die Frage bejaht? Dennoch meine ich, daß, wenn Dover ein französischer oder deutscher Hafenort und der Träger nicht Engländer, sondern Deutscher oder Franzose gewesen wäre, er etwas eingewendet haben würde. Der Engländer schwieg ungerührt. Und als mir an Bord bemerkt wurde, daß zwar mein Gepäck, aber nicht ich daselbst bleiben, ich erst eine halbe Stunde vor der Abfahrt Aufnahme finden könne, verhehlte er nicht, daß er das auch gewußt, doch, Sir, entgegnete er, „Sie wollten an Bord". Das konnte ich nicht bestreiten. Aber in London war ich betrogen worden und von einem Landsmanne. Mein Aerger über die Täuschung ergoß sich gegen den Steward, der mir den abfälligen Bescheid gegeben und mich theilnahmlos, die Pfeife im Munde, gegen die Kajüte gelehnt, anhörte. Er sollte wenigstens meinen deutschen Zorn über den Londoner Büreaumenschen billigen, aber auch er schwieg ungerührt, und Alles, was ich ihm zuletzt abdrückte, war die Aeußerung, daß in London viel gelogen werde — „they tell such lies there." Es ist möglich, daß ich ehedem in London seltener mit Unwahrheit bedient worden bin, als diesmal. Nur bleibt das Wort: Lügner, immer noch die Herausforderung zu einem Faustschlag, und ein Zweifel an der Wahrheit einer Versicherung wird bisweilen mit einer Weise erwidert, die einem geschulten Deutschen

kaum in den Sinn käme. — Ein Beispiel: Ich war mit einem Freunde von London nach Richmond auf dem Dampfschiffe gefahren. Wir hatten hinwärts die Billets zugleich für die Rückkehr genommen, saßen während der Rückfahrt einander gegenüber, als der Capitän bei Einsammlung der Fahrgelder an meinen Freund kam und — ob er sich vom Morgen her seines Gesichts erinnerte oder nicht — statt ihm das Geld abzufordern, ihn frug, ob er bereits ein Billet habe? Mein Freund bejahte. „So zeigen Sie es," sagte jener. Mein englischer Freund ist nicht warmblütig. Aber er runzelte die Stirn, ein scharfer Blick maß den Capitän, und er antwortete, daß er das nicht thun werde — „J will do no such thing." Der Capitän wiederholte sein Begehren mit dem ganz vernünftigen Zusatze, daß Jeder sagen könne, er habe ein Billet, auch wenn er keins habe. Mein Freund würdigte ihn keiner Antwort, sagte keine Silbe, als jener kategorisch fragte, ob er das Billet zeigen wolle oder nicht, und verzog keinen Muskel, während ich Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken, und der Capitän zornglühend und weiter gehend ihm die Warnung zurief, daß er nicht von Deck kommen solle, ohne sein Billet gezeigt zu haben. Jetzt frug ich meinen Freund, warum er dem Manne nicht den Gefallen thue, das Billet aus der Westentasche zu nehmen, das Verlangen sei ja sehr in der Ordnung. „No, it isn't," versetzte mein Freund und erläuterte, daß, nachdem er gesagt, er habe ein Billet, jener sich nicht unterfangen dürfe, sein Wort zu bezweifeln; ein Recht für jenen, das Billet zu sehen, und die Verbindlichkeit für ihn, es zu zeigen, erwachse erst beim Landen; „habe ich es dann nicht," fügte er hinzu, „und hätte ich es vorher zehnmal gezeigt, muß ich das Fahrgeld nochmals bezahlen; also ist das frühere Vorzeigen nutzlos." — Die Logik leuchtete mir ein. Aber es ist englische Logik, die, wie gesagt, einem geschulten Deutschen nicht in den Sinn käme. Und der Capitän mit seiner Zornglut? Nach zehn oder fünfzehn Minuten kam er wieder heran, blieb vor meinem Freunde stehen und sagte: „Hab' ich Sie beleidigt, so bitt' ich um Verzeihung." Er wisperte das nicht, er sprach es ebenso laut, wie er vorher die Drohung ausgerufen, und das war wieder englisch. Desgleichen die kurze, offene Antwort meines Freundes: „Never mind — Lassen Sie's gut sein."

Ich weiß, daß es lächerlich werden kann, aus einzelnen Zügen einen Nationalcharakter zu construiren. Aber das weiß ich nicht, wie durch Anschauung im Gegensatze zum Geschichtsstudium ein Nationalcharakter zu erkennen ist, wenn nicht aus einzelnen Zügen. Sehe ich eine von einer andern Nationalität abweichende Eigenthümlichkeit unter verschiedenen Verhältnissen und in verschiedenen Ständen sich wiederholen, so bin ich wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß es eine Eigenthümlichkeit, ein Charakterzug der Nation sei. Als ausnahmlose Regel kann der natürlich nicht gelten. Niemand erwartet eine solche, am wenigsten bei Vergleichung civilisirter Völker, denn mehr oder weniger nivellirt die Civilisation, schleift zu gleicher Glätte ab und impft dieselben Laster und Thorheiten ein.

Aber ich stehe in Dover am Quai und suche ein Nachtlager. Alle Hotels präsentirten sich, ich hob nicht eine einzige der bald großen, bald kleinen, bald einfachen, bald geschnörkelten Karten auf, die aus den Händen der am Quai stationirten Hoteldiener wie ein kleines Schneegestöber wirbelnd vor mir niederfielen, nahm, was der humanisirte Mensch für Nacht und Morgen braucht, aus der Reisetasche, war taub allen Anempfehlungen und hatte meinen Entschluß gefaßt. Ich wollte in dem scheinbar respektabelsten Hause von der Art übernachten, an welchem ich die Aufschrift fände: „Good beds, gute Betten.“ Ein kecker Entschluß. Derlei Häuser stehen in London in keinem ehrenvollen Ruf, und es begreift sich, warum sie in einem Hafenorte in noch schlechterm stehen. Aber ich hatte nie in einem übernachtet; es verlangte mich nach eigener Erfahrung, es konnte mit Häusern sein, wie mit Menschen, daß sie besser sind, als ihr Ruf.

Dover hat eine Unzahl guter Betten, dafern die Betten alle gut sind, deren Tugend die Aufschriften an den Häusern rühmen. Offenbar aber liegt es im Interesse jedes Hauseigners, welcher Betten vermiethet, daß nicht schon das Aeußere seines Hauses abschrecke, und unter den vielen Häusern, die jenen Erwerbszweig treiben, waren eine Menge, deren Außenseite sehr bedenklich war. Sie hatten das Gepräge des Lasters und die Farbe des Schmutzes. Unbescholten erschien mir endlich ein Haus, das zugleich nahe am Quai. Es nannte sich Kaffeehaus und war ein einstöckiger, vier Fenster breiter Bau. Ein Mann begrüßte mich, wollte mir ein Zimmer zeigen und führte mich in dem anscheinend kleinen Hause über lange Gänge nach einer Schlafstube, auf welche das beste Hotel sich etwas einbilden konnte. Der Preis für eine Nacht achtzehn Pence, ein halber Thaler. Der Abend war spät geworden, als ich mich hinauftrollte. Eine geschäftige, saubere Hand hatte meine Stube geordnet, blüthenweiß das Bett überzogen, jede Kleinigkeit wohlwollend bedacht. Ich forderte Thee. Ein Nebenzimmer ging auf, ein Zimmer mit Allem, was in England einem sitting-room gebührt, und der Thee war vortrefflich, und sein englisches Gefolge, das Fleisch, das Brod, die Butter.

Ein Schilling für den Aufwärter that seine Wirkung. Schlag halb vier Uhr: „hot water, Sir;“ um vier der Kaffee, für Thee, Kaffee und Bett vier Schillinge! Ich weiß nicht, welchen Ruf dieses Haus in Dover genießt. Aber das Haus erwies sich als ein gutes Haus, sie leerten nicht die Taschen aus, wie zu Eastcheap.

Dem schönen, warmen Gestern folgte ein häßliches Heute — ein kalter, stürmischer Morgen. Die Wolken jagten, Regenschauer strömten und mannshohe Wellen schüttete das Meer über unser Deck. Das Schiff stöhnte, die Passagiere auch — ein widriger Einklang. Obschon der Wind zum Sturme wurde und schräg auf uns einschnitt — Britannia ließ sich nicht irren, furchte das Meer, tanzte über das schäumende, kämpfte und siegte. Vor wenigen Jahren noch dauerte die günstige Fahrt acht Stunden. Seitdem hat die Handhabung des

Dampfes beträchtliche Fortschritte gemacht. In kaum mehr als vier Stunden war unser Schiff vor Ostende und der kleine Capitän wußte es sicher in den schwierigen Hafen zu führen. Die Küste, so weit das Auge sie aus der Ferne bestreicht, ist ein kahler, öder Anblick; ein oder zwei Thurmspitzen, deren eine der Kathedrale von Brügge gehört, sind die einzigen Haltpunkte. Nach und nach taucht der dicke Kirchthurm von Ostende auf und was sich längs der andern Seite des Sandgestades dreht, sind ein halbes oder ganzes Dutzend Windmühlenflügel.

Wenn Ostende 12000 Einwohner hat, und jene nicht Badegäste waren, die den Landungsplatz in großem Kreise umgaben, so mußte ein großer Theil der Bevölkerung zu unserem Empfange versammelt sein. Gewiß Jeder von uns hätte ihnen diese Aufmerksamkeit und auch das Bedauern erlassen, welche unsere fahlen, bleichen Gesichter ihnen entlockten. Nur die zahlreichen Agenten der Hotels und Gasthäuser kannten kein Mitleid. Halb flämisch, halb französisch, halb englisch zerrissen sie Luft und Ohren mit ihren Ausrufen, und während das Gepäck rechts nach einer Zollbaracke gerollt wurde, drängten sie uns links der Stadt zu. Mein Gepäck kümmerte mich nicht. Ist es einmal in den Händen der Zolloffizianten, ist es in der Regel sicher, und Reisende, die viel gereist, wollen bemerkt haben, daß das letzte zu revidirende Stück schneller durchgeht als das erste. Ich verlangte nach Obdach, ergab mich dem Ersten, der sich meiner bemächtigte, und war trefflich aufgehoben. Ausgeruht und gestärkt, empfing ich mein Gepäck, ohne es öffnen zu müssen, und Niemand fragte nach Pässen. Wäre es wahr, was ein kluger Staatsmann geäußert, daß Europa nicht eher Ruhe und Glück besitzen werde, bis jeder Einzelne ohne Paß von Petersburg nach Lissabon reisen könne, so scheint die Zeit solchen Besitzes zu nahen. Aus der Mitte Deutschlands durch vieler Herren Lande war ich bis London gekommen, ungefragt nach meinem Passe, und ich bin zurückgekehrt in die Mitte Deutschlands, und kein Visum steht auf meinem Passe.

Rings von der Landseite ist Ostende mit Wall und Graben umschlossen, so eng und hoch, daß es in einer Art Kessel liegt, über dessen Rand kein Blick hinaus kann. Lüstern nach dem Jenseit glaubte ich kein Verbrechen zu begehen oder dachte vielmehr nur an die Erfüllung meines Wunsches, als ich eine Stelle des Walles erstieg — kein gebahnter Weg allerdings, aber kurzes, weiches Gras. Kaum hatte ich die Höhe erklommen und die Gegend von Blankenberghe erspäht, umrollt mich das Gebrüll des belgischen Löwens in Gestalt eines mannhaften Dragoners, der, wie aus der Erde aufgewachsen, in donnerndem Französisch die Keckheit schalt, mit welcher ich das Gras, des Königs Eigenthum, zertreten. Ich motivirte den Frevel mit meiner Unwissenheit und hätte ich mich gleichzeitig auf den Rückzug begeben, wäre der Löwe wohl ruhig geworden. Statt dessen entschuldigte ich meine That ferner auf deutsche Weise wortreich und durch Analogien, mit meiner Ankunft von der Dover-Festung, wo das Betreten des Grases

erlaubt sei. Unglücklicher Einfall! Das Auge des Dragoners flammte, sein Säbel blitzte. Ich erkannte die Gefahr und glitt, während jener brummte, schweigend den Rasen hinab. Warum mußte ich so schnell und gewaltsam erinnert werden, daß ich nicht mehr in England war!

Von der kargen Gabe, welche Ostende dem Beschauer bietet, würde der Wall ein Theil sein, wenn nicht das Gras dem König gehörte. So bleibt nichts Beschauenswerthes als der Steindamm außerhalb der Stadt, aufgeführt zum Schutze gegen das Meer, wohl eine halbe Stunde lang, und Sammelplatz der badenden und fashionabeln Welt. Ich traf sie ziemlich zahlreich, Engländer und Franzosen, Belgier und Deutsche die Mehrzahl, das schöne Geschlecht in seiner Toilette sorgfältig, nicht so das nicht immer starke. Der Damm ist, wenn nicht die einzige, doch die mit Recht besuchteste Promenade, glatt und mit holländischem Backstein gepflastert, trocken zu jeder, staubig zu keiner Zeit. Bis an seinen Fuß spült die Fluth ihre Wellen und die Ebbe öffnet ein breites Sandfeld. Längs dem Damme stehen die Badekarren. Anschläge, französich und flämisch, gebieten strenge Sonderung der Geschlechter und geziemende Badekleidung, ein Beweis, daß von Beidem das Gegentheil vorgekommen. Doch sind auch in Belgien dergleichen Gebote elastischer Natur. Unter hunderterlei oder gar keinem Vorwande wird der Grenzpfahl der Sonderung überschritten, eine für unbewaffnete Augen unerreichbare Ferne zur Gehörsweite nahe gerückt und das Badegewand den Wellen zum Spielzeug gegönnt. So hörte ich klagen und sah die Klage belächeln.

Selbst der heftige Wind, wie er am Tage meines Dortseins wüthete, minderte nur, hinderte nicht das Lustwandeln und küßte manche bleiche Wange roth. Die Ermüdeten aber oder Schüchternen und Bejahrten zogen sich in den Phare zurück, den auf dem Damme stehenden Leuchtthurm, von dessen vier Ecken die belgischen und englischen Farben wehen und in dessen unteren Räumen ein Restaurant mit hohen Preisen waltet. Neben der körperlichen Labung tischt der Cercle geistige auf, d. h. politische Blätter, Zeitungen und e r l a u b t e Broschüren. Wer leichte Bücher zu lesen, nicht zu kaufen wünscht, findet sie in zwei oder drei Leihanstalten, getanzt wird im Saal des Rathhauses, wo ein lebensgroßes Bild der Kaiserin Maria Theresia steht, eine Erinnerung an den Aachener Frieden, musicirt in einem kleinen Garten mit dem großen Namen: Jardin des Princes. Vom Theater schweige ich, weil ich die französische Truppe, die dort spielte, lieber nicht gesehen hätte.

Fort rollte der Dampfwagen nach Antwerpen zu, von dem großartigen Bahnhofe durch ein herrlich bebautes Land, auf einer Bahn, die weder rechts, noch links durch Einschnitte oder Mauern den Blick beschränkt. Es war eine Fahrt zwischen Hainen und Gärten, die Wälder, Buchen und Fichten, die Obst-, Gras- und Gemüsegärten alle reich gesegnet. Wohl jede zwanzig Minuten hielten wir an, und was mich schon früher überrascht hatte, fiel mir wieder auf, die Menge Menschen, die an oft kleinen Orten abgehen und zukommen. In ganz Belgien,

so scheint es, vom Priester im schwarzen Rocke und viereckig aufgekremptem Hute herab zum Landmann in der unvermeidbar blauen Blouse fährt Arm und Reich, Alt und Jung unaufhörlich auf der Eisenbahn. Nebenbei übt die Administration ihr Amt besser als auch in England. Dort, und nicht dort allein, besteht der Glaube, daß auf einem Eisenbahnhofe des Lärms, der Eile, des Geschreies nie genug sein könne. Die Beamten rennen, die Locomotiven pfeifen, alle Thüren werden krachend zugeschlagen, der Reisende gestoßen, geschoben, als Collo behandelt. In Belgien nicht. Die Thüren schließen sich leise, Trompeten vertreten die häßlichen, Mark und Bein zerschneidenden Pfeifen und die Beamten verrichten ihre Geschäfte, ohne zu rennen. Dennoch fährt man in Belgien sehr schnell.

Der Sonntagsmorgen meines Erwachens in Antwerpen begann mit hellem Glockengeläute, zwischendurch die Melodien der in Holland und Belgien unvermeidlich klingelnden Glockenspiele. Es war ein himmelblauer Tag und die Place Verte unter meinem Fenster voll eifriger Kirchengänger. Aber nach den stillen englischen Sonntagen fiel mir sehr auf, daß der Gottesdienst den äußern Gang des Werktaglebens ungestört ließ, daß, während die Glocken zur Andacht riefen, und von allen Seiten Hunderte dem Rufe folgten, Handel und Wandel trotzig seine Wege trieb und die Verkaufsgewölbe sich aufthaten. Ich war nur wenige Schritte von meinem Hotel um die nächste Ecke gebogen, als ich zwischen grünen, frisch in das Pflaster gepflanzten Bäumen stand. Blumen- und Laubgewinde zogen sich von einem zum andern und fast jeder trug das Bild eines der vierzehn Heiligen, von deren jährlichem Feste heute die hundertjährige Erinnerung gefeiert wurde. Herein in die Kathedrale zur Hochmesse! Als die Geistlichen sich gegen den Altar verneigten, mit erhobenen Händen näher schritten und jene mystischen Ceremonien begannen, welche ein wesentlicher Theil der Messe sind, streifte ein Lächeln über das Gesicht eines Engländers, der neben mir saß. Er wußte nicht, daß Handlung und Geberde eine Vorschrift des römischen Ritual ist und Beziehung hat auf das Leben und die Lehren unseres Heilandes. Als ich ihm das zugeflüstert, war er vielleicht einer der Ernstesten.

Störend aber — daß doch überall der Satan dieser Welt sich eindrängen muß in die Gemeinde der Heiligen! — war das stete Klimpern und Klirren der Kupfermünzen, welche zu dreifachem Zwecke eingesammelt wurden. Einmal für die Strohsessel, auf welchen die Anwesenden sitzen oder knieen, die einzigen Sitze in der weiten Kirche, das Stück zwei Sous. Die Einnahme ist verpachtet, und eine Frau, welche das Geld einforderte, schien kein Auge für die Andacht der Betenden, aber zehn Augen für ihre Stühle zu haben. Sie bemerkte jeden Wechsel und störte das inbrünstige Gebet. Minder rücksichtslos waren die Einsammler freiwilliger Gaben für Kirche und Arme. Jeder Einsammler hatte eine hölzerne Büchse. Die bot er zum Empfange des Beitrags und wie das hineinfallende Stück klang, so ließ auch der Mann die Büchse vor Jedem klingen, der vielleicht nicht

Lust zeigte zu hören. Außerdem schritt ein anderer Mann durch die Kirche mit sichtbarem Augenmerk, nicht auf die Ordnung, die er hüten sollte, sondern auf fremde Gesichter. Es war der Kirchendiener, der Sakristan. Wer in Paris war und in einer dasigen Kirche, erinnert sich des eigenthümlichen Costüms der dort gleichermaßen Angestellten — des dreieckigen Huts mit silberner Borde, des gestickten Rocks, der kurzen „Modesten", der weißseidenen Strümpfe und der blanken, silberbeschnallten Schuhe, des die Waden klopfenden Galanteriedegens an breitem, reich verziertem Gehänge und des gewichtigen Rohrs mit langem, silbernen Knopfe und langer, stählerner Zwinge, welche der Träger dröhnend auf das Pflaster stößt, dem Volke ein Zeichen, dem Priester Raum zu geben auf seinem Gange von der Sakristei zum Altar oder zur Kanzel — ein Costüm, das merkwürdig genug allen geselligen Umwälzungen siegreich widerstanden. Bescheidener tritt der Antwerpener Sakristan auf. Er hat weder dreieckigen Hut, noch Galanteriedegen, aber einen fein gestickten Rock und ein zierliches Gehänge, weder seidene Strümpfe, noch Schuhe, aber Stolpenstiefeln, die Stolpen von glänzender Mahagoni-Farbe. Seine Rente sind die zwei unweit vom Altar hängenden Gemälde des Meister Rubens, die Abnahme vom Kreuz und die Kreuzeserhöhung. Deshalb werden beide bedeckt gehalten und deshalb sucht der Sakristan die fremden Gesichter. Nach beendigter Messe lüftet er den Vorhang und nimmt lohnende Anerkennung dankbar entgegen.

Würdiger alter Bau, welchen Anblick mußt du geboten haben, als beim Glanz von hundert silbernen Kronleuchtern Philipp der Zweite das Capitel des Ordens vom goldnen Vließe hielt, umgeben von regierenden Fürsten, inmitten eines Adels, des reichsten der Welt, dessen Wappenschilder auf seidenen Bannern über den Häuptern der Versammlung wehten! Freilich war das die Zeit, wo Antwerpens Handel keinen Nebenbuhler kannte, sein weiter Hafen zu eng war für die auf der Schelde heranziehenden Flotten, Pracht und Luxus durch alle Stände ging, Männer und Frauen sich in Sammet und Seide kleideten, Diamanten das Pferdegeschirr zierten und wo die Gemählin Philipps des Schönen von Frankreich nach Brügge kam, sie schon dort, erstaunt über den sie umringenden Glanz, in die Worte ausbrach: „Ich meinte die einzige Königin hier zu sein und sehe sechshundert Frauen, die es mehr sind als ich." — Dahin ist die Pracht, der ungemessene Reichthum, sammtne Wämmser und seidene Fahnen, aber die kleine Biene glänzt noch, welche Quentin Messys, der arme Hufschmied, heimlich auf den Schenkel eines Engels malte, im Atelier des reichen Malers, dessen Tochter er liebte. Das Bild mit der Biene, der Fall der Engel, hängt noch in der Kathedrale und vor derselben unterm westlichen Portale schläft Quentin Messys. Im Schiff der Kirche, wo mancher Unwürdige schlief, wurde ihm die Stelle versagt, weil er ein Ketzer hieß. Doch an Quentins Grab geht Keiner vorüber, ohne seinen Namen auf einer Steintafel zu lesen und darunter die Zeile: Connubialis Amor de Mulcibre fecit Apellem. Mit dieser frommen Betrachtung schied ich aus der Atmosphäre von Weihrauch.

Die Theaterbildung in Rußland und Polen.

Der Bühnengeschmack eines Volkes, die Stärke seiner productiven Gestaltungskraft, die Entwickelungsgeschichte seiner populärsten Kunstgattung, des Dramas, geben uns Aufschlüsse über Seiten seiner Individualität, die wir aus seiner politischen Geschichte nicht immer mit derselben Genauigkeit zu erkennen vermögen. Die gemüthliche Anlage des Volkes tritt in seinen Beziehungen zur darstellenden Kunst sehr deutlich hervor und aus dem Wechselverkehr zwischen Schaffenden und Genießenden, aus dem Publikum eines Theaterabends läßt sich ein Schluß machen auf den Grad der Tüchtigkeit eines Volkes auch im Staate. Freilich gilt es dabei, sowohl geschickt als vorsichtig zu sein.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts befanden sich außer den höfischen Kunstinstituten zu Warschau im polnischen Reiche schon vier starke dramatische Gesellschaften, von ächt polnischem Gepräge, welche in den vornehmsten Städten ihre Kunst zeigten, und zwei davon leisteten so Anerkennenswerthes, daß sie die Ehre hatten, bisweilen vor dem königlichen Hofe spielen zu müssen. Das Eigenthümliche dieser Gesellschaften war, daß sie nie fremdländische Schöpfungen zur Darstellung brachten, sondern nur ihre eigenen, im buchstäblichen Sinne. Die Directoren derselben waren entweder selbst Dichter, oder hatten Seele und Geschäft mit einem Dichter verbunden. Diesem folgten sie wie Wallenstein seinem Astrologen. Auf seine dramatische Kraft gründete sich das Unternehmen einer darstellenden Gesellschaft, und die Producte ihres Poeten waren es fast ausschließlich, welche jede Gesellschaft zur Aufführung brachte. Unter sich pflegten die besseren dieser Gesellschaften Contracte abzuschließen, nach welchen sie sich gegenseitig die Productionen ihrer Poeten zur Benutzung überließen. Diese Beschränkung auf die eigene Schöpfungskraft mochte zum Theil in dem Mangel an Verbindung mit der fremdländischen Literatur, zum Theil in nationalem Selbstgefühl, zum Theil auch darin ihren Grund haben, daß der polnische nationale Geschmack damals mit dem der Deutschen, Franzosen und Engländer zu wenig verwandt war. Es entwickelte sich in jenem Verhältniß aber auch eine poetische Schöpfungskraft, welche ein ächt nationales und gutes Theater von der Zukunft erwarten ließ. Selbst jetzt, nachdem Revolutionen, Kriege und politische Pläne fremder Herrschaft die Bühne bald zertrümmert, bald beschimpft haben, nachdem sich die Polen poetisch ebenso wie politisch zu Satelliten französischer Bildung gemacht haben, gibt es als ehrwürdiges Andenken an jene alte Zeit noch einige Schauspielergesellschaften, welche den guten alten gleichen, ihren Poeten besitzen und nur seine eigenen, oder wenigstens von ihm ein- und zugerichtete polnische Stücke zur Aufführung bringen. Eine solche Gesellschaft, deren vornehmste Person Richlawski heißt, befindet sich

in Kleinpolen in den Städten Radom, Kielce, Opatow, Sandomir u. a. Eine zweite, welche sich vorzugsweise in dem Gouvernement von Kalisch aufhält, steht unter der Leitung eines gewissen Felinski, durch dessen gute dramatische Dichtungen sie eine Berühmtheit erlangt hat, welche der des Musikchors von Strauß ähnlich ist. Doch sind diese Gesellschaften nur ehrwürdige Ueberreste. Das polnische Theater hat im Allgemeinen eine andere Bestimmung erhalten, als sich vor hundert Jahren erwarten ließ.

Die Anfänge des russischen Theaters sind bei weitem jünger. Peter der Große machte sich zwar außer vielem andern auch mit dem Theater zu schaffen, doch erst die Kaiserin Katharina emancipirte die dramatische Kunst am Hofe. Unter Alexander und Nicolaus sind dafür in den Residenzen die großartigsten Einrichtungen gemacht worden, und Rußland rühmt sich, fünf Theater zu besitzen, von denen zwei in Betreff des Glanzes und der Größe alles Verwandte in Europa übertreffen; allein es besitzt doch keinen Sinn für dramatische Kunst. Die Bühnen sitzen im Reiche der Moskowiter wie ein Rosenzweig, der auf einen wilden Waldbaum gepfropft ist. Sie haben sich nicht naturgemäß aus dem poetischen Bedürfniß des Volkes emporgehoben, und fanden im Lande sehr wenig, was ihnen als poetischer Untergrund dienen konnte. Daher ist noch gegenwärtig das Theater in Rußland ein in jeder Beziehung fremdes Institut. In seinem Ursprunge nicht national, ist es dem Herzen des Volkes fern geblieben. Durch die starre Rohheit der russischen Natur haben kaum erst einige schwache Keime für eine dramatische Literatur emporkommen können, an Gefühl für darstellende Poesie fehlt es dem Volke, an Geschmack den Gebildeten in auffallender Weise.

Aber in Rußland sind alle Verhältnisse umgekehrt. Was bei anderen Völkern das Endresultat eines langen Lebens ist, wird bei ihm der Anfang. Eine natürliche Entwickelung der Nation scheint den Herrschern zu weitläufig, und in der That würde dieselbe in manchen Dingen Jahrhunderte erfordern, so suchen sie die Nation andern Völkern durch gewaltthätige Nachahmung fremder Form äußerlich gleichzustellen. Peter der Große sagt in seinem Testamete: „man versäume nie, dem russischen Volke europäische Formen und Gebräuche zu geben.“ Das Theater in Rußland ist eine dieser Formen; und schon hieraus ist ersichtlich, in welchem Zustande es sich befindet. —

Wohl leben im Lande einige freie Schauspielergesellschaften, allein es sind keine russischen, oder doch nur solche, welche auf Speculation eines Fremden entstanden sind. Odessa hat deren z. B. öfters zwei, zuweilen auch drei. Die italienische Gesellschaft soll Gutes leisten. Die russische, welche jetzt stabil geworden, stand bisher unter Leitung eines Deutschen und leistete nur Schlechtes. Die Gesellschaft in Kiew besteht zum größten Theile aus Polen der altpolnischen, Rußland einverleibten Provinzen; sie wird gerühmt. In Polen würde es möglich sein, in jedem kleinen Nest von Stadt eine ganz erträgliche Gesellschaft für

dramatische Darstellung zusammen zu bringen; in Rußland läßt sich leichter eine Armee als eine Schauspielerbande schaffen. Der letzte Grund dieses auffallenden Gegensatzes ist der ungeheure Unterschied, der in der Individualität beider Völker stattfindet. Der Pole ist höchst sanguinisch, feurig, enthusiastisch, voll Idealismus und Begeisterung, der Russe ist durch und durch Körper, grobes, sinnliches Behagen, voller Tüchtigkeit zum Schlagen und Balgen, ohne große Fähigkeit schnell Eindrücke aufzunehmen und zu verarbeiten.

Hierin sind sich Gemeine und Vornehme, Leibeigne und Herren gleich wie Zwillingsbrüder. Der Adel ist eben so plump als die Bauern. In Polen ist es ganz anders. Den Bauer mag man ein rohes Geschöpf nennen, in dem Vornehmern findet man aber fast durchgehend einen feinen Mann, dem zwar fast immer eine wissentschaftliche, nie aber eine weltliche gute Bildung abgeht. Der Grund davon ist, daß er in seiner beweglichen, reizbaren Seele fortwährend Veranlassung findet sich in ein Verhältniß zur Außenwelt zu setzen und ein Bedürfniß hat, sich mit ihr zu verständigen. Der Russe hat dies Bedürfniß nicht.

Selbst in Petersburg erfreute sich das deutsche Theater lange einer ungleich umfassenderen Theilnahme, obschon die Zahl der Russen die der Deutschen siebzehn Mal überwiegt. Die Russen, welche dort ihr Theater besuchen, sind die Vornehmsten und Reichsten. Sie betrachten das Theater aber für nicht mehr als eine Modesache. Daher die seltsame Erscheinung, daß man es in Petersburg für nobel hielt, nur dem Anfange der Darstellung beizuwohnen, wenigstens nicht das Ende abzuwarten. Es ist vorgekommen, daß längst vor dem Schluß das Haus völlig leer war, da Jeder nachzuahmen und vornehm zu sein sich bemüht. Zieht ja etwas an das Theater, so ist es nicht die Poesie, sondern die glänzende Aeußerlichkeit. Ueber der Haartour oder dem Schleppenkleid einer Schauspielerin vergißt die Russin gänzlich die Bedeutung derselben in dem Stücke, wenn sie diese Bedeutung überhaupt noch versteht. Daher sind die Ballete in den russischen Theatern zu Petersburg und Moskau ungleich höher geschätzt als die besten Dramen, und ließe die Theaterdirection auf Befehl des Kaisers Seiltänzer und Athleten, Kunstreiter und dressirte Affen auftreten, so würde die Mehrzahl der Russen erst recht behaupten, ihr Theater habe die Vollkommenheit erreicht. Es ließ sich dies vor mehreren Jahren auch in Warschau beobachten, als sich die Kunstreitergesellschaft der Tourniaire dort befand. Die Theater brachten ihre besten und beliebtesten Stücke, um nicht zu starken Cassennachtheil zu erleiden; die Polen schenkten patriotisch dem Theater den Vorzug, die Russen dagegen waren die unwandelbarsten Verehrer der Kunstreiterin. Freilich begünstigte sie Fürst Paskewitsch. Der General O. rühmte sich während der ganzen elf Monat langen Anwesenheit der Kunstreiter nie eine Vorstellung versäumt zu haben; der polnische Graf Ledochowski dagegen besuchte, nach seiner Aeußerung, seiner Kinder halber den Circus ein Mal und sah von der Vorstellung nichts, indem er hartnäckig in Schillers

Wilhelm Tell las. Das war polnische Opposition gegen russische Lieblinge, aber es ist auch bezeichnend für die nationellen Eigenthümlichkeiten beider Stämme.

Aus dem Mangel an Sinn für dramatische Kunst entspringt der Umstand, daß bei den Russen Talente für Schauspielkunst über alle Maßen selten sind. Was die letzten Kaiser von Rußland auch aufgeboten haben, um durch die Theater einen neuen Glanz für ihre Residenz zu gewinnen; es ist ihnen nicht gelungen in der großen Nation Künstler zu gewinnen, welche mehr als nur mittelmäßigen Anforderungen genügten, das Genre ausgenommen. Endlich entschloß man sich dramatische Schulen bei dem Theater zu errichten und die Künstler zu bilden; allein Talente können gebildet werden, aber sie werden nicht durch Dressur herausgetrieben. Der Kaiser Nicolaus, vielmehr noch seine Gemahlin, waren, wie man sagt, in einer frühern Zeit über die Unfähigkeit der Russen zur Kunst der Darstellung so ärgerlich, daß sie Kinder in Deutschland für die dramatischen Schulen anwerben wollten. Des Kaisers Wille stieß auf Hindernisse und er begnügte sich, Kinder von deutschem Geblüt aus seinem Volke in die dramatischen Schulen aufnehmen zu lassen. Den Russen war das gar nicht empfindlich.

Wie die poetische Production naturgemäß der darstellenden Kunst vorangehen muß, so kann umgekehrt die dramatische Poesie sich gewiß keines Blühens rühmen, wo die darstellende Kunst in so großer Erbärmlichkeit darniederliegt. Es ist kaum fünfzig Jahre her, daß man die gänzliche Unwissenschaftlichkeit der russischen Nation zu durchbrechen bemüht gewesen ist; aber was sind fünfzig Jahre für Verbreitung wissenschaftlicher Cultur auf einem so ungeheuren Terrain? Die Zahl der wissenschaftlich Angeregten und gemüthlich Gebildeten ist sehr klein und der glückliche Zufall, daß in dieser kleinen Zahl einmal eine geniale Natur herausspringt, kann nur sehr selten sein. Zudem ist ein merkwürdiger Umstand, daß auch der zu künstlerischer Production sich berufen fühlende Russe fast ausschließliche epische Anlage zeigt, von dem Genre angezogen.

Die Schwierigkeiten der Form scheinen dem Russen erschrecklich zu sein. Beim Roman genirt ihn die Form wenig, und so werfen sie sich fast alle auf Roman und Novellendichtung.

Da jeder Schriftsteller wie überall im Beginn der Literatur eines Volkes in Rußland für ein Wunderwesen gehalten und mit Stupor beobachtet wird, so z. B. auch der dramatische Schriftstellers Kukolnik. Er hat viel für das Theater geschrieben, aber nichts ist so sehr an ihm zu loben, als sein Eifer nachzuahmen; darin läßt sich ihm in der That eine große Gewandtheit nicht absprechen. Er hat sich bald dem beliebteren Literaturgebiet der Romandichtung zugewendet, allein hier wie dort zeigt sich eine nationale Schwäche. In jeder seiner zahllosen Arbeiten sieht man zunächst, daß er sie ausgeführt, ohne sich einen Plan durchdacht zu haben, es ist keine Organisation darin.

Kukolniks „Alf und Aldona", worin wenigstens 150 Personen handelnd auf-

treten, keine hervortritt, um das Interesse zu concentriren, jede nur kommt, um sich zu zeigen, und verschwindet, um nicht länger lästig zu sein, worin alles, die Krautstaude am Wege, wie die Ermordung eines Fürsten, gleichmäßig umständlich beschrieben und erklärt wird, worin keine geschichtliche Handlung, sondern nur unzähliges Detail zu finden ist — ebenso sein „Eveline und Baillerole", worin der Cardinal Richelieu als Zertrümmerer der Aristokratie dargestellt ist, und das Ganze sich ebenso in unzählige unzusammengehörige Scenen, die zum Theil allerdings niedlich gemacht sind, auflöst, sind Beweise dafür; ebenso Iwan Wanenko's, J. Boriczewski's Arbeiten, J. Zchewen's fünf Bände starker „Sonnenstahl", Wolkow's und Czernjawski's, Ulitinins und Th. Van-Dim's (ein Pseudonym) Dichtungen, ja man darf sagen, Alles, was nur erschienen ist.

Von Seiten des kaiserlichen Hauses ist, ich wiederhole es, für das russische Theater Alles geschehen, was nur geschehen konnte und anderswo nicht geschieht. Die äußerste Freigebigkeit begünstigt die Künstler, man sucht sie durch die Schulen vom Gebiete roher Fazenmacherei auf das der wirklichen Kunst zu versetzen, man gewährt den Tüchtigsten die großartigsten Prämien, man stellt die Schauspieler den Staatsbeamteten gleich, man verpflichtet sie nur zu einer fünfundzwanzig Jahre langen Dienstleistung (von ihrem Debüt an gerechnet) und eine kaiserliche Ordre bestimmt ihnen nach Ablauf dieser Zeit ihr volles Gehalt als Pension; man setzt auf russische Gastspiele die höchsten Preise, um aus den dürren Steppen der einheimischen Kunst irgend ein Talent hervorzulocken; man verpflichtet bei Strafe die russischen Schauspieler das deutsche Theater zu besuchen, damit sie Kunstbildung gewinnen, und veranstaltet deshalb durch enorme Honorare vorzügliche Gastspiele im deutschen Theater zu Petersburg; doch alles ist umsonst, man bringt das russische Theater nicht viel höher als zu einer Handwerksstätte. Nur die nationale Komik, burleske und drollige Naivetät hat in einzelnen Schauspielern, die in Bildung und Tragweite ihres Talentes unsern Lokalkomikern gleichen, sogar glänzende Vertreter. Für höhere Schauspielkunst haben sie aber nur geringe Bedeutung. Für diese fehlten Bildung und Empfindungen im Volk, es mangeln die Dichtungen und die Träger der Poesie, die Darsteller.

Im Gegensatz dazu würde das polnische Theater in schönem Gedeihen haben emporwachsen können. Im Volk feuriges Interesse, die Dichter von Begeisterung zur Production getrieben, eine Anzahl von kleinen tüchtigen Gesellschaften Talente suchend, bildend und den großen Bühnen zuführend — was fehlte dem polnischen Theater noch? Die Bühnen von Wilna, Warschau, Krakau, Lemberg und Posen müssen auch in der That am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts eine merkwürdige, im Ausland wenig beachtete Blüthe des Schauspiels gehabt haben, wenn man der sehnsüchtigen Bewunderung älterer, noch lebender Künstler glauben darf. Und von 1815 bis 30 wurde die Kunst

der dramatischen Darstellung in Warschau, obschon man damals noch in dem erbärmlichen kleinen Hause am krasinskischen Platze spielte, auch in deutschen, französischen und englischen Artikeln besprochen.

Das ist jetzt anders geworden. Gleich nach der Unterwerfung Polens im Jahr 1831 wurden die Theater, stabile und ambulante, geschlossen. Ein politischer Akt schien alle zugleich vernichten zu sollen, und der Plan, nur dann ihr Fortbestehen zu gestatten, wenn sie mit russischen Schauspielern besetzt würden, war allerdings gefaßt worden. Allein, nachdem die russische Regierung von ihrem ersten Zorn zurückkam, fand sie, daß das unmöglich war. Das Offiziercorps der Besatzung Polens, wie groß diese auch war, konnte russische Theater doch nimmermehr erhalten, und wo wollte man die russischen dramatischen Künstler hernehmen? Aber wenigstens in Warschau wollte sie mit Gewalt ein russisches Theater einrichten, hatte sie doch bereits eine russische Zeitung stiften lassen. Ihre Gewalt hatte Großes gethan, ungeheure Festungen erbaut und manches Größere niedergerissen, aber ein russisches Theater brachte sie nicht zu Stande, ja selbst die Zeitung, welche Geldsummen man ihr auch geopfert hatte, starb ohne ein ordentliches Leben gewonnen zu haben.

Endlich erschien die Erlaubniß, das polnische Theater wieder zu eröffnen! ja die Laune, welche zuvor gegen dasselbe aufgewallt war, wendete sich jetzt demselben zu, natürlich nicht ohne Nebenabsichten. Das dürftige kleine Theater am krasinskischen Platze, das einzige der Stadt Warschau außer dem sehr entlegenen Amphitheater und dem kleinen Hoftheater des Königs Stanislaus August, wurde aufgegeben und eine Summe von vier Millionen Gulden zur Erbauung von zwei großen prächtigen Theatern bestimmt. Die Leitung des Baues, so wie die Direction der Kunst wurde nach russischem System einem General, Herrn v. Rautenstrauch, einem mehr als siebzigjährigen, an Körper und Geist absterbenden Manne übertragen. Die Bühnen erwuchsen prächtig, auf das Großartigste und Glänzendste ausgeführt, beide in einem und demselben Hause. Es befindet sich dem Rathhaus gegenüber und nimmt die eine ganze Langseite des Hauptmarktes ein, hat eine Länge von zweihundertundsechzig Schritten. Das Parterregebälk ist von einer Reihe ungeheuer dummer, viereckiger Pilaster getragen, wie sie nur selten die Baukunst außerhalb Rußland aufgerichtet hat. Ueber diesen Pilastern stehen, das Gebälk des ersten Stockwerks tragend, korinthische, schön gearbeitete Säulen. Aus dem Dach erheben sich noch drei verjüngende Stockwerke. Das Gebäude hat eine Höhe von ungefähr 160 Fuß und ist das Colossalste, was Warschau an Bauwerken aufzuweisen hat. Da man die Schauspieler militärisch, nach russischem Styl zu behandeln beabsichtigte, so hat man es zugleich kasernenmäßig eingerichtet, so, daß gegen fünfhundert Menschen in demselben wohnen, die größtentheils dem Theater angehören. Die beiden Bühnen sind von einem deutschen Baumeister unter der nicht selten zum Nachtheil sich einmischenden Inspection des Generals gebaut worden.

Sowohl das sogenannte große Theater, welches 6000 Menschen aufnehmen kann und vier Stockwerke hoch ist, als auch das Varietétheater, dessen Größe etwa der Ihres Leipziger Theaters entspricht, sind mit allen Apparaten ausgerüstet, welche nur irgendwo einer Bühne eigen sein können, ja man hat für sie sogar neue — zum Theil ungeschickte — Maschinerien erfunden. Um sich großartig zu zeigen, kommt der Russe häufig auf sonderbare Einfälle*).

Man hat auf dem Zollhof ungeheure, zur Bühne führende Brücken angebracht, für den Fall, daß große Cavallerieabtheilungen auftreten müßten; man hat Apparate angebracht, daß Personen blitzesschnell aus dem 56 Fuß hohen Coulissenhimmel herabgleiten können. Eine Maschinerie, für welche eigens ein Ballet componirt worden ist, überbietet alles mir Bekannte an Großartigkeit; durch sie werden auf einem Wolkengebirge achtzig lebende Menschen aus der Höhe auf das Podium herunterbefördert. Auch mir imponirte diese Erscheinung beim ersten Male, obgleich ich die Maschinerien der großen Oper in Paris gesehen hatte, beim zweiten Male dachte ich daran, daß dieser Apparat 40,000 Gulden kostet.

Unter der Direction der beiden russischen Generale, welche bis jetzt dem Theater vorgestanden, ist in dieser Weise übermäßig viel für das Aeußerliche gethan worden. Man hat sich ganz nach dem großen russischen Theater in Petersburg gerichtet. Dadurch hat aber nichts weiter gewonnen, als der Theil des Theaters, welcher der wirklichen Kunst am Fernsten steht, nämlich das Ballet. Man wird wohl nirgends außerhalb Paris das Ballet so glänzend finden, als im großen Theater zu Warschau, selbst in Petersburg nicht, da der Russe auch an körperlicher Schönheit und Grazie dem Polen nachsteht. Man hat früher zweimal Polen für das petersburger Ballet engagirt, als Beeinträchtigung der Nationalwürde aber später diese Maßregel wieder eingestellt. Der sinnliche Reiz des

*) Man verzeihe ein Beispiel aus andern Kreisen des Lebens: Der Grundherr Wolenko von Zakrosinsk, welcher eine Fläche Steppenland von drei Tagereisen im Umfang besitzt, ließ auf den Contracten (Handelsmesse) in Kiew durch das Blatt verkünden, daß er eine der großartigsten ökonomischen Erfindungen gemacht habe. Er wurde befragt, worin diese bestehe, und beschrieb nun, wie er seinen halben Edelhof in ein einziges Gebäude concentrirt habe, indem er im Erdgeschoß seine Wohnzimmer und auf dieses als Gestockwerk die Ställe für die Schweine, Ziegen und abgesetzten Lämmer gebracht habe; damit die Jölle nicht in seine Zimmer durchdringe, habe er in seinem Walde bei Mohilew einige hundert alte Kiefern fällen, Pech brennen und damit die Fußböden der Ställe übergießen lassen; zu den Eingängen führe eine Art steigender Brücke. Als man nun fragte, wozu er diese Einrichtung getroffen, versetzte der treffliche Mann, welcher Tausende von Morgen unbenutzten Landes besaß: „habe ich dadurch nicht den Boden erspart, auf welchem die Ställe standen, überdieß sollte Jedermann auf Erfindungen sinnen, denn dadurch macht er sich nicht bloß berühmt, sondern er nützt auch dem Staate und sich selbst.“ Man lachte über den Herrn von Wolenko, doch hält er sich zuversichtlich heute noch, wenn er nicht in der Jölle vielleicht schon halb ertrunken ist, für einen geistreichen Erfinder. Der einzige Werth dieser lächerlichen Geschichte soll darin bestehen, daß sie charakteristisch ist. Mit manchen der originellen Apparaterfindungen an den Warschauer Theatern verhält es sich ungefähr ebenso.

Tanzes machte das Ballet zum wichtigsten Theile des Theaterwesens. Eine große Balletschule ist eingerichtet, und in dieser befinden sich Schüler vom dritten bis zum achtzehnten Lebensjahre. Es erweckt Abscheu, die kleinen, kaum der Mutterbrust entwöhnten Geschöpfe schon für einen so bedenklichen Lebenszweck, als der Tanz ist, renken und quälen zu sehen. Die Schule enthält an zweihundert Schüler und Schülerinnen, die häufig sämmtlich mit auf den Bretern erscheinen müssen, z. B. in dem Ballet Charis und Flora, und dann ein kleines Honorar erhalten. Uebrigens ist sämmtliches angestelltes Balletpersonal zu täglichen Exercitien in den beiden großen Sälen verpflichtet. Es war zu meiner Zeit der Mühe werth, das Treiben der hochstehenden russischen Offiziere dabei zu beobachten. Der Zutritt ist natürlich nur den Freunden des Directorgenerals, also andern Stabsoffizieren frei, und manche dieser Herren machen sich mehr in den Balletsälen, als bei ihren Heeresabtheilungen zu schaffen. Jeder von ihnen rühmt sich, unter den Tänzerinnen eine oder mehre Geliebte zu besitzen, und läßt es sich angelegen sein, diesen Favoritinnen kleine, gemeine Feste zu geben. Die Unsittlichkeit war arg, und das Widerlichste, daß selbst Kinder von dreizehn, vierzehn Jahre in diesen Pfuhl militärischer Courtoisie hineinexercirt wurden. Der General Nesselrode bewies sich darin als wackerer Mann, als er über diesen schmutzigen Mißbrauch der Theateranstalt heftig eiferte. Allein er erwarb sich dadurch nicht die Gunst des Statthalters, dem selbst das medisirende Warschau großen Wohlgefallen an dem schönsten Theil der Künstlerwelt nachrühmt. Er wenigstens zieht Schauspiel und Oper dem Ballet vor. Und da er den Warschauern so viele Interessen zu nehmen gezwungen war, ist er großmüthig genug, ihnen zu gestatten, seine Person mit dem Theaterklatsch in interessante Verbindung zu bringen. Wenn ein Fräulein Daszkiewicz, früher die reizendste Erscheinung im Nationallustspiel, ihren reichen Bräutigam durch einen höhern Gewinn verlor, oder die Mutter der hübschen Sängerin Rivoli in früherer Zeit kühn und laut erklärte: Ein Geschenk von dreizehntausend Gulden anzunehmen, halte sie zwar für ganz verständig, und sie sage daher im Namen ihrer jungen Tochter schönstens Dank, allein ihre Tochter am Souper eines einzelnen Herrn theilnehmen zu lassen, halte sie mit ihren Mutterpflichten nicht für vereinbar, auch stimme das nicht mit der Gesinnung ihrer Tochter, ihre Zukunft mit dem Rufe sittlicher Reinheit u. s. w. Es entzückte die Warschauer damals, daß die Fürstlichkeit der Sitte souveräner war, als ein Anderer.

Der Geschmack der Russen hat dem Ballet diejenigen Eigenthümlichkeiten gegeben, welche ihm gerade am wenigsten rühmlich sind. Man muß es lasciv und überladen nennen. Uebersieht man aber diese Schwächen gleichsam als einen landesüblichen Brauch, so muß man bekennen, daß Ungemeines geleistet wird. Ein Franzose, Maurice, ist der eigentliche Begründer des polnischen Ballets. Er selbst war noch vor wenigen Jahren ein ausgezeichneter Tänzer, besonders ist ihm das zum Ruhm zu machen, daß er sehr geschickt zur Composition des Ballets

polnische Nationalstoffe benutzt hat. Ballete wie „die heimathliche Hochzeit" (besele w oycowie) werden für immer im Lande ihren Werth behalten, da die Mimik auf nationalen Sitten beruht, vollkommen verständlich ist und dem Künstler gute Momente gibt.

Je mehr Pflege die Direction dem Ballet angedeihen läßt, desto verletzender behandelt sie das Drama. Es ist ein Jammer diese Mißhandlung zu beobachten, um so mehr, da der Darstellung so außerordentliche Kräfte zu Diensten stehen. Denn die Künstler, besonders die, welche von den Provinzial- oder Privatbühnen zu der kaiserlichen in Warschau gelangt sind, leisten in der That Respectables. Komik und ernstes Spiel sind gleich gut. Das Lustspiel wurde, da es zumeist auf das Familienleben basirt ist, noch weniger in seinem Gedeihen beeinträchtigt. Letzteres aber wird von der politischen Censur auf schauderhafte Weise behandelt, so daß es kaum einem polnischen Dichter möglich ist, seine Schöpfungen für die Bühnen seines Vaterlandes zu berechnen. Hunderte von Wörtern und Redensarten, wie: Freiheit, Racheschwert, Slave, Unterdrückung, Vaterland, dürfen nicht vorkommen und werden herausgestrichen. Ist der Dichter im Stande wie der Graf Skarbek, den Diebstahl eines Strickbeutels durch eine Mutter zum Motiv für den Wahnsinn der Tochter, der Heldin des Stücks, zu machen, so ist er für die unter russischer Direction stehende polnische Bühne verloren. So sind es die Machwerke feiler Lohnarbeiter, welche, bisweilen unter dem Schein neuer Originale, erscheinen. Nur die Kraft der darstellenden Künstler, die bereits eingetretene Gewohnheit des Publicums im Drama geschmackloses Zeug, aber keine Poesie zu sehen, und endlich der strenge, auf Gefängnißstrafe beruhende Befehl, nie Zeichen des Mißfallens zu geben, halten diese Mißgeburten. Die besten sind aus dem Französischen übersetzt, doch sind es keinesweges die besten der französischen Theater. Der russischen Politik zu gefallen, werden nur solche gewählt, welche in der bürgerlichen Familie spielen, niemals historische. Fürstliche Personen dürfen auf den Bretern nie vorkommen, selbst nicht Träger hoher Staatswürden, z. B. Minister, Generale ꝛc. Den Kaiser von China hat man in früherer Zeit ein Mal passiren lassen, den Bei von Tunis dagegen hat man in neuer Zeit gestrichen und daraus einen afrikanischen Edelmann gemacht. Tragödien sind ohne alle Bedingung unzuläßlich und sollte sich einmal eine finden, an welcher nichts weiter auszusetzen ist, als der Name, so nennt man sie ein Drama.

Unter solchen Umständen sollte man glauben, die Schauspieler müßten alle Lust verlieren. Doch ist dieß nicht der Fall, das gebildete Publicum in Warschau wenigstens geht gegenwärtig nie in das Theater, um ein poetisches Kunstwerk, sondern um die Schauspieler zu sehen und zu genießen. Daher ist auch von einer Theaterkritik in Warschau nicht die Rede; man freut sich, wenn die Schauspieler in dieser oder jener Scene vermocht haben, die Erbärmlichkeit des Stücks übersehen zu machen. Die sehnsuchtsvollen Seufzer nach dem elenden

kleinen Theater am krasinskischen Platze, auf welchem die Suczkowska, nachherige Frau Halpert als Jungfrau von Orleans ihren Künstlerruhm gründete, sind die beste Kritik des gegenwärtigen Theaterwesens.

Die Russen scheinen sich bei den trivialen Stücken sehr behaglich zu finden. Selbst Fürst Paskiewicz hält bisweilen bis zum letzten Acte aus, er hat das Glück, nach der Stellung seines fortwährend in Gebrauch befindlichen Operngukers zu schließen, die Poesie auch außerhalb der Bühne zu finden. Und schöne Frauenköpfe schmücken die Logen von Warschau, selbst die junge Fürstin Jablonowska ist die schönste noch nicht.

Alle Einrichtungen an dem Warschauer Theater sind dem des russischen Theaters in Petersburg völlig gleich, aber fast ohne Ausnahme haben die Zöglinge der dramatischen Schule sich als Handwerker bewiesen und sind von den Künstlern aus Provinzialstädten zur Seite gedrängt worden. Komorowski, Panczykowski, Karasinski, Z'ólkowski, Werowski, der alte Kudlicz, die große Halpert, die Dobrzanska, Daszkiewicz ꝛc. alle diese, zu welchen in den letzten Jahren noch einige von der Lemberger Bühne und von kleineren Theatern gekommen sind, haben die Wohlthat der dramatischen Schule nicht genossen und doch ist dem geringsten dieser Künstler auch nicht einer von den siebenzehn gleichgekommen, welche jene Schule bis jetzt auf die Breter gebracht hatte; selbst Sturm nicht, der in der That Erwartungen erweckte.

Die Schauspieler Kudlicz und Werowski sind Vorsteher der dramatischen Schule. Nach ihrer eignen Versicherung sind sie mit wirklicher Begeisterung an ihr Werk gegangen, aber nur zu bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Früchte der Mühe nie entsprechen werden. Kudlicz, ein tüchtiger Künstler und wackerer, ehrlicher Mann, machte deshalb schon im dritten Jahre des Bestehens der Schule dem General Rautenstrauch den Vorschlag, die Anstalt als ein seinem Zwecke nicht entsprechendes Ding völlig aufzugeben. Die Entgegnung lautete: ich habe mich nach höheren Vorschriften zu richten und diese bestimmt die Petersburger Einrichtungen zum Muster. Also muß auch eine Schule sein.

Die Stellung der Schauspieler in Warschau ist der ihrer Collegen in Petersburg völlig gleich. Am Tage nach ihrem ersten Auftritt werden sie als kaiserliche Beamte in Pflicht genommen, müssen einen Eid leisten, sich nie an politischen Interessen zu betheiligen, nie in Verbindungen einzulassen, und niemals auf der Bühne mehr oder Anderes zu sprechen, als in ihren von der kaiserlichen Direction gestempelten Rollen steht.

Die Gehalte in Warschau sind im Verhältniß zu den Gagen ausländischer Schauspieler gering. Vierzig und funfzig Silberrubel monatlich gelten schon für ein sehr ansehnliches Gehalt und über tausend Rubel jährlich bringen es selbst die vorzüglichsten Künstler nur selten. Frau Halpert mußte sich lange mit 900 Thlrn. begnügen, bis endlich die Taglioni bei einem Gastspiel dem Fürsten Paskiewicz

erklärte, daß es eine Schande sei, eine so großartige Künstlerin wie einen Schreiber abzuspeisen. Ihr Gehalt wurde nun auf 1500 Thaler festgesetzt, zuletzt gelang es ihr durch eine ähnliche Vermittlung noch eine jährliche Zulage von tausend Thalern unter der Bezeichnung Garderobekostenvergütung zu erlangen. Dies war schon etwas so Außerordentliches, daß der Generaldirector äußerte, eine so ungeheure Besoldung werde wohl nie wieder an einem kaiserlichen Theater vorkommen. Die Zöglinge der dramatischen Schule werden mit 18 Rubeln monatlich angestellt und erhalten die Erlaubniß von zwei zu zwei Jahren, je nach der Wichtigkeit ihrer Leistungen, um Gehaltserhöhung anhalten zu dürfen.

Die Dienstverpflichtung erstreckt sich auf fünf und zwanzig Jahre und ist eine dem zuletzt bezogenen Gehalte gleichkommende Summe als alljährliche Pension zugesagt. Dies ist für den Künstler etwas sehr Wichtiges, das ihn viele andere Uebelstände ertragen läßt.

Der schöne Aufschwung, welchen das polnische Theater bei den geringen materiellen Mitteln vom Jahr 1815 bis 30 genommen hat, ist dahin und wird unter den nach der Revolution eingetretenen Verhältnissen keine entsprechende Zukunft finden können. Wenn auch manches äußerlich Vortheilhafte ins Leben getreten, so ist doch die Aussicht auf eine Zukunft des Theaters zu Grunde gerichtet. Es liegt da, wie ein grüner Strauch, auf welchen ein großer Felsblock gewälzt wurde. Und wie auch Graf Fedro durch seine Lustspiele mit feinster Satyre für die Wiederherstellung desselben zu wirken sucht, er wird nichts erreichen, so lange die Generäle wie auf ihrem Kriegsroß auf der Kunstanstalt reiten.

Polens Theater ist vernichtet und um seine Zukunft gewaltsam gebracht worden, Rußland hat kein Theater gewonnen, weil die Bedingungen dafür dem Volke fehlen. Es ist ein großes Reich, aber arm an Schönheit, es ist mächtig in vielen Dingen, aber arm an künstlerischer Kraft, es ist schnell bereit zu zerstören, aber sehr unfähig, selbstständig mit innerer Freiheit Etwas zu schaffen.

Der Ban und die Errungenschaften der Croaten.

Aus Pesth.

Der Banus hatte im Sommer 1848 die Schicksale Ungarns und Croatiens in seinen Händen; jetzt ist Ungarn durch fremde Hilfe und innere Zerwürfniß gefallen, und dem Ban muß übel zu Muthe gewesen sein, als er die glänzenden Räume der Hofburg verließ, um sich in die Mitte eines Volkes zu begeben,

dem so viel und noch mehr versprochen wurde, durch ihn versprochen wurde, das so gegründete Ansprüche auf die Erfüllung jener Versprechungen hat, und das jetzt gerade durch ihn, dem es sich so vertrauensvoll hingegeben, mit der neuen Centralisation versöhnt werden soll.

Betrachten wir, was Croatien vor und nach den Märzgesetzen im Verband mit Ungarn war, und was es jetzt durch die kaiserliche Gnade geworden, um uns ein klares Bild von den Errungenschaften der Südslaven überhaupt verschaffen zu können.

Die Königreiche Croatien und Slavonien bestanden von jeher aus dem 750 bis 800 □ Meilen großen Flächenraum zwischen der Drau im Norden, der Sau im Süden, der Unna im Osten und der Meeresküste im Westen. Seit dem 11. Jahrhundert mit der ungarischen Krone vereinigt, hatten diese zwei Königreiche dieselbe Municipalverfassung wie das Mutterland; die Municipien bildeten die drei slavonischen Comitate Syrmien, Pozsega und Veröze, die drei croatischen Comitate Agram, Kreutz und Varasdin, und mehrere königliche Freistädte, als: Agram, Kopreinitz, Zengg, Karlstadt u. s. w. Diese Municipien bildeten zusammen in so fern ein Ganzes, als sie sämmtlich auf der Landescongregation zu Agram vertreten waren, wo in den Grenzen der Bestimmungen der Reichsgesetze die innern Angelegenheiten geordnet und auch die Reichstagsdeputirten für das eigentliche Croatien gewählt und mit Instructionen versehen wurden. An der Spitze der Civilverwaltung stand der Ban von Croatien, der in manchen Fällen dem Palatin von Ungarn untergeordnet war, in andern unmittelbar vom König seine Befehle nahm, und also mit dem Palatin in einer Kategorie stand. Die Banattafel bildet nach dem Muster der ungarischen königlichen Tafel den obersten Gerichtshof des Landes.

Nach Beendigung der Türkenkriege wurden 450 □ Meilen, also mehr als die Hälfte von diesen zwei Königreichen abgerissen und als Militärcolonie constituirt, und man unterscheidet nun das Provinziale oder das bürgerliche Croatien und Slavonien von der slavonisch-croatischen Militärgrenze.

Bei dem letzten Preßburger Reichstag sind die croatischen Angelegenheiten nur in so fern zur Sprache gekommen, als man, um die Reibungen der Nationalitäten zu beseitigen, es den Croaten frei überließ, sich ihre Sprache in den innern Angelegenheiten zu wählen, und in Hinsicht der Correspondenz mit den übrigen Municipien des Reichs das Prinzip der Reciprocität aufstellte, dem zufolge die Croaten von den ungarischen Comitaten und Städten die magyarischen Einsendungen, diese wieder die croatischen Documente anzunehmen und zu beantworten hatten. Die übrigen Beschwerden oder Wünsche, welche die croatische Nation vorzubringen hätte, wurden der nächsten Landescongregation übertragen, die sie zu sammeln, zu motiviren und dem in Pesth zusammenzutretenden Reichstag vorzulegen habe, wo diese auf der Basis der Billigkeit und der gegenseitigen Bedürfnisse erledigt werden sollten.

Das Folgende ist allbekannt, und wäre überflüssig hier näher darauf einzugehen. Der Landtag in Pesth trat zusammen, auch die Landescongregation in Agram versammelte sich; aber diese trat sogleich auf revolutionären Boden, wollte durchaus von keinen Unterhandlungen mit den Ungarn wissen, ernannte eine provisorische Regierung, und erklärte die drei Königreiche Croatien, Slavonien und Dalmatien, die Militärgrenze dieser Länder und das Littorale für ein selbstständiges, dem Kaiser von Oestreich unmittelbar unterstehendes, und nur in Betreff des Finanz- und Kriegswesens dem östreichischen Reichsministerium untergeordnetes Land. Mit einem Worte, sie nahmen das für sich in Anspruch, was die Ungarn sich durch Märzgesetze errungen hatten, mit Ausnahme des Finanz- und Kriegsministeriums.

Ich will hier nicht fragen, ob es recht war, ein achthundertjähriges Band mit einem Lande, dessen Leiden und Freuden man getheilt, an dessen Geschichte man so treu und eifrig mitgearbeitet hatte, zu lösen, einzig und allein um den Herrn zu wechseln; ferner, ob es politisch gehandelt war, sich von einem jugendlichen, aufblühenden Staate zu trennen, um sich an die schwierige Situation der östreichischen Monarchie fester zu ketten? Denn diese Fragen gehören der Geschichte an. Nur Eines ist unbegreiflich: Wie nämlich die croatischen Volksmänner, die es ehrlich mit ihrem Vaterlande meinten, sich einbilden konnten, daß Oestreich dem kleinen Croatien das gewähren werde, was dem großen Ungarn mit der letzten Kraftanstrengung entrissen werden mußte?

Jedenfalls hat die Centralisationscharte vom 4. März die Gemüther der croatischen Patrioten wie ein Donnerschlag getroffen. Seit dieser Zeit sind fünfzehn Monate des fieberhaften Hoffens vorübergegangen, jetzt endlich ist der Ban am 24. Juni d. J. in Agram eingetroffen, um seinem Volke die Stelle anzuzeigen, welche es in dem neuen Oestreich einzunehmen hat.

Das Schreiben des Kaisers an seine treuen Croaten soll als Abschied für den Landtag von 1848 gelten, der schon seit mehreren Monaten nicht mehr beisammen ist. Dieser Landtag wird jetzt in Gnaden aufgelöst, es soll ein anderer zusammentreten. Das Wahlgesetz zu diesem Landtag aber wird das östreichische Ministerium erst octroyiren. Es ist jedem Ungarn und Croaten bekannt, daß die croatisch-slavonische Landescongregation (und so wird der jetzt zu berufende Landtag auch in dem kaiserlichen Patent genannt) von der ungarischen Regierung ganz unbehelligt blieb, wenn sie sich in den Schranken der Reichsgesetze bewegte, und daß es nach den Märzgesetzen den Croaten nicht nur frei stand, sich ein Wahlgesetz für diese Landescongregation, sondern auch für den ungarischen Reichstag zu schaffen.

Croatien bleibt in Hinsicht seines Gebietes was es früher war, nämlich das Provinziale von Croatien und Slavonien, mit Hinzugabe der von Ungarn genommenen Murinsel, die aber keinesweges die schöne, höchst fruchtbare Gespannschaft Syrmien aufwiegt, welche von Slavonien abgerissen und zur Woivodina geschlagen wurde.

Unter die ältesten und in 100 Reichstagen vorgebrachten Beschwerden zählte man in Ungarn das Bestehen der Militärgrenze und das Getrenntsein des immer zur ungarischen Krone gehörenden Dalmatien von dem Mutterlande. Es wird schwerlich Jemand daran zweifeln, daß es den Ungarn, wenn sie Zeit gehabt hätten ihre restaurirte Constitution zu befestigen, gelungen wäre, ihre Wünsche in Betreff dieser zwei Landestheile zu realisiren, und dann wäre Dalmatien und die halbe Militärgrenze an Slavonien und Croatien, von welchen sie genommen wurden, zurückgefallen. —

Der Ban steht in Civilangelegenheiten unter dem Reichsministerium des Innern, als Commandant der Banalgrenzregimenter unter dem Reichsministerium des Krieges. Im alten Ungarn war der Ban die dritte Person im Reiche; in dem Ungarn nach dem März konnte Croatien nicht weniger als Sitz und Stimme im Reichsministerium, wenn auch ohne Portefeuille, für seinen Ban verlangen; an das, was Ungarn als Unterhandlungsbedingniß gegeben hätte, wird sich jetzt der Ban selbst nicht gern erinnern lassen.

„Die politische Administration gehört zu oberst in den Bereich des Ministeriums des Innern. Die Banalregierung (nämlich der Ban mit seinem Banalrath), die Comitats- und Bezirksbehörden haben die Anordnungen und Aufträge der vorgesetzten Stellen genau und schnell zu vollziehen," so lautet der VI. und VIII. Punkt des Patents. Was diese Banalregierung und die Municipien auf solche Weise heißen sollen, ist schwer zu enträthseln, was der Ban und die Municipien in Ungarn und Croatien vor dem März waren, werden selbst die leidenschaftlichen Illyrier nicht vergessen haben.

„Alle Aemter werden vom Reichsministerium besetzt." In Ungarn wurde nur der Ban und die Obergespane der Comitate vom König ernannt, die übrigen Beamten wurden von den Municipien gewählt.

In Hinsicht ihrer Nationalität dürfen sich die Croaten in ihrer innern Verwaltung der croatischen Sprache bedienen, das heißt, ihre Beamten sollen gute Uebersetzer sein und die deutschen Verordnungen des Reichsministeriums übersetzen und curentiren; mit den höhern Behörden und den übrigen Kronländern müssen sie deutsch correspondiren. Ich habe schon oben die Reciprocität erwähnt, welche im ungar. Reichstag von 1847/8, noch vor dem März ausgesprochen wurde. Es ist ferner aller Welt bekannt, daß der Märzminister des Innern, Szemere, den Croaten seine Erlasse in croatischer Sprache zuschickte, und doch war es die Nationalität, um die man das Schwerdt gegen den Bruder gezogen.

Ueber die Urbarial- und Servitutsverhältnisse behält sich der Monarch vor, „die Erledigung in besondern Verordnungen zu erlassen." Die ungarischen Märzgesetze haben die Urbarialleistungen, ja selbst den Zehent aufgehoben. In Pesth ging man noch weiter. Der Staat übernahm die Entschädigung an die früheren Grundherren, und die Regalien, als Fleischschrotungs-, Schankrecht u. s. w., wur-

den den Gemeinden zugetheilt; in der östreichischen Provinz Croatien sollen die Servitutsverhältnisse erst geordnet werden.

Sehen wir schon aus dieser kurzen Parallele, was Croatien durch die Charte vom 4. März gewonnen hat, so muß die Beibehaltung und Reorganisirung der Militärgrenze als der härteste Schlag erscheinen, der die südlichen Völker Ungarns und besonders die Südslaven als die meistbetheiligten treffen konnte.

Es ist hier nicht der Ort, zu erörtern, ob eine Militärcolonie je einen Staat für lange vor äußern Einfällen schützen kann, oder ob der Staat berechtigt sei, einen Theil der Bevölkerung zur erblichen Maschine zu machen; so viel ist gewiß, daß Oestreich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts keinen Einfall der Türken zu fürchten hat; daß ferner Oestreich, trotz der Militärgrenze, die ihm 150,000 Krieger zu Gebote stellte, in den Donauländern eine schlechte Rolle spielte; daß noch heute die Türkei vor den 10 — 20,000 Russen am Pruth mehr Respect hat, als vor der 180 Meilen langen Soldatenkette an der Donau. Die Militärgrenze kann also nur als Waffe gegen die eigenen Völker, und als Scheidewand und Bändigungsmittel unter den Stämmen der Südslaven selbst dienen; und ein Staat, der 150,000 geborne Polizeimänner in einem Winkel seines Gebiets halten muß, zeigt doch offenbar starke despotische Neigungen.

Die Militärgrenze besteht zum größten Theil aus den confiscirten Besitzungen der geächteten Familien Torquati, Zrinyi, Frangipani, Nadasdi u. a. m. Die Einwohner, ursprünglich Unterthanen dieser Familien, wurden der Kammer untergeordnet und bekamen eine militärische Verfassung, der zufolge sie alle Soldaten sind, die in der Grenze den Cordondienst und die militärischen Uebungen unbesoldet ausführen müssen, die ohne Erlaubniß des Hofkriegsraths in keinen andern Theil der Monarchie auswandern dürfen, und für ihren Grundbesitz, der unveräußerlich und untheilbar ist, dem Aerar Frohndienste leisten müssen. Das ungarische Municipalwesen fehlt hier ganz, und die Communen haben eine militärische Organisation. Die Untheilbarkeit des Grundbesitzes und die gleiche Verpflichtung aller männlichen Familienglieder zum Militär- und Frohndienst machten eine Art von patriarchalischem Hausregiment nöthig, das ebenfalls unter militärischer Controle steht. In diesem Zustande leben 1½ Millionen Menschen auf einem Flächenraume von 750 Quadratmeilen. Die vom Ban mitgebrachte neue Verfassung enthält zwar manche Erleichterung für die Grenze durch die Aufhebung der Robotleistungen, durch die Einführung des Solds beim Cordondienst, durch ein Minimum von Gemeindeleben; aber das Institut bleibt in seinem Grundwesen dasselbe; wie der Paria an sein götterloses Leben, wie der Kastensohn Aegyptens an seinen Hirtenstab oder sein angebornes Handwerk, so ist der Grenzer noch immer von seiner Geburt an bis ins hohe Alter an das Bajonnet gefesselt,

und von dem politischen Leben seiner Stammgenossen, von der europäischen Civilisation ausgeschlossen. —

Das ist keine gute „Gleichberechtigung“. — △

Dr. Siegfried Becher über die östreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung.

Aus Wien.

Die materiellen Interessen drängen wieder in den Vordergrund, und der alte Erfahrungssatz: daß der Magen der größte Revolutionär sei, hat auch die Regierungen dahin gebracht, sich mehr als sonst nach neuen, mit den politischen Verhältnissen eng verknüpften Modalitäten dieser Frage umzusehn und wenigstens am Leibe gut zu machen, was man an dem Geiste gesündigt.

Man muß gestehen, daß an Virtuosität des guten Scheins es hierin keine mit der östreichischen aufzunehmen im Stande ist. Wir wollen den handelspolitischen und staatsmännischen Kenntnissen des Hrn. v. Bruck nicht im Geringsten nahe treten, aber es würde gewiß kein kleiner Grad von Naivetät dazu gehören, alle seine Zoll- und Handelseinigungs-Vorschläge, womit er die östreichisch-deutsche Einheit herstellen wollte, ihm ohne Rückhalt aufs Wort zu glauben. Es wird uns, wie so vielen Andern, vergönnt sein, zu glauben, daß neben der großen nationalökonomischen Idee auch ein klein wenig politisches Fühlen dabei im Spiele sei.

Bisher haben sich nun natürlich alle Verhandlungen zerschlagen, und doch ist es etwas Großes um die Idee eines mitteleuropäischen Zollvereins. Der Reichthum, die Productionskraft und die Gewerbthätigkeit der Länder, ihre erleichterten Verbindungen nach den Nachbarstaaten und durch ein Meer im Norden und ein anderes im Süden auch für die Ferne, der gesicherte Markt von 70 Mill. Menschen, zu welchen in nicht sehr langer Zeit auch neue 30 Mill. — Italien, Dänemark, Holland — hinzutreten dürften, würden dieser Handelseinheit in Europa ein Uebergewicht verschaffen, wogegen selbst das englische in den Hintergrund treten müßte. Es ist aber bemerkenswerth, wie die nationalökonomischen Begriffe und Ansichten über diesen so wichtigen Akt der Einigung gegenseitig im Unklaren sind, und wir müssen deßwegen mit doppelter Aufmerksamkeit jeden Beitrag zur Verständigung entgegennehmen.

Vor einigen Tagen erst ist das östreichische Handelsministerium wieder mit einer neuen Denkschrift, aber leider ebenfalls wieder mit einer nicht glücklicheren als der ersten aufgetreten. Man hatte in der ersten ein näheres Eingehen auf die als Ganzes hingeworfene Idee vermißt, und sieht sich in der zweiten wieder schmerzlich getäuscht, wenn man die darin enthaltenen Vorschläge auf praktischen Boden verpflanzen will. Die Denkschrift erkennt zwar gleich im Anfange an, daß die mitteleuropäische Handels-

einigung ein Band auch für die Einigung Deutschlands werden solle, läßt aber sogleich alles Vertrauen in ihre staatsmännische Weisheit zu Boden sinken, wenn man liest, daß die Denkschrift die bekannte Münchner Mißgeburt vom 27. Febr. d. J. für den geeignetsten Weg zur politischen Constituirung Deutschlands ansieht. Wir wissen nicht, sollen wir hier mehr den Nationalökonomen oder das Mitglied des östreichischen Ministeriums bedauern, das hier neuerdings und ganz am unnöthigen Platze wieder die Solidarität für eine gerichtete Idee übernimmt. Aber selbst wenn das Unglaublichste geschehe, und dieser Entwurf als eine Basis angenommen würde, sehen wir nicht ein, unter welchen Modalitäten ein Organ wie das vorgeschlagene Handelsamt ins Leben treten solle, ja wir können uns nicht in den Mechanismus einer Geschäftsführung hineindenken, welche außerhalb eines allgemeinen Parlamentes, außerhalb der Repräsentativversammlungen der einzelnen zum Bunde gehörigen Länder stehen, und diese normirend in den wichtigsten Dingen, wo es sich um Geld und Wohlstand handelt, beherrschen soll. Welcher Widerspruch, den einzelnen Landesversammlungen die Gebahrung über Vermögen und Einkommen des Staates zu lassen, und ihnen zuzumuthen, daß sie die Quellen des Vermögens, durch Wege, die von Andern, ohne ihr Zuthun bezeichnet werden, sollen leiten lassen. — Wir halten die neue Denkschrift für ein Paroli der letzten preußischen Zollvorschläge, für einen Schreckschuß gegen Cassel, und nicht mehr.

Nichts desto weniger darf aber kein denkender Nationalökonom, dem die materielle Wohlfahrt der beiden großen Complexe Deutschland und Oestreich am Herzen liegt, die in der That große Idee der Zollvereinigung beider Staaten aus dem Auge verlieren. Es liegt eine Fülle von Macht und Größe darin, wenn sie gehörig in die Hand genommen und redlich exploitirt wird. Und dazu scheint uns das Buch des Dr. Becher eben ein Anhaltspunkt und Wegweiser. Es ist viel Material in diesem Werke aufgestapelt, und er bezeichnet gleich im Vorworte genau den Standpunkt, von welchem das ganze Werk zu beurtheilen ist. Es stellt sich die Aufgabe, durch unparteiische, klare aber auch eben so wissenschaftliche als gründliche Darstellung der Zustände und der unter den verschiedenen nationalökonomischen und handelpolitischen Parteien gebildeten Ansichten, die Verständigung zu erleichtern, und insbesondere alle jene Momente hervorzuheben, welche das Werk der östreichisch-deutschen Zoll- und Handelseinigung, nach und nach, ohne alle große Störung in der Volkswirthschaft, herbeiführen können.

Die Einleitung bespricht in gedrängter Kürze das bisher in Oestreich beobachtete Zollsystem, und weist dann, gestützt auf Ziffern nach, daß die vorgeschlagene Handelseinigung zwischen den östreichischen und deutschen Staaten sich vollkommen nach den bisherigen Erfahrungen rechtfertigen läßt. Es ist dieses ein um so wichtigerer Abschnitt, als sich gerade in Oestreich nicht wenig Stimmen erheben, welche gegen diese Ansicht in die Schranken treten und ihre Partikularinteressen hinter allgemeine Befürchtungen zu verschanzen suchen. Es sind dieses jene enragirten Protectionisten, wie sie nur ein absoluter Staat und der vorwaltende Schutz von Privilegien groß ziehen konnte. Neben solcher Ansicht hält es der Verfasser für nöthig, um den weniger bewanderten Leser genau auf den Boden der gegenwärtig in Deutschland herrschenden national-ökonomischen Systeme zu stellen, in einem eigenen Abschnitte die Ansichten und Grundsätze der Freihandelsmänner und der Schutzzöllner zu besprechen. Er führt an sehr vielen Stellen die eigenen Worte der Coryphäen beider Parteien an, die Freihändler widerlegend, die Schutzzöllner berichtigend. Am Schlusse dieser interessanten Vergleichung faßt er noch

einmal die Grundidee heraus, und sagt: „Es handelt sich ja nicht allein um die Erweiterung des Binnenhandels, um das Fallenlassen der unnatürlich gezogenen Schlagbäume zwischen Staaten, die schon nach einem historischen Rechte in allen ihren Interessen eng verbunden sein sollten, sondern vor Allem auch darum, daß die deutschen Staaten mit den östreichischen Provinzen sich in nächster Zukunft zu einem großen und mächtigen Handelsstaate, wozu alle Grundbedingungen vorhanden sind, mehr entwickeln, und nicht in der Erhöhung ihrer Wohlfahrt, ihrer Macht und ihres Ruhmes sich feindlich gegenüber stehen." — „Die Handelsfreiheit in Deutschland zu verwirklichen, war eigentlich das Ziel des Zollvereins; diese Politik mit allem Eifer zu verfolgen, ist die wichtigste Aufgabe der Neuzeit für das gesammte Deutschland, aber gewiß auch für das gesammte Oestreich. Auch letzterer Staat darf nicht länger die großen Nachtheile einer Sonderstellung gegenüber einer allgemeinen deutschen Handelspolitik verkennen, er darf nicht allein die Wichtigkeit übersehen, welche schon dadurch für ihn entsteht, daß mehre seiner wichtigsten Ströme dort in zwei Meere ausmünden, wo Städte mit einer großen Rhederei liegen, die für den Verband mit ihrem weiten Binnenlande möglichst offen gehalten werden sollen, die aber leider seinem Einflusse ganz entrückt sind."

Im zweiten Abschnitt führt uns der Verfasser die Städte vor, welche nach ihrer commerciellen Stellung und ihrer Industrie, sich mehr dem einen oder dem andern Systeme zuneigen, und bei einem jeden dieser Städte wird insbesondere jene specielle Frage behandelt, welche diese Städte in der deutschen Handelsfrage wichtig und charakteristisch macht. Man gewinnt dadurch eine praktische Darstellung der Verhältnisse einzelner Industrie- und Handelszweige, und was von eben solcher Wichtigkeit ist, die statistische Vergleichung wie ein System gegen das andere, eine Industrie gegen die andere, ein Zollgebiet und Zollerträgniß gegen das andere sich stellt. Der Verfasser behandelt bei Hamburg die Frage des Freihafensystems; bei Bremen den Einfluß des deutschen transatlantischen Handels; bei Lübeck das Entrepot und Freilagersystem und den außerdeutschen nordischen Handel; bei Magdeburg die Elbeschifffahrtsfrage in Verbindung mit der Frage der Flußzölle überhaupt, und vorzüglich ihrer Einwirkung auf den deutschen Handel; bei Leipzig den Paschhandel, mit Berücksichtigung auf das Meßwesen und die nahen östreichischen Grenzen. Das reiche Material dieses Abschnittes ist mit Klarheit geordnet, daß vorzugsweise bei den Hansestädten ein so klares, umfassendes Bild maritimer Entwickelung und Stellung Deutschlands gegeben wird, wie man es anderswo vergebens suchen würde*).

Als der bedeutendste Abschnitt des Buches erscheint der dritte, welcher die fünf Hauptartikel der Industrie, welche bei der Zoll- und Handelseinigung vor Allem entscheidend wirken, nämlich a) Eisen-, b) Baumwollen-, c) Linnen-, d) Wollen-, e) Seiden-Industrie, eben so ausführlich als gründlich, durchgehends auf officielle Daten gestützt und die Verhältnisse Deutschlands und Oestreichs bis auf die neueste Zeit herab berücksichtigend, bespricht. Jedes dieser Kapitel ist wohl geeignet, die ungetheilte Aufmerksamkeit für sich in Anspruch zu nehmen, und manches neue Licht auf verwickelte Verhältnisse fallen zu lassen. Mit vieler Vorliebe und nicht genug zu lobender Umsicht ist dieser Abschnitt des Buches behandelt und neben dem Material von Daten und Ziffern

*) Wir bitten, das Buch von Regenauer zu vergleichen, für die östreichische Industrie aber Hübner's Finanzen und die Zolleinigung. Die Redaktion.

eine Menge eben so wichtiger Folgerungen angesammelt. Bei jeder Gattung der Industrie ist der dafür passendste Modus des Zolls angegeben. So ist bei der Eisenindustrie vorzugsweise auf die Theorie des Freihandels und des Schutzzolls praktisch Rücksicht genommen; bei der Baumwolleninindustrie auf das System der Rückzölle.

Der Anhang enthält eine Reihe von Aktenstücken, welche die östreichisch-deutsche Zolleinigung betreffen, — darunter die sehr interessanten Denkschriften der böhmischen Industriellen — weniger bekannte aber wichtige und interessante Verordnungen und Statuten über Hafen und Bankwesen, die wichtigen Schildhalter industrieller Thätigkeit.

Der Gesammteindruck, den man von dem 28 Bogen starken Werke empfängt, ist ein anregender. Das Buch ist praktisch und nützlich, und die Behandlung gibt, abgesehen von den zahlreichen Daten, die Gewißheit, daß dem Verfasser gute Beobachtungen und das ehrliche Streben, sich über die größten Fragen unserer nächsten Zukunft klar zu werden, zur Seite stehen. Ein Wiener.

Literaturblatt.

Memoiren von Georg Klapka (April bis October 1849). Mit einer Einleitung, einem Anhange, die historischen Aktenstücke enthaltend, dem Portrait des Verfassers, einer Karte von Ungarn und dem Plane des Kriegsschauplatzes um Komorn. Leipzig, Otto Wigand 1850. — Die männlichen wohlwollenden Züge des ungarischen Generals nehmen schon auf der ersten Seite für das Buch ein, und der militärische Leser wird seine Erwartung nicht getäuscht fühlen. Mit Ruhe, Klarheit und Gewissenhaftigkeit stellt Klapka den Theil des verhängnißvollen Feldzugs dar, bei welchem er selbst als Commandeur bethätigt war, die Gegensätze Görgey und Kossuth, die kritischen Verhältnisse zwischen den ungarischen Befehlshabern, die militärischen Operationen, die Situation der Festung Komorn. Ueberall sieht man außer dem militärischen Talent den gewissenhaften, gemäßigten Beobachter, den warmen Patrioten. Das Werk hat als Quelle und Autorität einen bleibenden Werth für die Geschichte der letzten Jahre. — Es ist beruhigend für das menschliche Gefühl, daß in dem furchtbaren Ausgang jener großen historischen Episode von dem Verhängniß grade das Haupt dieses Führers frei geblieben ist, der einer der besten und schuldlosesten war, dessen Stern gerade in dem Moment am hellsten glänzte, wo in andern Gegenden alles verloren ging. Mit dem Gefühl bis zum letzten Augenblick seine Pflicht gethan und der zwingenden Noth mit mannhafter Ueberlegung nachgegeben zu haben, ging er in die Verbannung. Wohl concentriren sich jetzt allerlei sanguinische Hoffnungen auf seiner Persönlichkeit; Kossuth erscheint wie ein gebrochener Mann, die, welche Moslemim geworden sind, haben doch eine Schranke zwischen sich und ihrer Heimath aufgebaut; er und wenige seiner Gefährten leben für Ungarn allein. Und wie auch die Zukunft dieses Landes sich gestalten möge, das eine hoffen wir, daß auf die Dauer nicht die besten Söhne ihres Vaterlandes von der Betheiligung an seinem Leben getrennt bleiben, wie abgeschnittene Zweige, welche in der Ferne verdorren. Ist doch für den Ungarn das Leben in der Fremde unendlich viel schwerer, als für den Deutschen, den Engländer und Franzosen. Die Kinder dieser Völker haben fast sämmtlich Theil an einzelnen virtuosen Eigenthümlichkeiten ihrer nationalen Bildung, welche ihnen

in der Fremde das Leben sichern. Sie vermögen etwas in Handel, Industrie, Wissenschaft, der gebildete Deutsche wird Lehrer oder so etwas Aehnliches, was soll der ungarische Offizier im Ausland werden? Seine Bildung in der Heimath war zuerst eine genaue Kenntniß seiner Verfassung, dann eine adlige Haltung, wie sie der Mensch erhält, der unter seiner Umgebung hervorragt und der in dem großen politischen Kampf der Rednerbühne und zuletzt des Heerlagers aufgewachsen ist, zuletzt einige Kenntniß der deutschen und englischen Sprache und Literatur. War er auch in seiner Heimath ein geachteter Mann der Wissenschaft — er hat keine Aussicht, als solcher bei uns eine Stellung zu erwerben; war er Landwirth — der ungarische Betrieb der Landwirthschaft ist nach unserm Maßstab ein sehr ungenügender; selbst als Kaufmann, was der Ungar nur selten ist, fehlt ihm Kenntniß der complicirten Formen unseres Handels. Es bleibt ihm geringe oder keine Möglichkeit in der Fremde sich sein Brod zu verdienen. Und manches edle Herz wird in bitterer Armuth brechen, in Hunger, Elend und dem melancholischen Stolz, welcher den Ungarn charakterisirt. Auch Jene, die nach Amerika gegangen sind, sie werden jetzt Rosse hüten, was in Ungarn ihre Czikose thaten, oder die Sichel führen, was in Ungarn ihre eigenen Bauern durch slovakische Arbeiter thun ließen. Es ist ein sehr hartes Geschick, welches auf den Verbannten liegt, aber das härteste von Allem ist, daß ihnen ihre eigene Heimath, um welche sie leiden, im Laufe der Jahre fremd wird. Selbst für Kossuth und für Klapka liegt hierin die größte Gefahr. Nicht die Liebe nimmt ab, aber das Verständniß.

Wir theilen als Probe aus den Memoiren eine kurze Stelle mit, nicht weil wir gerade auf diese ein besonderes Gewicht legen, sondern weil sie früher einmal von anderer Feder in diesem Blatt erwähnt wurde. Es ist jener geheimnißvolle Mordversuch auf Klapka in Komorn. — Verworfene Subjecte giebt es überall, und in allen Zeiten großer Aufregung sind ähnliche Dinge vorgekommen; möglich, daß der Bandit sich von seiner Unthat eine große Belohnung versprach; daß er aber von irgend einer bedeutenden Person ausgeschickt worden sei, darf man nicht glauben, so lange man nicht unwiderlegliche Beweise hat.

Am 17. September meldete man mir, daß seit einiger Zeit ein Mann von verdächtigem Aeußern in der Stadt herumschleiche, sich angelegentlich um meine Person und mein tägliches Thun erkundige, und da ihm die gehörigen Papiere mangelten, verhaftet worden sei. Bei Gelegenheit seiner Festnehmung habe er verlangt, mir vorgeführt zu werden, da er mir Enthüllungen von der höchsten Wichtigkeit unter vier Augen zu machen habe. Ich befahl, ihn vorzuführen. Nie war mir ein scheußlicheres Galgengesicht vorgekommen; einäugig, mit herabhängender Lippe und das Gesicht voller Narben. Der Mann, der sich Fejérhegyes (Weissenberger) nannte und für einen Amerikaner ausgab, ward verwirrt bei meinen barschen Fragen und stotterte einige unzusammenhängende Sätze; er blickte endlich im Zimmer umher und bat mich, den anwesenden Ordonnanzoffizier zu entfernen, damit er seine wichtige Mittheilung beginnen könne. Seiner Aussage nach wollte er sich zu Kossuth verfügen, da er ihn jedoch nicht mehr zu Orsova fand, sei er umgekehrt und in der Absicht nach Komorn gekommen, mir das für Kossuth bestimmte Geheimniß anzuvertrauen. Da er auf meine ferneren Fragen mit der Sprache nicht heraus wollte, auch seine zunehmende Verlegenheit und verwirrten Aeußerungen immer verdächtiger wurden, konnte ich über seine Absicht nicht länger im Zweifel bleiben, ließ ihn in Gewahrsam bringen und untersuchen. Man fand bei ihm einen ab-

genutzten Dolch, der wohl schon bei andern Gelegenheiten Dienste geleistet haben mochte, und mehrere in seine Kleider eingenähte Papiere, worunter ein Paß und zugleich Schutzbrief aus dem Hauptquartier Haynau's, unterzeichnet von dem Obristen Grafen Hoyos, in welchem allen k. k. Behörden aufgetragen wurde, dem Fejérhegyes amtliche Assistenz zu leisten, indem derselbe zur Habhaftmachung Kossuths ausgesendet sei. — Elende Finte! — Ein zweites Schreiben war eine dienstliche Anempfehlung eines Wiener Polizeibeamten, der den Vorweiser als ein sehr brauchbares, vertrautes Individuum bezeichnete. Da es klar am Tage lag, daß dieser Mensch zur Ermordung Kossuths gedungen war, übergab ich ihn dem Standgerichte, das ihn nach kurzem Verhöre, in welchem er sich zwar zum Spion bekannte, im Uebrigen jedoch beim Leugnen blieb, zum Tode verurtheilte und noch am selben Tage erschießen ließ. Auf dem letzten Gange erst, als ihm jede Hoffnung auf Gnade schwand, ward er von Reue überwältigt und gestand dem ihn begleitenden Priester M. seine Absicht mich zu ermorden. Am nächsten Tage hinterbrachte mir der Geistliche dieses Geständniß, welches der Delinquent ihm mit der Bitte gemacht, meine Vergebung zu erbitten. Er ließ mich noch vor seinem Kameraden warnen, der zwar jetzt in Pesth krank zurückgeblieben, bald aber in der nämlichen Absicht, als Husar der Görgey'schen Armee verkleidet, nach Komorn kommen würde. Seine übrigen Geständnisse erfuhr ich nicht, sie blieben ein Geheimniß der Beichte; daß sie aber Schauder erregend sein mußten, bewies der tief erschütterte Seelenzustand des sonst ruhigen Geistlichen, der diesem Bösewicht den letzten Trost beizubringen versucht hatte. — Sämmtliche Offiziere meiner Umgebung, die noch vorhandenen Untersuchungsacten, der Auditor und die Mitglieder des Standgerichtes, vor Allem aber der erwähnte Geistliche können diese Erzählung ergänzen und bestätigen.

Die Winter-Campagne des Graf Schlik'schen Armeecorps 1848 – 1849 geschildert von Franz K o c z i c z k a, Oberlieutenant im zehnten Infanterie-Regiment. Der Reinertrag ist der Radetzky-Stiftung gewidmet. Olmütz, 1850. Wieder eine militärische Denkschrift, wieder das Portrait eines glücklichen Generals aus dem ungarischen Kriege am Anfange. Diesmal ist es ein Oestreicher, dessen Thaten beschrieben werden, der tapfere Schlik, sein Feldzug und sein Corps. Hier mögen die beiden Bücher neben einander stehen, weil sie neben einander betrachtet merkwürdige Gegensätze bilden. Bei Klapka die Haltung eines Feldherrn, überall Ueberblick, kurzes Zusammenziehen der Hauptmomente, kluge und kaltblütige Fassung des Commandirenden, hier die Wärme, Leidenschaftlichkeit, das Detail und Kleinleben eines Subalternoffiziers, dort ein Ungar, welcher deutsch schreibt, hier ein Böhme (wenigstens der Name klingt so), dessen Stil und Gesinnung spezifisch östreichisch ist; — beide Bücher aber stellen die Unternehmungen zweier glücklichen Feldherrn dar, und auch Schlik ist unter den Generälen der kaiserlichen Armee eine der hellsten und liebenswürdigsten Gestalten, ein edler Mann und ein großes militärisches Talent.

Auf jeder Seite zeigt das Buch den militärischen Enthusiasmus der kaiserlichen Armee, und das ist gut und löblich. Denn wie man auch über die politische Verwendung eines Heeres urtheilen mag, der Corpsgeist in demselben, das frohe Selbstgefühl, das Behagen in brüderlicher Genossenschaft und das hingebende Vertrauen an das Talent des Führers, sind in jeder Armee die nothwendigen Grundlagen für ein glückliches Auftreten derselben und a n s i c h unter allen Umständen erfreulich. Es kann keiner ein guter Soldat sein, wenn er nicht sich und sein Corps für besser, stärker und siegreicher

hält als den Feind; und erst der Glaube an das Vertrauen macht stark. Allerdings liegt etwas Komisches darin, wenn zwei solche Selbstgefühle einander gegenüber stehen. Als einst ein wackerer preußischer Unteroffizier den Recensenten mit andern Recruten in die Geheimnisse des Dienstes einweihte, war eine Hauptlehre, die er uns einprägte, der bekannte Lehrsatz, daß ein ordentlicher Infanterist mit zwei Kavalleristen unter allen Umständen fertig werden müßte. Die Sache war gar nicht zu bezweifeln. Auf kurze Distanz schießt man den Ersten nieder, springt schnell zur Seite, parirt mit den Bajonett den Hieb des Zweiten und sticht ihn dann gemüthlich vom Pferde, worauf man dem Ersten noch, wenn sich die Sache der Mühe belohnt, mit dem Kolben den Garaus machen kann. Die Sache leuchtete uns sehr ein, und wir brannten jeder vor Begier unsere Schuldigkeit an den zwei Kavalleristen zu thun. Natürlich wurde aber in der Kavalleriecaserne den Recruten ebenso eingeprägt, daß jeder Kavallerist ein Esel sei, wenn er nicht seinerseits zwei Infanteristen beseitige. Wenn wir nun einmal zusammentrafen, Infanterie und Kavallerie, Musketen und Pallasche, so verfielen wir beiderseits in ein tiefes Sinnen, und fingen an, einander betrübt vorzurechnen, daß wir kaum im Stande sein würden, unsere verf— Schuldigkeit gegen einander zu thun. Denn jede Abtheilung von uns war genöthigt zu verlangen, daß die Kavalleristen doppelt so viel Mannschaft hatten als wir, und die Kavallerie mußte nach ihren Grundsätzen ganz dasselbe fordern, und so war es gar nicht möglich, uns in ein Verhältniß gegeneinander zu stellen, welches den beiderseitigen Grundsätzen entsprach, und beiden Theilen möglich machte, sich als etwas Besseres, denn als Esel zu erweisen und den Unteroffizier zu befriedigen. Es blieb etwas Irrationales in der Rechnung, und nur eins war uns deutlich, daß der Zusammenstoß zu einer scheußlichen Metzelei führen würde. — In dem Corpsgeist einer Armee ist immer etwas ähnliches Irrationales, der Soldat muß seinen Gegner für schwächer halten, als er selbst ist, und es ist deßhalb auch so ziemlich in der Ordnung, wenn er sich ihn schlecht macht, und Lächerliches und Unwürdiges von ihm zu glauben und zu erzählen geneigt ist. Wer aber über einen Feldzug schreibt, darf nicht in eine gleiche Schwäche verfallen. Und das ist dem Verfasser sehr oft begegnet. Er ist zu eifrig bemüht, der Bravour des östreichischen Heeres die Desorganisation, Feigheit und Unsicherheit der Feinde gegenüber zu stellen. Das verräth nicht nur eine gewisse geistige Befangenheit, es ist auch für die Wirkung des Buches und woran ihm mehr liegen muß, für den Ruhm seines wackern Feldherrn nachtheilig. Denn wenn die Ungarn in der That so schwach und schlecht waren, wie er sie zu schildern bemüht ist, so geht ja ein großer Theil des Verdienstes, welches sein Corps und sein Feldherr hat, verloren. Graf Schlik selbst denkt so von seinen Gegnern nicht, und die wirklich genaue und sorgfältige Arbeit, welche mit viel Liebe und Fleiß gemacht ist, erhält durch diese Gehässigkeit, mit welcher die Gegner betrachtet werden, einen Anstrich von kleinlicher Parteigesinnung, welcher auch das Vertrauen auf ihre Details verringert. Wir meinen, einem braven Soldaten müßte es nicht schwer werden, seinem Feinde gern und reichlich Lob zu spenden. Woher kommt es, daß, namentlich unter den jüngern Offizieren der kaiserlichen Armee, eine solche Bitterkeit des Hasses gegen die magyarische Partei herrscht, daß man in den Gesellschaften der Offiziere so bruske und rohe Aeußerungen zu thun beflissen ist. Wenigstens bei dem Corps, welches Graf Schlik geführt hat, ist ein solches Renommiren über die Besiegten nicht nöthig, denn gerade dies Corps hat am meisten Anspruch auf das männliche schonende Selbstgefühl, welches den glücklichen Krieger mild und human im Urtheil über den Besiegten zu machen pflegt.

Aus dem Ende des Buches ein kurzes Portrait des Feldherrn:

Graf Schlik ist eine der angenehmsten persönlichen Erscheinungen. Seine hohe Gestalt, sein troß seiner 60 Jahre noch jugendlich kräftiges Aussehen, der schwarze Schnurrbart unter der fein geformten Nase, seine leichte elegante Haltung zu Fuß wie zu Pferd, endlich die charakteristische schwarze Binde über dem verlornen rechten Auge machen schon auf den ersten Blick einen ungewöhnlichen Eindruck, und wenn dieser imponirend genannt werden muß, so ist sein freundliches Wesen seine Zuvorkommenheit schnell Vertrauen erweckend. Die Herzensgüte, die aus Allem hervorleuchtet, was er thut und spricht, gewinnt ihm die Liebe Aller, die sich ihm nahen, so wie seine Festigkeit und Gerechtigkeit sich bei Freund und Feind Achtung erwirbt. Nach der Einnahme von Raab, als der General auf die Pußta St. János kam, wo Tags zuvor der Insurgentenführer Klapka übernachtet hatte, wurde ihm von dem Eigenthümer im Auftrage Klapka's ausgerichtet: es freue ihn, daß Schlik der Mann sei, welcher ihm die Schlappe bei Raab beigebracht, und er hoffe ihm noch öfters gegenüber zu stehen. Durch seine stete Fürsorge für die Bedürfnisse seiner Untergebenen, durch seine Theilnahme an ihren Freuden und Leiden ist er das Idol der Truppen; erscheint er unter ihnen, bricht tausendstimmiger Jubel aus, der nicht endet, bis er sich entfernt. „Vater Schlik soll leben!" rufen Offiziere und Soldaten und schwingen auf den Bajoneten den Csako. Besonders laut ertönt der Jubel nach einem Kampfe, wenn der Feldherr die Reihen entlang reitet und an die Mannschaft freundliche, anerkennende und nach Umständen tröstende Worte richtet, die, einfach aber beredt, den Mann verrathen, der vom Herzen zum Herzen spricht. In seinem Hauptquartier, inmitten seiner Offiziere, die das bis zum Luxus gastfreundliche Haus des Feldherrn füllen, ist er ein munterer, lebenslustiger Gesellschafter, der den launigen Scherz und die Sprühfunken des Witzes liebt, und mehr von seinen Abenteuern auf dem Gebiet der Galanterie, als von seinen Thaten auf dem Schlachtfelde spricht. Er ist ein Mann, der nichts von der Minute ausschlägt, und der vom Glück in Schlachten und Liebesabenteuern stets begünstigter war, als im Würfelspiel um Gold, das er mit vollen Händen ausstreuet.

Als Feldherr zeichnet ihn jener rasche und sichere Blick aus, der schnell die Verhältnisse durchschaut und für den jeweiligen Fall auch sogleich die rechten Mittel zu finden weiß. Diesem angebornen intuitiven Blick nicht minder wie seiner kaltblütigen Unerschrockenheit, so wie dem feurigen Muth, mit dem er seine Truppen aneifernd voran in's Feuer geht, hat er großentheils seine glücklichen Erfolge zu verdanken; denn mehr Praktiker als Theoretiker entscheidet er nach den Verhältnissen des Augenblicks und richtet sich nach ihnen; darum ist er der Mann der raschen That, überall selbst wirkend, mehr handelnd als befehlend, mehr Blücher als Gneisenau.

Skizzen aus Ireland (v. V. A. Huber) Berlin. Wilhelm Hertz, 1850. Eine Sammlung von Bildern und Charakterzügen aus dem irischen Volksleben, welche der bekannte Verfasser aus schätzbaren englischen Werken (Ireland, its scenery, character etc. by Mr. and Mrs. Hall, London 1843. III voll. und Ireland and its rulers, London 1844, III voll.) ausgezogen und übertragen hat. Sein Verdienst ist die Auswahl und die Form der Uebertragung. Gegen die erstere ist nichts einzuwenden. Wenn es ihm nicht darauf ankam, ein relativ vollständiges Bild von allen charakteristischen Seiten des irischen Lebens zu geben, so stand ihm ziemlich frei, solche Seiten auszusuchen, welche

ihm am meisten behagten, sobald es ihm nur gelang, den Leser zu unterhalten. Und so hat er sich vorzugsweise an die Naivetät, und den burlesken Humor der „Smaragdinsel“ gehalten, und nicht verfehlt auch bei herben Stoffen ein versöhnendes und beruhigendes Moment aufzufinden. Das Buch ist der Königin von Preußen gewidmet, hat also die Aufgabe, vor milden und frommen Frauenaugen Gnade zu finden. Die Uebertragung ist geschickt, wie sich erwarten läßt, nur stimmt zuweilen ein Ton von gebildeter Sentimentalität, den die Reden der auftretenden Irene haben, nicht ganz zu den übrigen Strichen der Bilder. Es ist Verdacht vorhanden, daß diese sanfte Zuthat auf Rechnung des Bearbeiters als eines feinen Mannes kommt. In der Vorrede sagt er, daß das Buch im Dienst der sogenannten innern Mission geschrieben sei. Die Grenzboten wissen nicht, was die innere Mission ist, und liegt ihnen auch nichts daran. Aber diese Frommen können so wenig lassen, mit ihren frommen Angelegenheiten zu renommiren, wie junge Studenten mit ihren Corpsbändern. Uebrigens wünschen wir nicht, daß die innere Mission bei Heiden und Weltkindern ein Vorurtheil gegen das Buch erwecke; es ist eine interessante, hübsche und belehrende Lectüre und Jungen wie Alten unter unserm Lesepublicum sehr zu empfehlen. Eine kleine Probe der Darstellung: wie ein blinder irischer Sackpfeifer von der Sängerin Catalani vernimmt und nach Dublin reist, sie zu hören. Rory Oge, der Pfeifer, erzählt selbst:

„Am folgenden Abend waren wir in Dublin; die Dubliner waren aber so toll hinter der fremden Sängerin her, als sie es jetzt hinter den ekelhaften kreischenden Blechkerlen sind. (Der Dudelsackpfeifer haßt die neue Mode der Blechinstrumente.) Bei der Hand des O Sullivan — sie haben doch nicht mehr eigentliche Musik in sich, als ein Zug von Müllereseln! — — — Also — ich denke in meinem Sinn: „Da du doch ein geborner Musikus bist, und alle deine Vorfahren vor dir, diese letzten hundert Jahre wenigstens, so kannst du, um der Ehre des Landes willen, ihr gar wohl deinen Besuch machen, obgleich sie nur eine Fremde ist.“ Die Wahrheit ist, ich schämte mich in Grund der Seele hinein, von wegen der Burschen, die sie da um sich hatte, und die ihr gar und ganz keinen Begriff von der wahren Musik unseres armen, alten Irelands geben konnten mit ihrem Blech und ihrem Gekreisch alle Abend, die Gott werden ließ, dort in dem großen Theater. — Also gut — ich mache meine Pfeife rein und sehe sie nach, daß Alles in Ordnung, und mir und meinem Jungen die besten Kleider auf den Leib. Und so schick' ich der fremden Dame meine Karte hinauf, und daß Ihrs genau wißt, ich schrieb meinen Namen auf Carreau As: „Rory Oge, der Pfeifer von ganz Ireland und Sr. Majestät des Königs, wird sich eine Ehre draus machen, Madame Katherlany in die Schönheiten der irischen Musik einzuführen.“ Ihr seht, Freunde, die Ehre von Altireland und seine Musik gab mir Muth ins Herz, und so schritt ich die Treppe hinauf und stracks ins erste Zimmer, so keck wie ein Schafbock, und ehe sie ein Wort sagen konnte, trug ich ihr vier Verse vor, die ich selber zu ihrem Lobe gemacht hatte. Oho, Ihr Mädchen dort, Ihr mögt immerhin zusammen kichern; aber das kann ich Euch sagen — die fremde Sängerin, Katherlany, hatte bessere Manieren! „Mastere Ror Ogere — sagte sie freundlich und herzig, als wär' sie in Ireland geboren und gezogen, obgleich sie ein wenig ausländisch sprach — Sie sein mir sehr wilenkomm!“ Und dann mußte ich Platz nehmen und ihr einen echten irischen Jig vorspielen. Das that ich denn; aber erst, nachdem ich ihr begreiflich gemacht, daß ich kein gewöhnlicher Moortraber von Pfeifer sei, der nichts als einen Jig zu spielen verstehe; sondern daß ich Alles spielen könne, Händel und Peter Purcel und wie die Parlyvoos alle heißen. Und unter all' den Roratoreys und all' dem Zeug ist doch nichts, was einem Marsch das Wasser reichte, den mein Vater gemacht und womit er einem alten lahmen Oberst wieder auf die Beine geholfen. Und das nenn' ich die Kraft der Musik! Aber sie dachte vielleicht anders und bat mich nicht, ihn zu spielen und vielleicht gefiel er ihr auch nicht; denn am Ende war's eben doch eine Ausländische. Aber als ich ihr eine nach der andern, die schönen alten Weisen hören ließ, deren Lieblich-

keit nie schwach und deren Kraft nie roh ist — da: „Ogere, mein Kleinod!“ ob sie ihr wohl eingingen wie Honigseim! Und: „Halt Mastere Rory Ogere!“ sagte sie mit eins — und nun hättet Ihr hören sollen, der Schatz, wie sie die Weisen wiedergab mit ihrer Engelsstimme klar und rund, ein Ton nach dem andern, wie die Silberglocke, womit die Elfen in der Johannisnacht ihre Kirmes einläuten. Und dann gleich wieder: „Eine andere, Mastere Ogere!“ Und sobald ich die nächste gespielt hatte, sie gleich wieder mit ihrer Stimme dahinter. Und bei alle dem vergaß sie nicht, den kleinen Jungen hereinrufen zu lassen und ließ ihm aufwarten, wie eine Königin, die sie war. Und dann sagte sie: hätte ich ihr eins gepfiffen, so wolle sie mir jetzt eins singen.“ Darauf schwieg Rory einen Augenblick ganz nachdenklich. „Und weiter, Rory Oge — wie wurde es, Agra?“ — fragte endlich eine lustige Dirne, die offenbar sehr in Gnade bei ihm stand. „Ja, wie ging es weiter? — hob Rory mit einiger Verlegenheit wieder an. — So ging es, daß ich nach einer Weile meine Würde und die Musik von Altireland vergaß ganz und gar, und vor der fremden Sängerin auf die Kniee fiel; und da lag ich, ich wußte nicht wie, noch warum, bis sie fertig war mit Singen. Und, Ihr Mädchen, Ihr werdet es kaum glauben; aber es ist wahr, die Fremde verleidete mir mit ihrem Gesang meine Pfeife! Das that sie, beim Kuckuk! — Es brauchte eine Woche und länger, ehe ich auch nur wieder einen Ton aus meinem Sack herausquetschen mochte. Und das beste war, daß ich ihr einen Geschmack von unseren Weisen gegeben hatte, ehe sie sang, denn hinterdrein hätte ich ihr keinen Ton vorspielen können. Und darnach könnt Ihr Euch denken, was sie war; und wenn Gott mir einen Augenblick nur hätte die Augen geöffnet, damit ich hätte sehen können, ob ihr Gesicht war wie ihr Gesang, ich glaube — die heilige Mutter Gottes wolle es vergeben! — ich glaube aber, ich würde zufriedener sterben, wenn mein Stündlein kommt.“

„Rory Oge — sagte ein hübsches blauäugiges Mädchen, um den Alten wieder auf fröhlichere Gedanken zu bringen, indem sie uns zuwinkte — wißt Ihr noch voriges Jahr, als Ihr eben auf demselben Faß saßet, wo Ihr jetzt sitzt, und nichts hörtet, noch merktet, weder die Rauferei der Factionen draußen, noch daß sie Euch fast das Zelt über dem Kopf einrissen, noch irgend was — und wie Ihr die alte Molche Brenan küssen wolltet, weil Ihr meinet, ich sei es, und Eure Frau kam dazu, und — — —“ — „Die Eifersucht spricht aus Dir, Peggy, weiter nichts!“ lachte der Alte. — „Nein, nein — aber damals hatte das Blech das Leder noch nicht ganz verdunkelt — darum wart Ihr so übermüthig, Rory, — fuhr der Quälgeist fort. Das war aber dem Pfeifer zu viel, ehe man es sich versah, hatte er seinen Hut nach der Richtung geschleudert, wo die neckende Stimme herkam. „Zum Henker mit allem Blech! — rief er dabei — und ich hoffe, ich erlebe noch das Ende von all' den gröhlenden, kreischenden, schnarrenden Vagabunden.“ „Nun einmal habt Ihr sie schon tüchtig untergekriegt — bemerkte das Mädchen, um ihren Frieden mit dem Pfeifer zu machen — und das war in der Hauptstraße in Killaloe, sagen die Leute.“ — „Du bist doch eine brave Dirne, Peggy — sagte der Alte schnell versöhnt — und was wahr ist, bleibt wahr. Ja, in der Hauptstraße von Killaloe war es, und dort zogen die blechernen Tagediebe heran, die ganze Bande, mit ihrem sächsischen: „Gott erhalte die Königin!“ und der ganze Schweif von Narren hinter ihnen her; und hier stand ich mit meiner armen alten Sackpfeife. Aber, als ich: „St. Patriks Tag“ aufzuspielen begann, recht mit allen Registern, da hättet Ihr sehen sollen, wie bald alles Volk, Groß und Klein, mir zuströmte, daß sie ganz beschämt und begossen abziehen mußten, die fremden Landstreicher!“

Die Erinnerung dieses vereinzelten Triumphes vermochte jedoch unsern Freund Rory nicht lange über den drohenden Untergang der vaterländischen Musik zu täuschen oder zu trösten, und er versetzte uns endlich in eine so sympathetische Stimmung, daß wir nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit von ihm als von dem letzten der Pfeifer Abschied nahmen.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Cäcilie von Albano.

Trauerspiel von Mosenthal.

Aus Berlin.

Das Stück ist durchgefallen, obgleich es in seiner Art nicht schlechter ist, als die frühere Tragödie unsers Dichters, Deborah, welcher der Leichtsinn unserer Kritik einen so maßlosen Erfolg bereitete. Der Grund dieser verschiedenen Aufnahme liegt lediglich in der Verschiedenheit des Stoffes.

Deborah war ein poetischer Beitrag für das Thema der Judenemancipation. Bei einer populären Sache kommt es nicht darauf an, daß man etwas Neues oder etwas Wahres erfährt, wenn nur die currente Empfindungsweise, die sogenannte öffentliche Meinung, einen lebhaften und beredten Ausdruck findet. Gutzkow's Uriel Acosta vertheidigte mit Wärme und moralischer Entrüstung die Sache der lichtfreundlichen Reformjuden, und in der Befriedigung über diese Gerechtigkeit, die dem Zeitgeist zu Theil wurde, übersah man, daß die Träger der beiden feindlichen Principien sehr schwächlich, charakterlos und phrasenhaft behandelt waren; im Gegentheil war die Schwächlichkeit, Charakterlosigkeit und Phrasenhaftigkeit des herrschenden Geistes vollkommen damit zufrieden, sich selbst im Spiegel anzuschauen; sie fand ihre eigenen Züge, wo nicht von regelmäßiger Schönheit, doch zum mindesten interessant. Daß die religiöse Intoleranz für liebenswürdige Gemüther etwas Unbequemes hat, war nicht neu, aber man ließ es sich gern wiederholen. „Es ist eine alte Geschichte, um mit Heine zu reden, doch bleibt sie ewig neu" u. s. w., oder nach dem Ausdruck der Tragödie selbst: „Alles schon dagewesen."

Mosenthals Deborah hatte denselben Erfolg, und aus demselben Grunde. Religiöse Intoleranz kränkt liebenswürdige Gemüther, bringt Zwist in die Familien, bricht die Bande der Natur u. s. w. Alles schon dagewesen. Aber mit

wie zarter Schonung der Gegensätze! Das rachsüchtige Judenthum schließt mit einem vergebenden Blick, und der Hochmuth der christlichen Einseitigkeit bekehrt sich so weit, daß er schließlich jüdische Schulmeister anstellt, um die Kinder in der allgemeinen Naturreligion zu unterrichten.

Weiter konnte man in der Aufklärung nicht füglich gehen, und das sittlich erhobene Publikum legte wenig Gewicht darauf, daß diese totale Versöhnung nur darum möglich wurde, weil die Träger der beiden Principien sich einer molluskenartigen Natur erfreuten, und darum Jahrhunderte lang sich an einander reiben konnten, ohne das eine am andern zu zerschellen.

Schon damals habe ich*) auf die beiden Hauptpunkte aufmerksam gemacht, welche, trotz des lyrischen Schwunges, der dem Dichter keineswegs fehlt, die Kritik zu einer absoluten Verwerfung des Stücks bestimmen mußten.

Die eigentliche Dialektik der sittlichen und psychischen Bewegung geht hinter den Coulissen vor, und fällt in die Zwischenacte. Was auf der Bühne vorgeht, ist nur das Resultat dieses nicht dargestellten Processes: ruhende Momente lyrischer Stimmung, oder Gruppirungen mit Musikbegleitung und bengalischer Flamme. Eine Reihe lyrischer Stimmungen, die in einer gewissen Successivität zu einander stehn, macht aber noch kein Drama aus.

Dieser ästhetische Vorwurf geht nothwendig auch in einen sittlichen über. Personen, die uns nur in einer Reihe von Stimmungen erscheinen, verlieren die Einheit des Charakters, und haben kein Recht, sich als Träger sittlicher Principien zu gebärden. Ich habe das damals, nach meiner Weise, etwas plastisch, aber wie mich dünkt, sachgemäß, ungefähr so ausgedrückt: der Held ist ein Lump, der mit seinen Empfindungen schachert, und bei dem es daher vollkommen gleichgültig ist, was er zu empfinden vorgibt, und die Heldin ist eine hysterische Person, die mit ihrer Leidenschaft nur große Anläufe macht, um gleich wieder in den Sumpf unbestimmter Sentimentalität zu versinken; ein melodramatischer Akkord, der aus der jedesmaligen Situation entspringt, aber in keiner harmonischen Verbindung zu den Tönen steht, die ihm vorangehen, und die ihm folgen; eine dramatische Figur also, deren Drohung Niemand einschüchtern, deren angebliches Leiden Niemand rühren darf, denn sie gibt sich nur die Miene, zu hassen und zu leiden.

Beide Vorwürfe finden auf das neue Drama unseres Dichters vollkommen ihre Anwendung, und diesmal hat das Publikum seine Schwächen darum bemerkt, weil sie nicht mehr durch einen populären Gegenstand verdeckt werden.

Freilich hatte ich im Anfang die Ueberzeugung, wir wären mitten in unsere eignen politischen Wirren geschleudert. Ein norddeutscher Fürst, geistvoller Protector der schönen Künste und Wissenschaften, dem man von Seiten der Nation die Kaiser-

---

*) Grenzboten 1849 Heft. 43.

krone anbietet, der aber von Gefühlsconflicten, von der Rücksicht gegen andere Fürsten, der Neigung zum Frieden u. dgl. — nach so verschiedenen Seiten bewegt wird, daß er den günstigen Moment vorübergehen läßt — ich fing schon an, mich darüber zu wundern, daß die Berliner Hofbühne das Wagniß solcher Anzüglichkeiten übernehme; aber ich wurde durch die Fortsetzung bald enttäuscht, die Anspielung war nirgend anders gewesen, als in meinem eigenen Gemüth, das sich der leidigen Politik nicht entschlagen konnte.

Davon abgesehen, haben wir ein Hohenstaufenstück wie andere der Art. Der Inhalt ist folgender. Der Held ist Otto von Braunschweig, Sohn Heinrichs des Löwen, Gegenkaiser Philipps und Friedrichs II.

Erster Act. Otto's Vasallen, sowie die Norddeutschen Fürsten und die Abgeordneten der Kirche, äußern ihre Unzufriedenheit darüber, daß Otto sich noch immer nicht entschließen kann, die ihm angebotene Krone anzunehmen. Theils halten ihn moralische Bedenken zurück, theils die Liebe zu einer jungen schönen Italienerin, die er mit sich führt, Cäcilie von Albano. Vergebens suchen sie ihn diesem Gefühlsconflicte zu entreißen. Er will auch in politischen Dingen lediglich seinem Herzen folgen — ein Vorhaben, in welchem er von einer romantischen Person in seiner Umgebung, einem Harfner, wesentlich bestärkt wird — und beschließt endlich, da dieses Herz nicht deutlich genug zu sprechen scheint, die Entscheidung seiner Geliebten zu überlassen.

Diese hat den jungen Fürsten einst auf ihrem Landgut aufgenommen, als alle Deutschen von den Italienern umgebracht wurden, und ihm das Leben gerettet. Es hat sich dann ein Liebesverhältniß zwischen ihnen gebildet, und sie ist mit ihm aus dem väterlichen Hause entflohn. Der Vater, wie wir später erfahren, hat ihr geflucht, und ist dann gestorben. Sie glaubt also ungemessene Ansprüche auf Otto's Liebe und Dankbarkeit zu haben. — Es ist ihr aus Italien eine junge Römerin gefolgt, Namens Lara, theils um die „Vertraute" der französischen Comödie zu spielen, und ihrer Gebieterin Gelegenheit zu geben, sich über ihre Empfindungen und Entschlüsse auszusprechen, theils um ihre Ueberspanntheit durch bösen, wenn auch gutgemeinten Rath zu steigern. — Cäcilie ist ehrgeizig, und insofern wäre ihr die Krone ganz erwünscht; aber sie ist auch eifersüchtig, und möchte ihres Geliebten Neigung auch nicht einmal mit diesem kostbaren Spielzeug theilen. Sie hat ihn bis dahin zurückgehalten, um den Thron zu werben. Zuletzt aber faßt sie die Frage von einem höhern Standpunkt. Erst soll er sich in dem Kampf um die Krone als Held bewähren, und dann der Krone zu Gunsten seiner Liebe entsagen. Als er sie also fragt, ob er König werden soll oder nicht, ruft sie ihm ein stolzes Vorwärts! zu, und er zieht aus, nachdem er vorher das Gelübde abgelegt, in ihren Armen zu sterben.

Zweiter Act. Otto liegt mit seinem Heere vor Aachen. Die Einnahme dieser Stadt soll über das Schicksal des Reichs entscheiden. — Cäcilie ist ihm

nachgereist, da trifft sie unterwegs der Maschinist des Stücks, Kurfürst Markulf, Abgeordneter des Papstes, und eröffnet ihr, der heilige Vater werde sich nur dann für Otto entscheiden, wenn dieser den Umgang mit Cäcilie abbricht. Wir erfahren hier erst, daß Otto eigentlich verheirathet ist. Cäcilie soll also eine der Situation entsprechende Seelengröße entwickeln, und ihrem Geliebten entsagen, um ihm die Krone zu sichern: außer dem Papst haben auch noch der König von England und einige andere Potentaten die gleiche Bedingung ihres Beistandes gestellt. — Von dieser Resignation ist in Cäciliens Seele keine Spur, sie freut sich vielmehr, daß nunmehr der große Augenblick gekommen ist, wo Otto's Liebe die Probe bestehen soll. — Nach den unvermeidlichen Volks- und Schlachtscenen zieht Otto in Aachen ein, und beweist die schickliche Großmuth, Milde und Gerechtigkeit. Die päpstlichen und brittischen Abgeordneten bringen ihren Auftrag vor. Er weist sie zornig zurück. Nimm die Sache nicht zu leicht! ruft ihm Cäcilie zu, es steht in der That so, ich bin das Hinderniß, das zwischen Dir und der Krone steht; wen ziehst Du vor? — Beide! ruft Otto, indem er sie unter den Arm nimmt, ich bin Manns genug, mich ohne den Papst und ohne England zu behaupten. — Er zieht stolz in die Kirche ein, große patriotische Gruppe.

Dritter Act. In der Zwischenzeit sind alle Hindernisse beseitigt. Nicht allein ist Kaiser Philipp zu gelegener Zeit durch Otto von Wittelsbach ermordet, und unser Freund allgemein anerkannt, sondern es ist auch seine Gemahlin gestorben, und Otto's Hand ist frei. Er könnte jetzt Cäcilien heirathen und als glücklicher Gatte regieren, aber dann wäre des Stück zu Ende. Es ist Kälte zwischen den beiden Liebenden eingetreten, aus welchen Gründen, davon erfahren wir kein Wort. Genug, seit drei Tagen ist Cäcilie in einem Kloster des Orts, wo Otto sich aufhält, und dieser hat sie noch nicht besucht. — Mittlerweile spielen die Maschinisten weiter. Kaiser Philipp hat eine Tochter hinterlassen, Beatrix, diese soll Otto heirathen, um den alten Zwist der Welfen und Hohenstaufen zu enden. Will er das nicht, so soll der junge Friedrich, der letzte Hohenstaufe, als Gegenkaiser aufgestellt werden. Das ist aber nicht nöthig, er hat sich selber als solchen producirt, ist gefangen genommen und sitzt auf einem der kaiserlichen Schlösser; der Burgvogt wird ihn nur herausgeben, wenn Kaiser Otto seinen Siegelring schickt. Diesen Ring hat er Cäcilien anvertraut. — Alle diese Gespräche belauscht Lara, die über Otto sehr aufgebracht ist, weil er ihre geliebte Gebieterin vernachlässigt; sie brütet sofort über einem Plan. — Beatrix wird dem Kaiser vorgestellt und findet Gnade vor seinen Augen; eigentlich liebt sie den jungen Friedrich, aber sie scheint nicht sehr leidenschaftlicher Natur zu sein. Ob Otto sich sofort in sie verliebt, oder ob es nur politische Rücksichten sind, die eine Annäherung herbeiführen, erfahren wir nicht. Genug, Otto begibt sich sehr verdrüßlich in das Kloster, wo Cäcilie in Verzweiflung seiner harrt. Er behandelt sie auffallend

schlecht. Sie stellt ihm vor, es sei nun doch so weit gekommen, daß die Krone mit der Liebe collidire, er möge der Krone entsagen. Er fragt sie, ob sie nicht recht bei Sinnen sei, gesteht sogar, er habe schon an eine politische Heirath gedacht, obgleich ganz insgeheim, und wird endlich so aufgebracht, daß er ihre Flucht aus dem Vaterhause ihr als ein Verbrechen vorrückt, und ihr erklärt, er werde sie nicht eher wieder besuchen, als bis sie vernünftig geworden sei; mittlerweile wolle er ihr einen Arzt schicken. — Große Verzweiflung. Halt! ruft Lara, ich sehe den Ausweg. Otto will freiwillig seiner Krone nicht entsagen, er muß dazu gezwungen werden. Wenn der junge Friedrich von Hohenstaufen aus seinem Gefängniß befreit wird, so ist ihm der Sieg gewiß, und Otto, durch die Krone nicht mehr gehindert, wird in Deine Arme zurückkehren. Gib mir den Ring, den Du von ihm hast, ich reite damit eilig in den Kerker, wo er gefangen ist, und gebe ihm die Freiheit. — Nein! nein! das wäre Verrath! das thue ich nicht. — Aber Lara in ihrem Jubel eilt mit dem Ring ab. Cäcilie fällt in Ohnmacht.

Vierter Act. Friedrich ist befreit, und der größte Theil Deutschlands ihm zugefallen, alle Welt ist neugierig, durch wen er befreit sein kann, und zornig über den Verräther. Otto erklärt jetzt feierlich, er wolle sich mit dem Papst versöhnen, und Beatrix heirathen. Diese willigt ein, troß ihrer Liebe zu Friedrich, sie werden verlobt und eingesegnet. — Jetzt kommt es heraus, daß Cäcilie die Schuldige ist. Ganz wie in der Deborah, ist der Held sehr erfreut, nun einen Grund zu haben, seine verlassene Geliebte zu verachten und sich vor sich selber zu rechtfertigen. Sie wird vorgeführt. In Trauerkleidern. — Allerdings bin ich es gewesen. — Entsetzlich! so gib mir wenigstens deine Gründe an. — Die Zeugen werden entfernt, sie bleiben allein. — Wenn du sie nicht fühlst, so kann ich sie dir auch nicht sagen. — Gut, schamloses Weib! Eigentlich sollte ich dich hinrichten lassen, aber in Anbetracht unserer früheren Liebe will ich dir das Leben schenken. Binnen drei Tagen entfliehst du aus dem Land, sonst trifft dich der Tod. — Mit einem stummen Blick des Vorwurfs und einem innern Kampf der Liebe geht sie ab.

Fünfter Act. Otto von den Feinden eingeschlossen. Er träumt von den schönen Tagen, die er mit Cäcilien zugebracht. Er läßt Beatrix kommen. — Liebe Beatrix! Eigentlich liebst Du Deinen Friedrich doch mehr als mich, zudem er Dein Verwandter, geh zu ihm! — Wenn es nicht anders sein kann, auch gut. — Lange Umarmung; der Morgen graut. — — Schlachtgewühl. Cäcilie und Lara winden sich durch Dornen nnd Schlingpflanzen auf die Bühne. Lara, von einem Pfeil getroffen, stirbt hinter der Scene. Cäcilie will ihren Geliebten retten und mit ihm entfliehen. Sie küßt ihn sterbend. — Fühlst Du jetzt, warum ich es gethan? — Jawohl! aus zu großer Liebe! — Sie stößt sich den Dolch in das Herz und küssend sterben sie mit einander, wie er es einst gelobt;

der Sieger Friedrich erscheint als Fortinbras, um dem königlichen Todten die Trauerrede zu halten. —

Von einem historischen Trauerspiel im höhern Sinn ist keine Rede. Der Conflict ist kein tragischer, sondern ein lyrisch sentimentaler, ja er beruht auf einem Gefühls-Raffinement, das seiner ganzen Natur nach ebenso unhistorisch, als undramatisch ist. Und doch widerstrebt der Stoff an sich keineswegs einer dramatischen Behandlung. Ich erinnere an eine Oper von Auber, die Favoritin, in welcher die Macht der Liebe, der Stolz einer freien Persönlichkeit sich den abstracten Betrachtungen der Politik und dem fanatischen Spiritualismus der Kirche gegenüber geltend macht. Aber dann muß der widerstrebende Held ein Mann sein, und die Träger des kirchlichen Princips erfüllt von ihrer einseitigen, aber großen Idee. Hier ist die Kirche durch ein paar gefräßige Pfaffen und habsüchtige Politiker repräsentirt, und der Held ist ein Spielball aller Winde. Was soll da für ein Conflict herauskommen! Was nützen uns die lyrischen Momente auf der Scene, wenn wir doch jedesmal erwarten müssen, im Zwischenacte werde eine Veränderung vor sich gehen, die zu dem Vorhergehenden und Nachfolgenden in keinem Verhältniß steht. Der Mangel an Kraft wird dann zuletzt durch unnöthige Grausamkeit ergänzt; der arme Otto muß gegen alle Geschichte auf dem Schlachtfelde sterben, Cäcilie tödtet sich selbst und von den übrigen mitspielenden Personen werden fast alle getödtet.

Der Mangel an historischem Ernst und historischer Treue soll verdeckt werden durch das sorgfältig ausgearbeitete Detail. Wir haben die Volksscenen, in denen seit Shakspeare die Unmündigkeit der Masse in einer nachgerade etwas ermüdenden Breite sich ausspricht, Soldatenscenen, und eine Masse romantischer Figuren: geistreich sentimentale Harfner, aufopfernde Dienerinnen, Mönche, treue Vasallen u. s. w. Die Sprache hat ihren Schiller'schen Schwung nicht verloren, aber es ist dem Dichter nicht gelungen, jenen ernsten Stil, den z. B. Kleist in seinem Prinzen von Homburg so glücklich getroffen hat, und der allein uns gleichsam mit historischer Luft anweht, wiederzufinden. Die Sentimentalität des Inhalts geht auch auf die Form über.

Die Krisis in Frankfurt.

Unter allen Gemeinheiten, welche wir in zwei Jahren so reichlich genossen haben, ist das zänkische und intriguante Treiben unserer Diplomaten zu Frankfurt das Gemeinste, und es ist schwer zu sagen, ob der Gleichgültigkeit, mit welcher

die Nation die unglücklichen „Bundesverhandlungen" betrachtet, mehr Verachtung oder mehr Widerwillen beigemischt ist. Der ganze Kampf geht darum, daß Oestreich mit seinen Bundesgenossen die Versammlung als Bundesplenarversammlung betrachtet wissen will, deren Beschlüsse obligatorisch auch für Preußen und die Unionsstaaten gelten sollen, während die preußische Partei — jetzt bereits die schwächere — ihr nur den Charakter freier Conferenzen zuerkennen will. Hinter dieser Differenz über einen formalen Punkt versteckt sich die ganze feindliche Politik der Union und der Liga. Oestreichs Aufgabe ist: durch brüskes Auftreten, durch Intriguen und Temporisiren die preußische Partei mürbe zu machen und aufzulösen, und Preußen ist bis jetzt auch wieder der allerdings sehr gebildete Pierrot gewesen, welcher sich ein Bein nach dem andern stellen ließ, und mit einer Geduld, für welche es kein erhebendes Beiwort gibt, auf jede Zögerung und jeden Nasenstüber mit geistreich motivirten brüderlichen Vorstellungen antwortete. Während Oestreich pfiffig, berechnet, kühl seinen Schlangenweg ohne Unterbrechung vorwärts geht, macht Preußen in Pausen große Anläufe ohne auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen, leidet an Wallungen, einer Fülle von Phrasen, einer höchst unpraktischen Spitzfindigkeit und einer rücksichtsvollen Hochachtung vor allen Gegnern, welche Hochachtung die preußische Regierung selbst edle Uneigennützigkeit nennt, die in Wahrheit aber nichts als begehrliche Schwäche ist. Statt im Fürstencollegium den beiden Hessen das Pistol auf die treulose Brust zu setzen, und dem östreichischen Cabinet durch definitive Constituirung der Union Ernst zu zeigen, statt jetzt bei Abschluß des dänischen Friedens, wo Oestreichs Intriguen ihm bereits mit Schmerzen klar geworden waren, durch definitive Constituirung der Union wenigstens einige Sympathien in der Nation zu erhalten und das gänzlich verlorene Zutrauen einigermaßen wieder herzustellen, treibt sich seine Staatsweisheit auf dem unglücklichen Felsboden von Interim's und Provisorium's umher, auf dem jedes Aufblühen eines frischen Lebens unmöglich wird. Jeder Tag dieses halben, unsicheren Zustandes nimmt Preußen mehr Terrain unter den Beinen weg, und was ihm die Volksansicht über den dänischen Frieden außerdem nehmen wird, ist noch gar nicht abzusehn.

In dieser jammervollen kläglichen Zeit, welche der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege und vor dem Kriege von 1806 so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, wird man sehr genügsam und schon ein leises Symptom von Courage vermag eine gewisse geringe Befriedigung zu gewähren. Eine solche mühen wir uns vergebens in der preußischen Note vom 2. Juli an Oestreich zu finden, welche dem Fürstencollegium mitgetheilt und am 17. durch den Staatsanzeiger publicirt wurde. Durch diese Note wird in dem bekannten breiten biedern und demüthigen Stil des preußischen Notenverfassers unter bundesbrüderlichen Grüßen lebhaft bedauert, daß Graf Thun in Frankfurt so rücksichtslos sei, der Union gar keine Concessionen zu machen und daß Oestreich darauf bestehe, Preußen solle die Union

aufheben. Da nun die Verhandlungen im Begriff seien, sich zu zerschlagen, so mache Preußen den neuen Antrag „die Verhandlungen über das Definitivum der deutschen Bundesverfassung unverzüglich zu beginnen, so daß die östreichische Partei ihre Vorschläge an alle Genossen des deutschen Bundes machte, und diesen, ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit gemäß überlassen bliebe, in welcher Weise sie denselben mit ihren nähern Verbündeten in mehr oder weniger gemeinsame Berathung und Erwägung ziehen wollten." — Dieser Vorschlag heißt: ihr braucht unsere Union ja nicht anerkennen, wir verlangen das nicht, die Unionsregierungen können untereinander berathen; wenn eine nicht will, kann sie auch einzeln ihre disparate Ansicht geltend machen. Das ist eine Concession, welche leider unmännlich genannt werden muß, eine Kränkung für die Union, und überdies eine kleinliche und unpraktische Maßregel. Wenn Preußen nicht jetzt eine Anerkennung der Union durchsetzt, hofft es diese bei den Verhandlungen selbst durchzusetzen, hofft es irgend Etwas von Verhandlungen, welche an diesem Punkte scheitern werden, so gut wie die jetzige Versammlung? Und ist das nicht ein indirectes Aufgeben der Union selbst, wenn die einzelnen Regierungen für sich, und nicht in corpore auftreten. Der Vorschlag ist zu spitzfindig, um klug zu sein. Oestreich wird, wenn es noch auf neue Eroberungen im Unionsgebiet zu hoffen hat, nicht geradezu ablehnen, sondern dies neue Zeichen von Halbheit freudig ausbeuten, und von Neuem versuchen, Preußen noch weiter von seinem Terrain herunterzudrängen und hinter seinem Rücken unterdeß zu operiren; fühlt es sich aber stark und Preußen schwach genug, so wird es offen trotzen und selbst auf diesen demüthigen Vorschlag nicht eingehn.

Uns hilft leider nur noch Trommelschlag! So weit hat es Preußen gebracht, daß es nach allen Demüthigungen und politischen Niederlagen da wird aufhören müssen, womit es kühn hätte anfangen sollen. Die achtzehn Millionen Thaler in diesem Frühjahr auf Soldatenbeine verwendet, ein Unionsheer aufgestellt, hätte das Cabinet Schwarzenberg 50 Millionen Gulden auf Rüstungen gekostet; die waren in diesem Frühjahr nur durch Verderben des Kaiserstaats zu beschaffen; jetzt ist es möglich, auch sie noch in die östreichischen Kassen hinein zu zaubern. Was im Frühjahr noch verhältnißmäßig leicht, sicher, imponirend gewesen wäre, das wird jetzt verhängnißvoll werden. Und doch wird es die letzte Hülfe sein, aber die Hülfe der verzweifelten Rathlosigkeit! Und doch werden wir, die deutsche Partei zu Preußen stehn und sein Schicksal theilen müssen, wie es auch falle!

Bilder aus dem Fürstenthum Serbien.

1. Die würdige Stadt Kragujevacz.

Ob es der schwarze Wein von Negotin war, oder die schwarzen Augenbrauen der serbischen Damen, oder eine weniger liebenswürdige Veranlassung, die Ihrem treuen Bundesgenossen wieder den rothen Fez auf das Haupt gedrückt hat, und zwei lächerlich große Pistolen in den serbischen Gurt, das wird Ihre Leser nicht sehr interessiren. Kurz, ich liege wieder hier unter wilden Genossen weit hinter der weißen Save und der braunen Donau, mitten im Herzen des Fürstenthums, auf einem gesegneten Landstrich, der erdzungenartig von den beiden Moraven eingeschlossen wird, am Berge Rudnik, sechzehn geographische Meilen hinter Belgrad, in der alten Hauptstadt Kragujevacz, einer höchst respektabeln, alten, wunderlichen Serbenstadt, einem wahren Schatz für blasirte Reisende, der nur die eine Unbequemlichkeit aller Schätze hat, daß er schwer zu finden ist. Da mir das Spreizen der russischen Partei Belgrad verleidet hatte, versuchte ich nicht ohne Schwierigkeit hierher zu reiten. Die Verbindung beider Residenzen wird durch eine alte, gepflasterte, streckenlang mit Gras und Moos bewachsene Heerstraße bewirkt, auf welcher die Pflasterung stellenweise eingesunken und sehr holprig ist. Mein armer Leib litt, als wir auf landesfürstlichen Postkleppern aus der ersten Residenz nach der zweiten trotteten.

Eine solche Straße und so gesattelte Klepper! Die fürstlichen Postklepper — in Serbien gibt es nur Reit-Posten — sind in Janitscharen Weise gesattelt, mit den widerlichen, hohen, hölzernen Sätteln, welche zwar ein wenig mit Kälberhaaren gepolstert und mit leidlich reichen Brust- und Rückenlehnen ausgestattet sind, aber eine jedem nordländischen Reiter unerträgliche Lage des Körpers erfordern, namentlich werden die bedauernswürdigen Beine von den Wänden des Sattels gedrückt und in schaufelförmige Steigbügel gestellt, in unnatürlicher Stellung, die halb ein Knien, halb ein gebücktes Sitzen ist. Und das häufige, mühsame Absteigen bei all den gefährlichen Brückenpassagen, wo der Reiter das Roß nach sich führen muß, und wenn, was ohne Aufhören geschieht, etwas am Lederzeug der Sattlung reißt, und auf den Stationen, wo die Pferde gewechselt werden! Das Gepäck trägt ein zweites Pferd, auf welchem der Postknecht reitet, bis an die Zähne bewaffnet, zugleich eine Art von Schutz für den friedlichen Reisenden, obwohl die Sicherheit auf allen serbischen Straßen größer ist, als in den Nachbarländern. Denn der Eifer der serbischen Polizei ist höchst achtungswerth, nur ihre Humanität ist nicht immer tadellos; ihre Methode ist das soge-

nannte abgekürzte Verfahren, eine kleine Pistolenkugel statt eines langen Criminalprozesses. Der Postknecht kömmt deßhalb fast nie in den Fall, seinen Passagier zu schützen, öfter aber, wenn dieser ein schlechter Reiter ist, die Pferde an dem Zügel zu führen, oder, wenn sie müde geworden, mit einem spitzen Stock unter gräßlichen Kernflüchen zum raschen Trott anzustacheln. Ein Tartarin (Courier) reitet jedesmal zwei Stationen vor dem Postreisenden voraus, um die Pferde zu bestellen, welche häufig erst auf den weiten Weideplätzen mit Anstrengung eingefangen werden müssen.

Ich schreibe dies im ersten und letzten Gasthof von Kragujevacz und habe sein unscheinbares Dach in einem Rest von abendländischem Unabhängigkeitsgefühl gewählt. Man ist hier nicht sehr auf Herbergsgäste eingerichtet, weil selten welche kommen. Die Minister und höhern Staatsbeamten steigen nie im Gasthof ab, gewöhnlich besitzen sie im Orte einen eigenen Konak oder eine schlichte Villa in der Nähe. Andere Serben, die etwas in Kragujevacz zu schaffen haben, haben ihre Privateinkehr, da die sprüchwörtliche Gastfreundschaft der Slaven in Serbien noch in voller Blüthe besteht. Mein Gasthof liegt ziemlich am Eingange des Orts, etwas erhöht, so daß ich von dem holzgezimmerten Balkon fast die ganze Stadt — ein romantisches Bild — bequem übersehen kann. Ich lagere auf dem grüngepolsterten Balkonsopha und rauche in der Abendkühle zum duftigen Mokkatrank den noch duftigern Cibuk.

Die Stadt vor mir hat 300 Häuser, welche von Holz und Fachwerk im morgenländischen Stile erbaut sind, viele mit frischem Farbenanstrich bunt verziert. Am höchsten erhebt sich die griechische, nicht unirte Kirche, ein Neubau des Fürsten Milos Obrenoviez, der hier zuerst seinen Fürstenstuhl aufschlug; im neuitalienischen Stile, prunkhaft, mit einer unheimlichen, zwiebelähnlichen Kuppel des Thurmes, die zum Ueberfluß mit blankem Blech beschlagen ist. Die guten Serben sträuben sich, den byzantinischen Stil, welchen böhmische Architekten hier einführen wollten, für ihre neuen Kirchenbauten anzunehmen, obgleich derselbe doch an den ältesten Kirchen in Serbien und Bulgarien vorkömmt, dem Klima wie dem serbischen Kultus vollkommen entspricht und so angenehm panslavistisch ist. Das Volk schätzt einmal plumpe Zwiebelthürme, mit Blech gedeckt und recht hell polirt, wo möglich an den Thurmspitzen dicke im Feuer vergoldete Knäufe und recht monströse Kreuze mit doppelten Querbalken. Das Innere des kragujevaczer Gotteshauses gleicht ziemlich dem der übrigen serbischen Kirchen, nur ist es reicher und mit mehr Ueberladung geziert. Es theilt sich in das Schiff für das Volk und in das Presbyterium. Dies ist wieder durch den kolossalen Hochaltar in zwei Theile geschieden, in deren einem der Diakonus steht mit den Meßknaben und Chorsängern; hier wird das Evangelium gelesen, die Communion gespendet, das gewöhnliche Gebet verrichtet und irgend ein passender Psalm oder Hymnus gesungen. Die zweite Abtheilung, gleichsam das Sanctis-

sinnum des Tempels, betritt nur der fungirende Pope in seiner Tracht, an den Hohenpriester des alten Bundes erinnernd; dort geschieht, ungesehen vom Volk, die Consecration des Brodes und Weines. Denn das Volk braucht nicht Alles zu sehen. Der Hochaltar ist ein bis zur Deckenwölbung ragender, reichverzierter Bilderschrein, von welchem man durch zwei Thüren in das Allerheiligste gelangt. Zu des Altars beiden Seiten stehen unter karmoisinem Baldachin zwei Thronstühle; einen besteigt der Metropolit von Belgrad, den andern der regierende Fürst. Des Fürsten Thronstuhl ist mit Sammt, Vergoldung und Stickerei geziert, über demselben hängt auf einer karmoisinrothen Tapete das prächtig gestickte serbische Wappen, ein silbernes Kreuz mit vier Feuerstählen im rothen Felde, bedeckt von Fürstenhut und Mantel, darüber eine slavische Inschrift in cyrillischen Lettern, deren Sinn ist: „O Herr, mein Eifer für dich ist so groß, daß er alle meine Lebtage verzehrt." — Die stolzen, prunkliebenden Obrenoviczе zeigten sich öfter auf dem Ehrenstuhle als der jetzige Fürst, der bürgerlich schlichte Alexander Karageorgevicz. In dieser Kirche findet seit Milos die Inthronisation der serbischen Fürsten statt, nach einem Ritual, das noch aus den Zeiten der Nemanicze stammt und von Milos's erstem Geheimschreiber Davidovicz passend arrangirt worden ist. Der neue Fürst hält vorher unter freiem Himmel eine Rede von der Tribune an das versammelte Volk und bekräftigt die serbische Landesverfassung, die Ustava, nach öffentlicher Vorlesung derselben durch den Staatssekretair, mit seinem Schwur und der eigenhändigen Namensunterschrift. Dann geht es im feierlichen Zuge nach der Kirche, wo die Verfassungsurkunde auf seidenem Kissen an den Stufen des Altars niedergelegt wird. Der Belgrader Metropolit oder sonst ein Bischof hält von der Kanzel herab eine Rede über die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Verfassung und spricht dem Fürsten wie dem Volk gleich eindringlich ins Herz. Der Fürst hört stehend, dann setzt er sich auf seinen Stuhl, und die Aeltesten des Volks überreichen ihm einen kostbar ciselirten Säbel und auf einer Schüssel Brod und Salz. Der Fürst gürtet aufstehend den Säbel um seine Lenden, dann bricht er das Brod und ißt ein Stück davon in Salz getaucht. Ein Bischof kredenzt ihm einen Becher, bis an den Rand gefüllt mit weißem Wein, diesen leert der Inthronisirte zu Gottes Ehre und auf des serbischen Volkes Wohl und schwingt ihn dann, gleichsam zur Nagelprobe, dreimal im Kreise. — So wird man in Serbien Fürst; daß in der Ceremonie das Essen und Trinken nicht vergessen ist, zeigt von gesundem Sinn des Erfinders.

Nahe der Kirche befindet sich das Gebäude, welches Fürst Milos Obrenovicz zu einem Lyceum erbauen ließ. Jetzt wirds zu andern Zwecken verwendet, weil Fürst Alexander die Lehranstalt nach Belgrad übertragen ließ, wo sie gut besucht, praktisch eingerichtet und mit tüchtigen Lehrern besetzt wurde, darunter Steic, Dr. Janos Safarik, Nenadovicz, des berühmten Helden Sohn u. A.

Die Anstalt ist nützlich, meine Serben renommiren, sie solle nächstens in eine förmliche Universität umgewandelt werden.

Der Konak des Milos zu Kragujevacz steht noch, ein verfallender, öder Rest der Prunksucht. Er ist mit Palissaden umgeben und wie ein Ritterschloß befestigt. Die Einrichtung ist orientalisch prächtig, die Tapeten in den Salons, die Decken, Teppiche und Ottomanen wenigstens kostbar. An den Wänden Fresken, wilde Darstellungen aus serbischen Heldenliedern und aus den letzten Kriegen, sämmtlich von serbischen Künstlern auf des jüngern Obrenovicz Befehl gemalt, wirr und bunt in der Composition, roh in der Zeichnung, alterthümlich in der Technik, denn die serbischen Maler — das Land besitzt deren viele — machen keine Kunstreisen und sehen keine andern Vorbilder, als alte Bilder griechischer und slavischer Meister, wie sie sich in den serbischen Kirchen und Klöstern ziemlich zahlreich aus der Zeit der byzantinischen Schule erhalten haben. Seine ganze Bildung bekömmt der serbische Kunstjünger von seinem Meister, der sie wieder handwerksmäßig in derselben Weise erlernt hat, ohne weiter gewesen zu sein, als in Semlin und Neusatz, wenn er überhaupt in seinem Leben einmal die weiße Save überschritten hat. Doch erhielt sich unter den serbischen Malern durch Tradition manch altes, anderwärts längst verschollenes Kunstmittel der Alten. Virtuos sind sie in Bereitung eines äußerst feurigen Blau und eines feinen Roth, das sich in Serbien fast jeder Maler nach alten Rezepten selber braut, und beide Farben kommen an Feuer und Reinheit der Farbenpracht alter Byzantiner ganz gleich. Es gibt in Serbien noch Maler — Dorfmaler — die das Geheimniß der Enkaustik kennen und üben. — Der alte Milos hat in diesem Konak viel Geld verthan. Eben kein Freund lukullischer Mahle, brauchte er doch viel für glänzende Aufzüge, Schaugepränge und Mädchen. Hier, zu Kragujevacz vor seinem Konak gab er große Feste und veranstaltete häufig seine Lieblingsunterhaltung, Feuerwerke, bei denen sein Tyrannenhumor ein paar Mal Raketen unter das Publikum regnen ließ, nur zweimal, denn das serbische Volk duldet eher das schwerste Joch als kleine herabwürdigende Neckereien. Der alte Herr hielt seinen Hof am liebsten zu Kragujevacz, weil er da fern war dem großen Zusammenfluß des mißvergnügten Volks und der mahnenden Warnung treuer Staatsdiener und Räthe. Hier hauste er auch ganz wie der Padischah von Stambul, nicht einmal der Harem fehlte, welchen Milos's schlauer Kuppler, Avram, immer mit den schönsten Frauen und Mädchen versah. Wenn Milos auf seinem Konak den Mittagsschlaf hielt, wurden Pandurenwachen weithin ausgestellt, damit kein Geräusch den Schläfer störe.

Als ich so ernsthaft vor dem Konak stand, mit dem Rücken an die Trümmer einer Rotunde gelehnt, die einst eine Moschee gewesen sein soll, trat ein alter Serbe im fuchsverbrämten Pelzrock zu mir, ein Handwerker aus Kragujevacz, ein verständiges Gesicht, mit grauem Haar und scharfem Blick. Er umkreiste mich

neugierig, endlich grüßte er, fuhr mit der linken Hand in seinem Schnurrbart herum und begann die Unterhaltung, die ich schon längst als unvermeidlich erwartete. „Du bist kein Schwabe. Ich sehe Dir schon eine Weile zu und erkenne, daß Dein Herz traurig ist über das schöne Haus, das hier zu Grunde geht. Ei, war das ein Leben hier, zu Kragujevacz, als die Obrenovicze noch hausten, der alte Milos, der süße Milan und der Brausekopf Michal, der nun ein weiser und gesetzter Mann geworden ist. Der Alte hat's verdient, daß ihn das Volk vertrieb, hat er doch schlimmer über uns regiert, als ein Vezier oder Pascha, er über sein eigenes Volk, das mit ihm dieselben Lieder gehört, weißes Brod aß aus derselben Muttererde und dieselben Gebete sprach vor dem Kreuzbild. Aber was haben die Söhne verschuldet, die lieben Augäpfel, der Milan, den die Luft der Schwaben ins frühe Grab warf*), und Michal, der heute noch auf unserm Fürstenstuhle säße, ein gerechter Herr, wenn er kein Sohn des blutigen Mannes war. Jetzt muß der junge Herr in fremden Landen irren und sein Kopfkissen auf schwäbischer Erde niederlegen, das muß ihn drücken, und wär' es von Seide und gefüllt mit dem weichsten Frauenhaar!"

Ich erzählte dem ehrlichen Patrioten, daß ich den Fürsten Michal Obrenovicz von Wien aus kenne und auch den alten Milos gesehen zu Laibach, als er, eben losgekauft aus dem Gefängniß, welches ihm Dr. Ljudevit Gay zu Agram bereitet hatte**), finster weiter zog, um sich von den letzten Kränkungen — ich weiß nicht, ob zu Paris oder zu St. Petersburg — zu erholen. Da wollte das Staunen und der geschwätzig losbrechende Redefluß des Alten gar nicht enden. „Du hast also den Fürsten Michal gesehen, meinen Augapfel. Ist er stark und stattlich geworden? Wir hören, er, dessen Vater nicht einmal schreiben kann, und dessen starrer Kopf nicht einmal recht türkisch gelernt hat, er soll ein weiser Mann geworden sein, ein Gelehrter, der die Sprache aller sieben christlichen Könige spricht. Er redet auch gern und freundlich mit unsern Leuten, die Vieh treiben nach Budapesth oder Schafwolle nach Becz (Wien) auf den Markt bringen. Weißt Du auch, daß der Michal im letzten Kriege in Srem (Syrmien) war? — Im vorletzten Herbste, als unsere Brüder, die über der Save unter den Schwaben wohnen, gegen die Magyaren — ein Diacz (Dämon) wolle diesen die Seele verunreinigen! — die Waffen ergriffen, Herr Knicanin, der weiße Edelfalke, dessen Ende glücklich

*) Milan, Milos's Erstgeborner und des serbischen Volkes Liebling, starb jung an einem Brustübel, das ihm die glänzenden Feste der ungarischen Magnaten zu Pesth zugezogen hatten. Die Red.

**) Bekanntlich wurde Fürst Milos 1848, nachdem ihn Gay, wie es heißt, nach Agram gelockt, zu Agram auf Gay's Anstiftung gefangen genommen und in strenger Haft gehalten. Den Ruf dieses Vorfalls übertäubte der Lärm des Slavencongresses, der prager Junitage, die Achterklärung des Banus und die bunte Reihe der Tagesereignisse in Oestreich. Die Sache ist bis jetzt unaufgeklärt geblieben, vielleicht wissen die Kroaten mehr davon. Die Red.

sein möge! mit viertausend Momken hinüberzog, um ihnen zu helfen, da ist auch der Michal Obrenovicz heimlich nach Srem gekommen. Er war in schwäbischer Kleidung, schwarz angezogen, wie ein Kaufmann aus Becz, der Bart verstellt und lang wie bei einem Popen, damit ihn keiner unserer Leute erkenne, die der Fürst, Herr Alexander, geschickt hatte mit dem Knicanin. Mein Nachbar aber, der Schneider Meho, welcher in der Römerschanze als Arambassa war, hat ihn doch erkannt und hörte ihn sprechen, da er beordert stand vor dem Zelt des General Georgje. Er hörte, wie Herr Michal den Herrn Georgje bat, er möge ihm erlauben, unter seiner rothen Fahne zu ziehen gegen den kriegerischen Magyar, er möge ihm erlauben, das Schwert zu führen für die Heimath, sei es auch als gemeiner Mann, ja als der letzte der Krieger. Der General aber gab ihm zur Antwort: Das geht nicht, mein Herr und Fürst, wir sind Freunde des Fürsten Alexander Karageorgevicz, der Dich gestürzt hat, wie Dein Vater den seinen. Dieser Fürst, Dein Feind, hat uns stattliche Hilfe geschickt, gerüstete Männer zu Tausenden, Pulver und Kanonen und seinen Falken, den Helden Knicanin. Wir dürfen Herrn Alexander nicht kränken, da er unser Bundesbruder ist, und der würde zornig werden auf seinem Stuhl, wenn er Dich in den Reihen der Unsern wüßte, am Ufer der braunen Donau, und mit Recht, denn manche Nahien und vieles Volk in Belgrad würden sich erheben für Dich gegen den Sohn des Kara. Dank und Bundesbruderschaft aber verbinden uns dem Alexander. Drum vergib Deinem Diener, daß er Deinen heldenkräftigen Fürstenarm zurückweisen muß, auf daß nicht Zwietracht aufgehe in unsern Reihen. — So sprach General Georgje. Da weinte Fürst Michal bitterlich und stand lange wie angedonnert, Thränen unter den Wimpern, dann ermannte er sich und sprach: Weh mir, mein Loos ist das eines Kuckucks, weh mir, daß ich nicht mehr thun kann für mein Volk in seinem Kampf, als gelbes Gold geben! — Und er warf einen schweren Beutel mit Gold auf den Tisch und ging schluchzend aus des Generals Zelt. Am andern Morgen zeitig frühe mußte er wieder fort nach Becz."

Hier unterbrach sich der Serbe in seiner Erzählung und stöhnte, gerührt durch seine eigene epische Darstellung, dann ließ er seinen Redestrom wieder fließen: „Und der alte Milos war gefangen? In Agram gefangen vom Doktor Gay? Ei, ei, wie ist der alte Fuchs dem Gay in die Schlinge gelaufen? Und was hatte der Gay mit dem Milos?

„Ihr kennt den Doctor Gay?" frug ich, erstaunt über diese Expectoration, denn wenn auch Gay unter den gebildetern Serben Freunde hat, mehr als unter den Kroaten, so hätte ich doch nie seinen Namen in dem Munde eines schlichten Handwerkers von Kragujevacz vermuthet.

„Ei, sollt ich den Gay nicht kennen! seine Zeitung hörte ich sonst öfter lesen, als mein Sohn noch daheim war, der Djak (Student), der jetzt in Belgrad lernt; der kennt die kroatischen Teufelslettern, welche mir ein Greuel sind. Stehen

kluge Sachen in den Blättern, die der Gay schreibt; er würde seine Zeitung gern mit serbischen Buchstaben schreiben (er meint jene alte, unförmliche Mönchschrift, deren Erfindung St. Cyrill schwerlich vor Gott verantworten wird), doch er darf nicht, weil ihn die Kroaten, welche alle Schockazen (Spottname für Katholiken) sind, und ihr Bischof verbrennen würden, wenn er die schockazischen Lettern zum Teufel würfe, und mit unsern serbischen Lettern, die allein Gott gefallen, schriebe." Und im Strom der Rede wieder auf Milos überspringend, fuhr er fort: „Recht bedacht, thut es mir doch leid um den alten Milos. Schwer büßt er die schwere Schuld. Ich war wohl oft Zeuge seiner Tyrannengreuel; ich sah mit diesem meinen Augen, wie er bloß zu seinem Vergnügen*) zweihundert Häuser der belgrader Savestraße abbrennen ließ, sah manches Serbenhaupt aufgesteckt auf blutigem Pfahl, ich sah es mit an, wie er einst einem Unglücklichen, den man in Fesseln her von diesen seinen Konak gebracht hatte, Angesichts vieler Zuschauer selbst eigenhändig den Kopf abhieb. Ich war schon lange mein eigener Herr, als das Volk den Fürsten Milos in eben diesem Konak hier zu Kragujevacz umringte — es war im Winter des Jahres 1835 — um ihn zu bitten, er möge an der Verfassung halten, die er am Vracar beschworen. Milos fluchte und schimpfte die gerechte Sache eine „Rebellion" und befahl dem Radoikovicz, das Volk mit den Waffen zu zerstreuen, die Kanonen vor dem Konak zu laden, Flinten auf die Palissaden zu legen und Feuer zu geben unter die versammelte Menschheit. Da schritt aus der Menge unerschrocken Herr Thomas Wuczicz Perisicz und die Momken des Milos traten ehrfurchtsvoll zurück, Radoikovicz ließ den Säbel sinken, die Gewehre hinter den Palissaden verschwanden und die Kanoniere löschten die bereit gehaltenen Lunten aus. Und Herr Wuczicz trat an die Spitze des Volks und zwang den Fürsten einzuhalten. Der alte Milos hat reiche Schätze und lebt im Ueberfluß, aber etwas frißt an seinem Herzen. Nicht zurückdürfen in's Vaterland, das muß eine schwere Strafe sein! Drum irrt auch der Milos ruhelos umher in fremden Landen und kann nicht sterben. Alle seine Schätze gäbe der geizige Milos hin, für einen kleinen Platz serbischen Bodens, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe legen könnte!" — Der gute alte Herr hatte sich wieder durch sein eigenes Pathos in eine gewisse Begeisterung hineingearbeitet, er schob seinen Pelzrock zurecht, winkte mir würdig mit der Hand und entschwand mit gesenktem Haupt hinter dem Zwiebelthurm der Kirche, wie ein Geist, wie der Stadtgeist der kleinen alten Residenz, deren Gefühle er in so schöne Worte gefaßt hatte.

Seltsame Leute! Dieser Obrenovicz hat sie geschunden, so ziemlich alle ihre

---

*) Diese Erzählung ist, nebenbei bemerkt, ganz richtig. Fast 200 Hütten der ärmsten Klasse standen zu Belgrad an der Save. Milos wollte sie ablösen, um weitläufige Zollgebäude und Waarenbazars daselbst zu errichten. Die armen Eigner weigerten sich, das Erbe ihrer Väter zu verkaufen, da machte Fürst Milos kurzen Prozeß und ließ durch seine Momken die ganze Straße niederbrennen. Der Eins.

Helden haben dasselbe gethan, und die Seele der Leute ist doch voll von ihnen, und in ihrem Herzen ein Ueberfluß von Pietät. Durch die Erinnerung an diese Männer berauschen sie sich, sie leben mit ihnen und in ihnen; sie finden in ihnen die Poesie, ihre Götter, ihren Staat. Nehmt den Serben diese Erinnerungen und sie werden nicht viel besser sein, als ein Haufe Räuber, der seine Heimath verloren hat. — Zuletzt besteht doch das größte Glück eines Volkes darin, daß es die Gestalten lebendig vor sich sieht, von denen seine originelle Phantasie zu träumen liebt. Und der Phantasiegott meiner Serben ist offenbar ein Bursch von 7 Schuh Höhe, mit Schultern, die soweit von einander abstehen, wie die zwei Rädergleise eines Wagens, mit tellergroßen, feurigen Augen, einem ungeheuren Gurt mit zwei Kanonenläufen darin und einem gedrechselten Türkenschädel als Likörglas. — Uebrigens brauchen Sie, meine Herren in Deutschland, nicht gar zu verachtend auf die Phantasie meiner wilden Freunde herabsehen. Sie haben ebenso einen volksthümlichen Gott, von dem sie Glück und Erlösung abhängig glauben. Ihr Ideal eines Mannes aber ist ein dicker Herr mit großem Kopf, welcher irgend eine Art von Barett trägt, gegen Kirche und Kaiser protestirt, mit der Faust auf Bücher schlägt und wenn er sich müde gepredigt hat, dann ein kräftiges Lied anstimmt, indem er gegen den Teufel die Erwartung ausspricht, derselbe werde sich an irgend einen entlegenen Ort zurückziehen, was den Teufel aber ganz und gar nicht verhindert, rings um den Herrn höhnische Burzelbäume zu schießen. Das ist Ihr deutscher Phantasiegott, verzeihen Sie einem Sohne des Säbels, wenn er auch an ihm sehr lächerliche Seiten findet.

2. Serbische Staatsmänner.

Horch, Pferdegalopp zwischen den Häuserreihen! das sind vornehme Herren, höchst respektable Herren, die Mächtigen des Landes, ihr seht's aus den arabischen Pferdebeinen, welche auf den Steinen vor der Kirche herumstampfen, und der Verachtung, mit welcher die Pferdeknechte die ledigen Rosse durch den Haufen der gaffenden Leute treiben. Wie kommen die Herren alle nach Kragujevacz? Haben Sie den Fürsten begleitet nach Tapolna, in sein väterliches Dorf, wo er zuweilen im Sommer verweilt? oder wollen Sie einen türkischen Courier nicht in Belgrad, sondern hier abwarten, wo die russischen Spione wenigstens nicht überall ihre Nase hinstecken? Genug, sie sind hier und benutzen das Glockengeläut und den Gottesdienst, um dem freien Serbenvolk ihre Frömmigkeit zu zeigen, sie sind in die Messe gegangen, ein gutes Geschäft zu machen, sich selbst dem Himmel zu präsentiren, und ihren Mitbürgern eine Freude zu machen.

Im Innern des hell erleuchteten Tempels vor dem Sängerchore sitzen vier Männer, in dicken Gesangbüchern lesend, die vier einflußreichsten Männer im serbischen Staate. Ich bitte um Ernst und Wohlwollen, wenn ich Ihnen die

Herren portraitire, deren Aussehen höchst würdig und männlich ist, deren Innres selbst General Levschin, der russische Consul zu Belgrad nicht genau genug kennt, um sicher darüber zu urtheilen. Der Erste ist unser alter Bekannter, Hr. Thomas Wuczicz Perisicz, die kolossale Gestalt über das silberbeschlagene Gebetbuch gebeugt, in welchem er eifrig blättert. Blättert, aber nicht liest, denn das Lesen ist nicht Herrn Wuczicz's stärkste Seite. Wenn er im Staatsrath mit zuversichtlicher Miene und blinzelndem Auge in Aktenstücken blättert, geschieht ihm nicht selten, daß er ein beschriebenes Papier, über dem er zwischen den Zähnen murmelte und mehrmal den Kopf schüttelte, verkehrt in den Händen hält. Vielleicht deßwegen verträgt Herr Wuczicz keinen Widerspruch; in den Sitzungen des Staatsraths ward er durch denselben einmal so erzürnt, daß er die auf dem Tisch ausgelegten Akten sämmtlich auf den Boden warf, wild blitzenden Auges von seinem Sitz aufsprang und mit einem derben „Jebem!“ den Saal verließ. Das ist die ächte serbische Volksfigur, ein Riese mit der Natur eines wilden Raubthiers und ein schlauer, schlauer Teufel; er ist Serbiens populärster Held, ein unüberwundener Feldherr, der Mann, der die Dynastie Obrenovicz gestürzt hat und einer der zähsten Diplomaten des Südens. Den Mangel jeglicher Schulbildung ersetzt bei ihm die ungeheure Lebenskraft, die große Lehrmeisterin Erfahrung und lange Uebung in den schwierigsten Geschäften. Mit welcher Liebe das Volk an Wuczicz hängt, ist kaum zu glauben! — Wuczicz geht stets im einfachen Nationalkleide der gemeinen Serben, stets mit Säbel, Messern und Pistolen bewaffnet. So schon unter Milos Obrenovicz und jetzt wieder unter Fürst Alexander, der sich nur zu oft dem einstigen Diktator und Gründer seines Throns nachzugeben genöthigt sieht und den greisen Wolf erträgt. „Was trägst Du Dich immer wie ein Haiduck?“ — frug ihn einst Fürst Milos — „warum nicht die Tracht meiner andern Minister und Senatoren? — „Hoheit!“ — war Wuczicz's Antwort — „ich bin furchtsam, drum trage ich Messer und Pistolen.“ — Und Dank dieser Furchtsamkeit, so unbequem Wuczicz dem Milos war, nie haben dessen Momken gewagt, den bewaffneten Riesen anzutasten.

Wuczicz's Nachbar ist Serbiens Premier, der weise Minister **Abraham Petroniewicz**, der langjährige Lenker des schaukelnden serbischen Staatsschiffs. Eine griechische Physiognomie, dunkler Teint, lang gezogene Nase, ausdrucksvoll funkelnde Augen, mächtige, schwarze Augenbrauen und ein zierliches, fein gestutztes Bärtchen. Die Tracht ist französisch, nur der Leibrock slavisch verschnürt und die Kopfbedeckung der nothwendige rothe Fez. Er ist der eigentliche Faiseur der serbischen Politik, ein Mann von viel Verstand und zäher Schlauheit, Feind aller unnützen dramatischen Aktionen von Pfählen, Erschießen und Kopfabschneiden, der alte Fuchs gegenüber dem Wolf Wuczicz. Nächst diesem ein Liebling des Volks. Einem Triumphzug glich ihr Empfang, als Wuczicz und Petroniewicz am 28. August 1843 gegen den Willen der intervenirenden Großmächte aus ihrer

Verbannung von Widin unter Glockengeläute, Kanonendonner und Jubelgeschrei der begeisterten Menge zu Belgrad wieder anlangten. Abraham's Verdienste um Serbiens Organisation, seine bedeutende Thätigkeit sind auch außer Serbien bekannt. Wenige dürften wissen, daß der Staatsmann neben der Feder auch das Schwert geführt hat. Schon unter Milos Obrenovicz Mitglied des großen Senats war er einer der ersten Unzufriedenen, er insurgirte mit dem Knez Mileta die Gegend von Jagodina und führte 1835 einen hellen Haufen Aufständischer gegen den Konak des Milos.

Neben Petroniewicz kniet mit vorgebeugtem Haupt und gefalteten Händen andächtig betend ein silberhaariger Greis. Die Gestalt hat etwas aristokratisch Ehrwürdiges, unbezahlbar für einen deutschen Maler, eine seltsame Mischung zwischen Geistlich und Weltlich. Das fahle, milde Antlitz begrenzt schlicht nach dem Nacken zurück gekämmtes langes Silberhaar und ein lang herabwallender, weißer Bart. Das Kleid, ein bis fast an die Knöchel reichender, gelbseidener Talar, mit einer rothen Binde umgürtet, darüber ein dunkelblauer Ueberwurf, mit Pelz verbrämt, vorn offen und mit weiten Aermeln. Die Kopfbedeckung und die Stütze des hochbejahrten Greises, ein rothes Käppchen und ein silberbeschlagener Krückstock mit goldenen Troddeln liegen neben dem Pult des Beters. Der Greis ist Prota Nenadowicz, der priesterliche Held. Im Befreiungskriege warf er das Meßgewand und die Kutte des Protopopen fort und griff zum Schwert; sein Name ist berühmt und wird gefeiert in zahlreichen Heldengesängen. Sein Vater Alexa war von den Türken erschlagen; der Sterbende hatte, wie das Lied erzählt, den Bruder Jakob beschworen, ihn zu rächen. An seiner Seite focht Prota, ihm folgte er in die Verbannung. Jetzt ist Nenadowicz serbischer Staatsrath und der angesehene Sippe des Fürsten Alexander Karageorgewicz, dem seine Tochter vermählt ist.

Der vierte in der Reihe ist Ilia Garasanin, der Kultusminister; der jüngste von Allen, markirt durch eine scharfe Römernase und scharfen Blick, der Mund von einem starken, dunkeln Schnurrbart überschattet. Unter dem Rock blitzt auf rothem Bande ein brillantenbesetztes Ordenszeichen, den „Iphtihar". Garasanin läßt es sich angelegen sein, dem Fürstenthum Lehrer und wissenschaftlich gebildete Beamte zu schaffen; er sendet auf Regierungskosten junge Serben zur Ausbildung nach Wien, Prag, Berlin, Paris und London, hat das verrottete Gymnasium von Kragujevacz nach Belgrad übertragen und völlig reformirt, Bibliotheken, Museen, und wie ich höre, aber jetzt nicht gesehen habe, sogar unscheinbare Ackerbauschulen treten durch seinen Eifer ins Leben. Die Familie Garasanin ist alt und eine der angesehensten im Lande. Der alte Garasanin Lukas, des Ministers Vater, hat in dem Befreiungskriege jener epischen Zeit des Fürstenthums, auf welche jeder erzählende Serbe nothwendig zurückgehen muß, seine Schuldigkeit gethan. Als nach jenem unglücklichen Rückschlag die Türken wieder ins Land brachen, und alle

Führer des Landes geflohen waren, blieb Garasanin im Vaterlande. Dreimal sah er Haus und Hof von den rückgekehrten Türken verwüstet und niedergebrannt, er wurde verfolgt und endlich gar ein Preis auf sein Haupt gesetzt. Da wandelte er verkleidet im Lande und entflammte das Landvolk zu einer neuen Erhebung. Im Jahr 1815 erneuerte Lukas Garasanin mit wenigen Knezen den Aufstand, der das bekannte günstige Ende nahm. Er hatte einige Haufen Aufständischer zusammengebracht und suchte einen Feldherrn für sie. Keiner der alten Führer war im Lande, nur Milos Obrenoviez saß aus Gnaden der Türken als Oberknez auf Rudnik. Milos aber wollte noch nichts hören von einem neuen Aufstand. Da ging Garasanin hin an der Spitze der Insurgenten und zwang den Milos, ihm ein geladenes Pistol auf die Brust setzend, zu wählen zwischen der Kugel und dem Feldherrnstab. Milos machte gute Miene zum bösen Spiel und wählte den Feldherrnstab. Wenigstens erzählt so die Sage, nach der Geschichte waren die Umstände etwas anders, obgleich nicht weniger poetisch. Der serbische Aufstand wuchs, Milos ward Oberfeldherr, schlug die Türken zum Lande hinaus und wurde Fürst. Da stand ihm Lukas Garasanin als treuer Warner zur Seite, und hätte Milos dem alten Mann gefolgt, er säße heute noch auf Serbiens Fürstenstuhl. Garasanin blieb sehr lange bei Milos, erst als die Tyrannei und Wortbrüchigkeit des Fürsten die Gegenpartei sehr stark gemacht hatte, gab auch er den Milos auf und trat auf die Seite des Alexander Karageorgeviez. Sein Beispiel hatte großes Gewicht. Doch ehe noch Alexander als Fürst ausgerufen ward, starb Lukas Garasanin, von einigen Momken des Obrenoviez gemeuchelmordet. Er hinterließ zwei Söhne, der eine, Ilia, ist Minister, der andere ist Kaufmann. Beide gelten für unermeßlich reich, sie besitzen große Ländereien und treiben einen ausgebreiteten Waaren- und Viehhandel. Meilenlange Eichenforste wimmeln von Borstenviehheerden, den glücklichen Schweinen der reichen Garasanine.

Die Politik der vier Herren, welche hier vor mir ihre Rechnung mit dem Himmel zu reguliren suchen, ist nicht so leicht zu skizziren, als ihre Nasen und Röcke. Sie läuft eben so schlau und rücksichtslos in Maulwurfsgängen wie die Türkische und Russische; der einfachste Schlüssel dazu ist ein simples Faktum: Die Herren sind Regenten eines schwachen, unfertigen Staates zwischen Russen und Türken. Fällt der Staat einem von Beiden ganz in die Hände, so ist es mit ihrer Macht und Herrlichkeit vorbei. Ihre Aufgabe ist daher, für das Uebergewicht des einen Nachbars ein Gegengewicht in der Politik des Andern zu suchen. Rußland ist jetzt so eng befreundet, so mächtig und leidenschaftlich verliebt geworden, daß ihnen seine Zärtlichkeit lästig zu werden anfängt, und die neueste Zeit hat deßhalb einige zarte Beziehungen zu Constantinopel wieder angeknüpft; allerdings ist jede solche Annäherung nicht nur unpopulär, sondern auch wegen der Antecedentien des jungen Staates gefährlich, der sich immer noch in einer schwierigen und bedrohlichen Abhängigkeit von der Pforte weiß. Denn jeden Tag kann irgend ein

Streit zwischen Negotiner Wein und Opium, zwischen Serben und Türken, eine Erregung in das Volk bringen, welche der türkischen Besatzung in den Festungen und dadurch dem Verhältniß zur Pforte den Hals bricht, und in solchem Fall kann wieder nur Rußland helfen, wenigstens würde es das entscheidende Wort sprechen. Und so sind die Minister allerdings gute Russen, was sie aber nicht hindert, Freundschaftsbeweise auch von anderer Seite mit Dank anzunehmen, wenn sie ihnen angeboten werden; was sie ferner nicht hindert, gelegentlich auch gegen die russischen Agenten zu intriguiren, und dabei die südslavischen Freiheitsgefühle und die Differenzen zwischen dem Serail und Petersburg zu Hilfe zu nehmen. Wenn auch der eine dieser Staatskünstler für einen größern Russen gilt, als der andere, im Grunde haben sie alle dieselben Interessen, folglich dieselbe Politik. Es ist eine Politik der Schwäche, allerdings; aber sie ist, im Ganzen betrachtet, ebenso verständig als nothwendig, und ist weniger dagegen zu sagen, als gegen die Politik Ihrer deutschen Staaten, mit welcher verglichen, die kleine, gemeine serbische Staatskunst fein, entschieden, großartig, tugendhaft erscheint.

Kleine Reisebilder.

2. Am Ostseestrande Holsteins.

Wollen Sie wissen, wie in einem abgelegenen holsteinschen Hafenstädtchen die neuesten Ereignisse angesehen werden? Eines schönen Abends war Alt und Jung am Strand gelagert und sah mit Behagen den Schießübungen aus den Achtzehnpfündern der Hafenschanze zu, die auf der andern Seite der Rhede liegt. Die Kanonen sind in Eckernförde erbeutet und der ruhmreiche Name Gefion, der ihnen eingegraben ist, scheint ihrem Metall doppelt freudigen Klang zu geben. In einer Entfernung von 1500 Fuß war im Wasser ein kleines Floß geankert, darauf stand ein als Scheibe angemaltes lateinisches Fischersegel; zahllose Lorgnons und Fernröhre hefteten sich bald auf das Ziel, bald auf die Schanze. Das Schauspiel ist schön an und für sich. Unter der schwarz-roth-goldenen Flagge, die so lustig flattert, als wüßte sie nicht, von wie viel deutschen Thürmen deutsche Hände sie herabgerissen haben, quillt plötzlich eine Rauchwolke auf, dann ein Blitzstrahl, ein Donnerschlag, dessen küstenerschreckendes Echo sich mit einem Sturmsausen in der Luft vermischt, — jetzt blitzt die Ricochetkugel ein paar Klaftern vor der Scheibe in der dunkelgrünen Welle auf, springt mit Gewalt durch das Segel — tausendfaches Beifallsrufen — und eilt in weitern Ricochetsprüngen, bei jedem Satz eine hohe Springfluth emporstäubend, in die offene See hinaus oder um die Ecke der Landzunge weg. Die Wasserspuren geben ihrem Lauf den Schein

der Sichtbarkeit; eine Riesenschlange glaubt man in weiten Ringen blitzschnell über das Meer stürzen zu sehen, — ihre Fahrt ist lang beendet, ehe der Widerhall des Geschützdonners erstorben ist. Groß war die Freude über das treffliche Zielen der holsteinischen Artillerie, denn jeder Schuß fuhr, wenn nicht durch das kleine Segel selbst, doch so scharf an seinen Rändern vorbei, daß er im wirklichen Kampf selbst ein niederbordiges Kanonenboot nicht gefehlt hätte. Keine Stunde verging, so schien aus dem heitern Spiel blutiger Ernst werden zu wollen. Alarmsignale schrillten durch das Städtchen, und die Kanoniere liefen spornstreichs durch die dunkeln Gassen nach der Schanze. Der Dän', der Dän' ist da! schrie das Volk und rannte mitten im Gewitterregen nach dem Teufelsberg. Der Leuchtthurmlootse kam schon mit Weib und Kind herein, nachdem er das Licht gelöscht. Vom Teufelsberg aus gewahrte man, trotz der dicken trüben Sturmluft, die Mastspitzen von zwei großen Kriegsschiffen und zwei Kriegsdampfern, denn es glimmten Laternen dran und nach der Aussage des Lootsen waren viele Boote ausgesetzt. Tage lang spukte das Gerücht von einem Einfall der Dänen, der gleichsam mit dem erwarteten preußischen Friedensabschluß erfolgen sollte, nun war heute die schwache Garnison, ohne Aussicht auf baldigen Ersatz, abmarschirt. Wie leicht konnte der Feind davon Wind erhalten haben, bei dem Hochwasser, das eben war, einige hundert Mann außer dem Hafen landen, die Schanze vom Rücken angreifen und zerstören! Neckereien mit den Kanonen von Heiligenhafen und Kiel waren schon vorgekommen, im Schleswigschen sind ziemlich alle deutschen Hafenbefestigungen, gegen Geist und Buchstaben der Waffenstillstandsbedingungen, von den Dänen demolirt worden, die Befürchtung einer improvisirten Razzia war daher nicht ganz grundlos, und ein Theil der Bürger bewaffnete sich mit Büchsen. Indeß entfernten sich die Danebrogsegler nach einiger Zeit, ohne nur eine Demonstration zu machen, dafür tönte das Horn der Abendpost, und die Hamburger Börsenhalle brachte die telegraphische Depesche über den wirklich erfolgten Abschluß des deutsch-dänischen Friedens. —

Ueber den ersten Eindruck, den diese Kunde in Dänemark hervorbrachte, lassen Sie mich den Schooner-Schiffer Andresen citiren, der am 5. Juni Nyborg passirte. Großer Jubel war im großen Belt, sagt er, die Küsten von Fünen sowohl wie von Seeland, so weit ich sie sehen konnte, hatten Sonntag gemacht, die Schiffe in den Häfen, die Kirchthürme der Dörfer und Städtchen am Strande flaggten, in Nyborg taumelten Matrosen, Arbeiter, Bürger und Soldaten im siebenten Branntweinhimmel, die Zollbeamten kamen mir mit dem gefüllten Weinglas entgegen, und der grauhaarige Zollkammerverwalter fiel mir um den Hals mit den Worten: „Friede, es ist Friede! Jetzt können wir wieder gute Freunde sein. Grüßen Sie mir Herrn — So und — So in — Dingsda.“ Die Nyborger glaubten nämlich, der Friede gelte auch den Herzogthümern, oder hielten einen Widerstand derselben für unwahrscheinlich. Der gute Andresen wurde aber bald ent-

täuscht, als er hier einlief und statt der erwarteten Freudenbezeigungen die Gemüther so trübe fand, wie gutes Fischerwasser.

Es ist unnütz, über die Tragweite dieses Friedens Vermuthungen anzustellen, so lange die einzelnen Stipulationen nicht vollständig veröffentlicht sind.

Traurig ist, daß Preußen den kleinen moralischen Gewinn, den ihm zwei Feldzüge im Norden brachten, zum Fenster hinauswirft, denn wer auf halbem Wege stehen bleibt, verliert auch den Dank für seine ersten Schritte. Preußen wird in den Augen der Nation herabsinken auf ein Niveau mit Oestreich, dessen cynische Weltanschauung die Geschichte zur Familienchronik einiger Dynastieen degradiren möchte, dessen Haß gegen Staaten aus einem Guß mit harmonischem Nationalinhalt, dessen Vorliebe für Staatencombinationen, die auf der Zwangsuniformirung der entgegengesetztesten Volkselemente beruhen, ihm ein schadenfrohes Vergnügen daraus machen wird, durch die Unterzeichnung des Londoner Protokolls das conservative Recht der Herzogthümer der höhern Rücksicht für eine im Auslande von ihrer deutschen Heimath abgefallene Dynastie zu opfern; denn Oestreich wäre in seinem consequenten Haß gegen Deutschland nicht so gefährlich, käme ihm nicht die preußische Inconsequenz stets im rechten Augenblick zu Hülfe.

Von der hiesigen Stimmung einen Begriff zu geben, ist eine schwere Aufgabe. Genug, daß viele spezifisch preußische Offiziere, die in der schleswig-holsteinischen Armee dienen, ihren Unmuth nur mit Noth bemeistern. Unser Commandant, ein ehrlicher, tapferer Haudegen, und kein Politikus, obgleich er die Gewohnheit hat, im Styl Friedrich Wilhelm III. zu reden, rannte wie verzweifelt in seiner Stube auf und ab, als er die Friedenspost bekam. „Schändlich!" rief er; abscheuliche Federfuchser, Alles verderben, Preußen jetzt wieder verhaßt werden, überall angespuckt sein, — verfluchte Großmächte, immer Preußen verführen, was thun? Sich nicht helfen können, Russen zu mächtig sein, Mucker alliirt mit ihnen, schöne Geschichte, armer König! — Na, na! Tausend Bomben und Granaten in das Gesindel hineinschmeißen, ärger als die Demokraten! Wart's man Kerls, man druf! — Alles umsonst — dänische Schiffe, russische Schiffe, — Spitzbuben werden geschlagen, schwimmen weg, was nu? — Und Dänen machen Anleihe, — Rackers, — können Inseln versetzen ꝛc. ꝛc.

Die letzten Worte haben ihre schwere Bedeutung. Man macht sich kein Hehl aus den Schwierigkeiten der Lage. Die indirecte Unterstützung der Großmächte ist Dänemark gewiß; auch geschlagen wird es stark genug sein, dem Handel der Herzogthümer schwere Wunden beizubringen, denn im August beginnt die Schifffahrt erst recht lebhaft zu werden. Die Friedensseufzer der dänischen Provinzen, die an die brutalste Vernachlässigung gewöhnt sind, wird das Geschrei des kopenhagener Pöbels, dem der Krieg immer reiche Ernten bringt, übertönen, — trotz all dieser Bedenken aber flammt in Schleswig und Holstein die hartnäckigste Kampfbegierde, und Alles was das Volk von Deutschland fordert, ist, daß unserer

Armee nicht hinterrücks die Hände gebunden werden, und daß die Bundesdiplomatie mit der bekannten christlichen Feindesliebe nicht einen Waffenstillstand erschleiche, ehe ein gnädiger Winterfrost Eisbrücken über die Belte schlägt oder wenigstens den Danebrog von der Küste scheucht.

Am 17. sollen die Neutralen und Preußen das künftige Schlachtfeld geräumt haben, am 18. dürften die ersten Schüsse fallen. Darüber darf man sich aber nicht täuschen: der Krieg wird diesmal nicht mit Glacéhandschuhen geführt werden. Die Erbitterung, die in der Armee gegen die Dänen herrscht, kann nur begreifen, wer die schamlosen Gewaltthaten der Landeszerspaltung im Norden Schleswigs mit ansah. Aus Apenrade, Hadersleben, Flensburg und andern Städten jenseits der Demarkationslinie flüchten täglich waffenfähige Männer auf nächtlichen Schleichwegen nach Rendsburg, um sich unter die Fahne Willisens zu stellen. Invalide, Familienväter und bartlose Knaben, noch in drei Jahren nicht militärpflichtig, ziehen haufenweise die Uniform an. Auch sind alle Altersclassen, vom 18. bis 40. Jahr ausgeschrieben und Niemand entzieht sich dem Ruf des Vaterlandes. Die Friedensprotokolle mögen ausgelegt werden, wie sie wollen, gewiß ist, daß die Dänen ihre Gegner als Rebellen zu behandeln denken. Man ist darauf gefaßt und brennt mit Ungeduld nach der feindlichen Umarmung. Ganze Bataillone sollen geschworen haben, Pardon weder zu geben noch zu nehmen. Allen Streitern flüstert eine Ahnung in's Herz, daß sie berufen sind, die Schmach von ganz Deutschland zu rächen, und daß der letzte Donner dieses Krieges nicht eher verhallen wird, als bis die Völker vom Rhein bis zur Donau in Freiheit und Ehre geeinigt sind.

Dorfschulen in Rußland.

In neuer Zeit ist in Rußland die Aufmerksamkeit auf das Schulwesen für den Bauernstand gerichtet worden. Die Veranlassung gab in den Ostseeprovinzen die Berührung mit Preußen, in Südrußland die deutschen Ansiedler, besonders in den Districten zwischen der Steppenflächen und den Gestaden des schwarzen Meeres, wo sich im Verlaufe der letzten 70 Jahre gegen fünftausend deutsche Bauern niedergelassen haben und noch fortwährend Ansiedelungen stattfinden. Die Einwanderung hat — beiläufig bemerkt — seit fünf bis sechs Jahren sehr abgenommen, obschon hier die Landwirthschaft, vorzüglich Schafzucht und Weinbau, ungeheuren Gewinn bringen kann. Der Grund liegt darin, daß das drückende Verhältniß der russischen Unterthänigkeit, welches zwar der Einwanderer nicht,

wohl aber dessen Kinder zu fürchten haben, allgemeiner bekannt geworden ist, zumal die fünfundzwanzigjährige nur unter gewissen Bedingungen fünfzehnjährige Militärpflicht. Im Jahre 1848 lief ein östreichisches Schiff in Odessa ein, auf welchem sich eine Anzahl deutscher Auswanderer befanden, die sich unterhalb der nogaischen Steppe, östlich von der Krim niederlassen und deshalb weiter nach Perekop begeben wollten. Allein als sie in Odessa die erwähnten Verhältnisse erfuhren, beschlossen sie mit Ausnahme von zwei Familienvätern, deren Kinder schon erwachsen waren, und die daher erst ihren Enkeln das schlimme Loos drohen sahen, die Ansiedelung in Rußland aufzugeben und sich lieber in der Türkei nieder zu lassen, wo wahrscheinlich die Verhältnisse für den Einwanderer weniger erschreckend sind. Der neue Plan war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, da nicht der hiesige türkische Gesandte, sondern nur der in Wien die Päße dahin ändern konnte, daß sie auf türkischem Gebiete Giltigkeit erlangten. Die armen Leute mußten deshalb einige ihrer Genossen nach Wien abordern und 6 Wochen in Odessa liegen bleiben. Sie brachten empfindliche Opfer, um ihre Ansiedelung auf russischem Gebiete aufzugeben.

Die deutschen Einwanderer in Südrußland erregten durch ihre mancherlei Schulkenntnisse und Fertigkeiten zunächst bei dem Personal der Aemter, mit denen sie in Berührung kamen, Erstaunen. So preist sie in Südrußland die alltägliche russische Redensart: „kauf dir die Hand eines deutschen Bauer," die dem hingeworfen wird, der seine Unterschrift nicht verfertigen kann. Bisweilen ist sogar die Schreibfertigkeit der deutschen Bauern für etwas Unglaubliches gehalten worden, und der junge Graf Lubecki — seine Familie stammt aus Polen — machte, um sich von dem Wunder zu überzeugen, sogar eine Reise von 13 Meilen nach der Colonie Marienhof. So waren es deutsche Einwanderer, welche in Südrußland zu verschiedenen Malen Anträge auf Herstellung eines Schulwesens für den Bauernstand machten.

Zu gleicher Zeit gingen Vorschläge aus den deutschen Ostseeprovinzen ein, und zwar von hier aus viel zahlreicher. Schon in dem Jahre 1817 wurde von einigen Edelleuten in Kurland die Bitte gewagt, der Staat möge doch eine Bildungsanstalt für kurische Dorfschullehrer errichten. Allein diese Bitte hatte keine Folge und der kurische Landtag war leider damals nicht im Stande, die wichtige Sache kräftig zu der seinigen zu machen. Das Schulwesen blieb wie in andern Theilen des Kaiserreichs ein Privilegium der Städte. Und selbst die Hoffnung schien unterzugehen, als ein späterer Landtag, in Furcht, allerhöchste Mißgunst zu ernten, die Sache geradezu von sich wies. Allein die bäuerlichen Verhältnisse hatten einmal die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Leibverbindlichkeiten waren aufgehoben worden, durch die neue Verfassung Gemeindegerichte hergestellt, die Frohnlisten regulirt worden u. s. w. Freilich sahen die meisten Edelherrn in der wissenschaftlichen Bildung des Bauernstandes keinen

Vortheil für sich und glaubten in der Entlassung der Bauern aus der persönlichen Unfreiheit schon ein über die Maßen großes Opfer gebracht zu haben. Der Landadel kämpfte daher den städtischen Philanthropen kräftig entgegen, allein diese wurden nicht zum Schweigen gebracht und waren endlich so glücklich im Adel selbst Bundesgenossen zu gewinnen. So brachte der Prediger Wolter — er ist als Begründer des Dorfschulwesens in den drei Ostseeprovinzen zu preisen — den angesehenen Grundbesitzer von Zierau so weit, daß er einen jungen Menschen in Preußen zum Landschullehrer bilden und dann durch ihn eine Art Seminar auf seiner Grundherrschaft einrichten ließ.

Dieses Ereigniß wirkte in den Ostseeprovinzen Wunder. Es wurden aufs Neue Anträge in Petersburg eingebracht; allein auch an den Stufen des Thrones sah man in der Bildung des Bauernstandes kein Heil, der Adel wurde auf seine grundherrliche Hoheit, d. h. auf seine eigenen Mittel und auf seinen Landtag zurückgewiesen. Die Sache stand somit mißlich, allein verschiedene Edelleute hatten sie zur Ehrensache gemacht und der Landtag konnte zuletzt nicht mehr anstehen, sie auch zu der seinigen zu machen. Mit großer Stimmenmehrheit kam er zu dem Entschlusse ein großes Seminar für lettische, liefische und esthische Dorfschullehrer zu errichten, und dieses Werk wurde wirklich im Jahre 1840 zur Ausführung gebracht. Nun mußte man natürlich auch in Petersburg zu der unbeliebten Sache eine freundliche Miene machen. Ja nach russischer Politik wurde ihr jetzt der Anschein gegeben, als ob sie von der Regierung ausgehe, indem man eine Verordnung erließ, nach welcher jeder Grundherr innerhalb eines Zeitraumes eine Schule auf seiner Herrschaft errichten sollte. Es traten in wenigen Jahren viele Dorfschulen ins Leben; die meisten in Kurland, die wenigsten in Esthland. Die Zahl der Dorfschulen in allen drei Ostseeprovinzen beläuft sich aber noch jetzt nicht einmal auf zweihundert und dies ist jämmerlich wenig, wäre aber eine Hoffnung erregende Zahl von guten Beispielen, wenn nicht gegenwärtig, wo die Sache einer tiefen Stille verfallen und ihrer eigenkräftigen Entwickelung überlassen ist, die alten Vorurtheile wieder gegen sie wirkten. Es ist als ob bei der Organisation Rußlands ein Werk wie dies, nicht zum Gedeihen kommen könnte, obschon von russischer Volksaufklärung in russischen Zeitungen ungeheuer viel gesprochen wird und der Minister des Cultus (bisher fast immer einer der bornirtesten Generale) den bombastischen Titel Minister der Volksaufklärung führt. Rußlands Regierung manöverirte stets mit dem Scheine. Sie liest in Zeitungen, daß das Ausland über die wissenschaftliche Verwahrlosung des russischen Volks Jammer schreit: Hurrah! sind alle russischen Zeitungen voll von der Errichtung von funfzig, hundert, zweihundert, tausend der vortrefflichsten Seminare in den verschiedensten Theilen des unendlichen Reichs. Da habe der Kaukasus, der Ural, Sibirien, ja selbst Kamtschatka die herrlichsten Schullehreranstalten erhalten; man nennt die Lehrzweige, das Programm des ausgebildetsten deutschen Seminars,

man nennt die Städte, in welchen die Anstalten errichtet worden sind, man beschreibt ihre vortrefflichen Bibliotheken, die alle aus der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg stammen, man zählt ganze Reihen von Dotationen aus kaiserlicher Gnade auf, beschreibt die Commissionen, welche wegen der naturwissenschaftlichen Museen dieser Anstalten an die entferntesten Enden der Erde gesendet worden sind und — wollte sich einer die Mühe machen, nach Rußland zu reisen und die Sache zu untersuchen, so würde er zu seiner Verwunderung finden, daß daran sehr, sehr wenig wahr ist.

In den Ostseeprovinzen soll der Grundherr eine Schulanstalt auf seiner Besitzung haben, er soll aber auch die Erhaltungsmittel hergeben und den Lehrer wählen und berufen, ja selbst die Lehrgegenstände anordnen und die Lehrweise überwachen. Nur das Eine ist Vorschrift, daß in der Sprache der Bauern gelehrt werde. Welche Opfer sollen aber die Grundherrn geneigt sein, einem Werke zu bringen, welches ihnen nicht gerade angenehm ist? In K. bei Walk hat der Grundherr die Subsistenzmittel des Lehrers auf zwanzig Rubel, zwei Scheffel Korn, vier Scheffel Kartoffeln und ein Viertel Buchweizen festgesetzt. Es hat sich nun seit sechs Jahren für seine Schule kein Lehrer herbeischaffen lassen und das war dem Wunsche des Grundherrn und vielleicht der Regierung entsprechend. Der hier angegebene Fall kam öffentlich zur Sprache und von einigen Lehrern auf Oesel wurde er sogar in einer Beschwerdeschrift der Regierung mitgetheilt. Sie hat die Schrift gar nicht beantwortet.

Welche Wahl die Grundherrn am liebsten treffen, ist aus dem Gesagten sehr erklärlich. Nach den Kenntnissen fragen sie in den meisten Fällen nicht; im Gegentheil sind vielen die dümmsten Lehrer die liebsten, es wäre denn, daß sie dieselben für ihre eigenen Kinder gebrauchen wollten. Kenntnisse in der Landwirthschaft und dem Waidwerk sind ihnen vom Lehrer lieber als wissenschaftliche Bildung. In Selin mußte der Lehrer den Verwalter spielen, und in einem Dorfe des Herrn v. Dieskau war er mehr Jäger als der Schullehrer. Als Lehrer hatte er vierzig Rubel und als Jäger bekam er eine Zulage von fünfzehn Rubeln und die Kost. Er rühmte sich, im ganzen Jahre nur neun Mal Schule gehalten, dagegen, ich weiß nicht, wie viele Hasen und Rebhühner geschossen, auch für den gnädigen Herrn einige hundert Ellen Fischnetze gestrickt zu haben.

Die Grundherren würden augenblicklich ein anderes Verhalten beobachten, sobald sich die Regierung den Volksschulen ernstlich geneigt zeigte, denn sie sind sämmtlich ebenso servil als bemittelt und klug. Die besten und begünstigtsten Schulen können sich immer noch nicht der schlechtesten deutschen Dorfschule an die Seite stellen. Während die schlechtesten des Landes nur vor wichtigen Festtagen geöffnet sind, damit die Kinder die Bedeutung des Festes kennen und die Gesangbuchslieder auswendig lernen — in so fern werden die Herren Pastoren einigermaßen zufriedengestellt — sind die besten doch wenigstens den Winter hindurch

offen. Im Sommer sind sie sämmtlich geschlossen, denn in dieser Zeit gibt es für die Jugend andere Geschäfte. Die fünf Gänse wollen gehütet sein: dazu gehört ein Kind — die zehn Schafe und zwei Ziegen meckern nach einem Befehlshaber: dazu gehört ein Kind. — Die Ställe wollen gereinigt, die Kuh gemolken sein: dazu gehört wieder ein Kind, denn Vater, Mutter und Knecht sind auf dem Gehorch (Frohndienst) und sind es morgen und übermorgen und am vierten Tage wieder — es muß ihnen auch Mittag-, Morgen- und Vesperbrod auf das herrschaftliche Feld hinausgetragen werden — denn zum Mahl nach Hause zu ziehen, gestattet ihnen niemals der Edelmann, und dazu gehört natürlich wieder ein Kind; genug die Kinder sind zur Zeit des Sommers so wichtige Personen in der Hauswirthschaft, daß ein emsiger Bauer wenigstens nach einem halben Dutzend trachten muß, um sich recht behaglich zu fühlen. So ist ersichtlich, daß in Rußland an wirksame Volksschulen nicht eher geglaubt werden kann, als bis die gesellschaftlichen Verhältnisse des Volks eine völlige Umgestaltung erfahren haben.

Nächst den Ostseeprovinzen darf sich das Königreich Polen rühmen, im russischen Reiche am besten mit Schulen versorgt zu sein, d. h. ihm steht der Ruhm zu, auf seinen 2271 Quadratmeilen Flächenraums etwa anderthalb Dutzend Dorfschulen zu besitzen. Frägt man, durch wen diese Schulen ins Leben getreten, so vernimmt man die Namen polnischer Edelleute z. B. Lipski, Grabowski, Oszarowski, Halpert ꝛc.; die Regierung aber wird nicht genannt, und in ihren eigenen, nämlich den confiscirten Dörfern, sowie auf den alten Staatsgütern, sind keine Schulen. Zur Zeit, da das Königreich seine Constitution noch besaß, zwischen 1815 und 1830 ist mehrere Male beim Reichstage die Einrichtung eines allgemeinen Schulwesens für den Bauernstand zum Antrag gekommen und durchgegangen; allein stets wurde die Ausführung von der Regierung verhindert, ja selbst die Bauernschulen, welche zur Zeit des ehemaligen Herzogthums Warschau auf den Staatsgütern errichtet worden waren, wurden wieder aufgehoben. Hier zeigte die Regierung ihr Prinzip unverhüllt. Aber eine empörende Scheinheiligkeit war es, wenn die öffentlichen Organe der Regierung auf den polnischen Adel schmähten, daß er die „Erleuchtung und Beglückung“ seiner Bauerngemeinden aus abscheulich eigensüchtiger Speculation vernachläßigt habe, während in Rußland die Hindernisse so bedeutend wären, und namentlich in den Ostseeprovinzen schon so unendlich Vieles durch die kaiserliche Regierung als begeisterndes Beispiel hingestellt worden sei.

Wo nur siebzehn Schulen sind, da kann von einem Schulwesen nicht die Rede sein. Die wenigen Schulen sind natürlich unter sich nach den Verhältnissen, in welchen ihre Stifter sich befinden, verschieden. Die Bauernschule auf der großen Grundherrschaft des Grafen Oszarowski ist vortrefflich. Die Kinder der Bauern sind zum Schulbesuch gezwungen, indem ihre Eltern von Strafen bedroht sind. Die beiden Lehrer sind Deutsche, lehren Lesen, Schreiben, Rechnen, Geschichte,

Geographie, die ersten Anfangsgründe der Naturwissenschaft, die Regeln der Landwirthschaft. Einige auf der Herrschaft ansäßige deutsche Handwerker lehren Wolle weben, den Gebrauch der Stellmacherwerkzeuge und einiges Andere; und die beiden Frauen geben den Mädchen Unterricht in weiblichen Arbeiten, auch im Leinweben. Lehrer und Lehrerinnen werden vom Grafen ziemlich gut besoldet, haben gute Wohnungen und einige Acker Landes zur Benutzung. Zur Schulanstalt gehören ein Gemüse- und Baumgarten, in welchem ich ein Mal bei meiner Durchreise vierzig kleine barfüßige Knaben damit beschäftigt sah, das Beschneiden, Pflanzen, Okuliren und Pfropfen zu lernen. Diese Schule ist eine Musteranstalt und würde auch in Deutschland dafür gelten. Zu erwähnen ist, daß vielleicht mehr noch dem Commissar der Grundherrschaft, einem Deutschen, Namens Böttiger, der Ruhm gebührt, diese schöne Anstalt ins Leben gebracht zu haben.

Minder stattlich ist die Bauernschule auf der Herrschaft des Herrn v. Lipski, welche sogar von Erwachsenen besucht werden muß. Bis zum zwanzigsten Jahre ist jeder Bauer und jede Bäuerin verpflichtet, Unterricht zu genießen. Den Kindern sind die Tagesstunden, den Erwachsenen die Abendstunden im Winter gewidmet. Von einem bestimmten Lebensabschnitte, vom fünften oder sechsten Jahre bis zur Confirmation, der in Deutschland dem Schulgenuß ausschließlich gewidmet ist, ist in Rußland durchaus die Rede nicht. Es gibt überhaupt keine Verordnung, in welcher der erste Genuß des heiligen Abendmahls auf ein gewisses Lebensjahr bestimmt und dadurch auch für den Schulgenuß ein geeigneter Abschnitt gebildet würde. Ich habe Kinder von sechs und sieben Jahren das heilige Abendmahl genießen sehen. Beim Bauernstande ist es eine Art Regel geworden, das Kind zum ersten Male zur Beichte und Communion zu schicken, sobald es das Vaterunser und die wichtigsten kirchlichen Gebete völlig auswendig kann. Es mag dies nun im achten oder zehnten Lebensjahre sein, darauf kommt nichts an. Nur zu spät wird es nicht sein dürfen, weil sonst der Geistliche um einige Einkünfte käme. Daher wird auch in den Städten die Schule nicht als eine Vorbereitung für den großen Bund der Christen und für das staatsbürgerliche Leben betrachtet. Man ist noch nicht an den Gedanken gewöhnt, daß durch sie die Fähigkeit und das Recht zu einem größeren Lebenscursus gewonnen werde. Dieser Gedanke wird nur in den Handwerksschulen sichtbar, welche durch die Gewerksinnungen da, wo welche bestehen, mit Genehmigung der Regierung gestiftet worden sind. Diese Gewerksinnungen sind aber wieder eigentlich weder russische noch polnische, sondern deutsche Corporationen. Dort sind die Handwerkslehrlinge ohne Unterschied zum Besuch der Innungsschule gezwungen und können nicht eher Gesellen werden, als sie sich ein Fähigkeitszeugniß in Betreff ihrer Schulkenntnisse erworben haben. In diesen Innungsschulen wird aber nichts weiter gelehrt als Lesen, Schreiben und Rechnen, da die jungen Leute, welche in die Werkstätte aufgenommen werden, davon noch nichts wissen.

Unter den Bauernschulen des Königreichs sind freilich einige traurige Schöpfungen, an denen nichts weiter anzuerkennen ist als der gute Wille. Die des Herrn Halpert z. B. ist vom Frühjahr bis Herbst geschlossen. Das Schulhaus ist die erbärmlichste hölzerne Hütte und der Lehrer, ein alter verarmter deutscher Handwerker, muß im Sommer sein Leben durch Schuhflicken und Kratzbürstenmachen zu erhalten suchen. Ja zum Betteln sieht er sich bisweilen gezwungen, wenigstens sprach er mich, den Fremden, kläglich an. Damals hatte ihn seine Armuth, und noch der Jammer um seinen Sohn, den man zum Militair genommen, fast bis zum Selbstmorde gebracht. Sein ganzer Gehalt als Lehrer besteht in 25 polnischen Gulden (4 Thlr. 4 Ggr.) und zehn Scheffel Kartoffeln; außerdem müssen ihm von den Bauern für jedes Kind jährlich 40 Pfennige bezahlt werden, die er jedoch nur in Kartoffeln erhält, da der polnische Bauer niemals baares Geld besitzt. Durchschnittlich hat er 20 Kinder in der Schule, so daß sein Jahrgehalt auf 7 Thlr. zu veranschlagen ist. Ich glaube, daß es für einen solchen Schullehrer, und wäre er der genügsamste Mensch, doch viel angenehmer ist zu sterben als zu leben.

In Südrußland sind einige Dorfschulen das Werk von Privatpersonen, welche die Regierung nicht hinderte, da sie von denselben keinen großen Einfluß befürchtete. Sie sind nach dem Muster der Schulen in den deutschen Colonien eingerichtet und die des Grafen Potocki ist als die beste zu bezeichnen; auch in Kleinrußland haben — ich glaube drei — Edelleute ihren Dörfern Schulen geschenkt, aber dies sind auch so ziemlich alle Dorfschulen Rußlands, denn in Großrußland ist schwerlich eine Dorfschule zu finden und gewiß noch viel weniger im asiatischen Rußland.

Diese Anfänge von bäuerlichen Schulen berechtigen aber kaum zu der Hoffnung, daß sich ein allgemeines Volksschulwesen bilden werde, denn die Schulen, mit Ausnahme derer in den Ostseeprovinzen sind vollkommen *freiwillige* Privatunternehmungen, deren Fortbestehen von der Laune des Unternehmers oder dessen Erben abhängt und durchaus nicht gesichert ist. Da aus den Schulen kein materieller Gewinn für den Grundherrn entspringt, so läßt sich eher glauben, daß die vorhandenen Dorfschulen wieder eingehen als sich vermehren werden, zumal das Verlangen nach Dorfschulen von den intelligenteren Städten ausging, eine Art Modesache war, und jetzt unter den politischen Ereignissen des Auslandes gänzlich verstummt ist. Gegenwärtig kümmert sich in Rußland kein Mensch um den Bauernstand, geschweige um Schulen für denselben; und das ist der Regierung lieb. Hätte sie den Bitten um die gute Sache gern Gehör schenken wollen, so würde sich dies jedenfalls zuerst auf den Krongütern bewiesen haben; allein von zehn Millionen *wirklichen* Kronbauern (es ist hier ein Unterschied zu machen) kann keiner lesen und hat keiner die Hoffnung, es je in seinem Dorfe zu lernen. Wären der Regierung ihre Mittel zu Einrichtung eines allgemeinen Volksschul-

wesens nicht genügend erschienen, so hätte sie auf den Krongütern wenigstens ein Beispiel geben können, das die eifrigste Nachahmung gefunden haben würde.

Beim Heere aber wurde die gänzliche Unbildung der untersten Volksclassen der Regierung selbst unbequem. Man konnte die dummen Soldaten zu nichts weiter gebrauchen, als zum Zuschlagen, und mußte sie doch auch noch zu andern Geschäften verwenden. Sie sollten Executionen ausführen und geriethen in die Häuser fremder Personen, sie hatten Depeschen zu befördern und wurden durch die schalkhaften Befragten nach entgegengesetzten Richtungen geschickt, sie sollten eilige Bestellungen ausführen und überall über die Adresse falsch unterrichtet, Tage lang in der Irre umhergeführt.*) Vorzüglich bei der Verwaltung des Heeres wurde der Regierung die wissenschaftliche Rohheit der großen Masse des Volks sehr unbequem. Nicht einmal die Compagnie-, Bataillons- und Regiments-Canzleien konnten regelmäßig mit Schreibern versehen werden. Viele wichtige Angelegenheiten mußten deßhalb der mündlichen Rücksprache überlassen werden und die Folge davon waren zahllose Diebereien und Verwirrungen. Die Regierung suchte diesem Uebel abzuhelfen, indem sie verordnete, daß jedes des Schreibens und Lesens kundige Individuum, welches in das Heer eintrete, als Schreiber, Protocollant oder dergleichen gebraucht und mit der Charge eines Unteroffiziers beschenkt werden solle. Allein diese Gnade hatte eine nur sehr geringe Wirkung.

---

*) Unzählige Geschichten über die kindliche Unwissenheit, nicht nur der gemeinen Soldaten, laufen in den Städten herum. Die bekannteste von diesen Anekdoten mögen Ihre Leser verzeihen. Der Notar B. in Wilna hatte seinen Sohn nicht bei der Militärconscription erscheinen lassen und hielt ihn verborgen. Die Militärcommission fordert ihn auf, sich vor ihr zu stellen. Da er schon nach drei Tagen sich nach Smolensk zu übersiedeln gedenkt und diesen Wechsel sehr gut dazu nützen kann, seinen Sohn dem Militärgesetz zu entziehen, so stellt er sich nicht. Am dritten Tage nun erscheint in seiner Straße ein Soldat mit dem Executionszeichen. B. schickt seinen gut unterrichteten Bedienten hinaus und dieser fragt den Soldaten: „Brüderchen, wen suchst Du?" „Können Sie lesen, Herr Bedienter?" fragt der Soldat. „Ei wohl." „So lesen Sie einmal hier meinen Zettel und weisen Sie mich zu dem Herrn." Der Bediente liest und sieht, daß dies eine Vorladung für seinen Herrn. „Hier die Hausnummer, Brüderchen," sagt er, „befindet sich gar nicht in dieser Straße, das ist auch gar keine Hausnummer, sondern die Nummer des Thurmes dort in der Kievnower Vorstadt." „O danke, danke," versetzt der Russe und eilt davon. Unterdessen hat der Bediente einen jüdischen Factor auf jenen Thurm, einen andern Burschen auf einen andern Thurm u. s. f. geschickt. Der Soldat kommt nun unter der Kuppel des ersten Thurms an, da begegnet ihm der Factor auf der Treppe. „Wohin, Freundchen?" „Sind Sie vielleicht Herr B.?" „Nein, Gott bewahre." „Aber hier wohnt derselbe?" „Nein, Brüderchen, der wohnt nicht hier." „Aber ein Bedienter, der lesen konnte, hat mir gesagt, daß die Hausnummer auf meinem Papier die dieses Thurmes sei." „Zeig doch her — o falsch, mein Lieber, das ist der Thurm, den man dort an jenem Ende der Stadt sieht, und da wohnt auch wahrscheinlich Herr B." Der Soldat flucht und läuft auf jenen Thurm, allein dort begegnet ihm wieder auf der Treppe ein Instruirter und weist ihn auf einen dritten Thurm. Natürlich bestieg der arme Bursch bis in die späte Nacht alle Thürme. Unterdeß war der Notar mit seinem Sohne abgereist. Man muß freilich ein Pole sein, der sich täglich durch Russen verletzt fühlt, um sich über ein solches Veriren der Macht zu amüsiren.

Dem Uebel wurde nicht abgeholfen. Da errichtete sie Militärschulen. Allein ob sie durch diese ihrem Bedürfniß genügen wird, ist sehr zweifelhaft. Bis jetzt wenigstens sind im russischen Heere noch so wenig schreibfertige Individuen vorhanden, daß diesen noch kürzlich hat zu ihrer Unteroffizierstresse ein Vortheil am Gehalt gewährt werden müssen, obschon die Militärschulen seit fast zwei Jahrzehnden bestehen und sich sehr vermehrt haben.

Unter solchen Verhältnissen kann nicht gehofft werden, daß das russische Volk sobald der Grundbedingungen der Civilisation theilhaftig werde. Rußland wird eine Wüste bleiben, in welcher die wenigen intelligenten Städte wie seltene Oasen liegen, wenn nicht eine große Revolution das System der Regierung zertrümmert, wobei freilich die Regierung selbst zu Grunde gehen wird.

Die Sachsen in Siebenbürgen.

Die erste Colonie des deutschen, nicht sächsischen, sondern rheinländischen Volksstammes, der jetzt einen verlorenen Posten deutschen Volksthums und deutscher Sitte im fernen Osten in der Mitte halbcivilisirter Völker bildet, wanderte im Jahre 1141 unter dem ungarischen König Geiza II. nach Ungarn ein, und wußte durch die Stürme der Jahrhunderte manche deutsche Tugend, Arbeitsamkeit und Häuslichkeit, aber auch eine ziemlich starke Dosis deutscher Spießbürgerlichkeit und deutschen Unterthanensinns zu bewahren.

Geiza, von dem Geiste seines großen Ahnen Stephan I. des Heiligen durchdrungen, hieß die arbeitsamen Gäste (hospites werden die Sachsen in allen auf sie bezüglichen Documenten genannt) herzlich willkommen, und wies ihnen einen königlichen Grund in dem südöstlichen Theile des Reichs an, welchen er zu ihrem ausschließlichen Eigenthum machte. Die folgenden Könige aus dem Hause Arpads bekräftigten das fleißige und friedliche Volk in seinem Besitzthum, vergrößerten dies durch neue Schenkungen, und ertheilten den durch neue Zuwanderung vermehrten Gästen viele Privilegien, durch welche besonders ihr Handel, den sie neben dem Ackerbau und Handwerk trieben, bedeutenden Aufschwung gewann.

Ihre magna charta erhielten sie im Jahre 1224 von demselben Andreas II., der zwei Jahre vorher den Ungarn die „Goldene Bulle“ ausstellte. Dieser Urkunde zufolge bildeten die Sachsen ein für sich bestehendes, in seinem Gebiete genau abgegrenztes Volk, welches unmittelbar dem Könige unterstand, und nur in so fern mit dem großen Staatskörper in Verbindung war, als es durch seine Vertreter auf den Reichstagen den ihm gebührenden Einfluß auf die constitutionelle Regierung des ganzen Reichs ausübte.

Die innere Verfassung des Sachsenlandes wich sehr ab von dem Municipalwesen der Magyaren, Croaten und Szekler, da bei den großentheils Handel und Gewerbe treibenden Sachsen das deutsche Stadtrecht und Zunftwesen herrschte, welchem aber einige Momente aus der magyarischen Municipalverfassung beigemengt wurden, so daß das Ganze einen eigenthümlichen Charakter annahm.

Die größern Städte, wie Herrmannstadt, Kronstadt, Mediasch u. s. w. hatten eine gewisse Anzahl Dörfer und kleiner Märkte unter ihrer Hoheit *). Die Stadt mit den dazu gehörigen Ortschaften wurde von einem selbstgewählten Magistrate im Verein mit den Zunftältesten regiert. Mehrere Städte mit ihren Pertinenzien bildeten den Stuhl nach Art der magyarischen Comitate; alle Municipien zusammen bildeten die Landesuniversität der Nation, welche einen vom König ernannten Sachsengraf an der Spitze hatte, die Gesammtangelegenheiten der Sachsen leitete, und einerseits zwischen dem König und der Nation, andererseits zwischen dieser und dem Gesammtstaatskörper das Verbindungsorgan bildete. Innerhalb des Gebietes der Sachsen durfte kein Mitglied eines anderen Volksstammes, selbst der ungarische Adel nicht liegendes Besitzthum oder bürgerliche Rechte erwerben, hingegen stand es den Sachsen frei in allen Gegenden des Reiches Güter, selbst adelige anzukaufen. Und da sie nicht zahlreich genug waren ihr eigenes Territorium, viel weniger aber die auf fremdem Gebiet erworbenen Besitzungen zu bevölkern, so wurden die meisten ihrer Ländereien von den dazu gehörigen oder aufgenommenen wallachischen und magyarischen Unterthanen in Robotleistungen bearbeitet. Die Sachsen zahlten ferner in Ungarn und den dazu gehörigen Ländern gleich dem Adel, weder Brücken- noch Straßenmauth und durften überall Handel und Gewerbe treiben, während auf ihrem Gebiete Handel und Handwerk ihr ausschließliches Monopol waren. Selbst die fremden Kaufleute, welche Waaren aus den Donauländern nach Ungarn und den Nebenländern führten, mußten diese auf ihrem Durchzug durch das sächsische Gebiet in die Magazine der sächsischen Kaufleute abladen und erst nachdem diese sich mit ihrem Bedarf versehen hatten, durfte der Rest weiter verführt werden.

Für all diese Freiheiten und Rechte hatten die Sachsen dem König nicht mehr als eine jährliche Steuer von 500 Mark Silber und ein Contingent von 500 Mann zu entrichten.

Diese Privilegien und Vorrechte der Sachsen, so wie die Grenzen ihres Territoriums erlitten zwar im Laufe der Jahrhunderte, besonders unter den Habsburgern manche Veränderungen; auch traten sie später, als Siebenbürgen unter den Fürsten und endlich unter den Habsburgern von Ungarn getrennt blieb, in dasselbe Verhältniß zu dem Großfürstenthum, in welchem sie früher zu dem unga-

*) In den ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung gehörten zu Herrmanstadt 57, zu Kronstadt 28, zu Schäßburg 15, zu Mediasch 26 Ortschaften. Dieses Verhältniß erlitt später unter den Habsburgern Modificationen.

rischen Gesammtreich gestanden hatten, und bildeten eine der bekannten drei Nationen des Landes, welche sich in den bürgerlichen Rechten theilten, während die vierte Nation, die jede der übrigen an Zahl übertreffenden Wallachen von den Wohlthaten der Verfassung ausgeschlossen blieb; allein die Grundzüge der Separatverfassung der Sachsen blieben bis auf die neueste Zeit dieselben, und daraus entwickelte sich jene eigenthümliche Stellung, welche dieses Volk in den vormärzlichen Kämpfen der liberalen Opposition und während der ungarischen Schilderhebung einnahm.

Die Sachsen waren nämlich unter sich gleichberechtigt, und ihre Aristokratie verstieg sich nie höher als bis zum gemüthlichen titularen „Von"; aber sie bildeten allsammt eine aristokratische Corporation. Am meisten drückend war sie den in ihrem Lande wohnenden und ihnen an Zahl überlegenen Wallachen, die gar keinen freien Grundbesitz hatten, sondern theils an Privaten, theils an Communen Frohndienste leisteten, und denen es im Sachsenlande bei der Zunftverfassung der berechtigten Einwohner nicht einmal erlaubt war, ohne Erlaubniß der Grundherrn ein Handwerk zu lernen. Da aber diese sächsischen Interessen durch die Bestrebungen der liberalen Partei in Ungarn und Siebenbürgen, die sich zur Aufgabe machte, den Bauern zu befreien, gefährdet waren, so stimmten die Sachsen bei den Siebenbürgner Landtagen fast immer mit dem conservativen Adel. — Als im Jahre 1848 die Union mit Ungarn und die Ausdehnung der Preßburger Märzerrungenschaften auch auf Siebenbürgen, am Landtag zu Klausenburg zur Verhandlung kam, verloren die Sachsen ihren natürlichen Bundesgenossen, den von gleichen Interessen geleiteten conservativen Adel, bei welchem die Idee der nationalen Einheit und die Gewißheit, daß die alten Privilegien ohnedieß nicht mehr zu retten waren, die großen materiellen Verluste überwinden half. Damals machten auch die Sachsen noch gute Miene zum bösen Spiel, ja der Herrmannstädter Deputirte war der erste, der mit einer colossalen Tricolore durch die Straßen von Klausenburg zog, allein man fing bald an, den Schaden zu berechnen, den man durch die Neuerungen erleiden müßte, die nationale Einheit des großen Ungarns gab bei den Sachsen zu manchen Befürchtungen Raum, zumeist der Sorge, daß man im eigenen Lande von den jetzt gleichberechtigten Walachen erdrückt werden würde. Es fehlte einerseits der Patriotismus für das neue weitere Vaterland und die moralische Kraft das unerrettbare fahren zu lassen, man konnte sich nicht entschließen, sich den stolzen Magyaren ganz brüderlich in die Arme zu werfen, um so vereint der wilden Fluth der Walachen zu widerstehen, und als General Puchner bald darauf anfing für die Hofpartei zu werben, und Walachen und Sachsen die unvereinbarsten Versprechungen zu machen, traten die Sachsen unter seine Fahne. Sie glaubten zwar Anfangs durch die Walachen die Kastanien aus dem Feuer holen zu können, allein diese nöthigten sie bald, im Vordertreffen zu stehen, während sie selbst sich in ihre unzugänglichen Alpen zurückzogen, und nur dann hervor-

brachen, wenn sie unangefochten magyarische und sächsische Dörfer ausplündern und verheeren konnten.

Der Ausgang dieser Kämpfe ist allgemein bekannt; das Urtheil über die Handlungsweise der Sachsen schwankt noch nach dem Parteistandpunkt; aber so viel ist gewiß, daß sie in der letzten Zeit sehr viel gelitten haben, daß sie jetzt durch die Regierung, für welche sie so große Opfer brachten, bitter enttäuscht werden, und daß sie mit sorgenvollen Blicken in die Zukunft sehen, denn in ihrem Lande werden sie von Magyaren und Walachen gleich gehaßt, und der Schutz, den ihnen die östreichischen Soldaten bieten, droht sie vollends zu erdrücken.

Schon der Umstand, daß auch ihr Gebiet nach der Katastrophe von Világos in Belagerungszustand versetzt wurde, mußte sie stutzen machen, und sie riefen mit Abraham aus: „Herr Herr! willst du den Frommen mit dem Frevler strafen?“ Hierzu kam, daß Puchner ein Commando in Italien übernahm, und ihnen in General Wohlgemuth ein neuer Herr auf den Nacken gesetzt worden ist, der die Versprechungen des erstern nicht kennt oder nicht kennen will; ja die Regierung, welche auch gegen die Walachen Verpflichtungen hat, sah sich sogar bewogen, ihrem Gebiet den Namen „Sachsenland“ zu nehmen. Ihre Aussichten auf ein eigenes Kronland können zwar bei dem länderschaffenden Ministerium in Erfüllung gehen, allein die guten Sachsen haben ebensoviel Aussicht, sich an einem schönen Morgen in die Woiwodschaft „Vallachia“ oder „Rumenia“ versetzt zu sehen.

Daß die Sachsen ihre gegenwärtige Lage ganz begreifen, zeigt eine in diesen Tagen veröffentliche Eingabe der Bürger von Herrmannstadt an den dortigen Magistrat.

Sie setzen darin auseinander, daß der Belagerungsstand „wenn er auch wirklich von der Nothwendigkeit geboten wird, keine Aufhebung der Gesetze, sondern nur die Einstellung gewisser politischer Functionen, als politische Versammlungen, Jury, politische Demonstrationen u. s. w. erheische, sie aber müßten sich bitter über die Uebergriffe der Soldatenherrschaft beschweren die ihnen Magistrate aufoctroyire, die ganze Verwaltung und Jurisdiction an sich reiße und selbst nach ihrem heiligsten Palladium, der Religionsfreiheit, die profanen Hände ausstrecke.“ Die gemischten Ehen, sagen die Bürger von Herrmannstadt, bilden ein altes, aus dem Wesen der vielfach verbrieften Religionsfreiheit der Sachsen fließendes Recht der Nation, welches Recht durch die Union mit Ungarn, wo dasselbe auch in deutlichen Gesetzen ausgesprochen ist, auch seine förmliche Sanction erhalten hat; und doch ist jetzt ein Befehl an die geistlichen Behörden ergangen, dem zu Folge solche Ehen ausschließlich von katholischen Geistlichen eingesegnet werden müssen u. s. w. Schließlich tragen die Bürger dem Magistrate auf, die Auszahlung des Gehalts an den

vom Militärcommando aufoctroyirten Senator Hüttner und Consorten zu verweigern, und die Beschwerden der Nation vor den Stufen des Thrones niederzulegen. Muth ist eine Tugend, die der Magyar auch bei seinen Gegnern zu schätzen weiß, und die Bürger von Herrmannstadt hätten kein besseres Mittel als jene männliche Worte wählen können, um sich in der Achtung ihrer Nachbarn zu rehabilitiren, zwar können diese jetzt ihren Beifall nur durch ein halblautes „Eljened a derék szászok“ „Hoch die wackern Sachsen!“ äußern, aber beide Nationen haben, trotz der vielen innern Gegensätze, doch das Eine gemein, daß sie eine unzerstörbare Kraft in sich bergen, und das gemeinsame Leiden wird auch gemeinsame Interessen hervorrufen. Haben wir es doch erlebt, daß die Türken mit den Magyaren sympathisiren!

△

Haynau und Andrassy.

Haynau der große, der mächtige, der unumschränkte, der gepriesene und verfluchte, geliebte und gehaßte, der unsterbliche Haynau ist nicht mehr! Der Mann, der noch vor Tagen das Beil über 15 Millionen Menschen geschwungen hielt, dem noch vor einigen Stunden 26 Vertreter einer großen Nation ihren zerknirschten Dank für die erlassene Zuchtruthe darbrachten; der Mann, der wirklich sein Jahrhundert in die Schranken forderte, ist nun von dem Hauche eines hypochondrischen Bureaumannes weggeblasen, um vielleicht gänzlich von der Oberfläche dieser Erde zu verschwinden! Merkwürdig, bis jetzt fast unerklärlich!

„Vielleicht haben die Schatten Batthyani's, Perényi's, Jessenak's und Anderer den jungen Blitze schleudernden Jupiter auf dem Throne zu Wien aus den weichen Träumen gerüttelt, in welche er durch die Hymnen der Gutgesinnten gewiegt worden war?“ so schwärmen unsere romantischen Patriotinnen; oder „Haynau ist von dem Herenchor von Döcz*) heimgesucht worden, daß er seit der Flucht seines Adjutanten und Helfershelfers Andrassy kein Todesurtheil mehr zu unterschreiben wagte, und man ist oben zur Einsicht gekommen, daß Haynau doch nicht der Mann sei, der das große Werk vollenden kann?“ fragen die verwaisten Söhne des forradalmi czarnok**). „So mußte es kommen! der liebe Gott konnte es nicht dulden, daß das Ungethüm noch länger in den Eingeweiden einer edlen Nation herumwühle,“ so spricht die große Menge. —

Manche behaupten, die Uebergriffe der Soldaten hätten dem Hofe selbst diese gefährliche Macht furchtbar erscheinen lassen, und man hätte sich daher entschlossen, durch einen Streich auf den Unpopulärsten diese Macht zu brechen.

---

*) Ein ungarischer „Brocken.“

**) „Revolutionshalle,“ früher „Fillinger Kaffeehaus,“ bekannt durch die Zusammenkünfte der radikalen Studenten, während der Revolution.

Wir sind nicht dieser Meinung, denn wir wissen sehr wohl, daß in gewissen Regionen Alles, was nicht mit dem goldenen Vließ zur Welt kommt, selbst die unentbehrlichen Männer der rettenden That nicht ausgenommen, nur als Söldling und gefügige Maschine betrachtet wird; die ganze Geschichte mit der Machtvollkommenheit eines Generals ist also nichts anders als eine rettende Phrase, Haynau hätte gegen den Willen des Hofes keine Fliege an der Wand tödten dürfen.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat das Gerücht für sich, demzufolge die Civilcommissäre von Ungarn und Italien sich bitter bei Sr. Majestät beklagt hätten, daß der untergeordnete Offizier in diesen Ländern mehr Macht habe als der kaiserliche Landescivilcommissär; aber unsere Civilcommissäre standen und stehen auf sehr unfruchtbarem Boden, ihre Leistungen sind so gering, daß sie das Krautmesser eines östreichischen Corporals nicht aufwiegen, und die Herren Gehringer und Montecuculi müßten ein außerordentliches Genie zum Wühlen haben, wenn es ihnen gelungen sein sollte, den Sieger von Temeswar wie eine ausgedrückte Citrone auf die Straße zu schleudern.

Mag das leitende Motiv dieses Ereignisses auch unbekannt sein, so viel ist gewiß, daß Haynau's Abberufung, sowie die Art und Weise dieser Abberufung eine außerordentliche Sensation in unserem Lande hervorgebracht. Der Mann würde vor seinem eigenen Bilde erschrecken, wenn er es sehen könnte, nachdem die Majestät die goldene Larve davon abgerissen, wenn er gesehen hätte, wie einige Stunden nach seiner Abberufung kein Fleischerhund in Budapesth zu finden war, der nicht bereits mit dem Namen „Haynau" getauft worden war, wenn er in die Kinderstuben und Branntweinkneipen blicken könnte, wo sein verhaßter Name in Ammenmährchen und Pöbelwitzen maltraitirt wird.

Und unser Ministerium!

Ich weiß wohl, was unsere Wiener Blätter in den nächsten Tagen von den „wohlthuenden Eindrücken", von „Beiträgen zur wahren Pacification Ungarns" und andern dergleichen Dingen andeuten werden, und wer die Geschichte mit dem jüdischen Zicklein kennt, wird ihnen vollkommen recht geben; aber Fürst Schwarzenberg brauchte nur einen unparteiischen Kammerdiener incognito nach Pesth zu schicken, und er könnte sich die Ueberzeugung verschaffen, daß sein Regiment durch diesen verzweifelten Schritt nicht einen Nagel breit Terrain gewonnen habe.

Einer der größten Irrthümer der östreichischen Politik ist, daß sie die Verhältnisse an Personen und nicht an Prinzipien knüpft. Diese Politik des Lavirens hat vielleicht viel beigetragen, um Oestreich in den jüngsten Nöthen zu retten, aber das gerettete, neugeborne Oestreich ist ein sehr schwaches Geschöpf, das durch Reiben, Bürsten und Aderlassen zwar zum Athmen gebracht wurde, aber immer nur ein sieches Leben führen wird. Als im Herbst 1848 die kaiserlich gesinnten (?) Slaven gegen die Errungenschaften der Magyaren eiferten, hieß es „der schwache Ferdinand hat diese unseligen Concessionen gemacht," er mußte das

Feld räumen, der junge Monarch ergriff in einer Hand die Feder, in der andern das Schwert, die Feder hat viele Versprechungen niedergeschrieben, die kaum in Erfüllung gehen werden, aber das Schwert ist in ein Henkerbeil verwandelt worden, dessen Streiche ewig in dem Ohre eines jeden Magyaren wiedertönen werden. Jetzt heißt es, die Berathungen über die Reorganisation Ungarns nähern sich ihrem Ende, man ist wirklich gesonnen einen normalen Zustand in diesem Lande anzubahnen, aber wie ist das dort möglich, wo die Galgen von Arad und der Holzplatz von Pesth in noch so frischem Angedenken in den Herzen der Einwohner leben? wo man kaum eine Familie findet, der nicht der Henker ein theueres Familienglied aus ihrem Kreise gerissen, wo aus jedem Auge die Rache und unterdrückte Wuth hervorblickt, wo Adel und Volk, Magyare und Raitze, Walache und Deutscher nur ein Gefühl nähren, das Gefühl des Hasses gegen die Urheber so vieler Greuel? Wo der Beamte sein Bureau und den Nahrungszweig seiner Familie verläßt, der Graf seine Schätze vergräbt, und der Bauer die verhaßten Gensd'armen todtschlägt? Das Ministerium Schwarzenberg mußte also wieder eine rettende That erfinden und diese war die Abberufung Haynau's, wieder also die Beseitigung einer Person, nachdem das System unhaltbar geworden ist. „Haynau", so sagte gestern ein kernschwarzgelber Beamter, „mußte in einem Lande, wo die Revolution so tiefe Wurzel geschlagen hatte, mit unumschränkter Machtvollkommenheit bekleidet werden; die Regierung sah später mit blutendem Herzen (?), daß dieser Mann seine Macht mißbrauchte, aber sie konnte dem Rade des Schicksals nicht in seine Speichen greifen, ohne sich selbst zermalmen zu lassen, die unselige Revolution verlangte ihre Opfer, und die Stimme des Mitleids mußte verstummen; nun aber da die Hauptschuldigen gebüßt haben, und die Regierung zur Einsicht gelangt ist, daß die Mehrheit des ungarischen Volkes sich nach einem normalen friedlichen Zustand sehnt — alte Phrasen — gebietet sie der Nemesis „Halt" und entfernt den Mann, der nie in Ungarn populär werden kann." Ich muß in den nächsten Tagen genau acht geben und ich sollte mich sehr täuschen, wenn wir diesen Panegyricus nicht in einer Correspondenz der „Ost-Deutschen Post" finden sollten; und ich wäre geneigt, Herrn Kuranda im Voraus die Bemerkung einzusenden, daß das Ministerium um einige Tage zu spät mit seinem Heilmittel erschienen ist, denn Herr Haynau hat, als hätte er sein nahes Schicksal vorausgesehen, dem Ministerium einen großen Streich gespielt. Haynau hat die Crême der Rebellenpartei vom Henker abschöpfen lassen, aber er hat die noch übrig gebliebene Lebenskraft des ungarischen Volkes durch die Begnadigung von 64 hohen Offizieren und 26 namhaften Reichstagsdeputirten wieder gestärkt, und dem mitleidsvollen Reichsministerium ist nur noch das Milchwasser in den Behältern von Kufstein, Theresienstadt und Munkatsch zurückgeblieben. Dies hat sich gleich bei seinem ersten Gnadenacte nach Haynau gezeigt, wo Schwarzenberg 109 aus der Urne zog und ihm nichts als Kellner, Barbiere, Gastwirthe, Eilwagenconducteure und

andere dergleichen arme Leute mit einer sehr geringen Beimischung von zwei Professoren, einigen Notaren und einem Grafen, Stefan Karolyi, in die Hand geriethen.

Mit dem Amnestiren wills also auch nicht mehr gehen.

Bevor die Nachricht von der Abberufung Haynau's zu uns gelangte, war ein anderes Ereigniß an der Tagesordnung, nämlich die oben erwähnte Flucht des Herrn Andrassy, Adjutant und geheimer Secretair Haynau's. Die Sache verhielt sich so. Andrassy, der hier allgemein und noch mehr gehaßt wurde, weil er selbst Ungar war und für die rechte Hand Haynau's galt, verlangte vor vierzehn Tagen Urlaub, um nach Füred ins Bad zu reisen; dieser wurde ihm bewilligt; allein einige Tage nach der Abreise Andrassy's bemerkte der Obercommandant, daß sein ganzes Archiv und besonders die auf die russische Intervention auf die Uebergabe Görgey's und der ungarischen Festungen, so wie auf die Hinrichtungen der Patrioten bezüglichen Documente verschwunden waren; sogleich schickte er nach Füred, aber von dort kam die Nachricht, daß Andrassy dort gar nicht eingetroffen sei. Die Sache wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und Haynau ließ in den Zeitungen einrücken: „Andrassy sei zur Herstellung seiner Gesundheit nach Gräfenberg gereist.“ Die Blätter nahmen die Notiz auf, hatten aber die Malice, das „Eingesendet“ hinzuzusetzen; später hieß es, Andrassy sei in ein Bad nach Deutschland gereist, aber Andrassy ist nach sichern Nachrichten in Constantinopel angelangt, und wie die Fama berichtet, will er die höchstwichtigen Actenstücke an Kossuth ausliefern, um durch ihn den europäischen Cabineten manch' interessante Enthüllungen über die Freundschaft zwischen Oestreich und Rußland und die Soldatenwirthschaft in Ungarn zu machen. Relata refero.

Uebrigens gehen bei uns noch täglich neue Transporte von assentirten Honved durch, obwohl der böse Geist, den diese in die Armee tragen, wie die Pest um sich greift, und man, wie ich mich selbst überzeugt habe, in Komorn jeden Monat die Garnison wechseln muß, denn „sie werden liberal“. —

Dieser Tage sind mehrere Literaten aus der Revolutionszeit hier angelangt, unter diesen der geniale, als Novellist rühmlich bekannte Jókai, letzter Redacteur des „Pest Hirlap“ und der „Esti lapok“ (Abendblätter) und sein Hauptmitarbeiter Ludasi. Bis jetzt sind sie unangefochten geblieben. △

Aus Prag.

Die Redaction der Grenzboten hülle sich in Flor, ihr Journal ist endlich auch in Prag und seinem Belagerungsrayon kriegsrechtlich verboten, und zwar wie das militärische, an die Buchhandlungen erlassene Circular ausspricht, blos aus dem Grunde, weil die Grenzboten seit längerer Zeit auch in Wien verboten sind. Sie sehen, man ist bemüht, die Rechtsgleichheit aller Staatsbürger möglichst praktisch zu machen. Dafür leiden die einheimischen Journale an einer Trostlosigkeit und Monotonie, welche die

Leser derselben mächtig an die vom östreichischen Reichstage aufgehobene Robot mahnt. Sich durch die östreichische Reichszeitung, durch den Lloyd der Cavaliere, durch den Correspondenten, welcher letztere viel Treubündlernatur an sich hat, durchzuarbeiten, ist ein tüchtiges Stück Arbeit; Post und Wanderer wünschten lebhaft, oppositionell zu sein, während sie das nur scheinen dürfen. — Und die Journale der böhmischen Hauptstadt!

Die offizielle prager Zeitung schwatzt über französische und englische Zustände in einer Weise, die zu der Ansicht führt, ein gelehrter Chinese sei ihr stehender Mitarbeiter, während dem Vernehmen nach ein junger Professor dieser Zeitung Schwung verleiht. Eine offizielle czechische Zeitung, redigirt von einem ehemaligen Dichter, langweilt, wie man mich versichert, ihre wenigen Leser; mich langweilt sie nicht, weil ich sie nicht verstehe, folglich habe ich vor dem des Czechischen Kundigen etwas voraus.

Das constitutionelle Blatt, heute ministeriell, morgen in der Opposition, oft beides zugleich in derselben Nummer, hat wenigstens gute Nachrichten und bringt etwas Leben in unsere Festungsruhe, wenn es sich katzbalgt mit der czechenfreundlichen Union, welche ihrerseits vor den Kanonen am Hradschin bisweilen gar zu viel Respekt zu haben scheint, und ihre oppositionelle Richtung oft so sehr verbirgt, daß man sie ohne Loupe kaum aus ihren Spalten heraus lesen kann. Dennoch aber gilt dieses Blatt für das Organ der czechischen Demokratie, und ich muß gestehen, eine zahmere Demokratie, als die von der Union vertretene, hat Europa nicht aufzuweisen, weit schärfer ausgeprägt ist die oppositionelle Richtung in der deutschen Zeitung aus Böhmen, welche ein Verein wohlhabender deutschgesinnter Bürger mit Opfern subventionirt. Dennoch wird diese deutsche Zeitung von der Militärbehörde schonender behandelt, als die Union, deren Redaction, wie ich höre, sich steter Citationen zum Herrn Commandanten erfreut, um dort im Auftrag des Herrn Statthalters verwarnt und im Schach gehalten zu werden. Wenn die Czechenpartei, welche früherhin so viel von sich sprechen machte, sich auf diese larmoyante Oppositionsweise beschränkt, so dürfte zu schließen sein, daß ihr Einigkeit und materielle Mittel fehlen, daß sie lange nicht das sei, wofür man sie früher gehalten, wofür man sie heute bitter haßt und anfeindet. Es scheint dem Ministerium im Vereine mit der heute in Böhmen herrschenden sogenannten Partei des constitutionellen Blattes, zu gelingen, die Nationalpartei, welche früher so viel Lärm gemacht, welcher man in Ollmütz so sehr geschmeichelt hatte, vollständig zu neutralisiren. Ihre wirklichen oder vermeintlichen Führer sind verschollen und in Unthätigkeit, Palacky schreibt an seinem Geschichtswerke und ist seit seinem verunglückten Weihnachtsbriefe politisch todt, Rieger lebt im freiwilligen Exil in London, Strobach, der Reichstagspräsident, verstäubt in einem Senate des Oberlandesgerichts, Pinkas ist wie verschollen und in keiner Sitzung des Stadtrathes mehr zu sehen, doch aber nennt man ihn als thätigsten Mitarbeiter der Union. Der energische Journalist der Partei Hawliczeck hat sich in die Landstadt Kuttenberg gezogen und rumort dort mit seinem Journale Slowan unter dem Landvolk. Mit welchem Erfolge, mit welchen Mitteln ist hier nicht bekannt, da man das Journal für Prag flugs verboten hat. Auch ein Preßprozeß ist bereits anhängig gegen ihn. Dagegen florirt die Partei der sogenannten Gemäßigten und Echtconstitutionellen, die Partei Thun, Wurmbrand und Consorten, welche alles trefflich findet, was vom Ministerium ausgeht, den permanenten Ausnahmzustand als eine Segnung preiset, und unter Connivenz der Militärbehörde ein Wahlcomité gebildet hat, um im Stillen ihre Netze auszuwerfen nach Wahlstimmen. Diese Partei, gerade diese, hat aber ein weiteres Comité constituirt, zur Bildung eines Vereins, welcher ein großartiges Constitutionsdenkmal in Prag ins Leben rufen soll. Das

Comité zählt Leute zu Mitgliedern, welche unter den determinirtesten der sogenannten Siebenundsechziger glänzen, alle sind bundeifrige Anbeter des Ministeriums, und diese Leute wollen einen Constitutionsstein setzen in Böhmen! Ohne Zweifel wird es ein Grabstein sein, sie werden erst die Constitution todtschlagen helfen, und dann ihr das Denkmal setzen, mit der Aufschrift: obiit anno Domini 1850. Reich an unberühmten Herren ist das Namensverzeichniß dieses monumentalen Comités, die leitenden Mitglieder sind dieselben, welche vor wenig Wochen die Reiterstatue Kaiser Franz I. auf dem Moldauquai clam et furtim inauguriren halfen. Sie treiben die Sache als Handwerk. Ich fürchte, Böhmen geht einer ganz abscheulichen, schmählichen Zukunft entgegen. Schade um das schöne Land! Die liberalen Deutschen und die angeblich ebenfalls liberalen Czechen paralysiren sich in ihrem freiheitsmörderischen Hasse, und die indolente Mittelpartei, aus einigen Adeligen, einigen Geistlichen und Spießbürgern bestehend, verlacht behaglich Beide. Man muß zum Czechenfeinde werden, sieht man solche Wirthschaft mit an.

Uebrigens praktizirt das permanent thätige Kriegsgericht einen Constitutionalismus ganz neuer Art, welcher uns durch die jüngsten Tagesblätter bekannt wird. Nachdem vorige Woche ein robuster Schuhmachergesell, wegen „wörtlicher" Beleidigung eines Herrn Gensdarmen, zu dreißig Stockstreichen verurtheilt worden war, deren Valuta demselben auch voll ohne alle Courtage zugezählt worden ist, wurde jüngst ein junger Schneidergesell wegen desselben schauderhaften Verbrechens, nach dem deutlichen Wortlaut des Urtheils, nur zu dreimonatlichem Stockhausarrest in Eisen mit obligatem zweimaligen Fasten per Woche, blos darum verurtheilt, weil ihn seine Constitution zur Empfangnahme von Stockprügeln nicht eignet. So weit hätten wir es gebracht mit unseren Errungenschaften, denen sich das Grundrecht beigesellt, daß man nur dann keine Stockprügel bekömmt, wenn man allenfalls den Tod davon haben könnte; noch ein paar Monate weiter belagert, so fällt wohl auch dieser Skrupel weg. Der Schneider hat in der That seiner Constitution mehr zu verdanken, als wir übrigen unserer Constitution vom 4. Mai, die wir allenfalls dazu verwenden können, um zehn oder zwanzig Exemplare in unsere Inexpressibles zu schieben, und durch die Polsterung den Corporalsstock unschädlich zu machen. Das Denkmalcomité läßt sich durch solche Kleinigkeiten in seiner Freude über die Verfassungsrechte nicht stören, ich empfehle ihnen die satyrischen Feldzüge des verstorbenen Friedrich, welcher nach den „Belagerungskriegen" die Errichtung eines Denkmals der deutschen Freiheit empfahl, und nach langer Erörterung über die Wahl des tauglichsten Materials, endlich deutschen Lehm unter treffender Motivirung vorschlug. Lehm gibt es auch in Böhmen und mit diesem Material wird das Comité, das stets am Boden kriechende, auch zu handtieren verstehen.

Das constitutionelle Blatt hat jene Nachricht von dem, aus Constitutionsrücksichten nicht geprügelten Schneider, ohne alle Bemerkung mitgetheilt, die furchtsame, löschpapierne Union hat sich unterstanden, ein oppositionelles Ausrufungszeichen beizudrucken; kühner Redacteur! bist du dir etwa gleicher Constitution bewußt, du wagst ein Ausrufungszeichen? vielleicht werden dir dafür nächstens dreißig Ausrufungszeichen zudictirt werden, von einem k. k. Corporal als Nachcensor.

Die Czechen aber, welche dem Ministerium den Hof gemacht in alberner Verblendung und ihm erst dann die Zähne weisen wollten, als sie ihnen schon ausgebrochen waren, mögen ihren Enkeln zur Lehre dienen, damit diese, wenn es im nächsten Jahrhundert in Böhmen etwa wieder volksthümliche Erhebungen gibt, über der czechischen Grammatik nicht die Freiheit vernachlässigen. Die Freiheit spricht nur eine Weltsprache, da haben sie dieselbe aber ins Czechische übersetzt haben wollen, und in dieser Uebersetzung ist die czechische Freiheit gleichgeworden mit dreißig wohlgemessenen Stockstreichen, wegen Verbalbeleidigung eines rohen, übermüthigen, aus den Reihen der Soldateska genommenen Bengels von Gensdarmen. — K. —

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Vom Annaberg in Oberschlesien.

Es war im Spätherbst des Jahres 48, als ich mit einem Begleiter im offenen Wagen bei dem heiligen Berg vorbei zu der Eisenbahn herabrollte, welche aus dem langen Oderthal in den Distrikt der oberschlesischen Hüttenwerke führt. Ein schneidend kalter Wind schnitt vom Berge durch die Kleider bis auf die Haut und die Gegend sah kahl und unheimlich aus, wie eine Stätte, aus welcher der besorgte Landwirth Herr Sommer Alles fortgeschafft hat, um dem Feinde seines Haushalts dem Winter nichts zu überlassen, was der Zerstörung werth wäre. Wir bogen um eine Waldecke, und hollah! eine Anzahl brauner Gestalten umringte plötzlich den Wagen und hielt in unverständigen Tönen kreischend die breitkrämpigen ungarischen Hüte den Reisenden vor. Es war eine Bande Zigeuner, durch das Kriegsgetümmel in Ungarn wahrscheinlich aus ihrem alten Neste aufgescheucht und in das fremde Land getrieben. Unerhörte Gäste in dem wohldisciplinirten Preußen, aber das gesegnete Jahr 48 hatte auch hier die Polizei des flachen Landes nachsichtig gemacht. Es war eine ganze Genossenschaft, die Alte fehlte nicht, eine hohe in Sonne und Wetter vertrocknete Gestalt, sie allein blieb am Rasenrain stehen und begnügte sich, die allgemeine Sehnsucht nach unsern Börsen dadurch anzudeuten, daß sie ihren Stab wie beschwörend nach unserm Wagen ausstreckte. Vier bis fünf Männer um uns herum, einige Weiber mit Kindern auf dem Rücken dahinter und ein halb Dutzend kleine rundbäckige Bengel mit rabenschwarzem verworrenem Haar, barhäuptig und barfüß, zum Theil mit blanken Knieen und blankem Gesäß, sprangen wie besessen um den Wagen herum, und die ganze Bande Hände ausstreckend, schreiend und gesticulirend mit einer fanatischen Wuth, welche eines größern Zwecks werth gewesen wäre! Zwei der Männer hatten Brand- und Hiebwunden und das Aussehen der ganzen würdigen Gesellschaft war höchst kläglich und Mitleid erregend. Der Kutscher hieb in die Pferde, aber umsonst, der Haufe hing und lief um den Wagen und spielte ungestört die Scene fort. Am außerordentlichsten aber gebärdete sich ein kleiner Junge von etwa sechs Jahren, der am Graben dicht neben uns fortlief, und dessen hübsche weichen Gesichtslinien

sich zu einem höchst grotesken Ausdruck von Wuth und Verzweiflung verzogen, als ihm die Vermuthung aufging, daß die Pferde stärker sein würden als die zurückhaltenden Hände seiner Stammgenossen. Ein Geldstück löste den Knäuel, in dem sie sich um uns zusammengeballt hatten, sie fuhren aus einander und bildeten hinter uns, mitten auf der Landstraße einen neuen Haufen von Köpfen und gesticulirenden Armen, in dessen Mitte das Geldstück lag.

Ein Jahr darauf fuhr ich dieselbe Straße; ein treuherziger Postillon, der als preußischer Husar deutsch gelernt hatte, unterhielt mich mit der freimüthigen Höflichkeit, welche oft dem gemeinen Polen eigen ist. An dem Vorsprunge des Waldes frug ich ihn, ob er etwas von den Zigeunern des vorigen Jahres wisse? Er wies mit dem Peitschenstock nach einem dunklen Waldesrand unten am Oderufer: „Das Zigeuner, das hat sich verfroren im letzten Winter, der Jäger hat es gefunden. Das ganze Zigeuner im Schnee todt und kaput.“ Es ergab sich, daß die armen Teufel in der Gegend herumgeirrt waren bis in den harten Winter, da hatten die Bauern sie mißtrauisch zurückgewiesen, und sie hatten sich in einzelnen Gehöften ein Nachtlager ertrotzt. Später waren sie kraftloser geworden, ihre Zahl mochte sich durch allmäliges Hinsterben der Schwächern verringert haben, die letzten hatten sich in den tiefen Wald zurückgezogen und waren dort aus Mangel an Nahrung und Wärme umgekommen. Als ich auf der Eisenbahnstation ankam, erhielt ich das Zeitungsblatt mit der Nachricht von der Hinrichtung Batthyianis. Derselbe Völkersturm, welcher den Fürsten des Landes getödtet hatte, in dem die braunen Namenlosen seit Jahrhunderten Gastfreundschaft genossen hatten, hat auch sie in die Fremde und in den Tod gejagt. Der Tod des Fürsten war ein Ereigniß, welches ganz Europa empörte, der Tod eines gemeinen Husaren ist von seinen Eltern und Geschwistern, von seinem Pferde und Hunde, von seinem Dorf, seiner Gespannschaft, ja seinem Vaterland als ein Verlust empfunden worden. Wer trauert um den todten Zigeuner im Walde? Welche Spuren hat sein Leben hinterlassen? Er hat einige Hähne gestohlen, dafür hat ihn der Bauer verflucht; er hat Pferde beschlagen, dafür hat ihn der Edelmann bezahlt; er hat vielleicht mit der Geige zum Tanze gespielt? Ja, dann freilich werden die Magyarenmädchen am Sommerabend vor dem Wirthshaus fragen, wo ist die Geige des Janko, wir warten darauf? Das ist die einzige Erinnerung an die heimathlosen, götterlosen, blutarmen Todten. Sie sind verweht von der Erde, wie ein dürres Blatt im Winde, ihr Name in keinem Taufbuch, keinem Haus- und Grenzverzeichniß, keinem Paßbureau, sie haben wenig Theil gehabt am Leben der Völker und civilisirten Staaten; der Staat hat auch an ihnen wenig Interesse, und keine große Pflicht; sechs Fuß Boden zum Grabe, das ist Alles, was er auf sie wendet. — Unser menschliches Gefühl findet das hart, ja empörend. Aber die Regierung wird sich entschuldigen und antworten: „Der Staat besteht mit seiner Regierung durch sein Volk, die Pflichten der Regierung gegen das eigene Volk sind so groß und

heilig, daß sie alle unsere Kraft in Anspruch nehmen. Wir haben keine übrig für fremdes Blut." — Ah, seid ihr so besorgt um das Blut eures eigenen Landes? Wir wollen sehn! Du aber, Zigeunervolk, schlafe in Frieden im grünen Kieferwald. Du hast hartnäckig mehr mit der Natur gelebt, als mit Menschen; durch die Natur, deine Göttin, bist du auch getödtet worden; sie allein hat Nutzen und Fortbildung durch deine Existenz, sie zieht Keime zu neuem Leben aus deinem verwesenden Leibe.

Ja, wärst du ein Sohn des Staates gewesen, indem du gestorben bist! Der Staat ist in seiner innern Einrichtung einer der Besten; er ist besorgt, ja zu sehr besorgt um seine einzelnen Bürger. Es ist so viel Polizei und Aufsicht, und sehr viele Gesetze sind in Preußen, welche alle zu executiren viele Beamte beschäftigt sind. Es kann kein Mensch geboren werden oder sterben, ohne daß der Staat sich darum bekümmert; es kann keiner lustige Tanzmusik in sein Haus laden, ohne daß der Staat sich darüber freut; es darf keiner von seiner Heimath fortgehn, ohne Zettel des Staats, in welchen versichert wird, daß er nicht gefährlich ist; es darf keiner irgendwo außer seinem Hause zu Nacht bleiben, ohne daß der Staat es erfährt; kurz unser Staat ist zwar durch große Sorge manchmal dem Einzelnen lästig, aber es ist doch dafür auch überall Ordnung, Zusammenhang Schule, bürgerliche Sicherheit, und Jeder weiß, daß er zum Staate gehört und der Staat zu ihm! Wir wollen sehn.

Kennen Sie den Annaberg, die waldbewachsene Stätte für oberschlesische Frömmigkeit und rohe Liebesabenteuer! Seine Basaltmassen haben sich wie eine große Schanze in abgerundeten Terrassen und übereinander steigenden Steinblasen ausgegossen über das Flachland, in welchem er thront. — Der kleine Berg ist heilig und weitberühmt durch die Heilkraft seines Ablasses. Oben steht eine kleine Kirche voll dürftiger Weihgeschenke, wie sie das arme Volk seinen Göttern darbringt, daneben das Priesterhaus, ein alter stiller Bau mit Kreuzgang und schattigem Hofe. An den Festtagen des Berges belebt sich die einsame Gegend. Schaaren von Gläubigen, Männer und Weiber ziehen mit der Kreuzfahne unter Anführung eines Vorsängers von allen Seiten dem Berge zu. Seltsam und wild tönt ihr Gesang durch die Straßen der Städte, welche auf ihrem Wege liegen; es sind zwar schlesische Landleute, unsere guten Nachbarn, Collegen der Herren Deputirten Kiolbassa und Mros, welche die Haufen bilden; aber einem ehrlichen Christen kommen sie fremdartig vor, wie ein Haufe Indianer. Voran schreitet ein Bauerlümmel mit der Kreuzstandarte, er sieht stier auf seine Fahne, nicht rechts und nicht links auf die neugierigen Gesichter der Städter, dahinter der Vorsänger mit faltigem, widerlichem Gesicht, rother Nase und offenem Munde, aus dem die langgezogenen Töne der polnischen Wallfahrtslieder wie ein melancholisches Geheul herausdringen. Jede Zeile wiederholt die Masse der Folgenden, die armen Schelme können nicht lesen und müssen seinem Munde nachbeten. Immer macht

der polnische Gesang dem deutschen Ohr den Eindruck wilder Melancholie, am meisten, wenn er mit dem schrillen Getöse vorgetragen wird, welches ein Schwarm von Weibern und halb betrunkenen Männern auszustoßen pflegt.

Und der Haufe selbst! wie bettelhaft das Aussehen der Männer, unsauber und verwildert selbst die Frauen, die Gesichter geröthet vom Marsche und aufgedunsen durch schlaflose Nächte und Branntwein! Die meisten der Pilger sind schlechtes Gesindel, aber auch viele Frauen und Töchter aus bessern Bauernfamilien sind darunter, es ist verständige Rücksicht, daß auch sie ihre besten Kleider bei einem solchen Akt der Frömmigkeit zu Hause lassen. Mehrere Tagereisen weit kommen sie her, manchmal ganze Dörfer und dann wohl unter Anführung ihres Geistlichen, in der Regel aber hat sich der Haufe aus mehreren Nachbardörfern zusammen gefunden. Manche, besonders die Weiber haben Gelübde gethan, bei Krankheitsfällen ihrer Familie, bei verzweifelten Unternehmungen u. s. w., die Meisten laufen zusammen aus Freude an der Aufregung und der Unsittlichkeit, zu welcher diese Processionen Gelegenheit geben. Wehe dem Feld mit eßbaren Früchten, oder der Anlage von Obstbäumen, bei welcher sie vorbeiziehn; und wehe den Heuhaufen, auf welchen sie ihre Nachtherberge nehmen! Für Mädchen und Frauen ist eine solche Pilgerfahrt so demoralisirend als möglich, aber der Pfaff hat sie gelobt und der Annaberg gibt ihnen Absolution für alle Sünden, folglich kommt es auf einigen kleinen Diebstahl und nächtliche Abenteuer von höchst scandalöser Gemeinheit gar nicht an. In der Nähe des Annaberges bläst der Fahnenträger die Backen auf und nimmt einen stolzern Schritt an, die heisere Stimme des Vorsängers wird lauter und die ehrsame Gemeinde sucht ihre zerstreuten Sinne zusammen, schlägt Kreuze und denkt an den „Gottesdienst". Dieser Gottesdienst ist noch immer der Cultus der uralten großen Weltmutter, welche einst Demeter oder Ceres hieß, dem christlichen Landmann unserer Gegend aber zur Mutter Gottes geworden ist, ohne daß sich sonst ihre Physiognomie sehr verändert hat. Der Weg zum Gipfel des Berges ist durch die bekannten Stationen bezeichnet, Pfeiler, Häuschen oder Kreuze mit Bildern, welche Momente aus der Leidensgeschichte Christi vorstellen. Eine Masse von Geistlichen unterstützt die Gebete des Volkes vor den einzelnen abenteuerlichen Bildern. Wer recht büßen will, hat die Freiheit, auf seinen Knieen den Gipfel des Berges herauf zu rutschen. Oben steht eine Kanzel, von welcher im Freien zu der großen Masse der Gläubigen gepredigt wird, dann folgt das Opfer für die Kirche, der Ablaß für die Frommen, zuletzt trinken die Geistlichen Ungarwein, das Volk lagert sich rings um den Gipfel des Berges und trinkt Schnaps. Krämer, Marktschreier und Hanswürste verfehlen nicht dem frommen Fest Mannichfaltigkeit und Abwechslung zu geben. Es giebt wenig Dinge, welche so häßlich und widerlich sind als diese Art religiöser Feierlichkeiten in Oberschlesien. Die bornirten Geistlichen begünstigen sie, die Staatsregierung hatte sie in früherer Zeit öfter verboten, in den letzten Jahren haben sie sich wieder

auf erschreckende Weise vergrößert. Man kann, selbst wenn man ein Ketzer ist, in den feierlichen Processionen der katholischen Städte und mancher Gegenden, z. B. des Rheins, etwas Imponirendes und Frommes herausempfinden, bei diesem unsittlichen, rohen, abgeschmackten Treiben in Oberschlesien ist das unmöglich. Der einzige Eindruck, den man erhält, ist Trauer über die tiefe Versunkenheit des Volkes und die Erbärmlichkeit seiner geistlichen Führer.

Besteigen Sie mit mir den Gipfel des Berges, dort im Süden und Südwesten liegen die Kreise, in denen vor drei Jahren die Hungerpest wüthete, das Scheusal, gegen welches die Cholera ein Gespenst von aristokratischer Höflichkeit genannt werden kann; und um den Berg fast nach allen Richtungen weiter, als Ihr Auge in der Ebene reicht, sitzt ein Volksstamm, unter dem Sie Jahre lang wohnen können und der Ihnen doch so fremd bleibt, wie jene Zigeuner. Er bewohnt fast den vierten Theil von Schlesien und macht ungefähr ein Sechstel von den drei Millionen Menschen des großen Landes aus; es ist ein Rest der alten slavischen Einwohner des großen Landes, welcher durch Colonisation und deutsches Regimen noch nicht bewältigt ist. Mit dem Spottnamen Wasserpolak bezeichnet ihn der deutsche Nachbar und der Pole im Gebiet von Krakau, seit vielen Jahrhunderten ist er von der großen Familie der polnischen Slaven losgerissen und wenn man nach der Verschiedenheit der körperlichen Bildung in einzelnen Kreisen urtheilen darf, selbst nicht von einigem Ursprung, sondern aus verschiedenen Völkerwellen des polnischen Schlages, welche an das Riesengebirge anschlugen, zusammengeflossen. In einzelnen Kreisen, dem ächten Polen näher ist es ein schöner großer Schlag, den Krakowiaks ähnlich; auf die Oder zu wird die Art kleiner, gedrungener, dort zeigt sich die Schwäche eines verkümmerten Mischvolkes auch in seiner äußern Form. Ihre Sprache ist ein alterthümlicher Dialekt des Polnischen, sehr arm an Wörtern, verkrüppelt und roh, wie die Sprache des gemeinen Volkes da zu werden pflegt, wo die Ausbildung durch Schrift von je gefehlt hat und die Gebildeteren in andrer Zunge reden. Außer einigen Gebet- und Gesangbüchern, wenigen Predigten, dem Katechismus, hier und da einem Liede gegen den Branntweinteufel und den nothwendigen obrigkeitlichen Verordnungen ist bis in die neueste Zeit in diesem Dialekt kaum etwas Erwähnenswerthes gedruckt worden; und das Volk, welches ihn spricht, ist abgelöst von aller Bildung seiner Zeit, denn ächt polnische Bücher versteht es nicht, obgleich die zwei oder drei kläglichen Panslavisten Oberschlesiens dies anzugeben pflegen. Der Boden, auf welchem dies einsame Geschlecht wohnt, ist zwar in einzelnen Strecken fruchtbar und einer hohen Cultur fähig, aber seit alter Zeit ist der Ackergrund dieser Gegend in große Gütercomplexe zusammengeballt und die kleinen Landleute sind von dem fruchtbaren Grunde heruntergedrängt auf die schlechteren Bodenstriche, sie sind bis auf die Gegenwart ihrer Mehrzahl nach in der That nicht besser als erbliche Nutznießer ihrer Scholle gewesen, mit Servituten und Lasten so überhäuft, daß

nach den bisherigen Taxgrundsätzen der Werth ihrer Verpflichtungen den Werth ihres Besitzes oft überstieg. Bis zu dem neuesten Ablösungsgesetz war deshalb keine Lösung ihres Unterthanverhältnisses möglich. Jetzt zwar hat ein vernünftiges Gesetz auch ihnen die Möglichkeit gegeben, wenigstens den dritten Theil ihres Besitzes als freies Eigenthum zu behalten, nur schade, daß schon jetzt, wo sie das Ganze inne hatten, der schlechte Boden sowohl als die eigene Untüchtigkeit ihnen kaum das Leben ließen. Ihre Nahrung sind Jahr aus Jahr ein Kartoffeln, welche in den letzten Jahren dort mehr als irgend wo anders entartet und durch die Fäule verdorben sind; ihr Tagelohn beträgt für den Männertag in den meisten Gegenden nicht mehr als drei bis vier Silbergroschen im Sommer, im Winter und für die Frauen weniger. Ihr Hauptverdienst sind in dem Bergwerksdistrict, welcher zu ihrem Terrain gehört, die Erzfuhren, eine demoralisirende, wenig lohnende Thätigkeit. Es ist ein Jammer den Landmann zu sehn, wenn er im Leinwandkittel, den kleinen Wagen mit Eisenerzen von Schenke zu Schenke fortbewegt durch zwei winzige zottige Pferde, welche im Sommer von spärlicher Grasfütterung erhalten werden. Das Straßenliegen hat den Männern den Branntweingenuß und Scheu vor anstrengender Arbeit beigebracht, die Weiber entsittlicht, die Kinder zu Lungerern und Dieben gemacht. Wohl sind sie geschickt zur Arbeit, aber sie müssen unter strenger Aufsicht arbeiten; es ist sehr schwer durch freundliche Behandlung einen Eindruck auf sie zu machen, denn sie sind in einigen Kreisen so entartet und heruntergekommen, daß mit den gewöhnlichen Erziehungsmitteln großer Kinder bei ihnen nichts durchzusetzen ist. Der Schulunterricht, welchen sie genießen, ist immer noch sehr schlecht, die Kinder lernen zwei bis drei deutsche Gebete und einige Sprüche, wie Papageien, ohne sie zu verstehen, sie lernen einige Seiten im Katechismus auswendig, um sie wieder zu vergessen; glücklich sind die, welchen in zweijährigem Militärdienst die Bildung eines gemeinen preußischen Soldaten zu Theil wird, sie werden die Häuptlinge ihres Dorfes, gesuchte Arbeiter auf den Edelhöfen, nur schade, daß im häuslichen Verkehr mit den ganz rohen Frauen der Anflug deutscher Cultur bei den Meisten wieder verloren geht. — So ist die ungesunde Lage des oberschlesischen Landmannes, so traf ihn vor drei Jahren der Hunger und das grausenhafte Elend, als der Scheffel Korn mit sechs, der Sack Kartoffeln mit 1½ Thaler bezahlt wurden und beide manchmal gar nicht zu haben waren. Ich schweige über die Bilder, welche damals in den einzelnen Dörfern sichtbar wurden. Wer jene Zeit in Oberschlesien durchlebt hat und menschlich empfindet, der wird es noch jetzt von unserm Berge wie eine finstere, unheimliche Wolke auf jenem District liegen sehn. Sechstausend Waisenkinder waren im Frühjahr 48 in den ausgestorbenen Hütten zurückgeblieben.

Die Regierung in Oppeln und die landräthlichen Aemter und außerordentliche Commissarien sollten die Kinder interimistisch unterbringen und Vorschläge über ihre Erziehung auf Staatskosten machen. Das ist denn auch geschehen,

in das 3te Jahr ist die Sache verschleppt worden, bereits ein Drittel der Kinder ist gestorben, aber der Staat ist nicht müßig gewesen, die landräthlichen Aemter haben an die Regierung zu Oppeln berichtet, die Regierung an den Oberpräsidenten der Provinz, und dieser an das Ministerium. Das Ministerium hat wieder an den Oberpräsidenten geschrieben, der Oberpräsident an die Regierung, die Regierung an die Landräthe. Und noch im Frühjahr des Jahres 1850 hatte die Regierung von Oppeln die Bedächtigkeit, dem Oberpräsidenten den Vorschlag zu machen, die definitive Bestimmung über die vom Staat zu zahlende Unterstützungssumme solle nicht zu sehr beeilt werden, da sich voraussehen ließe, daß bei der großen Sterlichkeit, welche unter den Kindern herrsche, sich in Kurzem ihre Zahl bedeutend reduziren werde. Und das sind keine Zigeunerkinder, sondern die Waisen von solchen, welche den Titel preußische Staatsbürger führten.

Die Staatsregierung war menschenfreundlicher. Endlich ist der Erziehungsplan festgestellt, charakteristisch genug für das preußische Regiment. 600,000 Rthlr. sind, wie wir hören, auf die nächsten zehn Jahre bewilligt; 1500 Kinder sollen in Anstalten verschiedener Art untergebracht werden. Zwanzig Bewahranstalten, welche von geistlichen Jungfrauen verwaltet werden, fünf landwirthschaftliche Anstalten für Knaben unter Lehrern, welche nach Hamburg reisen sollen, um das Wichern'sche Erziehungssystem kennen zu lernen, eine ähnliche für ältere Mädchen, wieder unter dem Schutz geistlicher Jungfrauen. 2500 Kinder sollen in christlichen Familien untergebracht werden, die jährliche Pension für das einzelne soll aber nicht mehr als höchstens 15 Rthlr. betragen. Die väterliche Oberaufsicht über sämmtliche Kinder ist dem Fürst-Bischof von Breslau übertragen. Unpraktisch ist an diesem Plan vor Allem die Herrschaft, welche der katholischen Geistlichkeit über die Kinder zugesprochen worden ist. Nicht deshalb, weil wir im Allgemeinen die Herrschaft der Geistlichkeit über Schule und Kindererziehung für ein Unglück halten, sondern deshalb, weil die katholische Geistlichkeit Oberschlesiens selbst menschlicher Bildung und zeitgemäßer Erziehung noch sehr bedürftig ist. Ihre Aufsicht wird eine oft gutherzige und frömmelnde sein, welche die armen Waisen aus all dem polnischen Schmutz und der Bornirtheit nicht herausbringen wird, den die Geistlichen zu ertragen nur zu sehr gewöhnt sind. Die Mehrzahl der Kinder wird durch die klägliche Pension von 15 Rthlrn. in den elendesten Hütten der armen Dörfer untergebracht werden und das bittere Loos der Verwaisten mit allen seinen Schrecken genießen. Die Sterblichkeit unter ihnen wird nicht abnehmen, und der Staat wird allerdings in wenig Jahren nur noch die Hälfte zu erhalten haben.

Und doch war es möglich, mit einer nicht übermäßigen Summe, wenn diese nicht zehn, sondern zwanzig Jahre lang vom Staate gezahlt wurde, nicht nur die Waisenkinder zu gesunden Menschen zu erziehen, sondern das ganze Elend des oberschlesischen Polenthums zu vernichten und statt der halben Million schwacher und versunkener Menschen dem Staat ein neues Geschlecht von kräftigen deutschen

Bürgern zu schaffen. Das ist keine vage Behauptung, es läßt sich beweisen und praktisch durchführen.

An diesem Ort soll am wenigsten verkannt werden, daß durch das neue Ablösungsgesetz auch für einen Theil der polnischen Oberschlesier die Möglichkeit einer bessern Zukunft gegeben ist; aber die Wirkungen dieses Gesetzes werden erst in den nächsten Generationen zu Tage kommen, ja durch die Ablösung werden gerade in der nächsten Zeit eine große Menge von Stellen zum Verkauf und in die Hände der größern Grundbesitzer gebracht werden, und für die folgenden Jahre und das jetzige Geschlecht wird die Anzahl der Bettler und besitzlosen Tagediebe wahrscheinlich vermehrt werden. Dem Staat liegt deßhalb nicht weniger die ernste Pflicht ob, durch dictatorische Maßregeln nach großem Plan die auflebende Generation zur Zucht, Sitte und zu productiver Kraft empor zu heben. Das kann nur geschehen durch eine Erziehung, welche die Freiheit der Eltern über ihre Kinder auf zweckmäßige Weise beschränkt, es kann nur geschehn durch eine Schule, welche das Leben der Kinder vom Morgen bis zum Abend überwacht und dieselben systematisch zu nützlichen Deutschen ausbildet. Das ganze polnische Wesen in Oberschlesien hat keine Lebensfähigkeit mehr, es ist kein Zusammenhang zwischen ihm und den polnischen Stämmen, auch nicht der geringste, es ist nicht möglich, die Oberschlesier durch ihre Sprache zu Menschen zu machen, denn ihre Sprache ist selbst zu arm an Wörtern und Begriffen. Ein energisches Einschreiten des Staats aber wird geboten durch jede Pflicht der Menschlichkeit, durch die Rücksicht auf die Gesundheit und Sittlichkeit der ganzen Provinz. Von den Dorfschulen und ihren Lehrern, wie sie jetzt sind, ist nichts zu hoffen. Von der katholischen Geistlichkeit ist ebensowenig zu hoffen. Von den landräthlichen Aemtern, welche ohnedieß mit Schreibereien und Bureaugeschäften überhäuft sind, von der Privatwohlthätigkeit der Gutsbesitzer, welche entweder kalte Egoisten oder durch den störrigen Trotz der Dorfbewohner erbittert sind, ist nichts zu hoffen. Gerade der preußische Staat hat aber die Fähigkeit, ein für solche Fälle höchst praktisches Erziehungssystem einzurichten durch Benutzung seiner militärischen Kräfte. Wenn jährlich eine Anzahl von Unteroffizieren und solchen, welche auf Capitulation gedient haben, nüchterne, verständige Männer ausgewählt und ein Jahr lang in den Elementen eines einfachen Volksschulwesens, so wie in den nöthigen technischen Fertigkeiten unterrichtet werden, so müssen diese Männer für unsere Oberschlesier weit bessere Lehrer werden, als die unglücklichen Seminaristen, denen es fast durchweg an der Haltung fehlt, welche einer verwahrlosten Dorfgemeinde gegenüber nothwendig ist. Was sie zu lehren haben, ist: deutsch Sprechen, Lesen, Schreiben, Rechnen, die ersten Anfänge der Geographie und Naturgeschichte, den Gebrauch von allerlei Handwerkzeug, und ein Turnen, welches darauf berechnet ist, dem Knaben den Militärdienst zu erleichtern. Die Schüler müssen marschiren, und sich in geschlossenen Gliedern

bewegen lernen, sie müssen die Schwenkungen und den Dienst des Soldaten und an einem Stock die Handgriffe des Gewehres im Spiel kennen lernen. Jeder preußische Junge sollte ja das können. Die Unterrichtsstunden sollen nicht viel Zeit wegnehmen, aber die Knaben sollen vom frühen Morgen bis zum Abend, die Eßstunden ausgenommen, von ihren Eltern getrennt, unter Aufsicht des Lehrers sich beschäftigen. Die Einsetzung dieser neuen Lehrer erfolgt im Nothfall auch da, wo keine Vacanzen vorhanden, oder leicht zu beschaffen sind. Der vorhandene Lehrer wird dann dem Militär als Assistent zur Seite gesetzt, dem Unteroffizier bleibt die Verantwortung; er bleibt Militär, der Staat besoldet ihn. Alle militärischen Lehrer eines Kreises stehen unter der Aufsicht eines detachirten Premierlieutenants, welcher außerdem die Landwehrcompagnie des Kreises befehligt und die Aufgabe hat, durch fortwährende Rundreisen und persönliche Inspektion seinen Unteroffizieren den militärischen Aplomb zu erhalten. Chef dieser ganzen Organisation ist ein höherer Stabsoffizier, der die Intelligenz und das menschliche Herz hat, welches für eine solche außerordentliche Stellung nothwendig ist. Er ist nebenbei der oberste Chef der Landwehr dieses Bezirks, und ist von dem Mechanismus dieser Geschäfte durch die Assistenz des Bataillons-Commandeurs befreit. Sein Gehalt, wie der seiner Subalternen soll sein, wie er seinem hohen Beruf geziemt; er steht direkt unter dem Ministerium. Der exceptionelle Erziehungszustand müßte sich etwa auf 10 Kreise Oberschlesiens erstrecken; schlägt man nach diesem Entwurf den Gehaltzuschuß des commandirenden Obersten auf 3000 Thlr. an, den jedes Kreisoffiziers mit Reisegeldern auf 1000, den jährlichen Gehalt jedes militärischen Lehrers auf 200 und rechnet man, daß in jedem Kreis im Laufe der nächsten fünf Jahre die Anzahl der militärisch organisirten Schulen im Durchschnitt auf 50 steigen wird, so würde die Summe der jährlichen Gehalte 113,000 Thlr. betragen; dazu Wohnungen, Einrichtungskosten, Schulmaterialien und die sehr nöthigen Geldprämien für die Eltern und Angehörigen der reinlichsten und besten Schüler, im jährlichen Betrage von etwa 25,000 Thlr., so würde die Summe der jährlichen Ausgaben 150,000 Thlr. noch nicht erreichen. Werden in diesen Militärschulen die 4000 Waisenkinder so untergebracht, daß auf ihre Pension, Kost und Bekleidung pr. Kopf 40 Thlr. jährlich gerechnet werden, so müßten zu obiger Summe 80,000 Thlr. zugerechnet werden und der jährliche Etat des Instituts an 230,000 Rthlr. noch nicht ankommen. Alle diese Ansätze sind hoch, wenn man die Geldverhältnisse Oberschlesiens berücksichtigt. Es gibt aber keine vortheilhaftere Capitalanlage für den Staat. Schon nach zehn Jahren würde sich das deutlich erkennen lassen, nach zwanzig Jahren würde eine Menge gesitteter deutscher Arbeiter den Landbau und die Industrie Oberschlesiens auf eine jetzt nicht geahnte Höhe gebracht haben und durch die — in solcher Zukunft — vortheilhafte Zertheilung mehrerer großer Güter, würde ein freier und intelligenter Bauernstand in dem Bezirke geschaffen werden, dessen arme Bewohner jetzt eine Schande

und ein Unglück für den Staat sind. Noch bemerke ich, daß bei diesem Entwurf die militärischen Lehrer als verheirathet angenommen werden, so daß die Frau Lehrerin und Aufseherin der Dorfmädchen wird. — Alles, was sich gegen die Grundzüge des Planes einwenden läßt, und er wird auf allen Seiten Anstoß erregen, ist für eine energische Regierung kein Hinderniß. Die Widersetzlichkeit der Bauern selbst läßt sich durch Prämien, die Widersetzlichkeit der Geistlichkeit, denen allerdings nur der Religionsunterricht und freundliche Assistenz, aber kein Aufsichtsrecht über die neuen Schulen bleiben darf, läßt sich durch Energie, und die Bedenken der Demokraten und der Ultraconservativen durch Hinweis auf die jammervolle und gefährliche Gegenwart dieses Volksstammes besiegen. Auch die geeigneten Lehrer zu schaffen, ist in Preußen durchaus nicht unmöglich. Wer selbst Soldat war, weiß, daß es in jeder Compagnie eine Anzahl Männer gibt, welche Beruf und Lust hätten, sich einer solchen Thätigkeit zu widmen.

So sehr ich glaube, daß die jetzige Regierung Preußens für eine so kühne Maßregel wenig Sympathien haben wird, so fest ist auch meine Ueberzeugung, daß sowohl in dem polnischen Oberschlesien, als in den Weberdörfern des Gebirgs nur auf diese Weise Heilung der schwersten Leiden möglich ist. Der Annaberg aber mag noch manchmal sein Haupt in weißen Schnee hüllen, und manche Sommersonne mag noch auf seine schwarzen Steine brennen, bevor die bittere Noth zwingen wird, das ins Werk zu setzen, was im Frühjahr 1849 hätte beginnen müssen.

Reden von Stahl.

Berlin, W. Hertz.

Stahl gehört zu den ausgezeichneten Denkern, die man nicht unbeachtet lassen kann, auch wenn man das ganze Prinzip ihres Denkens und Empfindens zu verwerfen geneigt sein sollte. Wir werden in der Galerie deutscher Staatsmänner versuchen, ein Gesammtbild seiner politischen Thätigkeit zu geben. — Für den Augenblick interessirt uns in der vorliegenden Sammlung seiner Reden vor allem ein Schlußaufsatz, in welchem er seine Ansicht über das Verhältniß der Union zum deutschen Bunde ausspricht. Wir entnehmen daraus, wie nahe sich eigentlich die verschiedenen politischen Parteien stehen würden, in allen Fragen, bei denen es auf eine materielle Entscheidung ankommt, wenn sie einen Augenblick ihr abstractes Prinzip, das Schiboleth ihrer Deklamationen, aus dem Gedächtniß lassen wollten.

— „Wenn die verbündeten Regierungen, heißt es, auch nicht berechtigt sind' unbedingt und definitiv sich das freie Kriegsrecht und die Exekutive gegen Bundesregierungen beizulegen, so steht es ihnen doch zu, eine Umwandlung des Bundesrechts selbst zu fordern, nach der ihnen dasselbe gewährt werde, jedoch immer nur in der Weise und dem Maaße, wie es mit der künftigen Fortexistenz und dem Zwecke des weitern deutschen Bundes vereinbar ist, und sie sind auch damit in genügendem Maaße vereinbar. Den Anspruch auf eine solche Umwandlung können sie aus den entschiedensten thatsächlichen und rechtlichen Vorgängen herleiten: aus der Auflösung des Bundestages vom 12. Juli 1848, aus dem Zugeständniß eines deutschen Parlaments, welches gerade zuerst die süddeutschen Staaten ihren Unterthanen eigenmächtig ohne Befragen des Bundes gaben und durch welches das bisherige Bundeswesen nothwendig zersprengt wurde, aus dem gleichfalls eigenmächtigen Schritte, den Oestreich durch seine Verfassung vom 4. März 1849 beging. Nach allem diesem ist der bisherige Rechtszustand im Innersten erschüttert, in alter Gestalt unhaltbar geworden, und neue Festsetzung nothwendig, und daß bei dieser Festsetzung Rücksicht genommen werde auf die Bedürfnisse der Unionsstaaten unter einander und gegenüber ihren Bevölkerungen — Bedürfnisse die so weit sie bestehen, gerade durch die Zugeständnisse und Verheißungen der jetzt widersprechenden Regierungen selbst hervorgerufen wurden — ist eine Forderung eben so sehr der Gerechtigkeit als der Billigkeit. — Eben dahin gehört auch die gemeinsame Vertretung der Unionsstaaten im weitern Bunde. Auch diese kann nicht von selbst eintreten und den andern Staaten aufgedrungen werden; aber es können die Unionsstaaten fordern, daß bei der neuen Bundesverfassung ihrem Verhältniß Rechnung getragen werde, und es kann umgekehrt auch ihnen nicht ein anderes Stimmenverhältniß nach irgend einem Gegenproject aufgenöthigt werden. Desgleichen kann der Vorsitz Oestreichs nach rechtsgiltiger Aufhebung der Bundesversammlung nicht mehr in Anspruch genommen werden.

Die Vertreter der großdeutschen Ansicht argumentiren überall nur aus dem Artikel 11 der Bundesakte, als wenn der alte Bund noch unversehrt in der Gestalt fortbestände wie vor 1848, und danach allerdings war die ganze Union eine rechtliche Unmöglichkeit. Allein die Union leitet ihr Recht nicht blos aus Artikel 11, sondern auch und hauptsächlich aus der allgemeinen Erschütterung des bundesrechtlichen Zustandes her, der da ein Neues erheischt. Daß die Ausgleichung zwischen diesen wohlbegründeten Forderungen der Unionsstaaten und der eben so gegründeten Forderung der nichtbeigetretenen Staaten auf Forterhaltung des Bundes für das gesammte Deutschland nicht nach streng präcisirtem formellen Recht, sondern nur nach innerer Gerechtigkeit bestimmt werden kann, ist einleuchtend."

Ferner die politische Seite der Frage: „Da ist vor allem **Bundesstaat** und **einheitliches deutsches Parlament** von einander zu unterscheiden, die man jetzt beharrlich mit einander vermengt. Das deutsche Reich war ein Bundesstaat, die

Entwürfe Preußens auf dem Wiener Congreß beabsichtigten einen Bundesstaat, aber weder dort noch hier war von deutschem Parlament die Rede. Wenn die Souveränetät nicht bei den Einzelstaaten, sondern bei der Centralgewalt ist, möge dieselbe nun blos durch die Fürsten oder auch durch ein Volksparlament vertreten sein, da ist Bundesstaat. Den Bundesstaat, wenn er nach den geschichtlich entwickelten Verhältnissen möglich ist, halte ich für einen höheren Zustand der Nation als den bloßen Staatenbund. Dagegen habe ich vom Anbeginn bis zu dieser Stunde die Unvereinbarkeit eines einheitlichen deutschen Parlaments mit einer Vielheit monarchischer Regierungen behauptet. Dennoch glaubte ich, durch die wiederholte Aufzeigung dessen genug gethan zu haben und das Abbrechen des in Erfurt eingeleiteten Unternehmens nicht anstreben zu dürfen.

Denn für's erste erkenne ich, abgesehen von dem gemeinsamen Parlament, das engere Bündniß zwischen Preußen und einem großen Theil der deutschen Staaten als ein wahres Bedürfniß. Fürs andere betrachte ich das deutsche Parlament wenigstens der Intention nach wie eine vollendete Thatsache, da sämmtliche Regierungen daran festhalten. Insbesondere geht der großdeutsche Plan, zu welchem die Aufhebung des preußischen Unions-Unternehmens führen würde, auch auf ein einheitliches Parlament, und wenn ich einen Bundesstaat mit kleindeutschem Parlament für problematisch und für der Dauer unfähig erklärte, so scheint mir ein Bundesstaat mit großdeutschem Parlament schlechthin und von vornherein unmöglich. Denn Einheitlichkeit des Parlaments erfordert Einheitlichkeit des Oberhaupts, Großdeutschland hat aber von Natur zwei Oberhäupter, den König von Preußen und den Kaiser von Oestreich. Welch eine Unnatur, daß zwei Fürsten oder gar ein Direktorium einem modernen Parlamente gegenüber das Ministerium besetzen und mit ihm zusammenhandeln. Sagte die großdeutsche Partei, es ist unmöglich, daß Deutschland als Ganzes ein constitutioneller Staat werde, man gebe das Parlament auf, so wäre das ein ehrlicher und klarer Gedanke und der vielleicht die Zukunft für sich hat; aber da sie eben so gut als die Paulskirche Deutschland im Ganzen zum constitutionellen Staat machen will, darf sie ihm nicht einen vielköpfigen constitutionellen König setzen. Darum konnte ich mich nicht berufen finden, dem Unionswerke als solchem entgegenzuwirken und damit Preußen und seine Verbündeten den Staaten, die den großdeutschen Plan verfolgen, zu überliefern. Wenn soviel über das Unrecht geschrieen wird, Oestreich aus Deutschland zu verdrängen — was ich in keiner Weise anstrebe — so ist es doch wohl kein geringeres Unrecht, Preußen in ihm selbst zu vernichten. Preußen aber ist vernichtet, wenn es einem Direktorium und großdeutschen Parlament einverleibt wird, während Oestreich wegen der Heterogenität seiner Elemente sich auch bei der gleichen rechtlichen Einverleibung dennoch thatsächlich unabhängig erhalten würde.

Ueberdies aber bin ich selbst nicht im Besitze eines Planes, der die Bedürfnisse Deutschlands nach allen Seiten befriedigte, und namentlich den Uebeln in den kleinen Staaten abhülfe. Es wird kaum ein Mensch jetzt ein klares Bild davon haben können, wie sich der zukünftige Zustand Deutschlands gestalten könne und solle. Bei dieser Dunkelheit des Weges ist es die Aufgabe nicht, neue umfassende Plane zu machen, deren jeder seine Schwierigkeit hat, sondern nur die nächsten Schritte zu thun, nach der Lage zu handeln, in die man providentiel gekommen ist."

Endlich seine positiven Vorschläge: „Der weitere deutsche Bund wird blos von den Fürsten gebildet ohne Parlament, und so, daß Oestreich und Preußen das Hauptgewicht haben, nur bei Divergenz unter ihnen die andern Stimmen Ausschlag geben. Die Attributionen dieses weitern Bundes sind: 1) Der Krieg — dabei behalten Preußen und Oestreich noch ein selbstständiges Kriegsrecht unter gegenseitigem Vermittelungsrechte, die anderen deutschen Staaten haben das Kriegsrecht nur entweder im Bunde oder als Verbündete Oestreichs oder Preußens. 2) Das Austrägalgericht bei Streitigkeiten unter deutschen Regierungen, die nicht beide der Union angehören und die legislativen Anordnungen zur gegenseitigen Sicherheit unter solchen Regierungen. 3) Die fortdauernde Gewähr der vom Bunde gegen bestimmte Berechtigte übernommenen Garantien, wenn auch zum Theil unter neuer veränderter Festsetzung derselben (z. B. gegen die Standesherren). 4) Die Garantie der monarchischen Verfassung in Deutschland, jedoch nur durch Erhaltung der bestimmten staatsrechtlichen Grundsätze, nicht durch polizeiliche Maßregeln. Dahin würde namentlich gehören die Berufung von den Aussprüchen des Unions-Reichsgerichts, wo eine Regierung in den wesentlichen monarchischen Rechten durch dasselbe verkürzt zu sein behauptet (analog dem alten recursus ad comitia). Der Union dagegen bliebe dann die vollständige innere Gesetzgebung, die gemeinsame diplomatische Vertretung und unter den angegebenen Modifikationen ein Kriegsrecht, Recht der bewaffneten Exekution und Reichsgericht im Innern. Ueberdies müßte ihr das Recht als Eine Heeresmacht ihr Contingent dem Bund zu stellen, eingeräumt werden. Es hätte dann auch keine Schwierigkeit, sondern nur Vortheil, daß Oestreich mit allen seinen Staaten dem Bunde beiträte.

Durch eine solche Einrichtung würde allerdings das monarchische Element in Deutschland wieder überwiegen; aber dies rechtliche Uebergewicht wäre doch thatsächlich ermäßigt durch die constitutionelle Verfassung in Preußen, und darüber müssen endlich die Staatsmänner sich klar werden, ob der Schwerpunkt nach Rücksicht auf die „öffentliche Meinung" in das Parlament gelegt werden soll. Es ist nur das eine oder das andere möglich. — Ferner würden hiedurch unter den Staaten selbst wieder Oestreich und Preußen überwiegen. Das ist, wenn eine größere Einheit und Energie Deutschlands erreicht werden soll, unerläßlich; denn

danach kann der alte Grundsatz der einstimmigen Beschlüsse nicht mehr bestehen, und wenn Stimmenmehrheit gilt, so muß die Stimmenberechtigung nothwendig dem Machtverhältniß der Staaten entsprechen. Ebendanach müßte Bayern wieder weit mehr Stimmen haben als die andern Königreiche, diese als die kleinern Staaten. Dagegen ist der Plan der Gruppen der ungeeignetste und gefährlichste. Die Unterstecktung der kleinern Staaten unter einen mittlern Staat ist für sie noch drückender als ihre Unterordnung unter den Einfluß der sämmtlichen größern Mächte im Plenum, und führte außerdem dazu, Deutschland noch mehr zu zersplittern und Alliirte für Frankreich groß zu ziehen. — Die Union aber würde auch bei solcher Einfügung in den weitern Bund noch völlig ihrem Zweck entsprechen, wenn man anders diesen in der einheitlichen Legislation sucht, und nicht in dem Glanze des Parlaments und seiner Führer, der allerdings einen völlig auf sich stehenden und weltbeherrschenden Bundesstaat voraussetzt. Sollte die Union oder wenigstens die Unions-Verfassung in ihrem Innern sich auflösen, so geschieht es gewiß nicht hiedurch. Diese Auflösung könnte nur durch fernern Rücktritt mittlerer Staaten erfolgen; denn es möchte wohl noch weiter als blos bis an die Grenze des Möglichen gehen, auch dann noch ein Unions-Parlament neben und über den preußischen Kammern fortzuführen. Allein mögen solche Rücktritte aus einer Ueberzeugung von den Gefahren der Unions-Verfassung hervorgehen, oder aus der Gesinnung, die da mit Freuden in den Untergang des Landes durch Frankfurter Grundrechte und Frankfurter Wahlgesetze willigt und nur dynastische Unterordnung nicht erträgt, jedenfalls sind sie nicht durch die Einschränkung der Attributionen der Union und ihre Einfügung in den weitern Bund veranlaßt.

Es wäre das Ordnungsmäßige, daß die Auseinandersetzung des Verhältnisses mit den übrigen deutschen Staaten, sei es auf diplomatischem, sei es auf schiedsrichterlichem Wege, der Verkündigung der Unionsverfassung voraus ginge. Ohne das ist letztere auch ganz vergeblich; denn man könnte nie gegen ein renitentes Unionsmitglied Vollstreckung anwenden, da ihm sofort die übrigen deutschen, ja europäischen Mächte beistehen würden. Was hat man für Zwangsmittel gegen Hannover und Sachsen, welche würde man gegen Hessen haben? und es wäre nicht anders gegen die Staaten, die nach gemeinsamer Verkündigung der Verfassung austräten oder Gehorsam weigerten.

Vollends unerhört in der Geschichte wäre die Politik, einen Krieg zu führen, dazu unter den ungünstigsten innern und äußren Verhältnissen ihn zu führen, dessen Siegespreis, im günstigsten Lichte betrachtet, die Befugniß ist, den doktrinären Versuch einer constitutionellen Bundesstaatsverfassung machen zu dürfen, in einem trübern Lichte betrachtet, die Befugniß, ungehindert seine bisherige Macht kleinern Fürsten und exterritorialen Volksvertretern und souveränen Reichsrichtern zur Beute geben zu dürfen. Blos aus Rivalität und Ehrenpunkt gegen Oestreich auf selbstvernichtendem Unternehmen beharren, wäre eine Art Japanesischen Duells." —

Wir enthalten uns vorläufig einer Kritik dieses Entwurfs, und fügen nur noch die Bemerkung hinzu, daß es wünschenswerth wäre, wenn sich die preußische Regierung eben so offen erklären möchte. Diese Ideen sind allerdings etwas wesentlich Anderes, als unsere Partei in Frankfurt und Gotha erstrebt hat; sie enthalten aber wenigstens ein faßliches Bild, über welches, wie jetzt die Sachen liegen, eine Verständigung sowohl mit den Kleindeutschen, als mit denjenigen unter den Großdeutschen, die noch nicht allen Verstand verloren haben, denkbar ist. An einen Unionskrieg gegen Oestreich denkt unter den gegenwärtigen Umständen wohl kein Einziger unserer Partei.

Der erste Seekampf der Schleswig-Holsteiner.

1.

Neustadt in Holstein. Sonntag, 21. Juli, früh am Morgen.

Nach einer schlaflosen Nacht schreibe ich Ihnen folgende flüchtige Skizzirung des ersten holsteinisch-dänischen Seeabenteuers. Meine Zeilen sind vielleicht nicht ganz werthlos, weil ich Augenzeuge des blutigen Nachtstücks war, mit welchem der Krieg ernsthaft begonnen hat. Reflexionen dürfen Sie nicht erwarten, das Gemüth des Zuschauers wogt noch wie die See nach dem Sturm. Nur so viel im Voraus: einen schwarzen Rand verdient meine Meldung nicht. Abergläubische Kopfhänger werden den Anfang ein böses Omen nennen, muthige Herzen rufen: Nein, und abermals Nein! Unsere junge Flagge kämpft gegen dänische Uebermacht, aber Gott Lob! sie kann ihre erste Brandwunde mit Ehren zeigen!

Preußen, sagt man, hat im Frieden vom 2. Juli der russischen Einmischung einen Riegel vorgeschoben, auch England duldet keine offene Parteinahme Rußlands, aber die Segel des Czaren umflattern drohend die Küsten Schleswigs. Unser Volk läßt sich auch vom nordischen Popanz nicht einschüchtern; die Russen „beobachten" ja blos, um ihre Erfahrung zu bereichern, wie Brunnow in London erklärt haben soll, aber Noth thäte es, daß eine englische Flottille die russischen Beobachter beobachtete, denn gewiß ist, daß ihre Studien den Dänen zu Gute kommen; sie signalisiren, telegraphiren und spioniren für die Dänen nach Herzenslust und werden in dieser Dienstfertigkeit von Lübeck und Travemünde aus mit kosmopolitischem Edelmuth unterstützt. Dänemark, sagt man, hat sich verpflichtet, Holstein nicht anzugreifen, ehe der Bund oder das Bundesplenum oder der Bun-

desfoetus sein letztes Wort gesprochen hat, aber seit es ihm gelang, durch Ueberrumpelung der ganz unbesetzten Insel Femern seinen Arm um das östliche Holstein zu strecken, kapert der Danebrog holsteinische Schiffe, wo er sie findet; er verschmäht es sogar nicht, holsteinische Fischernachen zu nehmen und arme Steinschlepper, die an der Küste hinkriechend einen sauern Tagelohn verdienen, sammt ihren kleinen Booten in die Gefangenschaft zu führen. Die Statthalterschaft beschloß daher Repressalien zu ergreifen. Vor einigen Tagen begrüßte der Neustädter Hafen ein kleines holsteinisches Schraubendampfboot, von zwei 64pfündern und vier Drehbassen, Dreipfündern, commandirt von Lieutenant Lange, einem gebornen Apenrader, der einige Jahre auf der englischen Kriegsflotte als Midshipman gedient hat. Dieser niedliche Kriegsdampfer kreuzte keck bis Travemünde hin und hing gestern früh zwei dänische Kauffahrer an sein Hintertheil. Kaum ausgelaufen, gewann ihm der große dänische Räder-Dampfer „Geyser", 14 schwere Kanonen stark, den Vorsprung ab und legte sich auf die hiesige Rhede. Unsere Schanzen, die leider in diesem Augenblick so schwach besetzt sind, daß von ihren sechs Kanonen kaum zwei gehörig bedient werden können, feuerten vier Warnungsschüsse ab, und der ungebetene Gast entfernte sich. Alles Volk strömte nach dem Stadthause auf der südlichen Spitze der Landzunge, auf der Neustadt liegt, gegenüber der westlichen, nach Travemünde zu gestreckten Küste; mit pochendem Herzen sah man der Heimkehr unseres kleinen Abenteurers entgegen. Ein alter Schiffer schüttelte den Kopf. Lugt nur aus, rief er, es kommen gleich wieder Seevögel; ein Russe ist heut früh eilends von Travemünde nach Femern gedampft und hat dem Dänen Bescheid gebracht! Richtig, keine halbe Stunde verging, so sah man fünf hohe Mastspitzen um die Ecke der Landzunge schreiten; zwei davon gehörten dem Geyser,*) der einer stattlichen, angeblich von Dierking-Holmfeldt commandirten Corvette von 20 Kanonen vorgespannt war und sie gegen den Nordwestwind bis an den Eingang der Rhede, etwa eine deutsche Meile weit von den Schanzen, bugsirte. Geyser drehte dann um, und die Corvette legte sich mit gerefften Segeln vor Anker. Unser Kriegsboot, das schon ziemlich nahe gewesen, sandte immer dünnere Rauchsäulen gen Himmel, bis sie endlich ganz verschwanden; es hatte sich nach Travemünde zurückgezogen und wartete einen günstigern Moment zur Heimkehr ab. Der Nachmittag verging in banger Erwartung. Regungslos wie ein Neufoundländer lag die Corvette vor dem Eingang der Rhede, gute Fernröhre zeigten den Wachtposten im Mastkorb, fortwährend gegen Femern lugend, von wo in abgemessenen Pausen schwache Kanonendonner klangen, vermuthlich unheilkündende Signale. Da kam ein Eilbote von Travemünde; Lieutenant Lange ließ melden, daß der Lüb'sche Lootsencommandeur alldort, unter Berufung auf die Pflichten der Neutralität und Androhung fremder Execution ihn nicht nur zwinge, seine

---

*) Einige meinen, es sei der „Hekla".

Prisen frei zu geben, sondern in See zu stechen; er könne ihn nicht über Nacht im Gewässer Lübeck's lassen. *) Lange ließ daher sagen, er müsse nach Haus und werde sich um jeden Preis durchschlagen. Sie können sich denken, mit welcher Angst wir nach dem Hafen eilten; es ging dem wackern Kriegsboot an's Leben. Eine Anzahl Bürger wachte in den Schanzen, um den paar Artilleristen im Nothfall als Handlanger, Boten oder Signalträger behülflich zu sein; ein anderer Haufe begab sich mit Büchsen an der Seite nach dem Badehaus. Ein Stein fiel uns vom Herzen, als die Windstille des lieblichen Abends auch die kleinsten Furchen des Seespiegels hinwegglättete. Vom Geyser war keine Spur zu sehen, also mochte Lange die Corvette in gehöriger Entfernung umfahren; sie mußte mit gerefften Segeln zusehen, wie er nach dem Schutz der Schanzen zueilte, und konnte ihn nicht jagen. Doch war's ein langer, langer Abend. Endlich kurz vor Mitternacht, bei halber Mondhelle, winkte ein fernes Laternenlicht den Schanzen zu, — das war er, eben hatte er um einen Küstenvorsprung gebogen, unser kleiner, schlanker Dampfer mit seinen drei Bootmasten. Mit verhaltenem Athem beobachteten wir seinen langsamen Lauf und ahnten nicht, daß der Verfolger ihm auflauerte. Der Geyser hatte sich ihm von Travemünde aus unter dem Schutz der Küstenwindungen nachgeschlichen und suchte ihn zwischen sein und der Corvette Feuer zu bringen. Das gelang nicht, weil der Schraubendampfer, nicht so rasch, aber dafür seichter gehend, sich dem Strande nahe hielt. Geyser ging die Geduld aus, plötzlich brach er aus seinem Versteck, um den Vorsprung vor in die Mitte der Rhede schießend, doch so, daß er außer der Schußweite der Schanzen blieb. Ein Blitz erhellte Himmel und Erde, und der Kampf begann mit einer Vollage gegen unsern winzigen Dampfer, der seinem Feinde wie eine Forelle einem Wallfisch gegenüberlag. Hurrah! — Hurrah! — Hurrah! riefen die Unsern und zwischen dem Donner ihrer Antwortsalven hörte man einzelne Zeilen des Nationalliedes, im Chor gesungen, bis ans Ufer klingen. Unbegreiflich war das schnelle Feuern der Unsern, sie konnten nur von zwei Stücken Gebrauch machen, da die Drehbassen weder weit genug trugen, noch ein respectables Caliber führten. Dennoch sausten die rothen Glühkugeln, sternschnuppenartig, das Takelwerk des Feindes mit blutigem Abendroth überhauchend, ohne Unterlaß auf den Geyser zu, — er schien zu weichen!

„Wahre treu, was du errungen!“

tönte es, und gleich darauf erstickte der Donner die patriotischen Stimmen, deutlich hörte man das Krachen getroffener Balken, das Zischen der wühlenden Kugeln. —

„Wanke nicht mein Vaterland!“

war der letzte Ton, den ich singen hörte, und auch diese Zeile nicht ganz. Das

*) Ich werde Ihnen nächstens ein Sündenregister Lübecks aus a. 1849 einsenden, woraus Sie ersehen mögen, daß die russisch-dänische Gesinnung dieser verrotteten Reichsstadt sich nicht immer auf strenge Neutralität gegen deutsche Nachbarn beschränkt.

letzte Wort, halb abgebrochen, übertäubte ein Chaos furchtbarer Laute. Kaum hatten wir Zeit, unsern Jubel über die anscheinende Niederlage des Geyser zu flüstern, als die Corvette, herankreuzend, ganze Breitseiten speiend, der Uebermacht den Sieg zu sichern strebte. Auf hundert Stellen mit einmal flammte das Meer auf, Luft und See schienen von gleicher Farbe, und unser Boot schien begraben unter einem Sprühregen glühender Kugeln und platzender Bomben. Ich glaubte in diesem Moment, daß ich nie wieder hören würde, um bald enttäuscht zu werden. Eine Pause trat ein, Finsterniß legte sich über die Rhede, nur die Masten der Corvette waren halb sichtbar, und mitten in dieser herzbeklemmenden Stille erhob sich ein Concert, das mir ewig in den Ohren klingen wird; die braven Kanoniere in den Schanzen heulten nämlich vor Wuth und Schmerz, daß sie ihren Kameraden auf dem Wasser nicht zu Hilfe kommen konnten, und aus Sierksdorf, wohin einige Bomben geflogen waren, gellte ein gräßliches Angstgeschrei. Da zog Lange's Boot unsere Aufmerksamkeit auf sich, Flammen leckten an seinem Hintertheil. Verloren! Verloren! hauchten meine Nachbarn, — hurrah! scholl es drei Mal zum Himmel, darauf ein Ruck, wie beim Erdbeben, ein Krach! und auf zu den Wolken flog das Boot, noch im Flug standen die drei Maste aufrecht in Reih und Glied wie tapfere Soldaten, dann fielen drei feurige Garben auf Meer und Land. Er hatte sich in die Luft gesprengt. Ein Schrei des Entsetzens, dann war Alles still, nur die Corvette gab noch eine volle Lage, als wollte sie die Helden bis ins Grab verfolgen. Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen meine Empfindungen jenes Augenblicks zu schildern versuche. Auf einem Umwege rannten wir nach der andern Seite des Wassers, um zu sehen, ob Jemand zu retten sei. Einige weinten wie die Kinder, Andere fluchten und knirschten; mögen die Verwünschungen, die da auf Lübeck und auf ein Dutzend deutsche Throne regneten, sich nicht erfüllen. Um 2 Uhr war die Explosion erfolgt; als es graute, kamen wir nach der Schanze und rieben uns die Augen über die unerwartete Kunde. Kein Mann von Lange's Leuten war gefallen, nur Verwundungen gab es. Auf dem Heimwege in den Straßen der Stadt begegneten wir einem 12jährigen Schiffsjungen, dem ein Holzsplitter die halbe Oberlippe abgerissen hatte; er schien's nicht zu achten, sondern sagte uns fröhlich, daß er all sein Zeug gerettet. Zum Beweise hielt er ein Paar Stiefeln in die Höhe, die er in der Rechten trug.

Nachschrift. So eben höre ich Näheres über den Gang des Gefechtes aus dem Munde einiger Seeleute, deren Gesichter noch von Pulver geschwärzt sind. Der holsteiner Schraubendampfer, welcher nach v. d. Tann getauft werden sollte, brachte dem Geyser schwere Verletzungen bei, zertrümmerte ihm einen Radkasten und zündete im Rippenwerk. Darauf zog sich der Geyser zurück, und begann auf der einen Seite zu löschen, während seine andere von dem Holsteiner warm beschossen ward. Als „von d. Tann" aber seinen Vortheil zu hitzig ver-

folgen wollte, gerieth er auf Grund, — der Lootse hatte die Besinnung verloren — während er vergeblich loszukommen strebte, rückte ihm die Corvette auf den Leib. Zu behaupten war das kleine Fahrzeug nicht, daher rannte Commandeur Lange den Schnabel ins Wasser, indem er die Geschütze nach vorn schob, den emporragenden Spiegel, in dem die Pulverkammer ist, steckte er selbst in Brand. Bis acht Minuten vor der Explosion aber setzte er den Kampf fort, dann stieg die Mannschaft in ein Landungsboot und erklomm unter dreifachem Hurrah! den Sierksdorfer Strand. Alle sechs Kanonen und ein Theil der Maschine sind geborgen. Als die Mannschaft das todgeweihte Boot verließ, nahm sie sich Zeit, ihre Habe zu retten, und bewies ein so heldenmüthiges Phlegma, daß einem Seemann die kurze Tabakspfeife nicht ausging, bis eine Kanonenkugel sie ihm aus dem Munde schlug und ihn selbst betäubt zu Boden warf. Der Geyser aber ist invalid, die Corvette mußte alle Segel aufspannen, und, ihn ins Schlepptau nehmend, über den Horizont des hiesigen Gewässers hinausschaffen. Es ist kein Sieg, auf den Dänemark stolz sein darf. —

2.

Neustadt in Holstein. Montag, 22. Juli.

Noch einmal muß ich auf die Nacht vom 20. Juli zurückkommen, denn in Kopenhagen wird man nicht verfehlen, die großartigsten Rodomontaden über einen erfochtenen Seesieg in die Welt zu schicken; auch habe ich einige kleine Irrthümer zu berichtigen, die mir in der ersten Eile und Aufregung entschlüpft sind.

Gestern, Sonntag Nachmittag, lagen am Kai des Hafens bereits ganze Kisten Segelzeug, Flaggen, Anker, Ketten und andere Artikel, die vom Wrack des unglücklichen Boots geborgen wurden. Die Trümmer des Fahrzeugs selbst und den Schauplatz des Kampfes zu sehen, strömte die Menge zu Fuß, zu Wagen und zu Wasser hinaus. Nach anderthalbstündiger Wanderung auf der Eutiner Chaussee kam ich über eine ungeheuere, hoch gelegene, schön eingehegte Kleeweide in die Nähe des Strandes, gegenüber der Neustädter Landzunge. Welch ein Bild des Friedens und des ländlichen Reichthums war die Wiese mit ihren lustigen Heerden junger Rosse, die zur Erfrischung im Klee naschen durften und zur Abwechselung sich im Grase wälzten, mit den scheuen Gruppen glatter, glockenläutend durcheinanderlaufender Kühe, während die Mägde lachend und scheltend beschäftigt waren, die holsteinische „weiße Seide zu spinnen" (melken). Ihr habt euch wahrlich nicht zu beklagen, ihr muthigen Rosse und behaglichen Rinder, ihr genießt von den Süßigkeiten des Landes mehr als der arme Inste, ihr schwelgt bald in Gras und Klee, bald in Heu und Hafer, er begnügt sich das ganze Jahr mit Buttermilch und Grütze, Grütze und Buttermilch, und freudig greift auch er zu

den Waffen, damit ihm der Däne nicht das letzte Bischen Fett vom Rahm abschöpfe. Rasselnd kam, mit zwei Reihen tiefer Kübel an beiden Seiten, der eselgezogene Milchwagen gesprengt; ein fünfjähriger Blondkopf, barfuß, aber die Landesfarben an der Mütze, saß auf dem Roß Bileam's und schwenkte triumphirend sein Barret, als er an mir vorbeikam. — He, Kleiner, weißt Du den Weg zum Wrack? — Ja, sagt' er, haltend; ich bin schon heute früh dort gewesen. Wenn ich groß bin, werd' ich Matros und schieß' den Dän' in die Luft. Mein Vater ist auf dem Zollkutter. — Also wo ist das Wrack? — Na, in der Tasch' hab ich's nicht. Gradaus und über zwei Koppeln. — Noch ein paar Schritte, und ich sah die weite Bucht spiegelglatt unter mir liegen. Hier gemahnte die Weide lebhaft an die Alpenmatten des Hochgebirges, die auf klare Binnenseen niederschauen. Einige Dutzend Kähne, zum Theil sonntäglich bewimpelt und mit Neugierigen beladen, flogen hin und her über die schimmernde Fluth, aus weiter Ferne hallten Schüsse, und da wo gegen Nordost die hohe See mit den Wolken verschwamm, etwa sechs deutsche Meilen weit, schwebte drohend ein weißes Gespenst, ein Kriegssegel: die Corvette. Sie ging nach Femern, ihren Triumph zu melden.

Gewaltige Furchen hatten die dänischen Bomben in den hohen Strand gewühlt, den ich jetzt hinabkletterte. Auf dem Sande lagen verkohlte Stangen, Balken und Bretter, da eine halbe Cajütentreppe, dort ein Stück Sopha, zwischen Bombensplittern und verrosteten Schrauben. Allerhand kleine Andenken fischten die Umstehenden auf; ich wählte mir ein zerrissenes Blatt mit versengtem Rande aus einem populär-astronomischen Buch, das dem Commandeur gehört hatte; alle Streiter an Bord konnten ihre Habseligkeiten retten. Er fand keine Zeit dazu, da er das Fahrzeug der Letzte verließ. Seine Wäsche, Kleidung und Bibliothek trieb in verbrannten Fetzen auf dem Wasser oder liegt unter den Kanonen auf dem Grund des Meeres. Das Wrack liegt keine 100 Schritt vom Lande; ein alter Haffkruger Fischer gewann sich Geld genug auf eine bessere Sonntagsjacke, indem er den ganzen Tag die Neugierigen um die traurige Ruine herumruderte. Wie tief ist das Wasser hier? fragte ich den Alten, als wir das festgerammte Steuerruder des Wracks umfuhren. — Etwas über sechs Fuß, meinte er und machte mich darauf aufmerksam, daß keine fünf Fuß davon das prächtigste Fahrwasser begann. Aber der Lootse, ein Neustädter, der manchen Seesturm ausgehalten, doch nie Pulver gerochen hatte, lag beim Bombardement „wie eine todte Kuh“ auf Deck und war blind wie ein neugeborener Hund. Bald wär' es der Mannschaft gelungen, das Boot loszumachen; sie hatte einen Kahn ausgesetzt und begann glücklich mit dem Warpanker zu operiren, als ein verhängnißvoller Zufall in Gestalt einer Kanonenkugel das Warpankertau glatt entzweischnitt.

Am Strande traf ich den Oberfeuerwerker Brand, der mir noch einige Details mittheilte. In Travemünde kam der Bürgermeister mit dem Lootsencommandeur

an Bord des holsteinischen Fahrzeugs und bedeuteten dem Commandeur, er solle das Commando niederlegen und seine Leute entwaffnen, oder augenblicklich den Hafen verlassen. Eine Schmach, der ein Kriegscapitain natürlich den Untergang vorzieht. — Durften die Lübe'schen Sie nicht im Hafen lassen? — Na, meinte Brand, nach dem Buchstaben freilich nicht, aber wenn sie ein Auge zugedrückt hätten, so konnt' es ihnen höchstens einen scharfen Verweis zuziehen. Aber sie sind einmal „dänisch gesunnt"*), wie man hier sagt. — Und wer in Travemünde

*) In Lübeck lebt noch die sogenannte „gute alte Zeit" mit ihrem Paar zweifelhafter Privattugenden und ihrem schweren Schock öffentlicher Laster, Vorurtheile und Bocksbeuteleien. Das Privilegien= Monopol= und Kastenwesen, welches diese Karrikatur einer Republik auf keinen grünen Zweig kommen läßt, ist bekannt. Man wird sich über Lübeck's Kälte gegen Deutschland nicht wundern, wenn man bedenkt, daß selbst der Patricularpatriotismus der lüb'schen Patrizier in den meisten Stücken eine Lüge ist; das engere Vaterland bedeutet ihnen ihr Haus und speciell das Zimmer, worin der eiserne Geldkasten steht. Die hochweisen Väter der Stadt, stets die reichsten Kautze der Republik, halten darauf, ihre Capitalien auswärts, großentheils in England, unterzubringen und jeder heimathlichen Unternehmung zu entziehen, deren Gewinn dem Gemeinwohl und nicht ihnen allein zu Gute käme; gegen ihr Landgebiet und ihre unterthänige Stadt Travemünde spielen sie die Rabenväter. Unter Andern sei erwähnt, daß Schiffsladungen, die für Travemünde bestimmt sind, nicht daselbst, sondern nur in Lübeck löschen dürfen, von wo die Cargo wieder langsam zurück nach Travemünde wandert. Ist es doch vor wenigen Jahren eines strengen Winters vorgekommen, daß die Bevölkerung von Travemünde drei Tage lang frieren mußte, obgleich einige Schiffsladungen Steinkohlen ihr vor der Nase im Hafen lagen; die Kohlen mußten erst nach Lübeck, ich weiß nicht mehr, ob per Achse; der wohlweise Senat beschied eine unterthänige Petition der heizungslustigen Stadt dahin, ein bischen Frost und Schnee sei kein Grund, eine Ausnahme von der Regel zu machen; es wäre kein Verdienst, alten Gerechtsamen sich zu beugen, wenn dieselben praktisch und billig wären. Durch solche Zwackereien und durch bettelhafte Kriecherei vor demselben Norden, über dessen Scepter und Kronen sie einst verfügte, denkt die gesunkene Hansestadt ihren selbstverschuldeten Verfall aufzuhalten. Die Kriege von 1848 und 1849 brachten Lübeck großen Vortheil, indem Dänemark, seiner eigenen Communication mit dem Festland willen — auch Londoner Briefe gehen besser über Hamburg und Lübeck als um Skagen herum nach Seeland — die Häfen Wismar und Lübeck allein in der ganzen Ost= und Nordsee unblockirt ließ. Lübeck hatte demnach mehr Grund, den Holsteinern dankbar zu sein, als den Dänen. Es stellte pflichtgemäß etwa 80 Dragoner zum Reichscontingent, — die Eskadron hieß in Holstein „Lebensversicherungsanstalt", weil sie nicht ins Feuer kam, wurde übrigens einmal glücklich überrumpelt und bis auf das letzte Pferd gefangen genommen —; während es also zu den offiziellen Feinden Dänemarks zählte, wußte es doch bei verschiedenen Gelegenheiten seine dänischen Sympathien durch eine mehr als neutrale Haltung zu beweisen. Seine Kaufleute schalten uns „Rebellenvolk" und „hochverrätherisches" Gesindel. Vierzehn Tage nach der Kanonenschlacht von Eckernförde desertirten vier gefangene dänische Seekadetten aus Glückstadt nach Lübeck, wo sie vom Expediteur der Dampfschiffe, dem einflußreichen Rathsverwandten Nölting mit Paß und unentgeltlichen Fahrkarten nach Kopenhagen versehen wurden. Dieser Liebesdienst kam dadurch ans Licht, daß die Flüchtlinge durch schleswig=holsteinische Jäger verfolgt und in Travemünde von Bord zurückgeholt wurden. In demselben Gewässer, wo „v. d. Tann" mit dem Geyser focht, jagte voriges Jahr eine dänische Barcasse zwei Neustädter Yachten; die eine gelangte glücklich in den Hafen von Travemünde, die andere wurde unter der Rhede fast hart unter der Schanze genommen, ohne daß die Hanseaten auf den Feind zu Gunsten der „Rebellen" einen Schuß thun wollten. Neustädter Schiffer und Fischer, die das elende Stücklein mit ansahen, fielen über die ritterlichen Hanseaten her und octroyirten ihnen eine ehrliche Tracht deutscher Hiebe; die Schanze

konnte Sie zum Gehorsam zwingen? — Zwingen? Ganz Lübeck nicht. Aber ich denke, wir schämten uns, Gewalt gegen die Schlafmützen von Hanseaten zu brauchen, weil uns die zwei großen Dänen auflauerten; sie hätten gemeint, wir sind bange. Also stachen wir gleich nachdem die zwei Herren von Bord waren, frisch in die See. Wahrhaftigen Gott! rief er, aufs Wasser hingrüßend, sehen Sie den jungen Herrn dort im Kahn, er trägt einen Strohhut, wahrscheinlich ein Student. Der ist von Travemünde aus mit uns gefahren. Er wollte bis Neustadt, es gehe wie es wolle, sagte er, und hatte eine Büchse mit, die hätte dem Dänen nicht viel gethan; er war wüthend über die Travemünder, der brave Jung', aber der Commandeur wollt' ihn nicht auf sein Gewissen nehmen und setzte ihn nach einer Stunde in einer Jolle ans Land. — Wie viel Mann hatten Sie? — O genug! Siebenundzwanzig in Allem. Hatten ja auch nur 2 Geschütze (Paixhans) zu bedienen. Wir fürchteten uns vor der Corvette mit ihren 24 Kanonen nicht. Wir schossen keine Glühkugeln, wie die Leute sagen, aber Bomben von 64 Pfund. Dafür schoß der Dän' beides, Glühkugeln und Bomben. Aber die unsern gingen flink und recht, nicht wahr? Distanz nicht mehr als 3000 Schritt. Und dazu die närrische Musik vom Lande! Da an der Küste längs das Gelaufe mit Lichtern in allen Dörfern und das Hundegebell! Wozu sie aber nur im Badehaus und der Schanze so geheult haben! Es ging uns gar nicht schlecht. Dem großen Dänen platzte eine von unsern Bomben grad auf Deck, der eine Flügel (Radkasten) hing ihm krumm und lahm in der Luft, er steckte schwarze Flagge aus nach der Corvette zu, und wie die ihm zu Hilfe kam, sah sie, daß uns der unglückselige Lootse in den D—ck gefahren hatte. Wenn das nicht war, kamen wir gesund in Hafen und lachten beide aus. — Nicht wahr, Ihr Schiff hieß Von der Tann? — Nein, die Herren in Kiel wollten's so taufen. Aber das paßt nicht, 's war so'n kleines Ding und hieß eigentlich „Schraubendampf-Kanonenboot No. 1.“ Nach dem Tann muß ein größerer Täufling genannt werden. — Na, sagte ich, ein kleines Ding, das sich so höllisch schlägt, ist aller Ehren werth. — War nur ein Spaß, mein Herr; bei Nacht sieht sich Alles größer an. Ich bin schon dreimal 24 Stunden im Kanonenfeuer gewesen. — Wo denn? — In Bahia mit den Portugiesen. Jetzt muß ich aber an die Arbeit.

Ein Schlot war zu bergen und die Seeleute arbeiteten, dabei Späße und

---

aber, welche seitdem demolirt ist, erhielt in Folge jenes Verfalls andere Reichtruppen zur Besatzung. Lübeck läßt sich seine Loyalität gegen Dänemark sogar Geld kosten. Im Carneval 1850 wurde theils von den Dänen, theils von den Dänischgesinnten, in Flensburg eine Lotterie von Damenarbeiten zum Besten eines Friedericia-Siegesdenkmals veranstaltet. Von den 7000 Loosen dieser Lotterie wurden in Lübeck über 800 verkauft. — Für die einträgliche Dampfschiffahrt mit Petersburg glaubt sich Lübeck auch zu einem entsprechenden Grad russischer Gesinnung verpflichtet. Ueber zwanzig der größten lüb'schen Schiffe fahren unter russischer Flagge, darunter ein „Jürgen Wullenweber“ und ein „Emanuel Geibel“!

übermüthige Reden wechselnd, Niemand hätte geahnt, daß sie drei Nächte nicht geschlafen und heute nicht einmal Zeit gefunden hatten, sich zum Mittagsessen niederzusetzen: lauter frische und muntere Gesichter, dabei manch junges Blut, das aussah, als könnt' es nicht zwei zählen. Ich fragte einen schüchternen sanftblonden Schiffsjungen von 16 Jahren, ob er großes Herzpochen gehabt. — Anfangs wohl, denn ich kam das erste Mal dazu, aber, wie wir drei waren und ich bei der hintern Bombenkanone half, hätte ich gern noch 24 Stunden fortfeuern mögen. — Ja, ja, Schad', daß der Witz so bald aus war! rief der Zimmermann, ein lustiger Knirps, dessen rothes Gesicht durch einen weißen Ziegenbart noch drolliger wurde, und spielte mit dem Lauf seiner Jagdflinte, die er aus dem Sand gegraben; der Kolben war verkohlt. — In diesem Augenblick zeigte sich die Corvette wieder näher. Auf baldiges Wiedersehen, Herr Dän! lachte er und schwang seinen Hut grüßend über'm Kopf. — Gott geb es, meine Jungen! sagte Commandeur Lange, der eben aus einem Kahn stieg, um die Bergungsarbeit zu besichtigen, mit melancholischer Stimme. Mit verschränkten Armen stand er und sah das Wrack an; dann sagte er, zu mir gewandt und traurig lächelnd: Mein Haus ist abgebrannt. Seltsam kommt es mir vor, daß ich Abends nicht mehr nach dem Hafen gehn soll. — Wo logiren Sie, Herr Commandeur? — In einem Wirthshaus! antwortete er schwermüthig. Ich fürchte, ich werde heute schlecht schlafen! — Guten Abend!

Zustände in den deutschen Alpen.

1. Tyrol.

Wie wunderschön ist das Land, wie gesund und kräftig der Menschenstamm der es bewohnt! — doch wahrlich, das Herz muß uns bluten, schaut man von der Höhe eines jener unzähligen Berge, die überall ihr Haupt in die Wolken erheben, auf die lachende Landschaft herab, die in unabsehbarer Ferne sich zu unsern Füßen hinbreitet, und erwägt wie glücklich die Menschen sein könnten, denen hier ihr Wohnsitz beschieden, wie geplagt und gedrückt sie in Wirklichkeit sind. Es ist ein gewaltiger Unterschied, kommt man aus den bairischen Hochalpen über die Tyrolergrenze, und noch viel größer erscheint er, verläßt man das Gebiet der freien Schweiz, um von ihr in den Kaiserstaat einzutreten.

Verschiedene Uebel sind es, die wie ein tiefer Krebsschaden an allen inneren Verhältnissen von Tyrol nagen und immer mehr und mehr dasselbe dem gänzlichen Verderben zuzuführen drohen. Das erste und wichtigste ist die über-

mäßige Herrschaft, welche sich die Geistlichkeit in den letzten 10 Jahren zu verschaffen gewußt hat. Man glaubt sich in die finstersten Zeiten des Mittelalters zurückversetzt, hört man aus glaubwürdigem Munde verschiedene Züge der Herrschsucht und Unduldsamkeit erzählen, die hohe wie niedere Geistliche sich in immer steigendem Maß herausnehmen. So sind z. B. Köchinnen und Wirthinnen in Gasthöfen auf dem Lande von ihren Ortspfarrern mit harten Kirchenstrafen belegt worden, weil sie fremden Reisenden an Freitagen Fleischspeisen bereitet hatten. Ein junges Mädchen, die mit einem achtbaren Protestanten verlobt war, ist so mit der Strafe der ewigen Verdammniß für diese Frevelthat geängstigt worden, daß sie den Verstand darüber verloren; eine Frau, die an einen aufgeklärt denkenden Mann verheirathet war, mußte sich auf Andringen der Geistlichkeit von diesem Manne und für die Sünde, 3 Kinder mit ihm erzeugt zu haben, sich in ein Kloster zurückziehen. In gar vielen Familien ist der Friede durch diese herrschsüchtige Geistlichkeit für immer vernichtet worden. Da es dieser nämlich schwer gelingen will, sich unbedingten Einfluß auf die Männer zu verschaffen, obgleich auch dieser, wenn es so fortgeht, allmälig nicht ausbleiben wird, so sucht sie besonders das weibliche Geschlecht, das sich leichter einschüchtern oder durch Phantasiegebilde gewinnen läßt, von sich abhängig zu machen. Was der Geistliche befiehlt, muß unbedingt geschehen, alle Häuslichkeit, jegliche Pflicht der Gattin und Mutter ihm gänzlich geopfert werden, dann warten der Folgsamen himmlische Freuden im ewigen Leben, wo nicht, alle Qualen der Verdammniß. Mag das Hauswesen auch ganz darüber zu Grunde gehen, die Wirthschaft vernachlässigt werden, die unbeaufsichtigten Kinder sich bettelnd auf der Straße umhertreiben, eine fromme der Geistlichkeit gehorsame Tyrolerin muß täglich so und so viel Stunden die Messe hören oder den Rosenkranz beten und manchen Tag im Jahre beim Wallfahren auf der Landstraße zubringen. Auch den Männern, werden ähnliche Pflichten aufgelegt, und viele Fuder Korn oder Heu gehen alljährlich durch Regen verloren, da während der Ernte Wallfahrtstage oder neugeschaffene Festtage selbst von der dringendsten Arbeit abhalten, von Verbesserungen und Neuerungen in den Gewerben und im Ackerbau, suchen viele Geistliche aber nach Kräften abzuhalten, da dadurch das Denken befördert wird, um diese als Fortschritt der Zeit, bei dem der Teufel seine Hand habe, zu verhindern. So wollte ein nachdenkender Bauer, der viele kalte und nasse Felder hatte, sich auf Anrathen eines Engländers, der bei ihm einige Wochen der Forellenfischerei wegen gewohnt hatte, Röhren von Thon zum Auffangen der Wässer, in die Aecker legen, wie man dies in England, Belgien und einigen Theilen von Deutschland schon seit längerer Zeit mit unendlichem Vortheil angewandt hat. Der Ortsgeistliche wußte aber die ganze Nachbarschaft und selbst die Familie des Bauern dagegen einzunehmen, indem er verkündete, solche Neuerung sei ein Werk des Teufels, da Gott die Felder schon von selbst trocken gemacht haben würde,

wenn es in seiner Absicht liege, daß sie trocken sein sollten. So mußte denn diese Röhrenanlegung wieder aufgegeben werden, obgleich der Ertrag der Felder dadurch verdoppelt worden wäre; zu Ehren der Geistlichkeit Tyrols sei es übrigens gesagt, daß es manche wackere Männer unter ihnen gibt, die solch verblendetes Treiben mit tiefer Kümmerniß ansehen, ja so viel an ihnen ist, demselben entgegenzuarbeiten suchen; von Oben herab sucht man solchen Geistlichen aber alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, macht sie durch tausendfache kleine Quälereien müde und matt, ja schreitet sogar mit Strafen und Verfolgungen ernsthaft gegen sie ein; gegen alle weltlichen Lustbarkeiten und gar gegen Musik, Tanz und Gesang als Verführungskünste des Teufels, sucht diese fromme Geistlichkeit gewaltig zu eifern. In manchen Gemeinden, wo ein besonders strenger Pfarrer ist, darf das ganze Jahr nicht mehr musicirt oder gar getanzt werden, und die schönen lustigen, frischen Gesänge, wegen derer Tyrol früher berühmt war, drohen zu verschwinden. Sehr duldsam ist man dagegen gegen Neigung zum Trinken und gut Essen, besonders da die Geistlichen einem mächtigen Krug rothen süßen Weines und einem fetten guten Bissen selbst nicht abgeneigt sind; an allen Sonn- und unzähligen Festtagen kann man Männer und selbst auch Frauen, außer der Zeit der Kirche, den Pfarrer häufig mitten zwischen ihnen, in den Wirthsstuben sitzen sehen, einen Krug Wein nach dem andern leerend, so daß endlich die ganze Gesellschaft mit oft sehr schwerem Kopfe ihre Betten aufsuchen muß. Ueberhaupt lebt die tyrolerische Geistlichkeit größtentheils sehr gut, wenn auch die eigentlichen Gehalte der niederen Geistlichen — die höheren haben sich auch in dieser Hinsicht vortheilhaft zu bedenken gewußt — oft nur niedrig sind. Es ist Sitte, daß jedem Geistlichen, wenn er ein Bauernhaus besucht, das Beste aufgesetzt wird, was Küche und Keller enthält, und da solche Besuche täglich geschehen, so zeigen die meisten Pfarrer gewöhnlich ein sehr wohl genährtes Aeußeres. Auch sonst pflegen fromme Frauen ihren religiösen Eifer durch reichliche Geschenke an die Pfarrküchen zu beweisen, so daß es in ganz Tyrol anerkannt ist, daß nirgends besser, wie in den Pfarrhäusern gegessen und getrunken wird. Die Ausgaben, welche den Bauerhäusern auf solche Weise sind, sollen sehr beträchtlich sein, und ein mit allen derartigen Zuständen vertrauter Mann sagte uns, daß ein Bauergehöftsbesitzer, besonders wenn er eine etwas fromme Frau habe, leicht 2—300 Gulden bloß für solche Nebenabgaben an Geistliche zahlen könne. Sehr tolerant ist diese Geistlichkeit auch gegen Verirrungen der Liebe, die zwar durch so und soviel Messen und Gebete gesühnt werden müssen, im Uebrigen aber leicht Vergebung erhalten.

Ein zweiter Nachtheil, der auf dem Wohlstand Tyrols lastet, ist dessen Zolllage; das ganze Land ist beim Ein- wie Verkauf der Hauptgegenstände des Handels größtentheils auf Baiern angewiesen, von diesem aber durch die Zolllinien Oestreichs und des Zollvereins getrennt. Der Wein, von dem man eine große Menge ausführen könnte, ist durch den hohen Eingangstarif des Zollvereins vom

Eingang in demselben so gut wie ausgeschlossen und kann so gar nicht verwerthet werden, während die Theuerung der Lebensmittel in Tyrol zunimmt, fällt der Wein fortwährend im Preise, da man nicht weiß, wo man damit hin soll, viele Berge aber, die Weinstöcke tragen, zu nichts Anderem benutzt werden können. Ebenso können manche Erzeugnisse des Tyroler Gewerbfleißes, besonders Handschuhe, Teppiche, Holzschnitzereien u. s. w. schwer in den Zollverein, dessen Gebiet ihnen früher einen großen Markt gab, abgesetzt werden, umgekehrt aber bedarf Tyrol einen bedeutenden Theil seines nöthigen Getreides aus Baiern und muß hierfür an der östreichischen Mauthlinie nicht geringen Eingangszoll zahlen. Ebenso wird aus den bairischen Gebirgen auch viel Jungvieh eingeführt, das auch Zoll bezahlen muß. Durch diese Abgaben aber, die grade die unentbehrlichsten Lebensmittel vertheuern, wird das arme, so schon so gedrückte Volk ungemein erbittert, und seine früher fast sprüchwörtlich gewordene Anhänglichkeit an das östreichische Kaiserhaus hat hierdurch und durch manches Andere, schon so arge Stöße erhalten, daß kaum ein Schatten noch davon besteht. „Was haben wir 1809 für einen sakrisch dummen Streich gemacht, daß wir gegen die Baiern fochten" oder „Wären wir doch bairisch, da gibts am Alltag mehr Schmalz wie bei uns am Sonntag," solche Redensarten kann man in jedem Tyroler Wirthshaus von Alt und Jung in Menge vernehmen. Kein Stutzen würde sich rühren, wollte heute Baiern oder ganz Deutschland Tyrol erwerben, im Gegentheil das Landvolk würde über solche Veränderung jubeln. Gegen die Italiener hat man 1848 einige Freicompagnien gebildet, weil hier ein alter Haß gegen die Welschen besteht. In den Kreisen des Landvolkes hört man äußerst selten auch nur ein einziges Wort der Anhänglichkeit an das Kaiserhaus mehr und der Erzherzog Johann ist das einzige Mitglied desselben, das Popularität genießt. Man muß sich nur nicht durch feierliche Aufzüge von Schützencompagnien und ähnliche Sachen, wie sie bei Anwesenheit des Kaisers in Insbruck und anderen Orten zu geschehen pflegen, täuschen lassen. Das Volk benutzt solche Gelegenheiten als öffentliches Schauspiel, will sich dabei vergnügen, auch wohl einen guten freien Trunk erhaschen und jubelt und bringt lärmende Lebehochs dafür so viel man verlangt, ohne sich sonst grade weiter viel dabei zu denken oder gar deshalb große wahre Anhänglichkeit an die eben so empfangene Persönlichkeit zu besitzen. So überall, so auch hier in Tyrol.

Zu diesen Uebelständen kommt noch der Mangel an baarem Geld und die furchtbar gesteigerte Last der Einquartierung. Von dem Mangel an baarer Münze und der heillosen Wirthschaft, die hier mit dem Papiergeld herrscht, kann man sich anderswo kaum einen Begriff machen. Man kann wochenlang in Tyrol reisen, ohne nur ein Geldstück zu Gesicht zu bekommen, nichts wie Papiergeld in allen möglichen Gestalten, Farben und Werthbestimmungen. Jeder Hausknecht, jede Kellnerin, ist gezwungen stets eine Brieftasche bei sich zu tragen, um die Menge von Papierfetzen, die oft nur 6 — 3 Kreuzer bedeuten sollen, aufzube-

wahren. In schmutzigen, zerfetzten, in 4 Stücken zerrissenen Zettelchen, die kaum zu erkennen und unendlich leicht nachzuahmen sind, besteht dies Papiergeld, was man gegen Silber nur mit 18 — 20 Procent Verlust umwechseln kann; zu welchem Wucher dies Anlaß giebt, welche Menge von Verwirrungen und Betrügereien hierdurch entstehen, kann man sich leicht denken. Wo ein „Zwanziger" sich vereinzelt blicken läßt, da wird förmlich Jagd darauf gemacht, um ihn einzufangen und sorgfältig aufzubewahren, um sodann größere Summen davon mit Vortheil an die Geldmäkler umzuwechseln. Besonders das Militair und gar die Officiere, die in Silbergeld ausbezählt werden, gewinnen eine nicht unbeträchtliche Summe, indem sie sich Papiergeld dafür einzutauschen wissen. All dies Silbergeld, was man zusammenbringt, geht aber schnell nach Baiern und Würtemberg, theils um das gekaufte Getreide damit zu bezahlen, da die dortigen Händler gar keine östreichischen Banknoten mehr nehmen, wie es früher der Fall war, theils aber auch als Handelswaare. In ganz Süddeutschland findet man östreichisches Silbergeld in außerordentlicher Menge, nirgend östreichische Banknoten, die vor dem Jahre 48 in München so beliebt waren, daß man bisweilen 1 — 1¼ Procent Agio dafür zahlen mußte. Die Summe, um welche ganz Oestreich und somit auch Tyrol, durch diese Entwerthung seines Papiergeldes im Auslande, wodurch dasselbe wieder zurückgedrängt, statt dessen aber östreichisches Silbergeld dafür ausgeführt würde, ärmer geworden ist, muß ungeheuer sein. Wie immer aber bei solchen Gelegenheiten, sind es die unteren Stände, die am Meisten dabei leiden, während die höheren stets mit verhältnißmäßig viel geringerern Opfern davon kommen. Dem armen Tyroler Bauern oder Gasthofsbesitzer auf dem Dorfe rechnet der östreichische Officier, der bei ihm wohnt, die Banknoten zu vollem Werthe an, während dieser sie an den bairischen Korn- oder Kälberhändler nur mit 18 — 20 Procent Verlust wieder absetzen kann. Einzelne Bankiers und Geldwechsler in den höheren Ständen gewinnen oft bedeutende Summen bei diesen verschiedenen Wechseloperationen, die tagtäglich jetzt hier nothwendig sind, der Kern der arbeitenden und erwerbenden Bevölkerung geht allmälig dabei zu Grunde. Gerade das Papierunwesen hat dazu gedient, daß mancher Sparpfennig, den der Bauer meist für schlimme Zeiten zurücklegte, hervorgeholt, ja selbst schon verausgabt ist.

Das schlimmste aber ist die Einquartierung! Besonders an den Grenzen gegen Baiern und dem Bodensee ist diese ganz außerordentlich, denn an 60,000 Mann sind auf dem engen Raum von wenigen Meilen zusammengedrängt. Ein unbedeutender Marktflecken, ja ein Dorf hat oft 2 — 3 bis 400 Mann beständige Einquartierung, so daß ein einzelnes Bauerhaus mit 6 — 8 — 10 Mann und dazu vielleicht 4 — 5 Pferden belegt ist. Die besten Zimmer, Kammern, Böden, Ställe in Haus und Hof, muß der Bauer und Bürger seinen militärischen Gästen und deren Pferden geben und sich selbst mit seiner Familie, Dienstboten und Vieh

auf die engsten und schlechtesten Räumlichkeiten beschränken. Sein ganzer Wirthschaftsbetrieb wird gehindert, sein Vieh verdirbt ihm, das Gesinde, das nicht gehörig beaufsichtigt werden kann, wird arbeitsscheu und liederlich, kurz Alles muß nothwendig den Krebsgang gehen. Selbst die reichlichste Bezahlung vermöchte den Schaden nicht zu ersetzen, den auf die Länge diese starke Einquartierung den Gemeinden wie den einzelnen Familien zufügt; dabei ist aber die Vergütung nur sehr spärlich und beträgt inclusive des Brodes circa 10 Kreuzer per Tag für den gewöhnlichen Soldaten, welches Geld noch dazu in Papier ausgezahlt wird. Dafür ist es aber dem Bauern und Bürger ganz unmöglich, den Soldaten zu ernähren, und er muß aus seiner eigenen Tasche bedeutend noch zulegen. So verarmen dieselben immer mehr und mehr, müssen immer größere Schuldsummen auf ihre Häuser und Grundstücke eintragen, ja fallen oft schon dem Wucher in die Hände, der natürlich nicht säumt, jetzt eine reiche Ernte zu halten. Dauern diese Uebelstände nur noch einige Jahre fort, so ist, mit sehr geringen Ausnahmen, der ganze Bauernstand in Tyrol, und bei dem Mangel größerer Städte besteht die Kraft des Landes fast ausschließlich in diesem, gänzlich ruinirt und an den Bettelstab gebracht. Schon jetzt hat derselbe einen Stoß erhalten, von dem er in langer Zeit sich nicht wieder erholen wird, wie denn überhaupt die völligste Armuth und mit ihr die Bettelei und Unsicherheit des Eigenthumes auf furchtbar schnelle Weise überhand nimmt.

Aber nicht allein der materielle Wohlstand wird gefährdet, auch die Sittlichkeit geht zu Grunde. Diese Menge unbeschäftigter, in die kleinsten Dörfer, ja selbst abgelegensten Gebirgshütten gebannter Officiere und Soldaten ist oft der Plage der ärgsten Langeweile Preis gegeben. So wenden sie denn vielfach die überflüssige Zeit dazu an, dem weiblichen Geschlechte seine Gunstbezeigungen abzugewinnen, und scheuen dabei kein Mittel. Dies hat aber den inneren Frieden unzähliger Familien für immer gestört. Die Zahl der unehelichen Geburten hat ungemein zugenommen, ebenso wie auch vielfache Trennungen schon stattgefunden haben. Blutige Schlägereien zwischen den Soldaten und Bauerburschen gehören zu den gewöhnlichen Dingen und gar oft trieb schon wohlbegründete Eifersucht einen Gatten oder Bräutigam, sich an dem Verführer zu rächen. Von Seiten der obersten Militärbehörden werden derlei Vergehen der Soldaten und Officiere sehr milde gerügt, und so streng, ja selbst oft grausam die östreichische Militärdisciplin im Dienst ist, so nachsichtig ist man bei allen Vergehen, die gegen das Civil begangen werden. Oestreichische Officiere nehmen oft einen Ton an, wie er im übrigen Deutschland gar nicht mehr vorkommen könnte. So lange man in Oestreich von dem Officier, außer bei der Artillerie, weiter keine Prüfung, als daß er schreiben und lesen kann, fordert, der Regimentsinhaber aber ohne Weiteres Jeden als Officier in seinem Regimente anzustellen berechtigt ist, Protection und vornehmer Name ein vorzugsweis rasches Avancement bedingen, wird es nicht

besser. Alle Ausländer, welche in anderen Staaten kein Unterkommen finden können, strömen dem östreichischen Heere zu und finden dort leichte Anstellung, wenn sie nur einen vornehmen Namen oder sonstige gute Empfehlungen mitbringen.

Ein Uebelstand, der viel dazu beiträgt, der Bevölkerung die Last der Einquartierung noch drückender zu machen, ist die Neigung vieler Soldaten, besonders aus den böhmischen und polnischen Regimentern, zum Diebstahl. Selbst die harten Strafen des Spießruthenlaufens und der Stockschläge, die unnachsichtlich stattfinden, sobald der Schuldige entdeckt wird, werden diese Diebstähle nie unterdrücken, sobald man den Bestraften hernach ohne Weiteres wieder in das Regiment eintreten läßt; dies ist aber in Oestreich noch der Fall, und der Soldat, der eben vielleicht hundert Stockschläge wegen gemeinen Diebstahls erhalten hat, tritt gleich danach wieder in die Reihen seiner Kameraden zurück, ohne daß seiner militärischen Ehre dadurch im Mindesten Abbruch geschehen ist. Auch in der Annahme der Rekruten ist man bei den Regimentern nicht eben sehr wählerisch, und gar Manche treten in dieselben ein, die vorher schon wegen der gemeinsten Verbrechen einen Lehrkursus in den Gefängnissen durchgemacht hatten. Wie viel höher steht in dieser Beziehung die preußische Armee, wo kein Soldat, der jemals einen Diebstahl oder ein anderes entehrendes Verbrechen begangen hat, wieder mit seinen Kameraden in Reih und Glied treten darf, sondern seine Dienstzeit als Sträfling in einer Festungscompagnie abdienen muß.

Fröhliches Jodeln wird der Reisende jetzt selten mehr von den Bergen schallen hören, und die gutmüthige Freundlichkeit, die früher hier so wohlthat, wird man jetzt nur bei sehr vereinzelten Personen mehr finden. Auch der Fleiß im Landbau und in den Gewerben nimmt ab; denn der Bürger und Bauer wird es überdrüssig, Anstrengungen zu machen, da die Geistlichen wie Soldaten doch die besten Früchte davon genießen, ihm selbst aber eine gar spärliche Nachlese davon übrig bleibt. Deshalb sind auch fast alle Gewerbe mit geringen Ausnahmen in dem elendesten Zustand, und selbst Insbruck muß in dieser Hinsicht hinter mancher kleinen sächsischen und rheinischen Landstadt zurückstehen. Der Ackerbau wird übrigens größtentheils noch auf eine Weise getrieben, daß ein rationeller englischer oder norddeutscher Landwirth es kaum wird begreifen können, wie solche Vergeudung von Menschen- und Thierkräften nur möglich sein könne. Man fühlt es im Volke tief, daß man dem unabweislichen Verderben preisgegeben wird, wenn nicht bald eine Aenderung eintritt, und häufig hört man von schlichten Bauern die Rede: „Haben wir das um das Haus Oestreich verdient?" oder „Weil wir im Jahr 48 so ruhig geblieben sind, hat man uns jetzt so viel Soldaten geschickt, daß sie den letzten Kreuzer aus dem Sack uns verzehren."

Der Fremdenbesuch, sonst so zahlreich hier, ist jetzt nur gering. Die Reisenden scheuen mit Recht, in diese, einer Festung gleich, mit Soldaten vollgepfropften Thäler zu kommen, da alle besseren Lokalitäten in den Wirthshäusern

von Offizieren so besetzt sind, daß man oft nur mit Mühe ein Bett in einer schlechten Kammer und einen Platz am Tische erhält. Auch die Paßvorschriften sind seit einem Jahre außerordentlich wieder geschärft, und man hat hierin bisweilen eine Menge Schwierigkeiten zu bestehen, die in den schweizerischen und baierischen Alpen kein Mensch mehr kennt.

Haynau und das Ministerium.

Aus Prag.

Bezeichnend für östreichische Zustände ist der Effekt, welchen Haynau's Entsetzung in verschiedenen Richtungen hervorgebracht hat. Die genirte Lage der Presse macht dieser ein vollkommen freies Urtheil über die Sache nicht wohl möglich, und gefährlich wäre es, einen würdigen Nekrolog des bürgerlich todten Feldherrn Haynau zu schreiben, da man sich unter Säbelcensur befindet.

Daß die Differenzen zwischen dem Diktator Ungarns, und dem Ministerium der starken Regierung schon seit lange her datiren, darüber waren Eingeweihte einig; schon vor dem blutigen Anniversarium des 6. October begannen sie, doch war damals das Ministerium der starken Regierung noch viel zu schwach, das große Auto da fé in Arad und Pesth zu verhindern. Obwohl von Wien die befehlende Bitte an den Diktator ergangen, die Hinrichtungen nicht zu vollziehen, so wollte sich dieser das Rachefest nicht verderben lassen und hat sich nachträglich gegen seine Umgebung triumphirend geäußert, die dreizehn Schufte habe er doch glücklich noch für sich, d. h. für den Nachrichter, herausgerissen; daß diese dreizehn, Bathiany, Leiningen, Pöltenberg, Török u. s. w. mit Görgey den Russen und nicht Herrn v. Haynau die Waffen gestreckt, das sollten sie eigentlich mit dem Leben büßen; daß sich Rußland für sie verwendet, bestimmte das Ministerium, obwohl vergebens, für sie die Fürbitte einzubringen, welche schon deshalb ohne Erfolg bleiben mochte, weil Ministerpräsident Schwarzenberg nur als Feldmarschalllieutenant, Haynau aber als Feldzeugmeister in der Armee rangirt, und diese den Constitutionalismus nur nach der Rangliste auffaßt. Wie man dem Diktator allmälig und mühsam die unbarmherzig assentirten Honved's und Nationalgarden abgerungen, wie man mit ihm wegen der mittelalterlichen Judencontribution herumgenergelt, ließ keinen Zweifel darüber übrig, daß Haynau das Ministerium nicht als die über ihm stehende Potenz anerkannte, und in dieser Haltung allen übrigen militärischen Machthabern als ein willig nachzuahmendes Exempel voranleuchtete, daß sich das Ministerium ermannt hat, daß es die Wälle durchbrach,

welche die stille Hofpartei, mit Grünne an der Spitze und der Armee im Gefolge, zwischen ihm und dem kaiserlichen Willen aufgebaut, ist jedenfalls ein großer Schritt, wenn auch nicht vorwärts im liberalen Sinne, so doch zu einem endlichen Gestaltungsprozesse, welcher bei dem bisherigen Dualismus der obersten Gewalt in steter Schwebe gehalten war.

Haben rosenroth Vertrauende bisher das Ministerium häufig mit der neben ihm waltenden Militärdiktatur entschuldigt, so mögen diese Hoffenden nun zusehen, ob und wie ihr Hoffen und Vertrauen gerechtfertigt wird. Wer eben nicht hoffen und vertrauen will, und dieses Geschmackes ist so ziemlich die Majorität, hat wenigstens das gewonnen, daß er darüber nicht mehr in Zweifel ist, daß er sein Mißtrauen in dem Ministerium allein zu concentriren hat, als der wirklichen starken Regierung.

Wie tief das Mißtrauen in diese starke Regierung eingerissen sei, läßt sich aus manchen ungarischen Correspondenzen entnehmen, welche fest behaupteten, Haynau sei wegen eigenmächtiger Milde, welche er in letzter Zeit geübt, ad acta gelegt worden! Daß sich der Prätorianergeist, im Gegensatze zu dem formalen Constitutionswesen des Ministeriums förmlich organisirt habe, bewährt das Organ dieser Prätorianerpartei, — das Journal: Soldatenfreund, — welches in Wien ganz nett gegen das Ministerium ankämpft, und die Entsetzung Haynau's, im Sinne der Haynau'schen Rechtfertigungserklärung bitterer Kritik unterwirft. Wo der Soldat gegen die Regierung polemisirt, ist die Regierung in Frage. Daß Haynau selbst, ein tüchtiger Haudegen und Henker zwar, darum aber kein Mann der Feder sei, beweist seine famose Erklärung, welche in seiner Entsetzung eine Ermuthigung der Demokratie erkennen will.

Die Demokraten hassen das Ministerium aus voller Seele, die Soldaten aber beschuldigen dasselbe Ministerium der Demagogie!

Eine Partei endlich gibt es in Oestreich, die der Conservativen um jeden Preis, welche Haynau's Entsetzung aus dem Grunde mißbilligt, weil sie sich fürchtet, das Soldatenthum würde durch diesen Vorgang erbittert, bei nächster Gelegenheit nicht auf die Demokraten losschlagen wollen! Die Partei der Zitterer mag sich beruhigen, die Armee zählt der alten und jungen Haynau's gar viele, die eine Ehre darein setzen werden, auf den friedlichen Bürger loszuschlagen, sei er Demokrat oder nicht.

Unsere Sanguiniker bauen auf dem losen Grunde der Haynau'schen Entsetzung die herrlichsten blauen Luftschlösser auf, und sehen auf dem Gipfel derselben die constitutionelle Tricolore im Morgenwind flattern; da heißt es, das Amnestiren werde nun reißend überhandnehmen, die Ausnahmszustände würden überall mit 1. August aufgehoben werden, Radetzky werde freiwillig abtreten, und dergleichen mehr. Glückliche Sanguiniker! träumt nur noch ein Weilchen weiter, und erschreckt nicht, wenn ihr wieder erwacht, in dem eiskalten Ausnahmszustande, der

per abusum so genannt wird, da er sich schon als eigentliche Regel festgesetzt hat. Daß man in Wien den Advokaten Schönpflug zu vier Wochen Stockhaus verurtheilte, weil man zwei Nummern der Brünner Presse in seinem Koffer gefunden, daß man das Postdebit dieser Brünner Presse nach dem Süden über Wien erst ganz kürzlich untersagte, deutet eben nicht auf bevorstehende Systemsänderung. Man wird und will den Terrorismus fortsetzen, aber man will uns wissen lassen, daß man eben im Ministerium exclusiv die Blitze handhabe, daß alles Uebrige nur Werkzeug sei, daß man jedes dieser Werkzeuge, sei es noch so hoch gestellt, vernichten könne mit einem Federzuge. Man ist aus leidiger Furcht vor der Revolution, aus leidiger Sorge, ja nicht in das Extrem der Pillersdorf'schen Schwäche und Zugeständnisse zu verfallen, in das andere Extrem der entsetzlichen Stärke gerathen, und gelangt vor lauter Stärke nicht dazu, wirklich, das heißt legal zu regieren, und nun zeigt es sich, daß man nahe daran war, in seiner Stärke in einer Art Hypertrophie zu ersticken, oder von dem Soldatenthume erstickt zu werden.

Dem ruhigen, auf die unwiderstehliche Zukunft Vertrauenden dient die Beobachtung jenes Ringens um die Macht zwischen Soldat und Minister zu interessantem Schauspiel; das Ministerium gewinnt jedenfalls die Partie; denn der Finanzminister ist sein Partner, und ringt von Sitzung zu Sitzung einige Bataillone ab, welche aus Kost und Pflege heimgeschickt werden, aber die Macht der öffentlichen Meinung, der friedlichen pressure from without, die Macht der allgewaltigen Idee, die Zeit, wird der Ministerrath endlich nicht reduciren, nicht außer Löhnung setzen, nicht auf unbestimmten Urlaub heimsenden können, und dieser Macht wird endlich auch dieses starke Ministerium und sein System erliegen, ob früher, ob später, das gilt ziemlich gleich.

Aus Pesth.

19. Juli.

Es gibt eine Art von Unverschämtheit, die an Ironie grenzt. Haynau, der unbeugsame Rächerarm der beleidigten Majestät, der Hunderte auf den Richtplatz und Tausende in den Kerker schickte, weil sie es wagten, für das 800jährige Recht einer Nation im ehrlichen offenen Kampfe das Schwert zu ziehen, Haynau, der den Schrei der Entrüstung von ganz Europa nicht achtete, steigt, nachdem seine Macht durch das kaiserliche Wort gebrochen ist, zur pöbelhaften, von ihm tausendfach mißhandelten Oeffentlichkeit herab, um in einem Winkeljournal Budapests eine Polemik gegen das demagogische Ministerium zu führen! Haynau, der als Alterego des Monarchen überall unbedingten Gehorsam forderte, gesteht in

seinem Artikel im „Pesther Morgenblatt", daß seine Majestät von seiner Umgebung übel berathen sein kann, und daß es nur in Folge dieses Uebelberathenseins geschehen konnte, daß ein Mann von seinen Verdiensten entfernt wird u. s. w.

Der von seinem Himmel herabgeschleuderte Stern sollte gestern mittels Dampfkraft von dem Schauplatz seiner bisherigen Thätigkeit entfernt werden. Der Commandant nahm in einem langen Tagesbefehl von seinen Waffenbrüdern Abschied und ein eigenes Schiff stand bereit, um die theure Ladung aufzunehmen. Sein Stellvertreter im Commando, F. M. L. Wallmoden, beorderte das sämmtliche Offiziercorps zur festgesetzten Stunde am Donauquai zu erscheinen, wo der greise Feldherr von ihnen Adieu sagen will. Auch die Unteroffiziere und sämmtliche im Dienste nicht beschäftigten Gemeinen waren eingeladen sich daselbst einzufinden; aber Haynau war wie bekannt noch mehr Tyrann gegen seine Krieger als gegen den verachteten Civilisten, was ihn freilich bei der Mannschaft nicht sehr beliebt machte, und Haynau, dem dies nicht unbekannt war, ließ vor seiner Wohnung nur solche Soldaten die Wache beziehen, die wegen Verdiensten im Kriege ein Decorum erhalten, oder wenigstens sich nie eines Disciplinarvergehens schuldig gemacht hatten.

Gestern Vormittag versammelte sich also die ganze hohe Generalität und das zahlreiche Offiziercorps der Garnison in Prachtuniform im Hofe des Neugebäudes, vermuthlich weil da und nur da die Großthaten geschehen sind, die dem Feldherrn seinen europäischen Ruf und seine Unsterblichkeit sichern, und von hier bewegte sich der Zug gegen den Donauquai, wo das gezimmerte Nilpferd in seiner Ungeduld Feuer und Rauchwolken aus seinen Nüstern stieß. Von der Mannschaft hat sich, außer einigen Neugierigen, kein einziger eingefunden, aber um so größer war die Volksmenge, welche sich lawinenartig heranwälzte und alle Räume auf und um den Landungsplatz erfüllte. Das Volk drängt sich sowohl den Gegenstand seines Hasses als den seiner Liebe zu sehen. Wer die verschiedenen Sprachen, welche bei solchen Zusammenströmungen in Pesth gehört werden, versteht, und so glücklich war, mit unverletzten Gliedern von dem Trottoir der Donauzeile bis zum Ufer gedrängt zu werden, konnte auf dieser mühseligen Reise manche drollige Aeußerung vernehmen. „Wenn doch Einer einige Schrauben auf der Maschine stehlen könnte, daß das Schiff beim ersten Versuch abzulanden platzte und das Ungeheuer wie eine Katze ersaufen möchte." „Wenn lieber, sagte ein Anderer, der gute Herrgott vor den versammelten Offizieren einen Blitz aus heiterem Himmel auf das Haupt des Menschenwürgers herabschleuderte, damit es allen Machthabern zum warnenden Beispiel dienen könnte." „Es geschehen keine Wunder mehr," meinte ein wohlbeleibter Gastwirth. „Auch wäre es mit einmal sterben für so viele Sünden nicht abgethan, die Bestie ist aufbewahrt noch einst unseren Pillvaxhelden (Demokraten) in die Hände zu fallen" u. s. w. Indeß harrte das Volk vergebens, die Rosse der Generäle stampften, der Dampfer schnaubte, Mehrere wurden ohnmächtig aus dem Gedränge weggetragen, die Abfahrtsglocke auf dem Dampfboot

ertönte zum ersten, zum zweiten, und endlich zum dritten Male: von Haynau keine Spur. Die Offiziere wurden endlich auch des Wartens müde, einige der ältern Generäle stiegen von den Pferden, gingen in das Schiff, und als sie zurückkamen, bestiegen sie ihre Rosse und die ganze Suite sprengte von dannen Der Exobercommandant war bereits auf der Eisenbahn nach Waitzen gereist und wird sich dort nach Preßburg schiffen.

Das Volk war Anfangs, wie immer wenn es um ein Opfer betrogen wird, verblüfft, endlich schlug es eine gellende Lache auf, und ging auseinander. Natürlich fehlte es auf diesem lachenden Rückzug nicht an neugebackenen Witzen, und noch heute erzählt man sich manche Geschichtchen von Haynau's Reise nach Waitzen, von seinem dortigen Empfang durch die Gassenjungen und dergl. Possen, ja ein Witzbold erzählte sogar in einem Kaffeehause mit der ernstesten Miene, das Haynau gar nicht von Pesth abgereist, sondern von der städtischen Polizei eingezogen und ins Neugebäude gesperrt worden sei, wo ihm wegen Verbreitung aufrührerischer Artikel in den Zeitungen der Prozeß gemacht werden wird. Ein anderer meinte: Haynau sei zu Rózsa Sándor gegangen und wird mit diesem einen Guerillakrieg gegen die schlechten Rathgeber Sr. Majestät führen u. s. w.

Auf die Combination mit Rózsa Sandor wurde der Volkswitz durch eine Expedition geleitet, welche in den letzten Tagen gegen diesen Sohn der Paßta mit großen Vorbereitungen, aber wie gewöhnlich ohne Erfolg, vorgenommen wurde.

Rózsa ist der Sohn ehrlicher Bürgersleute aus Szegedin, hat in seiner Jugend auf dem Gymnasium daselbst studirt, und war für den geistlichen Stand bestimmt; allein sein aufbrausendes Wesen brachte ihn bald mit seinen Lehrern und Collegen in beständige Fehde, Rózsa verließ die Schule, ergab sich dem Spiel und wurde endlich, wie es heißt, in Folge einer unglücklichen Liebschaft, ein higway man. Rózsa hat die Rinaldo's und selbst seinen Landsmann, den großen Sobri in den Schatten gestellt, und wenn alles wahr ist, was von ihm erzählt wird, so hat er wirklich Fabelhaftes geleistet. Als systematischer Communist hat sich Rózsa ein eigenes Feld, namentlich das Viehstehlen, gewählt; denn er folgert so: wenn ich einen Reisenden angreife, und ihm die Börse abfordere, so kann dieß vielleicht seine einzige oder letzte Baarschaft oder gar anvertrautes Gut sein und ich bringe jedenfalls einen armen Teufel ins Unglück, wenn ich aber von der Pusta oder aus dem Trieb eines reichen Viehhändlers einige Stück Ochsen oder Kühe wegführe, so theile ich nur mit dem reichen Besitzer seinen Ueberfluß und habe noch obendrein den Vortheil ein größeres Wagestück ausgeführt zu haben. Rózsa wurde auch wirklich der Schrecken der Gutsbesitzer Csongrader, Bekeser und Csanáder Gespannschaft, und die großen Viehhändler ließen ihre aus den Donaufürstenthümern kommenden Triebe stets von einer starken Eskorte begleiten, ohne dadurch immer gegen den genialen Wegelagrer gesichert zu sein. Als im Herbste 1848 der Krieg über Ungarn hereinbrach und Kossuth sein „Das Vaterland ist in Gefahr" ertönen ließ, wendete

sich Rózsa an den Szegediner Magistrat um Amnestie, indem er sich antrug sein dem Gesetz verfallenes Leben dem Vaterlande widmen zu wollen, der Magistrat schickte das Gesuch an die Regierung, diese billigte das Verlangen und Rózsa zog mit seinen 120 wohlberittenen und starkbewaffneten Szegény legények *) gegen die Raitzen als gegen seinesgleichen, wo er auch wirklich treffliche Dienste that und sich besonders bei dem Gefecht von Lagerndorf im Banat, wo er persönlich 12 Feinde erlegt haben soll, auszeichnete.

Die Katastrophe von Vilagos hat den in Feindesblut reingewaschenen Sünder zu seinem alten Handwerk zurückgeführt, und die immerwährenden Assentirungen füllten bald seine durch den Krieg gelichteten Reihen. Noch täglich hört man es von den Eltern entwichener Honveds, die vom Militärcommando aufgefordert werden ihre Söhne zu stellen, mit thränenden Augen erzählen, wie diese Haus und Hof verließen und zu Rózsa Sándor gingen, indem sie lieber Räuber als kaiserliche Soldaten sein wollen. Dieser Umstand und die großartigen Viehraubfälle, welche in letzterer Zeit wieder vorfielen, veranlaßten das Militärcommando mit den in der Gegend von Szegedin gelegenen Ortschaften eine Expedition zur Aufhebung dieser gefährlichen Rotte, „die", wie ein k. k. Offizier dieser Tage ganz naiv äußerte, „schon deßwegen den Tod verdienen, weil sie es wagen, während des Belagerungszustandes Waffen zu tragen," auszusenden. Eine Compagnie bis zum Kinn bewaffneter Infanterie, eine halbe Escadron Chevauxlegers und gegen 100 reitender Panduren aus Szegedin, Vásárhely, Csongrád, Szentes und a. O. begaben sich auf die Tanya**), wo man nach sichern Nachrichten den Vogel einzufangen hoffte, und es wurden alle möglichen Anstalten gemacht, um das Haus von allen Seiten zu cerniren, doch so, daß man in dem Hause selbst nichts davon wahrnehmen soll; dann wurde ein Pandur zu dem Hause geschickt, um sich von der Anwesenheit oder Nichtanwesenheit des Gesuchten zu überzeugen. Dieß konnte der Pandur ohne alle Gefahr thun, denn Rózsa ist ein sehr zugänglicher Mann, der sich so oft mit den Panduren unterhält, ja viele in seinem Solde hat. Der Pandur trat also zum Fenster, klopfte an und fragte ein Mädchen, welches an demselben erschien, nach dem Räuber. „Ich will ihn aus der Hinterstube holen," sagte das Mädchen, und entfernte sich, allein sie blieb länger, als es dem Panduren nöthig schien, außen, er klopfte also bald wieder und frug, ob er den Rózsa bald sprechen könnte. „Ja, lieber bácsi (Vetter)," sagte das Mädchen, „aber gestern hat er sich ein Räuschchen getrunken und ich kann ihn noch heute nicht auf die Beine bringen." Dem Panduren hüpfte das Herz vor Freude, er ritt sogleich zum Commandanten der Expedition, und meldete ihm, daß man den berauschten Räuber sehr leicht würde einfangen können; sogleich wurde

---

*) Wirthschaftsgebäuden auf der Pußta, gewöhnlich der Lieblingssitz von Wegelagerern.
**) „Arme Gesellen", der gewöhnliche Name für Viehdiebe.

eine Abtheilung Infanterie nach dem Haus geschickt, diese rief dem Mädchen zu, zu öffnen, was auch bald geschah, die Soldaten mit einem Pandurencommissär an der Spitze traten ein, in diesem Augenblicke hörten sie weit hinter dem Hause einen Schuß, doch traten sie in das Zimmer, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie hier einen schnarchenden, noch halbberauschten, einbeinigen Honvedinvaliden fanden, aber von Rózsa keine Spur, ja selbst das Mädchen war verschwunden. Rózsa war, während der Pandur zum Commandanten ritt, um ihm zu raportiren, durch eine Hinterthüre in Pandurenkleidern ganz unangefochten bis zum äußersten Vorposten geritten, hier bemerkte er mit seinem scharfen Blick sogleich den vom Commandanten begangenen Fehler, der nämlich die Reiterei in die Nähe des Hauses und die Infanterie auf den äußersten Punkten aufgestellt hatte, er zog also seinen Stutzen, schoß ganz kaltblütig den aufgestellten letzten Posten nieder und — verschwunden war er, bis ihn ein Trieb fetter Schweine wieder in die Gegend lockt. — △

Aus Prag.

Das Pantheon östreichischer gefallener Größen bevölkert sich recht kunderbund und rasch; Metternich und Pillersdorf, Sedlnitzky und Herr von Schwarzer, Windischgrätz und Haynau wandeln miteinander im Schattenreiche, und kürzlich ist auch eine Notabilität der Hauptstadt Prag, der Nationalgardeoberst hinabgestiegen, um da Quartier zu machen für Prags Bürgermeister Waclaw Wanka, welcher nächstens unmittelbar nach den neuen Gemeindewahlen dahin abzugehen gedenkt, ob mit oder ohne Franz Josephs-Orden ist noch unentschieden, die meisten Chancen sind für das Ohne. Der Nationalgardeoberst hat in einer von ihm selbst geschlungenen Schlinge verendet. Weil bei dem Constitutionsfest am 4. März seine Nationalgarde so entsetzlich spärlich ausgerückt gewesen, war der Lafayette Prags bedacht, sich für den Geburtstag des Kaisers — 18. August — eine zahlreichere Ausrückung zu sichern. Die Nationalgarde besitzt nämlich keine eigenthümlichen Waffen, sondern erhielt im Jahre 1848 die nöthigen Flinten aus dem Zeughause mit dem Beisatze geliehen, daß man sie derselben auch käuflich ablassen wolle, die Commune aber wollte für das ganz abgestandene Gardeinstitut die Auslage nicht wagen, und das Zeughaus forderte nun die Gewehre kategorisch zurück, um auf diesem Wege der Garde factisch den Garaus zu machen.

Der Oberst verfiel auf ein geniales Auskunftsmittel, um die Rückstellung der Gewehre zu verschieben, und zugleich für den 18. August sich eine Loyalitätsdemonstration zu versichern; er verordnete nämlich: jeder einzelne Gardist habe sich zu erklären, ob er am 18. August ausrücken wolle oder nicht. Die Nichtausrücker wurden verpflichtet, die Gewehre sogleich abzuliefern, den Ausrückern aber wurde verheißen, sie dürften das Gewehr bis zum 18. August bei sich behalten, m ü ß t e n am 18. August damit Parade machen, sofort aber am 19. August die Gewehre ins Zeughaus abliefern. Der Herr Oberst mochte seinen Garden eine ganz eigenthümliche Waffenliebhaberei zugetraut haben,

hat sich aber bitter getäuscht: denn mit ungetheilter Bereitwilligkeit wurden die Gewehre in solcher Menge an die Depots abgeliefert, daß der Herr Oberst, um am 18. August nicht allein ausrücken zu müssen, über das Fehlschlagen seiner Rufe erbittert, sich in das Pantheon der Unsterblichen zurückzog.

Haynau abgetreten, unser Gardeoberst abgetreten, ich zittere für Oestreichs Zukunft.

— h —

Zur neuen Postreform in Oestreich.

Als eifriger Leser Ihres Blattes erlaube ich mir zu dem Artikel „aus Pesth“ in Nr. 25 dieser Zeitschrift eine kleine Berichtigung.

Es ist ein Irrthum, wenn der △Correspondent erzählt, daß in Oestreich jeder Brief bei der Aufgabe frankirt werden müsse.

Allerdings heißt es in §. 12. der Bestimmungen über die Briefportotaxen: „Alle im Inlande aufgegebenen für das Inland bestimmten Briefpostsendungen müssen frankirt werden.“ Dahingegen lautet aber §. 19. „Sendungen, welche sich **ohne** oder mit zur vollständigen Frankirung unzureichenden Marken in den Briefkasten vorfinden, werden zwar unaufgehalten abgefertigt, doch wird der fehlende Betrag als Porto und außerdem eine nach dem Briefgewichte steigende Zutaxe von 3 Kr. für den einfachen Brief von den Adressaten eingehoben.“ Es würde daher ein unfrankirter Brief an Porto sammt Zuschlag gegen die frühere Taxe immer noch nicht vertheuert erscheinen. In andern Staaten besteht diese Einrichtung schon längst und Oestreich hat sie nur adoptirt. Ueberhaupt aber ist diese Maßregel nicht im Interesse des Postdienstes allein — nein, auch in dem des Publikums angeordnet worden. Der Absender eines Briefes ist durch Hilfe des Meilenzeigers*) in den Stand gesetzt, auf jede Entfernung das Porto selbst zu berechnen und auf diese Weise den Brief frankirt zur Post zu bringen. Hierbei ist er nicht mehr — wie so häufig früher geschehen — den Betrügereien und Veruntrauungen seines Dienstpersonals ausgesetzt.

Wem es nicht entgangen ist, welche enorme Vermehrung im Briefverkehr seit den letzten 10 Jahren stattgefunden hat und täglich und stündlich noch stattfindet, dem wird es einleuchtend sein daß Seitens der Verwaltungen Vorkehrungen getroffen werden mußten, den Manipulationsdienst, wie nicht minder das Rechnungswerk der Postanstalten größtmöglichst zu vereinfachen.

Die Erfindung der sogenannten Frankomarken, welche das Briefannahmegeschäft um ein Bedeutendes vereinfachen, verdanken wir dem großen englischen Postreformater Rowland Hill, dem es hierbei gewiß am allerwenigsten eingefallen ist, der östreichischen Polizei in die Hände zu arbeiten. Die angeblichen Schwierigkeiten, welche diese neue Einrichtung in der Handelswelt verursachen soll, liegen mehr in der Einbildung, und nächstens werde ich mir die Gelegenheit nehmen solche ausführlich zu widerlegen. Nur so viel zum Schluß: alle neuen Einrichtungen, mögen sie in ihrer Anwendung gut oder nicht gut sich bewähren, führen im Anfange stets Unbequemlichkeiten im Gefolge, die aber von denjenigen, welche den Nutzen begreifen, leicht überwunden werden.

Leipzig. Peter.

*) Die Meilenzeiger sind bei jeder Postanstalt um ein Geringes zu erhalten.

Neue historisch-politische Schriften.

Robespierre's Triumph und Sturz. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution. Von Theodor Opitz. Leipzig, Costenoble und Remmelmann. — Motto: „Und man kann sagen, es sei diesem Menschen mit der Tugend Ernst gewesen." — Opitz gehört zu einer Schule, die wir in früheren Abhandlungen kritisirt haben, zur Schule der souveränen Kritik, als deren Haupt Bruno Bauer zu betrachten ist. Von dieser Schule ist eine Reihe von Beiträgen zur Geschichte der französischen Revolution ausgegangen, die schon in Beziehung auf die äußerliche Form alle das Gemeinschaftliche haben, daß sie in dem Charakter von Excerpten auftreten, und, einzelne eingestreute kritische Bemerkungen abgerechnet, auf das Sorgfältigste jeden Anschein einer selbstständigen Durcharbeitung vermeiden. Auf diese Weise glaubt sie ihrem Gegenstand am meisten gerecht zu werden, und, wie man sich ausdrückt, objectiv zu sein. Für einen geübten Leser hat in der That ein solches Verfahren seine Vortheile, z. B. in dem vorliegenden Buche, wo ein sehr großer Theil der Reden Robespierre's und seiner Freunde wörtlich excerpirt sind, kann man sich leicht ein Urtheil über die geistige Beschaffenheit dieser Männer bilden, das freilich ganz anders ausfallen wird, als der Verfasser es haben will, denn die geistige Nullität, die hohlste Phrasenwirthschaft verbindet sich mit einem Dünkel, einer verstockten Einbildung, daß von dem Bilde eines reifen und tugendhaften Mannes, der in Robespierre dargestellt werden soll, nicht viel übrig bleibt. Aber der gewöhnliche Leser verlangt, und mit Recht, etwas Anderes; er will, daß der Geschichtschreiber seinen Gegenstand beherrscht, und jenes Vertrauen gebietet, welches nicht lediglich aus dem Gefühl der Gewissenhaftigkeit entspringt, wenn diese ohne Einsicht ist. Die historische Kunstform versteckt nicht die Wahrheit, sie läßt sie vielmehr erst rein hervortreten. — Abgesehen von diesen äußerlichen Ausstellungen ist es von Interesse, zu untersuchen, wie gerade eine Schule, die in ihrem sittlichen Zersetzungsproceß so weit gekommen ist, alle feste Substanz der Gesinnung, der Tugend, des Patriotismus, der Religion u. s. w. als ein Hinderniß der unaufhaltsam weiter strebenden Cultur zu verwerfen, einem Mann so viel Theilnahme hat schenken können, bei welchem diese der Cultur widerstrebende Momente auf eine so scharfe, ja paradoxe Weise sich ausgeprägt zeigen. Der fanatische Cultus des Vaterlandes, der Freiheit, der Tugend, selbst des höchsten Wesens, wie dieser Hohepriester der Guillotine ihn theoretisch und praktisch ausübte, hätte doch dem luftigen Standpunkt der souveränen Kritik auf keine Weise genügen können. Und doch kommt Robespierre unter allen Revolutionärs bei Bruno Bauer am besten fort — wobei freilich ein älteres Werk, die Apologie Robespierres von Funk nicht ohne Einfluß geblieben ist — und sein gelehriger Schüler widmet ihm eine eigene Apotheose. — Der Grund ist ein doppelter. — Einmal das Bestreben, über die „triviale" Auffassung der „bürgerlichen" Geschichtschreiber, wie Thiers, Mignet u. s. w. hinauszugehen. Diese ließen sich bei ihrem Urtheil über die einzelnen Charaktere, ganz wie die öffentliche Meinung, deren Vertreter sie sind, durch die Totalität des Eindrucks bestimmen; Kraft, Liebenswürdigkeit, Gemüth, das Alles kommt bei ihnen in Rechnung, ganz ohne Rücksicht darauf, ob diese wohlthuende Eigenschaft mit der speciellen Mission dieses Charakters im Einklang steht; ganz wie das gewöhnliche Publicum die Leistung des virtuosen Schauspielers nicht nach der Stellung abmißt, die ihm in dem Stück zukommt, sondern für

sich. Die souveräne Kritik dagegen erhebt sich durch ihren Standpunkt über diese Befangenheit des Eindrucks; sie schätzt nicht die Virtuosität, sondern die Einheit der Leistung. Diese Einheit ist aber schwerlich anders zu bestimmen, als durch einen einseitigen Begriff. Je roher die Abstraction eines Begriffs, einer fixen Idee ist, an welche der Fanatismus sich klammert, desto einheitlicher wird der Fanatismus, desto einheitlicher der Charakter erscheinen, der ihm zum Träger dient, desto zufriedener wird die souveräne Kritik mit der Leistung des Schauspielers sein, der nie aus seiner Rolle fällt, nie sein Stichwort vergißt. — Aber im Leben und in der Geschichte ist es doch anders als auf der Bühne. Die Bühne ist ein geschlossener Raum, wenn in diesem die Marionetten ihren bestimmten Zweck erfüllen, so haben sie das Ihrige gethan, und mögen dann in den Kasten geworfen werden; das Leben dagegen ist stets Totalität, und die Geschichte wird ihre Aufgabe schlecht erfüllen, wenn sie von ihren Helden nur die Fäden sieht, die sie mit der laufenden Handlung verbinden.

Die Verhandlungen des Berliner Congresses im Mai 1850 und Preußens deutsche Politik seit dem Frühjahr 1849. Berichte, Randglossen und Aussichten von C. v. Salviati. Berlin, Franz Duncker. — Der Verfasser, der im Allgemeinen den politischen Standpunkt einnimmt, welchen auch unser Blatt vertritt, wendet gegen das Verfahren des preußischen Cabinets in der deutschen Sache eine ebenso scharfe als wohlbegründete Kritik. Er rügt vor Allem den Mangel eines bestimmten leitenden Gedankens. Sein Schluß ist folgender: „Von Tag zu Tag harrt die deutsche Welt der Dinge, welche aus Frankfurt kommen sollen; die dem Geheimniß der Berathungen entschlüpften Berichte sind nur geeignet, immer Schlimmeres erwarten zu lassen. Es geht nach denselben eine neue Zersetzung vor sich, oder vielmehr, es kommt zu Tage, was im Stillen längst eingeleitet war: Bayern tritt Preußen und Oestreich gegenüber es richtet gegen beide die Interessen der Königreiche und der vereinigten Hessen, um eine deutsche Heptarchie zu gründen. Diese Politik ist geneigt, das Unionsrecht anzuerkennen, um, auf dasselbe gestützt, die kleinen Staaten „nach freier Wahl“ in die sieben deutschen Großstaaten aufgehen zu lassen. Neben Großpreußen soll dadurch ein Großbayern, Großhessen, Großhannover u. s. w. gestellt werden. Diese Theilung Deutschlands kann nur durch Preußen abgewendet werden, aber auch von ihm nur dadurch, daß es seine Union nicht den Weg nach Großpreußen nehmen läßt. Zeigt die Einheitsidee durch eine handelnde Politik sich als die Seele der Union, kann diese noch fernerhin auf dem Wege nach Kleindeutschland erachtet werden, so werden die selbstsüchtigen Absichten der Königreiche scheitern müssen; wird die Union aber in mildester Milde nur mit den Wenigsten erstrebt, so hat sie den Königreichen lediglich als Vorbild für ihre Operationen gedient, und Preußen wird, ohne es zu wollen, ein Lehrer gewesen sein, dem geschickte Schüler eine glückliche Konkurrenz machen. Preußen hat die Wahl. Möge es dafür Sorge tragen, daß die Nachwelt nicht einst spreche: die Monarchie Friedrich des Großen diente bayrischen Projekten, die Union war nichts als die erste Gruppe des von der Pfordten'schen Systems.“ — Unbedingt können wir dieser Ansicht nicht beipflichten. Wenn die große Idee, welche Deutschland an die Union knüpfte, durch das zaghafte Verfahren der preußischen Politik unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr durchzuführen sein sollte, so fragt es sich doch, ob nicht auch in dem, was bleibt, ein Keim für die Zukunft enthalten ist. Für Preußen ist die Einfügung kleiner Staatsgebiete eine reale Vergrößerung, und Preußens Vergrößerung ist auch unter den allerungünstigsten

Verhältnissen immer ein Gewinn für die deutsche Sache. Mit der baierischen, würtemberger, hessischen Gruppe hat es keine Gefahr; keiner von diesen Staaten hat die Kraft, sich heterogene Bestandtheile zu assimiliren, wenn sie auch alle den guten Willen haben. — Eine größere Gefahr droht von Seiten Hannovers. Sollte der König — was bei seinem Charakter gar nicht so unwahrscheinlich ist — in der dänischen Sache eine nationale Politik verfolgen, so könnte die natürliche Lage von Oldenburg, Bremen, dann Hamburg, Braunschweig und durch die Vermittelung Holsteins auch Lübeck und Meklenburg einen Nordwestbund zu Stande bringen, der um so gefährlicher für die deutsche Entwickelung sein würde, da man ihm die Lebensfähigkeit nicht absprechen könnte — eine Lebensfähigkeit, von welcher bei keiner der süddeutschen Staatengruppen die Rede ist. Auch in diesem Sinn werden die weitern Ereignisse in Schleswig-Holstein für uns eine Lebensfrage sein. —

Heinrich von Gagern. Eine biographische Skizze von M. Duncker. Leipzig, Costenoble und Remmelmann. — Diese Schrift eines Freundes und treuen Parteigenossen Gagern's empfiehlt sich durch Kürze und durch scharfes Hervorheben derjenigen Punkte in der politischen Thätigkeit unsers Helden, auf welche es bei der Beurtheilung seines Princips ankommmt. Wir theilen diese Ansicht über die vollkommene Uebereinstimmung aller der einzelnen „kühnen Griffe" mit dem Princip, welches Gagern zuerst in der bekannten Rede in der Darmstädter Kammer, später zu Frankfurt in seinem berühmten Programm aussprach, nicht ganz; wir glauben nicht, daß durch den Zusammentritt des Vorparlaments und später durch die Wahl des Reichsverwesers die Idee der preußisch-deutschen Union wesentlich gefördert ist, und behalten uns vor, unsere abweichende Auffassung in einer eignen Charakteristik jenes würdigen Mannes, den wir trotzdem in die erste Reihe unserer politischen Capacitäten stellen, näher zu motiviren.

Reisen in den Orient. Für die Kenntniß des Orients hat Oberstleutnant Chesney einen sehr wichtigen Beitrag geliefert durch die Herausgabe seiner Schrift: The expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris, carried on by order of the British Government, in the years 1835, 1836, 1837 (die Expedition zur Erforschung der Flüsse Euphrat und Tigris, unternommen auf Befehl der britischen Regierung). Im Jahre 1834 beschäftigte sich ein Ausschuß des Unterhauses mit der Vergleichung zwischen den Vortheilen, welche der Weg nach Indien über das rothe Meer und über den Euphrat gewährten; und auf seinen Antrag bewilligte das Parlament die Ausrüstung von zwei eisernen Dampfschiffen, um den Lauf des Euphrat näher zu untersuchen. Diese Fahrzeuge waren so eingerichtet, daß man sie auseinander nehmen konnte, und wurden stückweise zur See bis zu der Mündung des Flusses Orontes in Syrien transportirt, von wo aus sie mit ungeheueren Anstrengungen auf Wagen bis nach Port William geschafft wurden, einer Stadt am Euphrat, die ungefähr 133 engl. Meilen vom mittelländischen Meere und 117 vom persischen Meerbusen entfernt ist. Dort wurden die Schiffe wieder zusammengesetzt und die Fahrt auf dem Euphrat den 16. März 1836 begonnen, deren Resultate der Befehlshaber derselben in der vorliegenden Schrift niederlegt. —

In einer andern Schrift, von Robert Anstruther Goodsir: An arctic voyage to Baffin's Bay and Lancaster Sound, in search of friends with Sir John Franklin, werden wir nach dem Norden geführt. Der Verfasser schiffte sich am 17. März 1849 mit Capitain Penny ein, um seinen Bruder aufzusuchen, der bei Franklin's Expedition betheiligt war. Das Buch, welches uns über die Eskimos viele interessante, bisher noch nirgend erwähnte Details gibt, ist schmucklos, aber mit einer gewissen poetischen Naivetät geschrieben, die dem an sich schon anziehenden Stoff noch größeren Reiz verleiht. —

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Literarische Hülfstruppen für Schleswig-Holstein.

I. A. v. Warnstedt: „Rendsburg eine holsteinische Stadt und Festung." Eine historisch-staatsrechtliche Untersuchung. Kiel, Schröder u. Comp. 1850. 228 S.

II. Germanicus Vindex: „Sendschreiben an Lord Palmerston, betreffend die schleswig-holsteinische Frage." Aus dem Englischen. Hamburg, Perthes, Besser und Mauke. 1850. 32 S.

Der Kampf, der jetzt von Neuem — zum dritten Male seit dem Frühjahr 1848! — in den Herzogthümern Schleswig-Holstein gegen Dänemark entbrannt ist, hat das Eigenthümliche, daß er eben so sehr mit den Waffen des Geistes und der Wissenschaft, als mit dem blanken Schwert und der weithin treffenden Büchse geführt wird. Ist es doch auf Seiten der Herzogthümer ein Kampf nicht um neue Forderungen, sondern um alte Rechte, nicht um Abschüttelung einer legitimen Gewalt im Rausche revolutionären Freiheitsdranges, sondern um die Aufrechthaltung legitimer, geschichtlicher Verträge zwischen dem Landesherrn und seiner Bevölkerung! Daher ist denn auch in diesen Kämpfen zwischen den Königen von Dänemark und den Herzogthümern nordwärts der Elbe um die beiderseitigen Rechte — und diese Kämpfe reichen bekanntlich über ein halbes Jahrtausend zurück — wiederholt neben der Entscheidung durch das Schwert die Rechtsdeduction und das schiedsrichterliche Urtheil hergegangen, wie dies auch heutzutage wiederum geschieht. Freilich, damals wußte man nicht anders, als daß das Schiedsrichteramt in solchen Streitigkeiten dem Haupte deutscher Nation, dem römischen Kaiser gebühre — wer hätte in jener Zeit an die Entscheidung Englands oder gar Rußlands gedacht? Darin aber gleicht jene Zeit der unsern, daß dänische Schlauheit den kaiserlichen Schiedsrichter zu umgarnen und die Rechtsfrage zu Ungunsten der Gegenpartei zu verdunkeln wußte, und daß ein dem deutschen Reichslande nachtheiliger Schiedsspruch — um so bitterer, da er vom eignen Oberhaupte dieses Reiches kam! — erst durch die Energie und Tapferkeit der Holsteiner selbst und ihrer Grafen unschädlich gemacht und in einen günstigern Entscheid verkehrt werden mußte.

Auf diesem Kampfplatze des Rechts haben begreiflicherweise die Dänen von jeher den Kürzeren gezogen — wie zum Glück auch immer zuletzt auf dem der gewaffneten Entscheidung! Sie haben sich aber auch niemals gescheut, die List, die Intrigue, die Lüge zu Hülfe zu nehmen, wo die Wahrheit gegen sie war. Und leider fanden sie bei dieser Kampfesweise an der Eifersucht anderer Mächte gegen Deutschland und an des letztern innerer Uneinigkeit zu allen Zeiten eine bereite Bundesgenossenschaft. Wie siegreich daher auch jeder Versuch der Dänen, Deutschlands und der Herzogthümer gutes Recht durch spitze Rechts- und Geschichtsdeductionen zu schmälern, mit den Waffen deutscher Wissenschaft zurückgeschlagen, jeder factische Angriff darauf von der deutschen Tapferkeit zu nichte gemacht ward — dennoch hat auf dem Gebiete, wo leider nach dem augenblicklichen Stand der politischen Verhältnisse die Hauptvertheidigung dieser Frage liegt, auf dem Gebiete diplomatischer Verhandlungen, dänische List, im Bunde mit den Sonderinteressen der Großmächte und ihrer Eifersucht gegen das aus seiner Ohnmacht emporstrebende Deutschland, immer und immer wieder den Sieg davon getragen über — wir müssen es sagen, wenn auch mit schwerem Herzen — über deutsche Schwäche, Verzagtheit und Uneinigkeit. Auf diesem Gebiete dem Nationalfeinde entgegenzutreten und den halbgewonnenen Sieg ihm wieder zu entreißen, wenigstens dessen Vortheile auf das möglichst geringe Maß zurückzuführen, ist eine nothwendige und verdienstliche Aufgabe deutscher Diplomatie und, wo diese nicht ausreicht, der nichtofficiellen deutschen Publicistik. Die öffentliche Meinung ist auch in völkerrechtlichen Fragen heutzutage eine Macht — das erkennen selbst Die, welche sich am wenigsten gern ihren Aussprüchen beugen, dadurch an, daß sie dieselbe zu verfälschen trachten. Eine beharrliche Vertheidigung klarer Rechtsgrundsätze vor diesem Schiedsrichter wird daher auf die Länge niemals ganz ihre Wirkung verfehlen. Aber bedeutend verstärkt wird freilich diese Wirkung, wenn man gleichzeitig auch solche Argumente ins Feld führen kann, welche die eigentliche Hauptstärke des Feindes direct angreifen und seine Minen durch Contreminen zerstören. Es ist ein großes Glück für die Sache der Herzogthümer und, neben der bewundernswerthen Haltung dieser selbst, der hoffnungsreichste Zustand ihres endlichen Sieges, daß sowohl die Gründe des Rechts, als auch die Interessen einer wohlverstandenen Nützlichkeitspolitik, letzteres wenigstens seitens der hier vorzugsweise ausschlaggebenden Großmacht, Englands, ganz unzweifelhaft auf deutscher Seite stehen.

Die oben verzeichneten zwei Schriften bilden nach den beiden angedeuteten Richtungen hin ein tüchtiges Hülfscontingent für die Sache Schleswig-Holsteins. Die von Warnstedt schlägt mit der scharfen Waffe der Wahrheit und der gründlichen geschichtlichen Forschung dänische Entstellungen einer sonnenklaren Rechtsfrage nieder, während Germanicus Vindex als geschickter Anwalt — ein rechter advocatus patriae! — Deutschlands Sache vor dem Leiter der auswärtigen Politik

Englands von dem Standpunkte einer großen und weitschauenden Politik aus, wie sie der Weltmacht Großbritannien geziemt, mit wahrhaft diplomatischer Gewandtheit verficht. Es sei uns gestattet, beiden Schriften diejenige Aufmerksamkeit zuzuwenden, welche ihr Inhalt und die Bedeutung der Sache, der sie dienen, erheischt.

I.

Bekannt ist, welche außerordentliche strategische Wichtigkeit die Festung Rendsburg für Holstein, folglich auch für Deutschland hat. Sie ist der Schlüssel Deutschlands von jener Halbinsel aus, von wo ein Angriff zwar schwerlich, so lange dort nur das schwache Dänemark gebietet, um so sichrer aber dann zu befürchten sein möchte, wenn, wie das ja offenbar die Absicht ist, Rußlands Protectorat über dieses absterbende Reich vollends ausgebildet wäre. In einem Momente nun, wo dies Dänemark, und mit ihm Rußland, sich der Hoffnung hingibt, die Herzogthümer zu trennen und mindestens Schleswig enger an sich zu ketten, ist die Frage von höchster Wichtigkeit: welchem von beiden Herzogthümern gehört Rendsburg zu? Denn sollte jene dänische Hoffnung sich verwirklichen — was, Gott gebe es, die Tapferkeit der Schleswig-Holsteiner und die endlich sich wieder ermannende Kraft des deutschen Volkes verhüten werden — so würde jene Frage gleichbedeutend sein mit der andern: soll Rendsburg uns zum Schutze gegen Dänemark und Rußland, oder diesen Mächten zum Angriffpunkte gegen uns dienen? Hieraus erhellt die hohe Bedeutung des Rechtsstreites, der sich über die Zubehörigkeit Rendsburgs neuerdings erhoben hat. Der dän. Geh. Archivar v. Wegener war es, der sich zum literarischen Vorkämpfer der angeblichen Rechtsansprüche Dänemarks auf jenen, bisher widerspruchlos zu dem deutschen Bundeslande Holstein gerechneten, wichtigen Punkt machte, fußend auf dessen Rechtsdeductionen, hat die dänische Diplomatie nicht versäumt, jene Forderungen auch praktisch, bei den Friedensunterhandlungen, geltend zu machen, und die Noten einiger Großmächte lassen vermuthen, daß auch dort die dänische Auffassung bereits Wurzel geschlagen hat; ja aus dem letzten Artikel des Friedensvertrags vom 3. Juli haben besorgte, keineswegs überängstliche, Patrioten die Befürchtung geschöpft: Preußen selbst möchte diesen Prätensionen nicht die entschiedene Abfertigung haben zu Theil werden lassen, welche sie verdienen. Das Unternehmen Warnstedts, diese dänischen Anmaßungen zunächst auf dem Gebiete, wo sie zuerst aufgetaucht sind, dem wissenschaftlichen, zurückzuschlagen, die Behauptungen der Wegener'schen Schrift zu widerlegen, ist daher jedenfalls ein höchst verdienstliches; nicht minder ist es die Art der Ausführung, die ebenso sehr durch Gründlichkeit überzeugt, als durch objective Ruhe und Mäßigung gewinnt. Es ist unmöglich, nach einer unbefangenen Prüfung dieser genauen, überall auf's Sorgfältigste mit Aktenstücken belegten Anführungen Warnstedts nicht zu der Ansicht zu gelangen, daß die Wegener'sche Schrift in der That das sei, als was sie sogar von einem dä-

nischen Schriftsteller bezeichnet worden ist, ein „unwahrhaftiges Buch“. Die bloße Aufzählung der nachstehenden Momente, welche die Zubehörigkeit Rendsburgs zu Holstein beweisen und deren Vorhandensein zwar von Wegener geleugnet, von Warnstedt aber aktenmäßig erhärtet wird, genügt, um zu zeigen, wie vollständig und gewissenhaft der Letztere seine Aufgabe gelöst hat: 1) Daß Rendsburg nicht auf dänischem Krongut, sondern auf holsteinischem Grund und Boden angelegt sei, ist schon im 13. Jahrhundert von den holsteinischen Grafen geltend gemacht, von dänischer Seite nicht bestritten worden. 2) Rendsburg ward im J. 1200 vom Grafen Adolf von Holstein an den König Canut von Dänemark abgetreten, was Wegener fälschlich so auslegt, als ob nur dessen „Bleiben bei Dänemark“ vereinbart worden sei. 3) Dagegen wird in einer Urkunde von 1225 von jener „Zurückgabe“ Rendsburgs an den Grafen von H. gesprochen, was Wegener abermals dahin umdeutet, als sei damit eine „feindliche Eroberung“ der Stadt durch den Grafen (also als eines ihm früher nicht zubehörigen Gebietstheils) gemeint. 4) 1252 ward R. durch schiedsrichterlichen Spruch, nach dem Zeugniß des Chronisten Huitfeld, Holstein zugesprochen — Wegener behauptet, das sei ein Schreibfehler, es müsse: „Schleswig“ heißen, weil am Rande erklärend hinzugefügt sei: „dem Fürstenthum“, was nur von Sch., nicht von H. gelten könne. Nun beweist aber Warnstedt aus zahlreichen Documenten, daß der Ausdruck „Fürstenthum“ ebensowohl von H. als von Sch. in den Urkunden jener Zeit gebraucht worden ist. 5) Später ward R. verpfändet, und nach einiger Zeit wieder eingelöst, Beides, nach Huitfelds Angabe, von den Grafen von Holstein. Wegener meint: sie hätten dies nicht im eignen Namen, sondern als Vormünder ihrer Schwesterkinder, der Herzöge von Schleswig, gethan; den Beweis jedoch bleibt er auch dafür schuldig. Dagegen führt Warnstedt Zeugnisse an, wonach die holsteinischen Grafen die Bürger R's. „cives nostros“ („unser Bürger“) nannten. So weit das Geschichtliche! Was das Staatsrechtliche betrifft, so beweist Warnstedt ausführlichst Folgendes: 6) R. hat in der Zollverwaltung stets zu Holstein gehört. 7) Bei Zahlung der Reichs-, Kreis- und Landessteuern, so wie später der Bundesmatrikel ist R. stets als Theil von Holstein betrachtet worden. 8) Von der Postordnung von 1694 an bis zum Circular der dänischen Generalpostdirection vom 23. Sept. 1845 ward R. stets den holsteinischen Poststationen beigezählt, wogegen die von Wegener mit großem Triumph angeführte Bekanntmachung des Herrn v. Tillisch, vom 5. Oct. vor. J., welche das Gegentheil annimmt, nicht in Betracht kommen kann, selbst wenn dieselbe vom Herrn Grafen v. Eulenburg mitvollzogen ist. Es ist das nicht das einzige Mal, daß der Herr Graf v. Eulenburg sich auf einen ganz eigenthümlichen staatsrechtlichen Boden gestellt hat. 9) R. gehörte im Kirchenwesen von Alters her unter die Diöcese Hamburg-Bremen, nicht unter den Bischof von Schleswig. 10) Daß rücksichtlich der Justizverwaltung R. den Einrichtungen des deutschen Reichs

unterworfen gewesen sei, muß Wegener selbst zugeben, behauptet aber: „die ganze Einrichtung der Justiz sei ohne alle staatsrechtliche Bedeutung. 11) Aber auch die Landstandschaft R. weist dasselbe nach Holstein hin, — R. war auf den holsteinischen Provinziallandtagen vertreten. Endlich aber 12) führt R. das holsteinische Nesselblatt im Stadtwappen, und 13) fand daselbst vordem regelmäßig das Kirchengebet und Trauergeläute beim Ableben eines römischen Kaisers, so wie die regelmäßige Verkündigung der Reichsgesetze in den Kirchen statt. Doch genug der Beweise, denen Warnstedt zum Ueberfluß auch noch topographische Ausführungen von gleicher Evidenz hinzugefügt! Eine interessante Episode mitten unter dieser etwas trocknen Gelehrsamkeit bildet ein lebensvoller Abriß der Kämpfe, welche die Grafen von Holstein bis zur Mitte des 15. Jahrh. mit dem Reiche Dänemark um den Besitz von Schleswig führten. Sind auch diese Kämpfe neuerdings oftmals geschildert worden und daher wohl den meisten Lesern nicht unbekannt, so können wir uns doch nicht versagen, einige Züge daraus hier wiederzugeben, welche besonders schlagend zu einer Vergleichung jener Zeit mit der neusten auffordern. Zuerst folgende Stelle, die, neben dem rühmlichsten Zeugniß für die altbewährte Tüchtigkeit der Schleswig-Holsteiner, zugleich für die Gegenwart den Trost gewähren mag: daß bei gleicher Beharrlichkeit doch wohl auch jetzt den Herzogthümern gelingen möge, was ihnen damals zum Theil unter noch ungünstigern Verhältnissen gelang!

„Im Bewußtsein des Rechts und in Erkenntniß der Pflichten gegen das Land verzagen die holsteinischen Grafen selbst dann nicht, als Kaiser Sigismund, von wahrheitswidrigem Vorgeben getäuscht, ihnen das Herzogthum ab- und den Königen von Dänemark zuspricht und Fürsten, Städte, Märkte und Dörfer des römischen Reichs deutscher Nation gegen die Grafen von H. aufruft. Funfzehn Jahre nach diesem kaiserl. Schiedsspruch war trotz Kaiser und Reich, und aller dänischen Gegenstrebungen unerachtet, die innige Verbindung beider Herzogthümer unter einander und ihre Unabhängigkeit von Dänemark nicht allein auf's Neue errungen, sondern auch mehr als früher sichergestellt und von Dänemark anerkannt.

An einer andern Stelle werden die Friedensunterhandlungen zwischen Dänemark und dem deutschen Reiche zu Anfange des 15. Jahrh. charakterisirt. Die Schilderung könnte auch heut als richtig gelten. „Bei den Verhandlungen that sich die ganze Schlauheit oder, wird der gleichzeitige Ausdruck vorgezogen, „„eine große Listigkeit““ der Dänen kund, mit welcher damals eine auffallend geringe Gewissenhaftigkeit in der Darstellung von Thatsachen gepaart ist. Die deutschen Unterhändler zeigen dagegen eine Gutmüthigkeit, eine Ehrlichkeit und eine Geneigtheit, je öfter sie getäuscht werden, desto williger Vorspiegelungen zu trauen, welche nicht übertroffen werden kann.“

Der Kaiser Sigismund hatte durch einen kaiserl. Commissar dem Grafen

von Holstein „geloben" lassen, „er wolle dem Krieg ein gutes Ende machen," und dadurch diesen sogar zum Aufgeben bereits errungener Waffenvortheile vermocht. Aber mit schneidender Trockenheit berichtet Warnstedt bald darauf:

„Dies war das von deutscher Seite in Aussicht gestellte „gute Ende" des Kriegs; dies die Lösung des Wortes: man solle ja nicht daran zweifeln, daß das gegebene Gelübde werde gehalten werden."

„Nur ein Doppeltes schien unbeachtet geblieben zu sein. Das Eine war, daß die Meinung, „den Herrschern der Erde sei vom Himmel auch die Macht verliehen, die Thatsachen der Vergangenheit nach Belieben zu streichen," trotz aller Versicherungen „daß das Urtheil (der schiedsrichterliche Spruch des Kaisers) auf Recht und Wahrheit begründet sei," in einem Lande, dessen Bevölkerung vor Allem eine sprüchwörtlich gewordene Wahrhaftigkeit auszeichnet, nur auf wenige gläubige Anhänger Rechnung machen durfte. Das Andere war, daß, so dunkel auch die nächste Zukunft war, das Vertrauen auf die Kraft einer gerechten Sache und die Zuversicht auf eine höhere Lenkung der Geschicke unsres Volks von den heldenmüthigen Fürsten trotz Kaiser und Reich nicht aufgegeben ward, selbst dann nicht, als Waffen gegen die wegen Ungehorsams gegen den kaiserl. Spruch der beleidigten Majestät schuldigen Haufen aufgerufen wurden."

Hoffentlich wird das Volk von Schleswig-Holstein an Muth und Beharrlichkeit nicht zurückstehen hinter jenen „Fürsten", und andrerseits wird doch wohl unsre Schmach nicht so weit gehen, daß deutsche Fürsten es versuchen sollten, Holstein „pacificirt" dem Dänenkönige zu Füßen zu legen!

II.

Schon einige Male hat sich, wenn wir nicht irren, bei entscheidenden Wendungen der deutschen Angelegenheiten, wo solche in den weitern Umkreis der europäischen Politik hinausrückten, in englischen Blättern die kraftvolle patriotische Stimme des Germanicus Vindex vernehmen lassen, ein Name, unter welchem sich ein bekannter und auch sonst für unsre wichtigsten nationalen Belange vielfach thätiger deutscher Publicist verbergen soll. Auch dieses neueste „Sendschreiben" desselben an den britischen Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten ist zuerst englisch in den Times erschienen, sodann in's Deutsche übertragen worden. Die Form und der Styl dieses Schreibens würden uns Veranlassung geben, viel Lobendes zu sagen über die darin enthaltene glückliche Vereinigung von diplomatischer Feinheit und patriotischer Wärme, englischem Blick und deutschem Herzen, kühnem Freimuth und kluger Zurückhaltung, müßten nicht Betrachtungen dieser Art in dem gegenwärtigen Moment gänzlich in den Hintergrund treten vor dem Gewicht des Gegenstandes, den das Sendschreiben behandelt und der kein geringerer ist, als die Zukunft Deutschlands, die vielleicht auf dem Spiele steht, damit zugleich aber der Friede und das Gleichgewicht Europa's.

Seit lange hat nichts so sehr und mit so vielem Recht die öffentliche Meinung Deutschlands in Erregung versetzt, wie das Gerücht von der Unterzeichnung eines Protokolls zu London, durch die drei Großmächte außerhalb Deutschlands, jenes Protokolls, welches der preußische Bevollmächtigte Bunsen in seiner Protesterklärung dagegen so treffend bezeichnete, als den Versuch einer Stipulation pour l'Allemagne, sans l'Allemagne, contre l'Allemagne. Dieses Protokoll bildet den Mittelpunkt der Betrachtungen, welche der deutsche Briefsteller an den englischen Minister richtet.

Was diesen vorausgeht, die Schilderungen des heillosen und unerträglichen Zustandes, welchen der unter Lord Palmerstons Vermittelung zu Stande gekommene Waffenstillstand vom vorigen Jahre in den Herzogthümern ins Leben gerufen, und die eindringlichen Vorstellungen, welche Germanicus Vindex wegen dessen Beseitigung macht, das alles, wie treffend und gewichtig es an sich auch ist, mag doch als inzwischen factisch erledigt durch den inzwischen abgeschlossenen Frieden, oder, richtiger gesagt, durch den erneuten Krieg, wozu der Friede den Herzogthümern das langersehnte Signal gegeben hat, auch hier als abgemacht bei Seite liegen bleiben. Selbst dieser gegenwärtige Krieg und sein augenblickliches Resultat, wäre es sogar die Unterwerfung der Herzogthümer unter Dänemark ohne die vollständige Sicherung ihrer Rechte dürfte doch das Schlimmste noch nicht sein, was ihnen und uns droht. Das Schlimmste — das ist eben jener Versuch der Großmächte, die Erbfolge in Schleswig-Holstein auf der Basis der bloßen Zweckmäßigkeitspolitik, der diplomatischen Convenienz mit Beiseitesetzung der geschichtlichen, legitimen Ansprüche, unter dem Gesichtspunkte der Nothwendigkeit einer dänischen G e s a m m t m o n a r c h i e zu regeln. Würde dieser Versuch jemals mehr als ein Versuch, träte er als politische That ins Leben, so wäre die Selbstständigkeit der Herzogthümer für immer dahin, so wäre Deutschlands politische und moralische Vernichtung ausgesprochen, so wäre Rußlands Suprematie über das ganze nördliche Europa sanctionirt. Zum Glück ist es gerade die Größe der Gefahr, welche deren Wahrscheinlichkeit verringert. Die Erweiterung der Frage um die Rechte Schleswig-Holsteins zu einer Frage um Sein und Nichtsein Deutschlands macht es Oestreich unmöglich, sich bei der Entscheidung derselben von Preußen zu trennen. — Oestreich würde sich für immer von Deutschland ausschließen, wenn es Deutschland hier verriethe! — und der enge Zusammenhang, in dem wiederum diese deutsche Frage mit dem allgemeinen europäischen Gleichgewicht steht, läßt es fast unmöglich erscheinen, daß England im Ernste die Hand zu einem Arrangement der Art bieten sollte, wie es das Londoner Protokoll in Aussicht stellt. — Dies ist denn auch der Punkt, an welchen mit geschickter Hand Germanicus Vindex seine Vorstellungen an Lord Palmerston anknüpft. „Es kann nicht überraschen," ruft er dem englischen Staatssecretär zu, „wenn R u ß l a n d sich bemüht, die Sanction der Großmächte zu erwirken für einen Plan, welcher darauf hinaus-

geht, die Erbfolge im Königreich Dänemark und in den Herzogthümern in der Weise abzuändern, daß der, mit dem eventuellen Erlöschen des gegenwärtig herrschenden Mannsstammes eintretenden Trennung der Herzogthümer vorgebeugt und die Erbfolge im Königreich sowohl, als in den Herzogthümern auf die oldenburgische Linie übertragen werde, d. i. auf die jüngere Linie der russischen Dynastie! — Unmöglich, Mylord, könnte ein englischer Minister, nach gehöriger Prüfung und Erwägung der Verhältnisse, daran denken, einem solchen Vorschlag jemals seine Zustimmung zu ertheilen. Oder, bitte, Mylord, wie würde es Ihnen zusagen, eine russische Flotte regelmäßig im Kieler Hafen überwintern zu sehen, von wo sie früh im Jahre in See stechen könnte, anstatt bis Ende Mai in Kronstadt im Eise zu stecken? Es ist eine bekannte Sache, daß in den Jahren vor **1848** russische Kriegsschiffe wiederholt vor Kiel erschienen sind, und daß die Führer derselben diesem vortrefflichen Hafen verdientes Lob gezollt haben. Oder wie würde es Ihnen zusagen, die Elbmündung unter die fast unmittelbare Controle Rußlands gestellt zu sehen? Denn Ew. Herrlichkeit kann nicht unbekannt sein, daß das rechte Ufer, von Altona abwärts, holsteinisches Gebiet ist, daß Truppen, in Kiel ans Land gesetzt, mittelst der Eisenbahn in ein paar Stunden nach Altona und Glückstadt geworfen werden können."

Weiter führt Germanicus Vindex aus, wie der Sundzoll, diese auch für die englische Schifffahrt so drückende Abgabe, durch nichts so sehr paralysirt werden könne, als durch die Parallelstraße, welche der Eiderkanal der Schifffahrt aus dem Sunde in die Nordsee bietet. Dies aber nur unter einer Bedingung: wenn Dänemark und die Herzogthümer verschiedenen Herren angehören, welche ein Interesse daran haben, sich gegenseitig Concurrenz zu machen. Der Anfang dazu ist bereits von der Statthalterschaft gemacht worden durch Herabsetzung der Schiffsabgaben auf dem Kanal. Sind beide Länder unter einer Herrschaft vereinigt, so wird der gemeinsame Herrscher jenes Monopol nicht fahren lassen.

„Aber", fährt das Sendschreiben fort, „es sind noch andere Erwägungen, Mylord, die einem höhern Gesichtspunkte angehören, als dem des bloßen Interesses. Die Tage der Protokolle sind vorüber. Die Methode, über Land und Leute zu verfügen, ohne alle Rücksicht auf bestehendes Recht, ohne die Zustimmung des Volks einzuholen, oder dessen Wünsche zu Rathe zu ziehen, diese leichte Methode erscheint heutigen Tages wie ein großer Fehler in der Zeitrechnung. Derartige Protokolle können für eine Zeit lang aufgedrungen, aber sie werden nie respectirt werden, wenigstens nicht bei einem Volke, das seiner Rechte sich bewußt ist. Und wenn man mit Grund annimmt, daß einem starken Pflichtgefühl auch ein gleiches Maaß von Selbstachtung entspricht, so wird Ew. Herrlichkeit dem Volke der Herzogthümer gewiß ein gebührendes Maaß der letztern Eigenschaft zutrauen. Die Herzogthümer haben ihr Unterthanenverhältniß nicht zerrissen, während das Beispiel anderer Völker sie dazu einlud, nachdem der Landesherr

zu einer so schreienden Verletzung ihrer heiligsten Rechte sich hatte verleiten lassen. Aber sie kennen kein Band, das sie mit Dänemark verbinden könnte, als nur so lang und so fern der Mannsstamm der gegenwärtigen Dynastie herrscht, in welchem sie jederzeit ihre rechtmäßigen Landesherren anerkannt haben. Kein Protokoll wird sie jemals zu willigen Unterthanen eines russischen Vasallen bekehren, und wenn jemals die europäische Diplomatie verblendet genug sein könnte, um einen so nichtswürdigen Pact ihnen aufzudringen, dann erlauben Sie mir, Mylord, herauszusagen, was die Diplomatie nicht vermag: sie kann nicht verhindern, daß das nächste Geschlecht jene Ihre Protokolle in Stücke reiße. Die Sache ist diese: Die Herzogthümer werden nicht dulden, daß man ihnen für alle Folgezeit die Aussicht verschließe, die gemeinsame Geschichte Deutschlands zu theilen."

Es ist bekannt, wie gerade die Erwartung eines engern Zusammenschlusses der verschiedenen deutschen Staaten an einander, also auch Holsteins an das übrige Deutschland, vom rechtlichen sowohl als namentlich vom politischen Gesichtspunkte aus ein den Ansprüchen der Herzogthümer auf ungestörtes Beisammenbleiben günstiges Arrangement verhindert. Die Antipathien Englands gegen dies Beisammenbleiben der Herzogthümer müßten in demselben Grade sich mindern, als es nicht zu befürchten hat, daß dadurch im Augenblicke die Macht, und besonders die erstehende Seegeltung, eines bundesstaatlich geeinten Deutschlands verstärkt werden möchte. Wie schwer daher auch dem Fürsprecher Deutschlands das Bekenntniß fallen mochte, es mußte ausgesprochen werden, was ja leider auch nur zu sehr in der Wahrheit beruht: „daß für jetzt die Herzogthümer von Deutschland nichts zu hoffen haben." „Das jüngste Ringen der Deutschen nach Freiheit und Einheit ist in der einen wie in der andern Richtung erfolglos gewesen. Diese Thatsache läßt sich nicht verbergen. Nur der Feind des europäischen Staatensystems könnte über dies Ereigniß triumphiren wollen, und immer noch würde sein Triumph ein sehr kurzsichtiger sein." — „Wir haben im Laufe eines Jahres nicht erreichen können, was Andere nur in Jahrhunderten zu Stande gebracht. In dieser Thatsache kann ich mindestens keinen Grund erblicken, um an der Sache zu verzweifeln. — Aber ich gehe weiter und behaupte: die endliche Lösung der jetzt verfehlten Aufgabe betrifft sehr nahe den Frieden und das Gleichgewicht Europa's. Ew. Herrl. in Ihrer hohen Stellung ist den Ereignissen viel zu aufmerksam gefolgt, um mit Gleichgültigkeit das Mißlingen des Plans gesehen zu haben, der auf die Bahn gebracht war, einer beständigen Defensiv-Allianz zwischen Oestreich und der Gesammtheit der übrigen deutschen Staaten, die letzteren durch eine einheitliche Vollziehungsgewalt und ein Bundesparlament unter einander verbunden. Ist ein solcher Stand der Dinge erst einmal befestigt, so wird er in hohem Maße dazu beitragen, den Frieden des Festlandes auf einer Grundlage zu sichern, welche der vereinte Ehrgeiz Frank-

reichs und Rußlands nicht im Stande sein wird, zu erschüttern. Dadurch allein wird ein britischer Minister der unwillkommenen Nothwendigkeit einer bewaffneten Dazwischenkunst in den Händeln des Festlandes überhoben sein."

Es wird immer für jeden Deutschen ein schmerzliches Gefühl sein, die Sache seines Vaterlandes von dem Minister einer fremden Macht plaidirt zu sehen; aber man muß anerkennen, daß dies nicht mit mehr Feinheit, Würde und Schonung des gerechten Selbstgefühls der Nation geschehen konnte, als es in dem Sendschreiben des Germ. V. geschehen ist.

Karl Gützlaff und das Missionswesen.

In der Domkirche von Marienwerder hatte ich Gelegenheit, den berühmten Apostel der Chinesen zu hören. Dem Bilde, welches uns die gewöhnliche Romanlectüre von einem Heidenbekehrer suppeditirt, entspricht er keineswegs: ein kurzer, starker Mann mit hochrothem Gesicht, großem und breitem Mund, nach chinesischer Art schläfrig zusammengekniffenen Augenlidern, heftigen Armbewegungen, einer mehr robusten als wohlklingenden Stimme. Ein Biograph von ihm sagt: „Man hat häufig bemerkt, daß Leute, welche lange Zeit mit den Indianern Amerikas zusammenleben, auch in der Gesichtsbildung ihnen ähnlich werden. Dieselbe Erfahrung macht man im Orient. Die Gesichtszüge und das ganze Wesen Gützlaff's haben in der Art das Gepräge des echten Sohnes des Jao und Schun erhalten, daß ihn die Chinesen gewöhnlich als Landsmann begrüßen." — Ich lasse diese physiologische Bemerkung dahingestellt sein.

Karl Gützlaff ist 1803 zu Pyritz, einem pommerschen Dorfe, geboren. Seine apostolische Wirksamkeit beginnt vorzüglich in den dreißiger Jahren. Er hatte sich mit einer Engländerin verheirathet, die von der gleichen Begeisterung durchdrungen war und ihn auf seiner Missionsreise begleitete. Seine großen Kenntnisse im Chinesischen und den verwandten Mundarten imponirten schon damals dem Begründer der evangelischen Mission in China, Robert Morrison, mit dem er sich 1831 in Macao vereinigte, und machten ihn bei den englischen Kaufleuten sehr gesucht. Er wurde in den Jahren 1832 und 33 auf einigen Schmuggelschiffen, die mit Opium handelten, als Dolmetsch gebraucht und wußte auch dieses an sich nicht eben ruhmvolle Unternehmen zu seinen heiligen Zwecken, zur Verbreitung von Bibeln und Tractaten zu benutzen. Eine Missionsreise nach Japan im J. 1837 blieb ohne Erfolg. Nach Morrison's Tod wurde Gützlaff als chinesischer Secretär des englischen Consulats in Canton angestellt und gründete im J. 1840 einen christlichen Verein von Chinesen zur Ausbreitung des

Evangeliums unter ihren Landsleuten. Seine gegenwärtige Reise durch Europa hat einen ähnlichen Zweck: die Gründung von Missionsvereinen für die Verbreitung des Christenthums in China.

Seine literarische Thätigkeit hat einen unglaublichen Umfang. Er selber gibt folgende Uebersicht seiner Schriften: „Im Holländischen schrieb ich: eine Geschichte der Mission und das Leben berühmter Missionäre; dann einen Aufruf zur Unterstützung des Missionswerks. Im Deutschen: Skizzen über die kleinen Propheten. Im Lateinischen das Leben unsers Erlösers. Im Englischen: Sketches of Chinese history; China opened; Life of Kanghe; ebenso eine ganze Menge von Aufsätzen über Religion und Geschichte, über Philosophie, Literatur und Verfassung der Chinesen. Im Siamesischen: die Uebersetzung des neuen Testaments, der Psalmen, des Lebens unsers Erlösers und der biblischen Geschichte. Im Laosischen: die Uebersetzung des neuen Testaments. In der Sprache Kambodja's ebenfalls die Uebersetzung des neuen Testaments nebst den Psalmen. Ferner: English-Siamese dictionary, English-Cambodien dictionary und English-Laos dictionary. Diese Arbeiten ließ ich meinen Nachfolgern zur Vervollkommnung zurück; sie haben aber in diesen Wörterbüchern, das Siamesische abgerechnet, nichts nachgetragen. Im Cochinchinesischen: Complete dictionary Cochinchinese-English and English-Cochinchinese. Dieses Werk ist nicht gedruckt worden. — Im Chinesischen: 40 Tractate mit Einschluß dreier Ausgaben des Lebens unsers Erlösers; die Uebersetzung des neuen Testaments, wovon ich die dritte Ausgabe besorgt habe. Von der Uebersetzung des alten Testaments sind die Propheten und die zwei ersten Bücher Moses vollendet. Dann schrieb ich noch in dieser Sprache die wissenschaftliche chinesische Monatsschrift; eine Geschichte Englands; eine Geschichte der Juden; eine allgemeine Weltgeschichte und Erdbeschreibung; über den Handel; eine kurze Darstellung des englischen Reichs und seiner Bewohner, sowie mehrere kleine Sachen. Im Japanesischen: die Uebersetzung des neuen Testaments, des ersten Buch Moses, zweier Tractate und einige wissenschaftliche Broschüren. Die einzige Zeitung, der ich jetzt Beiträge zusende, ist die Hongkong-Gazette, wo ich die chinesische Abtheilung ganz übernommen habe. Bis zum Jahr 1842 schrieb ich für das chinesische Archiv." —

Eine so ungeheure Ausdehnung läßt mit Recht auf eine wunderbar leichte Fassungsgabe wie auf eine unermüdliche Ausdauer im Arbeiten schließen. Wenn man den Mann auf seinem Missionswerk sieht, wird es begreiflich. Kaum in einer Stadt angekommen, wirft er rasch seinen Talar über, und eilt in die Kirche, die zu seinem Empfang schon bereit ist. Nachdem er hier eine Stunde lang mit großer Lebhaftigkeit gepredigt, stellt er seine Sammlungen an und dann im Fluge wieder vorwärts. Seine Rede strömt mit einer solchen Schnelligkeit einher, daß man kaum im Stande ist, ihm zu folgen.

Freilich ist eine solche Schnelligkeit des Producirens dem Inhalt nicht günstig.

Von seinen sämmtlichen Werken ist mir nur das eine bekannt, welches Professor Neumann in München im J. 1847 unter dem Titel veröffentlichte: „Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reichs von den ältesten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking." Bei unserer sehr unvollständigen Kenntniß der chinesischen Geschichte hat auch dieses Compendium seinen Werth, aber es ist eine unkritische Arbeit, eine ganz äußerliche Compilation und ohne Geist geschrieben. Von den eigenthümlichen Culturverhältnissen jener uns ganz fremden Welt erfahren wir so gut als Nichts. Das Ganze sieht aus wie eine christliche Weltgeschichte aus dem 17ten Jahrhundert, die mit Adam beginnt und die Zeit der Griechen und Römer vollständig ignorirt, weil diese das Licht der göttlichen Erkenntniß entbehren mußten.

Die Predigt, welche er zur Empfehlung seines Missionswerks hielt, machte ungefähr denselben Eindruck. Es war viel Routine darin, wenig Gedanken und wenig Inspiration. Man merkte ihm an, daß er das Nämliche schon einige tausendmal vorgetragen habe. Für diejenigen vollends, die aus dem Vortrag einige Belehrung über die fremden Sitten, und die Art und Weise, wie der europäische Geist sich denselben verständlich macht, zu schöpfen gehofft hatten, war die ganze Rede todt. Dennoch war wenigstens Ein wesentlicher Gedanke darin enthalten, und dieser ist es, an den wir unsere Betrachtungen knüpfen.

Der Text war die bekannte Erklärung, daß wir allzumal elende Sünder seien; und es knüpfte sich daran eine Kreuzpredigt gegen den Rationalismus, welcher die Menschen in dem falschen und gefährlichen Wahn zu bestärken suche, als könne er durch eigne Vernunft Gott finden, auf eignen Füßen stehen in dieser Welt des allgemeinen Schwindels und des Elends. — In seiner Allgemeinheit geht mich dieser Satz hier nichts an; in seiner Anwendung aber auf die Expansivkraft des Christenthums muß ich ihn bestätigen und zwar in doppelter Beziehung: das Christenthum verliert seinen Trieb, sich auszubreiten, sobald es aus seiner göttlichen Legitimität heraustritt und sich in die Welt der irdischen Wünsche und Gedanken verliert, sobald es dem irdischen Verstand und dem irdischen Rechtsgefühl überläßt, sein Denken und Wollen zu bestimmen; und es verliert auch seine Kraft dazu, denn nur der Apostel des legitimen, historischen Heilands macht sich den Heiden verständlich.

Woher ist diese Eroberungslust des Christenthums, die in keiner der andern offenbarten Religionen ihres Gleichen findet, zu erklären? Denn auch der Islam hat verhältnißmäßig nur sehr kurze Zeit diesen Trieb empfunden, während das apostolische Amt bei den Christen zu keiner Zeit geruht hat, und noch heute, trotz des ziemlich allgemein verbreiteten Indifferentismus in religiösen Dingen, seine Thätigkeit ausübt.

Freilich muß man dabei auch in Anschlag bringen, daß sich in das Missionswerk noch andere, menschlichere Motive gemischt haben, die sich mit religiösen

Ideen nur überfirnißten, vor Allem der germanische Wandertrieb, der sich in den Bekehrungsfahrten nach Grönland, Otaheiti, die Sandwüsten Afrikas und die Steppen Hochasiens nicht minder ausspricht, als in den Kreuzfahrten oder den abentheuerlichen Wanderungen in die neue Welt. Allein das Christenthum hat diesen Zügen doch erst die angemessene Form gegeben; die Kreuzfahrer wollten das heilige Grab erobern, Columbus in Indien die Schätze finden, eine neue Expedition nach Jerusalem zu Stande zu bringen; die Puritaner suchten in den Urwäldern eine Stätte für das neue Reich der Heiligen, und noch die Herren v. Chateaubriand und v. Lamartine betrachteten sich als fromme Pilger, die mit dem Muschelhut und den Sandelschuhen nach dem Oelberge zogen, um die Fußtapfen des Erlösers zu küssen.

Der Grund dieser fortdauernden Expansivkraft liegt in dem Zusammentreffen zweier Eigenschaften, die in einem scheinbaren Widerspruch zu einander stehen. Einmal muthet keine Religion dem Menschen so viel neue und unerhörte Dinge zu, auf die er dem Anschein nach unmöglich selbst gekommen sein kann, und die ihn daher über den höhern, jenseitigen Ursprung seines Glaubens außer Zweifel setzen. Andrerseits regt keine das menschliche Gemüth und die menschliche Speculation so energisch zur Selbstthätigkeit an.

Der Mittelpunkt des Christenthums ist die Lehre, daß die Welt an sich eine verkehrte sei, die frohe Botschaft, daß sie durch ein wunderbares Factum ihre Erlösung gefunden habe, und die Aufforderung an jeden Einzelnen, diesen Erlösungsprozeß nach dem einmal gegebenen Vorbilde in sich zu reproduciren. In andern Religionen, z. B. dem Islam, ist das Paradies nichts andres, als die Erfüllung der irdischen Begierden und Leidenschaften, die Natur wird nur herabgesetzt, um augenblicklich durch eine höhere Autorität wieder rehabilitirt zu werden. Eine solche Religion kann nur in einer kurzen Zeit des Fanatismus den Trieb fühlen, sich auszubreiten, denn sobald dieser vorüber ist, hört sie auf, sich im realen Gegensatz gegen die Welt und deren Geist zu fühlen, und der Einzelne kann nicht weiter daran denken, in Bezug auf die Vermittelung des wahren Glaubens mit der gewöhnlichen Vernunft productiv zu sein, eben weil dieser Glaube zu einfach und zu abstract an ihn herantritt. In andern Religionen wieder ist die Vermittelung der idealen und der realen Welt so complicirt, so wenig in große, bedeutende, dem Gemüth geläufige Züge zusammengedrängt, daß die Willkühr hinlänglichen Boden hat, sich mit sich selbst zu beschäftigen. An eine Verbreitung unter die Ungläubigen kann sie nicht denken, weil sie keinen Weg des Verständnisses findet. So ist es in Indien.

Der christliche Missionär, der rechtgläubige nämlich, tritt einmal mit der ganzen Sicherheit und Ueberzeugung auf, die ein äußerlich beglaubigter, ein höhern Orts legitimirter Auftrag verleiht. Er spricht im Namen eines allmächtigen Souverains, der jedes Haar auf dem Haupte seiner Gläubigen zählt. Er kann den

Inhalt seines Glaubens, seine frohe Botschaft, durch zahlreiche Documente und die eigene Begeisterung bestätigen. Er ist tief durchdrungen von der Nothwendigkeit seiner Sendung, denn ohne sie ist die Natur dem Bösen verfallen, sind die Menschen zeitlich und ewig verdammt. Was er ihnen bringt, ist ein absolut Neues, etwas, das ohne ihn sie nie erkennen würden: aber er spricht nicht bloß zu ihrer Neugierde, sondern zu ihrem Gewissen, er regt die ganze Furcht der Hölle in ihnen auf, und sie werden ihn hören müssen, wenn sie diese Furcht nicht bereits durch eigne sittlich-religiöse Grundsätze überwunden haben. Zu solchen Grundsätzen, die das Grauen der Furcht überwinden, fehlt es aber den heidnischen Religionen an Stoff.

Das ist die eine Seite. Nun ist aber jene Lehre von der Sündhaftigkeit der Welt wie von dem Wunder der Erlösung so vielfach mit geistigen Momenten durchflochten, es scheinen soviel allgemeine Gedanken durch in dem Netz von Bildern, Gleichnissen, Thatsachen und Ermahnungen, daß dem grübelnden Verstand ein unendlicher Spielraum gelassen ist, sich in diesem Labyrinth des Geistes auf seine Weise zurechtzufinden. Der Katholik wird es durch scholastische Formeln versuchen, der Protestant wird das Rechtsbewußtsein und die ethischen Beziehungen des Gemüths zu Hilfe nehmen.*) In beiden Fällen tritt eine Dialektik ein, das Verhältniß des Apostels zu seinen Bekehrten bleibt nicht bloß äußerlich. Das Evangelium wird ein schönes Räthsel, dessen Wort man eigentlich nie findet, dem man sich aber durch sinnige Betrachtungen nähert. Der Mensch kann erfinderisch werden in seinem Verständniß, und das Geheimniß, das ihn lange beschäftigt, wird ihm eben darum werth.

Alle diese Hilfsquellen fehlen dem Rationalisten. Er kann sich nicht auf eine höhere Autorität stützen; er kann der Welt keine unerhörten Geheimnisse offenbaren. Der Inhalt seines Glaubens ist nicht reich und am wenigsten auf die Phantasie berechnet. Es ist in seinem Glauben kein Haß gegen die Mannigfaltigkeit der natürlichen Entwickelungen, im Gegentheil muß er sie alle bis zu einem gewissen Grade anerkennen; je aufgeklärter er ist, je weniger imponirt er. Zum Rationalismus kommt jede Religion in einem gewissen Stadium ihrer Entwickelung; die eine hat nicht nöthig, die andere zu bekehren; sie hat auch nicht die Kraft dazu, denn wo das Gemüth nicht in Furcht und Zittern gesetzt ist, werden die natürlichen Leidenschaften und Interessen nicht daran denken, sich einem allgemeinen Princip zu unterwerfen.

---

*) Die verschiedene Beschaffenheit des katholischen und protestantischen Missionswesens verdient eine eigne Besprechung. Vorläufig verweisen wir, des ähnlichen Gegenstandes wegen, auf ein interessantes Buch: Souvenir d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine, par M. Huc, prêtre missionaire de la congregation de St.-Lazare; auf die Annales de la propagation de la foi (einer am 3. Mai 1822 in Lyon gegründeten, über ganz Frankreich ausgebreiteten Missionsgesellschaft), und deren Besprechung in der Revue des deux mondes, 15. Juni.

Der Humanismus, als Cultur überhaupt betrachtet, hat es aber auch nicht nöthig, denn er ist nicht der Gegensatz, sondern die Erfüllung der natürlichen Entwickelung. So wenig die Wissenschaft Apostel bedarf, so wenig das Recht im höhern Sinn. Das Christenthum zerschlägt die Individualitäten, auch die größern der Völker; es duldet keinen erhöhten Patriotismus, kein lebendiges Nationalgefühl. Die beiden Extreme des modernisirten Christenthums, der Socialismus und das System der specifischen Freiheit, der Staatlosigkeit, sind eben so hart gegen das Wirkliche. Das Rechtsprincip dagegen, welches die Quelle unserer Bestrebungen ist, erfüllt sich nur in der Mannigfaltigkeit der realen Welt, deren Streit zum Vertrage führt, aber nicht zur Unterwerfung, nicht zur Vernichtung eines Lebendigen, das noch die Lust am Leben hat.

Die Berliner Abendpost.

Unter sämmtlichen sogenannten demokratischen Blättern unsers Vaterlandes ist die „Abendpost" das einzige, welches ein bestimmtes Princip vertritt — oder vertreten hat, wird man vielleicht bald sagen, denn die preußische Regierung scheint in ihrer Verfolgung gegen die Presse ihre größte Energie gegen diese Zeitung gewendet zu haben, von der sie doch unmittelbar wenigstens den geringsten Nachtheil zu befürchten hat. Denn eben ihres Princips wegen ist sie im höchsten Grade unpopulär, sowohl in Beziehung auf den Inhalt als auf die Form; mit ihren Glaubenssätzen, die nichts weniger als die coulanten Vorstellungen unserer revolutionären Epoche reproduciren, stößt sie in jedem Augenblick der Masse vor den Kopf, und die Art und Weise, wie sie dieselben rechtfertigt, setzt, um richtig verstanden zu werden, nicht nur eine Menge von Vorkenntnissen voraus, sondern vor Allem eine gewisse Geläufigkeit im abstrakten Denken, die man am wenigsten bei derjenigen Volksclasse erwarten kann, welche man gewöhnlich mit dem Namen Demokratie bezeichnet. Die Deductionen der Abendpost sind schneidend kalt, wie alle Deductionen der Sophistik — ich gebrauche dieses Wort nicht gerade im übeln Sinn —; sie haben nichts „Herzerwärmendes", und das Volk verlangt eine compactere Speise. Zudem liegt nicht allein das Ziel ihrer Bestrebungen, sondern auch der Anfang zur Ausführung derselben in so weitem Felde, daß es einem preußischen Thiers schwer fallen würde, anzugeben, zu welchem ersten politischen Schritt eine etwaige Majorität der principiell „anarchistischen" Partei führen würde.

Die Regierung kann also zu ihrer Verfolgung nur durch zwei Umstände bestimmt worden sein: einmal, nach der gewöhnlichen Berliner Manier, Meinungs-

verschiedenheiten nicht qualitativ, sondern quantitativ zu messen, durch die Ueberlegung, daß die Abendpost doch am weitesten gehe, und darum am schädlichsten sei, sodann durch die Gereiztheit über den völligen Mangel an Ehrerbietung, der sich allerdings in der Abendpost am schärfsten ausspricht.

Wir von unserm Standpunkt glauben vielmehr den gebildeten Leser auf eine Richtung aufmerksam machen zu müssen, die von bei weitem größerm Interesse ist, als z. B. die Deklamationen der Nationalzeitung. Denn der Verstand hat auch in seinen Irrfahrten etwas Lehrreiches; das hohle Pathos dagegen ist unausstehlich.

Um der Abendpost ihre Stellung in der Partei anzuweisen, die man sonst die radicale, jetzt die demokratische nennt, sondern wir dieselbe — soweit sie überhaupt sich mit Positivem abgibt — nach drei Richtungen, die sich nicht nur dem Grade, sondern dem wesentlichen Inhalt nach von einander scheiden.

Die eine, die specifisch demokratische, geht von der Idee der Volkssouveränetät aus. Sie stellt als einzige Aufgabe des Staates hin, den Willen des Volks auszuführen. Da sie sich unter dem Begriffe Volk nichts anders denken kann, als die Masse der in einem gewissen territorialen oder nationalen oder politischen Umfang begriffenen Individuen, so weiß sie den Willen des Volkes nicht anders zu erforschen, als durch Zählung, durch Addition und Subtraction, und es kommt nur darauf an, eine Modalität zu finden, nach welcher diese Zählung so genau als möglich vor sich geht. Der auf diese Weise constatirte Wille des Volks soll dann Gesetz des Staates sein, und jede Staatsform, in welcher die Gesetze nicht in der Form der Zählung gefunden werden, soll als ein Attentat gegen die Volkssouveränetät vernichtet werden, wenn es nicht anders geht, durch eine Revolution, d. h. durch eine handgreifliche Darstellung des Volkswillens.

Am consequentesten ist dieser Begriff in der französischen Verfassung von 1793 ausgeführt worden, nach welcher über jeden Gesetzvorschlag jeder einzelne Bürger befragt und demnach entschieden werden sollte. In dieser Consequenz zeigt sich die Gedankenlosigkeit des Princips am augenscheinlichsten. Wenn z. B. die Staatszähler zur Entscheidung der Frage, ob der Zollaufschlag auf den Twist erhöht werden sollte oder nicht, von Haus zu Haus gehen sollen, um den Willen des Souveräns zu constatiren, so würde das Endresultat, wie es auch ausfallen möge, jedenfalls nicht eine Folge verständiger Ueberlegung sein. Man hat diese handgreifliche Absurdität durch eine Fiction, die Uebertragung des souveränen Willens an Repräsentatiten, zu corrigiren gesucht; aber die verschiedenen Repräsentativsysteme sind so lange haltlos, als sie sich nicht von dem πρῶτον ψεῦδος der Volkssouveränetät lossagen, in welchem der Begriff der unbeschränkten Gewalt, und die Uebergabe dieser Gewalt an einen aus Individuen atomistisch zusammengesetzten Collectivbegriff sich vermischen. Freilich ist es noch viel schlimmer, wenn man der Massenherrschaft gegenüber den Staat auf den fürstlichen Absolutismus gründen will. —

Die zweite Richtung, die socialistische, geht nicht von dem souveränen Willen des Volks aus, sondern von seinem Wohl. Zweck und Aufgabe des Staats ist nach ihr das höchste materielle und geistige Wohl aller Individuen, die in ihm enthalten sind. Jeder Staat, der dieses Ziel nicht erreicht, ist ein Staat des Unrechts; ein Staat, in dem es noch Arme und Hilfsbedürftige gibt, verdient nicht zu leben. Der Staat soll die Vorsehung sein, die keinen Sperling umkommen läßt. — Es kommt nicht weiter darauf an, wie sich der Socialismus diesen Staat, diese Organisation der Arbeit denkt; er ist zunächst nichts als ein Feldgeschrei, ein Aufruf an alle Mißvergnügten, den Staat zu zwingen, daß er alle Thränen trockne, jeden Wunsch des Herzens erfülle.

Es ist nicht nothwendig, daß der Socialismus mit der Demokratie Hand in Hand geht. Wenn der Socialismus glaubt, durch einen Bau von Unten auf den Staat so organisiren zu können, daß er seinen Bedürfnissen am besten entspricht, so wird er eine demokratische Färbung annehmen; er kann aber ebensogut der entgegengesetzten Ueberzeugung sein, und dem höhern Verstand eines Auserwählten, eines Dictators oder Propheten, die zweckmäßigste Leitung der Gesellschaft übertragen. Denn der Glaube, daß ein Volk am besten für sein eigenes Wohl sorgen wird, gehört keineswegs zum Wesen des Socialismus.

Die dritte Richtung nun, diejenige, welche die Abendpost vertritt, — ich will sie die anarchistische nennen, — ist den beiden vorigen diametral entgegengesetzt. Der Demokratie: denn sie findet in der Herrschaft der Majorität über die Minorität eine ebensogroße Tyrannei, als in der Herrschaft des absoluten Königs über seine Unterthanen; dem Socialismus: denn sie findet in einem Collectivbegriff, wie er in dem Worte Staat liegt, die wenigste Fähigkeit, auf eine zweckmäßige Weise das Interesse der Einzelnen wahrzunehmen. Die Demokratie wie der Socialismus wollen Alles für das Volk gethan haben, aber Alles durch den Staat, mögen sie denselben auch mit dem Volk identificiren; die Partei der unbeschränkten Freiheit dagegen findet, daß gerade der Staat, er möge monarchisch oder demokratisch sein, durch seine beständige Einmischung Alles verdirbt, und daß man für das Wohl der Menschen am besten sorgt, wenn man ihm eine Function nach der andern entzieht, und ihn auf diese Weise endlich — aufhebt.

Man erschrecke nicht von vornherein über die Paradoxie dieses Satzes. So lange man von der Vorstellung ausgeht, die bei sämmtlichen unserer Staatskünstler im Stillen vorherrscht, daß auf der einen Seite der Staat stehe (oder das Volk, oder die Gesammtheit, oder die Gesellschaft, das bleibt sich ganz gleich), auf der andern die Einzelnen, so wird ein allmäliges Entziehen der Macht des einen Begriffs zu Gunsten des andern wohl denkbar sein, und mit dem Aufhören aller Macht ist das Aufhören der Existenz mit logischer Nothwendigkeit verknüpft.

In diesem Sinn ist die Genesis des Satzes: Anarchie ist die beste Regierungsform, zu verstehen. Wenn man freilich fragt: wie können sich verständige

Menschen eine Gesellschaft ohne alle Ordnung, ohne allen Ausdruck des gemeinen Willens, d. h. ohne Regierung, denken? so genügt diese genetische Erklärung keineswegs. Man muß der Verwirrung weiter nachgehen.

Der Ursprung jener seltsamen Theorien ist ein doppelter. Einmal eine politische Sophistik, deren Entwickelung sich an die neueste deutsche Philosophie anknüpft, dann ein national-ökonomisches System, das altenglische von Adam Smith, das bei der doctrinären Richtung der Zeit seine Consequenzen auf weitere Gebiete ausgedehnt hat.

In den vorzüglichsten Mitarbeitern des besprochenen Blattes, Faucher und Prince-Smith, sind diese Richtungen repräsentirt. — Wir wollen die zweite zunächst betrachten.

Adam Smith ist es keineswegs um eine vollständige Theorie des Staats zu thun gewesen. Man kann gegen die indirecten Steuern und gegen die Zölle sein, und doch dem Staat einen großen Spielraum auch in Beziehung auf die productive Thätigkeit des Volks einräumen. Der Grundsatz der progressiven Vermögens- und Grundsteuer, durch den man in der Regel jenen Ausfall ergänzt, ist sogar in weiterem Sinn ein socialistischer.

Aber allerdings hängt er mit einem allgemeinen völkerrechtlichen Grundsatz zusammen. Der Freihandel, allgemein eingeführt, würde, abgesehen von seinem Einfluß auf den Nationalwohlstand, den wir hier ganz bei Seite lassen können, die Scheidung der Volksinteressen und damit die individuelle Energie der Staaten mehr und mehr aufheben. In diesem Sinn ist die Agitation Richard Cobden's, wie es ja auch in den freilich etwas theatralisch gehaltenen Friedenscongressen den äußern Anschein gewinnt, eine kosmopolitische.

Um so mehr mußte die Freihandelspartei in Deutschland diese Richtung nehmen, als die ihr entgegengesetzte, die Partei der Schutzzölle, seit List ihre Theorie vorzüglich auf die Auffassung der deutschen Nation als einer Individualität basirte. Die Freihandelspartei wurde antinational, weniger um ihres Zwecks willen, als um die Gründe ihrer Gegner zu bekämpfen.

Ungefähr auf demselben Standpunkt war die von der Hegel'schen Philosophie inficirte politische Doctrin angekommen. Arnold Ruge zersetzte den Begriff des specifischen Patriotismus, des Patriotismus, welcher sich auf die nationale Einheit bezog; die Berliner Schule, die Bauer, Buhl, Stirner, Jungnitz u. s. w., den Begriff des constitutionellen Staates, wie sie es nannte, eigentlich den des Repräsentativsystems. Beide Begriffe, die der liberalen Partei noch immer als Ideal vorschwebten, wurden nicht nur als ungenügend für ein letztes Resultat, sondern geradezu als Momente der „bürgerlichen" Reaction gegen den Fortschritt der Freiheit bezeichnet. Der Glaube an das Vaterland, der Glaube an den Staat sollte als letzter Rest des alten Aberglaubens aus dem Herzen gerissen werden.

Ein Ketzer, auch in politischen Dingen, wird unaufhörlich von dem Gespenst der Vorstellungen, die er im Princip überwunden zu haben glaubt, verfolgt. So wie diese „Freien" in ihrer theologischen Periode in den unschuldigsten Aeußerungen Spuren von Religiosität witterten und mit leidenschaftlicher Wuth über diese Spuren herfielen, so ging es ihnen jetzt mit dem Staat und seinem concreten Ausdruck, dem Bürgerthum. Unter Bürgerthum verstanden sie die Masse der Philister, durch welche der Genius unterdrückt würde; unter Staat die Form, welche sich diese gedankenlose Masse zu geben wisse. Sie befreiten sich von derselben theils durch Kritik ihrer einzelnen Erscheinungen, namentlich der constitutionellen Kammern, wo sie dann meinten, mit dem Wesen des constitutionellen Staats fertig zu sein, wenn sie einen Widerspruch in demselben nachwiesen, was eigentlich von Schülern Hegels sehr gedankenlos war. Denn die Forderung der Widerspruchlosigkeit in der idealen Staatsform sagt eigentlich nichts andres, als daß man sein Ideal in einem Petrefact sucht, während der Staat doch nur die dialektische Methode sein kann, in welcher sich der Entwickelungsproceß der Cultur mit Ordnung und Verstand vollzieht. Wenn sich also Edgar Bauer über die Kritik selber dahin ausspricht: „Man werfe uns nicht vor, daß die Kritik eine Freude daran habe, Alles zu verwirren und aus geordnetem Weltzustande ein Chaos zu machen. Sie hat vielmehr die undankbare Arbeit, aufzuzeigen, wie unklar, wirr und chaotisch noch Alles ist. — Und wenn sie sich auch nicht das Recht der Geschichte anmaßt, die Frage zu beantworten: was soll denn aber am Ende werden? so antwortet sie doch auf die Frage: Ist dieses, was sich mit seiner Existenz so breit macht, werth, daß es existire? Und das ist genug. — Jeder hat Etwas, woran er im Leben, in der Politik festhält, weil er es für das Höchste und Absolute hält. — Wir haben die Kritik, die, selber Nichts, aus jedem Etwas, das für sich das Recht des Absoluten in Anspruch nehmen möchte, ein Nichts zu machen weiß." — so spricht er sich damit so vollständig selber sein Urtheil, daß wir nichts weiter hinzuzufügen haben.

Ich darf nicht erst daran erinnern, wie diese souveräne, capriciöse, inhalt- und grundsatzlose Kritik dem specifischen Berlinerthum entspricht. Ergänzt wurde diese Befreiung des genialen Einzelnen von dem Druck allgemeiner Gedanken durch lyrische Stoßseufzer, wie zu der Zeit der Stürmer und Dränger und der schönen Seelen. Das seiner Zeit vielgelesene Buch von Max Stirner: „Der Einzige und sein Eigenthum" ist nichts als der dithyrambisch ausgeführte Stoßseufzer einer schönen Seele, die sich über die Eintönigkeit des Philisterlebens, der Geschichte und des zweckmäßigen Arbeitens ennuyirt.

In dem Jahr des Heils 48 hatte das souveräne Berlin Gelegenheit, seiner Sehnsucht, die sich bis dahin in einsamer Bierstube hatte verzehren müssen, auf der Gasse Luft zu machen. Es hat sich in dieser Zeit ausgetobt, und sein chao-

tisches Wesen hat sich einigermaßen abgeklärt. In der Abendpost geht dieser Abklärungsproceß auf eine erfreuliche Weise weiter vor sich.

Schon die beständige Nothwendigkeit, sich mit concreten, bestimmten Fragen zu beschäftigen, die über den Kreis der abstracten Politik hinausgehen, zwingt die Kritik, den ätherlosen Himmel ihres reinen Denkens zu verlassen, und die Seligkeit des Selbstgefühls, daß außer ihr auf Erden alles Tand und Eitelkeit sei, aufzugeben. Zuweilen macht diese Art, wie die Kritik sich selber corrigirt, einen fast komischen Eindruck. So beginnt ein Aufsatz mit dem Nachweis, daß jede Schuld, die ein Staat contrahirt, sein unausbleibliches Verderben nach sich ziehen muß. Die souveräne Kritik wäre dabei stehen geblieben, und hätte ein Jubellied über den nahe bevorstehenden Untergang sämmtlicher Staaten angestimmt, die ja sämmtlich Schulden haben. Einer Zeitung dagegen muß es einfallen, daß auch nach Aufhebung des Staats die Geldverwickelungen übrig bleiben, die durch einen Deus ex machina nicht aufgehoben werden können. Statt also in jenen Triumphgesang auszubrechen, schließt sie mit dem höchst soliden Rath, die Staaten möchten sparsam wirthschaften, ihre alten Schulden allmälig bezahlen, und keine neuen machen.

Dennoch ist die alte Paradoxenjagd nicht ganz aufgegeben. Das Gespenst des Staats erscheint mit der Gewalt einer fixen Idee, wo man es am wenigsten erwartet; der Staat wird nicht nur an sich, sondern auch in seinen Compositionen verfolgt. Als die Abendpost über Sir Robert Peel's Tod berichtet, dessen Verdienste sie im Uebrigen gebührend anerkennt, kann sie sich doch des Ausrufs nicht enthalten: Gott sei Dank, wieder ein S t a a t s m a n n weniger!

Abgesehen von diesen Aeußerlichkeiten, krankt ihr Princip an einer Reihe falscher Voraussetzungen, die eigentlich so evident sind, daß nur die Träumerei deutscher Speculation von ihnen befangen werden kann. Wir heben nur einige hervor.

Die eine ist, daß eine Gesellschaft sich selbst bilden könne, ohne sittliche Voraussetzung, ohne Tradition, ohne Autorität. Diese sittlichen Voraussetzungen folgen sogar dem Ansiedler in die Urwälder Amerika's, wo die Hindernisse, die eine bereits vorhandene Cultur, bestehende gesellschaftliche Verhältnisse der Bildung einer voraussetzungslosen Gesellschaft in den Weg setzt, noch nicht vorhanden sind. Ja diese sittlich-religiösen Voraussetzungen sind es, die ihn aus Europa getrieben haben, und die jenseit des Meeres sein Thun und Treiben bestimmen. Nicht die Fluthen des Oceans spülen die historische Tradition vom Menschen ab. — Wenn in der Gegenwart die Mehrzahl der Menschen den Mord, das Verbrechen überhaupt, verabscheut, so ist auch das nicht Natur, sondern Erwerb der Geschichte. Ja die Fähigkeit, sich auch nur zu vorübergehenden Zwecken zu verbinden, setzt bereits die sittlichen Grundlagen voraus, der jene Verwandlung des Staats in Vereine zu entfliehen sucht. Was wir sind, sind wir nur als Kinder der Zeit, als Producte der Geschichte, als Glieder eines realen staatlichen Organismus.

Die zweite Unklarheit liegt in dem unbestimmten Bild, das man sich von einem „Verein" macht, der weder Staat, noch überhaupt Organisation sein soll. Auch der Freihandel setzt Rechte, Sicherheiten voraus, die auf einer solideren Basis ruhen müssen, als auf der allgemeinen Billigkeit. Jeder Verein, der innerhalb der Culturwelt entsteht, muß, um sich innerhalb derselben geltend zu machen, gewisse Rechtsverbindlichkeiten eingehen; der Einzelne, „Freie", muß es in noch höherm Grade; und in der Wildniß wird die Gesellschaft sich selbst bedingen müssen.

Diese handgreiflichen Widersprüche sind unschädlich, weil sie unpraktisch sind. In der realen Welt wird die Einführung der Anarchie schwer fallen; und tritt sie als Uebergangsstufe ein, so wird sie ihr Gegengift in der allgemeinen, dem Menschen einwohnenden Natur finden, die nach Herstellung geordneter Zustände strebt.

Größere Aufmerksamkeit ist aber auf den dritten Punkt zu richten, der gefährlicher ist, weil er sich nicht in Unmöglichkeiten bewegt. Das Wesen des Staats, von dem wir hier reden, ist die Concentration größerer Kreise in einen lebendigen Organismus, der einen gemeinsamen Mittelpunkt hat, von welchem aus alle Kräfte geleitet und getrieben werden. Daß ein solches System der Concentration seine Grenzen hat, über die hinaus es schädlich auf das Gedeihen des Volks einwirkt, hat die Geschichte Frankreichs gelehrt. Aber man ist jetzt nur zu geneigt, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Der Trieb des Menschen nach Freiheit, in seiner letzten Consequenz das grillenhafte Anachoretenthum, wird einseitig als der letzte und höchste Zweck des menschlichen Lebens aufgefaßt. Aber die Leidenschaften der Herrschsucht, des Ehrgeizes, der Liebe u. s. w. sind nicht allein weit stärker, sondern auch viel productiver in der Förderung der Cultur. Sie werden allein hinreichen, jene Concentrationen, wo der Starke und Kluge herrscht, und die Masse gehorcht, d. h. Staaten hervorzubringen; und der Trieb der Freiheit wird diese Staaten in eine gesetzliche Form bringen. Die höchsten Zwecke der Cultur, und die edelsten Kräfte des Geistes können nur gefördert werden, wo der Blick ins Große reicht, der starke Arm aus dem Vollen arbeiten kann. Für uns in Deutschland ist eine Rettung von der Schmach des kläglichsten, verächtlichsten Spießbürgerthums nur durch eine starke, eiserne staatliche Concentration möglich, und wenn sie — ich sage es ungescheut — zunächst durch den Weg des unbeschränktesten Despotismus führen sollte.

Die englischen Police Courts.

Als Grundlage der persönlichen Freiheit des Staatsbürgers.

Wenn man bei uns (ich meine das ganze continentale Europa) sagt: „Niemand kann ohne richterlichen Spruch seiner Freiheit beraubt, d. h. arretirt werden," so hat dieß dermal noch gar keinen Sinn, denn das Gericht, das da sprechen soll, existirt eben nirgends. Und somit liegt es uns ob, dasjenige Tribunal zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, dem in England dieses Geschäft zusteht. Dieses Land ist bekanntlich in Grafschaften getheilt, an deren Spitze Lieutenants stehen, welches aber nicht besoldete königl. Beamte, sondern Communal-Würdenträger sind. Diese schlagen nun zeitweilig der Königin (dem Minister des Innern) vor, wer in die commission of the peace kommen, d. h. wer Polizei-Magistrat werden solle. Demnach werden ernannt Officiere der Land- und Seemacht (auf halben Sold), Grundbesitzer, Geistliche, Aerzte, Fabrikanten, Kaufleute; mit einem Worte, die Honoratioren (gentry) der Grafschaft. Herzoge und Lords nehmen keinen Anstand, eine dergleichen Stelle auszufüllen, die keine Besoldung mit sich bringt. Da man aber in England sagt: „was Jedermanns Amt ist, ist Niemandes Amt," so besteht an jedem Police office oder Court (in jedem bedeutenden Flecken) ein oder zwei salarirte Police Magistrates, welche jeden Tag zu bestimmten Stunden anwesend sind.

Zu jedem Police office gehören noch die Constables, von angelsächsischen Zeiten her so genannt, weil sie einen Stab zu führen haben, welcher aber dermal in einem eisernen, dicken, mit einer Lederschleife an die Hand befestigten Knüppel (a bludgeon) ausgerüstet ist. Seit Robert Peel's neuen Police Akt ist diese Truppe systematisch organisirt, hat ihre sargeants, inspectors etc. und ist unstreitig die beste Anstalt dieser Art in Europa, weßwegen man denn getrachtet hat, sie in Preußen nachahmend einzuführen. Entsteht an irgend einem Orte des Königreichs eine Aufregung, so kann die Regierung nicht sogleich Truppen hinsenden, welches hieße Oel ins Feuer gießen; sondern es werden eine Anzahl special constables in Eid genommen, Bürger aller Classen, die denn auch mit dem staff (Stabe) ausgerüstet werden. In besondern Fällen, z. B. in der großen Chartisten-Aufregung im Mai 1848 in London, hielten es Leute wie der Marquis of Northampton etc. nicht unter ihrer Würde, sich als Polizeidiener qualificirt zu sehen. In solchen Fällen wird auch die Zahl der Polizei-Beamten (the commission of the peace) vermehrt, es gilt für eine Ehre selben anzugehören, und entzieht die Regierung Jemandem eine solche Bestallung, so wird es eine als sehr empfindliche Strafe, oder wenigstens Mißbilligung angesehen; womit man

z. B. gegen den Chartisten-Chef John Frost die Proceduren anfing. Entsteht nun irgendwo ein Aufruhr, so begibt sich ein oder mehrere Polizei-Magistrate, begleitet von einem Schwarm von Constabeln nach dem Orte — und es muß erst die Aufruhrsakte verlesen worden sein, welche das Volk zur Ruhe und zum Auseinandergehen ermahnt, ehe sich ein Soldat sehen lassen darf.

Der Constable ist in England die einzige Person, die arretirt. Aus eigener Machtvollkommenheit kann ein Constable nur in flagranti delictu, bei Begehen eines Verbrechens, sein Amt handeln. Wird eine Thätlichkeit in der Straße begangen, so kann blos Jener arretirt werden, der den andern zum Bluten verletzt hat. Die öffentliche Ruhe (the Kings peace) darf man aber auf der Straße in England nicht ungeahndet stören — ein lärmend Betrunkener, Jeder, der unanständige (obscöne) Reden führt, kann auch arretirt werden. In dieser Beziehung wird kein Unterschied der Stände gemacht, und der Marquis of Waterford (einer der reichsten Gutsbesitzer Irlands) hatte während seiner Jugendfahrten in London öfters die Ehre in einer Polizeizelle zu schlafen. Außer diesen Fällen, die denn doch wohl durch das Gewühl der großen englischen Städte geboten sind — kann Niemand ohne einen Warrant (schriftliche Vollmacht) arretirt werden. Wehe dem Constable, der bei Tag oder Nacht ohne ein dergleichen Document sich in das Haus eines Engländers begeben wollte; denn der Hausherr oder sonst Betheiligte hätten das Recht, ihn augenblicklich zu tödten; Fälle die denn manchmal vorgefallen sind. Vor Gericht würde ein derlei Todtschläger freilich zu erscheinen haben, aber jede Jury würde ihn sogleich freisprechen. Uebrigens steht auch bei einer nicht ganz eigenmächtigen, aber doch in der Form mangelhaften Arrestation dem Beschädigten ein Proceß for false imprisonement (für ungesetzliche Einsperrung) gegen die Regierung frei, welche demnach oft einen bedeutenden Schadenersatz zu leisten hat.

Diejenigen unserer Leser, welchen dergleichen Gegenstände fremder sind, werden demnach fragen, wie kann man denn also in England Mörder, Diebe oder auch Hochverräther oder Aufwiegler arretiren? Ganz allein auf einem gesetzlichen, genau vorgeschriebenen Wege. Dies ist eine der Hauptaufgaben der Police Courts. Hier können entweder Private oder die Regierung durch ihre Organe als Ankläger auftreten, aber nur in den seltensten Fällen (als den Schießereien auf die Königin 2c.) sind die präparatorischen Verhandlungen geheim, alles andere geschieht bei offenen Thüren. Jeder Ankläger (und wäre es ein königlicher Prinz) muß zuerst einen Eid schwören, die Wahrheit zu sprechen; verstößt er gegen diesen, so kann ihm der Beschädigte (oder das Gericht) einen Criminalprozeß wegen falschen Zeugniß anhängen, worauf Deportation steht. Nun bringt dennoch der Zeuge oder die Zeugen ihre Anklage gegen den Abwesenden (wenn er nicht gleich in Flagranti arretirt worden war) vor. Nach längeren oder kürzeren Verhandlungen kann nur die Bench, ein oder mehre Magistrate, die An-

gelegenheit vertagen, mehr Zeugen vorladen; oder den Beklagten sogleich lossprechen (dismiss the case); oder endlich einen Erscheinungs- oder Verhaftsbefehl gegen denselben erlassen. Mit der Exekution der letztern wird ein Constable beordert, welcher den Erscheinungsbefehl im Hause abgibt, oder Anstalten macht, des zu Verhaftenden habhaft zu werden, wozu er einen Warrant (Vollmacht) vom Polizei-Magistrate unterzeichnet und besiegelt erhält. Mit dieser kann er nun den Beschuldigten überall, zu Hause oder auf der Straße arretiren, im ersten Falle nur bei Tage, denn bei Nacht darf man das Haus eines Engländers blos auf Hilferuf von innen violiren. Schon auf dem Gange oder der Fahrt nach dem Gefängniß kann der Verhaftete bei Freunden vorkommen, und ihnen Behuf der Haftung (bail) Mittheilungen machen. In vielen Fällen hat selbst der Vorsteher des Gefängnisses das Recht, einen Verhafteten sogleich gegen Bürgschaft zu entlassen. Ist es aber die Zeit, wo Police Court gehalten wird (gewöhnlich von 9 bis 4 oder 6), so wird der Arretirte sogleich vor die Magistratsperson gebracht; sonst aber freilich bis zur nächsten Sitzung eingesperrt. Wird Jemand vor die Police Court gebracht, so hat er auch das Recht einen Advocaten und die Entlastungszeugen bei sich zu haben. Solche Verhandlungen enden entweder in Vertagung oder Lossprechung; in einem Urtheilsspruche (in kleineren Vergehen — die sogenannte summary procedure), oder dem Verweisen an die eigentlichen Gerichte. So wie nun selbst längere Verhandlungen vor sich gehen können, während der Untersuchte sich auf freiem Fuße befindet; so kann auch bei einem Verwiesenwerden an die eigentlichen Gerichte eine Freilassung gegen Bürgschaft stattfinden, sich vor den letztern zu stellen. Man sieht also, wie die englische Gesetzgebung dafür gesorgt hat, selbst den mit mehr oder weniger Grunde Beschuldigten nur im äußersten Falle seiner Freiheit zu berauben; von Caprice-Einsperrungen, wie sie im Polizeistaate gäng und gäbe sind, kann dort keine Rede sein. Charakteristisch war daher die Antwort, die Königin Anna einem fremden Gesandten geben ließ, der von ihr eine Satisfaction für irgend ein ihm zugefügtes Unrecht forderte: „die Regenten von England haben nicht das Recht, — selbst dem geringsten Bürger irgend auch nur die geringste Strafe zu diktiren.“ Nach dem Verlust der persönlichen Freiheit ist einem Freien die Durchsuchung seines Hauses das Widerwärtigste. Der von altersher geltende britische Grundsatz: „eines Engländers Haus sei seine Feste (castle),“ bekräftigt diese Annahme. Hausdurchsuchungen unterliegen denselben Formalitäten als die Arretirung eines Bürgers. Die Regierung oder Private (die erste durch ihre Agenten) muß vor einem Polizeimagistrate erscheinen und beschwören, in irgend einem angegebenen Locale befänden sich eine verbrechens-bezüchtige Person oder Personen, Güter oder Effekten die dem Gesetze verfallen sind. Erscheinen diese Aussagen genügend, so wird eine Durchsuchungs-Vollmacht (warrant of search) ertheilt, deren Ausführung aber wieder vielen Beschränkungen unterliegt, die wir nicht

weiter angeben wollen. Nöthig finden wir eben noch im Allgemeinen angegeben, daß in England in allen eidlichen Aussagen Hörensagen gar nichts gilt, indem es nicht evidence (ein Offenbares) ist, und nur beweist, daß man gehört hat — nicht aber die Wahrheit des Gehörten. Dieses hat eine sonderbare Classe von Gerichtsangehörigen (wenn wir sie so nennen wollen) hervorgebracht — wir meinen die common informers (Angeber) und die King's witnesses. Manche Handlungen sind z. B. mit größeren oder kleineren Geldstrafen belegt, z. B. in London das Ausklopfen von Fußteppichen nach 9 Uhr Morgens. Geht nun ein dergleichen Angeber vorbei und informirt, so erhält er die Hälfte der Geldbuße; und so in vielen andern Fällen. Da diese Art von Thätigkeit gesetzbegründet ist, so haftet ihr kein besonderes Stigma an, und sich an solchen Leuten rächen zu wollen, fällt dem geraden John Bull selten ein.

Letztlich wollen wir noch von Proceduren über Hochverrath oder Verschwörungen sprechen. Den ersteren begründet in England blos ein thätlicher Anfall auf den Souverain, oder ein Kriegführen (to levy war) gegen denselben. *) Bei diesen Gelegenheiten fehlt es natürlich nicht an Zeugen, auf deren Eid der Bezüchtigte von einer Police Court, oder auf Warrant des Ministers des Innern (denn dieser ist die höchste Magistrats-Person) verhaftet werden kann. — Eigentliche Verschwörungen kommen in England selten vor, da die freie Presse und Associationsrecht allen derlei Fieberstoff frühzeitig ausscheiden. Die letzte dieser Art war die von Thistelwood, der das sämmtliche Castlereagh-Ministerium vernichten wollte. Hätte aber die Regierung auch gewußt, daß ein dergleichen Plan von ihr bekannten Personen gehegt würde, so hätte sie doch nichts gegen selbe unternehmen können, denn ohne Zeugen, auf bloßes Hörensagen läßt sich, wie gesagt, hier nichts thun. Am Vorabend des Tages aber, da der Schlag ausgeführt werden sollte, verfolgte einer der Mitverschworenen einen Minister in St. James Park, und fing an von dem Plane zu sprechen, jener aber wandte sich unwillig und voll Verachtung von ihm. Als aber derselbe Mann später abermals in dem Minister-Hotel vorsprach, und dieselbe Aussage wiederholte, verschwand das Mißtrauen; und Thistelwood und seine Mithelfer wurden arretirt 2c. Ein solches Entdecken von Mitschuldigen nennt man (in jedem Criminal-Prozesse) to turn King's evidence — ein Zeuge für die Anklage werden; denn man muß seine Angabe aus eigner Kenntniß beschwören. — Werden endlich Menschen wegen aufreizender, aufrührerischer Reden verhaftet und zur Rechenschaft gezogen, so kann dies auch nur auf die eidliche Aussage eines Zeugen geschehen, welcher selbe gehört hat. Constables die bei solchen Gelegenheiten (öffentliche Meetings 2c.) gegenwärtig sind, nehmen daher entweder ihre Noten während der Rede selbst,

---

*) Sonderbar, ist auch das Verführen der Thronerbin (Royal Princess) Hochverrath — aber auch sie verwirkt das Leben.

oder schwören, sie hätten sie kurz nachher angefertigt. Ist die Regierung endlich von der gefährlichen Tendenz von Meetings (als z. B. der national convention im Jahr 1848) in vorhinein überzeugt, und will ihrer Sache völlig sicher sein, so schickt sie ganz offen einige Stenographen (Governements Reporters) hin, welche die Vorgänge zu Papier nehmen, und deren Richtigkeit dann zu beschwören haben. — Ein Geständniß des Beschuldigten wird vom englischen Gerichte nicht nur nicht gefordert, sondern jede etwa zufällige Anforderung dieser Art kann der Beschuldigte oder seine Entlastungszeugen mit dem bekannten englischen Rechtsgrundsatz: „no one is obliged to incriminate himself," — „Niemand ist verbunden, sich selbst anzuklagen," entschieden ablehnen.

Wir haben angedeutet, mit welchen Rücksichten die englischen Police Courts sich zu benehmen haben, um den einer Gesetz-Uebertretung Angeklagten (also auch politisch Angeklagte) ihrer Freiheit zu berauben. Bis zu diesem Punkte mußten wir den englischen Institutionen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wie aber Jemand auch dort um des geringsten Vergehens halber dem Gesetze verfallen ist, nimmt auch jener angeblich freie Staat ganz den Charakter eines Polizei-Staates an — und eben darum, weil das Gesetz keinen Unterschied des Ranges kennt, kennt es auch keinen Unterschied des Vergehens, und Jemand der die von Polizeiwegen (doch meistens) diktirte Geldstrafe nicht bezahlen, oder jene Bürgschaften nicht stellen kann, wird sogleich in irgend einem Penitentiary (Strafort) eingesperrt, obgleich eigentliche Verbrecher mit Transportation bestraft werden. Streng genommen, wird dort sogleich Bart und Haar geschnitten, die grobe Gefangenkleidung angezogen, und der Gefangene wird zum Tauwerkzerzausen verwendet; kann oder will er Das nicht thun, so wird er auf Wasser und Brot reducirt. Uebrigens ist in den meisten dieser Anstalten das einsame Zelleschlafen und bei der Arbeit das Schweigsystem eingeführt. All diese Strafe wird Jemand für irgend ein kleines Vergehen, — Trunkenheit in den Straßen, eine kleine Schlägerei ꝛc. andiktirt, nur der Zeit nach von der kleiner Diebe, Gauner ꝛc. verschieden. Man muß ein Lord Waldeymare sein, um für den halben Todtschlag eines Menschen, in diesem Falle eines Polizei-Constables, sein Gefängniß in einem Appartement der Marshalsey bei Champagner-Diners überstehen zu können! Pairs können nur von dem Oberhause (ihres Gleichen) gerichtet werden, und hier ist kein Eid der Jury, sondern bloß eine Deklaration upon my honour nothwendig. Der Ausspruch Lord Brougham's: „das englische Gesetz sei ein Netz, wodurch man auf tausend Wegen durchschlüpfen könne," ist daher sehr wahr, obgleich wohl in vielen Fällen auf ihn selbst anwendbar. Die fortschreitende Bildung bessert wohl auch hier allmälig, man erzählt sich aber noch in London von einer Zeit, wo in der Old Baily Vormittag alle Angeklagten freigesprochen, Nachmittag alle verurtheilt wurden. Unter der jetzigen Regierung ist auch

die Todesstrafe für einige Dutzend Verbrechen abgeschafft worden, und wird dermal nur für vorsätzlichen, wohl erwiesenen Mord vollstreckt.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den politischen Vergehen und ihrer Behandlung zurück.

Das Wort Hochverrath, so schrecklich in seinem Klange, hat denn mit uns Neuern seine Bedeutung verloren. Ein General, ein Minister, der die ihm anvertrauten Pläne und Geheimnisse dem Feinde verräth — nur der kann und sollte ein Hochverräther genannt werden, denn dazu gehört denn doch, daß Etwas verrathen werde, und noch dazu etwas Großes, Hohes. Daß man daher dermal arme (und manchmal wirklich armselige) ouvriers des Hochverraths anklagt oder gar bestraft, zeigt, daß der Begriff, wie eine Krankheitsform, anfängt lax zu werden, um endlich ganz zu verschwinden. In England war, in letzter Zeit, nur Frost und seine Genossen, so wie auch die irischen Aufständler Mitchell und Meagten des Hochverraths beschuldigt; in allen andern Fällen mit Lovett, F. O'Connor, Fussell und andern Chartisten hatte man sich mit der Anklage auf Sedition begnügt. Denn nur die erstern hatten versucht Krieg gegen die Königin zu führen (to levy war), welchen der Begriff von Hochverrath bedingt. Aber auch in den letztern Fällen waren die ausgesprochenen Strafen und deren Vollstreckung schrecklich. Viele dieser armen Menschen wurden in den houses of correction furchtbar gepeinigt, manche verloren ihren Verstand, andere starben elend.

Doch eben weil die englische Gesetzgebung den Begriff des Hochverraths (high treason) als einen Kriegsakt gegen den Monarchen erklärt, benimmt sie sich selbst jeden plausiblen Grund, die diesem Gesetz Unterfallenden eben anders als wie Kriegsgefangene zu behandeln. Endlich haben in England alle gehässigen Verfolgungen und Bestrebungen politischer Insurgenten einen sehr widerlichen Beigeschmack — indem ja das ganze dermalige Regierungssystem auf einer glorreichen (weil erfolgreichen) Revolution, the glorious Revolution vom Jahre 1669 basirt, wodurch das königliche Haus der Stuart aus England vertrieben wurde. Da endlich das Associations- und Petitionsrecht in England ziemlich ungeschmälert besteht — so läßt sich zwischen einem Zuge von 100,000 Bittenden (wie zur Zeit der Reformagitation) und 1000 Drohenden nicht wohl eine Grenzlinie ziehen. — Die Verurtheilungen endlich des Jahres 1848 wegen einiger aufreizenden Reden der Chartisten, tragen das Gepräge großer Willkür und Animosität. Besonders litt dadurch Füssel, ein Goldarbeiter, dessen Familie von den Schweizer Fusely's herstammen soll. Endlich wird in England Alles auf Geld reducirt, wer von den Verurtheilten seine Kost (15 Schillinge wöchentlich) bezahlte, war vom Tauzerzupfen frei; so wie das Geld ausblieb, mußte wieder gearbeitet werden. Neben großen Akten der Humanität finden wir denn doch auch in der Geschichte des neuern Englands Züge großer Grausamkeit, und erinnern uns der härtesten Be-

handlung, die auch den armen französischen Kriegsgefangenen auf den englischen Pontons zu Theil wurde.

Um aber wieder mit einer erfreulichen Seite der englischen Justizpflege zu beschließen, deuten wir auf die Gerichtsprocedur hin, die im Allgemeinen und auch gegen politisch Inculpirte beobachtet wird. Daß all und jede dergleichen Verhandlung öffentlich und vor einer Jury geschehen müsse, brauchen wir kaum zu erwähnen, und doch ist dieses in der That eine große Errungenschaft, dort freilich vom Jahre 1275 her! Daß man (wie in deutschen und andern continentalen Gerichtshöfen) Leute confrontirt — den Beschuldigten zumuthet über sich selbst Bericht abzustatten, das heißt sich selbst anzuklagen; daß man ihn etwa frägt: „wo seid Ihr an dem und dem Tage gewesen — habt Ihr Dieß oder Jenes gesagt, gethan 2c.?"; davon hat man in England keine Idee. In einem englischen Gerichtshofe muß Alles mit einer Eidesformel bekräftigt sein, der Angeklagte aber wird nicht in Eid genommen. Nachdem ein oder das andere Factum gegen ihn bewiesen wird, hat er (oder sein Advocat — barrieter) das Recht die Zeugen zu examiniren (to crass examine the witnesses), ihre Aussagen zu verdächtigen, zu schwächen oder umzustürzen, wozu er wieder seine eigenen Entlastungszeugen (witnesses for the defence) vorladen kann. So schreitet das Verfahren fort, bis der Thatbestand erschöpft ist, worauf dann zuerst der Anwalt für die Anklage spricht. Das letzte Wort hat aber der Anwalt des Angeklagten. Hierauf recapitulirt der Richter, welches nach den von ihm während der Procedur gemachten Noten oft in stundenlangen Reden geschieht. Darauf Spruch der Jury nach kürzerer oder längerer Consultation. Und hier erscheint eine andere der Errungenschaften unserer angelsächsischen Nachbarn. Der Spruch (verdict — von dem alten deutschen Präposit Ver abgeleitet) der Jury muß nicht durch Majorität — er muß einstimmig gefaßt werden; ist ein Einziger anderer Meinung, so hat die der andern Eilf keine Geltung und es heißt the jury car not agree, welches einer Lossprechung des Angeklagten gleichkommt. — Soviel im Ganzen des rein Vernünftigen und Menschlichen, dem denn aber dennoch die Mangelhaftigkeit alles Irdischen anklebt. Denn es ist offenbar, daß ein Reicher einen begabtern Advocaten (auch mehrere) dingen, die Sache endlich durch Rechtsformalitäten und Berechnungen weithin ausgesponnen werden kann. So hat Feargus O'Connor einen jener politischen Processe ein Jahr lang von einem zum andern Gerichtshof geschoben, endlich gar vor die twelf judges of England — den höchsten Justizsenat Großbritanniens. Und als früher wegen anderer Anklage verurtheilt, büßte O'Connor seine Haft in einem comfortablen, großen Gemach von York Castle.

Und sonach kommen wir immer und immer zu den Anomalien menschlicher Verhältnisse — wenigstens menschlicher Gegenwart zurück. So wie man aber vor 600 Jahren Formeln fand, die den damaligen Verhältnissen entsprachen, so müssen auch wir nach solchen suchen, die der Jetztzeit genügen. Sie dürften

sonderbar sein oder uns so erscheinen — wie die Jury Dem, der da gewohnt war, einen ihm als Verbrecher erscheinenden mit seiner Streitaxt oder seinem Schwert zu tödten. „Nous allons faire une nouvelle histoire“ — sagt der greise Verfasser der Mémoires d'outre tombe. Und so wird auch der große Krater britischer Verhältnisse über kurz oder lang aufzubellern haben — um neue Gebilde an's Licht zu bringen. Dr. J. Lotski.

General Zachary Taylor,

seit der Mitte des vorigen Jahres Präsident der Vereinigten Staaten, hat durch seinen soeben erfolgten Tod dem bisherigen Vicepräsidenten Fillmore, einem entschiedenen Whig und genauen Freunde Henry Clay's Platz gemacht. — Wir entlehnen seiner Biographie folgende Notizen. — Zachary Taylor stammt von dem Engländer James Taylor ab, der im Jahre 1692 aus England nach den Vereinigten Staaten auswanderte und sich im östlichen Theil von Virginien niederließ. 1790 übersiedelte ein General Taylor von hier nach Kentucky, zwei Jahre vor der Einverleibung dieser Provinz in die Union, sammt zwei jüngeren Brüdern, wovon der jüngste, Richard, der sich nahe bei Louisville niederließ, der Vater des jetzigen Präsidenten der Vereinigten Staaten ist. Richard Taylor zeichnete sich als Oberst während des Revolutionskrieges bei mehreren Gelegenheiten, namentlich in der Schlacht von Trenton und in den Kämpfen der damals noch dünnen Bevölkerung von Kentucky (ein indianisches Wort, welches „blutiger und finsterer Grund“ bedeutet) mit dem Indianern aus. Washington schenkte dem Obersten Richard viel Vertrauen und der Gouverneur von Kentucky, Scott, pflegte zu sagen: „Wenn ich die Pforten der Hölle zu stürmen hätte, so würde ich Rick Taylor an die Spitze der Sturmcolonnen stellen.“ Dieser wackere Kriegsoberst, welcher die Stadt Louisville in beiden Häusern vertrat, starb auf seiner Pflanzung in der Nähe dieser Stadt am 19. Februar 1826.

Zachary Taylor, dritter Sohn des Obersten Richard, ist im Jahr 1790 geboren, also in demselben Jahre, in welchem sein Vater nach Kentucky auswanderte. Unter Gefahren und Entbehrungen wuchs er heran, jede Nacht mußte die Pflanzung gegen mögliche Ueberfälle der Wilden verrammelt und in Vertheidigungszustand gesetzt werden, und selbst auf dem Wege nach der Schule durfte er nicht ohne Besorgniß vor den Tomahawks der Indianer sein. Und in der That wurden auch eines Tages mehrere seiner Schulkameraden nur wenige hundert Schritt von dem Ort, wo er und seine Brüder von ihnen Abschied genommen, von In=

dianern überfallen und skalpirt. Unter diesen Gefahren entwickelte sich sein Charakter schon früh zu jener Energie, zu jenem unerschütterlichen Muthe, wodurch er sich in den Stunden der Gefahr und auf dem Schlachtfelde stets auszeichnete.

Zachary Taylors Hauptvergnügen in der Knaben- und Jünglingszeit war Fischen, Jagen und Herumstreichen in den Wildnissen, wobei er oft tagelang abwesend war. In seinem siebenzehnten Jahre schwamm er in Gesellschaft seines dritten Bruders über den riesigen Ohio bis zum jenseitigen indianischen Ufer und wieder zurück, ohne auszuruhen, als gerade der Fluß (im März) kalt und geschwollen war. Man hält dies in Nordamerika für eine größere Aufgabe als über den Hellespont zu schwimmen. Als im Jahre 1807 das britische Kriegsschiff Leopard auf die amerikanische Fregatte Cheasepeake einen durch nichts veranlaßten Angriff machte, wurde die nordamerikanische Jugend von einem heiligen Kriegseifer ergriffen und viele junge Männer beeilten sich, in den Kriegsdienst zu treten. Der junge Zachary Taylor gehörte zu ihnen. Am 3. März 1808 trat er als aggregirter Lieutenant in das siebente Infanterieregiment.

1812 wurde sein heißer Wunsch, mit einem Feinde anbinden zu können, endlich erfüllt, indem er sich dem Truppencorps anschloß, welches unter General Harrison gegen den vom englischen Agenten aufgehetzten indianischen Stamm der Meiemeis am Wabesh entsendet wurde. Seinen in diesem Feldzuge geleisteten Diensten verdankte er, daß ihn Präsident Madison zum Capitän beförderte. Als am 18. Juni 1812 die Vereinigten Staaten an England den Krieg erklärten, erhielt der junge Capitän den Oberbefehl in dem Fort Harrison am Wabesh in Indiana. Dieses sogenannte Fort war jedoch nicht viel mehr als ein rohes Pallisadenwerk, welches nur von 50 Mann vertheidigt wurde, hiervon die meisten krank und unfähig. In dieser Verschanzung wurde er am 4. Sept. von einem Haufen von 450 Wilden angegriffen. Mehr als achtmal schlug er die wüthend Anstürmenden zurück und richtete unter ihnen ein großes Blutbad an, während die Seinen nur ein paar Todte und Verwundete hatten. Am 13. erhielt er durch Oberst Russel Verstärkungen an Scharfschützen und Freiwilligen aus Indiana. Das Fort, in welches sich auch Weiber und Kinder in großer Zahl geflüchtet, war nun außer Gefahr. In der ganzen Umgegend erschallte Taylors Lob und zur Belohnung seiner tapfern Vertheidigung wurde er im November vom Präsidenten Madison zum Major ernannt. Während des ganzen Krieges diente er an der Grenze gegen die Wilden unter General Hopkins, welcher in seinen Berichten die von Taylor in diesem Grenzkriege geleisteten Dienste mehrmals auf's ehrenvollste hervorhob

Während des langen Friedens von 1815 bis 1832 hatte Taylor Muße genug, sich thoretisch für das Kriegsfach auszubilden. Namentlich studirte er britische Stylmuster und erwarb sich so jene vortreffliche Schreibart, wodurch seine späteren Schlachtberichte in Nordamerika als classisch gelten. Als im Jahr 1832 der

blutige Krieg mit den Indianern, (nach deren Führer, Schwarzfalke, der Schwarzfalkenkrieg genannt) ausbrach, war Taylor bereits Oberstlieutenant und that sich als solcher namentlich in der Schlacht im August 1832 hervor, in welcher die Indianer, nahe bei der Mündung des Jowa in den Mississippi, auf's Haupt geschlagen und bereits zerstreut wurden. Nach glücklich beendigtem Krieg wurde Taylor zum Obersten des ersten Infanterieregiments am Obermississippi ernannt, und verkehrte hier viel mit den Indianern, deren Achtung und Liebe er sich bald zu erwerben wußte. In Wisconsin erbaute er das Fort Crawfort, in welchem er bis zum Jahr 1836 sein Hauptquartier hatte. In diesem Jahr zog er als Oberbefehlshaber der ersten Brigade (1tes, 4tes und 6tes Infanterieregiment und Freiwillige aus Missouri) zum Kampfe gegen die Seminolen in Florida, die er dann endlich, trotz ihres heldenmüthigen Widerstandes, am 25. December 1837 in einem Haupttreffen schlug, welches nach dem See Oki Tschobi benannt wird. Seitdem war die Macht und der Muth der Seminolen gebrochen. Daß Taylor in diesem Feldzuge die berüchtigten, zu diesem Zwecke förmlich abgerichteten Bluthunde anwendete, um durch sie die Indianer aus ihren Schlupfwinkeln aufsuchen zu lassen, ist von seinen politischen Gegnern zur Zeit der Wahl häufig als Waffe gegen ihn benutzt worden. Zum Brigadegeneral und Gouverneur von Florida ernannt, behielt er diese Stelle bis zum Jahre 1840, worauf er als Oberbefehlshaber des ersten Departements der südlichen Heeresabtheilung (Louisiana, Mississippi, Alabama und Georgia) sein Hauptquartier im Fort Dschessup aufschlug.

Hatte er so in den Kriegen gegen die Indianer seinem Vaterlande die unschätzbarsten Dienste geleistet, so sollte er durch seine Kriegsthaten, die er als General und selbstständiger Befehlshaber einer Heeresabtheilung im mexicanischen Kriege ausführte, auch die Blicke der Welt auf sich lenken. Seine siegreichen Schlachten von Palo, Alto und Resaca de la Palma über den mexicanischen General Ampudia, die Belagerung und Einnahme von Monterey und Saltilla, der glorreiche Sieg über den „Napoleon des Westens" (wie sich Santa Anna selbst nennt) bei Buena Vista, welche Schlacht am Geburtstage Washingtons, den 22. Febr., ihren Anfang nahm und sich folgenden Tags für die Nordamerikaner entschied, sind Kriegsthaten, welche den General zum Liebling des Volks machten und ihn den größten Feldobersten neuester Zeit zur Seite stellen. Letztere Schlacht, welche die mexicanische Nordarmee gänzlich auflöste, wird von den Nordamerikanern wohl etwas überschwenglich als die „glorreichste Schlacht seit Napoleons Siegen" gefeiert. Als für beide Generale charakteristisch verdient erwähnt zu weeden, daß Santa Anna vor Beginn der zweitägigen Schlacht bei Buena Vista dem General Taylor anzeigen ließ, daß er ihn mit einem Heere von 20,000 Mann umzingelt habe und ihm aus „Achtung und Rücksicht" anheimstelle, sich zu ergeben, wozu er ihm eine Stunde Bedenkzeit lasse. General Taylor schrieb ihm mit lakonischer Kürze zurück: „Sir, in Erwiederung Ihres Schreibens, worin Sie mich

auffordern, mich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, erlaube ich mir Ihnen zu bemerken, daß ich mich auf Ihren Wunsch nicht einlasse. Mit aller Achtung bin ich, Sir, Ihr gehorsamer Diener, Z. Taylor, Generalmajor der Vereinigten Staaten, Commandirender."

Literatur und Kunst.

Aufforderung zur Stiftung einer Bach-Gesellschaft.

Am 28. Juli 1750 starb in Leipzig Johann Sebastian Bach. Die Wiederkehr dieses Tages nach hundert Jahren richtet an alle Verehrer wahrer, ächt deutscher Tonkunst die Mahnung, dem großen Manne ein Denkmal zu setzen, das seiner und der Nation würdig sei. Eine durch Vollständigkeit und kritische Behandlung den Anforderungen der Wissenschaft und Kunst genügende Ausgabe seiner Werke wird diesen Zweck am reinsten erfüllen. Die Unterzeichneten, welche sich in dem Wunsche begegnet sind, dieses Unternehmen mit allen Kräften zu fördern, legen den Verehrern des großen Meisters in Folgendem die Grundzüge dar, nach welchen sie dasselbe ins Leben zu rufen beabsichtigen.

Die Aufgabe ist, alle Werke Joh. Seb. Bachs, welche durch sichere Ueberlieferung und kritische Untersuchung als von ihm herrührend nachgewiesen sind, in einer gemeinsamen Ausgabe zu veröffentlichen. Für jedes wird wo möglich die Urschrift oder der vom Componisten selbst veranstaltete Druck, wo nicht, die besten vorhandenen Hülfsmittel zu Grunde gelegt, um die durch die kritisch gesichtete Ueberlieferung beglaubigte ächte Gestalt der Compositionen herzustellen. Jede Willkühr in Aenderungen, Weglassungen nnd Zusätzen ist ausgeschlossen.

Die Herausgabe geschieht durch eine Bach-Gesellschaft, deren Mitglieder sich zu einem jährlichen Beitrage von 5 Thlr. präu. verpflichten. Die durch diese Beiträge erwachsende Summe wird, da jede buchhändlerische Speculation ausgeschlossen bleibt, ganz und gar zu den für die Publication Bach'scher Compositionen erforderlichen Herstellungskosten verwandt; für jeden Beitrag von 5 Thlr. wird den Theilnehmern jährlich ein Exemplar der für dieses Jahr veröffentlichten Compositionen mit einer Uebersicht über die Verwendung der Gelder zugestellt: für den im Jahre 1850 gezahlten Beitrag im Laufe des Jahres 1851 u. s. f. Die Ausstattung wird ohne luxuriös zu sein in Format, Druck und Papier sich vor den gewöhnlichen Publicationen in einer Weise auszeichnen, wie es sich für ein Nationalunternehmen geziemt. Je größer die Anzahl der Subscribenten ist, um so mehr wird jährlich publicirt, um so eher die Vollendung des großen Werkes erreicht werden können; bei 300 Theilnehmern werden nach einem ungefähren Ueberschlag 50—60 Bogen jährlich geliefert werden können. Die Platten bleiben Eigenthum der Gesellschaft.

Die Herausgabe geschieht in folgenden Abtheilungen:

1) Gesangmusik a) mit und b) ohne Begleitung.

2) Instrumentalcompositionen a) für Orgel, b) Klavier, c) Orchester.

Es wird von allen Compositionen für mehrere Stimmen oder Instrumente stets die Partitur gedruckt, bei den Gesangcompositionen mit Begleitung auch ein Klavierauszug untergelegt.

Ein Hauptaugenmerk bei der Anordnung der zu publicirenden Werke wird es sein, sofern nicht die Herausgabe eines umfassenden Werkes alle Kräfte eines Jahres in Anspruch nimmt, in jedem Jahr Compositionen verschiedener Gattungen zu veröffentlichen, so jedoch, daß die Vervollständigung der Bände zusammengehöriger Compositionen dabei möglichst berücksichtigt werde. Nicht minder wird das Streben dahin gerichtet sein, die Veröffentlichung ungedruckter oder durch Seltenheit so gut wie unbekannter Werke thunlichst in den Vordergrund treten zu lassen.

Durch die Benutzungen der Sammlungen und Forschungen der Herren Becker, Dehn, Hauser, v. Winterfeld ist eine vollständige Uebersicht der auf uns gekommenen gedruckten wie ungedruckten Werke Bachs möglich geworden. Bereits ist uns auch aus öffentlichen wie Privatsammlungen freigebigste Unterstützung zugesagt worden; mit um so größerem Vertrauen richten wir nun an alle die, welche im Besitze Bach'scher Schätze sind die Bitte, uns die Benutzung derselben für diese Gesammtausgabe gestatten zu wollen.

Daß die Redaction mit Strenge, Umsicht und Hingebung geübt werden wird, dafür glauben die Unterzeichneten dem Publicum die Bürgschaft in den Namen ernster und treuer Forscher bieten zu dürfen, welche in ihren Reihen verzeichnet sind.

Die Herstellung des Druckes wird die Breitkopf u. Härtel'sche Officin übernehmen.

Beseelt von dem innigen Wunsche und dem festen Vertrauen des Gelingens wenden sich die Unterzeichneten an die zahlreichen Verehrer höherer Tonkunst und ihres großen Meisters mit der Bitte durch Rath und That ein Unternehmen zu fördern, das für die Kunst und Wissenschaft der Musik im höchsten Grade bedeutend ist. Namentlich an die Vorsteher von Vereinen richtet sich ihre Bitte, daß sie in weiterem Kreise thätige Theilnahme für ein Unternehmen wecken, das der vereinten Kräfte Vieler bedarf, um würdig ausgeführt zu werden, so daß es unser Volk und unsere Zeit ehrt. Mögen alle, an welche dies Wort gelangt, denen es Ernst mit deutscher Kunst ist, mit Eifer und Freudigkeit mit Hand anlegen an das Denkmal des großen Meisters.

Zeichnung von Beiträgen wird jede Buch- und Musikalienhandlung annehmen. Mittheilungen aller Art entgegenzunehmen und Auskunft zu ertheilen ist jeder der Unterzeichneten bereit, doch wird es förderlich sein, dieselben an die Breitkopf- u. Härtel'sche Buchhandlung für die Bach-Gesellschaft zu adressiren.

Leipzig, im Juli 1850.

Dr. Baumgart in Breslau. C. F. Becker, Organist in Leipzig. Breitkopf und Härtel in Leipzig. Ritter Bunsen, Kön. Preuß. Gesandter in London. S. W. Dehn, Professor in Berlin. M. Hauptmann, Musikdirector in Leipzig. Fr. Hauser, Director des Conservator. in München. Dr. Hilgenfeldt in Hamburg. Otto Jahn, Professor in Leipzig. August Kahlert, Professor in Breslau. Dr. Ed. Krüger, Director in Emden. A. B. Marx, Prof. in Berlin. J. Moscheles, Professor in Leipzig. Mosewius, Musikdirector in Breslau. J. Rietz, Capellmeister in Leipzig. Rungenhagen, Director der Singakademie in Berlin. C. H. Schede, Regierungsrath in Marienwerder. Dr. R. Schumann in Dresden. Dr. L. Spohr, Capellmeister in Cassel. Frh. G. v. Tucher, Oberappellationsrath in Neuburg. C. v. Winterfeld, Geh. Obertribunalrath in Berlin.

Schiller's Anthologie auf d. J. 1782. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Dämonische und einem Anhange neu herausgegeben von **Eduard Bülow.** Heidelberg, Bangel & Schmidt. — Der Anhang enthält einzelne Stücke aus den Räubern, drei Gedichte: Freigeisterei der Leidenschaft, Resignation und die Götter Griechenlands in der ersten Ausgabe, und Schiller's Selbstkritik der Anthologie, aus dem würtembergischen Repertorium der Literatur von 1782 abgedruckt. — Die Anthologie, neben den Räubern unstreitig dasjenige Werk, in welchem sich Schiller's Sturm- und Drangperiode am reinsten ausspricht, erschien unter dem falschen Druckort Tobolsko, und enthält neben Schiller's eignen Gedichten noch Beiträge von seinen Freunden, die der gegenwärtige Herausgeber kritisch zu scheiden gesucht hat. — Eine Herausgabe dieser Anthologie in der alten Form ist nicht nur eine Pflicht der Pietät, sie ist auch in hohem Grade lehrreich für unsere Kenntniß des Bildungsganges, den jener wunderbare, in vielen Beziehungen incommensurable Geist genommen hat. Wer Schiller's spätere Entwickelung liebt, wird sich auch an diesen ersten Ergüssen eines reichen Gemüths erbauen. Sie aber der spätern Bildung vorzuziehn, ist nur dann möglich, wenn man sich noch selbst in jener Sturm- und Drangperiode des Gemüths befindet, die jeder bessere Mensch durchmachen muß, die aber überwunden werden soll. Wenn der Herausgeber unsern Dichter tadelt, daß er einen Theil seiner frühern Gedichte unterdrückt, einen andern durch Feile abgeschwächt hat, so können wir uns nur auf Seite des Dichters stellen; ja wir hätten allenfalls noch eine ganze Reihe von Gedichten, z. B. Elysium, Tartarus, den Triumph der Liebe u. s. w. mit in den Kauf gegeben. Auch der ganze Laura-Cyklus hat mehr ein psychologisches, als ein ästhetisches Interesse. Wenn Schiller in seiner Selbstrecension sagt: „Möchten sich doch unsere jungen Dichter überzeugen, daß Ueberspannung nicht Stärke, daß Verletzung der Regeln des Geschmacks und des Wohlstandes nicht Kühnheit und Originalität, daß Phantasie nicht Empfindung und eine hochtrabende Ruhmredigkeit der Talisman nicht sei, von welchem die Pfeile der Kritik splitternd zurückprallen; möchten sie zu den alten Griechen und Römern wieder in die Schule gehen," u. s. w., — so war das damals allerdings spöttisch gemeint; später aber sind es Schillers wirkliche Ansichten geworden, er hat sie ebenso in seinen ästhetischen Abhandlungen (z. B. der Recension über Bürger) ausgesprochen, wie in denjenigen Gedichten zur Anwendung gebracht, die seinen Ruhm begründet haben. Man muß das um so schärfer hervorheben, da noch heutzutage junge Dichter sich durch dieses Vorbild verleiten lassen, und durch ungeheuerliche Bilder, eine verworrene Diction und leidenschaftliches Gebärden die wahre Stärke der Empfindung zu ersetzen suchen. — Dies gilt aber nicht von den beiden Versionen der „Götter Griechenlands"; abgesehen von den stylistischen Verbesserungen enthält jede der beiden Ausgaben ein eignes, in sich vollendetes Gedicht, und die schroffe Antithese gegen den Spiritualismus des Christenthums, wie sie sich in den folgenden Strophen der ersten Ausgabe vorfindet, wird durch die höhere Auffassung der zweiten in ihrer verhältnißmäßigen Berechtigung nicht alterirt.

— Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar. —
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,

Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann. — —
Freudlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron. — —
— Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher. —
Dessen Strahlen mich darnieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes u. s. w.

Geschichte.

Eine Quelle für serbische Geschichte. Nicht fern von Kragujevac, bei dem Dorfe Topola auf dem Gebirge von Rudnik hatte Kara Georgje ein Kastell. Es war ein großes Viereck, stark ummauert, in jedem Eck stand ein runder Thurm, Kula. Jetzt ist die Veste ein Trümmerhaufen, nur ein Thurm steht noch wohlerhalten und auf seiner Zinne liegt noch eine kleine eiserne Kanone. Im Dorfe Topola befindet sich das niedere Haus, in dem Kara Georgje geboren ward und lange gewohnt hat. In der Kirche liegt er begraben. Sein Sohn, der jetzige Fürst Alexander, weilt mit geziemender Pietät oft und gern in dem Geburtsorte seines Vaters in ländlicher Zurückgezogenheit und läßt des Vaters Bauerngut sorgfältig bearbeiten. Eben jetzt geht er damit um, das alte Kastell auf dem Rudnik zu restauriren. Zu Topola lebt einer der ältesten Freiheitskämpfer Serbiens, Kara Georgje's treuester Knappe, der tapfere Peter Jokicz, welcher in zahlreichen Heldenliedern aus jener Zeit eine Rolle spielt. Das Volk nennt ihn kurzweg Petar Topolac, den Peter von Topola, oder auch Buljugbaſſa Petar. — Peter Jokicz und Kara Georgje waren Nachbarssöhne, Beide mit einander aufgewachsen. Mit Kara Georgje verließ Jokicz und noch acht Jünglinge das Dorf Topola, um den Kampf gegen die Türken zu beginnen. Zehn Männer, und diese nicht vollständig bewaffnet. Im Verlaufe des Krieges ward Jokicz Anführer der Reiterei des schwarzen Georg und stand derselben musterhaft vor; er führte auch die Hauptfahne*) des serbischen Heeres, ein altes Palladium des Landes aus der Zeit der Nemanicze. Als Kara Georgje Serbien verließ, floh auch Jokicz; er ging zuerst nach Slavonien, wo er seine Fahne im Garten eines Vetters vergrub, damit sie nicht seinem und Kara Georgje's Gegner, Milos Obrenovicz, in die Hände geriethe, der Alles aufbot, dieselbe wieder zu erlangen. Fast dreißig Jahre lebte Jokicz zu Semlin, bis ihn nach dem Sturz der Obrenovicze der neue Fürst Alexander, des schwarzen Georg Sohn, in's Vaterland zurückrief. Jokicz erschien, legte dem Regenten die Fahne zu Füßen und der Fürst machte ihn zum Staatsrath, welche Würde er jedoch bald niederlegte. Er ging in sein Geburtsdorf Topola zurück und bestellt da gemüthlich die ererbten Felder. Jokicz ist ein noch nicht erschöpfter Geschichtsquell der großen serbischen Erhebung und im Besitz wichtiger Actenstücke; seine Erzählungen aus jenen Tagen sind ein Muster von ungeschminkter Wahrhaftigkeit. So wenig er sich bitten läßt, wenn ihn Freunde oder ehrliche Fremde um Mittheilung seiner großen Erlebnisse ersuchen, eben so hartnäckig weigerte er sich, das Mindeste einem russi-

*) Die Geschichte dieser Fahne theilte der letzte Jahrgang der Grenzboten mit.

schen Professor zu erzählen, der mit kaiserlichen Empfehlungen versehen in Serbien reiste, um eine Geschichte dieses Landes zu schreiben. „Einem Russen erzähle ich nichts," soll Jokicz gesagt haben; „wie kann ein Russe eine wahre Geschichte unseres Landes schreiben, da doch die Russen allein daran schuld sind, daß wir nicht so siegten, wie wir gesiegt hätten, waren wir allein; sie allein sind schuld, daß wir uns vergleichen mußten mit den Türken. Blieben wir allein und hätten sich die Russen nicht eingemischt, keine türkische Besatzung lungerte mehr auf den Wällen der Vesten von Sabacz und Belgrad, und der Großherr zöge nicht einen Para Tribut aus der Sumadia" — Durch das vortreffliche Werk von Ranke, „über die serbische Revolution," ist erst der Anfang gemacht zur Kenntniß einer interessanten Episode unserer neuen Geschichte. Ranke hat nach den mündlichen Erzählungen der Nenadovicze, des Luka Lasarevicz, des Proticz, des Knes Sima u. A., welche der Sammler der serbischen Lieder, Wuck Stephanovicz gesammelt hat, sein Buch verfaßt. Die vielen Lücken darin machen eine Vervollständigung des Materials wünschenswerth; was die slavischen Gelehrten, zumal die Böhmen, seitdem gethan haben, ist für Einzelnes fördernd, aber bei Weitem nicht genügend. Es wäre deshalb sehr wünschenswerth, wenn ein deutscher oder südslavischer Gelehrter von Einfluß dahin arbeitete, die mündlichen Erzählungen des Jokicz und einiger anderer noch lebender Augenzeugen zu sammeln und mit wissenschaftlichem Ernst zu sichten. In kurzer Zeit wird die Zunge der Greise stumm geworden sein. Noch schreiben die Serben keine Memoiren und man muß ihnen ihre Geschichte abfragen. Wir erfüllen den Wunsch eines geehrten Correspondenten, indem wir unsere Leser, welche Interesse an serbischer Geschichte haben, darauf aufmerksam machen, daß Peter Jokicz noch lebt und bereit ist, guten Männern sein Wissen mitzutheilen.

Machiavelli's politisches System, zum erstenmal dargestellt und biographisch, literarisch, historisch und kritisch begründet von Dr. Friedrich Ebeling. Berlin, Grieben. — Die Schrift zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste enthält die kritische Basis, auf welcher allein eine vollständige Würdigung des großen Staatsmannes möglich ist, in einer bisher noch nicht dagewesenen Ausführlichkeit. Die eignen Schriften Machiavelli's so wie die Stellen gleichzeitiger Schriftsteller, die auf ihn Bezug nehmen, sind sorgfältig excerpirt, und seine Gegner, Vertheidiger, Nachahmer und Kritiker bis auf die neueste Zeit verfolgt. Die Auszüge aus denselben, die zum Theil wenig bekannt sind, werden für jeden gebildeten Leser von großem Interesse sein. Wir erlauben uns, aus dem Werk eines dieser Nachahmer des Domherrn Gabriel Naudé († 1653): Considérations politiques sur les coups d'état, das auf besondern Befehl des Cardinal Mazarin geschrieben ist, einige Stellen zu entlehnen, die in einer wunderbaren Beziehung zu der Geschichte unserer letzten Jahre stehn. — „Man muß wissen, daß bei einem Souverän die Begriffe: Gerechtigkeit, Tugend, Ehrlichkeit, etwas anders aussehn und eine weitere und freiere Bedeutung haben, als bei gewöhnlichen Leuten. Denn die Last, die der Fürst trägt, ist groß und schwer und gefährlich, und um deswillen muß er einen Gang annehmen, der in den Augen Anderer für verzerrt und regellos gelten kann, der ihm aber nothwendig, natürlich und berechtigt ist. Bisweilen muß er linkisch und ungeschickt erscheinen, und wie man sagt, den Fuchs spielen. Hierin besteht namentlich die Kunst der geschickten Regierung." — Wem fällt bei dieser Lehre nicht ein sehr naheliegendes Beispiel ein! — „Die Völker müssen die glücklichen Wirkungen der meisterhaften Staatsstreiche bewundern, ohne eine ihrer verborgenen Triebfedern kennen zu lernen." — „Eine Veranlassung zu Staats-

streichen kann in der Nothwendigkeit liegen, Staaten und Fürstenthümer in ihrer alten Gestalt zu conserviren, oder sie zu restauriren, wenn sie durch einen Unfall oder durch die unterhöhlende Kraft der Zeit einem Umsturz nahe geführt sind, der nur noch durch ein energisches Einschreiten aufgehalten werden kann." — „Eine Rechtfertigung für Staatsstreiche ist es, wenn gewisse Rechte, Privilegien, Freiheiten und Exemtionen, die manche Unterthanen zum Schaden und zur Beschränkung der fürstlichen Autorität besitzen, geschwächt oder abgeschafft werden sollen." — „Das ist die Pflicht eines guten Staatsmannes, daß er auf die geringsten Umstände Acht habe, die bei wichtigen und delikaten Dingen mit unterlaufen, damit er sich ihrer bedienen kann, indem er sie größer darstellt, als sie sind, und bisweilen aus einer Mücke einen Elephanten, aus einer Schmarre eine große Wunde, aus einem Funken ein großes Feuer macht, oder auch, indem er wirklich bedeutende Umstände verkleinert, wenn sich dies für seine Plane besser eignet." — „Ein Mittel muß man nicht vergessen, was immer am meisten und am passendsten angewendet worden ist, nämlich die Religion zum Vorwand zu nehmen bei allen Dingen, die sich auf keine andere Weise zustutzen und rechtfertigen lassen." — U. s. w. — Der zweite Theil enthält den Versuch, durch Zusammenstellung einzelner Sätze aus den verschiedenen Schriften Machiavelli's und durch Ordnung derselben nach bestimmten Rubriken eine Art von Gedanken-Zusammenhang herzustellen. An ein wirkliches System wird man bei einem Schriftsteller, dessen Betrachtungen immer auf das Bedingte und Endliche gerichtet waren, nicht denken können.

Schriften über den amerikanischen Krieg. Unter den drei Werken, welche uns vorliegen, geht das von Livermore (the war with Mexico reviewed) von dem kosmopolitischen Standpunkt des allgemeinen Friedens aus, nach welchem jeder Krieg überhaupt, und namentlich der Eroberungskrieg, als unbedingt verwerflich betrachtet werden muß. — Ein zweites, vom Major Ripley, vertritt mit Wärme und Ueberzeugung die Sache der Amerikaner, und beschäftigt sich, abgesehen von den Details der militärischen Operationen, vorzugsweise mit dem Nachweis, wie die Sache der Cultur durch jenen Zug der nordischen Republikaner gewinnen muß. Es gibt zu diesem Zweck einen kurzen Abriß der mexicanischen Geschichte und eine Vergleichung zwischen den verschiedenen Culturverhältnissen, welche die Gründung der spanischen und der britischen Colonien begleitet haben. — Für uns das meiste Interesse möchte wohl das dritte Werk haben: The other side, or Notes for the history of the war between Mexico and the United States, written in Mexico. Translated from the Spanish and edited with notes, by Albert C. Ramsey (die andere Seite, oder Beiträge für die Geschichte des Kriegs zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten, geschrieben in Mexico, aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Ramsey). Es ist das erste mexicanische Geschichtswerk, welches ins Englische übersetzt wird, und unterscheidet sich von den beiden andern Schriften durch einen Reichthum an einzelnen Zügen, Anekdoten und Beschreibungen, die für die mexicanische Bildung charakteristisch sind. Es hat in seiner Form, obgleich es auf strenger Wahrheit beruht, zuweilen den Anschein einer Schöpfung der Phantasie; ähnlich wie die Schriften unsers Sealsfield, dessen „Virey" und „Süden und Norden", trotz ihres phantastischen Wesens, für die Kenntniß der mexicanischen Eigenthümlichkeiten lehrreicher sind, als manches trockene Geschichtswerk trotz seines gelehrten Ansehens. — Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, noch einmal auf Prescott's „Geschichte der Eroberung von Mexico" hinzuweisen, die trotz des beschränkten

Zeitraums, den sie umfaßt, noch immer reich ist an Beziehungen auch auf die spätere Entwickelung der neuspanischen Colonien. — In dasselbe Gebiet fällt ein neues Werk von William Redmond Ryan: **Personal Adventures in Upper and Lower California in 1848—9, with the author's experience at the mines** (Persönliche Abenteuer in Ober- und Nieder-Californien, nebst Beobachtungen über die Minen). Ryan war einer von den unruhigen Geistern, welche während des letzten mexicanischen Krieges sich vor der Eintönigkeit des civilisirten Lebens in das abenteuerliche Treiben in den Wildnissen und Bergen Californiens flüchteten. Er vereinigte sich mit mehreren Gleichgesinnten im Fort Hamilton, Juni 1847, zu der Expedition, schiffte sich gegen Ende August in Philadelphia ein und fuhr um die Südspitze Amerikas nach Californien, wo er nach einer Reise von sieben Monaten ankam. Es scheint eine muntere und ausgelassene Gesellschaft gewesen zu sein, und die Freibeuterzüge gegen die Indianer haben diese Stimmung nicht vermindert. Der Charakter des Buchs ist demnach mehr belustigend als belehrend; doch sind einzelne Notizen über die Beschaffenheit der Goldwäsche, über die neuen Anlagen, und namentlich über den Verkehr, der zwischen Californien und China in stetem Zunehmen ist, sehr instructiv. — Bedeutend reichhaltiger und gediegener ist eine zweite Schrift, von Bayard Taylor: **Eldorado, or Adventures in the Path of Empire, comprising a Voyage to California, Life in San Francisco, and Experiences of Mexican Travel.** Der Verfasser ist nicht ein abentheuernder Goldgräber, sondern ein aufmerksamer und kenntnißreicher Beobachter, der auf die Geschichte von Californien ein neues Licht wirft. — Dahin gehört ferner von E. Buffum: **Six Months in the Gold Mines, from a Journal of a Three Years' Residence in Upper and Lower California, in 1847—49.** — Nieder-Californien, ein unfruchtbares Felsland, erstreckt sich vom Cap St. Lucas bis zum Ende des Californischen Meerbusen. Die Herbstregenzeit währt daselbst zwei Monate. Ober-Californien geht vom Meerbusen bis zu dem Fuß der Felsengebirge. Obgleich Californien schon 1534 von Hernando de Grixalva entdeckt worden ist, sind doch über anderthalb Jahrhunderte keine Niederlassungen daselbst angelegt. Erst am Schluß des 16. Jahrhunderts gründeten die Jesuiten daselbst eine Missionsanstalt, die sich allmälig über Nieder-Californien und Mexico ausdehnte und in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo sie schon gegen 12,000 Seelen in 18 Missionen umfaßte, sich auch über Ober-Californien ausdehnte. Auf eine glänzende Weise wurde sie durch den Pater Serra erweitert, der 1784 starb. Sie herrschten über die Indianer ähnlich wie in Paraguay, und der Neid, den ihr Wohlstand erregte, war so groß, daß die Cortes im Jahre 1813 ein Decret gegen sie erließen, aber ohne Erfolg. Der Umfang ihrer Besitzungen war 100,000 Acres mit 20,000 Stück Vieh. Die Indianer bauten für sie das Feld, die Jesuiten trieben Handel und verfielen allmälig in Luxus und Verweichlichung. Das dauerte bis zum J. 1833, wo durch ein Gesetz der mexicanischen Regierung die Missionshäuser säcularisirt wurden. Seitdem geriethen die Colonien im Verfall, und wurden 1845 durch den Gouverneur Pio Pico an den Meistbietenden versteigert. — Seit der Zeit beginnt der Strom der Einwanderungen. Einen Monat nach dem Friedensschluß mit Mexico wurde die Existenz der Minen bekannt; schon im Sommer 1849 zählte San Francisco, das vorher aus ein paar armseligen Hütten bestanden hatte, 3000 Einw.; jetzt bereits 30,000, zum großen Theil Männer, die den Abend verspielen, was sie des Morgens gegraben. Die Schilderungen, die Taylor von dem Treiben in S. Francisco machte,

sind im höchsten Grad anziehend und ergötzlich. — Noch in dieselbe Kategorie ziehen wir: Impressions and Experiences of the Vest Indies and North America in 1849. By Robert Baird. Der Verfasser, ein Schotte, ist von Cuba aus durch den mexicanischen Meerbusen nach New Orleans gegangen, von da entlang des Mississippi und Ohio nach Cincinnati und den großen nördlichen Seen, dann den Hudson abwärts von Canada nach New York und den übrigen Unionsstädten diesseits der Alleghany. — Das Buch zeichnet sich durch nüchterne und verständige Beobachtung aus.

Die Männer der Gegenwart. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. Wir haben schon ein Heft derselben besprochen, in welchem Gagern durch seinen Freund M. Duncker besprochen wurde. Außerdem sind erschienen: Radowitz, Carl Frhr. v. Bruck und Dr. Alexander Bach. Es sollen noch erscheinen: Manteuffel, Pfordten, Schmerling, Simson, Carlowitz, Römer u. s. w. Die Verfasser bemühen sich, einen möglichst unparteiischen Standpunkt einzunehmen, und, wie es auch ganz richtig ist, zunächst auf die positiven, anerkennenswerthen Seiten ihrer Helden aufmerksam zu machen. — Wir führen einige Details über Bach's Persönlichkeiten an. Der Minister sieht jünger aus als er wirklch ist (geb. 1814) und Leute, die an die Minister alten Stils mit ihren steifen Halsbinden, gefurchten Gesichtern und Ordensbändern gewohnt sind, können sich gar nicht einreden, daß dieser kleine bewegliche Blondin an der Stelle des langen majestätischen Kolowrat sei. Bach hat für die Tribune nur eine mittelmäßige äußere Begabung. Das Organ ist weder kräftig noch klangvoll, wird, angestrengt, spitz und scharf, dabei aber spricht er deutlich aus, und ringt wenigstens nicht auffällig mit der Sprache, wie einer und der andere seiner Collegen. Die Gesticulation ist sichtbarlich temperirt, seine Ruhe macht den Eindruck einer künstlichen. Er ist seiner Stimmung in der Regel vollständig Meister und bezwingt sich desto sicherer, je mehr sein Gegner in der Debatte in Eifer und Zorn geräth. Es kam nur selten vor, daß er aufloderte — meist hielt er fest und trotzig Stand. Seine Replik ist ziemlich rasch und gut zusammengenommen, die anfängliche Ironie steigert sich oft zum offenen Hohn, der tief und sicher verletzt. Daher die Stürme der Linken gegen ihn, namentlich das flutende Aufbrausen Löhner's, ihres Führers. Im höhern Sinne beredt ist Bach eigentlich nicht, er wird aber im Verlauf sicher. Der Ansatz ist allemal tonlos und ohne Aufschwung. Geistiger Hochmuth schimmert überall durch. Als Oppositionsredner würde Bach gewiß kein Glück machen, auch als Vertheidiger fremder Ideen würde er weniger bedeutend sein, als wenn er im eigentlichsten Sinne pro domu, sich und sein Werk vertheidigend, spricht. Deshalb ist die Ministerbank für ihn, als Redner, der geeignetste Platz, als Parteihaupt würde er gewiß mit gewandtester Klugheit agiren, aber die Partei würde genöthigt sein, jemand Andern zum Wortführer zu machen. Begeistern würde er seine Partei nie, und den Gegner nur außerparlamentarisch gefährlich sein.

Seine Manieren sind — vielleicht mit Absicht — nonchalant; er macht den Eindruck, als suchte er jeden zu überzeugen, daß diese Sicherheit eine angeborene sei. Für sich rasch und vollständig einzunehmen, versteht er nicht, oder will er vielleicht nicht verstehen; für Jene, die in Amtsgeschäften mit ihm verkehren, hat diese kühle, frostige Höflichkeit nichts Vertrauenerweckendes. Dessenungeachtet sagt man ihm nach, daß er in anderer Sphäre sehr geschmeidig und gelenk sein kann, so daß diese Schmieg- und Biegsamkeit bis an das Ergötzliche streift. Wir haben ihn niemals so gesehen und der

moquante Hofadel, der derlei Anekdoten über ihn in Umlauf setzt, ist nicht der sicherste Gewährsmann.

Dieseser Hofadel haßt ihn übrigens gründlich und läßt sich ihn nur so lange gefallen als man ihn unumgänglich nöthig hat. Er ist diesen Leuten doch nur ein Kind der Revolution, ein Emporkömmling, den man um seines Talentes willen duldet, dem man es aber sehr übel nimmt, daß er die Kühnheit hat, es geltend zu machen.

Als Minister ist er auch nicht schwärmerisch geliebt, die Leute müssen viel arbeiten und flinker zugreifen, als sie es von früher her gewohnt waren. Sein Fall würde von der Bureaukratie, namentlich der ältern, nicht bedauert werden. Man wirft ihm vor, daß er die neue Organisation dazu benutzt habe, seine Anhänger in Masse unterzubringen. Das ist aber einer der Krebsschäden des Constitutionalismus, und seine Gegner würden unbedenklich Dasselbe thun. So weit wir die Beziehungen kennen, ist dieser Vorwurf in solcher Allgemeinheit nicht einmal begründet.

Bisher hat Bach Klugheit und festen Will n genug gehabt, keinen Orden und keine Standeserhöhung anzunehmen. Er würde dadurch beiten Seiten seiner Gegner, den Vollblütigen und der Demokratie, unerschöpflichen Stoff zu bitterm Spott geben und sieht dies sehr gut ein. Er hat sich sogar durch ein Circularschreiben den Titel: „Excellenz" verbeten, und darin erklärt, daß er Bürger sei und bleibe, und stolz darauf, es zu sein.

In der schon angeführten Griechischen Literaturgeschichte von Oberst Mure (A Critical History of the Language and Literature of Ancient Greece. By William Mure of Caldwell) wird vor allen Dingen der Versuch gemacht, gegen Wolf und die deutschen Philologen die Persönlichkeit des historischen Homer zu retten, und das Attentat auf die Identität des alten Dichters dem revolutionären Geist der Kritik des vorigen Jahrhunderts zugeschrieben. — Als eine historische Curiosität führe ich dagegen ein Attentat an, welches die gegenwärtige Kritik gegen eine mythische Person des vorigen Jahrhunderts unternommen hat, gegen Junius. In einer so eben herausgekommenen Broschüre (Some new Facts, and a suggested New Theory, as to tne Authorship of Junius) sucht nämlich der Verfasser, Sir Fortunatus Dwarris, durch einige nicht ganz unerhebliche Gründe darzuthun, daß Junius nicht ein Einzelner, sondern die Collectivbezeichnung für eine ganze Fraction von Pamphletschreibern gewesen sei, an deren Spitze Sir Philip Francis gestanden, und zu welcher u. a. die Grafen Temple und Chatham, Lord Sackville, Edmund Burke u. s. w. gehört hätten.

Histoire de Ducs de Guise. Par Réné de Bouillé, ancien ministre plénipotentiaire. Die Geschichte der Guisen ist seit langer Zeit ein Lieblingsstoff für sämmtliche Belletristen der drei großen Nationen Europa's. Für das Publicum dieser Schriftsteller wird es von Interesse sein, ihre Helden in einer wahrheitgetreuen Darstellung vom Ursprung des Hauses an bis zu seinem Untergange zu verfolgen. Aber auch für den ernsteren Leser ist eine solche Monographie belehrend, denn die Familie hat in einem Grade, wie es selten in der Geschichte vorgekommen ist, eine welthistorische Bedeutung, und diese wird in der zusammengedrängten Form biographischer Skizzen deutlicher, als in der Zerstreuung der allgemeinen Geschichte.

Verlag von **F. L. Herbig**. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von C. E. Elbert.

Religiös-sociale Revolutionselemente in Rußland.

I.

Es war im Juni des vorigen Jahres, als norddeutsche Blätter versicherten, mehr wie Hunderte von Verhaftungen seien in der Nacht des $\frac{30}{31}$. Mai in Petersburg vollzogen worden, Schrecken und Verwirrung herrschte darüber in den edelsten Familien, und dazu ward gefügt: „Die Verschwörung, welche dieser Maßregel zu Grunde liegt, wird als eine communistisch-sociale bezeichnet. ... Die Russen, welche unter einer Revolution nur die Ermordung des Czaren verstehen, behaupten, man habe dessen Ermordung bei der großen Revue beabsichtigt, welche er über die Petersburger Garden vor seiner Abreise nach Warschau angekündigt hat." Diesmal widerriefen andere Blätter im officiösen Tone des Besserwissens das ganze Gerücht; indessen erfolgte des Kaisers Abreise nach Warschau wirklich später, als vorher beabsichtigt gewesen war. Im Juni wiederholte dagegen Libelt's „Dziennik Polski" die Erzählung von einer zu Petersburg entdeckten weitverzweigten Verschwörung, unter genauester Schilderung ihrer Einzelheiten und Organisation; ihre Hauptheilnehmer sollte sie in der Armee gefunden haben. Jetzt stürzten sich einige Berichterstatter, deren russisch vergoldete Federn ziemlich kenntlich, abermals mit großem Eifer auf diese „Zeitungsente", hoben besonders die Lächerlichkeit hervor, daß von Proclamirung einer „Republik in Petersburg" gesprochen worden sei, und höhnten die „glaubwürdigen Reisenden", von denen der Dziennik seine Mittheilungen empfangen haben wollte. Trotzdem ward in den letzten Decembertagen des vorigen Jahres die Lesewelt von der officiellen Verkündung der Resultate einer „fünfmonatlichen" Untersuchung überrascht. Einundzwanzig Rädelsführer waren auf dem Richtplatze, wo man alle Vorbereitungen zur Füsillade getroffen, nach Verlesung des Todesurtheils sämmtlich zum Verlust aller bürgerlichen Rechte, zu lebenslänglicher Minen- oder Schanzarbeit in Ketten oder zum Militärdienst nach mehrjähriger Zuchthausstrafe „begnadigt" worden; eine noch größere Zahl war indessen vorher wirklich amnestirt, weil man in ihnen angeblich nur Verführte befunden

hatte. Unter den Verurtheilten befanden sich 7 Collegienräthe, 5 Offiziere, 2 niedere Beamte, 3 Studenten und 2 Edelleute; keiner von ihnen trug einen glänzenden Aristokratennamen, unter den Amnestirten fehlten jedoch auch solche nicht. Ueber den Charakter der Verschwörung liest man nun in dem officiellen Artikel, „daß eine Anzahl junger Leute, von denen die einen an Geist und Gemüth verderbt, die andern leichtsinnige Opfer perfider Einflüsterungen sind, eine geheime Gesellschaft zum Zwecke des gewaltsamen Umsturzes unserer politischen Organisation und zur Einführung einer Staatsform nach ihrem Sinne, d. h. der Gesetzlosigkeit gebildet hatte. Gotteslästerliche Schmähungen, tollkühne Pläne gegen die geheiligte Person des Kaisers, Darstellung der Regierungsmaßregeln in gehässigem Lichte: das war das Programm dieser Verbindung, dies die Fragen, welche man behandelte, indem man des Augenblicks harrte, die unseligen Pläne zur Ausführung zu bringen" rc. Aus dem Schlusse des Manifestes ergab sich außerdem keineswegs undeutlich, wie die Untersuchung bis zu den äußersten Verzweigungen des Unternehmens vorzudringen nicht vermocht hatte. Wohin wir auch blicken, überall sind die ersten, so hart verschrieenen Kunden bestätigt. Zwischen die Entdeckung dieser Verschwörung und die jetzigen abermals stattgefundenen Verhaftungen in Polen fällt außerdem der später ins Lächerliche gezogene „Aufruhr im Serail" — die angebliche Verschwörung in jenem Mädchen-Erziehungsinstitut bei Warschau, bei welcher socialistische und communistische Schriften ebenfalls eine Rolle spielen. Die Sache mag eben mädchenhaft und spielend betrieben worden sein; indessen fand man sich doch zur Schließung des Instituts bewogen. Wir wollen dieser Damenverschwörung hier auch keine weitere als eine symptomatische Bedeutung beilegen. Auch in ihr tritt das sociale Moment in den Vordergrund.

Blicken wir auf die Auffassung der europäischen Revolution, wie sie sich in den russischen Manifesten der Jahre 1848 und 1849 äußert, so ist hier überall die politische Bewegung nur als verkappte Drohbewegung social-communistischer Tendenzen aufgefaßt, welche selbst wieder ein Ergebniß atheistischer Sophisterei genannt werden, während vom nationalen Momente nirgend anders, als von einer Maske die Rede ist, welche die Revolution vorgenommen habe, um sich den Anschein einer gewissen moralischen Berechtigung zu verleihen. „Die Revolution ist vor Allem antichristlich" — heißt es in jener (allerdings von russischen Federn ebenfalls abgeleugneten) Denkschrift, welche dem Kaiser von Rußland von einem höhern Beamten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nach der Februarrevolution übergeben wurde; „dieser antichristliche Geist ist die Seele der Revolution, ist ihr eigentlicher, wesentlicher Charakter, während die verschiedenen Formen, unter denen sie aufgetreten, das Feldgeschrei, unter dem sie kämpft, und alles Andere bis auf ihre Gewaltthaten und Verbrechen nichts als Nebensachen und Zufälligkeiten sind. ... In der That, alle diese naiv-gotteslästerlichen Declamationen, welche so zu sagen die officielle Sprache der Gegenwart geworden sind,

klingen sie nicht, als wenn die neue französische Republik nur auf die Welt gekommen wäre, um das Evangelium zu erfüllen? Die aus der großen Umwälzung hervorgegangenen Gewalten legen sich wirklich diese Mission feierlich bei, obgleich allerdings nicht ohne eine kleine Verbesserung, die es der Revolution gefallen hat darin einzuführen. Dem Geiste nämlich der Humanität und Selbstverleugnung, diesem Fundamente des Christenthums, substituirte sie den Geist des Hochmuths und der Anmaßung, der freien selbsthandelnden Barmherzigkeit die gezwungene Liberalität, und statt des Bruderthums, das im Namen Gottes gepredigt und begrüßt wird, führte sie eine Fraternität ein, welche die Welt sich nur aus Furcht vor dem souverainen Volk aufdringen läßt." Wir könnten gleiche Auffassungen in sämmtlichen officiellen Ausführungen der letzten beiden Jahre nachweisen, ohne selbst noch einer Verweisung auf die vielberufenen „Heiden" zu bedürfen, gegen welche das erste Aufwallen russischen Zorns die orthodoxen Völker zum Kreuzzug aufforderte. Petersburger Klugheit fand nachher für gut, den charakteristischen Zornesausbruch des Czarenpatriarchen als Uebersetzungsfehler zu bezeichnen und in „fremde Völker" zu verbessern. Allein umsonst sucht man in den russisch geschriebenen Blättern derselben Zeit eine Verkündigung dieser Correctur, welche doch so eifrig nach dem Ausland befördert ward. Vielmehr hören wir nach kurzer Zeit allüberall die Popen begeisterten Mundes verkünden, wie die Heiden da draußen hereindrohen nach dem Reiche des weißen Czaren, um die Tempel der rechtgläubigen Kirche zu brechen und Verwüstung zu verbreiten über das ganze Land der treuen Kinder des erhabenen Vaters.

Nicht erst das Jahr 1848 hat kommen müssen, um Rußland zu lehren, wie das nationale und freiheitliche Regiment in denjenigen Ländern und Verhältnissen zu benutzen sei, wo es galt, durch dessen Geltendmachung die jeweilige Herrschaftsmacht über das eine oder das andere Volk zu Gunsten russischer Zwecke zu schwächen. Griechenland, Persien, die Donaufürstenthümer, sogar der südslavische Theil der östreichischen Monarchie bieten frühere Beispiele dafür. Erst wenn mit diesen Elementen des Volkslebens die bestehenden Verhältnisse gelockert und wankend gemacht waren, benutzte man auch das confessionelle Element der Glaubensverwandten, um die patriarchalische Suprematie des Czaren geltend und damit eine wahrhaft innerliche politische Wiedervereinigung der Unterthanen mit ihrem Souverain unmöglich zu machen. So ward die Gläubigkeit, von welcher Rußland behauptet, sie sei im nichtrussischen Europa verschwunden, zu einem der mächtigsten Eroberungsmittel russischer Politik. Aber freilich blieb sie auch, nachdem das absolutistisch-autokratische Princip in immer schroffern Gegensatz getreten gegen die Anerkennung der politischen Consequenzen einer Uebertragung der materiellen Culturergebnisse Europa's auf Rußland, der einzige noch wirklich zuverlässige Halt der innern Politik Rußlands. Oberflächliche Beobachtung und das Schlagwort sagt freilich, der russische Absolutismus stützt sich auf eine russificirende

Politik. Darin liegt eine Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse, oder eine Verwechslung zwischen Ursache und Wirkung. Soweit diese Politik nicht kirchlicher Natur, ist sie in den Augen des Russen keine nationale. Dies in doppelter Hinsicht. Unter welchem Gesichtspunkt man auch das Altrussenthum auffasse, überall ist Eroberungssucht kein charakteristisches Moment desselben, vielmehr beruht sein ursprüngliches Wesen recht eigentlich auf der Abschließung gegen alles Fremde. Seit Peter I. ist dagegen die Regierungspolitik offensiv, erobernd, also schon darum in einem gewissen Widerspruche mit dem nationalen Willen. Indessen fand sich eine Vermittelung zwischen Krone und Volk dadurch, daß bis auf Katharina die nichtrussischen Elemente zwar als Zubehör des Staates, doch nicht als integrirender Theil des Volkes betrachtet wurden. Sie waren für die Gestaltungen des russischen Rußland nicht bedingend, wurden höchstens nur für dessen materielle Entwickelungen hier und da maßgebend. Darein fand sich allerdings das materielle Nachahmungs- und Anschmiegungstalent des Russen mit Leichtigkeit. Als jedoch unter Katharina II. das politische Centralisationssystem weiter ausgebildet ward, sah sich der Staat in der Nöthigung, den nichtrussischen Elementen auch in politischen Dingen eine vorwiegende Bedeutung zuzugestehen, obgleich in der tagesläufigen Auffassung russischer Geschichte gerade diese Epoche als Beginn des Russificirungssystems hingestellt zu werden pflegt. Man muß sich hier über Wortbedeutungen klar werden, um Verwirrungen zu vermeiden. Was das nichtrussische Europa und Rußlands nichtrussische Bevölkerung Russificirung nennt, fand damals allerdings seine erste systematische Organisation. Aber diese sogenannte Russificirung ist dem nationalen Rußland geradezu nicht mehr und weniger als Entnationalisirung. Der centralisirende Absolutismus stellte nämlich in Petersburg gewisse Vermittlungspunkte auf, zog gewisse Durchschnittslinien zwischen russischem und nichtrussischem Wesen, und verwendete die altüberkommenen Machtmittel des Czarenthums nebst den modernen Hilfsmitteln des Staates dazu, nach diesen Punkten hin die selbstständigen Nationalelemente der einen wie der andern Seite zusammenzubeugen und zusammenzuzwingen. Unter Katharina, noch mehr unter Alexander ließ man sogar den nichtrussischen Elementen einen bedingendern Einfluß als den nationalen. Dies hat das nationale Rußland noch heute nicht vergessen. Die Zugeständnisse an das Russenthum, welche Czar Nikolaus zu machen für gut fand und welche nichtrussischen Augen so außerordentlich erscheinen, gleichen in den Augen des nationalen Rußland noch lange nicht jene angeblichen Rücksichten aus, welche gewisse besondere Rechte oder scheinbare Vorzüge der nichtrussischen Reichstheile fortbestehen lassen. Ja sie lassen die unerfüllten nationalen Anforderungen an das gouvernementale System nur immer bestimmter und bewußter werden, obgleich im nichtrussischen Rußland jede Hoffnung auf die Möglichkeit einer Erhaltung nationaler Selbständigkeit und wohlverbriefter Ausnahmsstellungen bekanntlich niemals tiefer gesunken ist, als eben jetzt. So lange nun Kaiser Niko-

lans mit thatkräftiger Hand das Steuerruder des Staates führt, wäre allerdings von keinem dieser widerstreitenden Elemente irgend eine Gefahr für die gegenwärtige Gestaltung der Dinge in Rußland zu erwarten. Die vorsorgende russische Politik weiß indessen recht wohl, daß diese Persönlichkeit nicht unsterblich ist, daß auch die stärkste Hand im Alter mitunter zittert. Sie muß also eine moralische Kraft substituirend zu immer höherer Geltung zu bringen suchen; und diese ist eben unter russischen Verhältnissen nicht nur das russisch-orthodoxe, sondern das Element der Strenggläubigkeit überhaupt. Darin liegt die wesentliche Ursache dafür, daß Rußland, heraustretend aus der so oft verkündeten Rolle religiöser Toleranz und confessioneller Indifferenz, einerseits die Intoleranz im Innern des Reiches bis auf die höchste Spitze trieb, andrerseits den politischen Bewegungen Europa's gegenüber zu dem Ausspruche kommt: „Die Revolution ist vor Allem antichristlich."

Aber die Gefahr drängt sich für Rußland auch noch unmittelbarer auf dem religiösen Gebiete heran. Die, trotz Grenzsperre und Strafhärte, gegen jedes Aufleuchten einer Theilnahme an der geistigen Bewegung der Neuzeit, wenngleich nur in einzelnen Tropfen nach Rußland ausspritzenden Wellenschläge europäischer Geistesfluthen verdampften nicht auf dem Gemäuer der orthodoxen Kirche, sondern drangen in deren Fugen und fanden hier befruchtungsreife Keime. Die Anzahl der russischen Secten ist bekannt, minder ihre innere Organisation. Die meisten derselben besitzen auch in der That keine solche, sie ketten sich vielmehr an einzelne Lehrsätze, an gewisse Aussprüche und ausarbeiten eine oder die andere Idee, um welche sich deren Anhänger mit einem bisweilen grausenhaften Fanatismus schaaren. Massenhafte Selbstverbrennungen, Kindertödtungen, Selbstverstümmlungen u. dgl. treten dann hier oder da als Ergebnisse dieser Sonderlehren auf, welche bis dahin unbekannt geblieben waren, da die meisten Secten den Grundsatz haben, sich äußerlich den anbefohlenen Gebräuchen der orthodoxen Kirche nicht zu entziehen. Die vom Regierungsprincip bedingte Versteinung der Kirche im Formelwesen, die vom politischen System begünstigte Abscheidung des Gegenstandes vom innern Volksleben hatte bis zum Hervortreten solcher Erscheinungen den verheimlichten Gängen dieser Secten nicht folgen können; die politische Untersuchungsbehörde dringt nicht weiter vor, als bis zu dem offen vorliegenden Verbrechen, und das Schisma erobert sich durch das Martyrthum seiner Bekenner neue Anhänger. Zwei Secten dagegen, die Starowerzen und die Duchaborzen, sind in wirklichen Organisationen vereinigt. Die Starowerzen (vom Volke Roskolniks, Ketzer, genannt) sind die Vertreter des altgläubigen Elements, die Träger jener Orthodoxie, welche bereits Peter des Ersten Reformplane in der Kirche bekämpfte und trotz aller Verfolgungen, wie aller Lockungen zu Compromissen mit der Staatskirche neben dieser ein vollständiges dogmatisches Lehrgebäude aufgerichtet hat. Wie groß ihre Macht, erhellt schon daraus, daß Alexander es aufgab, den Starowerzen mit

Drohungen entgegenzutreten, daß selbst Nikolaus diese Sonderkirche soweit anerkannte, um derselben vollkommen freie Religionsübung unter der Bedingung zuzugestehen, daß sie die Weihe ihrer Priester, wenn auch nach altem Ritus, durch Priester der Staatskirche würde vollziehen lassen. Als dennoch die Starowerzen in der Erkenntniß, wie auf solche Weise ihr oberstes Princip, die altkatholische Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, bedroht sei, auch dieses Anerbieten zurückwiesen, ließ der Staat diese Frage auf sich beruhen, obgleich die wesentlichen Momente solcher Trennung von der orthodoxen Kirche die Grundpfeiler der hierarchisch-politischen Gouvernementalpolitik bedenklich bedrohen. Russische Bemäntelung versichert nun zwar, die altrussische Tracht, einige Abweichungen in der Liturgie u. dgl. seien die Streitpunkte zwischen der Staatskirche und den Roskolniks. Wer aber in Rußland gelebt hat, weiß, wie diese äußerlichen Fragen der Form längst aufgegeben sind, wie dagegen der oberste Grundsatz des russischen Absolutismus, die Vereinigung des Patriarchats mit der Persönlichkeit des Czaren, den eigentlichen Differenzpunkt bildet. Man hat ferner gesagt, das Starowerzenthum sei eine Versteinung des Dogma, feindlich gegen jeden Fortschritt im Culturleben, erfüllt von herben Vorurtheilen gegen alles Fremde, und aus all diesen Gründen innerlich machtlos. Diese Behauptungen haben vom gouvernementalen russischen Standpunkte aus allerdings mancherlei Wahres. Aber gerade in der Wahrheit der gouvernementalen Behauptungen liegt die nationale Macht jener Secte. Die Versteinung des Dogma, welche den Czaren als Kirchenoberhaupt desavouirt, raubt ihm jenen göttlichen Nimbus, worauf der Bestand des Absolutismus gebaut ist, während sie dem Starowerzenthum das Ansehen einer selbständigen Macht giebt, und in den politischen Consequenzen dieses religiösen Grundsatzes ebensogut der politischen Opposition des aristokratischen Altrussenthums gegen das Haus Romanow begegnet, wie derjenigen Opposition gegen den Absolutismus überhaupt, welche sich aus der Berührung mit dem Auslande entwickelte, oder nichtrussische politische Begriffe über das Herrscher- und Unterthanenverhältniß mit herübernahm in die Abhängigkeit vom russischen Zepter. Die Feindlichkeit gegen jeden Fortschritt im Culturleben und das Vorurtheil gegen alles Fremde fällt unter dem gouvernementalen Gesichtspunkt zusammen, weil eben seit Peter I. der selbständigen nationalen Entwicklung kein freier Raum gelassen wurde, weil dieselbe, wo sie hervortrat, sofort von der gouvernementalen Bevormundung in Empfang genommen und jenen Modificationen unterworfen wurde, welche das eben herrschende nationalökonomische oder auch politische Princip wünschenswerth erscheinen ließ. Dem nationalen Rußland erschienen diese Abänderungen und Bevormundungen als ebenso viele Eingriffe in die natürlichsten Rechte und Eigenthümlichkeiten des Volks. Die Starowerzen vertreten nun eben die nationale Cultur; die sorgfältige Pflege des Bodens, der Viehzucht und der nationalen Industrie in den Distrikten, wo sie vorherrschen, sind sogar anerkannte Thatsachen,

materielles Wohlbefinden davon die Folge. Ja selbst Bewunderer der russischen Regierung gestehen ein, daß die Starowerzen „im Allgemeinen einfacher, sittenreiner, nüchterner, zuverlässiger als die übrigen russischen Bauern," daß sie meistens „durch eine gewisse Bildung den umwohnenden Russen weit überlegen" sind. Bei der für das Beispiel so empfänglichen Natur des Russen, bei dem slavischen Nachahmungstrieb überhaupt mußte sonach eine Rück- und Weiterwirkung auf die außerhalb der Secte stehenden Bevölkerungsschichten eine natürliche Folge dieser Verhältnisse werden. Die große Achtung, welche das Starowerzenthum als selbständige Macht genoß, führte ihm ebenfalls immer neue Bekenner zu, während es der Staatskirche die ihren entfremdete. Dies um so mehr, weil dasselbe seine Lehren keineswegs versteinte, sondern vielmehr je nach den socialen und politischen Verhältnissen, unter denen seine Bekenner ihren Sitz aufgeschlagen, zwar nicht veränderte, aber insofern modificirte, als der eine und andere Grundsatz mehr in den Vordergrund tritt oder mehr zurückgeschoben wird. So ist es eine um sich greifende Macht unter den eigentlichen Großrussen, wie unter den Kosaken, eine nationale Autorität unter den Kleinrussen geworden, und erobert eben in neuerer Zeit durch seine vorwiegend sociale Richtung in Süd- und Neurußland immer weitere Kreise.

Ueberblicken wir nun die Nachrichten, welche freilich sparsam aus den verschiedenen Theilen des ungeheuern Reiches zusammenfließen, so erscheinen zwei Thatsachen von höchster Wichtigkeit: die Starowerzen Großrußlands, des eigentlichen Moskowiens, bilden die altkatholische nationale Opposition gegen die moderne Gestaltung des Herrscherbegriffs, der Staatskirche und der politischen Verfassung, die Starowerzen der den Reichsgrenzen näher gelegenen Provinzen scheiden sich in unzählbare Secten, denen zwar ebenfalls das Festhalten am altkatholischen Elemente der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, so wie der Nichtanerkenntniß des Czaren als Kirchenoberhaupt dogmatisch gemeinsam ist, welche aber in ihren praktischen Bestrebungen das Moment der socialen Opposition gegen die Ständescheidung, gegen die Leibeigenschaft, gegen die politische Bevorzugung des Adels vorzugsweise ausgearbeitet haben. Im Innern des Reiches, vornämlich in Moskau und Nowgorod (auch selbst in Petersburg) hat sich ein ziemlich enger Zusammenhang zwischen den Altgläubigen und der nationalrussischen Aristokratie herausgestellt, während in den mehr peripherischen Provinzen das Starowerzenwesen seine weiteste Verbreitung unter den Bauern, den kleinern Kaufleuten und Gewerbtreibenden, kurz unter den politischen Parias fand. Die eigentliche Gelehrtenwelt, so wie die Beamten blieben ihm freilich fast überall fremd, doch liegt darin vielleicht eben ein Grund für dessen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Volke. Wie groß aber die Macht dieser Secte und ihrer vielfachen Abzweigungen, beweist am besten, daß bereits vor drei Jahren ein inniger Bewunderer russischer Staatskunst, wie der gouvernementalen Gestaltungen des russischen Volkslebens schrieb: „Die

Starowerzen üben auf Rußland und sein Gouvernement einen geheimnißvollen und tiefen moralischen Einfluß; bei jeder Frage der Gesetzgebung, der kirchlichen Verhältnisse, der innern Politik, bei allen vorgeschlagenen Verbesserungen und Veränderungen fragt man sich im Geheim zunächst: was werden die Starowerzen dazu sagen?" Zwar fügt derselbe Schriftsteller beschwichtigend bei: „Sie sind die Krystallisation des Altrussenthums, sie repräsentiren in Rußland das Princip der Stabilität oder vielmehr der starren Vergangenheit", aber trotzdem wiederholt er schließlich: „Sie sind der Regulator, an dem man beobachten muß, wie weit man bei Veränderungen gehen darf." Diese Veränderungen haben sich aber, soweit sie politischer Natur, fortwährend auf den Grundsatz basirt, daß der Czar die „Incarnation des russischen Geistes," daß die Leibeigenschaft ein historisch berechtigter Zustand des Volkes; die Vertreter „der starren Vergangenheit" verneinen Beides und reichen eben darum in ihren Endverzweigungen den Vertretern des Europäismus (man erlaube diesen vagen Ausdruck) die Hand.

Als solche darf man zunächst auf dem kirchlichen Gebiet vorzugsweise die andere Hauptsecte der russischen Kirche, die Duchaborzen, bezeichnen. War schon der Name Starowerzen ein Collectivbegriff, welcher sehr verschiedene Ausbildungen gewisser gemeinsamer Grundsätze, eine ganze Schaar von Religionsgesellschaften mit oft kaum nachweisbarer Gemeinsamkeit ihres Ursprungs bezeichnet, so gilt dies in noch höherem Maße von den Duchaborzen. Die russische Volkssprache hat auch wirklich für beide Richtungen der Sectirerei vollkommen collective Bezeichnungen. Alle jene Secten, welche sich näher oder ferner um das altkatholische Element der orthodoxen Kirche gruppiren, nennt sie Roskolniks (Ketzer), alle übrigen Dissenters, deren Ursprung der Zeit nach Peter I. angehört und sich auf europäische Einflüsse zurückführt, Farmason, worin man eine Russificirung des Wortes Francmaçon gefunden haben will. Wie dem auch sei, soviel ist gewiß, daß die Duchaborzen (Kämpfer des Lichts, des Geistes, von Duch = Geist und borossja = ringen) nicht gleich den Starowerzen ihren Ursprung aus der Spaltung der orientalischen Kirche unter Nikon, sondern aus viel neuerer Zeit datiren. Peter III., der Freund ausländischer Lebensgestaltungen und in seiner kurzen Regierungszeit bestrebt, den Czarendespotismus nicht bloß seines asiatischen Gewandes zu entkleiden, sondern auch die politischen und socialen Verhältnisse des Volks mit dem übrigen Europa in Einklang zu setzen, und darum durch eine Palastrevolution gemordet — Peter III. gilt den Duchaborzen traditionell als Stifter ihrer Lehre. Ihre Entstehung fällt also mit der Blüthe des Illuminaten- und Freimaurerwesens in Europa zusammen. Indessen ist ihre Lehre mit den ursprünglichen Dogmen des orientalischen Katholicismus nicht in principiellem Gegensatz, hat aber die Hauptlehren des abendländischen Katholicismus darein übertragen. Soweit irgend bestimmtere Nachrichten zurückreichen, vorzugsweise dahin gerichtet, die orientalische Kirche ihrer sinnlichen Einhüllung zu entkleiden und ihre Versteinung in Ceremonien zu ent-

wickelungsfähigem Leben zu erwecken, bildeten die Duchaborzen keine festgeschlossene Kirchengesellschaft, sondern gruppirten sich von jeher um den systematischen Ausbau dieser puritanischen Grundidee durch verschiedene theologische oder philosophische Systeme. Nach den Individualitäten, welche sich diesen anschlossen oder sie weiter ausbildeten, erlangten dieselben bald eine ungemessenere, bald eine beschränktere Elasticität, vertreten jedoch überall das reformatorische Element, das Element der Verflüchtigung der Kirchenformen. Konnte nun die orthodoxe Staatskirche bisher das Starowerzenthum nicht überwältigen, weil sie jeder populär-theologischen Bildung entbehrt, so wurde ihr noch weniger möglich, das Duchaborzenthum zur Orthodoxie zurückzuführen. Sie hatte kein äußerliches Moment, um dies mit Zwang zu thun, weil die Duchaborzen, wo sie sich nicht in der Mehrzahl befinden, grundsätzlich die Ceremonien der Staatskirche befolgen; noch weniger verstand sie aber, dieser proteusartig wechselnden Sectirerei von rein kirchlichem auf das sociale Gebiet zu folgen, wohin dieselbe doch nach und nach ihren Schwerpunkt verlegt hat. Hier nun ist gerade der Punkt, wo sich die Duchaborzen mit den Starowerzen begegnen. Während diese letztern die absolute Herrschaft des Czaren und die Leibeigenschaft als fremde Neuerungen, als Angriffe auf die echte Rechtgläubigkeit, bekämpfen, ist eine durch alle Abzweigungen, der Duchaborzen gehende Grundlehre die von der Gleichheit Aller durch die Sündhaftigkeit Aller. „Es gibt keinen Herrn und keinen Knecht; Du kannst Dich der Hilfe des Andern bedienen, aber deshalb bleibt er doch Dein Bruder und Dir gleich, wie Du dem Mächtigsten gleich und Bruder bist," — so lauten ihre Lehren in dieser Hinsicht, so schüttern sie am Grundbegriffe des russischen Staates. Diese sociale Wendung ist natürlich. Gerade russische Verhältnisse mußten diese Seite der reformatorischen Lehre am wichtigsten erscheinen lassen. In einzelnen Gemeinden ihrer Bekenner führte deren Ausbildung sogar bereits zur Entwickelung der Arbeits- und Gütergemeinschaft; gerade wie bei einzelnen Abzweigungen der Starowerzen. Da nun die Duchaborzen ihre Hauptsitze in den neurussischen Provinzen haben, so war auch geographisch eine Annäherung an die äußersten Abzweigungen der Starowerzen erleichtert. Und in der That ist es hier oftmals äußerst schwierig, zu entscheiden, ob die eine oder andere Gemeinde mit ihrem besondern Sectennamen der einen oder andern dissenterischen Richtung der russischen Kirche angehört.

Die eigentlich theologische Ketzerei dieser Nebenkirchen kommt in der That auch der russischen Politik wenig in Betracht; die hauptsächlich wichtige Frage bleibt die sociale, die damit eng zusammenhängende politische. Diese Besorgniß durfte indessen die Staatsklugheit nirgends hervortreten lassen; sie mußte das Moment der Orthodoxie vordrängen, um auf diesem Felde die social-politische Bewegung zu bekämpfen. Es liegt deshalb vollkommen im russischen Princip begründet, wenn die orthodoxe Kirche im Innern des Reichs mit äußerster Straf-

härte nicht nur die Abweichung von dem orthodoxen Dogma, sondern selbst von der äußern Kirchenform bekämpft; denn wie sich auch jene oder diese gestalte, droht sie immer in ihrer Consequenz mit einer Opposition gegen den socialen und demnächst gegen den politischen Bestand des autokratisch-absolutistischen Staates. Die nach Autonomie verlangende Hyperorthodoxie, wie der die Autorität verleugnende Hyperrationalismus reichen sich ja auf dem socialistischen Felde die Hand. Die russische, auf die staatlich anbefohlene Rechtgläubigkeit basirte Politik mußte aber in den Consequenzen dieses Kampfes auch noch weiter gehen, sie mußte nach Außen hin Ursache mit Wirkung, Entartung mit Reform, Atheisterei mit Glaubensforschung, Regelung der gesellschaftlichen Mißstände mit Communismus zusammenmischen, sie mußte den Bannerspruch führen: Die Revolution ist vor Allem antichristlich.

Bilder aus dem Kaukasus.

1. Ein Pferd und zwei Jungfrauen.

Mein Gastfreund in Osurgethi hatte zwei Töchter, wovon die ältere Nino, und die zweite, wenn ich nicht irre, Thamar hieß. Beide waren, obwohl in Gehalt und Gestalt wesentlich verschieden, ein paar so anmuthig gebaute Wesen, daß sie an Schönheit wetteifern konnten mit den herrlichsten Töchtern der Adighé.

Nino, eine hochgewachsene, schlanke Cypressengestalt, fein von Händen und Füßen, klein von Mund und Ohren, und mit einem dunklen Haarwuchs geschmückt, üppig und lang genug, um ein Dutzend unerfahrener Männer auf Einmal darin zu verstricken. Es war ein Weib, geboren zum Herrschen. In den großen, schwarzen Augen, den feinen eng anliegenden Lippen und in der leise gebogenen, kühn gezeichneten Nase lag ein entschieden männlicher Ausdruck. In Weibern dieser Art spielt die Liebe immer nur eine untergeordnete Rolle.

Thamar, die jüngere Schwester, hatte nicht so bestimmt schöne Formen wie Nino; sie war kleiner, voller von Gestalt und weniger regelmäßig in ihren Zügen, aber unendlich liebreizender und weiblicher in ihrem ganzen Wesen. Für den etwas zu großen Mund entschädigten die rosigen Lippen und die kerngesunden, schneeweißen Zähne mit ihrem weichen Schmelz.

Die Farbe des Gesichts, des vollen Halses und Nackens war von durchsichtiger Reinheit. Sie hatte, was man so selten vereint findet, himmelblaue Augen mit langen, dunkelseidenen Wimpern, und ein glänzendes, schwarzes Haar.

Ich befand mich diesen beiden schönen Wesen gegenüber gerade in der richtigen Lage eines unparteiischen Beurtheilers. Mein Herz war anderweitig in Beschlag genommen, und mein sterbliches Theil dermaßen vom Gallenfieber geplagt, daß ich für nichts weniger Sinn hatte, als für verliebte Abenteuer.

Dazu kam noch, daß es mit meiner Baarschaft zu Ende ging, und ich vor Allem daran denken mußte, baldmöglichst nach Odessa zu gelangen, um bei H. Consul Bellino einen Wechsel in Gold zu verwandeln; denn die ganzen Wälder von Kolchis entlang hätte mir kein Mensch für einen Wechsel von zweihundert Dukaten auch nur zweihundert Kopeken gegeben. Und eine Geldverlegenheit in uncivilisirten Ländern eines fremden Welttheils gehört nicht zu den geringsten Verlegenheiten des Lebens.

Trotzdem hatte ich große Freude an den Töchtern meines Gastfreundes, denn hübsche Mädchen, wie ein reiner Himmel und duftige Blumen, üben allewege auf Leidende wie Gesunde einen heilsamen Zauber aus.

Und hier möge eine Bemerkung eingeschalten werden, die sich mir oft aufgedrängt hat in den Ländern des Südens, daß man dort selbst bei den Töchtern der ärmsten und niedrigsten Volksclassen niemals jene unbeholfene und eckige Steifheit der Bewegungen findet, wie bei uns. Setzt der geringsten Töchter dieser Länder eine auf einen Königsthron, und sie wird in Haltung und Geberde die Königin nicht verleugnen.

Ich hatte Giorgi beauftragt, einen Käufer für mein Reitpferd zu suchen, ein prächtiges Thier, welches mir Fürst Andronikow geschenkt hatte. Es kam mir schwer an, von dem treuen Thier zu scheiden, das ich lieber als Andenken mit nach Europa genommen hätte, wenn der Transport nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft gewesen wäre.

Regelmäßige Communication war damals noch nicht auf dem schwarzen Meere; im glücklichsten Falle hätte ich das Pferd auf einem russischen Kriegsboote nach der Krimm schaffen können, und von dort über Odessa nach Konstantinopel. Aber so gern ich alle damit verbundenen Unkosten getragen hätte, bei der Gewißheit, daß das Roß wohlbehalten den Ort seiner Bestimmung erreichte, so wenig konnte ich mich unter den vorwaltenden Umständen dazu entschließen.

Einerseits war es sehr zweifelhaft, ob sich ein Kriegsboot zum Transport des Pferdes bereit gefunden hätte, und andererseits noch zweifelhafter, ob das Pferd die Reise ohne Gefahr machen konnte. Denn die russischen Kriegsboote kreuzen auf dem schwarzen Meere nicht zu ihrem Vergnügen, sondern um Jagd auf die türkischen Sklavenschiffe zu machen, welche Tscherkessenmädchen nach Stambul führen.

So hielt ich es, Alles in Betracht gezogen, für das Klügste, das Pferd in Guria zu verkaufen, obwohl ich vorher wußte, daß in diesem Lande kein hoher Preis dafür zu erzielen sein werde. — Gleich am Abend desselben Tages, an

welchem ich Giorgi beauftragt hatte, sich nach einem Käufer umzusehen, kam der verschmitzte Armenier zu mir in's Zimmer, wo ich eben in Nachdenken versunken auf meinem Teppich lag, und sagte:

„Aga, ich habe meinen Mann gefunden, und Insch Allah! so Gott will! werden Sie mit dem Kaufpreise zufrieden sein."

„Wer ist der Käufer?" fragte ich.

— „Unser Kunak (Gastfreund)" — antwortete Giorgi.

„Dolu! (dummer Kerl!)" rief ich und fuhr ärgerlich mit der Hand über die Stirne, denn einen unangenehmern Käufer als unsern Gastfreund hätte Giorgi mir nicht bringen können. Nach asiatischem Brauche mußte ich ihm das Pferd entweder ganz schenken, oder es ihm wenigstens für ein Spottgeld überlassen.

Giorgi suchte mich zu besänftigen. Er habe ja an nichts weniger gedacht, als gegen meinen Vortheil zu handeln. In diesem Lande, wo die Leute selbst so wenig zu verschenken hätten und Fremde eben so selten wären wie Geld, seien sie auch nicht eben verwöhnt mit Geschenken und man brauche es hier mit dem alten „Bu begjanerem" (dieses gefällt mir) und „Alssen" (so nimm es!) so genau nicht zu nehmen.

„Was will der Kunak denn geben für das Pferd?" unterbrach ich Giorgi.

Sein Gesicht verzog sich zu einem triumphirenden Lächeln, und mich mit schlauen Blicken fixirend, antwortete er: „Nino!"

„Kerl! bist Du des Teufels?" entgegnete ich heftig.

Er ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen. Mit immer sieggewissern Ausdruck im Gesichte fuhr er fort: „Glauben Sie denn, ich hätte gleich zugeschlagen, Aga? Bin ich ein Kaswiner, der seinen Esel verliert und Gott dankt, daß er nicht selbst mit verloren gegangen? Hamdn lillah! Lob sei Gott! das bin ich nicht! Ich habe gesagt zum Kunak: Freund! hab' ich gesagt, für wen hältst Du meinen Herrn, daß Du glaubst, er werde dieses Pferd weggeben für Nino? Wenn mein Herr sein Pferd verkauft, so muß er mindestens beide Mädchen dafür haben, Nino und Thamar! Wohlgemerkt, Aga, mindestens beide Mädchen! Er hat noch nicht zugeschlagen, aber ich will kein Adam (Mensch) bleiben, ich will ein Grauthier werden, wenn Sie nicht beide Mädchen bekommen für dieses Roß. Was sagen Sie nun, Aga?" setzte Giorgi schmunzelnd hinzu.

Ich unterlasse es, die Gefühle zu schildern, welche der Antrag des schnurrigen Kanzes in mir hervorrief.

Ein Reisender, der seine Erstlingsstudien der Menschen- und Völkerkunde in Rußland gemacht, wo das Schicksal vieler Millionen Menschen verschiedenster Race, Sitte und Bildung von dem Willen eines Einzigen abhängt, und der weiße Sklavenhandel nicht zu den schlimmsten Vorkommnissen des Tages gehört, findet es natürlich weniger überraschend, als es der Mehrzahl der freundlichen

Leser erscheinen wird, einen Vater seine zwei eigenen Töchter als Kaufpreis für ein Pferd darbieten zu sehen.

Seit Jahrhunderten lebten die Völker kartwel'scher Race — wozu auch die Gurier gehören — in fremder Abhängigkeit; abwechselnd waren sie den Tataren, den Persern, den Türken und den Russen unterthan, so daß alle Spuren der frühern Cultur, des Wohlstandes und der Blüthenzeit Georgiens bis auf die Erinnerung an Thamar und Davith, die glorreichsten Herrscher dieser Länder, ausgerottet wurden.

Handel, Gewerbe und Ackerbau kamen in Verfall; die Einwohner, gewohnt, sich nur als willenlose Werkzeuge der fremden Unterdrücker des Landes mißbraucht zu sehen, versanken in Trägheit und Stumpfsinn, denn alle Triebfedern der Kraftäußerung waren gelähmt.

Niemand strebte nach Reichthum, denn wer viel hatte, mußte viel geben. Niemand strebte nach Auszeichnungen, denn der Uebertritt zum Islam war die erste Bedingung, um zu Ansehen und Macht zu gelangen; und dem Glauben ihrer Väter sind die Stämme von Kartwel durch alle Leiden und Drangsale vieler Jahrhunderte treu geblieben bis auf den heutigen Tag.

Zieht man die Summe der Drangsalsperioden der Völker von Kartwel und Haigsk *), so umfaßt die Zeit, welche den Rahmen zu diesem blutigen Gewebe des Unglücks bildet, über ein Jahrtausend. Am härtesten trafen diese Schicksalsschläge immer diejenigen Landestheile, welche den Mittelpunkten der Macht und des Verkehrs, den Hauptstädten, am fernsten lagen. Guria war einer dieser unglücklichsten Stämme kartwel'scher Race. Daher die Verwilderung des Landes; daher die Trägheit, die Erschlaffung, die Entartung seiner Bewohner.

Diese Menschen, welche seit Jahrhunderten daran gewöhnt wurden, die schönsten Jungfrauen aus ihrer Mitte in die Hareme der Türken oder Perser entführt zu sehen, mußten nach und nach abgestumpft werden gegen solche Vorgänge. Wir haben der Schönheit der Mädchen von Guria schon früher rühmend Erwähnung gethan. Viele dieser Mädchen, welche das Schicksal in die Hareme islamitischer Großen geführt hatte, nachdem sie im Vaterhause eine freudenleere und sorgenvolle Jugend verlebt, kehrten nach einer Reihe von Jahren, beladen mit Geschenken und Kostbarkeiten, in die Heimath zurück und genossen hier dann eines Ansehens und Einflusses, welche der Reichthum überall erzwingt. Hiedurch wurde der Neid und das Streben anderer Mädchen rege gemacht, zu ähnlichem Ansehen und Einfluß zu gelangen. Der einzige Weg dazu führte durch's Harem. So geschah es denn, daß bald die Mädchen gar nicht mehr gezwungen zu werden brauchten, ihr Glück in der Fremde zu suchen, daß vielmehr ein förmliches

*) Georgier und Armenier.

Drängen, ein förmlicher Wetteifer unter ihnen entstand, nach Trapezunt oder Konstantinopel eingeschifft und einem Pascha oder Vesier anverkauft zu werden.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ein solches Verhältniß nicht den zarten Anforderungen entspricht, welche wir an eheliches Beisammenleben zu stellen gewohnt sind; aber bemerkt muß hier werden, daß man im Orient auch nicht jene ehelichen Rohheiten findet, welche bei uns so mancher armen Frau das Haus zur Hölle machen. Genießt im Orient die Frau nicht jene hohe Achtung und Verehrung, wie solche aus den deutschen Wäldern hervorgegangen und in England ihren höchsten Ausdruck gefunden, so wird sie doch niemals jener rohen Behandlung unterworfen, die bei uns nicht zu den seltensten Vorkommnissen gehört. Der Moslem ist zu stolz, um ein Weib zu mißhandeln; er kennt nicht jenen feigen Philistermuth, der sich nur innerhalb seiner vier Pfähle äußert und ein wehrloses Weib das entgelten läßt, was die Welt in ihm Schlimmes erzeugt. Mißfällt einem türkischen Großen auf die Dauer seine Auserwählte, so nimmt er sich eine Andere, und entläßt die Erste mit Geschenken, oder sorgt anderweitig für ihr Unterkommen. Es ist das ein Gebot des Koran und der Menschlichkeit, welches fast nie übertreten wird.

Bei dieser Gewißheit, ihre Töchter (nach der landesthümlichen Anschauungsweise) gut versorgt zu sehen, stellen die Eltern ihnen nicht nur keine Schwierigkeiten entgegen, sondern sorgen selbst nach Kräften für ihr Unterkommen in ein Harem.

Ich habe nie gehört, daß hier zu Lande ein Vater seine Tochter, ein Bruder seine Schwester gezwungen habe, ihr Schicksal der Barke eines Sklavenhändlers anzuvertrauen; wenn aber die Mädchen selbst Gelüste der Art hegen, so wird der Kaufpreis für die schönen Auswanderinnen den Angehörigen zur Verbesserung ihrer eigenen dürftigen Häuslichkeit allezeit willkommen sein.

Bekanntlich suchen die Russen, sowohl in den ihnen unterworfenen, wie in den feindlichen kaukasischen Ländern, der Menschenausfuhr alle möglichen Schranken zu setzen; in wieweit dieses aber aus sittlichen oder christlichen Gründen geschieht, dürfte leicht festzustellen sein, wenn man weiß, daß ein gutes karabagh'sches Pferd, nach dem üblichen Geldwerthe berechnet, in Rußland nicht zwei, sondern sechs Mädchen aufwiegt. —

Wir fahren jetzt in unserer Erzählung fort.

Ich bedeutete Giorgi, daß aus dem Handel nichts werden könne, und gab ihm dafür die einzigen Gründe an, welche in seinen Augen Gewicht haben konnten, nämlich: daß es mit meiner Baarschaft stark auf die Neige gehe, so daß meine Reisemittel bis Odessa kaum für uns beide ausreichen würden, wenn wir sparsam lebten, geschweige denn, wenn wir ein paar Mädchen, die doch vor Allem reich ausgeputzt werden müßten, in unserm Gefolge führten.

Ferner stellte ich ihm die Gefahren vor, welche uns von den Russen drohten, wenn wir es versuchten, die Mädchen auf türkisches Gebiet zu schaffen.

Es bedurfte für Giorgi keiner weiteren Argumente, denn die Gefahr scheute er so, daß das bloße Wort ihn schon in Schrecken versetzte.

Uebrigens schien ihm das Mißlingen des Geschäfts doch wesentlich böse Laune zu machen; „Aman! Aman! (Ach! Ach!)“ rief er ein Mal über das andere, so daß sich mir unwillkürlich die Vermuthung aufdrängte, er habe sein Vermittlergeschäft nicht ausschließlich in meinem Interesse betrieben.

Es war schon spät am Abend. Ich warf einen leichten Schlafrock über, der mir in den warmen Sommernächten zugleich als Decke diente, behielt meine weiten, rothseidenen Beinkleider an und legte mich schlafen, nachdem ich, wie immer in diesen Gegenden, wo Schloß und Riegel noch zu den seltensten Luxusartikeln gehören, Etwas gegen die Thüre gestellt, um durch das Geräusch des Umfallens beim Oeffnen geweckt zu werden.

Es dauerte lange, ehe ich die Ruhe finden konnte, deren ich so sehr bedurfte.

Zuerst kamen durch die glas- und gitterlosen Oeffnungen, welche, oben in der Wand angebracht, die Stelle der Fenster vertraten, ein paar Vögel hereingeflogen und schwirrten so lange im Zimmer umher, bis es mir gelang, sie durch Zischen und Werfen zu verscheuchen.

Kaum hatte ich die Augen wieder geschlossen, als ich durch etwas mir in's Gesicht Fallendes von Neuem aufgeweckt wurde. Es war ein Stückchen Lehm, oben von der Wand losgebröckelt durch eine junge Katze, welche, wie ich die Augen aufschlug, eben die Wand herabgeklettert kam. Die mondhelle Nacht machte es mir zum Glück möglich, die Gegenstände meiner Beunruhigung ausfindig zu machen und zu beseitigen.

Doch sollte ich in dieser Nacht keine dauernde Ruhe finden. Eine Stunde mochte etwa vergangen sein, seit ich die Katze glücklich vertrieben hatte und in festen Schlaf versunken war, als ich durch ein lautes Gepolter an der Thüre abermals gestört wurde.

Ich sprang ärgerlich auf, griff in der Schlaftrunkenheit nach meinem Pistol und — wer beschreibt mein Staunen, als mir ein hohe weibliche Gestalt, gespensterhaft in weißes Gewand gehüllt, entgegentritt, vor mir niedersinkt, meine Hand küßt und mich beschwört, sie nicht zu verlassen.

Es war Nino, die Tochter des Gastfreundes. Sie hatte von Giorgi das Mißlingen der Handelspläne vernommen und kam deshalb selbst, um einen letzten Versuch zu machen, mich zu bewegen, sie mit mir zu nehmen.

Alle meine Einwendungen und Ausflüchte wurden immer schnell durch passende Antworten beseitigt.

In sehr feiner Wendung gab Nino mir zuletzt zu verstehen, daß es ihr um den Besitz des Pferdes durchaus nicht zu thun sei; ich möchte das Thier immerhin anderweitig verkaufen, wenn ich nur meine Einwilligung gäbe, heimlich mit ihr zu entfliehen und ihr Herz in meine Hand zu nehmen. Und wenn es ihr

nicht gelänge, in mir einen Funken von Zuneigung für sie zu erwecken, so stände es mir ja immer noch frei, sie in Trapezunt oder Konstantinopel zu verkaufen. Mit einigem Selbstgefühl gab sie mir dabei zu verstehen, der Preis für eine solche Schöne werde doch in den genannten Städten kein allzu geringer sein.

Wie sehr mir auch diese materielle Anschauungsweise mißfiel, und wie sehr überhaupt das Benehmen Nino's meinen Gefühlen widerstrebte, so war ich doch dergestalt bezaubert von der Schönheit dieses formvollendeten Mädchens, daß ich wirklich einen Augenblick schwankend wurde in meinem Entschlusse. Aber der Kampf war nur ein kurzer.

Und ich muß der Wahrheit die Ehre geben und gestehen, daß, wenn ich mich hätte entschließen können, eines der beiden lieblichen Wesen mitzunehmen, ich nicht Nino, sondern Thamar, ihre minder schöne Schwester, gewählt haben würde.

So aber blieben sie beide zurück, und ich verließ Osurgethi zwei Tage später, nachdem ich das Pferd durch Vermittelung des Polen zu einem geringen Preise verkauft hatte.

2. Das Christenthum in Rußland.

Es war am Vorabend meiner Abreise von Osurgethi. Giorgi packte meine Sachen ein, während ich Anstalt traf, mir Thee zu bereiten, ein Geschäft, das ich immer selbst verrichtete, seit es sich einmal ereignet hatte, daß mir Giorgi auf unserer Wanderung durch's Paschalik Achalzich aus Versehen persisches Insektenpulver statt des Thee's in den Topf geschüttet und den schönen Thee dafür in's Bett gestreut hatte, um das Ungeziefer des Hauses dadurch fern zu halten.

Verfehlte der Thee seine Wirkung auf das Ungeziefer, so wirkte das ursprünglich für dieses bestimmte Pulver auf mich desto stärker, und geplagt von Innen und Außen brachte ich eine schreckliche Nacht zu.

Ich hatte natürlich beim Trinken gemerkt, daß etwas Absonderliches mit dem Thee vorgegangen sein müßte, aber schrieb es Anfangs der starken Beimischung von Rum zu, bis ich zufällig der Sache auf den Grund kam.

Doch kehren wir von dieser kleinen Abschweifung zurück zu unserer Geschichte!

Giorgi zeigte sich bei dem Einpacken so zerstreut und schnitt so demuthsvoll-verlegene Mienen, wie ich Aehnliches früher nie an ihm bemerkt. Alle Augenblicke machte er sich um meine Person zu schaffen und sah mich dann immer so verlegen an, als ob er etwas Schweres auf dem Herzen habe und doch nicht wage, damit herauszurücken.

Ich hatte die Kanne vom Roste genommen, um mir Thee einzuschenken, wobei ich mich statt einer Tasse meines großen Reisebechers bediente, und eben wollte ich den Trank an die Lippen bringen, nachdem ich den überheißen Topf auf den Tisch gestellt, als Giorgi auf den Kohlenbehälter zustürzte und mit ängstlicher Hast die Kanne wieder auf den Rost setzte. „Aga! Aga! was haben Sie

gemacht! — rief er mit klagendem Tone — wie viele arme Kinderseelen mag der Teufel (scheitan) jetzt schon auf dem Roste verbrannt haben!"

War mir der Mensch schon den ganzen Tag hindurch räthselhaft vorgekommen, so wußte ich doch in jenem Augenblicke am allerwenigsten, was ich aus ihm machen sollte.

„Giorgi, bist Du nicht recht bei Sinnen?" fuhr ich ihn an. „Was hast Du mit der Theekanne zu thun? Warum bleibst Du nicht beim Einpacken?

Statt aller Antwort schüttelte er den Kopf und hielt die Kanne mit der Hand auf dem Roste fest.

Nach vielen Fragen kam ich endlich der Sache auf den Grund und erfuhr (was nach Giorgi's Voraussetzung jedes Kind wissen müßte), daß nach dem Aberglauben der Armenier niemals ein Eisen über das Feuer gelegt werden dürfte, ohne daß etwas darauf gestellt werde, weil sonst der Teufel das Recht habe, die Seelen der Kinder darauf zu verbrennen!

„Woher weißt Du das denn?" fragte ich ihn weiter, begierig, den Ursprung dieses seltsamen Aberglaubens zu erforschen.

„Verlassen Sie sich darauf! Verlassen Sie sich darauf!" rief er in sichtbarer Verlegenheit, wie er den Respect vor mir mit meiner Unwissenheit in Einklang bringen solle. „Warum erzeugt der Hasenschwanz Schlaf, wenn er unter das Kissen eines Kindes gelegt wird? Warum gibt das Wolfsauge Muth Jedem, der es trägt? Wer kann den Schleier heben vom Buch der Geheimnisse? Reibt eine Frau mit Wolfsfett ein und sie wird unfruchtbar werden und ihr Mann wird nie wieder den Arm des Verlangens nach ihr ausstrecken — reibt sie mit der Galle des Wolfes ein, und sie wird gesegnet werden mit Leibesfrucht und ihr Mann wird ihr nie untreu werden. Wir wissen, daß dem so ist, aber wir wissen nicht, warum?"

„Ich frage Dich auch nicht, warum dem so ist, ich frage Dich nur, woher Du es weißt?"

„Das lernt sich wie essen und trinken! Was man von Vater und Mutter gehört, vergißt sich nicht leicht wieder, und wenn man auch noch so weit umher kommt in der Welt, wie es mein Schicksal gewesen. Die alten Frauen sind nicht mundfaul in Armenien, und wenn ich Ihnen Alles erzählen wollte, was mir aus der Kindheit im Gedächtniß geblieben, die Geduld würde Ihnen bald ausgehen, es anzuhören. Ich sollte ja eigentlich auch ein Wartabd (Gottesgelehrter) werden, aber es kam etwas dazwischen, und da ging ich auf Reisen und bin auf Reisen geblieben bis auf den heutigen Tag."

Dieser Aberglaube führt mich auf eine allgemeine Betrachtung: die Art und Weise, wie man Religiosität im Russischen treibt.

So unterschieden von Ursprung und Interessen die bunt zusammengewürfelten Horden auch sein mögen, welche dieses Riesenreich bilden, es giebt Ein gewaltiges

Band, das sie Alle zusammenhält: die byzantinische Kirche! Wer nicht hineingehört, wird hineingezwängt, und ehe das kommende Jahrhundert beginnt, werden alle Bewohner Rußlands Eines Glaubens sein.

Welch eine wunderbare Fügung des Schicksals, daß Rußland, dessen Regierungsprincip den diametralen Gegensatz christlicher Satzung bildet, gerade das Christenthum zum Eck- und Schlußstein seiner Macht gestalten muß! Und eine nicht minder wundersame Fügung des Schicksals ist es, daß der Czar überall, wohin er seine weitausgreifenden Arme streckt, christliche Anhaltspunkte findet, an welche er die Schicksalsfäden der von ihm künstlich zerstreuten Bekenner des Islam knüpfen kann: Armenien zu den Füßen des Ararat, und Georgien zu denen des Kaukasus!

Welcher Art aber ist dieses Christenthum, das so viele Millionen Menschen zu einem großen Ganzen zusammenschmilzt und ihnen als Triebfeder dient zu Kraftäußerungen, welche über kurz oder lang der alten Welt eine neue Gestaltung geben werden?

Folgt mir einen Moment in das russische Mutterland, um einen flüchtigen Blick auf die dort herrschenden religiösen Zustände zu werfen.

Seht jenen armen Soldaten, der, müde und hungrig vom langen Marsche, erst sein Gebet verrichtet, bevor er Speise zu sich nimmt und die Ruhe sucht.

Er zieht ein kleines Heiligenbild aus der Tasche, spuckt darauf und wischt es ab mit dem Aermel seines Rockes; dann setzt er es nieder auf die Erde, kniet hin davor und bekreuzigt sich, und küßt es in frommer Andacht.

Oder tretet Sonntags mit mir in eine der düstern, bildergeschmückten russischen Kirchen. Wenn nicht schon die Kleider der Anwesenden die Standesunterschiede bezeichneten, Ihr würdet diese Unterschiede erkennen in der Art und Weise, wie ein Jeder sein Kreuz schlägt.

Betrachtet zunächst jenen vornehmen Herrn, der vor dem wunderthätigen kasan'schen Muttergottesbilde stehen bleibt, sich leise verbeugt und andeutungsweise bekreuzigt. Ins Deutsche übersetzt würde die Mienensprache dieses Herrn etwa folgendermaßen lauten: „Ich weiß, daß dies Alles nur ein frommer Unsinn ist, aber man darf den Leuten kein Aergerniß geben, sonst geht alles Ansehen verloren. Würde das Volk sich länger für uns plagen, wenn es den Anweisungen nicht mehr traute, die wir ihm auf die Freuden des Himmels ausstellen lassen!"

Nun seht jenen kaftanbekleideten, feisten Kaufmann, der verschmitzten Blickes und sichern Schrittes auf den Priester losgeht, um seine Seele von den Schachersünden der vergangenen Woche befreien zu lassen.

Er kennt den Priester und weiß, daß ein gutes Stück Geld bei diesem eine gute Stätte findet; darum geht er so sicher, in dem Bewußtsein, die ganze Sündenrechnung in Bausch und Bogen abmachen zu können. Und wie die Absolution vorüber ist, stellt er sich vor das wunderthätigste Heiligenbild hin und schlägt

so gewaltige Kreuze, daß vor dieser Arbeit auch die letzten Scrupel seiner Seele verschwinden müssen.

Betrachtet jetzt jenen armen Bauern, der demüthig zur Pforte hereinschleicht und sich scheu umsieht in den weihrauchdurchwölkten Hallen. Es ist des Glanzes, der Pracht zu viel für den armen Schelm.

„Gott! — denkt er — was ist der Kaiser doch für ein gnädiger Herr, daß er so schöne Kirchen bauen läßt für uns arme Teufel! Gott segne den Kaiser!"

Und dann schleicht er schüchtern auf irgend ein Heiligenbild los, wo der goldene Grund und die braunen Farben am grellsten contrastiren, und wirft sich nieder davor und schlägt mit der Stirn die Erde, daß die langen Haare ihm weit über's Gesicht fallen, und er mühet sich so ab im Körperverbeugen und riesigen Kreuzschlagen, bis er nicht mehr kann vor Erschöpfung. Denn je ärmer der Mensch in Rußland, desto größer das Kreuz, das er schlägt und trägt.

Die Entziehung des Postdebits vom Gesichtspunkte englischen Rechts.

London, 29. Juli.

— Außer dem, was im Bereich der Civilliste und deren Verwendung liegt, hat die englische Krone nicht das Recht, irgend eine administrative Aenderung aus eigener Machtvollkommenheit vorzunehmen. In allen solchen Angelegenheiten muß die Legislatur vernommen werden.

Was die Postadministration betrifft, so finden wir, daß dieser Zweig der Staatsverwaltung (wie jeder andere) einzig und allein durch die Beiträge, Steuern des Volkes erhalten wird. Es ist das 1/x der Abgaben von siebenundzwanzig Millionen Britten, das es möglich macht, jeden Brief von einem Orte zum andern zu schaffen. Wollte man einwenden, die Post wäre nur in England oder irgendwo anders ein sich selbst erhaltendes Institut, so wird die Sache noch schlimmer, denn dann ist es ein joint stock Company, und Jeder, der seine Pence oder seine Pfund Sterling beiträgt, ist eo ipso ein partner. Darum ist es auch dem englischen Ministerio selbst in den ärgsten Zeiten nie eingefallen, irgend einen Theil der Postspedition als ein Princip des Privilegiums, der gouvernementalen Begünstigung herauszustellen. Um das zu thun, müßte man vorher das Volk in gewisse Classen und Kategorien eintheilen, z. B. Christen, Deisten, Pantheisten, Constitutionelle, Demokraten 2c., und bestimmen, welche im Allgemeinen von den Rechten oder gewissen Rechten des Staatsbürgers ausgeschlossen sein sollen. Aber so lange das Volk allgemeine Steuern zahlt, kann man keinen

Theil desselben von irgend einem Theil der judiciellen oder administrativen Vortheile ausschließen — außer durch Parlamentsakte, d. h. wenn die ganze Nation es durch ihre Repräsentanten genehmigt. Eine Ausschließung der demokratischen, oder irgend einer andern Partei-Presse von der Nutznießung irgend eines Theiles der Postspedition hätte daher in England erst vor das Parlament gebracht werden müssen; wäre aber nach unsern Begriffen, wie gesagt, so absurd, daß das vorschlagende Mitglied dadurch höchstens für sich — eine Commission de lunatico inquirendo bezweckt hätte.

Durch die Entziehung des Postdebits ist eine Anomalie deutscher Posteinrichtungen zu Tage gekommen, die, von der Volkspartei gehörig benutzt, eine Entwickelung und Verbesserung des Post- und Journalwesens nach sich ziehen kann. Es ist nun offenbar, daß, wo nur immer und wenn nur immer der Staat (die Regierung) als ein Handeltreibender, ein Trafikant, Krämer auftritt, er dieses, in geeigneten Fällen, wie im vorliegenden, gegen die Regierten benützen könnte. Auch findet dies in England und Nordamerika nicht statt, und John Bull würde es nie zugeben, daß die Regierung Tabak oder Salz oder Pulver verkaufen, mit Lotterieloosen mäkeln oder sich zum Krämer (Sealer) in Zeitungen herablassen würde. Da außer dem gesetz-erkannten Richterspruche gegen ein Blatt, jedes einzelne Blatt, keine andere Procedur gegen die Presse möglich ist — und daher jedes Blatt, in- und ausländisch frei circuliren kann, so hätte die englische Post auch einen schweren Stand, sich mit dem Debit des thüring'schen Landboten und dem Madras Chronicle und all' den Blättern und Blättchen von Christiania bis an's Kap 2c. zu befassen.

In London und allen englischen Städten und Städtchen giebt es Neuigkeits-Krämer (newsvendors), welche meistentheils auch Buch- und Papierhändler sind. Diese Läden sind, nebenbei zu bemerken, jeden Tag von früh bis spät Abends, auch am Sonntage offen; denn der Engländer geht an diesem Tage selten spazieren, ohne sich wenigstens ein Penny-Blatt als Gesellschafter mitzunehmen. Hat daher Jemand keinen Correspondenten in London oder einem andern Orte, welcher für ihn in der Expedition auf ein gewünschtes Blatt subscribiren könnte — so wendet er sich an den ihm nächsten newsman, welcher dieses besorgt. Nun kann aber in England jedes Blatt, das einen Penny-Stempel löst, sich die Portofreiheit über ganz England (auch Frankreich, einige Colonien 2c.) erwerben; politische Blätter müssen diesen Stempel lösen, wofür eine Art von Caution genommen wird. Hat nun Jemand z. B. für die Times, Literary Gacette; oder irgend eine gestempelte Zeitung im Bureau subscribirt, so couvertirt dieses die Zeitung und schickt sie zur Post. Der newsman nimmt die von ihm bestellten ungestempelten Blätter an sich, und schickt sie als Frachtcolli an seine Commissionairs in Liverpool, Manchester 2c., von wo sie dann in die kleinern Städte verschickt werden. Für zwei Pence aber wird

auch jedes ungestempelte Blatt über ganz England postmäßig befördert — aber wie gesagt nie durch die Königliche Post bezogen, welche blos nach dem Gesetze gewisse Gewichte Papier versendet, ohne sich weder um deren Inhalt zu bekümmern, noch den newsmen und Buchhändlern in's Handwerk zu pfuschen. Theurer sind die dergestalt bezogenen Journale nicht, denn die Provisionen, welche die Zeitungsexpeditionen jenen bewilligen, sind beträchtlich, bei der Times 20 pCt. und dergleichen.

Es sind daher die demokratischen Blätter durch die Entziehung des Postdebits in Preußen bloß auf jenen Fuß gesetzt — auf dem sich die englischen von jeher alle befunden haben, und es handelt sich darum, indem man gegen jene specielle Beeinträchtigung ankämpft, der gesammten Journalistik noch neue Vortheile zu erringen. Wir schalten hier ein, daß alle nichtpolitischen wöchentlichen Blätter Londons, die auf Sonnabend und Sonntag vordatirt sind, schon am Donnerstag Morgens erscheinen — eben um Zeit zu gewinnen, den arbeitenden Volksclassen am Sonnabend oder Sonntag ihre Mußestunden aufheitern zu helfen. Wir sagen dies, um unsere demokratische Presse — oder eigentlich alle Volks-Journalistik einzuladen, ihren Inhalt demnach zu potenziren, daß er doch nicht gar so bald gehaltleer ausrauche, denn mit bloßen Novitäten läßt sich kein Volk gesund und feist auffüttern.

Wir schließen mit dem Vorschlage einer Adaptation des Debits englischer Zeitungen an unsere deutschen Verhältnisse. Man klagt über Mangel an Erwerb — dieser aber besteht größtentheils in Circulation des Geldes, dessen Menge in einem Lande wohl ziemlich immer dieselbe bleibt. Irgend kleine Gewerbsleute, Tabakkrämer, Schneider 2c., vorzüglich aber Papierhändler in den kleinen Städten Deutschlands sollten doch also bekannt machen, daß sie diese und diese Zeitungen und Journale verschleißen, Bestellungen auf sie annehmen. Damit wäre die Sache wohl schon ziemlich eingeleitet, denn ob die von den verschiedenen Expeditionen demnach abgesandten Blätter in einem Packete durch die sogenannte fahrende Post, oder unter Kreuzcouvert gesendet würden, würde dermal nur selten der schnellern Beförderung im Wege stehen, da doch Alles meistens auf der Eisenbahn befördert wird. Etwas theurer dürften unter Kreuzband beförderte Blätter etwa kommen, obgleich die bisher der Post bewilligte Provision nur den Verschleißern zu Gute kommen würde. Dieses neue Privat-Debit-System brächte aber auch neue Vortheile mit sich:

1) Da ein dergleichen Privatverschleiß eben nur in seiner Vielfältigkeit Gewinn bringen könnte, so würde es sich wohl finden, daß dadurch Blätter in Aufnahme kämen, die, obgleich gut gehalten, doch bisher nicht dem ordentlichen Postdebit anheimgefallen sind — etwa wegen ihrer wohlfeilen Preise 2c.

2) Da ein dergleichen Verschleiß nicht ohne eine Art von Waarenlager (stock in trade) stattfinden könnte, so würden zuweilen einzelne Nummern von Jour-

nalen in Aufnahme kommen und eine größere Verbreitung erhalten — mit welchem Detail sich doch königl. Postämter nicht wohl befassen wollten noch könnten. In England kann man im ganzen Lande irgend eine Nummer irgend eines Blattes für denselben Preis erhalten, als er in der Expedition kostet.

Aus all' dem Vorhergehenden wäre demnach ersichtlich, daß die kürzlich beliebte Feststellung des Postdebits der Zeitungen als eine Begünstigung gouvernementaler (reactionairer?) Zeitschriften — anstatt der unabhängigen Presse zu schaden, sie vielmehr auf den Weg wahrer Unabhängigkeit stellen würde; auch darum, weil sie ja auffordert, hierfür mehr Principielles und Bleibendes zu liefern, dessen Interesse nicht mit dem Tage verlischt. Wie weit man in dieser Hinsicht in England gehen kann, ergibt sich aus nachfolgender Stelle, welche wir einer vor uns liegenden frühern Nummer der Weekly Dispatch entnehmen — eines Blattes, das ohne Postdebit (!) 50- bis 60,000 Exemplare absetzt.

Ledru Rollin.

Das giftige Pamphlet (De la décadence de l'Angleterre), welches der große Verbannte der Februarrevolution, gereizt durch hämische Angriffe der Times, gegen das Land geschleudert hat, welches — einzig in Europa — allen Flüchtlingen ein sicheres Asyl bietet, hat die Aufmerksamkeit von Neuem auf ihn gelenkt. Die große Unwissenheit, die sich in jenem Buche über alle positiven Angelegenheiten des politischen, socialen und literarischen Lebens ausspricht, wird keineswegs dazu beitragen, die Achtung der gebildeten Welt vor dem berühmten Agitator zu steigern. Ledru Rollin ist ein Radicaler, wie sie auch bei uns in übertriebener Zahl sich vorfinden: aus dem Bedürfniß, leidenschaftlich zu politisiren, hat sich auch der Inhalt seiner politischen Ueberzeugungen gebildet.

Aber in einem Punkte ist er den meisten seiner Glaubensgenossen voraus: er hat seiner Ueberzeugung sehr bedeutende Opfer gebracht. Ledru Rollin war ein reicher Mann; er hatte von einem Verwandten, einem berühmten Taschenspieler, ein Vermögen von etwa 100,000 Fr. jährlicher Rente geerbt. — In den ersten Jahren Karls X. (er ist 1806 geboren), war er étudiant en droit in Paris und sog daselbst jene Reminiscenzen der römischen Republik und der großen Revolution ein, die in der Rechtsschule damals noch allgemein das Niveau der Gesinnung bildeten. Gegen das Ende 1829 wurde er Advocat, und fand zuerst 1834 Gelegenheit, sich in der Vertheidigung Dupoty's, der vom Staatsanwalt Hebert wegen moralischer Mitschuld an einer Emeute angeklagt war, auszuzeichnen. Seit der Zeit ist er der beliebteste Anwalt politischer Angeklagter gewesen, und

hatte mehr und mehr die Färbung seiner Clienten, die er zunächst nur vom Standpunkte des formalen Rechts vertheidigte, angenommen. Diese Thätigkeit brachte ihn mit den bedeutendsten Schriftstellern des radicalen Blattes la Réforme, namentlich Etienne Arago und Flocon, in Berührung. Diese wußten ihn zu überreden, einen Theil seines Vermögens an das Blatt zu wenden, und er wurde bald der Haupteigenthümer desselben. Eine sehr schlechte Speculation in pecuniärer Beziehung, verschaffte ihm diese Stellung doch einen außerordentlichen Einfluß bei der republikanischen Partei, und er wurde nach dem Tode des älteren Garnier Pagès von derselben für den District le Mans ins Parlament geschickt. Die republikanischen Grundsätze, die er in der Rede an seine Wähler aussprach, hätten ihn beinahe in's Gefängniß geführt; doch wurde er von den Assisen zu Angers freigesprochen. Seit der Zeit ist er viel als Redner aufgetreten; die durch eine mächtige Stimme unterstützte Leidenschaftlichkeit seiner Sprache fand innerhalb des Hauses wenig Anklang; desto mehr im Volk, namentlich, da er alle demokratischen Agitationen durch seine Börse unterstützte. So war er bei der Agitation der Reformbankette der anerkannte Chef der extremen Partei, und nach der Revolution die ame damnée der provisorischen Regierung. Seine Genossen, die Socialisten, waren ihm an Fülle von politischen Idealen, durch welche den Leiden der Menschheit abgeholfen werden sollte, bei Weitem voraus; um dennoch an der Spitze der Bewegung zu bleiben, ersetzte er durch Heftigkeit, was ihm an Inhalt abging. So kam er dahin, trotz seines angeblichen Glaubens an die Souverainetät des Volks, dem freien Willen des Volks durch terroristische Decrete Gewalt anzuthun, und endlich gegen die aus Urwahlen und allgemeinem Stimmrecht hervorgegangene constituirende Versammlung den Pöbel von Paris aufzurufen — beides Majestätsverbrechen gegen das Princip der Demokratie, nicht des Socialismus. Mit der Juni-Emeute war seine politische Laufbahn beendigt.

Wir wissen doch nicht, wenn wir den offnen Tribunen des Terrorismus mit dem Strohkranzredner der Humanität und allgemeinen Völkerverbrüderung, mit Herrn von Lamartine vergleichen, wessen Einfluß wir für schädlicher halten sollen. Die glatten Worte des Letzteren haben jene Principien, die aller Gesellschaft feind waren, der Menge, die nur nach dem Scheine geht, mundgerecht gemacht; Ledru Rollin dagegen scheint durch die Rohheit seiner Formen geflissentlich dazu beigetragen zu haben, Alles, was irgend noch von einem geordneten Staatswesen etwas zu hoffen hatte, von den principiellen Widersachern desselben zu sondern. Jedenfalls hat die conservative Sache durch diesen schnellen Scheidungsproceß gewonnen.

Dramaturgische Miscellen.

Der Mangel an neuen Productionen der dramatischen Muse, an welche wir unsere Betrachtungen über die Kunst anknüpfen könnten, zwingt uns, von Zeit zu Zeit auf ältere Stücke zurückzugehn. Wir folgen heute dem zufälligen Gang des Leipziger Theaters, dessen ziemlich reichhaltiges Repertoir bisweilen zu interessanten Vergleichungen Anlaß gibt.

Wir haben in kurzer Zeit hinter einander drei ältere und drei neuere Stücke gesehn, an denen wir zwei wesentlich entgegengesetzte Richtungen des Schauspiels verfolgen können, um so mehr, da sie sich, was den Stoff betrifft, auf einem ähnlichen Gebiet bewegen. Die älteren sind: Kabale und Liebe von Schiller, die Macht der Verhältnisse von Robert (eigentlich Lewin, Bruder der Rahel), und die Jäger von Iffland; die neuen: die Karlsschüler von Laube; das Urbild des Tartüffe von Gutzkow; wenn wir noch ein historisches Stück von der Birch-Pfeiffer, Mazarin, hinzufügen, so geschieht es nicht der Gleichartigkeit, sondern des Contrastes halber.

Wir beginnen mit den Karlsschülern, dem Versuch, die Jugend Schillers und den Kampf seines ursprünglichen Geistes gegen die „Macht der Verhältnisse" poetisch darzustellen. Wir lassen dabei die Frage, ob überhaupt ein Dichter geeignet ist, Gegenstand eines dramatischen Gedichts zu werden, aus dem Spiel, da sie sich in dieser Allgemeinheit schwerlich wird beantworten lassen; denn wenn es auch seine Schwierigkeiten hat, diejenige Kraft, wodurch der Dichter über die gewöhnlichen Menschen hervorragt, auf der Bühne darzustellen, die ein unmittelbares, nicht ein reflectirtes Leben verlangt, und wenn wir auch zugeben, daß die Neigung der neuen Poeten, von Goethe's Tasso an bis zu Vigny's Chatterton, Gutzkow's Savage und seinem neuesten Fragment aus Goethe's Jugendleben, ihre Helden an fremdem Feuer zu erwärmen, statt des eignen, von einem Mangel an eigentlich productiver Kraft zeugt, der für die Entwickelung der Kunst bedenklich werden kann: so wird man doch auch nicht leugnen wollen, daß der Dichter gerade durch seine eigenthümliche Auffassung des Lebens in Conflicte mit demselben gerathen kann, die ihm eine dramatische Berechtigung geben; man wird ferner nicht leugnen, daß der echte Dichter den verwandten Geist in seinen Empfindungen und seiner Erhebung über die Zeit wird darstellen können, ohne sich geradezu in Reminiscenzen zu bewegen. Da uns der Tasso vorliegt, können wir sagen: facta loquuntur.

Der Conflict, der den Karlsschülern zu Grunde liegt, ist, abgesehen von seiner Durchführung, ein allgemein menschlicher. Der Geist, in welchem sich die aufgehende Sonne einer neuen Zeit spiegelt, wird in eine nothwendige Oppo-

sition gegen die bestehenden Zustände getrieben, so gut wie ein politischer Enthusiast, wie Marquis Posa, und es fragt sich nur, ob er diesen Conflict mit Anstand zu lösen, oder mit Anstand ihm zu unterliegen weiß.

In einer strebsamen, und doch in gewissem Sinn naiven, wenigstens gläubigen Zeit wird sich der Dichter wie sein Publicum entschieden auf Seite der neuen Richtung stellen. In unserer reflectirten Bildung sucht der Dichter einen höhern Standpunkt zu gewinnen; er sieht den Gegensatz von der Vogelperspective aus, steht über den Parteien und läßt ihnen beiden ihr Recht widerfahren. In Schiller's Geist ist die ideale Welt, die Karl Moor, Ferdinand und Louise, die Verrina, die Max und Thekla, die Posa und Carlos, die Maria Stuart die allein berechtigte; wenn sich durch innere Dialektik die Schwächen derselben offenbaren, so ist das halb unbewußt und wider den Willen des Dichters; die Selbstkritik hinkt in spätern Briefen nach, wie die über Don Carlos. Damals hatte man noch den unbedingten Glauben an die Ideale und ein unbedingtes Verdammungsurtheil gegen die Widersacher derselben, die Tyrannen, Philister und ihre Helfershelfer. Seitdem hat die Reflexion sich theils vom psychologischen Standpunkt, nach dem eigentlich eine jede Individualität berechtigt sein sollte, theils vom historischen, in die früher mit naivem, einfachem Glauben aufgefaßten Thatsachen eingewühlt, und den festen, sittlichen Boden unter den Füßen ausgehöhlt. Man hat den Nutzen, den die Menschheit von der Hierarchie und dem Absolutismus gehabt hat, so lange in's Auge gefaßt, und sich über die Einseitigkeit im Princip der Freiheit so viel Gedanken gemacht, daß man zuletzt nicht mehr recht hat unterscheiden können, auf welche Seite man sich stellen sollte; und man hat die psychologischen Finessen so raffinirt, daß zuletzt von einem festen Kern nicht mehr die Rede war, und daß man bei einer besonders begabten Natur in keinem Augenblick mehr sagen konnte, so und so wird er denken, empfinden, handeln. Das Maß der Willkür wurde auch das Maß der Genialität.

Diesen „höhern" historischen Standpunkt, auf dem das junge Deutschland seiner Natur nach ankommen mußte, hat Heinrich Laube nicht bloß in den Karlsschülern festgehalten; die übrigen historischen Stücke, namentlich Prinz Friedrich, sind ebenso zu beurtheilen. Selbst in der „Bernsteinhexe" stellt sich der Hauptbösewicht auf einen höhern, mystischen Standpunkt, die Eigenschaft des Hexens zu beurtheilen, und kommt dabei auf Vorstellungen, die seiner Zeit so fremd als irgend möglich waren. Wenn man früher die Brutalität, welche der Herzog von Würtemberg gegen Schiller und Schubart, welche König Friedrich Wilhelm gegen seinen Sohn und Katte ausgeübt, mit der Sicherheit einer jugendlichen Entrüstung verworfen hatte, so kommt nun die an geschichtsphilosophischen Doctrinen geschulte Reflexion, und überlegt, daß in jener fürstlichen Eigenmächtigkeit doch der wesentliche Kern der neuen Staatenbildung gelegen hat, daß von der Freigeisterei des jungen Poeten und des jungen Prinzen sehr viel Gefahr für die sittliche Cultur

des Zeitalters zu fürchten gewesen sei. Soweit ist Alles in Ordnung, aber wie macht es nun Laube, um dieses höhere Bewußtsein auf der Bühne zur Geltung zu bringen? — Er verlegt **seine** höhere Auffassung der Dinge in den Geist jener Fürsten: er läßt Katte nicht wegen eines Disciplinarvergehens hinrichten, sondern weil er ein gefährlicher Mensch gewesen ist, dessen frivole Gesinnung mit der sittlichen Grundlage des preußischen Staates nicht in Einklang zu bringen war; und er ist nahe daran, Schiller aus demselben Grunde — aus Motiven der Staatsraison — den Kopf abschlagen zu lassen.

Daraus ergeben sich zwei wesentliche Uebelstände. Einmal macht es in moralischer Beziehung einen sehr unangenehmen Eindruck, historische Thatsachen, die man in der Geschichte in ihrer Nothwendigkeit, also in ihrer relativen Berechtigung sehr wohl begreifen kann, auf der Bühne, wo nur das allgemein menschliche Gefühl angeregt werden soll, durch eingeschwärzte, unhistorische Motive beschönigt zu sehen. Denn jene Fürsten haben keineswegs aus geschichtsphilosophischen Ueberzeugungen, nicht aus Gründen der Staatsraison so gehandelt, wie sie handelten, sondern auf Antrieb einer despotischen Natur, die an sich für gewisse Zeiten sehr zweckmäßig ist, die aber in diesem Fall von dem gesunden menschlichen Gefühl nur in ihrer Abscheulichkeit gefaßt werden kann. Laube hat das selbst empfunden, und mit einer gewissen Aengstlichkeit Motive über Motive hervorgesucht, um das Schroffe des Gegensatzes zu mildern. So z. B. geht er im Prinz Friedrich auf das Materielle des Streits ein, auf die calvinistische Lehre von der Gnadenwahl, die der König als staatsgefährlich bei seinem Sohn nicht dulden kann, und läßt dann die Versöhnung dadurch eintreten, daß Friedrich erklärt, er sei kein Calvinist. Dann wird für die ärgste Verletzung des menschlichen Gefühls, die Hinrichtung des Freundes vor den Augen Friedrich's, der General Grumkow zum Sündenbock gemacht, um den König wider das Zeugniß der Geschichte zu reinigen. Am auffallendsten ist es mit der Doris, die am Pranger ausgepeitscht wurde, aus keinem andern Grunde, als weil der Prinz sie liebt; das arme Weib muß nun hier erkennen, daß sie, wenn auch unschuldig, doch zum Wohl des Staats gelitten hat, und die väterliche Hand küssen, die ihr in wohlwollender Absicht diese Züchtigung hat angedeihen lassen.

Das geht nicht, so darf man nicht empfinden. Ich wenigstens muß gestehen, daß mir der in Zorn gesetzte, eigenmächtige König, der Recht und Gesetz mit Füßen tritt, um seine Leidenschaft zu befriedigen, viel lieber ist, als dieser wohlwollende Denker, der mit einer gewissen Rührung zu Katte sagt: es thut mir leid, aber es geht nicht anders. In jenem Uebermaß des Zorns kann man eine Kraft erkennen, die, wenn auch jetzt auf dem Irrwege, unter Umständen sehr heilsam wirken kann; jene reflectirte Tyrannei ist aber empörend.

Sie ist aber noch mehr — und das ist der zweite Punkt — sie ist unwahr. Ein Mann von der Bildung und dem tiefen Gefühl, wie Laube seinen König

von Preußen und seinen Herzog von Würtemberg schildert, kann nicht solche Acte roher Brutalität begehen, wie wir hier an sie glauben sollen. Indem Laube die nachträgliche Anschauungsweise seiner eigenen Zeit in die Anschauungsweise der Zeit verlegt hat, in der jene Thaten geschehen sind, hat er sie dadurch unmöglich gemacht. Ein Herzog, der mit seiner Gemahlin solche Gespräche führt, wie Laube sie ihm in den Mund legt, kann nicht auf die wahnsinnige Idee kommen, einem Dichter den Kopf abschlagen zu lassen, weil er eine gefährliche Tragödie geschrieben hat. Dieser Widerspruch liegt schon in der Sprache. Die Sprache einer Zeit ist der sicherste Ausdruck ihrer Empfindungsweise. Man lese ein beliebiges Rescript von Friedrich Wilhelm, und man wird Alles glaublich finden, was er gethan hat; dieser philosophirende König dagegen mit Reflexionen, die eine tiefangelegte Bildung voraussetzen, und dazu der Korporalstock sammt dem Staupbesen und den Spießruthen — das stimmt nicht.

Wenn Göthe in seinem Tasso ebenfalls den höhern Standpunkt vertritt, so ist das nur dadurch möglich, daß er die historische Bestimmtheit nicht nur der Zeitbildung im Allgemeinen, sondern auch der Thatsachen fallen läßt. Sein Tasso spielt in einer idealen Zeit, und behandelt allgemein menschliche Conflicte, die überall stattfinden, wo es Dichter und eine gesellschaftliche Convenienz gibt. Er durfte nicht beschönigen, denn er hatte es nicht mit empirischen Thatsachen zu thun.

Goethe hat auch den Muth gehabt, den Conflict ungelöst zu lassen. Inwiefern das vom Gesichtspunkt der Kunst zu billigen ist, geht uns hier nichts an. Laube hat die Lösung versucht, aber auf eine Weise, daß dadurch der Charakter seines eigentlichen Helden — denn Schiller selbst ist nur leidende Figur, eine interessante Persönlichkeit, an der herumgehandelt wird — in einen neuen Widerspruch mit sich selbst gerieth. Warum will er den jungen Dichter hinrichten lassen? Weil er ihn nicht als isolirte Erscheinung, sondern als Symptom von dem Geiste einer neuen, revolutionären Zeit betrachtet, die, wenn man nicht mit Feuer und Schwert dem Uebel auf den Leib geht, die Menschheit in eine neue Barbarei stürzen muß. — Wodurch wird er bestimmt, sein Vorhaben aufzugeben? Dadurch, daß der Erfolg ihm Recht gibt, daß durch die enthusiastische Aufnahme der Räuber von Seite des Mannheimer Publicums sich klar herausstellt, wie allerdings jenes subversive Gedicht nicht als vereinzelte Erscheinung, sondern als das Symptom der subversiven Zeittendenzen zu begreifen ist. — Das ist doch eine handgreifliche Inconsequenz.

Ich gehe auf die übrigen Vorzüge und Fehler des Stücks nicht weiter ein, weil es mir hier lediglich auf die sittliche Basis desselben ankommt. Indem ich zu Gutzkow's Urbild des Tartüffe übergehe, finde ich sogleich einen wesentlichen Unterschied in der moralischen Empfindungsweise beider Dichter. Laube's ursprüngliches Gefühl ist natürlich und normal; er forcirt es aber durch ziemlich künstliche Reflexionen in unmögliche oder unberechtigte Conflicte. Gutzkow dage-

gen ist von Natur unsicher in seinen Empfindungen, weil bei ihnen stets die Eitelkeit den eigentlichen Hintergrund ausmacht; er ist eben darum auch nicht eigensinnig in seinen Schöpfungen, er arbeitet nach dem Belieben des Publicums den Schluß, die Pointe seiner Stücke bald so, bald anders; er stellt die Wahl zwischen einer Hochzeit und einer Hinrichtung, und es kann ihm wohl begegnen, daß die spätere Bearbeitung eine wirkliche Verbesserung enthält.

Das Urbild des Tartüffe ist ein schlagendes Beispiel. Nach der ersten Ausgabe geht die Pointe darauf aus, daß Molière mit seinem Lustspiel dem Urbild desselben eine Summe Geldes erpreßt, nicht für sich, sondern zu Gunsten einer armen Familie, die jener Pharisäer unglücklich gemacht hat. Der „gebildete" Theil des Publicums ist mit dieser Speculation nicht zufrieden gewesen, und Gutzkow hat nicht verfehlt, in seiner Umarbeitung dem Ganzen eine andere Wendung zu geben. Die Intrigue dreht sich jetzt lediglich darum, das Stück überhaupt zur Aufführung zu bringen, und die Einheit der sittlichen Idee verliert sich in eine lyrische Pointe. Der erste Act schließt mit dem Ausruf: „Tartüffe???", der zweite: „Tartüffe??!", der dritte: „Tartüffe?!?", der vierte: „Tartüffe?!!", der letzte: „Tartüffe!!!" „Weh mir, ich bin erkannt!"

Die nächste Frage ist nun, warum in einem Lustspiel denn überhaupt Prellerei eines heuchlerischen Wucherers etwas Unästhetisches haben soll? Es fällt doch keinem ein, an Göthe's Scapin und Scapine ein Aergerniß zu nehmen, in dem dasselbe Motiv noch viel dreister und nackter auftritt. — Aber darin liegt es eben. Man läßt sich einen Spaß schon gefallen, wenn nur nicht zugleich die Zumuthung gemacht wird, man solle sich erbauen. Der Molière unsers Dichters ist nämlich eine Art Prediger, der sich zur Aufgabe seines Lebens und seiner Dichtung gesetzt hat, das Laster zu züchtigen und die Tugend zu belohnen. Ein sehr vortrefflicher Charakter für's Leben, aber nicht für's Lustspiel. Er greift zu sehr der Polizei in's Handwerk — die beiläufig ihm darin in der That einen gar zu freien Spielraum läßt, denn eine bekannte, im Staat angesehene Persönlichkeit geradezu auf der Bühne zu produciren und als gemeinen Verbrecher darzustellen, so etwas läßt sich nur in einem Aristophanischen Zeitalter begreifen, am wenigsten in einer absoluten Monarchie. Molière würde uns weit besser gefallen, wenn er in freiem Humor mit dem Leben und seinen Verhältnissen zu spielen die Kühnheit hätte. Wir würden ihm dann auch bei der Wahl seiner Mittel nicht so genau auf die Finger sehn. In einer Lustspiel-Situation hat ein pathetischer salbungsvoller Charakter immer das Ansehn eines Don Quixote. Unsere Dichter scheiden darin noch nicht genau; das Publicum fühlt darin richtiger. Wenn wir lachen, so wollen wir uns nicht erbauen; es gehört zu allen Dingen eine gewisse Stimmung. Bei dieser Verwirrung der Stimmungen wissen wir nie, wo es eigentlich hinaus soll, und warten auch nach dem Fall des Vorhangs immer noch, ob nicht etwas nachkommt, was uns über den eigentlichen Zweck in's Klare setzt.

Es ist übrigens schade um das Stück, denn es ist bedeutend weniger sentimental, als die übrigen Sachen von Gutzkow, und hat einige ganz vortrefflich ausgeführte komische Scenen. Taillandier, den es wahrscheinlich geärgert hat, daß ein Deutscher sich unterfängt, berühmte Franzosen auf die Bühne zu bringen, hat es sehr getadelt, während er die übrigen, unendlich schlechtern Stücke wenigstens verhältnißmäßig lobt. Er tadelt es namentlich wegen seiner historischen Unwahrheit. Ein Franzose sollte doch wohl durch seine Scribe, Dumas u. s. w. an dergleichen gewöhnt sein. Freilich wird die Kritik durch das historische Detail gereizt, und die Dichter sollten endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß man ein historisches Stück, d. h. einen bestimmten sittlichen Zersetzungsproceß darstellen kann, ohne den ganzen Raritätenladen historischer Alterthümer auf die Bühne zu schleppen.

Ich erlaube mir dabei eine Bemerkung in Bezug auf die Aeußerlichkeit in historischen Stücken. Ich habe es schon häufig ausgesprochen, daß ich die Aengstlichkeit in der getreuen Nachbildung des historischen Costüms, wie sie jetzt auf den Theatern Sitte ist, nicht billigen kann. Man verliert über der Aufmerksamkeit auf dieses nicht zur Sache gehörige Detail zu sehr den Hauptpunkt aus den Augen. Wo aber das Costüm wesentlich ist, d. h. wo es uns die Vorstellung einer Sitte, die von der unsrigen wesentlich verschieden ist, erleichtern soll, darf man es nicht zu leicht nehmen. So hat z. B. das Costüm, in dem Figaro's Hochzeit fast überall aufgeführt wird, etwas geradezu Empörendes. Der Graf in mittelalterlicher Rittertracht, die Gräfin und Susanne modern, Figaro, der Doctor und Basil als italienische Masken, Marceline in Rococo, Cherubin in dem abstracten Pagencostüm — und dazu die fortwährenden Anspielungen Beaumarchais' auf die Sitten und Thorheiten einer bestimmten Zeit, das ist nicht zu ertragen. Die ganze Handlung ist im Rococozeitalter gedacht, und muß auch im Rococo dargestellt werden.

Die Regel findet nämlich nicht blos auf solche Stücke Anwendung, die ausdrücklich als historische bezeichnet und in eine bestimmte Zeit verlegt werden, sondern auch bei der Darstellung älterer Stücke, die in der Vorstellungsweise einer bestimmten Zeit gedacht sind und nur innerhalb derselben begriffen werden können. So muß Cabale und Liebe, Minna von Barnhelm unstreitig in Rococo gegeben werden; ich behaupte es auch von Emilia Galotti. In andern Stücken tritt, gerade wie in den Karlsschülern, die jüngere Generation als die aufstrebende neue Zeit der alten entgegen. Das muß gleichfalls im Costüm ausgedrückt werden; z. B. Cordelchen in den Jägern anders als im Reifrock und hoher Frisur gespielt, wird zu einer vollkommenen Abgeschmacktheit. Ich halte es auch für rathsam, solche Schauspiele, die eigentlich über die Rococozeit schon hinausgehn, aber in einem von unserer modernen Bildung wesentlich abweichenden Geist concipirt sind, wie z. B. „die Macht der Verhältnisse," durch das Costüm in eine gewisse

Ferne zu rücken. Dadurch werden die Härten, die sonst das Publicum verletzen müssen, gemildert, der sittliche Inhalt begreiflicher gemacht. Das Costüm des ersten Jahrzehend unsers Jahrhunderts wiederzugeben, wird darum nicht rathsam sein, weil es zu geschmacklos ist, und unsere Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nehmen würde; an das Rococo, das sich auf seine Art ganz gut idealisiren läßt, sind wir schon mehr gewöhnt.

Daß wir aber zu solchen älteren, nur bedingt anzuerkennenden Stücken noch sehr häufig werden greifen müssen, wird Jeder einsehn, der unbefangen den Eindruck einer unserer modernen Sittenschilderungen mit dem vergleicht, welchen jene älteren Stücke auf uns machen, wie die genannten: Cabale und Liebe, die Jäger, die Macht der Verhältnisse. So wunderlich uns der Ton, der darin sowohl in den conservativen Kreisen, als in der aufstrebenden Generation herrscht, im Einzelnen vorkommen mag, wir haben doch eine klare Vorstellung von dem, was der Verfasser eigentlich will, von dem Zusammenhang der Handlung, und von dem Charakter der dabei betheiligten Personen. Es ist uns möglich, mit Theilnahme zu folgen, auch wenn uns die ideale Seite weniger in Anspruch nehmen sollte.

Was die Jäger betrifft, so hat sich der gesunde Menschenverstand unsers Publicums von der romantischen Begriffs- und Geschmacksverwirrung der unmittelbar vorhergehenden Zeit doch soweit wieder erholt, daß die Vortrefflichkeit dieses Stücks jetzt ziemlich allgemein anerkannt ist. Leider haben unsere modernen Dichter durch ihre liederliche Charakterzeichnung die Schauspieler so verwöhnt, daß sauber und fein ausgeführte Charakterbilder, wie hier der Oberförster und namentlich die Oberförsterin gar keinen Darsteller mehr finden. An unausgesetzte mechanische Declamationen, oder an grillenhaftes Wesen gewöhnt, das der Willkür einen ganz beliebigen Spielraum läßt, sind unsere Künstler viel zu bequem geworden, sich mit liebevollem Studium in die Details einer wahr empfundenen Persönlichkeit hineinzufühlen und hineinzudenken. Entweder wird die eine Person wie die andere nach dem gewöhnlichen Mechanismus heruntergehaspelt, oder, wo sich ein tüchtiger Virtuose vorfindet, die eigene Genialität der Einfälle, so gut oder so schlecht es geht, in die gegebene Schablone eingeschwärzt. In der letzteren Beziehung bieten die Stücke der Birch-Pfeiffer einem guten Schauspieler immer noch Gelegenheit, sich geltend zu machen, weil sie im Ganzen nicht verschroben sind, und ohne erhebliche Störung des Totaleindrucks eine weitere, beliebige Ausführung des Einzelnen ertragen. So ist der Mazarin von Döring in Berlin in seiner Art immer eine bewundernswürdige Leistung, obgleich er mehr einen verschmitzten Schacherjuden, als einen regierenden Cardinal gibt. Ob er das Eine oder das Andere ist, hat auf die Entwickelung der Handlung wenig Einfluß.

Ich komme auf die Jäger zurück. Wenn man Iffland eine in seinen Stücken vorherrschende Sentimentalität vorwirft, so gilt dieser Vorwurf, der in vielen derselben allerdings auf eine schaudererregende Weise begründet ist, dem

ganzen Genre des bürgerlichen Schauspiels. Das Lustspiel soll belustigen, das Trauerspiel erschüttern, dem bürgerlichen Drama bleibt nichts übrig, als zu rühren. Diese Einwirkung auf unsere Thränendrüsen wird nie dem höchsten Zweck der Kunst entsprechen; da das Genre aber einmal in einem „tiefgefühlten Bedürfniß" des Publicums begründet ist, so kommt es nur darauf an, ob jene Rührung auf eine gesunde oder eine krankhafte Weise angestrebt wird. Man vergleiche auch die schlechteren Stücke Iffland's etwa mit Gutzkow's Werner oder dem dreizehnten November, so ist die künstlerische Unvollkommenheit beiden gemein, bei Iffland ist aber doch ein realer, in wirklichen Verhältnissen gegebener Grund des Kummers und der Thränen, bei Gutzkow nur ein eingebildeter. Der Spleen ist ein passender Gegenstand für's Lustspiel; über einen Narren, über eine fixe Idee zu lachen, ist angenehm, und darf einem rechtschaffenen Gemüth nicht versagt werden; aber uns in die Narrheit hereinzufühlen, mit ihr zu empfinden, zu lieben, zu hassen, zu weinen und zu verzweifeln, das ist zu viel verlangt.

In den Jägern ist aber auch nicht einmal jene Sentimentalität auf eine übertriebene Weise vorhanden. Die Trivialität des Inhalts, durch den wir gerührt werden sollen, wird theils durch echten Humor, theils durch das tapfere Wesen des alten Oberförsters auf eine sehr geschickte Weise versteckt. Was den Letztern betrifft, so ist mir unbegreiflich, wie auf den Theatern noch eine schlechtere Version des Stücks gegeben wird, von der ich gar nicht weiß, ob sie Iffland selber angehört, oder von irgend einem einfältigen Regisseur, der seiner Rolle noch Gelegenheit geben wollte, auch von der Gefühlsseite Effect zu machen, eingeschmuggelt ist. In den gedruckten Werken Iffland's hält der Oberförster bis ans Ende seinen Charakter; er fordert den Sohn vor und fragt ihn in feierlichem Ernst, ob er schuldig sei oder nicht. Auf das Nichtschuldig erklärt er sich befriedigt und versichert, bei dieser Ueberzeugung werde er nun auch äußerliche Gerechtigkeit zu finden wissen, und sollte er sie bis am Throne suchen. Bei der Aufführung dagegen bettelt er bei dem Amtmann mit Einschiebung von Motiven, die nicht zur Sache gehören, er möge doch die Relation, die zum Nachtheil seines Sohnes ausgefallen ist, abändern, weil diesem sonst in vierzehn Tagen der Kopf abgeschlagen würde. Abgesehen davon, daß auf eine einfache Relation hin doch kein Todesurtheil erfolgen wird, am wenigsten in den Zeiten des Inquisitionsprocesses, wo das Geständniß des Angeklagten nothwendig ist, liegt in dieser Bitte eine Unwürdigkeit, die mit dem Charakter des Oberförsters gar nicht übereinstimmt. — Der Vorzug, den die Regien dieser albernen Version geben, ist eine Gedankenlosigkeit, die von der Kritik nicht strenge genug gerügt werden kann. —

Das zweite Stück, die Macht der Verhältnisse, hat das Leipziger Publicum schlecht befriedigt. Man sieht, wie rasch die Sitten sich ändern. — Der Inhalt ist folgender: Ein adliger Offizier macht einem bürgerlichen Mädchen die Cour, ohne viel darüber nachzudenken, was daraus werden soll. Der Bruder

des Mädchens, ein Literat, verbietet ihm öffentlich das Haus; es kommt zum Wortwechsel, der Offizier gibt dem Literaten eine Ohrfeige. Dieser fordert Satisfaction; der Offizier erklärt, nachdem er vorher das Ehrengericht seiner Standesgenossen befragt, einem Bürgerlichen dürfe er keine geben. In Folge dessen schießt der Literat ihn nieder. — Nun folgt die zweite Handlung. Der Vater des Offiziers, Justizminister, in allen Vorurtheilen seines Standes aufgewachsen, erfährt, daß der Mörder sein unehelicher Sohn ist. Er besucht ihn in seinem Gefängniß und findet in dem demokratischen Trotz des Jünglings, der sich eine eigne Ehre erobern will, eine auffallende Aehnlichkeit mit seiner eignen aristokratischen Gesinnung. Beide verständigen sich zuletzt ganz gut, und der Vater läßt sich bewegen, ihm Gift zu geben, um der Schande der öffentlichen Hinrichtung zu entgehen. Gerade als das Gift genommen ist, kommt die Nachricht von der Begnadigung des Mörders. So bleibt dem Minister nichts Anderes übrig, als sich selber der Gerechtigkeit zu überliefern und die Folgen seiner doppelten Sünde zu tragen, die beidemal aus einem falschen Ehrbegriff entsprang: sowohl als er aus Adelstolz die Geliebte verließ, wie durch Eigenmächtigkeit bei dem Vorgreifen der Justiz.

Die Satyre geht also nach zwei Seiten hin: gegen das Vorurtheil, das die Menschen in zwei verschiedene Classen sondert, und gegen den falschen Ehrbegriff, der in eigenmächtiger Willkür eine äußerliche Verletzung der persönlichen Integrität wieder gut zu machen gedenkt. Der Verfasser hat nach beiden Seiten mit Ernst und Gewissenhaftigkeit auf seine Consequenzen hingearbeitet.

Aber der Conflict ist seit der Zeit schon so aus unsern Augen gerückt, daß er einen unangenehmen Eindruck macht. Wir begreifen nicht mehr diesen verbissenen Grimm gegen den Adel, der uns in keiner Weise mehr lästig fällt. Es wird jetzt ebensowenig einem Edelmann einfallen, dem Bürger Satisfaction zu verweigern, als dem Bürger, wegen verweigerter Satisfaction den Andern zu erschießen. Und was das Heirathen betrifft, so werden zwar immer Conflicte stattfinden zwischen der Neigung des Herzens und der Natur der Verhältnisse, aber eine unübersteigbare Kluft, wie zwischen Brahminen und Parias, existirt doch nicht mehr. Eine Dichtung, die von solchen Verhältnissen handelt, fesselt uns nur dann, wenn die Verhältnisse selbst noch über uns mächtig sind, wenn wir sie als einen Schmerzensschrei betrachten können, den wir gegen unser eigenes Loos ausstoßen.

Es ist das eine Warnung für unsere Dichter, sittliche Verkehrtheiten, die nur einer bestimmten Zeit angehören, tragisch zu gestalten. Robert's Tragödie wird etwa dreißig Jahre alt sein, und schon hat sie alles Interesse für uns verloren. Was wird mit den Trauerspielen geschehen, die von der romantischen Verschrobenheit unserer Empfindungsweise zehren?! *Die sittliche Verkehrtheit einer bestimmten Zeit gehört in's Lustspiel*; die Tragödie soll

allgemein menschliche Conflicte behandeln, die jede Zeit begreift, jedes Herz versteht. —

Wir brechen hier ab, um die Miscellen nächstens in Beziehung auf zwei Punkte, die uns nahe liegen, fortzusetzen: das allmälige Ueberhandnehmen der kleinen Localstücke und das Verhältniß der Oper zu der dramatischen Kunst.

Literaturblatt.

Romantische Neuigkeiten.

Von Prosper Mérimée, über dessen literarischen Charakter im Allgemeinen wir in unsern „Studien zur Geschichte der französischen Romantik" ein Bild gegeben haben, ist ein neues Lustspiel erschienen: Don Quichotte ou les deux héritages, moralité à plusieurs personnages. Die Ausdrücke moralité, proverbe, mystère und dgl. bezeichnen eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die theatralische Aufführung, die für das französische Theater ebenso verhängnißvoll werden könnte, wie es bei uns der Fall gewesen ist, wenn dasselbe nicht schon eine feste Grundlage hätte. Allein auch so ist es nicht eben ein erfreuliches Zeichen, um so mehr, als gerade die bessern Talente sich dieser Formlosigkeit zuneigen, an der unsere besten Dichter zu Grunde gegangen sind. — Don Quichotte hat den Inhalt, der sich jetzt vorzugsweise in der französischen Poesie geltend macht: eine Satyre gegen den herrschenden Materialismus und Egoismus, der die öffentlichen Angelegenheiten wie die heiligsten Gefühle des Privatlebens zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeutet, und bereits so verhärtet ist, daß er seine Schlechtigkeit gar nicht mehr empfindet. Ihm wird nicht, wie der Titel vermuthen läßt, ein forcirter Idealismus entgegengestellt, sondern die einfache Biederkeit eines Mannes aus der guten, alten Zeit, dem die Verderbniß der Pariser Civilisation so lästig fällt, daß er sich nach Algier zurückzieht, wo er in seinen wackern Kriegsgefährten wenigstens eine gesunde, wenn auch rohe Natur findet. — Also wieder eine Flucht in die Wildniß, wie in den Zeiten Rousseau's; eine neue Art der Sentimentalität, die unproductiv ist für die Geschichte. — An feinen Zügen und an kühner Erfindung seltsamer und ursprünglicher Charakter ist auch dieses Stück reich, und so sentimental die leitende Idee, so naiv und liebenswürdig ist die Ausführung. — Ein zweiter Dichter, über den wir schon mehrfach berichtet haben, Ponsard, ist wieder mit einem seltsamen Product auf das Theater getreten: Horace et Lydie, eine Uebersetzung des bekannten Carmen amoeboeum (der neunten Ode im 3. Buch) Quum tu, Lydia, Telephum u. s. w., in ein schlechtes Intriguenstück. Eine seltsamere Verirrung des Geschmacks kann es wohl kaum geben. Die Zierlichkeit und Anmuth jenes allerliebsten Wechselgesangs wird in der breiten, pragmatischen Ausführung völlig verwischt, und die Pointe dadurch vollkommen aufgehoben, daß die beiden Nebenbuhler, Telephus und Chloe, auch noch versorgt werden, und zwar durch eine Verbindung mit einander. Ponsard zeigt mehr und mehr durch das Gesuchte, Gezwungene in seinen Erfindungen, daß er keine ursprüngliche Dichternatur ist, und die französische

Kritik wird auch bald dahinterkommen. — Es beginnt übrigens in dieser Kritik eine Umwandlung, von der sich schon mehr als ein erfreuliches Zeichen meldet. — Der französische Geschmack im Lauf dieses Jahrhunderts ist ebenso durch die romantischen Schriftsteller der neuen Schule corrumpirt, wobei wir übrigens keinen Augenblick verkennen wollen, daß hier eine Wechselwirkung stattfindet, daß jene Schriftsteller ebenso als der Ausdruck, das Resultat einer im Geist des Volks bereits vorhandenen Verderbniß angesehen werden müssen, als sie auf dieselbe eingewirkt haben. — Was sie vorzugsweise charakterisirt, ist jene Unklarheit und Unsicherheit im Empfinden, die sie in jedem einzelnen gegebenen Fall rathlos läßt, wie sie, oder wie ihre Helden sich benehmen sollen, und die daher zu den verschrobensten, seltsamsten, zuweilen geradezu wahnsinnigen Auswegen führt. — Dem Publicum, welches bis dahin jene Schriftsteller, weil sie pikant waren, blind hat gelten lassen, sind nun dadurch die Augen aufgegangen, daß es seine Dichter auf dem Markt des Lebens gesehen, und dieselbe Unsicherheit, dieselbe Rathlosigkeit und Frivolität in ihrer Handlungsweise beobachtet hat, als in ihren romantischen Erfindungen. Was man in der Novelle und auf der Bühne gelten läßt, weil es Spaß macht, erbittert im wirklichen Leben, in ernsthaften Fragen, wo es sich um die Fortdauer der Gesellschaft handelt, und wo jede Harlekinade verhängnißvoll werden kann. — So sind Lamartine und Victor Hugo durch ihr Verhalten in der Revolution in der öffentlichen Meinung gerichtet worden, und dieses Urtheil hat sich denn auch auf ihre literarischen Leistungen erstreckt. — Aber die Franzosen müssen noch weiter zurückgehen. Bisher haben alle Parteien für Chateaubriaud geschwärmt, der doch die erste Quelle jener unsittlichen und eigentlich geistlosen Romantik ist. In seinen Mémoires d'outre tombe hat man eine Gelegenheit gefunden, sich ein Gesammtbild von seinem politischen Charakter zu machen, und der größere Ernst, der seit der Revolution in alle Gemüther eingekehrt ist, faßt dieses Bild in strengeren Zügen auf. In der Revue (1. Juli) finde ich eine Kritik dieser Memoiren von Albert de Broglie, der ich in alle Punkte beipflichte. Sie ist übrigens sehr gut geschrieben, und deutet bereits auf die hohe Aufgabe hin, welche die Kritik in unsern Tagen sich setzen muß: nämlich durch sittliche Strenge die Verwirrung der sittlichen und ästhetischen Begriffe aufzuheben, die aus der Romantik hervorgegangen ist. (Il est temps que la critique se mette à l'œuvre aujourd'hui pour crever ces outres de vanités littéraires d'où sortent par intervalles les orages des révolutions — und fügen wir hinzu, jener pseudo-conservative Geist, der ebenso schlimm ist, als jene Revolutionen, weil ebenso unsittlich. Il est temps qu'elle reprenne ses règles et ses droits. Elle retrouvera ses règles, depuis long-temps oubliées, *réfugiées aux pieds de la loi morale dont elles émanent.*) Sie kommt auch schon darauf, daß sich die herzlose Eitelkeit, welche in dem politischen Leben Chateaubriand's den Leitton bildet, ebenso in seinen frühern Versuchen, das Christenthum aus ästhetischen Rücksichten wiederherzustellen, ausgesprochen hat; aber sie ist in ihrer weitern Anwendung noch nicht kühn genug, weil sie selber befangen ist. Der Versuch der gegenwärtigen conservativen Partei nämlich, das Christenthum aus polizeilichen Rücksichten wiederherznstellen, als Gegengift gegen den Socialismus, ist ebenso frivol, ebenso unsittlich, zeugt von einer ebenso tiefen Depravation, als jene romantische Caprice. Um sich von der Hohlheit dieses modernen, reflectirten Christenthums einen Begriff zu machen, wenn man an dem Bündniß zwischen Thiers und Montalembert noch nicht genug haben sollte, braucht man nur in der dicht daneben stehenden Abhandlung zu blättern, welche

den Marquis de Valdegamas, Donoso Cortez, oder wie ihn früher die Staatszeitung nannte, den **Kikeriki von Estremadura**, zu einem Glaubenshelden und Vorkämpfer für die Kirche machen will. — Die echte Religiosität hat auch in ihren wildesten Ausschweifungen einen Strahl jenes höhern Geistes, der uns immer trifft, wo wir eine ursprüngliche Macht der Seele wahrnehmen; die gemachte Religiosität dagegen, die sich nur im Augenblick der Noth und nur darum an das Kreuz klammert, weil sie zu feige ist, mit eignem Arm und eigner Brust den Feinden Trotz zu bieten, ist ebenso verächtlich als gefährlich.

Organ für deutsches Gemeindewesen. Herausgegeben von einem Vereine von Gemeindebeamten unter der Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. Bd. I. Leipzig, Romberg. — Wir begrüßen dieses Organ, welches vollkommen unserer Tendenz entspricht, die Ideen der politischen Verbesserung nicht in's Blaue hinein zu führen, sondern sie auf bestimmte concrete Gegenstände zu richten, mit Freuden. „Die Theilnahme an den ländlichen und städtischen Gemeindeämtern, sagt der Herausgeber, ist für das bürgerlich-politische Leben recht eigentlich die Schule, und wenn wir im Gemeindeleben den Gemeinsinn heben und fördern, so werden dem Staate ungesucht eben so viele Kräfte neu erstehen, als derselbe früher in engherziger Verblendung von sich stieß. Wenn alle einzelnen Mitglieder der Gemeinde um die Angelegenheit des Ganzen sich kümmern und die einzelnen Gemeinden da, wo sie mit ihren alleinigen Kräften nicht ausreichen, zur Erlangung ihres Zwecks sich einen, um mit vereinten Kräften ein gemeinsames Ziel zu erreichen, gelangt das Volk nach und nach zu einer Selbstregierung, die von der größten Macht nicht unterdrückt werden kann." — „Unsere nächste Aufgabe wird sein, die Gemeindeverwaltung in ihrem ganzen Umfang und in all ihren Theilen zu erfassen, Vorschläge zu deren Hebung an die Hand zu gehen, wahrgenommene Mängel und Gebrechen in derselben aufzuhellen, unsern Mitbürgern den Werth ihrer gemeinbürgerlichen Rechte und Pflichten zur Anschauung zu bringen, sie von der Krankheit des leidigen Indifferentismus, der die Verwickelung der Weltlage unsers deutschen Vaterlandes erzeugt hat, zu heilen, ihnen die Wege zur Erlangung vollkommener Selbstständigkeit nach Unterdrückung des überall sich kundgebenden Bevormundungssystems anzubahnen, die Mittel zur Hebung ihres materiellen Wohlstandes aufzusuchen, und alle Hindenisse, wo und wie sie sich immer finden, zu bekämpfen und zu beseitigen." — Der erste Band, welcher uns vorliegt, erfüllt diese rühmliche Aufgabe in anerkennenswerther Reichhaltigkeit und Gründlichkeit. Wir werden auf Einzelnes, insofern wir von unserm Standpunkt ergänzend eingreifen können, zurückkommen. Der Gegenstand ist um so wichtiger, da das politische Leben unserer Nation, im Großen und Ganzen betrachtet, einen so widerwärtigen Anblick darbietet, daß man es auch den Bessergesinnten kaum verargen kann, wenn sie mit Ekel und Ueberdruß sich von der Theilnahme an einem Treiben abwenden, zu dessen energischer Umgestaltung ihnen alle Mittel fehlen. Diese Scheu vor leeren zwecklosen Kannegießereien führt uns wieder zu einer Blasirtheit, welche der Entwickelung unseres Rechts und unserer Freiheit die größte Gefahr droht. In den Kreisen des politischen Lebens dagegen ist von dieser Zwecklosigkeit des patriotischen Eifers keine Rede; wie auch die Uebergriffe des Beamtenthums das freie Wirken des Volks verkümmern mögen, so bleibt demselben doch immer noch Spielraum genug übrig, daß man ihm zurufen kann: Hic Rhodus, hic salta! Und auf diesen Punkt in eindringlicher Weise die Aufmerksamkeit wiederholt hinzulenken, ist die besprochene Zeitschrift das angemessenste Mittel.

A. v. Montbé, Oberlieutenant im kön. sächs. Generalstabe: „Der Maiaufstand in Dresden, auszugsweise bearbeitet nach officiellen Quellen.“ Mit einem Plane. Dresden, Höckner, 1850.

Es sind schon verschiedene Schilderungen des Maiaufstandes, und von verschiedenen Standpunkten aus, erschienen, dies aber ist die erste officielle, aus amtlichen Quellen geschöpfte und, wie man annimmt, auf Betrieb des Ministeriums bearbeitete. Für eine officielle Schrift ist dieselbe leidlich objectiv und unbefangen gehalten in ihrem eigentlich schildernden, militärisch technischen Theile; sie läßt dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren, wo seine Tapferkeit und Ausdauer solche beansprucht, und sie verschweigt die Fehler nicht, die auf Seiten des Militärs hie und da begangen worden sind. Ueber das Schlimmere freilich, die vorgekommenen Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten, geht sie ziemlich leicht mit einigen allgemeinen Andeutungen hinweg. Interessant namentlich für Sachverständige und für Kenner der Oertlichkeiten ist die sehr detaillirte Schilderung des Gefechts, welche dieses von Punkt zu Punkt, von Moment zu Moment, durch seine fast achttägige Entwickelung hindurch verfolgt. Was die politischen Betrachtungen des Verfassers, theils über die nächsten Ursachen des Aufstandes, theils über die allgemeinen politischen Zustände betrifft, so kann es nicht überraschen, den Verfasser hier den Standpunkt einnehmen zu sehen, auf welchem wohl der größere Theil des sächsischen Offiziercorps sich befindet, nämlich den eines halb grimmigen, halb verachtungsvollen Zurückblickens auf die politischen Umgestaltungen seit dem März 1848. Soweit er hierbei nur die Ausschweifungen der Demokratie rügt, ist sein Tadel weder ohne Begründung, noch auch, wenn man bedenkt, wie arg es jene in Sachsen getrieben, allzu hart; ungerecht wird er nur da, wo er von der Mittelpartei spricht und diese, ganz im Styl der in den gegenwärtigen gouvernementalen Regionen beliebten Anschauungsweise, als den schlimmsten Feind der Regierung und der Ordnung verschreit. „Die neueste Zeit hat der Beweise viel geliefert,“ sagt er auf S. 24, „daß keine Partei der Regierung gefährlicher ist, als die sog. „gemäßigt liberale“, die in politischer Halbheit bei entscheidenden Momenten mit dem Kopfe Muth und Blick verliert und jeder Energie ermangelt. In der radicalen Partei erkennt die Regierung ihren Feind und kann sich gegen ihn rüsten; auf die gemäßigte Partei baut sie und sieht sich in den Stunden der Gefahr schmählich von ihr verlassen. Je weniger diese Partei selbst die Regierung unterstützt, desto umfänglicher und dringlicher sind ihre Forderungen an deren Energie; sie verlangt Alles von dieser Kraft, Schutz ihrer Sonderinteressen, und sucht, einer aufopfernden Hochherzigkeit baar, Hilfe bei Jedem, unter dem sie bequem leben kann.“

In dieser Schilderung ist viel Wahres, ja sie ist vielleicht ganz wahr, aber sie paßt nur nicht auf die sog. „gemäßigt liberale“, sondern auf die sog. conservative Partei. Diese ist es, welche in Zeiten der Gefahr Staat und Thron im Stiche gelassen und sich ängstlich verkrochen oder nach dem Schutz der Bajonette gerufen hat, statt sich selbst zu schützen; diese ist es, welche sich Jedem unterwirft, der ihr entweder Furcht einflößt, oder augenblickliche Ruhe schafft, welche daher 1848 vor dem Pöbel und seinen Anführern zu Kreuze kroch, und welche jetzt die rettenden Thaten des Ministeriums Zschinsky in den Himmel erhebt.

Die „sog. gemäßigt liberale Partei“ hat wenigstens vieler Orten in Zeiten der höchsten Gefahr „Kopf und Blick“ frei erhalten und der Sturmfluth der Demokratie, vor deren Anprall sogar die Throne und die herrlichen Kriegsheere zu wanken begannen,

durch ihre moralische Kraft und Entschlossenheit, einen Damm entgegengeworfen. Oder wer war es, der im März 1848 die Proclamirung der Republik und somit den Bürgerkrieg in Frankfurt verhinderte? Wer war es, der im September 1848 zuerst die Revolution niederwarf und die Strenge der Gesetze wieder zu Ehren brachte, die in Wien und Berlin noch darniederlag unter dem Terrorismus des Volksregiments? Oder endlich, um wieder in die engern Grenzen des Einzelstaates, zu den hier geschilderten Zuständen zurückzukehren, wer war es, der in dem von Truppen entblößten, von der Regierung preisgegebenen Leipzig die Ordnung aufrecht erhielt? Wer waren dort die Leiter der Maßregeln, welche den Tumult dämpften, wer stand dort zuerst auf der eroberten Barricade, wer fiel dort im Kampfe gegen die Empörung? Waren es nicht überall Männer der „sog. gemäßigt-liberalen“ Partei?

Was der Verfasser hier von der angeblichen Verbindung des deutschen Vereins zu Dresden mit dem Vaterlandsverein erzählt, gestützt auf eine Angabe der Dresdner Zeitung, das hat bereits anderswo seine authentische Widerlegung gefunden. Wenn aber freilich Herr v. Montbé es dem deutschen Verein zum Vorwurf anrechnet, daß er „ebenfalls eine Deputation zum König gesendet habe, um denselben zur Anerkennung der Reichsverfassung zu bewegen,“ so dürfte Herrn v. Montbé, trotz Allem, was er von dem Charakter des Maiaufstandes als eines längst vorbereiteten, und dies vielleicht mit gutem Grunde, sagt, doch der Beweis, daß auch bei Gewährung der Bitte um Anerkennung der Reichsverfassung der Aufstand dieselbe Kraft und Ausdehnung gewonnen haben würde, viel schwerer fallen, als dem deutschen Vereine der, daß auf der Seite, wo man die Anerkennung versagte, ebenso sehr neben reinen und aufrichtigen Motiven unreine und unwahre im Spiele gewesen seien, wie in den Reihen der dieselbe Fordernden.

Dankbar muß man dem Herrn v. Montbé sein für die Unbefangenheit, womit er gewisse Thatsachen, die von jener Seite her gewöhnlich umschleiert zu werden pflegen, offen ausspricht. So berichtet er von dem Gerücht: „daß ein Flügeladjutant des Königs von Preußen am 30. April Abends Audienz beim Könige von Sachsen gehabt hat,“ ohne dieses Gerücht zu widerlegen oder den „abenteuerlichen Gerüchten“ beizuzählen, deren er gleich darauf Erwähnung thut, und weiterhin erzählt er, wie die Regierung „auf diplomatischem Wege für den äußersten Fall sich der preußischen Hilfe versichert gehabt habe,“ was auf eine dem Aufstande, und somit wohl auch der Nichtanerkennung der Reichsverfassung vorausgegangene Unterhandlung hinzudeuten scheint.

Interessant ist es endlich, gerade im gegenwärtigen Augenblicke an folgende Bekanntmachung erinnert zu werden, mit welcher der neuernannte Minister des Innern, Herr v. Friesen, am 8. Mai 1849 sein Amt antrat. Darin heißt es:

„Se. Majestät der König und die Männer, die heute (und auch noch jetzt) Seine Regierung bilden, werden darum nicht aufhören in ihren Bemühungen für die Einheit, Freiheit und Größe des deutschen Volkes.“

„Fürchtet keine Reaction, keine Verletzung der Verfassung, keine Beschränkung der Freiheit! Wir gehen zu demselben Ziel der festen Begründung einer deutschen Verfassung. Wir werden sie nur erreichen, wenn wir den Weg des unerschütterlichen unbeugsamen Rechts nicht verlassen.“

„Schaaret Euch um Euren König und um die Männer, die Seinen Rath bilden! Verlaßt Euch auf sie, sie werden festhalten, unerschütterlich festhalten an

dem heiligen Eide, den sie dem König, den sie der Verfassung geschworen haben."

Ein russisches Examen. Erzählung eines Polen. „Sie wissen, daß ich nach elfjährigem gemeinen Soldatendienst durch Vermittlung des Oberst G. als Lehrer an der Cantonnistenschule zu E. angestellt wurde. Bot diese Thätigkeit mir auch sonst wenig Erfreuliches, so wirkte sie doch vortheilhaft auf meine Gesundheit ein, denn der Umgang mit der Jugend hat etwas Erfrischendes. Nach und nach gewann ich meine Stellung ganz lieb. Doch es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich nirgend eine bleibende Stätte finden sollte.

Kurz nachdem General S. als Chef des Unterrichtswesens für die transkaukasischen Länder nach Tiflis geschickt wurde, besuchte er auf seiner ersten Inspectionsreise auch meine Schule, und aus der hochfahrenden Weise, in welcher er mich und meine Jungens anschnauzte, merkte ich bald, daß sein Besuch nichts Angenehmes zur Folge haben werde. Ich hatte schon zu viel Schlimmes im Leben erfahren, um über das barsche Auftreten des Generals übermäßig betroffen zu sein; selbst die Grimassen, welche er beim Hören meines polnischen Namens schnitt, brachten mich nicht sehr aus der Fassung. Trotzdem wurde er bei jedem Worte ärgerlicher und barscher, nach der alten Regel, daß Hitzköfe immer toller aufbrausen, je mehr Ruhe man ihnen entgegenstellt, und daß der tölpelhafte Hochmuth eines Menschen immer auf gleicher Stufe steht mit seiner Unwissenheit.

„— Nun, was lernen denn die Jungens bei Ihnen?" — begann der Stellvertreter des „Ministers der Volksaufklärung" sein Examen, nachdem er mit wahrhaft bissigem Gesichte bemerkt hatte, daß es an der Kleidung der Schüler und der Einrichtung der Schulstunden nichts zu tadeln gab.

Ich gab auf diese altherkömmliche Frage die altherkömmliche Antwort; er ließ mich jedoch nicht aussprechen, sondern fiel mit wichtiger Miene ein: „— Russisch ist die Hauptsache! darauf muß vor Allem gesehen werden! Bringt mir einem Jungen ordentlich russisch bei, dann lernt sich alles Uebrige von selbst!" —

Ich durfte dem natürlich nicht widersprechen, und entgegnete, daß ich es an nichts fehlen ließe, um den Jungens ordentlich russisch beizubringen ...

„— Das wollen wir sehen!" — rief der General, — „zeigen Sie mir einmal Ihre besten Schüler!" —

Ich that, wie mir geheißen; aber leider war mein bester Schüler kein Russe, sondern ein Armenier, Namens Akimijam.

Dieser zufällige Umstand gab dem General einen erwünschten Anlaß, sich in eine Fluth von Schimpfwörtern darüber zu ergießen, daß ich die Russen zurücksetze und die Vertreter der unterworfenen Völkerschaften bevorzuge.

Sie können leicht denken, daß das Benehmen des stellvertretenden „Ministers der Volksaufklärung" eben nicht ermuthigend auf die armen Schüler einwirkte.

Zitternd und schüchtern trat Akimijan vor.

„— Nun, lassen Sie ihn einmal was an die Tafel schreiben!" — herrschte mich Se. Excellenz an.

Akimijam nahm auf mein Zureden die Kreide und schrieb: „Das Auge ist ein Glied des menschlichen Körpers." —

Der Satz war richtig geschrieben; es ließ sich nichts dagegen einwenden.

„— Na, nun machen Sie weiter!“ — bedeutete mich Se. Excellenz.

„Was ist Oko (das Auge) für ein Wort?“ fragte ich den Schüler.

„Ein Hauptwort!“ schluchzte der arme Junge.

„Richtig, mein Sohn! sei nicht so furchtsam! Se. Excellenz (zu russisch: Jewo Wuyssokoprewosschoditelstwo) thun Dir nichts zu Leide. Nun sage mir: welchen Geschlechtes ist Oko?“

„Sächlichen Geschlechtes!“

„Ganz richtig! nun . . .“

„Was? ganz richtig? Sächlichen Geschlechtes? Sslawnuy schtuk! Schöne Geschichten!“ unterbrach uns heftig der General. „Was bringen Sie den Jungen da für Unsinn bei! Das Auge sächlichen Geschlechtes? ... Hab' ich nicht so gut Augen wie meine Frau? Ist das Auge nicht so gut männlich wie weiblich? Woher ist das Auge sächlichen Geschlechtes?“

Die Augen des stellvertretenden „Ministers der Volksaufklärung“ verfinsterten sich auf die bedenklichste Weise, und es ergoß sich über mich wieder eine Fluth von Schimpfwörtern, wie sie nur dem Munde eines Russen dieses Schlages entströmen kann.

Das Ende der Geschichte war, daß ich von der Schulstube aus wieder in Reih' und Glied treten mußte. Es wurde auf das Unumstößlichste nachgewiesen, daß ich die Köpfe der jungen Leute verwirre und zu nichts Anderem als zum Felddienst zu gebrauchen sei.

Fremdwörter im Russischen. Bekanntlich pflegen gerade diejenigen Leute, welche am wenigsten von fremden Sprachen verstehen, ihre eigene Sprache am meisten durch Fremdwörter zu verunstalten. In Bezug auf Deutschland genügt diese kurze Andeutung zu allgemeiner Verständlichkeit; in Bezug auf Rußland hingegen dürfte die Anführung einiger Beispiele ebenso neu wie unterhaltend sein.

Ich traute meinen Ohren nicht, wenn ich an den Ufern des Don oder der Wolga im Gespräche mit Leuten, welche eine Mittelstellung einnahmen zwischen dem Salon des Bojaren und der Isba (Hütte) des Leibeigenen, bald deutsche, bald französische Wörter hörte, die sich in russischer Vermummung ebenso seltsam ausnahmen, wie ein sandalenbekleideter russischer Bauer im Frack. Früschlikatj: frühstücken; — wojahsirowatj: reiten (voyager); — marschirowatj: marschiren; — buntowatj, buntowatsse: sich verbünden, u. s. f.

Nun denke man sich diese Wörter in russischer Weise conjugirt! wie z. B. Ja budu früschlikatj: ich werde frühstücken; — ja wojashirowall: ich bin gereist.

Diese und ähnliche Ausdrücke klingen für gebildete Ohren im Russischen ebenso komisch, als wenn man bei uns von „recherchirten Expressionen“, „malheureusen Evenements“, „espèce von Dings da“ und dergleichen spricht.

Ein Anderes ist es mit solchen Wörtern, welche dadurch das Bürgerrecht erlangt haben, daß sie mit den Gegenständen selbst eingewandert sind, — oder mit solchen, für welche sich kein passender Ausdruck im Russischen findet. So hat z. B. gegen Wörter, wie: Exercirgaus: Exercierhaus; — Schlachba-um: Schlagbaum; — ssabljä: Säbel; — Kruschtall: Krystall ꝛc. der verstockteste Russe nichts einzuwenden.

In der Kosakensprache kann man aus den Volksliedern und Annalen chronologisch nachweisen, wann gewisse Fremdwörter ihren Weg über Polen in die Ukraine gefunden haben.

Während die Großrussen, oder Moskowiter, das ihrer Sprache fehlende „h" regelmäßig in ein „g" umwandeln (gaus: Haus), geht bei den Kleinrussen, oder Ukrainern, unser „w" immer in ein „m" über. So ist z. B. aus dem deutschen Worte „wandern" das ukrainische „mandrowati" geworden. Andere Wörter finden sich fast ganz unverändert wieder, wie, — spiss: Spieß; — papir: Papier; — rjätowati: retten. —

Die Ruinen von Niniveh, mit deren Entdeckung das Museum des Louvre so viel Aufhebens gemacht, scheinen sich in Staub aufzulösen. Eine kleine Broschüre von Höfer: Second mémoire sur les ruines de Ninive, avec planches et gravures intercalées dans le texte, führt gegen den Vertheidiger jener Ruinen, de Saulcy, unter andern Gründen folgende an· 1) es findet sich auf den Monumenten jenes angeblichen Niniveh sehr häufig eine Maschine abgebildet (helepolis), die erst von Demetrius Poliorcetes, 321 Jahre nach der Zerstörung von Niniveh, erfunden wurde; 2) nach allen Quellen hat Assyrien, dessen Hauptstadt Niniveh war, den Tigris zur Ostgrenze; das angebliche Niniveh liegt aber jenseit des Tigris. — Wenn das sich so verhält, wäre es freilich mit der Stadt des guten König Ninus zu Ende. — Doch hat sich eine andere, gewichtige Autorität, Hr. Quatremère, im Journal des Savans, vorzüglich auf biblische Quellen gestützt, für die Echtheit jener Ruinen erhoben. Dagegen gibt uns Eugen Flandin in der Revue de deux mondes (1. Jul.) über die Ruinen von Persepolis in Folge einer Reise, die er im J. 1840, zum Theil im Auftrag der französischen Regierung durch Persien gemacht hat, einen sehr umfassenden Bericht, aus dem wir uns eine vollkommen anschauliche Vorstellung von diesen Resten des Alterthums machen können. — Noch ist zu erwähnen eine interessante Monographie über denselben Gegenstand: Niniveh and Fersepolis, an Historical Sketch of Ancient Assyria and Persia, with an Account of the Recent Researches in those Countries. By V. Vaux, Assistant in the Department of Antiquities, British Museum. Die Forschungen von Niebuhr, Porter, Morier, Rich, Botta, Layard und Rawlison sind darin gründlich benutzt.

Ein Quäker, Hr. W. E. Forster, hat sich durch die Schilderung, welche Macaulay in seinem berühmten Werk von dem Verhältniß William Penn's zu dem Hofe Jakobs II., namentlich von dem schimpflichen Schacher wegen der Befreiung Monmouth'scher Verschwörer gegeben hat, sehr gekränkt gefühlt, und eine Apologie seines Meisters versucht (William Penn and Thomas B. Macaulay: being brief Observations on the Charges made in Mr. Macaulay's History of England against the Character of William Penn), ohne daß es ihm gelungen wäre, das Gewicht der Thatsachen zu entkräften, welche Macaulay für seine Behauptung angeführt hat. — Es dient diese Abhandlung als Vorrede zu den Memoiren W. Penn's, herausgegeben von T. Clarkson. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit ein für das Studium des 16. Jahrhunderts nicht unwichtiges Tagebuch aus den Jahren 1553—54: The Chronicle of Queen Jane and of two years of Queen Mary, welches J. G. Nichols nach einem Manuscript aus dem britischen Museum zuerst herausgegeben und mit Anmerkungen versehen hat.

Robert Lynam's Geschichte der römischen Kaiser, von Augustus bis auf den Tod des Marc Aurel, herausgegeben von John T. White. (The history of the Roman Emperors from A. to the death of M. A.) Ein Werk, welches bei der geringen Ausbeute, die seit Tillemont für die römische Kaisergeschichte gemacht ist, als Handbuch seinen Werth hat, einen höheren aber für den geschichtlichen Fortschritt nicht in Anspruch nehmen kann. —

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Religiös-sociale Revolutionselemente in Rußland.

II.

— Alljährlich, und zwar nicht erst seit 1848, gehen durch die europäische Tagespresse unbestimmte oder auch bestimmtere Gerüchte von weit verbreiteten Bauernaufständen in Rußland bald in den östlichen, bald in den südlichen, seltener in den westlichen Gouvernements. Die Gerüchte von den Aufständen in den westlichen Gouvernements schließen gewöhnlich mit der Nachricht, Alles sei auf eine große Räuberbande zusammengeschrumpft, gegen deren Treiben man ein Militärdetachement abzusenden für nöthig befunden; die Kunde von den Bewegungen im Innern des Reiches versinkt in russischer Schweigsamkeit. Man ist gegen alle diese Nachrichten nach und nach ebenso ungläubig geworden, wie gegen die Kunden von Verschwörungen unter den höhern Bevölkerungsclassen. Wir haben im ersten Artikel an einem Beispiele nachgewiesen, wie weder russischer Widerspruch, noch russische Schweigsamkeit etwas gegen die Wahrheit der letztern Gerüchte beweisen. Man muß indessen unter russischen Verhältnissen gelebt haben, um zu erkennen, wie dies noch viel weniger bei Ereignissen der Fall ist, welche ihre Betheiligten fast ausschließlich unter den kopfsteuerpflichtigen Classen zählen, als bei jenen, deren Theilnehmer der höhern Gesellschaft angehören. Bei diesen kommt das Gespräch doch wohl noch hier und da, wenn auch ungern und verstohlen, auf das Ereigniß zurück; bei jenen ist es, als habe sich die ganze Gesellschaftswelt das Wort darauf gegeben, die Angelegenheit nicht in den Mund zu nehmen, oder bei etwaigen Fragen entschieden abfertigend als gemeine Mordbrennerei, als wahnsinnigen Angriff eines trunkenen Haufens auf irgend einen Gutsinspector u. dgl. hinzustellen. War's doch selbst in den Ostseeprovinzen, ein Jahr nach jenem leider sehr wohlberechtigten Aufstand livischer Bauern gegen die Tyrannei ihrer Herren (1842), kaum möglich, irgend eine richtige Erklärung seines Grundes zu erfahren. Wieviel weniger da, wo der noch leibeigne Bauer dem Leibherrn vollkommen schutz- und rechtlos gegenüber steht, oder wo die ländlichen Zustände in so tiefer Barbarei versunken sind, wie in Litthauen und den nordöstlichen Starosteien Polens.

Hier im Westen mischen sich auch bereits die verschiedensten Elemente verwirrend zusammen, und man kann fast niemals bestimmen, ob die Thatsache eines Aufstandes in einer allgemein ventilirenden Bewegungsidee ihren Grund zu suchen hat, oder ob sie rein localen Verhältnissen und augenblicklichen Umständen improvisirt entsprang. Allerdings mögen wohl solche locale und momentane Bedingungen auch sehr vielen Bauernaufständen des Reichesinnern zu Grunde liegen. Allein schon das eifrige Bestreben gouvernementaler Stimmen, solche improvisirte Entstehungsmomente überall und in jedem Einzelfalle geltend zu machen, während gerade im innern Rußland derartige Erhebungen wie an einer Pulverstraße strichweise fortlaufen, obgleich die Gemeinden durch weite Länderstriche und durch die Angehörigkeit an verschiedene Grundherren getrennt sind — erregt lebhafte Zweifel gegen den Mangel gemeinsamer, weitverbreiteter Ideen. In den westlichen Provinzen ist dem religiösen Moment — außer neuerdings beim Streite der russischen mit der protestantischen Kirche im baltischen Lande — wohl kaum jemals eine Bedeutung zuzuschreiben. Hier gibt der Kampf mit abgestumpften Waffen zwischen den grundbesitzlos Freigelassenen und den ihres Absolutismus nur halb beraubten Grundherren ausschließlich das Entstehungselement für bäuerliche Aufstände. Dem Staat, welcher dieses auf beiden Seiten halbe Verhältniß keineswegs ohne die Absicht geschaffen, die eine Gesammtheit durch die andere zu entkräften, sind aber solche „Störungen der öffentlichen Ruhe" vielleicht sogar nicht unwillkommen, da sie ihm Gelegenheit geben, im Volke die Eroberungen der russischen Kirche zu vergrößern, dem Adel dagegen, unter dem Vorwande der Gewähr kräftigern Schutzes, von seiner kümmerlichen Autonomie auch noch die letzten Reste zu entziehen. An und für sich keineswegs abgeneigt, gerade die Grenzprovinzen gegen Europa mit Soldatenmassen zu bedecken, erlangt er durch derartige Bewegungen einen plausibeln Vorwand zur Anhäufung von Truppenmassen, welche zugleich nach außen hin mit Märschen und Gegenmärschen als unbestimmte Demonstrationen zu wirken höchst geeignet erscheinen. Man erinnere sich aus dem Jahre 1848 jenes immer wiederkehrenden Geschreis vom Ueberschreiten bald der preußischen, bald der östreichischen Grenze durch russische Truppen, welches sich zwar nicht bewahrheitete, aber doch immer eine gewisse Spannung der Gemüther in Deutschland und Oestreich unterhielt. Man erinnere sich auch, daß die wirkliche Anfüllung der westlichen Provinzen mit Armeen viel später eintrat, als jene plötzliche das meiste Aufsehen erregende Truppendiversion vom südlichen nach dem mehr östlichen Theile dieser Gouvernements. Man erinnere sich endlich, daß Gerüchte von weit verbreiteten Bauernaufständen in Südpolen und Neurußland dem Hinabzuge, Nachrichten von bäuerlichen Revolten in Litthauen dem Hinaufzuge der Truppen vorangingen. Als endlich die Aufstellungen vollendet waren, kam's wie eine aus irgend einem russischen Gesandtschaftsvorzimmer herausgeflogene Notiz ganz beiläufig in's Publicum, in Litthauen sei die Aufhebung einer großen Räuberbande nach hitzigen Gefechten gelungen. Was von dem Allen

wahr, halbwahr oder ganz erdichtet war, ist hier nicht zu untersuchen. Es war nur um ein beiläufiges Exempel zu thun, und darauf hinzuweisen, für welche Zwecke mitunter solche Aufstandsgerüchte wohl benutzbar sind, und wie wenig, wenn sie Wahrheit enthalten haben, der Gang der äußern russischen Politik davon berührt wird. Jene schauernde Beruhigung angstvoller und ruhebedürftiger Gemüther, welche Europa's und namentlich Deutschlands Angelegenheiten krieglos zur Feststellung gelangend glauben, falls nur Rußlands Einmischung fern bleibt, jene Alltagspolitik, welche aus jedem Aufstandsgerüchte Hoffnung dafür schöpft, daß Rußland zu sehr mit sich selbst beschäftigt sei, um eine kriegerische Einmischung wagen zu dürfen, ist durch das ungarische Beispiel belehrt, und dürfte noch lange umsonst auf Befriedigung ihrer stillen Wünsche warten. Die vom Volke, von den Massen ausgehende sociale Bewegung der westlichen Provinzen ist für Rußland ungefährlich. Sie wird durch die bevorrechteten Classen dieser Lande selbst bekämpft und hat in ihrem Gefolge nur deren engere Kettung an das russische Interesse durch den gänzlichen Verlust ihres Freiherrlichkeits- und Starostenbewußtseins. Eine auf die Westprovinzen isolirte Bewegung sogar im Adel und den „exemten Classen" kann der russischen Regierung nur Mittel zu immer engerer Umklammerung in die Hand drücken. Gefährlich wird sie erst Bewegungen erachten, welche sich nach dem Innern des Reichs erstrecken und dort ihre Bündner suchen. Bei der Nachricht von den Warschauer Verhaftungen im Frühling dieses und im Sommer vorigen Jahres lasen wir ausdrücklich die Notiz, daß sie vorzugsweise Leute getroffen haben, „welche mit geheimen Gesellschaften in Rußland in Verbindung gestanden."

Anders in den innern Provinzen des Reichs. Die ganze Politik Rußlands, seine natürliche, wie die künstlich geschaffene, drängt den Staat zu einer mehr peripherischen Machtentwicklung nicht bloß in materieller, sondern auch in gouvernementaler Hinsicht; er muß seine Truppen, muß die Blicke seiner Verwaltung, die Maßregeln seiner hohen und niedern Polizei vorzugsweise nach den Grenzprovinzen werfen. Er muß in der Voraussetzung leben, in den innern Provinzen des Reiches einen festen und zuverlässigen Kern zu besitzen, welcher specielle Aufsicht und Bewachung nicht in gleichem Maße beansprucht, wie die mit Europa's bedrohlichem Geiste oder Asiens feindlichen Elementen in näherer Berührung stehenden Lande und Völker. Rußland würde auch einen solchen vollkommen zuverlässigen Halt in diesem innern Kerne der Monarchie besitzen, wenn nicht seit Katharina das Nivellirungs- und Petersburgisirungsstreben den nationalrussischen Boden verlassen hätte, ohne dem strengen Russenthum ein wirkliches Moment zu geben, woran dieses nationalselbständig und nach den ihm naturnothwendigen Modificationen den Proceß der Europäisirung durchführen könnte. Allein eben dieses Moment fehlt, weil Rußland keinen Fortschritt einer innern politischen Geschichte seiner Urvölker zuläßt, während es die materiellen Ergebnisse der fort-

schreitenden europäischen Bildung in den Kern seines Reiches überträgt, sonach ein Mißverhältniß, einen Mangel an Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Entwicklungsrichtungen hervorruft. Nach logischen Naturgesetzen sucht sich dieses Mißverhältniß irgendwie auszugleichen. Der Schwerpunkt der Entwicklungen verlegt sich beinahe naturnothwendig auf das sociale Feld. Der Staat selbst hat dies befördert. Um die politische Macht des nationalen Adels, welche von Peter und seinen Nachfolgern nur niedergeworfen war, auch innerlich zu brechen, hat der Staat in socialer Beziehung unter den Massen Hoffnungen erregt und Verheißungen verkündet, welche er nun, durch seine eigne Politik gehindert, nur in einem Maße erfüllt, dessen Ergebniß nothwendig die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden durch alle Classen verbreiten mußte. Die leibeignen Classen wurden sich durch die Viertelsemancipation erst genau über den Entgang aller menschlichen Rechte in der Leibeigenschaft bewußt, der Adel aber erlitt dabei Einbußen an Macht und Selbständigkeit, an materieller Kraft und Selbstgeltung, kurz an allen politischen und socialen Vorrechten, ohne daß auch nur eine seiner politischen und socialen, materiellen oder moralischen Verpflichtungen verringert worden wäre. Die Leibeigenschaftsfrage als solche ist dem Russen der niedern und ärmern Classen im Allgemeinen noch keineswegs eine drückende Lebensfrage, wenngleich natürlich alle jene Leibeignen, welche sich zu materiell bessern Lebensstellungen aufschwangen, von den Fesseln der Eigenhörigkeitsverhältnisse wund gerieben werden bis auf das innerste Lebensmark. Gerade diese Schichten der Leibeignen betrifft aber jenes Gesetz zunächst, wonach ihnen der erbliche Erwerb liegender und fahrender Habe gestattet ist, ohne daß sie doch von der Leibeigenschaft befreit werden. Die ärmern Classen der Leibeignen werden dagegen durch die Ungleichartigkeit der Zustände unter ihresgleichen verbittert, eben weil sie, wie ein größter Theil unserer Bauern, nicht nach den Uebelständen ihres Standes im Allgemeinen und Ganzen, sondern nur nach den localen Verschiedenheiten fragen. Sie sehen neben sich die freier gestellten Kronbauern, die Freibauern, die durch den Militärdienst Freigewordenen, endlich noch die Unterschiede zwischen den Lebensverhältnissen der Eigenhörigen großer und kleiner Grundbesitzer. Sie haben ferner das Recht erhalten, gegen Willkürlichkeiten ihrer Leibherren den Schutz des Rechtes anzurufen; aber die Richter solcher Streitfragen sind wiederum Mitglieder des Adels und — russische Beamte. Das scheinbare Recht ist eine Illusion, seine Uebung bereitet im speciellen Falle dem Leibeignen nur ärgere Bedrückungen, gegen die er kein Recht anzurufen vermag. Die russische Resignation ist nun allerdings ein großer Verlaß, aber auch sie geht nur bis zu einem bestimmten Punkt; die Lehrer der orthodoxen Kirche predigen sie noch über diesen Punkt hinaus. Unter solchen Verhältnissen wirken nun die Lehren der Sectirer. Sie fordern kein äußerliches Bekenntniß, kein offenes, von Strafe bedrohtes Abfallen von der orthodoxen Kirche, sie fordern auch kein Grübeln über Dogmen; sie entzünden nur eine oder

die andere Idee, sie geben die praktischen Ergebnisse ihrer Lehren in einzelnen Sätzen. Jene Idee und diese Sätze entzweien den Leibeignen immer tiefer mit der Thatsächlichkeit seiner Zustände. Die Revolution des Gedankens macht immer weitere Eroberungen, die aufrührerische That ist seine Folge; der Erfolg dieser freilich immer neue Fesselung, meistens selbst die Entziehung der vorher gesetzlich garantirten Rechte. So verwirren sich die Begriffe von Recht und Unrecht, von Religion und Irrlehre zu einem Knäuel, dessen Entwirrung dem schlagfertigen Naturell des Russen zufolge und bei seinem niedern Culturstande nothwendig nur durch ein blutiges Zerhauen der Knoten des Netzgeflechtes erstrebt wird. Wie aber vornämlich die innere Zerrüttung der Kirche und ihrer Secten social-religiöse Wühlereien — das Wort ist ja jetzt beliebt für jede nichtgouvernementale Bewegung in den Massen — solche Versuche begünstigen, scheint dadurch bewiesen, daß die neuern Bauernrevolten vorzugsweise in jene Lande der Monarchie fallen, wo die Sectirerei ihre weiteste Ausbreitung erlangt hat. Man könnte also, wenn es um Paradoxen zu thun wäre, der russischen Behauptung: „die Revolution ist vor Allem antichristlich" antworten: „die russische Revolution ist vor Allem christlich."

Dies Paradoxon wäre indessen, wie alle derartigen Aufstellungen, nur eine halbe und mittelbare Wahrheit. Die russische Revolution ist vielmehr vor Allem socialer Natur. Es erhebt sich also die natürliche Frage: finden nicht auch, wie in den westlichen Provinzen, so im Innern des Reiches alle derartigen Bewegungen ihre natürlichen Gegner im Adel, wie in den „eremten Classen"? Die jetzigen, eben nur von den Massen ausgehenden Thatsachen gewiß; denn diese sind eben dem Adel, sind der politischen Exemtion selbst feindlicher, als der Vorenthaltung politischer Rechte durch den Staat. Gerade diese Vorenthaltung politischer Rechte drängt aber auch den Adel in die Reihen der Opposition; ja, sie ist ihm gegenüber noch mehr, sie ist directe Beraubung. Um den Grundsatz der Alleinmacht des Czaren durchzuführen, strebte zunächst des gouvernementale System dahin, dem Erbadel jede staatliche Anerkennung zu versagen. Dieselben Bojaren vom goldnen Pfeiler und vom sammtnen Buch, welche einstmals den jungen Michael Romanow auf den Czarenthron hoben und sich dafür das Recht der ständischen Genehmigung seiner Regierungshandlungen vorbehielten, verloren dieses Recht bereits unter seinen nächsten Nachfolgern; unter seinem Urenkel sogar die Sicherheit der angeborenen privatrechtlichen Vorzüge ihres Standes, nachdem diese bereits auf das Aeußerste beschränkt worden waren. In der vierten Generation erlischt der Adelstitel mit der Abgaben- und Militärfreiheit, wenn nicht bis dahin ein Familienglied durch Staatsdienst die Erblichkeit des Adels von Neuem errang. Jeder Adelige, welcher nicht im Staatsdienste stand, bleibt sogar in gewisser Art minorenn sein Leben lang. Dies macht dem grundbesitzenden Adel, der eigentlichen Erbaristokratie unmöglich, alle ihre Lebenskräfte auf die Pflege des Grundbesitzes zu verwenden. Jahre, die jeder Einzelne dem Staate zu opfern

verpflichtet ist, werden dadurch gelohnt, daß der Ertrag der Güter theils durch verwaltende Miethlinge direct geschmälert, theils überhaupt nicht in dem Maße hergestellt wird, als wenn das Auge des Herrn darüber wacht. Dennoch ist der Grundbesitzer der Pflicht, für Erhaltung und Verpflegung seiner Leibeignen zu sorgen, in Jahren des Mangels ebensowenig, wie der fortdauernden solidarischen Haftung für deren Steuerverpflichtung gegen den Staat entbunden. Es ist natürlich, daß er darin nur einen Angriff von oben herab auf die Basis seiner Geltung, auf den Grundbesitz selbst erblickt. Dies um so mehr, als der Staat durch seine neuern Gesetze sogar dem Leibeignen das Recht auf Erwerbung von Grundbesitz gab, ihn also eines bisher ausschließlichen Adelsrechtes theilhaftig machte. Zwar darf der Leibeigne keine Leibeignen miterwerben; dagegen darf der Adelige keine Leibeignen ohne deren Wohnsitz kaufen. Die ursprünglich zu Gunsten der Leibeignen getroffene Gesetzesbestimmung kehrt sich nun direct feindlich gegen den Grundadel. Er kann Grundbesitz ohne Leibeigne verkaufen, aber nicht Leibeigner ohne den Grundbesitz sich entäußern. Seine Verpflichtungen nach oben und unten bleiben immer gleich große Lasten, wenn er auch, um sie zu erfüllen, in ungünstigen Zeiten einen Theil seiner materiellen Macht opfert. So geräth er leicht immer tiefer in die Verarmung, während die Hypothekengesetzgebung eine Belastung des Grundbesitzes mit festen Schulden und der Möglichkeit einer Abzahlung zu gelegener Zeit fast unmöglich macht. Dies muß an einem Beispiel klar werden. Die Hypothekengesetzgebung erlaubt eine einzige Hypothek auf jede Liegenschaft, sei sie auch noch so gering. Angenommen, ein Gutsbesitz ist 100,000 R. S. werth und nur mit 1000 R. Hypothekenschuld belastet, so muß der Besitzer erst diese zurückzahlen, ehe er eine Hypothek von 2000 R. S. aufnehmen kann. Die Creditgesetzgebung gewährt aber dem Gläubiger in Rußland außer für Hypothekdarlehen so wenig Sicherheit, daß von andern An- und Darlehen nur selten die Rede ist. Dazu tritt der Mangel an Baargeld und der hohe Zinsfuß im Privatverkehr. Die Zinsen bei den Hypothekenbanken des Staates sind dagegen nicht übermäßig, die meisten Grundbesitzer sind daher Hypothekenschuldner des Staates. Die Politik der Finanzverwaltung besteht nun seit Guriaff, Camphausen und Kankrin in der Verwendung der Baargelder der Banken für Staatsausgaben. Tritt also irgend eine Finanzkrisis ein, so kündigen die vom Staat in Anspruch genommenen, von den Darleihern um Rückgabe ihrer Einlagen, von den Grundeigenthümern um Darleihen gleichzeitig bestürmten Banken den ältern Hypothekenschuldnern, und diese sind nun genöthigt, ihren Grundbesitz um jeden Preis loszuschlagen. Diese Zustände sind gerade in den letzten Jahren erschreckend eingetreten. Fast gleichzeitig kündigten die kaiserlichen Darlehnscassen allen Grundbesitzern des ungeheuern Reiches die vorgeschossenen Capitalien, und so entstand eine solche furchtbare Entwerthung des Grundbesitzes, daß endlich der Staat selber für eine ganze Reihe von Gouvernements Zahlungs-

stundungen eintreten lassen mußte, bis den Grundeigenthümern günstigere Verhältnisse zum Verkauf ihrer Besitzungen sich darbieten würden.

Man darf nun nicht vergessen, daß diese durch die Staatspolitik wenn nicht ausschließlich erzeugten, doch außerordentlich begünstigten materiellen Mißzustände vorzugsweise die altadelige Aristokratie in ihren Hauptstämmen trifft. Man weiß, welche politischen Traditionen diese von ihren Ahnen ererbte, wie darin nicht nur ein tiefer Unwille gegen die heutige Gestaltung des Czarenthums überhaupt, sondern auch gegen das Haus Romanow ihren Ursprung findet. Diese Opposition erhält neue Nahrung mit jeder Regierungsmaßregel, deren Endziel die Abschwächung des Adels, die absolute Alleinherrschaft der Regierung ist; sie steht dem Wunsche nach einer aristokratischen Republik nicht fern. Indessen würde dieser Adel gegen den monarchischen Absolutismus nicht mit so tiefem Mißwillen erfüllt sein, wenn nicht das Gouvernement in der allmäligen Entfesselung der Leibeignen dem Adelsrecht oder selbst der Adelsrechtlosigkeit ein Paroli böge. Entwickelt sich aus der Befreiung der Leibeignen von der materiellen Abhängigkeit von ihrem Herrn ohne die Gewähr ihrer persönlichen Freiheit ein mächtig wirkender Oppositionsstoff in den Eigenhörigen gegen das dermalige System der innern Politik Rußlands, so ist die Gewähr der materiellen Unabhängigkeit der wohlhabenden Leibeignen eben das Moment, welches im Grundadel die tiefste Verstimmung erzeugt. Die freien Arbeiter aber, nebst jenen Schaaren von hilflosen Freigelassenen, welche durch vieljährigen Soldatendienst arbeitsuntüchtig wurden, bilden das Vermittlungsglied zwischen diesen ursprünglich einander entgegenstehenden Elementen der Bevölkerung, indem sie auf beiden Seiten die Mißstimmung nähren und pflegen. In der Forderung nach Umgestaltung der Gutsbesitzerverhältnisse, der damit verbundenen Rechte und damit überkommenen Pflichten treffen darum beide zusammen, so verschieden auch ihre Ziele. Und weil eben der Russe den Czaren mit dem Staate identificirt, so entwickelt sich aus dem socialen Mißbehagen eine politische Bewegung, welche keineswegs gering erachtet werden kann.

Diese politische Bewegung findet aber ihren hauptsächlichen Ausdruck in denjenigen Bevölkerungskreisen, welche ohne Grundbesitz im grundbesitzenden Adel ihren gebornen Gegner, im grundbesitzenden Nichtadel einen möglichen Verbündeten erblicken. Die junge Generation der Gebildeten verschiedenster Stände hat sich von den Einflüssen des außerrussischen Geistes keineswegs frei gehalten. Die Einen sehen schon in dessen Eindringen Rußlands Untergang, die Andern in dessen Herrschaft Rußlands Zukunft. Die national-russische Partei — wenn man's so nennen soll — betrachtet das Regierungssystem als Entnationalisirung und trifft in dieser Ansicht mit den Vertretern des echt nationalen Elements im Adel, in der Bauernschaft und in der Kirche zusammen. Sie sucht also diese Elemente zu gewinnen, um der gouvernementalen Entnationalisirung entgegen zu arbeiten. Sie greift aber in ihren Verzweigungen auch nach den verwandten Stämmen und

Interessen, wird also die nationale Trägerin einer panslavistischen Idee — zum großen Theil vielleicht selbst, ohne sich dessen bewußt zu sein. Um aber auch die Massen der nationalen Elemente wirksam zu machen, ist ihr deren persönliche Befreiung natürlich erstes Erforderniß. Die Art, wie der Staat sie angebahnt hat, führt die persönlich Befreiten in immer unmittelbarere Abhängigkeit von der Staatsmacht. Dieser Art der Freilassung wirkt die grundbesitzlose Nationalpartei entgegen. Während das Endresultat der gouvernementalen Befreiung der Leibeignen die Basirung der Freiheit auf den Grundbesitz ist, schwebt dieser nicht grundbesitzenden Nationalpartei die Möglichkeit vor, daß durch die vorausgehende Befreiung die Mißverhältnisse in allen socialen Richtungen am leichtesten ausgeglichen werden. Und hier ist der Punkt, wo sie mit denjenigen Wünschen und Anforderungen zusammentrifft, welche vorzugsweise in der Herrschaft des europäischen Geistes in Rußland eine Zukunft des Reiches erblicken. Auch die Vertreter dieser Richtung gehören zum großen Theile dem Slavismus an, und die panslavische Idee liegt ihnen noch näher als jenen. Sie tragen in diese Zukunft auch die europäische Idee der politischen Gleichberechtigung Aller herein. Die Verwirklichung derselben stellt aber die Vernichtung des jetzigen Staats- und Gesellschaftsorganismus nicht nur als Endziel auf, sondern diese ist ihr Vorbedingung jeder Möglichkeit. Halt und Festigkeit des russischen Staats- und Gesellschaftsorganismus liegt nun zunächst in der gouvernemental festgestellten Orthodoxie der russischen Kirche, wie bereits früher des Weitern erörtert ist. Die von europäischen Ideen bewegte social-politische Partei muß sonach folgerecht die nächste Verbindung mit den reformatorischen, verflüchtigenden Richtungen des Sectenwesens in der russischen Kirche suchen, während die nationale Partei das altkatholische Schisma in den Kreis ihrer Streitkräfte aufnimmt. Wir haben aber gesehen, wie die kirchlich dissentirenden Bewegungen sich auf dem socialen Felde begegneten. Und so erblicken wir denn hier ein Zusammentreffen aller Elemente im russischen Reiche, welche sich als revolutionäre bezeichnen lassen.

Sociale Reform wird das Bannerwort der russischen Revolution; die politische folgt ihr erst vielleicht in weiter Entfernung. Es muß weitern Ausführungen an anderer Stelle überlassen werden, die Nothwendigkeit dieser Priorität der socialen Revolution in Rußland im Einzelnen zu entwickeln. Hier galt es nur, das Vorhandensein ihrer geistigen Elemente darzulegen. Es wird noch langer Zeit bedürfen, ehe diese Ideen zu einer wirklichen Macht gelangen, zu einer Macht, welche auf Rußlands äußere Politik bedingend einzuwirken vermag. Wir wissen aber, wie seit Kankrin's Finanzverwaltung bereits ein starkes Proletariat in Rußlands Städten emporwuchs. Wir wissen, wie der grundbesitzende Adel in der vom Staat begünstigten Manufacturindustrie einen Schutz gegen sein materielles Verkommen suchte. Wir wissen, wie dieses System der Begünstigung der Manufacturindustrie vom Staate wieder aufgegeben ward, als es jene national-

ökonomischen Vortheile nicht brachte, welche man sich davon versprochen hatte. Wir wissen, wie unter Wrontschenko ebenso mit Verlockungen und Gewaltmaßregeln diejenigen Theile der Städtebevölkerung, über welche man unmittelbar verfügen konnte, wieder zum Ackerbau getrieben wurden, wie früher zur Fabrikindustrie. Trotzdem blieb eine viel größere Anhäufung von Arbeitern als vorher in den Städten, in den Umgebungen der Fabriken auf dem Flachlande zurück und der einmal angeregte Zug nach den Fabrikplätzen ließ sich jetzt nicht plötzlich in gleichem Maß zurückwenden. Die dem Proletariat und Pauperismus verfallenen Bevölkerungsmassen lassen sich nicht wieder vertilgen und wachsen in ihren Kindern überzählig nach. Außerdem bleibt auch die Mehrzahl der ausgedienten Soldaten, regelmäßiger Arbeit ungewohnt und mit dem Makel der soldatischen Genossenschaft behaftet, an solchen Menschensammelplätzen zurück. Aus den größern Städten also und nicht vom Flachlande, aus dem Proletariat, nicht unmittelbar aus der Leibeigenschaft wird die ursprüngliche Socialbewegung in Rußland hervorgehen, aber im Flachland und in der Leibeigenschaft erwarten überreife Keime solche Befruchtung. Weil hier die sociale zur social-religiösen Bewegung wird, findet sie ihre Weiterverbreitung rasch im Volke. Indessen wird es noch einer unbestimmten Zeit bedürften, bis diese Reife eintritt. Vor Allem bedarf es eines Kaisertodes. So lange Nikolaus mit eisernem Zepter herrscht, ist an die Möglichkeit einer raschen und weiten Ausbreitung weder der religiösen, noch der socialen, noch vollends der politischen Revolution in Rußland zu glauben.

Zur Beurtheilung der Parteien in Ungarn.

Noch einige Tage und in Wien und in Petersburg werden die Jahrestage von Temesvar und Vilagos gefeiert werden. — Seit diesem zweiten Mohats der ungarischen Nation ist manch' junges Leben geknickt, manch' schöne Hoffnung zu Grabe getragen worden. Der Januskopf der östreichischen Diplomatie steht jetzt mit einem Gesichte gegen Frankfurt, mit dem andern gegen den Sund, aber hier wie dort nach einem und demselben Ziele gerichtet. Im Innern der Monarchie hat man nichts zu fürchten, denn Ungarn und Italien sind *pacificirt*; Kroatien hat seinen Ban, ja noch mehr, eine junge Banin und als Draufgabe eine Constitution; die Militärgrenze ist *neuorganisirt* und wird dem Princip der Gleichberechtigung gemäß auch mit einigen Regimentern der Gensd'armerie bedacht, während für die aus dem Kriege zurückgebliebenen 17000 (officiell) Wittwen durch Radetzki bei der *italienischen Armee* Geldsammlungen veranstaltet werden; die Raitzen haben einen ganz eigenen Woiwoden mit einem ebenfalls ganz eigenen

Jensar in Szemlin; die Wallachen haben mehr, als sie hoffen konnten, denn sie brauchen die geraubten Schätze nicht zurückzugeben und haben noch obendrein die Genugthuung, daß der Name „Sachsenland" aus dem amtlichen Concept gestrichen ist; die Ruthenen sind aus dem Gehirn Stadion's als glorreiche Nation hervorgegangen; die Slovaken brauchen nicht mehr ungarisch zu lernen, sondern können ihre Kinder in deutsche Gymnasien schicken u. s. w.; man läßt also die Dinge ihren Gang gehen und trachtet lieber nach außen groß zu werden, und um neue Excesse zu verhüten, will man mit der ganzen Bagage in den deutschen Bund treten; in Frankfurt werden sich die rebellischen Magyaren, Italiener, Czechen und Polen acclimatisiren, und die Schlafmütze wird floriren von der Nordsee bis zur Adria, vom Belt bis zum Rothenthurmpaß.

Hiermit hätte ich Ihnen die heutige östreichische Politik, wie sie leibt und lebt, dargestellt; wer die Schilderung für übertrieben hält, komme zu uns, und er wird sich von der traurigen Wahrheit überzeugen. Nur im Auslande gibt es vielleicht noch Leute, die an eine constitutionelle Zukunft des Kaiserstaats, an einen Reichstag und dergleichen Dinge glauben. In einem constitutionellen Staate ist die Regierung beflissen, sich — wenigstens eine künstliche — Majorität zu schaffen; unser Ministerium hat bis jetzt nur gegen die Militärherrschaft angekämpft, um sein Dasein fristen zu können; sich eine Partei zu schaffen, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Diese traurige Ueberzeugung wird von allen Provinzen der Monarchie genährt, am deutlichsten aber ist sie in Ungarn ausgesprochen. In diesem Lande hat die alte Constitution, obwohl sie eigentlich nur ein großer Adelsbrief für 600,000 Menschen war, dadurch, daß der Bestand des Staates als solchen mit ihr in genauester Verbindung stand, und sie bei dem liberalen Geiste des ungarischen Adels eine bessere Zukunft versprach, in dem Leben des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen, so daß manche Redner von der Opposition vor dem März ihr Erstaunen darüber aussprachen, wie das Volk so viel Interesse und Theilnahme für eine Verfassung zeigen kann, die ihm nur Pflichten auflegt, ohne ihm die Rechte eines Staatsbürgers zu Theil werden zu lassen. Bei uns also weiß das Volk sehr wohl, was dazu gehört, constitutionell zu regieren, und bei uns sind die Parteien schon da, das Ministerium braucht also sie nicht erst zu schaffen, sondern kann sich an eine derselben anschließen, oder aus den Fractionen sich eine neue bilden; doch von dem Allem geschieht nichts. Heute, wie einen Tag nach der Katastrophe, steht das Ministerium allein da mit seinem Beamtenheer und seinen Gensd'armen, und regiert das Land von außen nach innen, und meint alle Gefahren beseitigt zu haben, wenn das erschöpfte und von Soldatenmassen erdrückte, entwaffnete Land keine Revolution macht.

Andererseits aber bilden die constitutionellen Reminiscenzen und das Vorhandensein politischer Parteien in Ungarn ein außerordentliches Hinderniß für die Organisationspläne des Ministeriums; denn in den andern Provinzen beruft man

Vertrauensmänner, die früher sich wenig oder gar nicht mit Politik befaßten, läßt durch sie ein Statut verfertigen, welches in den Destillationen des Ministeriums, des Obersthofmeisters, des Leibadjutanten und noch anderer hoher Personen gereinigt und endlich in refracta dosi dem constitutionshungrigen Volke hingegeben wird, und so wird allmälig und geräuschlos der liebe Vormärz wieder herbeigeführt; in Ungarn hat man nicht nur mit dem März, sondern auch mit dem Vormärz gebrochen, und um mit der beschnürten Nation fertig zu werden, muß man die alten Archive der Ferdinande, der Leopolde 2c. hervorsuchen, und die östreichische Politik des 16. und 17. Jahrhunderts ausbeuten.

Wenn wir nämlich die Zeiten nach der Mohatser Schlacht mit der heutigen vergleichen, so finden wir in dem Verfahren der östreichischen Regierung die größte Aehnlichkeit. Auch damals hatte Habsburg mit einem großen Theil der ungarischen Nation unter Anführung Johann Zapolia's im offenen Felde zu kämpfen; Ungarn wurde auch damals, wenn auch nicht öffentlich, als eroberte Provinz betrachtet, und man entschloß sich, die Magnaten, welche die Wahl Ferdinand's betrieben, entbehrlich oder unschädlich zu machen, und übergab das Land den Jesuiten und herzlosen Ausländern, um es durch diese östreichisch zu machen. Seit dieser Zeit entstand in Ungarn eine permanente Opposition gegen Oestreich, aus welcher die Revolutionen der Rakoczy, Tököly, Bocskay, Bethlen u. s. w. hervorgingen. Eine eigentliche Partei hatte Oestreich damals in Ungarn nicht, und seine Stützen waren die katholische Geistlichkeit, welche in Oestreich den defensor fidei gegen die Verbreitung des Protestantismus in Ungarn sahen, einige im Amte angestellte Aristokraten und einige mit den obigen Revolutionsmännern in Rivalität lebende Familien. Das Volk haßte den Adel und Oestreich zugleich und sah es gerne, wenn diese sich zerfleischten; der niedere Adel hatte nur einen Wunsch: den in Ofen wohnenden und nur für Ungarn lebenden magyar Király (ungarischen König). — Dieser Zustand dauerte bis Maria Theresia, welche es sehr wohl verstand, die Ungarn bei ihrer schwachen Seite zu fassen, nämlich ihrem Stolze zu schmeicheln. Sie empfahl sich und ihren Säugling der Tapferkeit und Großmuth der ungarischen Nation, und es wurden nicht nur Armeen aus der Erde gestampft, sondern es trat noch außerdem das oft statthabende Verhältniß ein, daß nämlich der Schützling zum Liebling seines Wohlthäters wird, und Maria Theresia war wirklich die erste und vielleicht einzige Regentin aus dem Hause Habsburg, der die Magyaren mit wahrer Liebe anhingen. Die kluge Herrscherin wußte auch diese Neigung sehr wohl auszubeuten, und sie war auf dem besten Wege, die alten Pläne ihres Hauses, nämlich die Gleichstellung Ungarns mit den übrigen Provinzen der Monarchie, durch ganz friedliche Mittel, als Heirathsverbindungen zwischen dem ungarischen und östreichischen Adel, Heranziehung der reichen Magnaten an den Hof, Auszeichnung der ungarischen Aristokraten durch hohe Civil- und Militärämter, Errichtung der ungarischen Leibgarde u. s. w. zu verwirklichen.

— Schon war das Netz um die schöne, aber etwas wilde Hungaria geschlungen, als die Kaiserin starb und ihr Sohn Joseph durch seine bekannten Maßregeln den Stolz und das Nationalgefühl der Magyaren beleidigte; seine schönen, aber unzeitigen Bemühungen scheiterten, er mußte am Abend seines Lebens selbst die Pflanzung niederreißen, der er seine ganze Kraft gewidmet hatte, und hinterließ noch obendrein seinem Nachfolger eine erwachte, für die Einflüsse der Zeit empfängliche, gegen das fremde Herrscherhaus eifersüchtig gewordene Nation. In jener Zeit fingen sich die eigentlichen politischen Parteien zu bilden an, denn die Acclimatisirungsversuche Maria Theresia's, so wie die Reformbestrebungen Joseph's blieben nicht ohne tiefe Einwirkung auf die geistige Entwickelung der Magyaren. An die Stelle des ungestümen absoluten Opponirens trat eine geregelte, von der Wissenschaft und dem Geiste der Zeit geleitete Opposition, und diejenigen, welche, von dem Beispiele Frankreichs zurückgeschreckt, den alten Zustand um jeden Preis erhalten wollten, traten offen auf die Seite der Regierung. Die Regierung selbst, welche auch mehr den Neuerungsgeist der jungen Opposition als die verschollenen Unabhängigkeitsgelüste der Magyaren fürchtete und auch genöthigt war, in den französischen Kriegen sehr oft die Hilfe Ungarns in Anspruch zu nehmen, legte die alten Pläne über die Gleichstellung Ungarns bei Seite und verbündete sich mit der ihr geneigten Partei, um mit Hilfe dieser den französischen Geist in der jungen Opposition zu besiegen.

Wie bekannt, hat die östreichische Regierung nach dem Tode Joseph's und Leopold's sich zu ihrem Systeme gemacht, Alles niederzureißen, was diese zwei Fürsten aufgebaut hatten; auch in Ungarn wurde von einem Extreme zu andern übergegangen. Während Joseph die Nationalität und die historischen Rechte der Ungarn mit Verachtung überging und sich bemühete, durch Reformen in der Verwaltung und im Volksunterricht, durch Toleranzgesetze und Verbesserung der Gerechtigkeitspflege den materiellen Wohlstand des Landes zu heben und die Nation der europäischen Cultur näher zu führen, war die Regierung Metternich's darauf bedacht, alle und jede Reform in Ungarn zu unterdrücken und die Nationalgelüste, diesen aus der Verfahrungsweise Joseph's hervorgegangenen Götzendienst, so viel als möglich und nöthig ist, um die andern Volksstämme eifersüchtig zu machen, zu begünstigen. So entstanden die auf den Reichstagen von 1790 bis 1847 gebrachten Gesetze in Betreff der Suprematie der ungarischen Sprache, welche an und für sich durchaus nicht den Unterdrückungscharakter an sich tragen, den man ihnen im Auslande so gerne beilegt, und die in jedem andern Staate als eine conditio sine qua non für das Leben des Staates betrachtet werden, die aber in Ungarn, weil sie der Regierung abgerungen werden mußten, und sich die conservative Partei dieselben als Preis für ihre Dienste gegen die Reformpartei auszahlen ließ, den Charakter der Eroberung oder der Concession und also auch

des unrechtmäßigen Besitzes an sich trugen und die Eifersucht der andern Nationalitäten erregen mußten.

In der Nationalitätsfrage gingen die beiden Parteien in Ungarn Hand in Hand, und das war der Köder, in welchem sie von Metternich gefangen wurden. Metternich begünstigte die Nationalitätssuprematie der Magyaren, oder ließ sich diese vielmehr abringen, entzog aber den Magyaren die Mittel, den übrigen Stämmen etwas bieten zu können, was ihnen die magyarische Nationalität empfehlen mußte; indem er allen Reformbestrebungen der Liberalen schroff entgegentrat. Die Liberalen fühlten sehr wohl diesen Uebelstand, und sie ermahnten oft die Gegenpartei, daß sie dem Geist der Zeit Rechnung tragen und den Völkern Ungarns die Fackel der Aufklärung vortragen mögen, wenn sie nicht einst von ihnen verschlungen werden wollen, aber sie predigten tauben Ohren, und bei ihnen selbst drängte auch der Patriotismus den Liberalismus in den Hintergrund, und sie hatten nicht Kraft genug, die von der conservativen Partei angeregten und von Metternich gegebenen Concessionen für ihre Sprache zurückzuweisen, obwohl sie einsehen mußten, daß die Fortschritte auf dem Felde der Nationalität bei dem fast gänzlichen Stillstand des Volksgeistes endlich zum Verderben führen müssen.

Uebrigens zählten die Liberalen auf ihre Kraft und auf die wirklich mächtigen Stützen, welche sie im Volke hatten; und da sie die Zeit einer revolutionären politischen Umwälzung fern dachten, so glaubten sie doch endlich dem Metternich'schen System so viel abzuringen, um einer etwaigen Revolution mit einem in seinen Hauptgrundzügen geregelten Staats- und Volksleben entgegentreten zu können. Daß die Liberalen ihre Kräfte nicht überschätzten, davon zeugen ihre Siege von 1825 bis zum März 1848. Das liberale Princip hatte in dieser Zeit so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sich die conservative Partei und die Regierung genöthigt sahen, den Stabilismus aufzugeben; ja um den Liberalen nicht das Feld räumen zu müssen, traten sie selbst auf den Weg der Reform, und so entstanden: das Wechselgesetz, die Regelung der Urbarialverhältnisse, die Zulassung der Nichtadeligen zu Comitatsämtern und die Vorarbeiten zur Anfertigung eines Criminalcodex, zur Regelung der Städte, Ablösbarkeit der Robotleistungen u. s. w.; und hätte das Jahr 1848 Ungarn nicht in dieser friedlichen Entwickelung überrascht, so hätte sich das Land in einem Decennium so consolidirt, daß es der Erschütterung einer Revolution ohne alle Gefahr begegnen konnte. Indessen fiel ein Schuß vor dem Hause eines französischen Ministers, und dieser erschütterte Europa bis an die Ufer des schwarzen Meeres und verhallte erst nach 18 Monaten unter den Mauern Temesvar's und auf der Ebene von Vilagos. Nicht nur Oestreich, sondern auch Ungarn wurde von der Revolution überfallen, und in prophetischem Geiste sagte der große Széchényi im letzten Reichstag von Preßburg: „Meine Herren! ich weiß nicht, ob ich mich unserer neuen Errungenschaften freuen soll, denn mir ahnet großes Unglück für das Vaterland.“ Die

Vorsehung schien den Patrioten auf einen Augenblick zum Seher zu machen, dessen Geist sie bald darauf in ewiges Dunkel hüllte.

Heute ist der alte Plan der Habsburger in Erfüllung gegangen, Ungarn ist gleichberechtigt mit den übrigen Provinzen der Monarchie; was die Ferdinande durch ihre Jesuiten, die Leopolde durch ihre Caraffe und Lasta, die große Kaiserin durch ihre Hofdamen und der deutsche Joseph durch seine Organisationspläne nicht erreichen konnten, hat dem jungen Franz Joseph die Revolution gebracht; im „Reichsgesetzblatt" lesen wir neben einer Verordnung für das „Kronland" Salzburg auch eine für das „Kronland" Ungarn; aber wie steht es mit der östreichischen Regierung in Ungarn? — Ebenso wie unter den Ferdinanden und unter Leopold; die vormärzlichen Liberalen sind unzugänglich und die Altconservativen sind unmöglich geworden, denn Erstere werden nie an eine östreichische Constitution glauben, Letztern ist mit der Suprematie der magyarischen Sprache der Lebensnerv abgeschnitten worden. Nur die katholische Geistlichkeit, die dem Ministerium Schwarzenberg die Rücknahme des Placetum regium, die Uebergabe des Schulwesens und der Macht über die Geister verdanken, ferner Einige, die um's Brod dienen oder in ihrem Dienste der Germanisirungswuth der fremden Beamten zu widerstehen hoffen, betheiligen sich an der neuen Ordnung der Dinge, und wenn wir in einem Wiener Regierungsblatt lesen: „Das Ministerium hat sich entschlossen, seinen eignen Weg zu gehen und weder den Altconservativen noch den Liberalen sich anzuschließen," so ist dies das naivste Geständniß einer bittern Wahrheit, das je von einem Diener der Macht ausgesprochen wurde.

Zur Beurtheilung der heutigen Parteistellungen in Ungarn kann am besten das kurze, echt römische Schreiben Deák's an Justizminister Schmerling vom Mai d. J. und das Programm der Liberalen von 1847 dienen.

Bekanntlich wurde Franz Deák von Schmerling in einem sehr schmeichelhaften Schreiben aufgefordert, nach Wien zu kommen und Theil an den Berathungen über Organisation der Gerichte in Ungarn zu nehmen. Der ungarische Exjustizminister antwortete: „Ew. Excell.! Die gütige Aufforderung, welche Ew. Excell. an mich gelangen zu lassen die Gewogenheit hatten, noch mehr aber die ehrenvolle Art, in der diese Aufforderung gestellt ist, verpflichtet mich, meinen Dank an Ew. Excell. ungesäumt auszusprechen. So sehr aber diese Aufforderung für mich schmeichelhaft sein dürfte, bin ich dennoch gezwungen, den Antrag achtungsvoll, aber bestimmt abzulehnen. Nach den traurigen Ereignissen jüngst vergangener Zeiten, unter Verhältnissen, wie sie jetzt noch bestehen, ist mir unmöglich, bei den öffentlichen Angelegenheiten thätlich mitwirken zu wollen. Ich bin überzeugt, von Ew. Excell. ja nicht mißdeutet zu werden; nichtigere Vorwände wollte ich nicht gebrauchen, und glaube durch freimüthige Offenheit Ihrem anerkannten Charakter die größte Achtung zu erweisen. Genehmigen u. s. w."

Im Jahre 1847 trat die liberale Opposition in Ungarn unter eben diesem Deák, Batthyani und Kossuth zusammen, und arbeitete ein Programm aus, in welchem sie sich über das Ziel ihres Strebens genau und unumwunden aussprach. Dort wird unter e) das Verhältniß Ungarns zu den übrigen Theilen der Monarchie erörtert und darauf hingewiesen, daß es durchaus nicht im Sinne der ungarischen Liberalen sei, das Band der pragmatischen Sanction zu lösen, sondern nur die Selbstständigkeit des Vaterlandes zu wahren. Als größter Uebelstand wird hervorgehoben, daß die Monarchie nach absolutistischen Principien regiert wird, und dadurch die Regierung derselben mit der ungarischen Constitution stets in Collision geräth; und die Ungarn müssen daher die materiellen Vortheile, welche die von Oestreich angestrebte Einheit bieten könnte, streng und beharrlich zurückweisen. „Uns“, sagt das Document an seinem Schlusse, „ist die Constitutionalität ein Schatz, den wir fremden Interessen, oder welch immer lockenden materiellen Vortheilen nicht opfern dürfen, den wir aufrecht zu erhalten, ja durch Erringung einer breitern Basis fortwährend zu kräftigen, als erste und heiligste Pflicht anerkennen; und so sind wir der Ueberzeugung, daß, falls die constitutionelle Freiheit der östreichischen Erbstaaten noch bestände, oder wenn auch sie, den Forderungen der Zeit und Gerechtigkeit entsprechend, in die Reihe der constitutionellen Staaten einträten, und die Regierung der Gesammtmonarchie, sowohl in ihrem ganzen Systeme, als dessen Einzelnheiten, vom constitutionellen Geiste belebt würde: unsere Interessen mit den ihrigen, wie diese jetzt bald auseinander gehen, bald sich im Gegensatze befinden, weit leichter auszugleichen wären; die einzelnen Theile der ganzen Monarchie weit mehr eine Einheit der Interessen und gegenseitiges Vertrauen verbände, und hierdurch die Monarchie in ihren geistigen und materiellen Kräften gestärkt, weit leichter Stand halten könnte gegen jeglichen feindlichen Sturm.“

Was muß sich die Ministerexcellenz gedacht haben, als sie die männlichen Worte des classischen Deák las, und was muß sich jetzt Deák denken, wenn er sein Programm von 1847 liest?

Die musikalische Physiognomie Berlins.

Ein trauriges Denkmal der Zerrüttung, die die politischen Zerwürfnisse in alle gesellschaftlichen Verhältnisse gebracht hatten, war eine musikalische Aufführung im November 1848. Es galt, den Todestag Mendelssohn's zu feiern, der, vor einem Jahre zum Schmerz Europa's verblichen, noch frisch in den Herzen Aller lebte. Die königl. Kapelle und die Singakademie hatten die Ausführung,

Taubert die Leitung des Concerts übernommen; die Ouvertüre zur Athalia, Chöre aus Oedipus Coloneus, ein Psalm und die Walpurgisnacht machten den Inhalt des Programms aus. Aber der Kampf zwischen dem Ministerium Brandenburg und der Nationalversammlung hatte so eben begonnen; noch war die Vertagung und Dislocirung der constituirenden Versammlung nicht ausgesprochen, doch fühlte ein Jeder die verhängnißvolle Katastrophe; die Sorge um das allgemeine Wohl, um den Untergang der höchsten Güter des irdischen Daseins erstickte die Pietät gegen den verstorbenen Genius, dessen träumerische Schwermuth in diesem Strudel der Zeiten nicht Gehör finden konnte. Hundert Zuhörer fanden sich zu der ernsten und schwermuthsvollen Feier ein. Der Winter verging in ziemlich düsterer Weise. In den Gesellschaften herrschte das politische Gespräch vor; die Zahl der Concerte war viel geringer, als früher; nur die Symphonieconcerte hielten sich in ihrem frühern Glanz. Aber die Zeit übte ihre Rechte. Der Mangel an politischem Ernst, der Widerwille an der Leidenschaftlichkeit der politischen Debatten, die Zerstreuungssucht der Zeit gaben im Lauf des vorigen Jahres der Musik von Neuem die Stellung, von der sie für kurze Zeit verdrängt war. In den Gesellschaften begann das musikalische Leben in einem Uebermaß sich zu regen, nur den Virtuosenconcerten, die schon aus innern musikalischen Gründen vor dem März 1848 dem Untergange nahe waren, gelang es nicht, sich von dem Sturz wieder zu erheben; dafür war aber andererseits eine neue Schöpfung entstanden, die sich an die politischen Zustände selbst anlehnte und, was ihr an Intensität fehlte, durch Extensität nachzuholen suchte. Es sind dies die sogenannten Bezirksconcerte, in deren Kategorie auch die Treubundsconcerte und ähnliche zu rechnen sind. Man nimmt nicht zu viel an, wenn man die Zahl derer, die in dem Zeitraum von Ostern 1849 bis Ostern 1850 stattgefunden haben, auf 5—600 fixirt. Es findet selten ein solches Concert statt, in dem nicht eine oder die andere bedeutende musikalische Leistung zu hören wäre; und namentlich der Umstand, daß Solovorträge im Gebiet der Instrumentalmusik häufig in ihnen vorkommen, legt der Wiederbelebung der Virtuosenconcerte ein schwer zu überwindendes Hinderniß in den Weg. Das Publicum der Bezirksconcerte besteht seinem Kern nach aus der ärmern Mittelclasse; es breitet sich somit über ganz Berlin ein Netz von musikalischen Zerstreuungen aus, das Bierfiedlerthum und der Harfenistengesang haben ihr Terrain verloren; der Bourgeois fühlt sich hoch erhaben über diese Stufen der Künstlerschaft. Fünf Silbergroschen, und er hört den Sirenengesang einer pensionirten Sängerin, die früher ersten oder doch zweiten Ranges war, er hört bedeutende Dilettanten, er hört die glänzenden Leistungen von Mitgliedern der Capelle, ja, wenn das Glück gut ist, auch wohl einen Opernsänger selbst; junge Talente legen vor ihm die ersten Proben ihrer Fertigkeiten ab — sein patriotisches Herz schwillt hoch; es geht nichts über das Glück, ein Berliner Bürger zu sein. Nur etwas Langeweile muß man mit in den Kauf nehmen. Der Bourgeois kommt

in die Lage, möglichst viel für sein Geld haben zu wollen, obgleich er sich doch heimlich gesteht, daß so ein Concert, das seine zwei bis drei Stunden dauert, die Reizung zum Kinnbackenkrampf in ihm hervorruft; seine Glieder werden matt, die Augen fallen zu; der Kellner bringt eine Weiße nach der andern, aber das Concert will noch immer nicht enden. Es kostet Opfer, ein gebildeter Mann zu sein. Anders wirkt das Concert auf die Tochter des Bourgeois, die in bürgerlichem Ballstaat den Augenblick ersehnt, wo der Dirigent das Ende des Concerts verkündet, die Musiker ihre Notenbücher zumachen, die Kellner Tische und Stühle über die Seite bringen, und der Tanzmeister sich in die Mitte des Saales stellt; jetzt scheint sich der Saal erst zu füllen, namentlich sind es die Lions dieser Kreise, die man erst jetzt erblickt; ihre jugendliche Kraft widersteht der Lockung der Musen, nur der Terpsichore nicht, die sie bis zum erwachenden Morgen wirbelnd umhertreibt; dann schleichen sie, Liebesgram und Eifersucht im Herzen, Müdigkeit in den Gliedern, zum Ladentisch, der sie erwartet.

Es liegt in der übermäßigen Beschäftigung mit irgend einer Kunst stets die Gefahr, ihren innern Gehalt gegen das Interesse an der äußern Mannigfaltigkeit und Technik aufzugeben; man könnte aus diesem Grunde die große Theilnahme, die Berlin für alles Musikalische zeigt, bedenklich finden. Die gemüthliche, die poetische Weise, sich zur Musik zu verhalten, hatte in den gebildeten Kreisen Berlin's längst aufgehört und wird in Folge der Bezirksconcerte auch dort aufhören, wo sie vielleicht noch durch die Gunst des ruhigen Stilllebens sich erhalten hatte. Doch vertritt Berlin, im Ganzen genommen, noch immer mit am meisten die geistige Seite der Musik. Man erkennt dies, wenn man es mit Wien zusammenstellt. Die Liederfabrikate, die heutzutage von Wien aus in die Oeffentlichkeit kommen, sind ihrer großen Mehrzahl nach eben so unverständig, als ganz oberflächlich empfunden; in Berlin würde es solchen Compositionen, wie sie in Wien erscheinen, unmöglich sein, einen Verleger zu finden. Was hier erscheint, dringt nicht nur viel tiefer in den innern Gehalt des Gedichtes ein, sondern es hat auch der Berliner Componist ein weit reichere Anschauung der technischen äußern Mittel, eine bestimmte Empfindung musikalisch auszudrücken; wenn er auch einem gewissen Beigeschmack überspannter Blasirtheit, überreizter Weichlichkeit schwer entgeht. Aehnlich stellt sich die Parallele zwischen Berlin und Wien, wenn man auf die Aufnahme sieht, die berühmte Künstler in beiden Städten gefunden haben. Meyerbeer gibt aller Welt etwas, denen sowohl, die dramatischen Ausdruck, als denen, die interessante Aeußerlichkeiten verlangen; darum hat er sowohl in Wien als in Berlin sein Publicum gefunden; daß er in Berlin gegenwärtig an Terrain verloren hat, liegt theils in dem Widerwillen, den man gegen sein in jeder Beziehung outrirtes, aus der Blasirtheit der Zeit hervorgegangenes Treiben zu empfinden beginnt, also in einer Reaction der geistigen Mächte gegen die Sinnlichkeit einerseits und den kalten Verstand andererseits, theils in dem neidischen Charakter

Berlin's, der es liebt, auch diejenigen, die es selbst genährt, erzogen und in den Tempel des Ruhms geführt hat, zu stürzen, sobald der herangewachsene Günstling selbstständig geworden und zu einem europäischen Ruhme gelangt ist. Berlin pflegt nicht gern anzuerkennen; auf seinem kritischen Throne fühlt es sich behaglicher, wenn es rechts und links vernichten kann. Höchstens ermuntert es einen ersten, Hoffnungen erweckenden Anfang, oder es schenkt einem Künstler schneller und bereitwilliger Beifall, den es an seinen Kunstinstituten brauchen zu können glaubt; aber der Künstler lasse sich nicht täuschen; gehört er erst Berlin an, so ist er bald verbraucht und bald alt geworden. — An Mendelssohn stellt sich das Uebergewicht Berlins über Wien in intellectueller Auffassung der Musik deutlicher heraus. Mendelssohn ist neben Beethoven der Mittelpunkt unsers musikalischen Treibens; seine Sopran-Duette, seine gemischten Quartette, seine Lieder, seine Instrumentalcompositionen, in welchem musikalischen Zirkel werden sie nicht gehört? Seine Kirchencompositionen werden in der Singakademie durchaus nicht zurückgesetzt, für den Stern'schen Gesangverein sind sie die Basis. Das Duftige, Leichte, Aetherische, das für bloße Klangerzeugung nicht sonderlich günstig, oft hinderlich ist, ist es, was dem Berliner diesen Componisten so lieb macht; dem Wiener ist es zu abstract. — Von Schubert weiß ich nicht zu sagen, ob er in Wien oder Leipzig populärer ist, als in Berlin; hier ist er es noch nicht, wird es aber werden. Die Mehrzahl kennt höchstens einige seiner klarsten und zugänglichsten Lieder. Daß die Winterreise, Schubert's eigenthümlichstes Werk, ein zusammenhängender Cyklus ist, wissen selbst Viele von denen nicht, die einzelne Stücke aus ihr gesungen haben. Aber die Achtung, die man vor dem Namen Schubert's trägt, erweckt die Hoffnung, daß man ihn mit der Zeit auch wirklich kennen und verstehen werde. Daß es bald dahin komme, muß um so mehr gewünscht werden, da Berlin sehr geneigt ist, sich in einem eigenen, specifisch Berlinischen Styl weiter zu entwickeln. Das fremde, nicht Berlinische Element, das bereits in Beethoven durchgedrungen ist, muß vermehrt werden. Daß Berlin Jenny Lind in ihrer Größe sogleich erkannte, ist nicht zufällig. Eine Sängerin, die eine angenehme, aber nicht im Mindesten glänzende Stimme hatte, sich aber durch eine seltene Vereinigung von Energie der Empfindung und weiblicher Milde auszeichnete, hätte an andern Orten wahrscheinlich Anfangs eine unsichere Aufnahme gefunden, während hier mit wunderbarem Takte gleich durch ihr erstes Auftreten das Urtheil festgestellt wurde, das nachher Europa bestätigt hat. Noch die jüngste Zeit hat einen Beweis dafür geliefert. Das Berliner Publicum sah darüber hinweg, daß Johanna Wagner vollständig ausreichende Stimmmittel für die Partie der Donna Anna nicht mitbrachte; die feurige Leidenschaft, der Adel ihres Spiels und Gesangs riß Alles mit sich fort. Die Behrend-Brandt aus Frankfurt dagegen, die eine frische, jugendliche (???) und für die Partie ganz ausreichende Stimme, aber wenig Bildung hatte, mißfiel. Umgekehrt hat das Wiener Publicum

geurtheilt. — Berlin steht hinsichts des Respects, den es vor technischer Vollendung und dramatischem Genie hat, freilich hinter Italien zurück, wo diese Eigenschaften fast Alles entscheiden und eine unausgebildete Sängerin, wenn sie auch die schönste Stimme von der Welt hätte, es nicht wagen darf, sich öffentlich hören zu lassen; der natürliche Sinn verleitet uns noch immer zu leicht, einer frischen, jugendlichen Stimme Vieles zu verzeihen.

Das Streben, Gediegenheit und Ernst in die musikalische Unterhaltung zu bringen, zeigt sich in einer Neigung, die namentlich seit den letzten Jahren sich mehr und mehr geltend gemacht hat; man sucht vorzugsweise Ensemblestücke zu studiren. Geht dies allerdings einerseits aus dem Princip des Dilettantismus hervor, das darin besteht, nicht Musik zu hören, sondern selbst thätig zu sein, so ist dies doch nicht der einzige Grund. Der Sinn für Mehrstimmigkeit, für innere Mannigfaltigkeit ist überhaupt dem Deutschen angeboren, was die Entwickelung der deutschen Musik sehr deutlich zeigt. Darum zieht man also auch auf dem lyrischen Gebiet das vierstimmige Lied dem einstimmigen vor. Hiezu kommt, daß die Lyrik in den letzten Decennien sowohl in poetischer als musikalischer Beziehung so vielfach ausgeübt und ausgebildet ist, daß das Streben nach etwas Neuem, ohnehin durch die Gewöhnung an Instrumentalmusik befördert, sich naturgemäß geltend macht. Es zerfällt nun die Mehrzahl unserer musikalischen Zirkel in zwei Classen: in solche, die bei guten Kräften keine Mühe auf das Einstudiren verwenden und daher nichts Ordentliches zu Tage bringen, und in solche, die zwar Wochen und Monate lang an einer Oper oder Partien aus derselben üben, aber wegen der Mangelhaftigkeit ihrer Kräfte auch nach Jahren ihr Ziel nicht erreichen würden. Soiréen, wie sie früher von Fanny Hensel ausgingen, kommen gegenwärtig nicht zu Stande. Ein anderer Uebelstand ist der geringe Umfang von Ensemble's, über die sich der musikalische Horizont unserer Dilettantenkreise erstreckt. Es könnten die Dilettantenzirkel sehr nützlich sein, wenn sie sich darauf einlassen wollten, die bessern Partien der von dem Repertoir verschwundenen Opern aus dem Dunkel hervorzuziehen; dafür zeigt sich aber nirgends Interesse. In keiner Stadt leiden die Repertoire's sowohl der öffentlichen Institute, als der gesellschaftlichen Kreise mehr an einer stereotypen Beschränktheit, als in Berlin. Mit Ausnahme der italienischen Oper, die zwar nicht übermäßig mannigfaltig, aber doch mannigfaltiger ist, als die königliche Oper (das Publicum der italienischen Oper ist klein; daraus ergiebt sich für die Direction die Nothwendigkeit, einige Abwechselung in das Repertoire zu bringen), der Trio- und der Quartett-Concerte herrscht an allen öffentlichen Instituten ein sehr wenig wechselndes Repertoir; in den dilettantischen Kreisen zeigt sich dieselbe Erscheinung. Es liegt dies zum Theil an dem Autoritätsglauben des Berliner Publicums. Die festen Schranken, in die sich der Geschmack einmal begeben hat, zu durchbrechen, ist eine Riesenaufgabe. Schubert'sche Instrumentalcompositionen werden ebenso wenig zugelassen,

wie Schumann'sche Lieder. Es ist nicht zu leugnen: Berlin erhält dadurch, was es sonst nicht hat, in der Musik wenigstens einen Charakter; aber dieser Charakter ist nicht ohne eine bedeutende Beimischung von Eigensinn. Wie wenig von dem reichen Schatz der Symphonien, die deutsche Musiker geschaffen haben, tritt hier im Vergleich z. B. mit Leipzig in die Oeffentlichkeit! Mannigfaltiger sind in dieser Hinsicht die Trio- und Quartett-Soiréen, weil sie ein kleines und gebildeteres Publicum haben. Aehnlich verhält es sich mit den Leistungen auf dem Gebiet der Kirchenmusik. Beethoven's, Schubert's, Bach's Messen ruhen gänzlich; Händel und Fasch, daneben etwas Mendelssohn und Haydn — darauf beschränkt sich das Repertoire der Singakademie. Dies gab die Veranlassung zu der Gründung des Stern'schen Gesangvereins; dieser macht es aber fast noch schlimmer; denn er hat weder das classische Repertoire der Singakademie, noch hat er sich mit Energie auf das Moderne gelegt; es ist dilettantischer Eklekticismus. Berlin ist so reich an productiven musikalischen Kräften, daß seine Institute schon vollauf beschäftigt sind, wenn sie nur das, was aus ihrer Mitte hervorgeht, zur Ausführung bringen wollen; dieser Pflicht der Pietät schließt sich der Dünkel an, sich auf sich selbst beschränken zu können, und daraus geht die unvermeidliche Folge hervor, daß viel Schlechtes in den Kauf genommen werden muß. Noch hervortretender, als in der Singakademie, zeigt sich dies in der von Zelter gegründeten Liedertafel, die nichts Anderes singt, als was entweder von ihren Mitgliedern componirt oder ihr dedicirt worden ist. Mendelssohn's, Otto's, Zellner's Quartette, die in allen andern Männergesangvereinen den Stamm bilden, fehlen hier gänzlich. Ueberhaupt ist es mit dem Männergesang schlecht in Berlin bestellt. Der Grund liegt theilweise darin, daß der eigentliche Antrieb zum Männergesang sich vorzugsweise nur da findet, wo die Natur zum Lebensgenuß unter freiem Himmel auffordert; diese Anregung fehlt hier, und daher können die Hindernisse, die in Berlin sich stets finden, wenn etwas Gemeinsames unternommen werden soll, um so weniger beseitigt werden.

Wenn der musikalische Geschmack Berlins etwas Specifisches hat, so fragt es sich, worin dies Specifische besteht. Mozart, Händel, Haydn sind von alter Zeit her in Berlin in hohen Ehren gehalten worden, und werden es bis auf diesen Augenblick, namentlich ist Haydn ein bevorzugter Liebling unserer musikalischen Welt. Gluck hat auch hier nur ein kleines Publicum, Bach ist erst seit Mendelssohn wieder zugänglich geworden. Das eigentliche Berlinerthum hat seine Hauptvertreter in Fasch und seinen Nachfolgern, Zelter, Rungenhagen und Grell, auf dem Gebiete des Liedes in Curschmann, zum Theil auch in Mendelssohn, in neuester Zeit in gewisser Beziehung in Taubert. Seine hervortretenden Eigenschaften sind ruhige und edle Klarheit in der Form neben einer gewissen Energielosigkeit der Empfindung und weichen, fast süßlichen Haltung. Man könnte sagen: es ist Mozart's Geist, von manchen Schlacken und Nachlässigkeiten gerei-

nigt, aber ohne die Fülle der Erfindung, ohne die charakteristische Mannigfaltigkeit, ohne das dramatische Feuer. Dieser Styl ist mit großer Bestimmtheit in Fasch, seinem Gründer, ausgebildet. Fasch ist dadurch von großer Bedeutung für die Kunstgeschichte, von viel größerer, als man im Allgemeinen es weiß. Er ist nicht bloß der Gründer der Singakademie, nicht bloß ein geschmackvoller Componist unter vielen Andern, sondern er ist der Gründer einer bestimmten Schule, die durch ihren Hauptsitz und durch den Kreis, innerhalb dessen sie wirkt, einen hervorragenden Einfluß hat. Die Werke, die von Fasch jetzt noch erhalten sind, sind acht- bis sechszehnstimmig. Damit ist ein steter Wechsel von Solo- und Chorgesang verbunden. Bei dieser ungemeinen innern Mannigfaltigkeit hat er dennoch eine solche Klarheit erreicht, daß man ihm gerade um dieser zu großen Klarheit willen nicht den höchsten Preis zuerkennen kann. Er war so streng gegen sich selbst, daß er seine meisten Compositionen vor dem Tode verbrennen ließ. Darum erreichte er aber auch diese gänzliche Makellosigkeit, darum diese Reinheit des Styls, so daß nicht leicht irgend eine Spur der Nachlässigkeit, der Unordentlichkeit, des Unedeln sich finden möchte. Dem entsprechend war die Art, wie er die Singakademie leitete: es herrschte eine Sauberkeit der Ausführung, von der dies Institut heute keine Ahnung mehr hat. Die maßvolle und wahrhaft gebildete Heiterkeit seines Styls, die übrigens darin von der italienischen Formschönheit sich unterscheidet, daß sie eine zarte, gemilderte, weniger glänzende Klangfarbe hat — dem Gegensatz von Süd und Nord entsprechend — entbehrt nur allerdings eines tiefern, auf der gesammten Natur des Menschen wurzelnden und darum auf den ganzen Menschen wirkenden Ausdrucks. Diese Richtung war so wenig fähig, sich zum Dramatischen zu erheben, daß sie nicht einmal das gesammte Gebiet der religiösen Empfindungen zu umfassen vermochte. Ein erschütterndes, in die Tiefen des Herzens greifendes Miserere, Crucifixus u. s. w. vereint sich nicht mit einer Natur, deren edle Weiblichkeit nur unter klarem Himmel, nur auf üppigem Wiesengrün, nur im Schatten eines freundlichen Buchenwaldes sich wohl fühlt. Die Reinheit des Styls ist daher zugleich etwas Abstractes, eine Illusion, die an der Wirklichkeit zu Grunde geht. Und es läßt sich sagen: sie ist mit Fasch zu Grunde gegangen. Sein Geist hat sich auf seine Schüler nicht in seiner ganzen Fülle vererbt. Zelter war eine zu kräftige Natur. Die lebenden Hauptvertreter seiner Richtung, Rungenhagen und Grell, haben sich in die Erbschaft getheilt. Grell hat neben der durchsichtigen Klarheit die ungezwungene Freiheit und Leichtigkeit der Form, ohne aber das Edle und über das Gewöhnliche sich Erhebende stets zu erstreben; Rungenhagen hat das Letztere, ist aber meistens steif und gezwungen. Curschmann hat, freilich für ein anderes Genre, vielleicht am meisten den Geist der Fasch'schen Richtung sich zu eigen gemacht. Seine Lieder zeichnen sich durch dieselbe edle und klare, aber zu wenig ernste und tiefe Haltung aus. Darum waren sie ihrer Zeit in Berlin so beliebt,

wie es seitdem kein anderer Liedercomponist, selbst Mendelssohn nicht geworden ist. Ein eigenthümliches Product dieser Richtung ist der Faust des Fürsten Radziwill, an dem, wie das Gerücht sagt, auch Zelter und Rungenhagen gearbeitet haben. An diesem Werk, das in Berlin zu den gefeiertsten gehört, auswärts aber wenig gekannt ist, finden sich dieselben Eigenschaften: vollständige Unfähigkeit, in den Geist einer Dichtung, wie Faust es ist, einzudringen, neben einer zauberischen Klarheit und Grazie der Form. Zu den neuesten, noch von demselben Geiste herrührenden Erscheinungen gehören Taubert's Klänge aus der Kinderwelt, eine noch nicht abgeschlossene Sammlung von sechsunddreißig Liedern; sie berühren ebenfalls nur die äußern Seiten des Gemüths, haben aber innerhalb dieser Oberflächlichkeit eine Feinheit der Behandlung, einen Anstand der Form, daß der Berlinische Ursprung unverkennbar ist. —

Alles was von Fasch gesagt worden ist, läßt sich in Mendelssohn nachweisen, am reinsten in seinen gemischten Quartetten und Sopran-Duetten; Mendelssohn hat eine vorherrschende Neigung, mit einer milden, träumerischen Wehmuth seine Compositionen zu enden. Er begnügt sich nicht nur damit, volle und kräftige Schlüsse zu vermeiden, sondern er liebt es auch, den weichen und milden Abschluß durch eine leise Wehmuth, einen Anflug von Unbefriedigtsein zu färben. Es ist gewiß merkwürdig, daß diese Neigung sich auch schon in Fasch in hervortretendem Grade zeigt. Sie tritt zwar weniger ungestüm oder unruhig auf, als bei Mendelsohn; aber diesen Unterschied abgerechnet, ist es ein und dieselbe süße Wehmuth, ein und dieselbe träumerische Sehnsucht, ein und derselbe mild betäubende Duft. Auch diese Färbung hat ihre einseitigen Ausbildner gefunden, z. B. in dem kürzlich gestorbenen Liedercomponisten Tiehsen. — Es ist bei der Bedeutung, die Berlin für die musikalischen Zustände Deutschlands hat, von großem Interesse, die Entwickelung der Berlin specifisch angehörenden musikalischen Richtung zu verfolgen. Die Singakademie, der Stern'sche Gesangverein, der Domchor gehören in ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeit fast ganz ihrem Einfluß an. Sie hat ihre eigenthümlichen Sänger hervorgebracht, unter denen ich Stümer, Mantius und Krause nenne. Mantius ist zwar ein Schüler des Leipziger Pohlenz, ist aber ein so treuer Ausdruck dessen, was in Berlin gefällt, und hat entweder ursprünglich eine solche innere Verwandtschaft mit dem Berliner Geschmack gehabt oder sich ihm so anzuschmiegen gewußt, daß man ihn vorzugsweise als einen Vertreter desselben hinzustellen berechtigt ist. Nicht in geringerem Grade gilt dies von Krause, dessen musikalische Bildung überdies aus dem Mittelpunkt der an Fasch sich anlehnenden Kreise herrührt; er ist ein Schüler des Professor Fischer, der, ein ebenso tüchtiger Mathematiker, als Musiker, vor vielen Andern zu den Eingeweihten der Singakademie gehörte. Dagegen würde ein Tichatschek auch noch jetzt nicht Anerkennung bei dem Theil des Berliner Publicums finden, an dessen Beifall ihm am meisten gelegen sein muß.

Mit dem Einfluß Beethoven's hängt das Uebergewicht der Instrumentalmusik über die Vocalmusik zusammen, das aber, wie ich glaube, bereits im Sinken ist. So wie es aus dem Streben zur Tiefe hin hervorgegangen ist und darin seine volle Berechtigung hat, so ist auch die Reaction berechtigt, die sich auf das Princip der plastischen Klarheit stützt. Denn die plastische Klarheit beruht nicht bloß in der innern Planmäßigkeit der Architektonik, sondern auch in der Beschaffenheit des Materials, und dies bietet in plastischer Vollendung nur die menschliche Stimme dar. Hoffentlich wird die Periode der Instrumentalmusik, in der wir jetzt leben, für die Musik den bleibenden Nutzen haben, daß wir die Strenge ihres Baues und die wunderbare Tiefe der Erfindung, die den geheimsten Gedanken und Regungen des Herzens parallel geht, nicht mehr hingeben um einen äußern Schimmer oberflächlicher Klarheit. Es zeigt sich dies bereits in der Art und Weise, wie die Gegenwart dramatische Musik neu zu gründen sich bemüht. Das Studium Beethoven'scher Symphonien beginnt auch hier seine Früchte zu tragen. Es ist natürlich, daß das Interesse an der Oper unter der hervortretenden Bedeutung der Symphonie nicht so gelitten hat, als das an der Kirchenmusik, deren großen rein musikalischen Werth man heutzutage fast ganz verkennt. Innere und äußere Gründe wirken zusammen, um der Singakademie immer mehr Terrain zu rauben. Der Stern'sche Gesangverein, der vor zwei Jahren entstand, ist nur als eine zahlreiche und fleißige Vereinigung von Dilettanten zu betrachten. Außer diesen beiden Vereinen giebt es noch eine große Zahl kleinerer, die meistens den persönlichen Interessen ihrer Unternehmer dienen und daher keine allgemeine künstlerische Bedeutung haben. Eine solche hat der 1843 gegründete Domchor, der, ohne bis jetzt im eigentlichen Sinne ein Vertreter kirchlicher Musik zu sein, doch dadurch genützt hat, daß er zuerst wieder uns eine gewisse Reinlichkeit in der Ausführung von Chorgesängen kennen lehrte. Ihm stehen gegenwärtig Umgestaltungen bevor, deren Werth sich noch nicht ermessen läßt. Je weniger aber unsere öffentlichen Institute für die Hebung des Gesanges thun, desto mehr beginnt sich zu Gunsten desselben im Kleinen zu regen. Ein seltsames Schicksal hat es gefügt, daß italienische Gesänglehrer von bedeutenderem Ruf sich nie in Berlin niedergelassen haben; gerade dies wird aber zu der Entwickelung dessen beitragen, wozu die Natur der Sache führt und wozu gerade Berlin der günstigste Boden zu sein scheint, zu der Entwickelung einer echt deutschen Gesangskunst. Das Interesse, mit dem sich alle musikalischen Kreise Berlins seit einiger Zeit diesem Gebiet der Technik zuzuwenden beginnen, scheint ein Anzeichen, daß eine neue Periode der Vocalmusik beginnt. — Es fühlt fast ein Jeder, daß der heutige Zustand der Musik eine Uebergangsepoche ist, entweder in's Nichts — oder in eine neue Periode, die auf einer tiefern Weltanschauung beruhend sich zu klaren, bestimmten Tongestalten hindurchgearbeitet hätte. Wenn wir die Jugendarbeiten der berühmtesten Meister der

Kunst studiren, so erkennen wir, wie die vorhandenen Elemente in ihnen sich zunächst einzeln geltend machten, ehe sie zu einer neuen Einheit verschmolzen. Eine große Zukunft der Musik kann nur da erstehen, wo die bis jetzt gegebenen musikalischen und geistigen Elemente in reicher Fülle zusammenwirken. Dies ist nirgends mehr der Fall, als in Berlin. An Lehrmeistern der Kunst besitzt es die besten, die die Gegenwart aufzuweisen haben möchte: Marx, den Vertreter des modernen Princips der Wahrheit, Dehn, den strengen Grammatiker, den gelehrten Kenner der alt-italienischen Schule, Grell und Rungenhagen, die Schüler der Fasch'schen Richtung. Das wichtigste Element aber für die Musik der Zukunft ist die geistige Bildung des Musikers. Ohne in dem Fluß der modernen Ideen zu leben, ohne zur geistigen Freiheit und Lebendigkeit erstarkt zu sein, wird kein Componist dem Ideal, das die gebildete Welt von musikalischen Werken ersten Ranges sich gebildet hat, zu entsprechen im Stande sein. Daß dem Musiker nirgends eine reichere Gelegenheit geboten wird, die Fülle der modernen Bildung in sich aufzunehmen, daß er hier, wenn er die innere Begabung dazu mitbringt, unwillkürlich von der Strömung getragen wird, während er in jedem andern Ort Gefahr läuft, zu frühzeitig in eine beschränkte Subjectivität zu verfallen, zu frühzeitig mit sich abzuschließen, das liegt in dem Zusammenströmen der bedeutendsten Talente auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft hierher, in dem steten Wechsel, dem stets regen Leben Berlins mit Nothwendigkeit begründet. Eins fehlt, um Berlin zu der vollendetsten Kunstschule zu machen: ein nach allen Seiten der musikalischen Technik sich erstreckendes Conservatorium, das einen äußern Mittelpunkt für die vielen hier vorhandenen Kräfte abgäbe und der Zerfahrenheit unserer musikalischen Zustände, die namentlich für den jungen Musiker verderblich ist, entgegenarbeitete. Hoffentlich wird der Staat bald dazu schreiten, diesen lang gepflegten Gedanken zu verwirklichen; denn das von Stern und Kullak angekündigte Conservatorium trägt nicht Namen an der Spitze, die für dies Ziel sonderliche Hoffnungen erwecken könnten.

Friedrich Gerstäcker.*)

Seit Cooper sind Geschichten von den nordamerikanischen Hinterwäldlern für unser Publicum Bedürfniß geworden. Mehr noch in Deutschland als in England selbst, ja mehr noch vielleicht als in jenen Gegenden, mit deren Zuständen sie sich

*) Die Regulatoren in Arkansas; aus dem Waldleben Amerika's. — Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. — Die Flußpiraten des Mississippi. — Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. (O. Wigand.)

beschäftigten. Es gehört das verkümmerte Wesen unserer deutschen Verhältnisse dazu, jene unendliche Sehnsucht nach ursprünglichen Naturen zu erzeugen, die selber etwas Krankhaftes hat, wie die Quelle, aus der sie entspringt. Ein Volk mit einer reichen Geschichte und einem im Ganzen gesunden gesellschaftlichen Leben läßt diesen träumerischen Gelüsten der Phantasie nur nebenbei Spielraum; es vertieft sich lieber mit Walter Scott in die Ruinen seiner großen Vorzeit, oder mit Dickens in das geschäftig bunte Treiben seines Markts, als daß es mit dem letzten der Mohicaner für das freie Jagdrecht am Mississippi schwärmen sollte. In neuerer Zeit sind die Schriften der Engländer über Nordamerika fast ausschließlich ernster Natur; sie studiren das Land in national-ökonomischer, politischer, geologischer Beziehung, und geben dann die Resultate ihrer Forschung in einfachen, anspruchslosen Darstellungen.

Unser Interesse an Nordamerika hat noch immer einen romantischen Anstrich; es wirkt noch immer mehr auf unsere Phantasie, als auf unsern Verstand. Selbst bei unsern Auswanderungen ist das der Fall. Wie gerade unsere politischen Chancen stehen, sind es bald die Heulmayer, bald die Wühlhuber, die zu den Alligatoren flüchten wollen, um des unbequemen Geschäfts des beständigen Ringens und Sorgens überhoben zu sein. Der Britte sucht einen angemessenen Schauplatz für seine Thätigkeit, wir suchen Ruhe und Frieden für unser Gemüth. Unsere Opposition, wo sie nicht durch den Schwindel einer augenblicklichen Aufregung berauscht ist, hat den Muth der Flucht, des passiven Widerstandes, der pessimistischen Resignation, der träumerischen Sehnsucht nach dem Eldorado, wo in den Urwäldern Gasflammen leuchten und bequeme Trottoirs über Cypressensümpfe führen, wo die Rothhäute dem staunenden Sohn Germaniens Ballette aufführen, und nebenbei jene reine Luft der Freiheit weht, die überall zu finden ist, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual".

Wäre nur nicht die Seereise! — Ein echt deutsches Gemüth begnügt sich damit, seine Repräsentanten nach des Arkansas Höhen zu schicken, „wo die Banner der Freiheit weh'n", wie es in dem alten Demagogenlied heißt, das damit anfängt, die Fürsten zu hängen, und damit schließt, über's Meer zu flüchten.

Freilich gab es eine Zeit — es war in den heißen Tagen von 48 — wo das deutsche Gemüth zu Hause seine Beschäftigung fand, wo es seine Phantasie in den heimischen Wäldern konnte spielen lassen. Damals hätten es die Californischen Goldgruben, der mexicanische Krieg und der Flibustierzug nach Cuba kalt gelassen. Aber diese Zeit ist vorüber. Das deutsche Gemüth hat wieder jene gründliche Selbstverachtung eingesogen, in der es sich vor den Märztagen genügte, und die es befähigte, den Faschingsaufzügen aus aller Herren Ländern den weitesten Schauplatz zu bieten. Es wird seine „Anna Hammer", und wie sonst seine Tendenznovellen heißen, bei Seite werfen und wieder den Mährchen aus der Fremde lauschen.

Die unten angezeigten amerikanischen Novellen, die in der Unruhe unserer Politik nicht so viel Beachtung gefunden haben, wie ihnen sonst unter allen Umständen zu Theil geworden wäre, und wie sie es auch verdienen, werden jetzt von Neuem hervorgesucht werden. Der Verfasser gehört zu jenen eigenthümlichen Naturen, die eine beständige Unruhe nach allen Weltgegenden treibt. Seit vielen Jahren hat er in den verschiedenartigsten Situationen sein Gelüst nach der Fremde befriedigt; er hat mit den Squatters in Arkansas gejagt, als Schiffskoch ist er auf dem Mississippi gefahren, und wenn er einmal ausruhte, so war es nur, um die Abentheuer und Anschauungen seines vielfach bewegten Lebens dem Kreise seiner Freunde mitzutheilen, dessen Größe dem Reichthum seiner Anschauungen und der Tüchtigkeit seines Gemüths entsprach.

Die Leihbibliotheken, so wie sämmtliche Journale, die sich mit dergleichen Dingen beschäftigen, enthalten die Acten seiner wunderlichen Irrfahrten. Natürlich auch eine Menge Jagdgeschichten. Fast überall hat er seine Mittheilungen in ein romantisches Gewand gekleidet, was für den gewissenhaften Leser, der überall gern wissen möchte, wie weit die Phantasie geht, und wie weit die reale Anschauung, etwas Unbequemes hat; dagegen den Vortheil gewährt, zu einem lebensvollen Bilde zu ergänzen, was sonst nur fragmentarische Bemerkung geblieben wäre.

Man fühlt bei allen Erzählungen die Unmittelbarkeit der Anschauung und der Theilnahme heraus. Trotz der schon erwähnten Jagdgeschichten ist überall, wenn man nur auf die Totalität des Bildes ausgeht, das Gepräge der Wahrheit. Es weht aus ihnen ein Hauch von den Düften des Urwalds, es spricht sich überall ein tüchtiger, gesunder Sinn und eine warme Liebe zu den Menschen aus. Den blendenden Glanz der Sealsfield'schen Schilderungen würden wir vergebens darin suchen, dafür hat der Verfasser es auch vermieden, in unruhiger Combination seltsamer Farbenverhältnisse barock und unverständlich zu werden.

Von diesem allgemeinen Lobe nehmen wir nur den einen Roman aus, der, wie es scheint, das größte Publicum und die weiteste Verbreitung gefunden hat: die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Es ist das ein ganz schlechtes Buch, eine Nachbildung der Mysterien von Eugen Sue, und unter der ganzen Classe schwarzer Schilderungen, die damals aus den Zuchthäusern, Bordellen und Kloaken der Hauptstädte das Publicum überschwemmten, eine der ungeheuerlichsten. Die vier Bände umfassen nur drei Tage und drei Nächte, aber innerhalb dieser kurzen Zeit wird z. B. der eine Liebhaber dreimal durch eine Fallthür in einen unermeßlichen Abgrund gestürzt, zweimal vergiftet, einmal lebendig begraben, dazu durch Prügel, Messerstiche und Pistolen beschädigt, und steht doch immer gesund wieder auf. Nothzucht, Giftmord, Völlerei u. dgl. gehört zu den gewöhnlichsten Dingen. Diese Literatur aus Schmutz und Blut, die keineswegs aus den philanthropisch-socialistischen Motiven, mit denen man sie gewöhnlich beschönigt, zu erklären ist, sondern aus dem krankhaften Gelüst überreizter Nerven, sich an

Schauerlichkeiten zu weiden, ist hoffentlich jetzt auf immer vorbei, und am wenigsten sollte sich ein frisches, kerngesundes Talent, wie das Friedrich Gerstäcker's, dazu hergeben, sich in Phantasiegebilden zu bewegen, die nur auf das Raffinement französischer Lüsternheit berechnet sind.

Bibliothek der deutschen Aufklärer

des achtzehnten Jahrhunderts.*)

Mit der großen Bewegung des Jahres 1848 schien das theologische Interesse, welches die vorhergehenden Jahre hindurch in den verschiedenartigsten Schichten der Bildung vorherrschend gewesen war, wenn nicht beseitigt, doch wenigstens sehr in den Hintergrund gedrängt zu sein. Die sogenannten Lichtfreunde ließen ihre Conventikel im Stich, und verloren sich in den bunten Massen der Clubs; die Philosophen, die mit dem Scheidewasser ihrer Abstractionen bisher fast ausschließlich die Mysterien der überirdischen Welt zersetzt hatten, wandten dasselbe gegen die Mysterien der wirklichen Welt, der Gesellschaft und des Staats, und die auserwählten Rüstzeuge des Herrn, die aus einem Anathem in das andere getrieben waren, weil die eine Ketzerei die andere drängte, sahen sich genöthigt, ihre Aufmerksamkeit von den vereinzelten Erscheinungen des Antichrists auf seine massenweise Erhebung in der Revolution zu richten.

Die Reaction hat neben vielen andern vergessenen Dingen auch die abstracte theologische Speculation wieder in's Leben gerufen. Die Wiederhersteller der alten Ordnung haben gefunden, oder glauben gefunden zu haben, daß dieselbe auf eine gründliche, dauernde Weise nicht durch die Gewalt der Waffen, auch nicht durch eine bessere Organisation zu befestigen sei, daß sie überhaupt ihr Centrum und ihren Halt in sich selbst nicht finden könne, daß sie eine äußerliche Stütze suchen müsse. Und diese Stütze soll die Kirche sein.

Die protestantische Rechtgläubigkeit ist darin mit der katholischen vollkommen einig. Die französischen Banquiers haben die Schulen ihres Landes wieder in die Hände der Bischöfe und der Jesuiten gegeben, in Deutschland beginnt die „innere Mission" ihr Werk, und die Staatskünstler von der äußersten Rechten haben ausgerechnet, daß man die Revolution und den Geist der Neuerung nur

---

*) Herausgegeben von Martin von Geismar. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. — Enthält: eine einleitende Geschichte des Lutherthums im 16. und 17. Jahrhundert — Dippel, gegen Symbolzwang und Orthodoxie, Edelmann, über Dippel — v. Knoblauch, gegen den Glauben an Uebernatürliches — Andreas Riem, über Aufklärung und Gewissensfreiheit — Lavater und Semler als Poeten — C. Fr. Bahrdt mit einleitender Biographie — J. A. Eberhard's Neue Apologie des Sokrates. — J. U. Schulz (der Zopfprediger) — Vogler's, Superintendenten zu Baireuth, Evangelist Johannes vor dem jüngsten Gericht. — Bemerkungen des Herausgebers über Strauß und die auf ihn folgende antitheologische Literatur.

gründlich niederschlägt, wenn man der Wurzel nachgräbt, dem Freidenken in religiösen Dingen. „Nach unserer christlichen Erkenntniß, sagt Stahl, wissen und empfinden wir, daß alle gegebene Ordnung und Obrigkeit eine Ordnung Gottes und eine Fügung Gottes ist. Tiefer aufgefaßt ist deshalb das Princip der Legitimität kein anderes als das der Obrigkeit von Gott. Es ist die Achtung und Scheu vor dem gesetzlichen Zustand, gerade weil wir ihn nicht selbst gemacht, sondern als durch ein höheres Wollen über uns geworden sehen, im Gegensatz zu der Frechheit und Ruchlosigkeit der Revolution, nach welcher der Mensch Alles, was er nicht nach seinem Nachdenken und durch seinen Willen gemacht, vernichtet, damit die sittliche Welt nur sein Werk und nur Gegenstand seiner Herrschaft sei. Dies ist der innerste Kern der beiden Hauptgegensätze unserer Zeit auf politischem Gebiet, wenn er auch nicht Allen zum Bewußtsein kommt. Es gibt keinen Mittelweg: wer nicht Legitimist ist, ist nothwendig Revolutionär, mag er auch durch Temperament oder durch anderweite sittliche Charakterzüge noch so sehr gegen jede Maßregel äußerer Gewalt sich sträuben."

Stahl ist kein eigentlicher Historiker, und es fehlt ihm auch der geschichtliche Sinn, sonst würde er sich erinnert haben, daß das Christenthum keineswegs immer eine polizeiliche Handhabe für das sogenannte Bestehende gewesen ist. Die göttliche Ordnung, wie sie der Christ begreift, ist eine andere, als die Welt sie bietet, und in jeder Zeit, wo der christliche Geist sich zu einer productiven Kraft steigerte, hat er gegen das Reich dieser Welt eine revolutionäre Energie entwickelt, die sich mit keiner andern vergleichen läßt. Wer hat im Mittelalter die Bande des Unterthanenverhältnisse gegen die Obrigkeit von Gott so systematisch aufgelockert, daß sie endlich rissen? Das Papstthum. Wer hat in der neuern Geschichte die Theorie von der Volkssouveränetät zuerst wissenschaftlich erörtert, und praktisch bis zum Bruch des Lehneides, ja bis zum Königsmord getrieben? Die Jesuiten. Wer hat zuerst der Welt das Schauspiel von der Hinrichtung eines Königs und der Gründung einer Republik auf den Trümmern des umgestürzten Throns gegeben? Die Puritaner und die Männer der fünften Monarchie. — Nun wird selbst ein Theolog es kaum zu bestreiten wagen, daß Gregor VII., daß Mariana und Milton sehr specifisch christliche Erscheinungen sind.

Aber der Theolog wird auch in Zeiten, wie die unsrige, wo er sämmtliche Erscheinungen des religiösen Geistes heraufbeschwört, um die Revolution zu bändigen, immer eine reservatio mentalis im Sinn behalten. Während er auf der einen Seite alle religiösen Richtungen, so sehr sie einander widersprechen, mit der Dignität des conservativen Princips, des Princips der Legitimität bekleidet, wird er im Stillen doch nur seine eigne Richtung meinen. Unter den christlichen Parteien aber, die in der Geschichte eine Rolle gespielt haben, sind es nur zwei, in denen sich jene Theorie von der Obrigkeit von Gottes Gnaden verkörpert hat: die englische Episkopalkirche und die Lutheraner in Deutschland.

Abgesehen davon, daß auch diese beiden die Consequenz ihres Princips nicht zu wahren vermochten, daß die anglicanische Kirche es war, die für den endlichen Sturz der Stuarts den Ausschlag gab, daß die lutherischen Pastoren ihrer Obrigkeit zuletzt doch die Einwilligung zur Empörung gegen das heilige römische Reich nicht versagen konnten — so ist die zweite Frage die: war jener Zustand der principiellen Unterthanenschaft, wie er von Luther bis auf Friedrich den Großen in Deutschland der herrschende war, in sitlicher oder in sonst irgend einer geistigen Beziehung geeignet, unserer Phantasie als Ideal einer haltbaren Weltordnung vorgestellt zu werden? War die Zeit der öffentlichen Kirchenbußen, die Zeit, wo jeder Pastor den Laien öffentlich abkanzelte, wenn er Kleider trug, die über seinen Stand hinausgingen; wo jeder Fürst in Finanz- und militärischen Sachen seinen Hofprediger zu Rathe zog, so lange bis ein zweiter Gottesgelehrter durch allerlei Intriguen die Obrigkeit zu der Einsicht brachte, das Glaubenssystem seines Vorgängers schmecke nach Schwenkfeldianismus, oder nach Calvinismus, oder nach Socinianismus, und dann der mächtige Mann in's Gefängniß zu den Ratten gesteckt wurde, um für seine irrigen Meinungen über das Himmelreich Buße zu thun: — — war jene Zeit es wirklich werth, daß wir nach ihr zurücktrachten, selbst um den Greueln der frechen und unehrerbietigen Revolution zu entgehen?

Unsere Historiker haben mit dieser Zeit der Hexenprocesse, der Alchymie, der Astrologie, der unendlichen theologischen Folianten, der in allen Höfen und Städten herrschenden Krähwinkelei zu schön gethan, als daß es nicht einmal der Mühe verlohnte, die Kehrseite des Heiligenbildes zu betrachten. Aus diesem Grund machen wir auf ein vormärzliches Buch aufmerksam, das trotz seiner Frivolität, seiner Paradoxenjägerei, seiner studentischen Renommage in mancher Beziehung die Anschauungsweise des Publicums zu ergänzen geeignet sein möchte.

Martin von Geismar ist nämlich Edgar Bauer, der Bruder Bruno's, des souveränen Berliner Kritikers. Aus welchem Grund er die Maske eines Edelmannes vorgesteckt hat, darüber wird das folgende Fragment Auskunft geben, das ich hier anführe, um von dem Ton des Ganzen einen Begriff zu geben.

„Während das Papstthum in Rom die Peterskirche baute, sich in Bewunderung und Nachahmung der classischen Poesie ergötzte, und sich höchstens durch einen schön gemalten Kreuzestod Christi an das Dogma von der menschlichen Verwerflichkeit erinnern ließ, vermochte es für das deutsche Volk keinen bessern Repräsentanten zu finden, als den Ablaßkrämer Johannes Tetzel. Die barocken Gasconnaden dieses Hanswurstes, die komischen, übertriebenen, übermüthigen Lügen dieser Carricatur eines Apostels, das war allein die Art, wie der heilige Repräsentant des Herrn sich noch dem christlichen Pöbel verständlich machen konnte.

„Wenn sie fleißig bezahlten, sagte Tetzel zu den Annabergern, so würden alle Berge dortherum zu gediegenem Silber werden. Er strengte sein Genie zu Erfindung von Sünden an, für die, auch erst künftig begangen, man jetzt schon

von ihm Ablaß erkaufen könne. Aber das Papstthum machte es den Leuten zu bequem, in ihnen regte sich das Bedürfniß, mit mehr Gesinnung Sünder zu sein. Und dies Bedürfniß befriedigte die Reformation.

„Konnte man sich um einen Schneeberger Groschen von einer Sünde loskaufen, so war die Sünde ja Nichts mehr werth; hatte nun aber nicht Christus um der Sünden der Menschen willen das Kreuz auf sich genommen? Waren nicht die Sünden der Preis, um den der Mensch die Wohlthaten des Sohnes Gottes erkauft hatte? Verlor der Mensch also nicht Christum, wenn er die Sünde verlor? Gerade das Bewußtsein, sündig zu sein, so unendlich sündig zu sein, daß ihn keine irdische Macht erretten könne, dieses Bewußtsein, welches seiner Seele die Kleider der Hochfahrt abriß und sie in den Koth schleifte, dieses Bewußtsein der Verderbtheit gab dem Christen zugleich das Gefühl der Erhabenheit: denn wegen seiner Sünde war Gott Mensch geworden. Sollte nun Christus deshalb gestorben sein, damit dem Menschen die Sündlosigkeit, d. h. damit ihm Christi Leiden, sein Kreuz, sein Todesschmerz für ein paar Silberlinge verkauft ward? O nein, es galt, diesem Tetzel gegenüber recht innig das Bewußtsein der angeerbten Sünde wiederzuerobern, einer Sünde, die durch kein gutes Werk, nur durch den guten Glauben an den Erlöser, durch die glaubensvolle Aneignung Christi weggenommen werden konnte. —

„Die christliche Religion war ein Erzeugniß des politischen Umschwunges, welcher im römischen Reiche, längst schon vorbereitet, mit Einführung des Kaiserthums an's Licht trat. Hatte nämlich bisher die Kräftigkeit, der männliche Stolz, der Freiheitssinn der Aristokratie eine Alleinherrschaft unmöglich gemacht, so war das Hervortreten einer einzigen Persönlichkeit, eines üppigen Imperators der Beweis dafür, daß eine gleichartige unterthänige Pöbelmasse entstanden, daß die Aristokratie, ihren männlichen Eigenwillen verlierend, zum Pöbel herabgesunken, daß sie fähig geworden war, das Unterthanenbewußtsein in sich aufzunehmen.

„Da entstand das Christenthum als eine Religion des gemeinen Mannes, es entstand eine Religion, die dem Charakter der Zeit angemessen war, gleich wie den aristokratischen Verhältnissen der alten Welt aristokratische Religionen entsprochen hatten: in der alten Welt herrschte kein kaiserlicher Gott, göttliche Adelsgeschlechter nahmen die olympischen Sitze ein; die genialen Götteraristokraten erkannten ihren Zeus, ihren Jupiter nur als Ersten unter Gleichen an, und spielten ihm oft genug hinterm Rücken die köstlichsten Streiche, um ihm zu beweisen, daß sein Wille sie nichts scheere.

„Als nun die Devotion des Pöbels zur Herrschaft kam, als der Pöbel seinen nivellirenden Repräsentanten als Kaiser auf den Thron setzte, war die neue Religion alsbald gefunden. Die Lieferung derselben übernahm das Pöbelvolk der alten Welt, die Israeliten, ein Volk, welches, so lange es denken konnte, das Knechtsbewußtsein gehabt, welches seiner eigenen Sage nach nie die Kraft besessen hatte,

seine Gesetze, selbst nur die unbedeutendsten Lebensregeln, aus sich selbst zu erzeugen, sondern seinen Moses hatte auf den Berg senden müssen, um die Gesetze direct aus des Gottes Hand zu empfangen; ein Volk, welches nimmermehr den Muth gehabt hatte, sich lebensvoll auszudehnen, sich in der Welt umzusehen und zu bewähren; ein Volk, welches nie in Adelsgeschlechtern geblüht hatte, sondern stets das Spielwerk von Tyrannen und Priestern gewesen war; ein Volk, welches sich daher auch stets vor seinem einzigen Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet, niedergeworfen hatte.

„Dies Pöbelvolk also, dies Volk der Knechte und Verworfenen, lieferte die Elemente zu der Religion des Pöbels, der Knechte und Verworfenen. Dies Volk lieferte den einigen Gott, es lieferte den Anlaß zu der Lehre vom Sohne Gottes, der Knechtsgestalt angenommen hatte, der sich nicht anders als Mensch hatte bewähren können, als indem er das Leben eines unterthänigen und demüthigen Kreuzesträgers auf sich nahm, der sich nicht anders zu empören gewußt hatte, als indem er sich von den Behörden an's Kreuz schlagen ließ, und den Tod eines Plebejers starb, der keinen großen Gedanken hatte zu Tage fördern können, als den einer seichten Liebe und als den Gedanken von der Seligkeit der Geistesarmuth: — das war eine willkommene Pöbelreligion: eine Religion der Willenslosigkeit, der Welt- und Lebensverachtung, des Schnippchens, welches man hinter dem Rücken der Dränger durch die Hoffnung auf den Himmel schlug.

„Aber es dauerte lange, es dauerte keine kürzere Zeit, als das ganze Mittelalter hindurch, bis die Lehre von der Willenlosigkeit triumphirte. Eine neue Aristokratie erobernder Völker unterwarf den Pöbel des römischen Reiches: und wenn sie auch keine Bildung mitbrachte, wenn sie sich auch an den Ueberresten römischer Bildung nährte, wenn sie auch unter diesen Ueberresten die christliche Religion in sich aufnehmen mußte, so ließ sich doch der natürliche Sinn des mittelalterlichen Adels nicht so schnell durch die Pöbelreligion unterwerfen: es gelang ihm, auf einige Zeit dem höchsten Gott die ständische Repräsentation der Heiligen an die Seite zu setzen, es gelang dem lebenslustigen Adel des Mittelalters, auch die Lehre ständisch zu machen: daß die Pfaffen die Besitzer, die Ausleger, die Betrachter des Dogma waren, das sagte seiner religiösen Bequemlichkeit zu: nun brauchte er sich nicht viel um das Dogma zu kümmern.

Man nahm es mit dem Gekreuzigten nicht so genau: man begnügte sich mit dem Factum, daß er gestorben: man stellte zwar die Crucifixe an die Landstraßen, man heftete sich ein Kreuz auf den Rittermantel, man that dem Messias den Ehrendienst, sein Grab zu erobern, man verstand sich wohl auch zu dem Dienste des Christophorus und nahm das heilige Kind auf den Rücken, aber erst nach der langen Abspannung, welche das funfzehnte Jahrhundert charakterisirt, und in welcher die Herrlichkeit des Adels unterging, gelang es der Reformation im sechszehnten Jahrhundert, das Kreuz von den Landstraßen in die Brust, von dem Mantel in

das Herz, das Kind von dem Rücken in den Busen zu verpflanzen: denn die Muskeln wurden schlaff und trugen die Last nicht mehr.

Das Mittelalter war weit davon entfernt, unter den Laien sogenannte denkende Christen zu besitzen. Der Laie war noch nicht so mit dem Dogma verwickelt, um es nicht gern zu sehen, daß ihm auf den Concilien durch Stimmenmehrheit entschieden wurde, ob Christus Homousios oder Homusios war, und daß der unfehlbare Pabst ihn über die unbefleckte Empfängniß Mariä aufklärte. Die Grübelei über das Dogma war das Privilegium weniger Auserwählten: das waren die Doctores irrefragabiles, die Angelici, die Aristotelicorum Aristotelicissimi, die Fundatissimi, die Solidi, die Solennen, Seraphischen, Subtilen, die Herren de penna forti, die Stupores mundi, welche über Alles Auskunft zu geben wußten, qui omne scibile discutiebant.

Nunmehr wollte Jeder ein Doctor fundatissimus sein, der über seinen Gott und über seines Gottes Sohn die triftigste Auskunft zu geben wisse. Die Reformation gab jedem Christen die Bibel in die Hand, sie machte den denkenden Geist des Bibellesers zum Richter, welche Satzung göttlich, welche Menschenwerk sei: sie dachte nicht daran, den Menschen vom Dogma frei zu machen, sondern sie wollte ihn nunmehr dahin bringen, durch innerliche Arbeit ein Knecht des Dogmas zu sein, durch geistige Erringung sich dem Dogma anzueignen." — —

Soweit Edgar Bauer. —

Es ist nicht der Inhalt dieser Diatriben, der fromme Gemüther scandalisiren wird, es ließe sich das Alles vielmehr auf eine Art sagen, daß daraus ein großes Lob für das Christenthum hervorginge; es ist das sogar von demokratischer Seite mehrfach geschehen. Nur in der burschikosen Ausdrucksweise liegt das Anstößige. Da es unser Geschäft nicht ist, Anstoß zu nehmen, so begnügen wir uns damit, jene antichristlichen Dithyramben zu analysiren.

Die Geschichtschreibung wird einem Zeitalter nie gerecht werden, gegen welches sie sich von vornherein ironisch verhält; so wenig ein Musäus oder Wieland gute Mährchen schreiben werden. Die Darstellung einer Zeit, über welche sich der bleiche Schatten der spöttischen Kritik breitet, wird ein Zerrbild. So wie der Maler ein Gesicht, so muß der Historiker die Zeit, die er darstellen will, wenigstens bis zu einem gewissen Grade lieben, um sie getreu wiederzugeben. Hier haben wir nur eine Carricatur des Christenthums, wie der Reformation.

Dennoch lernen wir etwas daraus. Man hat bisher das Zeitalter der Reformation entweder nach dem Rationalismus der schottischen Schule (Robertson) so ins Allgemeine, Gebildete umgedichtet, daß es ganz seine Bestimmtheit verlor, daß man sich einbilden konnte, die Luther, Thomas Münzer u. s. w. hätten gerade so gesprochen und sich gerade so geberdet, als unsere Bekannten aus dieser oder jener Straße. Man hat den qualitativen Unterschied jenes Zeitalters von dem unsrigen ganz aus den Augen gelassen. Oder man hat, wie Leopold Ranke,

so viel Tiefsinn und Geist aufgewendet, daß man zuletzt alles Urtheil verloren hat; der künstlerische Eindruck hat die historische Kritik getödtet. Die sehr lebendigen Personen von Fleisch und Blut bekommen in dem seltsam romantischen Licht etwas Mondscheinartiges, Mythisches, trotz ihrer sehr saubern Ausführung im Einzelnen.

Bei Bauer haben wir das Gegentheil. Das Ganze besteht aus einer Reihe von Citaten, in denen die handelnden Personen ganz in dem Jargon und der wüsten Verstellungsweise ihres Glaubens auftreten, und dazwischen eingestreuten Parabasen, in denen die souveräne Kritik sich darüber ausspricht, zu welcher Species der Verrücktheit die eben vorgeführte Erscheinung gehört. Denn da die Bauer eigentlich nur Theologie studirt, und in allen Zeiten, die sie durchmessen, nur der theologischen Bewegung ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, und da ihnen Theologie gleichbedeutend ist mit Verrücktheit, so ist für sie die ganze Geschichte, bis auf die Zeit, da das Wort sich erfüllte, d. h. bis auf die Synoptiker von Bruno Bauer, nichts anders als die Krankheitsentwickelung eines Fiebertollen, wenn auch das Delirium von verschiedenen fixen Ideen zehrt.

So ist eben in dieser Geschichte das Lutherthum, ganz wie wir es bei den Fragmenten aus der französischen Revolution angedeutet haben, eine Mischung des äußersten Objectivismus und des äußersten Subjectivismus: bald ein bloßes Ausschreiben der Quellen, bald das Hervorheben eines philosophischen Standpunkts, der, abgesehen von seinem sonstigen Inhalt, den kritisirten Erscheinungen gegenüber sich wie ein obligates Hep! hep! ausnimmt, welches das Volk den Juden nachruft.

Die Bibliothek der deutschen Aufklärer ist eine Ergänzung zu der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Br. Bauer, wozu auch ein Abriß der theologischen Literatur von Jungnitz (Vetter und Mitarbeiter der Bauer) gehört. In dieser ist der burschikose Ausdruck gemildert, wie es dem ehemaligen Docenten ziemt, und es ist sogar viel Witz und Geist darauf verwendet; ein Witz, der zuweilen in mehr scharfsinnigen als treffenden Deductionen sich ergeht. Br. Bauer kommt nämlich einmal auf Bach, Händel u. s. w. zu sprechen, und legt sich selbst die Frage vor: wie ist es möglich gewesen, daß ein so unaussprechlich verrücktes und unproductives Zeitalter so vortreffliche Musik gemacht hat? Diese Frage beantwortet er: das Wesen des Zeitalters war die Stimmung (regel- und kritiklose Subjectivität); der wahre Ausdruck der Stimmung ist aber die Musik u. s. w. — Als gelegentlicher Einfall ist das artig genug, aber der Geschichtschreiber glaubt ganz ernsthaft, damit die Nothwendigkeit Kant's und Händel's a priori erwiesen, und die Geschichte, nach der Anschauung der Hegel'schen Philosophie, construirt zu haben.

Jene fortwährende Einbildung, der menschlichen Verrücktheit gegenüber auf einer unnahbaren Höhe des Wissens zu stehen, verkümmert auch das Studium des Details, und macht die anscheinende Objectivität zur Fratze. Wie kann man ob-

jectiv zu Werke gehen, wo man immer nur Symptome eines, und zwar sehr bestimmten Fiebers sucht? Trotz der sorgfältig hervorgesuchten Einzelheiten der Charakteristik werden die Helden dieser Geschichte doch wieder zu Abstractionen, denn man sucht in ihnen nur die Träger einer bestimmten Idee. Außerdem ist auch die Kenntniß der Quellen unvollständig und gibt eben darum, weil sie im Einzelnen sehr weit geht, eine schiefes Bild.

Wer in dem 16., 17. und 18. Jahrhundert nur die Zuckungen des specifisch christlichen Geistes verfolgt, wird nothwendig ungerecht. Er wird ebenso auf diejenigen, welche das ganze christliche Wesen bekämpften, einen zu großen Werth legen, wie z. B. hier auf Dippel und Edelmann.

Eine Culturgeschichte zu schreiben und dabei die Naturwissenschaft ganz zu ignoriren, die Kunst nur nebenbei zu behandeln und in der Metamorphose der gesellschaftlichen und staatlichen Gebilde nur die theologische Seite in's Auge zu fassen, ist ein verfehltes Unternehmen. Das erstreckt sich auch auf die Form: schon die Ueberschriften der einzelnen Capitel sind possenhaft novellistisch und haben oft den faden Anstrich eines Straßenwitzes, ungefähr wie bei Thomas Carlyle, einem torystischen Kritiker, der aber in seiner Bildung mit unsern Philosophen viel Aehnlichkeit hat, und dessen Charakteristik wir uns vorbehalten. — Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die energische Hinweisung auf dieses anomale Moment in der Cultur immer ein Verdienst ist.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Die falsche Stellung, welche der Geschichtschreiber seinem Gegenstand gegenüber einnimmt, ist nur die Folge seiner falschen Stellung gegen das wirkliche Leben und die Gedanken, die dasselbe bewegen. Die souveräne Kritik ist der Ausdruck von dem subjectiven Hochmuth, der den Mittelpunkt der Welt in das menschliche Ich legt. In der Philosophie kranken wir seit Fichte und Schelling daran, in der Poesie entsprang jene „Weltironie" der romantischen Schule daraus. In unserer Zeit ist Hebbel's Poesie das hervortretendste Phänomen dieses geistigen Hochmuths, dem die Welt krank und verworren erscheint, weil das Medium, durch das er sie ansieht, krank und verworren ist.

Offener Brief

an die Gesellschaft der Friedensfreunde.

Sehr geehrte Herren!

Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich zu den bevorstehenden Verhandlungen des Friedenscongresses in Frankfurt a. M. einzuladen. Dieses Vertrauen erheischt meinen aufrichtigen Dank; die Einladung selbst nimmt mein lebhaftestes Interesse in Anspruch. Ich müßte kein Deutscher sein, ich müßte nicht der „Nation von Denkern" angehören (wie uns einst in guter Meinung jene geistreiche französische Frau, wie uns öfter noch spottweise das praktischere Ausland genannt hat), wenn nicht der Gedanke, dafür mitzu-

wirken, daß statt der rohen Gewalt überall die Idee, die Gerechtigkeit, die Humanität herrsche und entscheide, für mich viel Anziehendes haben sollte. Haben doch vor mehr als einem halben Jahrhundert schon zwei unserer größten Philosophen, Kant und Fichte, das Evangelium vom ewigen Frieden gepredigt und die Segnungen eines solchen Zustandes, den sie keineswegs für eine bloße Chimäre hielten, so wie die traurigen Folgen des gegenwärtigen, immer gespannten, immer die Hand am Schwert haltenden Standes der Völker unter einander mit so lebendigen und treuen Farben geschildert, wie es nur irgend einer Ihrer Redner bei dem bevorstehenden Congresse thun wird, oder bei frühern gethan hat!

Dennoch, meine Herren, ist etwas in den augenblicklichen Verhältnissen Deutschlands, was uns Deutsche nicht ohne einen gewissen Vorbehalt auf Ihr Friedenswerk, wie hoch wir dasselbe auch in der Idee stellen, eingehen läßt. Ein Blick auf das, was eben jetzt bei uns vorgeht, wird Ihnen verdeutlichen, was ich meine, und ich werde nicht der erste Deutsche sein, der Ihnen auf Ihre Einladung mit dem Namen: Schleswig-Holstein! antwortet.

Das Programm Ihrer bevorstehenden Verhandlungen betrachtet es als „selbstverstanden“, daß Niemand zur Vertheidigung des Krieges das Wort ergreifen kann.“ Wir aber, meine Herren, wir sind mitten im Kriege, und zwar in einem Kriege, welcher das nationale Interesse im allerhöchsten Grade für sich hat. Zwar ist der unmittelbar kriegführende Theil nur das kleine Land Schleswig-Holstein; aber mittelbar nimmt das ganze Deutschland an diesem Kriege Theil, mit seinen Sympathien, mit seinem Gut, ja auch mit seinem Blut. Wie Sie wissen werden, strömen nicht allein Summen Geldes aus allen deutschen Ländern nach Schleswig-Holstein, sondern zahlreiche Freiwillige, gediente Krieger aus den verschiedenen deutschen Armeen, weihen ihr Schwert und ihren Arm der Sache der Herzogthümer. Einer der edelsten Männer unserer Nation, ihr erster Führer in den Tagen des nationalen Aufschwunges im Jahre 1848, Heinrich von Gagern ist selbst in die Reihen der Schleswig-Holsteiner getreten, bereit, für das zu kämpfen, was allgemein in Deutschland, beinahe ohne Unterschied der politischen Parteien, als eine gute und gerechte Sache, als eine Nationalsache des ganzen Deutschlands betrachtet wird.

Ich weiß es wohl, daß man in den Ländern, denen die Mehrzahl von Ihnen, meine Herren, angehört, daß man namentlich in England und Frankreich über diesen Punkt anderer Meinung ist, daß man dort in dem, was wir für die gerechteste Vertheidigung zweifelloser Rechte halten, nur die anmaßliche Erhebung einseitiger und bestreitbarer Ansprüche, wenn nicht gar eine bloße Auflehnung gegen den rechtmäßigen Landesherrn, in dem Beistand, den Deutschland den Herzogthümern moralisch und materiell leistet, nichts als den eroberungslustigen Uebermuth eines von Freiheits- und Einheitsschwindel berauschten Volkes erblickt.

Wenn Sie, meine Herren, mit solchen Ansichten auf dem bevorstehenden Congresse Ihren deutschen Collegen gegenübertreten und — wie Sie als praktische Männer, was Sie gewiß sind, nicht anders könnten — von diesen verlangen würden, mit Ihnen einen Krieg zu verdammen, den Sie als ungerecht und frivol ansähen, mit Ihnen dahin zu wirken, daß man in den Herzogthümern von der Verfolgung dessen, was Sie einseitige Ansprüche zu nennen beliebten, abstehe, — dann, meine Herren, — ich glaube nicht zu viel zu sagen, — dann würde unter Ihren deutschen Collegen keiner sein, der nicht solche Zumuthungen mit Entschiedenheit, wenn nicht mit Entrüstung von sich wiese. Und Sie selbst, meine Herren, wenn Sie Ihr eigenes Nationalgefühl, Ihre eigene Geschichte mit Unbefangenheit zu Rathe ziehen möchten, würden nicht wohl umhin können, einer solchen Aufwallung des gleichen Gefühls in einem Nachbarstaate Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Denn selbst einmal angenommen, daß die Erhebung der Herzogthümer gegen Dänemark nichts wäre, als die nothgedrungene Erhebung eines bedrückten, durch unnatürliche Verkettung mit einem ihm ungleichartigen Nachbarvolke in seiner Entwickelung

gehemmten Volksstammes gegen diesen Druck, gegen diese hemmenden Bande, mit welchem Rechte würden Sie, meine Herren aus Belgien, oder Sie, Bürger des freien Nordamerika, diese Erhebung verdammen, da Sie doch von einer gleichen Erhebung die glänzendste und glücklichste Epoche Ihrer Länder, ja deren Existenz als selbstständige Staaten datiren? Und mit welchem Rechte würden Sie, die Sie England, die Sie Frankreich Ihr Vaterland nennen, uns darum tadeln wollen, daß wir dem unterdrückten, dem in seiner Freiheit und Nationalität auf's Tiefste gedrückten Brudervolke durch unsere moralische und materielle Unterstützung zur Freiheit zu verhelfen trachten? Würden Sie, meine Herren Franzosen, sich nicht erinnern müssen, daß einst Frankreich — und zwar das officielle Frankreich, die Regierung, nicht blos das Volk — das ihm benachbarte, aber keineswegs durch Bande der Nationalität ihm verwandte Belgien in seiner Losreißung von Holland mit Waffengewalt unterstützte? Und doch geschah diese Losreißung gegen die klarsten europäischen Tractate, und doch stand den Belgiern kein anderes Recht zur Seite, als der unveräußerliche Anspruch eines Volkes auf nationale und staatliche Selbstbestimmung, ein Anspruch, der sich gegen die aufgezwungene Verbindung mit Holland empörte. Und Sie, meine Herren Engländer, würden Sie wohl — um von Anderm zu schweigen, jene schöne und erhabene, nicht blos in Liedern, sondern in Thaten ausgeprägte Begeisterung Ihres großen Landsmannes, Lord Byron, für den Freiheitskampf der Hellenen verleugnen, würden Sie jene Schlacht von Navarin, welche zuerst das Joch der Türken über Griechenland nachhaltig brach, welche aber, das muß man zugestehen, formell genommen, ein Act souveräner Willkür der Großmächte war, mit Ihrem damaligen Toryministerium einen „unloward event" nennen wollen? Ich spreche nicht von jenem Anschlusse (annexation) des Staates Texas an die Vereinigten Staaten von Nordamerika, von jenen Freischaarenzügen, welche mit stillschweigender Gestattung der Centralregierung in den einzelnen Staaten des letztern Landes die Losreißung des texanischen Gebiets von Mexiko durchsetzen halfen, von den Grundsätzen, welche dabei zur Sprache kamen und in der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten ein lautes Echo fanden, Grundsätze, welche ihre volle Anwendung auf den Fall Schleswigs finden würden, wäre dessen Verhältniß zu Holstein und durch dieses zu Deutschland auch aus keinem andern Gesichtspunkte zu betrachten, als aus dem der Selbstbestimmung des Volkes von Schleswig einerseits, der Nothwendigkeit einer natürlichen Arrondirung Deutschlands andererseits.

Aber so, meine Herren, steht die schleswig-holsteinische Frage keineswegs. Es handelt sich hier nicht um die Trennung zweier Staaten, welche durch rechtsgültige Verträge zusammengefügt waren, wie es Belgien mit Holland war — vielmehr handelt es sich um die Aufrechthaltung von Verträgen, welche das Getrenntsein der Herzogthümer von dem Staate Dänemark, das selbstständige Nebeneinanderbestehen des Einen neben dem Andern unter der Form der bloßen Personalunion ausdrücklich festsetzen. Hier ist nicht ein Volk, welches die Herrschaft seines angestammten Fürsten abschütteln will, wie Sie, meine Herren Nordamerikaner, Sie, meine Herren Franzosen, Sie, meine Herren Belgier, seiner Zeit sämmtlich gethan haben — hier ist ein Volk, welches, obschon im offenen Kriege mit dem König von Dänemark, dennoch ihm, als Herzog von Schleswig und Holstein, alle ihm zukommende Ehrerbietung erweist, alle ihm zuständigen Rechte unversehrt vorbehält, welches für ihn in dem öffentlichen Kirchengebete bittet, welches in seinem Namen die Regierung der beiden Länder führen läßt, ein Volk, welches selbst durch die unerhörteste Kränkung aller seiner Rechte, durch den offenen Bruch der mit seinen Fürsten geschlossenen Verträge von Seiten dieser Letztern sich nicht hat bewegen lassen, weder überhaupt von dem Princip der Monarchie abzufallen, noch auch nur das vertragsmäßige Recht der Herrschaft von demjenigen, der es selbst verletzt, auf einen Agnaten überzutragen, obschon Frankreich für diesen letzten Ausweg das Beispiel im Jahre 1830 gegeben hatte, und es für jenen ersten gerade in demselben Momente gab, wo die Ungerechtigkeit Dänemarks gegen die Herzogthümer und die Erbitterung in diesen auf's Höchste ge-

stiegen war. Die Schleswig-Holsteiner kämpfen nicht für die Eroberung neuer Freiheiten, oder eine größere Unabhängigkeit, als welche ihnen nach den alten Verträgen zusteht, sie kämpfen lediglich für die Wiederherstellung dieser Verträge und für deren unverrückte Aufrechterhaltung.

Was Deutschlands Theilnahme an diesem Kampfe betrifft, so beruht das Recht und die Verpflichtung dazu auf den Grundgesetzen des deutschen Bundes, welche einen anerkannten Theil der völkerrechtlichen Verträge Europa's ausmachen. Nach diesen Grundgesetzen (Bundesacte Art. 11., Wiener Schlußacte Art. 37. 38.) ist der Bund verpflichtet, „jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen," daher auch, „wenn ein Bundesstaat bei einer zwischen ihm und einer auswärtigen Macht entstandenen Irrung die Dazwischenkunft des Bundes anruft" — „den Ursprung solcher Irrung und das wahre Sachverhältniß sorgfältig zu prüfen," und, wenn sich aus dieser Prüfung ergibt, daß dem Bundesstaate das Recht zur Seite steht, „dem verletzten Bundesstaate seine wirksamste Verwendung und Vertretung angedeihen zu lassen und solche so weit auszudehnen, als nöthig ist, damit demselben volle Sicherheit und angemessene Genugthuung zu Theil werde."

Getreu dieser Verpflichtung hat Deutschland im Jahre 1848 und im Jahre 1849 Krieg geführt gegen Dänemark, um das Bundesland Holstein in seinem Rechte auf die untrennbare Verbindung mit Schleswig zu schützen, einem Rechte, dessen zweifellose vertragsmäßige Natur und dessen tief eingreifender Einfluß auf die ganze materielle und politische Existenz Holsteins den Bund zum nachdrücklichsten Schutze desselben ebenso sehr berechtigte als verpflichtete.

Man hat diesem Kampfe Deutschlands für Schleswig-Holstein den Charakter eines Eroberungskrieges aufzuprägen versucht; man hat uns schuldgegeben, wir wollten Schleswig nicht blos vor einer Einverleibung in Dänemark schützen, sondern es uns, dem deutschen Bunde oder Bundesstaate, einverleiben. Man ist noch weiter gegangen; man hat den Gedanken einer einseitigen und gewaltsamen Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bund — einen Gedanken, den man uns unterlegte ohne ausreichenden Grund, wie ich sogleich zeigen werde — verschrien als das erste Symptom einer allgemeinen Eroberungslust und einer revolutionären Mißachtung bestehender Besitzverhältnisse, welche das deutsche Volk in Folge der nationalen Erhebung des März 1848 überkommen habe; man hat an den Namen Schleswig den Namen des Elsasses geknüpft. Nichts könnte ungerechter und, verzeihen Sie mir den Ausdruck, abgeschmackter sein, als wenn man im Ernste aus dem, was in jener Richtung von deutscher Seite geschehen ist, irgend etwas der angedeuteten Art folgern wollte, sei es in Betreff des Elsasses oder irgend welcher frühern Zubehörigkeiten des deutschen Reichs.

Wie tief auch jeder Deutsche den Verlust der ehemals deutschen Länder des Elsasses, Lothringens, der russischen Ostseeprovinzen beklagen mag, dem Gedanken an eine Wiedergewinnung derselben stehen nicht blos die geschichtlichen Verträge, sondern, was ungleich schwerer wiegt, es steht ihm, wenigstens was jene erstgenannten Provinzen betrifft, der Wille der Bevölkerung selbst entgegen, die durch Geschichte, Verfassung, Gesetz und Sitte so sehr mit ihrem neuen Vaterlande verwachsen ist, daß die Sprache allein, welche sie noch einigermaßen auf Deutschland hinüber verweist, gegen jene stärkern Bande nichts vermag.

Aber ein ganz anderes ist unser Verhältniß zu Schleswig. Dort ist die große Mehrzahl der Bevölkerung einer innigen Verbindung mit Deutschland geneigt, einer Einverleibung in Dänemark dagegen im tiefsten Herzen gram; die Verträge stehen dieser letztern entschieden entgegen, und der natürliche Gang der Ereignisse wird, wenn man ihn nicht willkürlich ändert, von selbst zu dem hinleiten, was wir eben deshalb nicht nöthig haben auf dem Wege der Eroberung gewaltsam herbeizuführen. Denn sobald nur nicht das Grundgesetz der Herzogthümer, wonach der Mannsstamm allein in diesen herrschen kann, wider den klaren Wortlaut der alten Verträge umgestoßen wird, muß, da in Dänemark

dieselbe Beschränkung nicht gilt, bei dem nahe bevorstehenden Aussterben des Mannsstammes der gegenwärtigen Dynastie, Schleswig-Holstein bald unter eigene Fürsten kommen, und diese werden natürlich nichts Eiligeres zu thun haben, als, sich mit ihrem ganzen Länderbesitz, also auch Schleswig inbegriffen, in den Schutz des deutschen Bundes (oder welche Form und welchen Namen dann die Vereinigung deutscher Staaten haben möge) zu begeben.

Doch, werden Sie sagen, man hat im Jahre 1848 die sofortige Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund verlangt! Allerdings hat man das von Seiten der Nation und ihrer Vertreter in Frankfurt. Allein von Seiten der vollziehenden Centralbehörde Deutschlands, sowohl des Bundestags, als der später an seine Stelle gesetzten provisorischen Centralgewalt, ist kein Schritt geschehen, weder um diese Aufnahme gewaltsam in's Werk zu setzen, noch um sie etwa stillschweigend als vollendete Thatsache in's Leben treten zu lassen. Preußen erhielt den Auftrag, „bei dem ihm übertragenen Vermittelungsgeschäft auf den Eintritt Schleswigs in den deutschen Bund hinzuwirken." Inzwischen aber ward der Gesandte der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins nur als Vertreter des Bundeslandes Holstein in die Bundesversammlung zugelassen. Man hat auch von dieser Seite die bestehenden Rechte geachtet. Die Zulassung von Abgeordneten aus Schleswig in die Nationalversammlung kann als Beweis hiergegen nicht angeführt werden, denn bei der eigenthümlichen Stellung der zunächst nur für die Berathung einer künftigen Verfassung Deutschlands berufenen Versammlung hatte dieser, von ihr allein, souverän und ohne Mitwirkung der Bundesgewalt in's Werk gesetzte Beschluß keinerlei staatsrechtliche Bedeutung nach außen.

Ich fasse das Gesagte zusammen. Die Herzogthümer sind in Krieg verwickelt worden ohne ihre Verschuldung durch nothgedrungene Angriffe auf ihr klares Recht, auf ihre durch vielhundertjährige Verträge begründete Verfassung. Deutschland hat an diesem Kriege Theil genommen, berechtigt und verpflichtet dazu durch die Bundespflicht gegen Holstein. Den Weg der Verständigung, der Vermittelung, des Friedens haben weder die Herzogthümer, noch hat ihn Deutschland verschmäht. Im Jahre 1848, als schon die Herzogthümer, durch den von Dänemark drohenden gewaltsamen Angriff unter die Waffen gerufen, zum Kampfe gerüstet dastanden, sandten sie noch einmal Abgesandte nach Kopenhagen, um das Mittel der Verständigung zu versuchen, forderten nichts als die Aufrechthaltung ihrer verbrieften Rechte; die Abgesandten wurden vom Pöbel in Kopenhagen beschimpft, beinahe getödtet, sie mußten flüchtig im Geheimen die Stadt und das Land verlassen. Auch jetzt vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten hat die Statthalterschaft der Herzogthümer die Hand zum friedlichen Ausgleich der Differenzen geboten. Diese Friedenshand ist abermals zurückgestoßen worden. Von Seiten Deutschlands ward der zweimalige Krieg mit einer Schonung geführt, welche der Nation und selbst dem unbetheiligten Auslande beinahe als Schwäche erschien; bereitwillig nahm man die Vermittelung zuerst Schwedens, dann Englands an, und die Actenstücke über die wiederholt gepflogenen Friedensverhandlungen zeigen, wie weit in der Nachgiebigkeit von Seiten Deutschlands gegangen worden ist, um nur zu einer friedlichen Beilegung des Streits zu gelangen — viel weiter, als es den Meisten in Deutschland mit der Ehre und dem Interesse der Nation und mit dem für die deutschen Waffen günstigen Ausgange des Krieges verträglich schien. Dennoch ist es unmöglich gewesen, die obschwebende Differenz definitiv zu erledigen und den Stoff zu neuen Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Dänemark oder zwischen diesem und den Herzogthümern dauernd zu beseitigen — unmöglich, weil auch die billigsten Vergleichsbedingungen, sogar solche, welche dem guten Recht der Herzogthümer und wesentlichen Interessen Deutschlands viel vergaben, solche, welche selbst die vermittelnde Macht als das Aeußerste, was von dieser Seite geboten werden könne, anerkannte, von Dänemark entweder schroff zurückgewiesen oder in einem Sinne ausgelegt wurden, der dieselben diesseits schlechterdings unannehmbar machte.

Unter solchen Umständen, meine Herren, würden Sie wohl von uns verlangen können, daß wir den Versuch der Herzogthümer, mit eigenen Kräften ihre Sache gegen Dänemark auszufechten — woran sie der zwischen Dänemark und Deutschland geschlossene Friede nicht hindert — als unberechtigt, als mit den Anforderungen der Humanität, Sittlichkeit und Cultur unverträglich verdammen, daß wir uns der Theilnahme an diesem Kampfe, auch soweit der Friedensvertrag solche gestattet, unbedingt enthalten sollten? Werden Sie es uns verargen können, wenn wir den lebhaften Wunsch hegen, es möchte lieber eine Erneuerung des Kampfes Deutschlands mit Dänemark stattfinden, als eine widerrechtliche Unterdrückung der uns stammverwandten Lande, als eine Zerreißung jener Verträge, für deren unverletzte Aufrechterhaltung sich Deutschland wiederholt und feierlich verbürgt hat?

Allerdings, meine Herren Friedensfreunde, ist hier ein großes, ein wichtiges Friedenswerk zu verrichten, wohl das wichtigste im ganzen Bereiche der gegenwärtigen europäischen Politik, an welches Sie die Hand legen könnten. Die schleswig-holsteinische Frage, das ist klar, kann leicht der Zunder werden, an dem ein allgemeiner europäischer Krieg sich entzündet. Diesen Zunder zu ersticken und so die drohende Gefahr eines allgemeinen Brandes von Europa abzuwenden, das ist für Sie, meine Herren, die schönste und erhabenste Aufgabe, und wenn Ihre bevorstehenden Verhandlungen nur Einiges zu deren Lösung beitragen, so werden die Völker Sie segnen, und Deutschland wird stolz sein, daß auf seinem Boden eine solche Frucht gezeitigt ward. Aber, meine Herren, nicht wir sind es, an welche Sie sich deshalb mit Ihren Vorstellungen, Ermahnungen, Forderungen, Vorschlägen zu richten haben — weder die Völker, noch die Regierungen Deutschlands sind es. Was könnten Sie von uns noch in dieser Richtung verlangen, was nicht Sie, die Fordernden, wie uns, die Gewährenden, mit Schaam erfüllen müßte? Dringen Sie auf schiedsrichterliche Entscheidung, wie Ihr Programm es ausspricht? Aber eine solche ist nur da möglich und wirksam, wo es sich um unsichere, bestreitbare Rechte handelt. Die Rechte der Herzogthümer sind aber nicht von dieser Art, wie schon daraus hervorgeht, daß sie bis auf die neueste Zeit wiederholt von deren Herzögen, die alle zugleich Könige von Dänemark waren, förmlich und feierlich bestätigt worden sind.

Ueberdies, meine Herren, erlauben Sie mir zu bemerken, daß das einzige Schiedsgericht, dessen Ausspruch für die definitive Beendigung dieses Streites von praktischem Erfolg sein könnte — ein Areopag der Großmächte — daß dieses Schiedsgericht für Deutschland unannehmbar geworden ist von dem Augenblicke an, wo jene Mächte durch Unterzeichnung des Londoner Protokolls sich zur Partei gemacht haben für Dänemark gegen Deutschland, für das, was sie einseitig ein „europäisches Interesse" nennen, gegen die klaren Forderungen des Rechtes, der Legitimität der Verträge. Deutschland zumuthen, daß es sich dem schiedsrichterlichen Spruche eines europäischen Congresses unterwerfe, so lange auch nur ein Buchstabe noch besteht von jenem Protokolle vom 2. August, hieße, Deutschland die Selbsterniedrigung und Selbstvernichtung zumuthen. Sollten Sie auch — was ich noch immer für unmöglich halte — eine oder einige deutsche Regierungen finden, welche auf ein solches Ansinnen einzugehen nicht abgeneigt wären, so bedenken Sie wohl, meine Herren, daß jede solche Willfährigkeit eine tiefe Erbitterung der ganzen Nation im Gefolge haben würde, und daß, wenn das Unerhörte einträte, daß die sämmtlichen deutschen Regierungen sich dahin einigten, Deutschlands und der Herzogthümer gutes Recht lieber dem Ausspruche eines solchen, im Voraus als parteiisch erkannten Schiedsgerichts, als der Entscheidung durch den tapfern Arm der Nation anzuvertrauen, dann der äußere Friede, den man damit vielleicht erreichte, nur das Signal sein würde zu einer früher oder später, aber ganz unausbleiblich eintretenden innern Explosion in Deutschland, deren Folgen für uns und für ganz Europa leicht viel furchtbarer, viel verheerender, der Cultur und Humanität viel verderblicher sein möchten, als ein noch so blutiger Krieg zwischen Dänemark und Deutschland.

Wenn Sie also in dieser Sache, von Ihrem Standpunkte aus, meine Herren,

etwas thun wollen — und Sie können allerdings möglicherweise sogar viel thun, wenn Sie die gewichtigen Hebel Ihres moralischen Einflusses, Ihrer Wirksamkeit, Ihrer Macht in der Presse auf die rechte Weise in Bewegung setzen — so müssen Sie Ihre Anstrengungen dorthin wenden, wo die eigentliche Ursache des Krieges liegt. Sie müssen sich zu Vertheidigern des ungerecht Angegriffenen machen gegen den muthwilligen Angreifer. Sie müssen mit allen Kräften den Grundsatz bekämpfen, welcher durch das Londoner Protokoll Geltung gewinnen würde, als könne ein sogenanntes europäisches Interesse, d. h. mit andern Worten der Vortheil einer oder einiger Großmächte, diese berechtigen, in die innern Rechtsverhältnisse, in die Erbfolge einzelner Staaten einzugreifen — ein Grundsatz, der, wie Sie leicht ermessen, jeden gesicherten Rechtszustand in Bezug auf die internationalen Verhältnisse unmöglich macht und somit Ihrem obersten Zwecke schnurstracks zuwiderläuft. Wenn Sie auf diesen Punkt Ihre vereinten Bemühungen richten, so werden Sie zwar schwerlich den Czar von Rußland überzeugen, daß nicht jene Politik, die in dem Londoner Protokoll ihren Sieg feiert, von seinem Standpunkte aus die richtigste, d. h. seinen Zwecken die am Meisten entsprechende sei; allein die erleuchteten Staatsmänner der beiden andern Länder, deren vereintes Gewicht in der Wagschaale dieser Entscheidung das des russischen Autokraten vollständig aufzuwiegen im Stande ist, werden Ihren Vorstellungen, denen die Macht der Wahrheit und Gerechtigkeit zur Seite steht, sicherlich nicht ihr Ohr verschließen; die öffentliche Meinung, die Presse, die Volksvertretung jener Länder wird Sie in diesem, für den Frieden, die Ruhe und das Gleichgewicht Europa's so hochwichtigen Bemühen unterstützen, und — erlauben Sie mir auch das hinzusetzen, denn bei Ihren erhabenen Bestrebungen haben Sie es doch immer mit Menschen und menschlichen Interessen zu thun und müssen auf diese Rücksicht nehmen — die Erkenntniß der reellen Vortheile, welche die beiden westlichen Mächte als seefahrende und handeltreibende von der dereinstigen völligen Trennung der Herzogthümer und Dänemarks, in Bezug auf die Erleichterungen der Einfahrt in die Ostsee, welche sie als freie Staaten von der Zurückdrängung des russischen Einflusses aus Deutschland (dessen Sieg oder Niederlage hier zugleich mit dem Aufgeben oder der Erhaltung Schleswig-Holsteins entschieden wird), welche sie endlich als europäische Großmächte von der Errichtung einer starken Schutzwehr gegen Rußlands weiteres Vorrücken nach Westen — und eine solche wird nur das bundesstaatlich geeinte und in seine natürlichen Grenzen an der Ost- und Nordsee eingerückte Deutschland, die Losreißung Dänemarks und Schwedens von der russischen Suprematie und deren engere Vereinigung unter sich und mit Deutschland herstellen — welche sie also in aller und jeder Beziehung von derjenigen Beilegung der schleswig-holsteinischen Frage zu erwarten haben, die zugleich die allein gerechte ist — diese Erkenntniß wird vollenden, was die Berufung an das Rechtsgefühl jener freien Nationen und an deren so natürliche Sympathien für ein gegen ungerechte Bedrückung kämpfendes Volk nicht schon für sich allein vermögen sollte. Und, glauben Sie mir, meine Herren, eine Vermittlung, welche zu ihrer Basis die Gerechtigkeit, nicht ein einseitig ausgedachtes „europäisches Interesse" hat, eine solche wird Deutschland, werden die Herzogthümer mit dankbarem und bereitwilligem Entgegenkommen annehmen, denn wir verlangen und erstreben nicht mehr als unser klares Recht, wir werden uns aber auch — auf die Dauer wenigstens — dessen seien Sie gewiß! — nicht mit Wenigerem zufriedengeben.

Mögen denn Ihre Friedensbestrebungen, meine Herren, in solchem Sinne auf diesen Ihnen so nahegelegten, so praktischen Zweck sich richten! Und möge der Segen des Himmels mit diesen Bestrebungen sein, wie es die Wünsche und Gebete aller deutschen Patrioten ganz gewiß sind!

Karl Biedermann.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Das Princip der Legitimität und die Constitutionellen.

Paul v. Somssich, das legitime Recht Ungarns und seines Königs. Wien, Jasper, Hügel und Manz.

Dr. Julius Stahl, die Revolution und die constitutionelle Monarchie. 2. Aufl. Berlin, W. Hertz.

Dr. Julius Stahl, die deutsche Reichsverfassung. 2. Aufl. Berlin, W. Hertz.

Franz Guizot, Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karls I. Leipzig, Lorck.

„Nur die Doctrinärs haben keinen Boden in Preußen."
v. Manteuffel.

Wenn in alten Zeiten, wo man die Politik noch mit einer gewissen Naivetät betrieb, eine Revolution vorkam, d. h. wenn sich eine Partei des Staats durch einen Handstreich bemächtigte, und gegen die bisherigen Herrscher nach dem Grundsatz des gallischen Siegers verfuhr, so war das Sinnen und Trachten der gestürzten Partei lediglich darauf gerichtet, einen neuen Handstreich vorzubereiten, der sie wieder an die Stelle ihrer Gegner setzte. So war es mit den Ghibellinen und Welfen, so mit den dynastischen Parteien und den Republikanern in Italien. Die Entdeckung, daß man durch eine Gegenrevolution eigentlich dem Princip der Revolution in die Hände arbeite, und die dieser Entdeckung entsprechende Devise: Nous ne voulons pas la contre-révolution, mais le contraire de la révolution, ist noch nicht so alt; sie ist auch noch nicht so fest in den Ueberzeugungen der conservativen Partei gewurzelt, daß diese nicht bei jeder günstigen Gelegenheit geneigt wäre, eine „rettende That", d. h. eine Contrerevolution, der gesetzlichen Reaction vorzuziehen. Die Leidenschaft wird in ernsten Collisionsfällen immer über die Doctrin den Sieg davontragen.

Die schlechthin antirevolutionäre, conservative Doctrin wird so lange im Stande sein, eine Partei zusammenzuhalten, als in dem durch die Revolution erzeugten Chaos der Boden für eine positive Schöpfung fehlt. So in Deutschland bis zum Programm Gagern, so in noch weit größerem Maße in Frankreich, bis eine

wirkliche Partei sich stark genug fühlen wird, für bestimmte Zwecke zu arbeiten. Denn die sogenannte conservative ist keine wirkliche Partei: sie ist die bloße Negation des revolutionären Princips, und wird in ihren einzelnen Maßregeln nichts anders thun, als die Ausflüsse des letztern durch den directen Gegensatz aufheben. Sie ist unproductiv, weil sie von ihrem Gegensatz bestimmt wird.

Es ist daraus auch die theoretische Abneigung zu erklären, die sie gegen jeden Versuch einer Mittelpartei, die theoretische Zuneigung, die sie gegen die extremsten Gegner an den Tag legt. Denn in der Existenz, der Lehre, der Leidenschaft der letztern fühlt sie ihre eigene Berechtigung; während die Bestrebungen der Mittelpartei, die nie aus den abstracten Gegensätzen von Revolution und Reaction, sondern aus einem concreten, dem bloßen Verstand wie der bloßen Leidenschaft unverständlichen Zweck hervorgehen, sie irre machen und sie eben dadurch aufbringen. Die Glaubensartikel der Reaction, wie die des Jacobinismus, sind so einfach und handgreiflich, daß auch der schlichteste Treubündler, der einfältigste Kanonier, der zerlumpteste Proletarier sie versteht, dagegen auf eine Idee einzugehen, wie sie Heinrich Gagern in seiner berühmten Rede über das Verhältniß Oestreichs zu Preußen entwickelte, dazu gehört Sinn für das Positive, Lebendige, das sich in abstracten Phrasen nie erschöpft.

Die Doctrin der reinen Legitimität, eben weil sie nichts Anderes ist, als eine Umkehrung der Principien der Revolution, ist ebenso inhaltlos, ebenso unproductiv, als ihre Praxis. Sie ist mit einem Credo, das sich auf ein paar Seiten zusammendrängen läßt, vollkommen fertig, und kann aus sich nichts weiter entwickeln, sie kann sich nur wiederholen.

Nichts wäre aber thörichter, als mit diesem Princip zugleich die wissenschaftlichen Anstrengungen seiner Vertreter abfertigen zu wollen. Es fällt mir nicht ein, von Niebuhr, Savigny, oder den Verfassern der oben angeführten Schriften, dem preußischen Professor, wie dem ungarischen Aristokraten, zu behaupten, sie seien inhaltslos oder unproductiv; im Gegentheil finde ich bei ihnen in Bezug auf manche Fragen, die auf das innerste Mark unserer gegenwärtigen Bewegung eingehen, eine klarere und bestimmtere Einsicht, als bei Vielen meiner politischen Glaubensgenossen; ich behaupte aber mit Bestimmtheit, daß diese niemals aus ihrem angeblichen Princip hervorgeht. Denn das Princip bleibt bei allen wirklichen, d. h. concreten, nicht durch ein einfaches Credo zu erledigenden Fragen stumm und rathlos. Nur in der Kritik der revolutionären Doctrin ist es fruchtbar, weil diese selbst aus Abstractionen besteht.

Um das Princip der Legitimität zu analysiren, muß ich zunächst auf seinen Gegensatz eingehen, weil derselbe sein einziger Inhalt ist:*) die Revolution.

*) Als Beleg eine Stelle aus Stahl, an die ich schon früher einmal erinnert habe: „Der tiefste Grund der Verwerflichkeit der Volkssouveränetät aber liegt in dem, was ihr in-

Nichts ist oberflächlicher, als den Begriff der Revolution an die Ausübung von Gewalt zu knüpfen, an jene Emeuten, die allerdings in jeder Revolution vorkommen, die aber auch sonst in keiner Zeit gefehlt haben, und die in der Regel viel zu unbedeutend sind, um den politischen Umschwung zu erklären, der aus ihnen resultirt. Man vergleiche die in den berühmten Revolutionstagen z. B. der Erstürmung der Bastille, 14. Juli 1789, der Tuilerien, 10. August 1792 und 24. Februar 1848, der Wiener Unruhen vom 14. März und 6. October u. s. w. aufgewandte Kraft und das in denselben vergossene Blut mit einem Ereigniß, wie etwa der Bartholomäusnacht, die trotzdem ohne alles Resultat blieb, so wird man über die Geringfügigkeit der Mittel staunen, mit denen so Großes ausgerichtet wurde. In unserer eigenen Revolution fällt dieses am meisten in die Augen: sie ist nicht zu Stande gekommen durch den Sieg der einen Partei über die andere, denn selbst in dem einzigen Moment, wo es wenigstens zu einem ernsthaften Gefecht kam, der Berliner Barricadennacht, war keineswegs der äußerliche Ausgang das Entscheidende; in allen übrigen Fällen kam es gar nicht dazu,

---

nerstes Wesen ist, in der Auflehnung gegen die heilige Macht, die über dem Menschen ist, in dem Vernehmen, sich selbst zum Herrn der Ordnung auf Erden und zum unumschränkten Lenker der weltgeschichtlichen Zustände zu machen. Der Gegensatz gegen die Volkssouveränetät und sohin die politische Grundwahrheit ist darum der Grundsatz der Legitimität, d. i. des Ansehens bestehender gesetzlicher Ordnung und Obrigkeit. Die Ordnungen, in welche der Mensch gesetzt ist, die er vorfindet bei seinem ersten Erwachen zum Handeln, ja schon bei seiner Geburt, und die Rechte, welche diese Ordnungen verbürgen, seien es Rechte der Gewalt oder Rechte des Besitzes, sind der sittliche Bau der Gesellschaft, mögen sie noch so fehlerhaft sein, und muß deshalb jeder Mensch, und so auch die Mehrheit der Menschen, das Volk, sich an dieselben gebunden erkennen, darf sie nicht verletzen, darf sie nicht abändern außer nach ihren eigenen Bedingungen und Gesetzen. Das ist die sittliche Stellung des Volkes zu seinem öffentlichen Zustand. Eine Ordnung und Regierung, welche Schutz des Lebens und Eigenthums, Reinheit der Familie, Bildung und Unterricht, Vertheidigung nach außen bezweckt und gewährt, und wäre es auch noch so sehr durch Mißstände der Einrichtung und durch Sünden der Machthaber getrübt, bleibt immer ein Heiligthum, und wer einmal die Anarchie erfahren hat, dem wird es zum lebendigen Bewußtsein kommen, welch' eine Wohlthat für das Menschengeschlecht auch noch die schlechteste Verfassung und die schlechteste Regierung ist. Schon daraus ergiebt sich die Pflicht der Unterwerfung unter gegebene Ordnung und Obrigkeit. Vollends aber nach unserer christlichen Erkenntniß wissen und empfinden wir, daß alle gegebene Ordnung und Obrigkeit eine Ordnung Gottes und eine Fügung Gottes ist. Tiefer aufgefaßt ist deshalb das Princip der Legitimität kein anderes als das der Obrigkeit von Gott, sohin der Monarchie des Königs von Gottes Gnaden. Es ist die Achtung und Scheu vor dem vorhandenen gesetzlichen Zustand, gerade weil wir ihn nicht selbst gemacht, sondern als durch ein höheres Walten über uns geworden sehen, im Gegensatze zu der Frechheit und Ruchlosigkeit der Revolution, nach welcher der Mensch alles, was er nicht nach seinem Nachdenken und durch seinen Willen gemacht, vernichtet, damit die sittliche Welt nur sein Werk und nur Gegenstand seiner Herrschaft sei. Dies ist der innerste Kern der beiden Hauptgegensätze unserer Zeit auf politischem Gebiete, wenn er auch nicht allen zum Bewußtsein kommt. Es giebt darum keinen Mittelweg zwischen Volkssouveränetät und Obrigkeit von Gott, zwischen Revolution und Legitimität, zwischen der Heiligkeit der bestehenden Ordnung und der Volksgewalt über der bestehenden Ordnung. Darum wer nicht Legitimist ist, ist nothwendig Revolutionär."

dieselbe Partei, welche im März dem Drängen des Volks fast ohne Widerstand wich, hat im November 1848 und Mai 1849 die alte Position fast ohne Widerstand wieder erobert. — Diese vereinzelten Gewaltthaten, die man sonst unter die Kategorie des Verbrechens stellt, gewinnen nur dadurch Charakter und Bedeutung, daß sie in einen sittlichen Zersetzungsproceß fallen, der auf die bestehenden Mächte ebenso influirt als auf die angreifenden. Warum hat die französische Regierung der Februaremeute nicht eben solchen Widerstand geleistet, als den Republikanern im Jahr 1834, als später den Juniinsurgenten? Sie hatte dieselben Mittel in Händen, dieselben Feinde gegen sich. Der Unterschied liegt in der verschiedenen Richtung des sittlichen Geistes. — Was nützt es nun, diesen Thatsachen gegenüber die Heiligkeit einer jeden Autorität predigen? Der Sieg der Revolution liegt ja nicht in den Insurgenten, denn eine leidenschaftliche Opposition und leicht erregbare Massen finden sich zu jeder Zeit, sondern in der Beschaffenheit jener Autorität. Welchem Menschen will man einbilden, daß eine Autorität heilig sei, wenn sie sich vor aller Welt als hinfällig und ohnmächtig darstellt?

In der Anwendung von Gewalt, selbst in der Verlängerung des Gewaltzustandes, der Anarchie, liegt also das Wesen der Revolution nicht: die Gesetzlosigkeit kann immer nur ein vorübergehendes Moment sein. Auch nicht in dem Einfluß dieser Gewaltthaten auf die Beschleunigung der legislativen Thätigkeit, denn über der nachträglichen Legalisirung vergißt man den Ursprung, und die legale Form kann unter allen Umständen gewahrt werden. In den dreißiger Jahren ist in vielen deutschen Staaten Gewalt angewendet worden, die bestehenden Verfassungen zu modificiren, es ist aber nirgend ein revolutionärer Zustand daraus hervorgegangen. — Die Veränderungen in den Fundamenten des Staatswesens in der Form des Gesetzes sind schon ein viel bedeutenderes Moment zur Charakteristik der Revolution, namentlich wenn durch sie bestehende Rechte ohne die Einwilligung oder wohl gar trotz des Widerspruchs der Berechtigten aufgehoben werden. Das Letztere ist dennoch nicht die Hauptsache: die Einberufung der modificirten Etats Généraux durch Necker, der preußischen Constituante durch Camphausen und den vereinigten Landtag, der deutschen Nationalversammlung durch den Bundestag, waren politische Acte, durch welche eigentlich für den Augenblick Niemandes Rechte gekränkt wurden, und doch sprach sich in ihnen die Natur der Revolution viel bestimmter aus, als in den vorhergegangenen Emeuten, als später in einzelnen Beschlüssen dieser neuen legislativen Factoren, durch welche bestimmte Rechte gekränkt wurden. — Es ist hier aber immer nicht ein einzelnes Moment, welches man als das Princip der Revolution bezeichnen könnte, sondern das Zusammenwirken verschiedener: Beschleunigung der legislativen Thätigkeit unter dem Eindruck einer wesentlich veränderten erregten Stimmung, Nichtachtung bestehender Rechte, Einführung eines neuen Factors in die Gesetzgebung, dessen Natur man noch nicht übersehen kann u. s. w. — Wenn nun die

Reaction, oder, wie sie sich positiv nennt, die Legitimität, die Sache dadurch bessern wollte, daß sie erklärte: es darf nie ein Recht aufgehoben werden ohne die Einwilligung sämmtlicher Betheiligten, nie ein Gesetz gegeben unter dem Eindruck einer herrschenden Stimmung, nie ein neuer Factor in den Staatsmechanismus eingeführt, ohne vorher erprobt zu sein — so ist das freilich consequent, aber sinnlos, weil es unmöglich ist. — Begnügt sie sich damit, ein gewisses Maß in all diesen Dingen zu fordern, so ist dagegen nichts einzuwenden, wir haben dann aber nicht mehr ein festes, geschlossenes Princip vor uns. — Sehr praktisch dagegen, sehr gefährlich und verabscheuungswürdig wird das Princip der Legitimität, wenn es sich so formulirt: Gesetze, die unter dem Eindruck einer herrschenden Stimmung gegeben sind, Gesetze und Rechtsverhältnisse, bei deren Begründung bestehende Rechte verletzt sind; legislative Factoren endlich, die neu in's Staatsleben eingeführt sind und ältern Factoren den Umfang des Einflusses und der Gewalt beschränken: — alles dieses ist rechtlich unverbindlich, und kann einseitig wieder aufgehoben werden, sobald die Gewalt dazu da ist. — Es wird dies Princip von unserer Reaction praktisch jeden Augenblick ausgeübt, theoretisch hat man es noch nicht gewagt, wenigstens in vollem Zusammenhang auszusprechen.

Ich habe mich bis jetzt lediglich an das Thatsächliche gehalten. Ich gehe jetzt auf den materiellen Inhalt des revolutionären und des legitimistischen Princips ein. Was die charakteristische Lehre der Revolution, die Volkssouveränetät betrifft, so können wir uns rühmen, sie in den Zeiten des revolutionären Schwindels so energisch und unverdrossen bekämpft zu haben, als es nur irgend von Seiten der Reaction geschehen konnte*); wir haben daher das Recht, in dem gegenwärtigen Augenblick, wo es ganz andere Gegner gibt, diesen Kampf bei Seite zu lassen. Jener Wahlspruch, den die demokratischen Blätter an ihre Spitze zu stellen pflegen: „der Wille des Volks ist Gesetz", ist vor allen Dingen darum eitel und abgeschmackt, weil das Volk als solches keinen Willen hat, keinen haben kann; weil die Existenz des Volks als einer moralischen, willens- und zurechnungsfähigen Persönlichkeit eine leere Fiction ist. Der einzige Schriftsteller, der dieses Princip mit einer gewissen Tiefe durchforscht hat, J. J. Rousseau, kommt daher in dem Bemühen, überhaupt nur willensfähige Volks-Individualitäten herzustellen, zu dem seltsamen Ausweg, die Welt atomistisch in kleine souveräne Gemeinden zu spalten. In einer kleinen Gemeinde, wo die Interessen und die Bildungsstufe vollkommen gleich ist, wird es freilich möglich sein — nicht nothwendig — daß ein gemeinsamer Wille des Volks sich bildet; in diesem Fall ist aber die demokratische Verfassung etwas Gleich-

*) Ich verweise u. a. auf den Brief an Fröbel und den Neupolitischen Katechismus, Grenzboten 1848, Heft 28 und 33.

giltiges; denn wo Jeder will, was Alle wollen, kann man viel bequemer Einem den ganzen Staat überlassen. In unsern Zeiten ist es wohl kaum nöthig, das System der souveränen Gemeinden zu widerlegen. Die höchsten Güter der Menschheit knüpfen sich nur an Großstaaten, die allein jene Machtfülle entwickeln können, aus der die Cultur hervorgeht. Was aber den Volkswillen in großen Staaten betrifft, so hat man entweder den einfachsten und folgerichtigsten Ausweg gewählt — la force c'est la loi, der Pöbel in der Hauptstadt ist der Ausdruck des Volks, das Faustrecht die beste Regierungsform; wo es dann sich ergiebt, daß diese Form sich selber widerlegt, daß die eiserne Faust die unbewehrte niederdrückt, bis endlich den Vertretern des Volks nichts übrig bleibt, als in sentimentalen Klagen das legitime Recht der Revolution den Neuerungen der Bayonette entgegen zu halten, sich auf die gewesene Uebermacht als auf einen Rechtstitel zu berufen, aber de populo male informato ad populum melius informandum zu appelliren; oder man constituirt den Volkswillen durch Fictionen; theils beruft man sich auf die sogenannte „öffentliche Meinung", die aus den angeführten Gründen etwas so Formloses, Unbestimmtes ist, daß Jeder sich darauf berufen kann; theils läßt man denselben an Repräsentanten übertragen. Hobbes hat aus der Volkssouveränetät den monarchischen Absolutismus hergeleitet, die preußische Nationalversammlung ihren eigenen Absolutismus. Nun ist bekanntlich mit der größten Einbildung von sich selbst in der Regel die größte Ohnmacht verbunden, wie Jakob I., Bonifaz VIII. 2c. zur Genüge darthun. Keine Gewalt geht über die Grenze des Möglichen und Vernünftigen: eine Versammlung kann zwar jedes beliebige Gesetz erlassen, aber mit seiner Durchführung ist sie an die Schranken des Bestehenden gebunden, sie kann z. B. decretiren: Alle Menschen sind gleich, aber durchführen wird sie dieses Decret so wenig, als wenn sie verordnete: alle Menschen müssen mit Federn zur Welt kommen. Eine Versammlung, die unter gesetzlichen Formen, zu bestimmtem Zweck, mit bestimmten Rechten gewählt ist, wird innerhalb dieser Schranken und innerhalb der logischen Bedingungen des Denkens und Wollens Gewalt haben, ob sie sich auf die Souveränetät ihres Mandates beruft oder nicht; springt sie phantastisch über die Grenzen der Vernunft, so wird das Mandat ihr eben so wenig helfen.

Die Theorie von der Volkssouveränetät ist also eigentlich nur darum praktisch schädlich, weil sie die ungebildeten Volkclassen depravirt, weil sie ihrer Phantasie einen Schauplatz öffnet, dem ihr Verstand nicht gewachsen ist; ihren Wünschen ein Feld, auf dem ihr Wille nicht ausreicht. Im Uebrigen wird unter Gebildeten kein Streit darüber sein, daß jede unbeschränkte Gewalt, welchen Träger sie auch habe, nicht nur ein Unrecht, sondern auch eine Unmöglichkeit in sich schließt. Die Frechheit der absoluten Monarchie: l'état c'est moi, hat zu der Phantasie einer unbedingten Volksherrschaft, die Lehre von der Fürstensouveränetät zur Lehre von der Volkssouveränetät geführt. Mit dem „göttlichen

Recht der Obrigkeit“ ist gar nichts gewonnen; denn bei Obrigkeiten, deren Ursprung ich mit eigenen Augen verfolgen kann, wird mir der Mythus des göttlichen Ursprungs nicht imponiren, und bei einer Monarchie, die ihre Wurzeln in den Jahrtausenden hat, ist er überflüssig. Souveränetät, als schrankenlose Gewalt gefaßt, ist an sich ein widersinniger Begriff. Wenn aber Stahl den Begriff der Fürstensouveränetät als concentrirende, nicht als uneingeschränkte Staatsgewalt erklärt*), so ist das zwar sehr richtig, und wird von sämmtlichen Constitutionellen anerkannt werden; geht aber weder vom Princip der Legitimität aus, noch bezeichnet es irgendwie den Unterschied des Stahl'schen Constitutionalismus von dem unsrigen, denn alle jene Attribute der königlichen Gewalt kommen auch der Krone Großbritanniens zu, von der Stahl p. 86 sagt: „Der König ist nur die berühmte Firma, unter der das englische Geschäft fortgeführt wird, obwohl die Inhaber desselben längst andere geworden sind.“ Dieser beschränkte Begriff der Souveränetät ist aber eine Unwahrheit, sobald man jene monströse Lehre predigt, daß der Obrigkeit von Gottes Gnaden niemals Widerstand geleistet, daß auch einem Nero nur mit dem Muth des Duldens begegnet werden dürfe; eine Lehre, die in der Praxis nie in Anwendung gekommen ist, die jeder gesunde Staatsmann und Geschichtsschreiber verworfen hat — ich erinnere an Macaulay — und über deren angebliche Begründung durch das Christenthum**) ich mich in einer frühern Abhandlung ausgesprochen habe. Hier halte ich es für überflüssig, bei der theologischen Motivirung der Obrigkeit von Gottes Gnaden zu verweilen, theils weil man sich da auf ein Gebiet verirrt, in welchem ohne Inspiration der Eine den Andern nicht versteht, theils weil dieser göttliche Ursprung

---

*) Stahl sagt p. 25: „Es muß nämlich die Staatsgewalt, die in mannigfachen Organen thätig ist (Richtern, Beamten, Kammern, Armeen), ein Centrum haben, gleichsam die innerste Persönlichkeit des Staates, das ist eine Macht und Autorität, von welcher alle diese Organe ihre Ermächtigung ableiten (selbst wenn sie in ihren Functionen unabhängig handeln), die ihre Thätigkeit veranlaßt, sie beaufsichtigt und sie alle auf einander beziehend und berechnend für den Einen Gesammtzweck des Staates verbindet, die endlich den Staat als Ganzes nach außen repräsentirt — das ist Souveränetät in ihrem technischen staatsrechtlichen Begriff, also nicht dasselbe mit der totalen und deshalb unumschränkten Staatsgewalt, sondern gerade im Gegentheil den Centralpunkt im Unterschiede der ganzen peripherischen Thätigkeit der Staatsgewalt bezeichnend, und dies ist es, was in der Monarchie nothwendig dem Könige zukommt. Darum hat er die Richter zu ernennen, zu ermächtigen, und sie sprechen im Namen des Königs, darum darf sich das Parlament nicht versammeln ohne Berufung des Königs und ungeachtet dieser seiner Souveränetät erkennen die Richter unabhängig von ihm, votiren die Kammern unabhängig von ihm.“

**) Stahl sagt p. 5: „Die christliche Sitte — die doch bis jetzt auch die meistens anerkannten, welche den christlichen Glauben leugnen — verwirft unbedingt jede Empörung, und es ist das nicht etwa eine schwächliche Lehre, oder welche den öffentlichen Zustand der Tyrannei Preis giebt. Es gehört ein heroischerer Muth dazu und hat einen nachhaltigeren Erfolg, dem Unterdrücker mit dem Zeugniß der Wahrheit gegenüberzutreten, als das Schwert gegen ihn zu erheben. Die Hugenotten griffen zu den Waffen und haben wenig ausgerichtet, die ersten Christen ließen sich würgen und haben damit die Welt besiegt.“

in allen Collisionsfällen unerweisbar ist, man müßte denn die Widerstandslosigkeit auf jeden Eroberer, jeden Prätendenten, zuletzt jeden Räuberhauptmann ausdehnen. Die Legitimisten haben zwar die Grade der Legitimität — die nähere und entferntere Verwandtschaft mit Gottes Gnaden — zu einer Art Casuistik ausgearbeitet, z. B. im Berliner politischen Wochenblatte, aber alle Casuistik verlangt Beichtväter, und diese sind in unserem politischen Leben noch nicht eingeführt. — Die Legitimisten sollen bedenken, daß in der Zeit, welche ihnen die theuerste ist, dem Mittelalter, die Insurrection in vielen Fällen ein in den Gesetzen vorgesehenes Rechtsmittel gegen Uebergriffe der Obrigkeit war. — Nicht der bewaffnete Widerstand gegen die Obrigkeit ist das Kennzeichen der Revolution, sondern das Unorganische, Formlose desselben: der Unabhängigkeitskrieg Nordamerika's, Schleswig-Holsteins, Ungarns, sind keine Revolutionen.

Der Begriff der Revolution findet auch nicht in der Idee der Volkssouveränetät seine tiefere Begründung, denn diese ist nur ein ungeschickter Ausdruck für einen Ideenwechsel, der die neue Zeit wesentlich vom Mittelalter und der alten Geschichte scheidet. Alle die andern Phänomene der Revolution, die ich bisher besprochen habe, sind auch sonst vorgekommen, man hat auch sonst im Namen des Volks die Fahne des Aufstands aufgepflanzt; alles das macht aber noch nicht jene geistige „Umwälzung" aus, die wir seit 1849 theils hoffen, theils fürchten. Das charakteristische Kennzeichen der Revolution im modernen Sinne ist der sich in ihr Luft machende Idealismus.

In frühern Zeiten hatte jeder Aufstand, wenn es nicht lediglich ein blinder Tumult war, einen bestimmten, endlichen, egoistischen Zweck. Es war nicht eben die heilige Scheu vor der Obrigkeit von Gottes Gnaden, aus der die Bedingtheit der Forderungen hervorging, sondern der plastische Sinn einer naiven Zeit, der noch nicht daran gewöhnt war, sich in unbestimmten Abstractionen zu bewegen. So hatte in der römischen Geschichte jeder Aufstand sein genau umschriebenes Ziel; so waren noch im 16. Jahrhundert die bekannten Forderungen, welche die Bauern auf die Fahne ihrer Empörung schrieben, von ihrem eigenen, naiven Standpunkt aufgefaßt und sehr bestimmt formulirt. In neuerer Zeit dagegen fordert man nicht für sich, sondern für die Menschheit, man geht von einem Ideal des Menschen, demnach einem Ideal der Gesellschaft aus, und dieses Ideal will man der bestehenden Gesellschaft substituiren. Die Volkssouveränetät, die man hinterher anführt, ist nur eine Redensart, sich zu legitimiren; der wahre Revolutionär, ein Marat oder ein Socialist, fragt nicht erst beim Volke an, er trägt die Gewißheit seines Princips in der eigenen Seele, und wird nöthigenfalls die Majorität des Volks ausrotten, wenn sie seinen Glauben nicht theilt, denn der Unglaube ist ein Verbrechen.

Diese Art des Glaubens ist nur in ihrer Richtung auf die Politik etwas Neues, nicht in ihrem Wesen. Sie ist die moderne Form des re-

ligiösen Enthusiasmus*). Das Christenthum, der Islam u. s. w. sind ebenso idealistischer, ebenso leidenschaftlicher Natur gewesen, und wenn sie die bestehenden Könige gelten ließen, so war das nicht Respect vor ihnen, sondern verächtliche Gleichgiltigkeit gegen alles weltliche Wesen überhaupt. Den Aposteln der neuen Religion ist es nicht eingefallen, Ehrfurcht gegen das Bestehende zu haben; ihr Glaube war ein Feuer, das die Bildungen der realen Welt verzehrte, wie der Glaube unserer modernen Propheten.

Von wem gingen in der neuen Zeit die ersten Bilder des idealen Staats aus, der dem Willen Gottes gerecht werden sollte, die Utopia, die Oceana, die Civitas solis u. s. w.? Von religiösen Schwärmern, von Männern der fünften Monarchie. Wer hat die erste große Revolution gemacht? Religiöse Schwärmer, Männer der fünften Monarchie. Im Namen Gottes ist der Thron Altenglands gestürzt, ist dem König Karl das Haupt abgeschlagen worden. Der wahre Vertreter des englischen Volks, um mit Herrn v. Gerlach und den französischen Reactionärs zu reden, die in dem Wahnsinn ihrer Furcht uns Deutsche noch übertreffen**), d. h. die Armee, hat, vom heiligen Geiste erfüllt, in der alten Monarchie das Unterste zu oberst gekehrt, um das Reich Gottes auf Erden einzurichten. Der Unterschied ist nur, daß der Idealismus, der im Mittelalter außerhalb des Irdischen sich bewegte, durch die Reformation auf das Irdische gelenkt wurde. In diesem Sinne ist allerdings die Reformation die Quelle unserer Revolutionen, obgleich die Reformatoren, die einen in der Entwickelung der Zeit nothwendigen Proceß vollzogen, ohne sich dessen bewußt zu werden, daran ganz unschuldig waren. Das Etre suprême Robespierre's war freilich ein farbloser, ungestalter Gott, aber nicht minder blutig, als der Gott Torquemada's, dem zu Ehren die Scheiterhaufen loderten.

Die Revolution ist ein Ausdruck des Fanatismus, weil sie von einer Idee ausgeht. Der irdisch egoistische Wille wird wohl zur Leidenschaft, aber nie zum Fanatismus, nie zum Wahnsinn, weil er keine Selbstentäußerung enthält.

Und diesen Fanatismus, der darum keineswegs erstorben ist, weil er für den Augenblick, von der eigenen Anstrengung erschöpft, zusammensinkt, gedenkt die Reaction durch Predigten zu bekehren? Durch das Dogma der Legitimität, das Alles, was ist, als solches heiligt? Ein eitles Unternehmen! Denn jener Geist ist eine dämonische Naturkraft, sein Feuer ein ursprüngliches, der rückwärts gewandte Glaube des neuen Sanhedrin eine künstliche Gluth, die jenem nicht widerstehen wird. Der Fanatismus wird nur durch die Aufklärung geheilt. —

Der Geist der Revolution — der auf das weltliche Wesen gerichtete Idea-

---

*) Der etwas Anderes ist, als Frömmigkeit. Die Verwechselung beider Begriffe hat zu viel Verkehrtheiten Anlaß gegeben.

**) Man vergleiche die politische Wochenschau im zweiten Juliheft der Revue de deux mondes.

lismus — ist nicht eine vereinzelte Erscheinung, sondern die eigentlich treibende Kraft des Zeitalters. Man soll sie nicht zu tödten suchen, sondern sie zu einem naturgemäßen Proceß zu organisiren.

Das Mittel, den Kampf des modernen Geistes, des politischen Idealismus, mit der realen Mannigfaltigkeit des bestehenden Staats auf eine organische, regelmäßige Weise durchzuführen, ist für uns — der constitutionelle Staat. Der constitutionelle Staat ist für uns nicht ein ideales fertiges Bild, wie für die Einen die Demokratie, für die Andern die Monarchie von Gottes Gnaden, sondern die Form des Processes, in welcher die beiden Mächte sich geltend zu machen haben. — Ich will dabei zugestehen, daß für ein geniales, aber sittlich depravirtes Volk, wie die Franzosen, das Fegefeuer der Republik für Augenblicke ein zweckmäßigeres Heilmittel sein kann, aber es bleibt immer ein verzweifeltes Mittel.

Der constitutionelle Staat ist für uns, wir können es nicht oft genug wiederholen, nicht die heilige Widerspruchlosigkeit, sondern der organisirte Widerspruch. Und eben als solcher ist er für uns, unter den bisher bekannten, die höchste und am meisten entwickelte Staatsform.

Es ist bei der weitern Entwickelung derselben, was die meisten Rechtslehrer verwechseln, zweierlei zu unterscheiden: 1) die Anwendung dieser Staatsform zur zweckmäßigen Entwirrung bestehender Rechtsverhältnisse, 2) die Anwendung zur Bildung neuer, der Natur der Dinge entsprechender Rechtsverhältnisse, zur Gründung eines wirklichen politischen Neubaus. — In Beidem wollen wir uns an unsere deutschen Zustände halten.

Wir müssen außerdem unterscheiden zwischen den Phasen des constitutionellen Staats. Unsere Partei hat mehrfach gefehlt, wenn sie für einzelne Fragen die Analogie solcher Staaten herbeizog, in welchen das bei uns noch neue Moment der Volksvertretung sich bereits so in den gesammten Staatsorganismus eingefügt hat, daß der Gegensatz gar nicht mehr hervortritt; die Reaction aber ist noch viel thörichter, wenn sie den Maßstab jener bereits entwickelten Staatsformen an unsere Zustände legt, uns überreden will, eben weil bei uns der Gegensatz eintritt, seien wir nicht geeignet für freie Formen. Natürlich kann eine rechtliche Ordnung erst da eintreten, wo die materielle Grundlage des Staats vorhanden ist*); und ihre erste Erscheinung wird stets das Moment der Unfertigkeit, des

*) Wie das Recht des Volkes zur Theilnahme am Staate zu betrachten ist, entwickelt Stahl vollkommen richtig p. 52—53: „Die vernünftige Ordnung des Gemeinwesens ist die erste und weit über alles Andere überwiegende Rücksicht. Die Betheiligung der Menschen an Herstellung dieser Ordnung ist dann allerdings eine zweite Rücksicht, soweit sie eben ohne Nachtheil jener ersten erreicht werden kann. Darum ist es ein Fortschritt in der Geschichte der Staatenbildung, diese Betheiligung zu gewähren, und es ist eine Steigerung und Vervollkommnung des öffentlichen Zustandes, wenn das in einem hohen Grade erreicht ist. Was aber Sache des Fortschritts, der Steigerung und Vervollkommnung ist, das ist nicht ein an-

Streits an sich tragen. Damit erledigt sich auch der angebliche Gegensatz, den Stahl zwischen constitutioneller Verfassung und parlamentarischer Regierung aufstellt. Wo in dem Königthum noch der alte Staat, im Parlament die neu aufstrebenden Keime enthalten sind, wird eine parlamentarische Regierung im strengen Sinne nicht füglich eintreten können; so war in Frankreich die Regierung nicht ein Ausdruck der parlamentarischen Majorität, sondern umgekehrt, die Majorität eine Combination zur Stütze der Regierung. Wenn sich aber die beiden Factoren des Staats so in einander eingelebt haben, daß die Fremdartigkeit aufhört — was durch das Streben der Regierung einerseits, die Majorität zu ihrer Disposition zu haben, und durch das Streben der Majorität andererseits, ihre Grundsätze in die Verwaltung einzuführen, im Laufe der Zeit nothwendig geschehen wird — so wird jene Bedeutung der Krone, daß sie außerhalb des Parlaments steht, gerade so aufhören wie in England, ohne daß die Krone deshalb aufhört, der Schwerpunkt des Staatslebens zu sein.

Bei uns in Preußen hat sich das Verlangen nach einer constitutionellen Verfassung nicht auf die Idee der Volkssouveränetät gegründet, sondern auf den Rechtsboden. Eigentlich war aber auch dieser Rechtsboden Nebensache; es kam darauf an, dem auf eine künstliche Weise von oben her gegründeten Staate die natürliche Basis, und zugleich den Anhaltspunkt seiner zeitgemäßen Erweiterung zu finden.

Es ist hier der Ort, auf die eigenthümliche Natur des preußischen Staats

---

gebornes Recht, und was erst eine zweite Rücksicht ist, das darf nicht nach sich selbst bemessen werden, sondern erhält sein Maß von jener ersten und höhern Rücksicht. Es ist ähnlich auf dem sittlichen Gebiete. Der Fortgang der Geschichte ist es, daß die Menschen zuerst das göttliche Gebot (das Gesetz der Sitte) unmittelbar und man möchte sagen instinktartig, wie sie es als Tradition erhalten, später aber bei Entwickelung der sittlichen Freiheit je mehr und mehr in eigener Erkenntniß und innerer Durchdrungenheit von seiner Herrlichkeit befolgen. Allein die Befolgung des Gebotes ist immer das Erste, ist allein das Unbedingte, jene Freiheit und Innerlichkeit bei der Befolgung ist eine Steigerung und Vervollkommnung, die auch (besonders als allgemeiner Zustand) nie absolut, sondern nur annähernd eintritt, und wie es immerhin besser ist, traditionell und instinktartig das sittliche Gebot zu erfüllen, als bei voller Entwickelung der sittlichen Freiheit sich über dasselbe frevelhaft hinwegzusetzen, eben so ist auch der politische Zustand, in welchem gar keine Betheiligung des Volks an der Staatslenkung stattfindet, noch besser, als derjenige, in welchem dieselbe, in's Unbeschränkte getrieben, die Erhaltung der vernünftigen Ordnung selbst unmöglich macht. Ein Zustand, wie der englische, in welchem eine weite Betheiligung des Volks an der Staatsgewalt besteht, aber eben dennoch in so mannigfachen Einschränkungen und Abstufungen, daß der Wohlbestand des Staates verbürgt ist, also nichts weniger als allgemeines Stimmrecht und allgemeine Wählbarkeit, ist deshalb seinem Grundcharakter nach (abgesehen von der besondern Art der Durchführung) das Muster eines gesunden und vollkommenen politischen Zustands. Es ist das gleichsam eine Kristallisation des Gemeinwesens, daß sich die öffentliche Ordnung und Lenkung zugleich im Volke als sein eigenes Bewußtsein und Wollen spiegelt und zurückstrahlt." — Dabei ist nur zu bemerken, daß auch der Grundsatz: salus populi suprema lex, nicht uneingeschränkt zu fassen ist. Denn die Angst des Menschen ist nur zu geneigt, weil man im Gehen straucheln kann, das Gehen zu verbieten.

einzugehen. Preußen ist am wenigsten geeignet, das Princip der Legitimität in sich durchzuführen, weil es seiner ganzen Lage nach ein erobernder Staat ist; schon seine Existenz war eigentlich ein Unrecht gegen das gesetzlich Bestehende. Aus der doppelten Vasallenschaft, dem römischen Reich und der polnischen Krone gegenüber, haben die Hohenzollern durch das Schwert sich die Souveränetät erobert. Die Theilung Polens wie die Schilderhebung gegen den Kaiser waren dem Staate schon in seiner Wiege vorgezeichnet. Es hat die Bande des Reichs gesprengt, und eben darum hatte es den Beruf, sie in seiner Hand wieder zu vereinigen. Diesen Punkt darf man nicht aus den Augen lassen, wenn man die preußische Verfassung nicht einseitig beurtheilen will, denn es handelte sich in ihr ebensowohl um eine friedliche Eroberung Deutschlands als um eine Reform des innern Staatslebens.

Wir verlangten die Verfassung, um aus Preußen eine Nation zu machen. Die übrigen Motive, so schwer sie an sich sind, fallen neben diesem wenig in's Gewicht. Der Gedanke, diese Nation bis zu ihren natürlichen Grenzen auszudehnen, war unzertrennlich damit verbunden.

Freilich soll die Verfassung auch eine Garantie geben gegen die Fehler und Willkürlichkeiten der Verwaltung, sie soll dem Staatsleben Kräfte zuführen, die ihm sonst fremd geblieben wären. Die Hauptsache ist aber der moralische Eindruck, den sie auf das Volk macht. Die materiellen Interessen können auch im aufgeklärten Despotismus gefördert werden, und wenn er verständig ist, so wird er durch eine Repräsentation der Interessen (Handelskammer u. s. w.) seine eigene Einsicht ergänzen, und die Freiheit der Association (Eisenbahnen u. s. w.) seinem eigenen Vortheil zu Liebe erweitern. Wenigstens wird sich schwer erweisen lassen, daß die gemischte Vertretung, nach welchem Wahlgesetz auch immer, unbedingte Bürgschaft für die zweckmäßigste Verwendung der materiellen Mittel böte.

Aber der Mensch hat höhere Güter, als das materielle Wohlsein. Das höchste ist das Gefühl, freies Glied eines mächtigen Gemeinwesens zu sein. Eine Grundlage für dieses Gefühl war bei uns die militärische Ehre, der Stolz auf den preußischen Kriegsruhm. Aber auf die Dauer kann ein Volk von der Erinnerung an eine große Zeit nicht leben. Um dauerndes Interesse am Staate zu nehmen, muß man wissen, was darin vorgeht, muß man eine, wenn auch noch so beschränkte Stelle haben, für die Realisirung des eigenen Willens darin zu arbeiten.

Wenn die Krone diese nothwendige Ergänzung des Staats in der Wiederbelebung der alten, durch die Monarchie gebrochenen Stände suchte, so war dieser Gedanke an sich nicht verwerflich, wenn sie nur nicht den doppelten Fehler begangen hatte, einmal die Standschaft an so künstliche Bedingungen zu knüpfen, daß nur ein äußerst geringer Theil der Befähigten dazu berufen war, und dann den Wirkungskreis derselben so einzuengen, daß die Stände vor dem Volk fort-

während lächerlich gemacht, in ihnen selbst eine ewige Erbitterung genährt wurde. Es war die Monarchie, welche die Volksvertretung fortwährend in die Opposition trieb.

Später hat man die Wahlen nach dem Princip der Volkssouveränetät eingerichtet, und ist damit gescheitert. Aber noch viel weniger ist die Legitimität im Stande, diese Frage zu einer verständigen Lösung zu bringen. Das göttliche Recht weiß nichts zu sagen, wo es sich um einen wesentlich neuen Factor des Staatslebens handelt.

Der einzige Grundsatz, den wir der historischen Schule zugeben, der aber mit dem Princip der Legitimität nichts zu thun hat, ist dieser: in der neuen Staatsform sollen alle wirklich vorhandenen Kräfte der Nation verwerthet werden — sie mögen göttlichen oder ungöttlichen Ursprungs sein. Daß die royalistische, specifisch preußische Gesinnung eine wirklich bestehende Kraft ist, hat die Geschichte der letzten Jahre gelehrt. Sie hat aber auch die deutsche Gesinnung des preußischen Volks bewiesen, und wir müssen begreifen, daß der Gedanke der Union (d. h. der friedlichen Eroberung Deutschlands durch Preußen), der bei unsern kleindeutschen Verbündeten lediglich Verstandessache bleibt, bei uns Preußen Herzenssache ist. Durch die fortdauernde Verletzung dieses Nationalgefühls untergräbt die Regierung die Fundamente ihres eigenen Bestehens.

Und nun mischt sich in diesen einzigen productiven Gedanken der preußischen Politik die abstracte Phrase der Legitimität, die schon in Fragen, wo es sich um einen bestehenden Staat handelt, sich als rathlos bewährt hat, die aber vollends, wo es die Begründung eines neuen Staats- und Rechtsverhältnisses gilt, nur verneinen kann. Daß die östreichische Partei, die in unserer Aristokratie nicht klein ist, die Unterordnung Preußens unter den Bund als etwas Wünschenswerthes betrachtet, ist begreiflich; wenn aber Stahl, der sich mit dem Gedanken der Union für einverstanden erklärt, fortwährend darauf zurückkommt, der Constituirung der Union müsse eine vertragsmäßige Rechtsablösung des Bundes vorhergehen, so läßt er dabei die Frage ganz aus dem Spiel, was dann geschehen soll, wenn die übrigen Betheiligten des Bundes sich dieser Rechtsablösung entziehen. Angebliche Rechtsbedenken, wo die Zeitumstände einen Staat gewaltsam auf die Bahn hindrängen, die seiner Natur überhaupt angemessen ist, sind in der Regel nur der Ausfluß der Furcht; die Furcht ist aber der schlechteste und gefährlichste Rathgeber. Mit jenen Bedenken hat es Preußen jetzt dahin gebracht, daß, während noch vor einem Jahre die Zügel Deutschlands in seinen Händen waren, jetzt Oestreich sie ihm entrissen und seinen Nebenbuhler in die unerfreuliche Rolle des Protestirenden, des Malcontenten zurückgedrängt hat, daß es um einen viel geringern Preis jetzt schwerere Opfer bringen muß, als ihm in der Stunde des kühnen Entschlusses zugemuthet wurden. Denn es läßt sich die Geschichte nicht zurückschrauben: Preußen hat nicht mehr die Wahl zwischen seinem alten Zustand und einer neuen Eroberung;

sobald es auf den Bundestag eingeht, unterzeichnet es sein eigenes Urtheil, es tritt aus der Reihe der Großmächte und wird ein östreichisches Nebenland.

Man hat den Bundestag vielfach geschmäht, und die Schuld seiner Unthätigkeit in die Gesinnung der Betheiligten gelegt. Sie lag vielmehr in der Natur der Verhältnisse. Ein Föderativstaat aus Monarchien verschiedenen Ranges, unter denen zwei von entgegengesetztem Interesse sich ungefähr die Waage halten, ist eine innere Unmöglichkeit. Die Revolution hat nichts weiter gethan, als die Unhaltbarkeit dieses Bandes an den Tag zu bringen. In der Politik ist die Unmöglichkeit auch das Unrecht. In diesen Verwirrungen den Katechismus der Legitimität zu Rathe zu ziehen, aus Furcht vor der Revolution die Bewegung überhaupt ersticken zu wollen, ist ein kläglicher Ausweg. Die Schwarzburg-Rudolstädter, Lippe-Detmolder Regierungen u. s. w. sind auch von Gottes Gnaden, und doch ist ihre freie Existenz eine nur scheinbare, und so weit sie wirklich ist, ein Unrecht gegen die Nation und ein Hohn gegen den gesunden Menschenverstand. Daß in der Kleinstaaterei die Hauptquelle unsers Elendes liegt, davon hat selbst Stahl eine Ahnung; er vergißt aber, daß die Spaltung Deutschlands in Mittelstaaten seine einstige Befreiung noch mehr in die Ferne rückt.

Als ob irgendwo, wenn es sich um ernsthafte, um Lebensfragen der Staaten handelt, die vermoderten Pergamente befragt würden! Der König von Dänemark thut einen kühnen Griff in das Recht, was von seinem Standpunkt aus nicht zu verwerfen ist, denn an dem Besitz der Herzogthümer hängt die Möglichkeit der Existenz des dänischen Staats; die Herzogthümer erheben sich, um ihre legitimen Rechte zu wahren, und nun treibt der Aberglaube an das göttliche Recht der Fürsten, auch wo sie Unrecht thun, unsere angeblichen Legitimisten zur Anerkennung des Unrechts, zum Verrath am Vaterland.

Das alte römische Reich war bereits zerfallen, noch ehe Napoleon es auflöste. Nur Oestreich und Preußen ist lebensfähig aus diesem Zerfall hervorgegangen. Der nächste Schritt, den beide Staaten zu thun hatten, um sich frei bewegen, leben und wirken zu können, war der, sich zu trennen. So wie in der Paulskirche, sobald der bloße einfache Widerstand gegen die Partei des Umsturzes nicht mehr ausreichte, sobald es galt, etwas Neues zu bauen, die bis dahin scheinbar vereinigten conservativen Elemente sich sonderten, so hatte es die Natur auch den staatlichen Bildungen vorgezeichnet, die daselbst vertreten waren.

Oestreich ist aus diesem Wege, der auch ihm der heilbringende war, ebensowohl durch die alte Habgier des Hauses Habsburg, als durch die Unentschlossenheit seiner Gegner verlockt worden. Auch Oestreich ist von der Geschichte nicht auf die Bahn der Legitimität gerufen, auch Oestreich muß erobern, wenn es nicht untergehen will, aber seine Eroberungen gelten dem Innern. Die bunte Ländermasse dieser Monarchie muß in einen organischen Staat verwandelt werden, wenn nicht auch die Monarchie untergehen soll. Wieder und wieder sind

Oestreichs Fürsten auf diesen Versuch zurückgekommen; sie haben aber nie die Kraft entwickelt, ihn durchzuführen. Aber die künstliche Stagnation, in der Metternich die staatlichen Widersprüche zu bannen und zu verstecken wußte, kann nicht lange dauern; wäre es möglich, so träte Oestreich aus der Reihe der Culturstaaten heraus. Die Verfassung des 4. März und die daraus resultirenden Schritte sind der nothwendige Versuch des Staats, sich zu organisiren. Der Versuch ist ungeschickt, roh, voll von Widersprüchen — aber er ist nicht zu umgehen. Die Grenzboten können sich rühmen, diesen Gesichtspunkt von Anbeginn der Revolution festgehalten zu haben. Von diesem aus sind auch die Vertreter des legitimen Rechts zu beurtheilen, sofern dieselben gegen den Neubau Oestreichs Opposition machen.

Paul von Somssich, der Verfasser der oben angeregten Schrift, ist einer der gediegensten derselben. Wir behalten uns die ausführliche Besprechung dieses wichtigen Buches noch vor. Hier nur soviel, der Legitimist beweist zu viel oder zu wenig. Zu viel: denn wäre es denkbar, daß Ungarn einen lebensfähigen Staat bilden könnte, so müßte bei dem vorherrschenden und durch keine Gewalt der Erde mehr zurückzudrängenden Streben unserer Staaten, durch Gewinnung der nationalen Basis aus der künstlichen Form des Mittelalters in die natürliche überzugehen, Ungarn früher oder später wieder zum Versuch der Unabhängigkeit getrieben werden. Denn nur die mittelalterlichen, privatrechtlich in einander verwickelten Staatsverhältnisse ertrugen eine bedingte Souveränetät; jeder Staat, der eine relative Freiheit zu behaupten im Stande ist, wird nach der vollen streben. Zu wenig aber beweist er, wenn er mit der ungeschickten Weise der Durchführung auch das Princip der Regierung widerlegt zu haben glaubt.

Somssich steht weit höher, als unsere preußischen Legitimisten. Er bleibt bei seiner Rechtsdeduction, obgleich sie ihm die Hauptsache ist, nicht stehen; er sucht mit den Augen seiner Gegner um sich zu sehen, aus ihrem eigenen Interesse sich zu orientiren. Er steht darum höher, weil sein Grundsatz eine viel solidere Basis hat; denn er beruht auf den factischen Verhältnissen, während die Legitimität unsers deutschen Bundes u. s. w. nur noch in der Einbildung vorhanden ist.

Wenn aber nicht einmal eine einfache staatsrechtliche Frage durch jenes Zauberwort, durch welches man den bösen Geist der Revolution zu bannen vermeint, zu entscheiden ist, so ist das noch viel weniger denkbar bei denjenigen Bestrebungen, die in der Politik sehr bald das abstracte Staatsrecht ganz aus dem Gesichtskreise drängen werden: den Bestrebngen der eigentlichen Cultur. Eine legitimistische Nationalökonomie und Handelspolitik — der Gedanke ist zu absurd, als daß nicht unsere romantischen Staatskünstler schon darauf verfallen sein sollten. Den Hunger durch das göttliche Recht der Könige zu heilen, den Socialismus durch den Gedanken an die Obrigkeit von Gottes Gnaden zu beschwören — den französischen Legitimisten blieb es vorbehalten, auch diesen Hohn gegen die Menschheit auszuklügeln.

Noch eine Bemerkung zum Schluß. Unsere Zeit ist in die Phrasen, die allgemeinen, unbestimmten Stichwörter verliebt; sie scheut das Concrete. So ist es mit dem Abscheu vor dem Wort der Revolution. Guizot hatte es vor 1848 ausgesprochen, was eine Revolution erringt, sei nie mit Ehren gewonnen, und wie gewonnen, so zerronnen. Den gewissenhaften Mann hat es beunruhigt, woher es kommt, daß die englische Revolution seiner Doctrin widerspricht. Umsonst hat er sich abgemüht, die Ursache zu finden. Ein Schüler suppeditirt ihm die englische Gottesfurcht im Gegensatz zum französischen Atheismus. Nehmen wir die Geschichte zur Hand, so werden wir sehr viele Zeitpunkte finden, in denen auch jene Revolution dennoch scheitern konnte; wir werden uns hüten, mit einer allgemeinen Formel die Sache erschöpfen zu wollen. — Der Geist der Revolution — der auf die irdischen Verhältnisse angewandte Idealismus, ist der Geist der neuen Zeit überhaupt; man wird ihn nicht los, man mag ihn lieben oder hassen. Die Erscheinung der Revolution ist ein Naturproceß, der, wie jedes Verfallen in die Mächte der Natur, dem freien Geist unheimlich sein muß. Aber nicht der Zauberstab der „Autorität," nicht die Berufung auf das Recht von Gottes Gnaden kann ihn beschwören; sie hat keine Gewalt über die Elemente. Nur der Geist, aus dem er entsprungen, kann über ihn Herr werden.

J. S.

Der Geist in der Natur.

Als die neuere Naturwissenschaft gegen Ausgang des Mittelalters mit den ersten selbstständigen Entdeckungen hervortrat, brachte sie damit einen Zwiespalt in die Welt, der noch heute nicht ausgeglichen ist. Man bemerkte schon damals sofort, daß die Consequenzen dieser Entdeckungen die ganze bisherige Gemüths- und Geisterwelt aus dem bisherigen Gleise bringen und endlich das spiritualistische System des Mittelalters vom Throne stürzen würden. Galilei ward zum Widerruf gezwungen, Kopernikus noch nach seinem Tode geächtet.

Seit jener Zeit und bis heute hat sich der Widerstreit der alten (scholastischen) und der neuen (naturwissenschaftlichen) Weltanschauung noch keineswegs geschlichtet. Sie kämpfen noch hier und da, unter den Bannern des Spiritualismus und Materialismus, gegen einander. Oder sie bestehen, in der Literatur wie in einzelnen Köpfen, beide unversöhnt und unausgeglichen neben einander fort. Noch heute ruht das innerste Denken und Hoffen unzähliger Menschen auf Voraussetzungen, denen die neuere Naturwissenschaft entschieden widerspricht: dieselbe Wissenschaft, deren materielle Errungenschaften (als Dampfmaschinen, Eisenbahnen u. s. w.) schon den ganzen civilisirten Erdball beherrschen und von

Jedermann anerkannt werden. Ueberall ist die neue Naturwissenschaft mit ihren Früchten eingedrungen, nur nicht in die Köpfe der Leute. Noch heute sind eine Menge politischer und socialer Einrichtungen, ja sogar ein großer Theil unserer Sprache und Ausdrucksweise, auf Ideen begründet, welche nur damals Geltung haben konnten, als man noch glaubte, die Erde sei eine bevorzugte Scheibe Landes mit einem darüber gedeckten gläsernen Firmamente, an welchem einige Sterne zu Beleuchtungszwecken angebracht seien, und mit einer aparten, den Gang der irdischen Dinge durch tagtägliche (zwar wohlwollende, aber ganz willkürliche) Eingriffe zusammenhaltenden Vorsehung. Sogar unter den sogenannten Gebildeten haben Wenige einen klaren Begriff von der allgemeinen im Schöpfungsall herrschenden Gesetzlichkeit und von den Consequenzen, welche sie daraus für das alltägliche Treiben und Denken ziehen müßten. Selbst unter den Gelehrten und Philosophen von Fach ist diese Bildung noch sehr sparsam zu finden und hat häufig nur dazu geführt, die verneinende und umstürzende Seite des Gegenstandes herauszukehren, die Gemüther durch ungestüme Angriffe auf veraltete Dogmen zu schrecken, und die versöhnenden Momente der neuentdeckten, Alles mit harmonischer Gesetzlichkeit durchdringenden Weltordnung zu verhehlen. So ist es gekommen, daß Viele unter den Gebildeten und Machthabenden, so sehr sie den Werth und die Unumstößlichkeit der neuern Naturforschung anerkennen, doch die Furcht hegen, durch deren Consequenzen einem allgemeinen Umsturz entgegenzugehen, oder doch eine Menge liebgewordene Schätze des gemüthlichen und religiösen Gefühls einzubüßen. Ein banges Vorgefühl, daß der gewaltige Riß zwischen der alten und der neuen Weltanschauung nächstens klaffend zu Tage treten und unter Frevel und Rohheiten die alten Heiligthümer begraben werde, zieht seit langem durch die sinnende Menschheit.

Aus diesen Umständen erklärt sich hauptsächlich die allgemeine und freudige Sensation, mit welcher in den letzten Jahren das wissenschaftliche Testament zweier der berühmtesten Naturforscher aufgenommen wurde. Wir meinen den „Kosmos" von Alexander von Humboldt, und „die letzten Tage eines Naturforschers" von Humphry Davy.*) Die gewaltige Einwirkung dieser Schriften auf das Publicum der verschiedensten Völker beruhte nicht sowohl auf dem darin aufgespeicherten reichen Material einzelner Naturkenntnisse; denn diese sind anderwärts auch und vielleicht noch populärer dargestellt; sondern sie lag darin, daß ein paar Greise, welche ihr ganzes langes Leben der speciellen

*) Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Von Alexander von Humboldt. Zwei Bände. Stuttgart und Tübingen. 1847. Sir Humphry Davy's tröstende Betrachtungen auf Reisen, oder die letzten Tage eines Naturforschers. Nach der 3. Ausgabe, von C. Fr. Ph. von Martius. Zweite verb. Ausgabe. Nürnb. 1839. 8. — Vergleiche auch: Denkwürdigkeiten aus den Leben Sir Humphry Davy's, herausg. von seinem Bruder John Davy. Deutsch von C. Neubert. Vier Bände. Leipzig, 1840.

Erforschung der Natur gewidmet hatten, am Schlusse desselben die auf jenem mühevollen Pfade gewonnenen allgemeinern Wahrheiten vor aller Welt kund gaben und so gleichsam zum Abschied ein öffentliches Bekenntniß über ihre aus dem Schatze der Thatsachen herausgearbeitete höhere Weltanschauung und Weltweisheit ablegten.

Diesen Schriften reiht sich in würdigster Art ein vor kurzem in deutscher Sprache erschienenes Werk*) des greisen Oersted, des berühmten dänischen Naturforschers, an, — eines seltenen Geistes, welcher in sich die fromme Gemüthlichkeit einer liebenswürdigen Dichterseele mit den strengen Arbeiten eines exacten Physikers bis in sein heiteres Greisenalter hinein zu vereinigen gewußt hat. — Der Werth dieser Schrift ist deshalb um so höher anzuschlagen, weil Oersted vorzugsweise jenen oben erwähnten Zwiespalt der heutigen gebildeten Welt, den unausgeglichenen Gegensatz von Natur und Geist, zu schlichten übernimmt. Ohne den Boden der stichhaltigen naturwissenschaftlichen Erfahrung zu verlassen, weist er nach, daß die Welt allenthalben (auch in dem, was wir materiell und leblos nennen) von den geistigen Gesetzen durchdrungen ist, welche uns unser Verstand, unser Gemüth, unsere Phantasie offenbart. Die Begriffe des Wahren, Schönen und Gerechten, aus denen das rohe Bewußtsein und die traditionelle Dogmatik eine jenseitige und überirdische Welt geschaffen hat, zeigt Oersted als Aeußerungen der wirklichen, in den grenzenlosen Räumen des Weltalls herrschenden allgemeinen Gesetze, welche der Mensch in sich aufnimmt und, sobald er zur Selbsterkenntniß kommt, in sich wieder findet. So sind also die Vernunftgesetze des Menschengeistes nichts Anderes, als die echten Weltgesetze. Die große Entdeckung der letzten drei Jahrhunderte, daß alle Naturgesetze, sobald sie völlig ergründet waren, sich als Vernunftgesetze bewiesen, indem sich bei reiflicher Ueberlegung oder Berechnung eine andere Möglichkeit, als die beobachtete (z. B. hinsichtlich des Falls der Körper, der Bahn der Gestirne) nicht denken lasse: dieser Satz kehrt sich nun um, indem die Vernunftgesetze des menschlichen Geistes eben nichts Anderes sind, als die von dem menschlichen Gehirne reproducirten Gesetze des Weltganzen. So löst sich der bisherige Dualismus, die Gegenüberstellung von Geist und Materie, Seele und Körper, Mensch und Natur, Diesseits und Jenseits in eine befriedigende Harmonie auf. Die gespenstige Geisterwelt des Mittelalters und der abstracten Philosophenschulen verwandelt sich in eine wirkliche blühende Welt voll positiver ewiggültiger Naturgesetze, die sich in denkenden Individuen wiederspiegeln. Nichts geht dabei dem gläubigen oder künstlerischen Gemüthe verloren, als eben die kränkliche Stim-

*) Der Geist in der Natur von Hans Christian Oersted. Deutsch von K. L. Kannegießer. Nebst einer biographischen Skizze von P. L. Möller und mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Verlag von C. B. Lorck. Zweite Auflage. 1850. 8.

mung der Ungewißheit, des Gläubig- oder Inspirirtseins, an deren Stelle eine ruhige und klare, der Wissenschaft verwandte Ueberzeugung tritt. Denn der wesentliche Inhalt des alten Glaubens, der eine höhere und moralische Weltordnung fordert, geht dabei ebensowenig verloren, als die Ideen des Schönen, Erhabenen und Poetischen, welche der Künstler sucht. Vielmehr strömen diese aus der neuern Naturwissenschaft mit viel größerer Fülle und Tiefe hervor. Es hat ja ohnehin niemals eine Religion oder Kunst oder Poesie gegeben, welche nicht auf Naturanschauungen beruht hätte: wie soll oder kann es denn möglich sein, daß eine geläuterte, bereicherte und tiefere Naturkenntniß das Gegentheil davon bewirke, daß sie die Religionsgefühle nicht erhabener, die Phantasie nicht reicher, die Kunst und das Gemüth nicht edler machen sollte?

Oersted selbst und sein Werk geben davon das beste Zeugniß und Beispiel. Obschon er weit weniger theologisch ist, als sein Vorgänger Humphry Davy, und obschon er (wie Humboldt) im Grunde weit radicaler denkt, als es seine Ausdrucksweise und seine amtliche Stellung vermuthen lassen, so ist doch die Art und Weise, wie Oersted das Thema, daß die ganze Körperwelt durchgeistigt und daß das ganze Dasein ein Vernunftreich ist, in einer Anzahl von Gesprächen und Reden durchspricht, so sinnig und gemüthlich, so reich an wahrhaft poetischen und erhebenden Auffassungen, daß er namentlich von gläubigen und dichterischen Gemüthern mit Erbauung und Erhebung gelesen werden wird. Der ungemeine Anklang, den das Buch bei dem größern Publicum der gebildeten Stände gefunden hat (in wenig Monaten wurde eine zweite Auflage nöthig), ist dafür der beste Beweis. H. E. Richter.

Französisches Theater.

Der jüngere Crebillon, unter den frivolen französischen Novellisten des vorigen Jahrhunderts einer der frivolsten, hatte seiner Zeit ein schlüpfriges Mährchen geschrieben: das Sopha. Der Inhalt desselben ist folgender: Ein liederliches Genie, Namens Mazulim, schleicht sich in das Harem des Sultans Schabababam ein und wird zur Strafe von dem dienstbaren Genius des Sultans mit der schrecklichen Verwünschung belegt: er soll sich nach der Reihe in verschiedene Sopha's, Canapé's, Lehnstühle u. s. w. verwandeln, bis er in dieser Form Zeuge eines ersten Kusses ist, den ein junges unschuldiges Mädchen ihrem Geliebten gibt. Man kann sich denken, was für Scenen dabei herauskommen. Dieses frivole Mährchen einer frivolen Zeit hat die noch viel frivolere neufranzösische Romantik auf das Theater gebracht. Es ist aufgeführt worden unter dem Titel: le Sopha,

conte fantastique en trois actes, avec prologue, de M. M. Mélesville, Desnoyers et Labiche, zur großen Freude der Pariser. Der unglückliche Mazulim ist zuerst Canapé im Boudoir einer Operntänzerin, dann dient er in einer Petite maison des Herzogs von Richelieu und so fort; er erlebt eine Menge von Küssen, aber das unschuldige Mädchen fehlt zu dem Programm der Ceremonie, bis er endlich als einfacher Strohstuhl eine junge Bäuerin trägt und durch Dazwischenkunft eines jungen Bauern erlöst wird. Die Tugend ist nur in der ackerbautreibenden Classe. — Eine neue komische Oper von Scribe: Giralda ou la nouvelle Psyché, componirt von Adolph Adam, ist eine vollständige Calderon'sche Comedia de capa y espada, mit all den Intriguen, Ueberraschungen und Mißverständnissen, die dieses Genre auszeichnen. Giralda ist ein junges spanisches Mädchen, von ihren Eltern bestimmt, dem alten Müller Gines ihre Hand zu reichen. Sie liebt ihn nicht, denn ihr Herz ist schon versagt: als sie eines Morgens von Banditen angefallen wurde, hat sie ein junger Cavalier befreit. Sein Gesicht hat sie nicht gesehen, aber seine Stimme hat sich unauslöschlich in ihr Herz gegraben. Alle acht Tage, in der nämlichen Frühstunde haben sich die beiden Liebenden wieder angetroffen. Giralda verschweigt ihrem Bräutigam ihr Abenteuer nicht, aber dieser, dem es nur um ihre Mitgift zu thun ist, stellt sich, als glaube er von der Sache kein Wort. Die Hochzeit soll um Mitternacht vor sich gehen; die Ankunft des Königs und der Königin im Dorf mit großem Gefolge ändern darin nichts. Aber als sich kurz vor Mitternacht Gines einen Augenblick allein befindet, nähert sich ihm ein Mann, und macht ihm den Antrag gegen die doppelte Summe, die seine Mitgift beträgt, Mantel, Hut und Braut abzutreten. Gines willigt ein. Der Hochzeitszug begibt sich in eine kleine Capelle, die finster ist, weil alle Lichter der Kirche zur Disposition ihrer Majestäten gestellt sind, so daß Giralda, ohne es zu bemerken, nicht mit ihrem Bräutigam, sondern mit dem Unbekannten vermählt wird. Mittlerweile erfährt der König, daß die junge Braut hübsch ist; er will sich amüsiren, und schleicht in der tiefsten Dunkelheit in die Mühle, nur von Don Japhet, einem alten Vertrauten, begleitet. Er hat aber nicht mehr Glück als Gines: während er sich zu orientiren sucht, um den Gegenstand ausfindig zu machen, der ihn an diesen Ort gezogen hat, bemerkt er an einem sehr bezeichnenden Geräusch, daß er ungelegen kommt. Der geheimnißvolle glückliche Gatte erkennt den Störer, und gewinnt, um sich seiner zu entledigen, Gines durch eine beträchtliche Summe, die Königin, die gerade Betstunde hält, augenblicklich zu benachrichtigen, daß sich ihr Gemahl in der Mühle befinde, und daß ihn daselbst eine große Gefahr bedrohe. Als Gines zurückkommt, stattet er dem Könige seinen Bericht ab, indem er ihn für den Unbekannten hält. Auf die Nachricht, daß die Königin im Begriff ist, zu kommen, entflieht der König sogleich; der Unbekannte erleichtert seine Flucht und erhält zum Dank dafür ein Pfand, gegen dessen Vorzeigung ihm jede Bitte gewährt werden soll. Die Königin erscheint mit großem Gefolge und mit Fackeln; sie findet aber Niemand, als den

alten Japhet, der auf dem Balcon Wache hält und bei der Flucht vergessen wurde. In der Verlegenheit weiß dieser kein anderes Mittel, als zu erklären, er sei der Vermählte Giralda's, und diese kann ihn nicht widerlegen, denn sie kennt noch immer nicht den, welchem sie angetraut ist, obgleich sie weiß, daß es Gines nicht sein kann. Diese Mißverständnisse verwirren sich noch einen ganzen Act hindurch; Don Japhet ist nämlich schon vermählt, mit einem andern jungen Frauenzimmer, auf welches der König gleichfalls ein Auge geworfen hat: er wird also der Bigamie angeklagt. Endlich löst sich Alles auf die graziöseste Weise von der Welt, und als echter Gemahl stellt sich der junge und edle Don Manuel heraus, der Günstling des königlichen Paares, und die neue Psyche hat nicht Noth, die fehlende Lampe zu betrauern. — Die Musik gehört zu Adam's besten Leistungen. Die Oper hat einen glänzenden Erfolg gehabt. — Ein neues Stück von Emile Souvestre: Un enfant de Paris, drame en cinq actes et huit tableaux, gehört in die Classe der Proletarierdramen. Claude Morin ist ein redlicher Arbeiter, der sich nur die Schwäche hat zu Schulden kommen lassen, verführt durch die schlimmen Rathschläge eines gewissen bösen Paimperlot, dem Grafen d'Arnetal Diamanten zu stehlen, weil besagter Graf seinem Vater Geld schuldig geblieben ist. Aber sein Gewissen wird gerührt, als er entdeckt, daß unter den geraubten Diamanten sich auch ein kleines silbernes Kreuz befindet, welches der Gräfin d'Arnetal gehört. Dieses Kreuz hat Claude's Mutter einst einer vornehmen Wohlthäterin geschenkt, die sie im Alter gepflegt hat. — Claude gibt also die Diamanten zurück, und verpflichtet sich außerdem zum Dienst der Gräfin, welcher ihr böser Mann, um sie ihres unermeßlichen Vermögens zu berauben, tausend höllische Fallstricke stellt. Zuletzt führt er den Grafen, unter dem Vorwand einer Spazierfahrt, an das Meeresufer und erklärt ihm dort, daß einer von ihnen sterben müsse. Der Graf schießt ein verrätherisches Pistol auf ihn ab, aber noch gibt es eine Vorsehung im Himmel und einen Maschinisten am Ambigu! Die Tugend wird belohnt, das Laster bestraft, der Graf versinkt in den Fluthen. — Ein seltsames musikalisches Kunststück ist in dem großen Amphitheater der medicinischen Schule aufgeführt: eine Symphonie chorale dramatique in die Acten, welchen die biblische Episode der Ruth behandelt; Text von Eugène Villemin, Musik von Antony Elwart. Das Eigenthümliche dieser Composition besteht nämlich darin, daß keine Instrumente dabei verwandt sind, sondern daß ein Chor von 250 Männern und Knaben neben der Solosängerin die Stelle des Orchesters vertritt. Diese aus musikalischer Blasirtheit hervorgerufene Unnatur wird noch dadurch gesteigert, daß jene menschliche Stimmen mehrfach zur sogenannten musikalischen Malerei mißbraucht werden. So wird einmal ein Sturm musikalisch ausgeführt, wie man es sonst durch die Instrumentation zu thun pflegt. — Die französische Musik droht in noch größere Verzerrungen auszuarten, als die Poesie. — Die größte musikalische Neuigkeit ist aber Shakespeare's Sturm, von Scribe zu einer

Oper bearbeitet, von Halevy componirt, und zuerst in der italienischen Oper zu London von den ersten Kräften der Welt, Lablache, Charlotte Grisi, Henriette Sonntag u. s. w. aufgeführt. Das Stück hat schon zu einer ganzen Reihe kritischer Erörterungen Veranlassung gegeben, namentlich über die Frage, ob es anständig sei, die Werke des großen Tragöden zu Opern zu entstellen. Was die bekannten italienischen Monstrositäten betrifft, Otello, die Montecchi und Capuletti u. s. w., so wird es wohl einem Jeden gleichgültig sein, ob Reminiscenzen aus Shakespeare darin vorkommen, an eine eigentliche Aehnlichkeit ist ohnehin nicht zu denken. Anders ist es mit Stücken, wie der Sommernachtstraum, as you like it, der Sturm u. a. In ihnen ist das Gesetz der Stimmung in der Composition sowohl der Figuren als der Begebenheiten so vorherrschend, daß sie aus dem Gebiet des Drama's völlig heraustreten. Caliban und Ariel, Prosper und Miranda, Leander und Demetrius, Oberon und Puck, Orlando und Rosalinde sind reine Opernfiguren, und was mit ihnen vorgeht, mehr als Oper. Eine Entweichung des Dichters liegt also in derartigen Versuchen nicht, wohl ist es aber die Frage, einmal, ob nicht in dem Shakespeare'schen Text, wie in manchem Göthe'schen Lied, z. B. dem Fischer, bereits so viel Musik enthalten ist, daß es sich eben darum der Composition entzieht; sodann, ob der neuern Oper nicht ein anderes Gebiet angewiesen ist, als das phantastische. Die großen historischen Contraste in der tragischen, die Intriguen des gewöhnlichen Lebens in der komischen Oper scheinen seit der Stummen von Portici, den Huguenotten u. s. w. einerseits, Figaro's Hochzeit, der heimlichen Ehe, dem Barbier u. s. w. andererseits, sich der Oper als ein ebenso angemessener Vorwurf zu bereiten, wie dem Drama. Das Hochromantische, das freie, gesetzlose Spiel der absoluten Phantasie scheint auch dieses Terrain verlieren zu sollen; die Papageno's und Sarastro's gewinnen uns kein Interesse mehr ab. — Bei Scribe's geschickter Hand hat aber auch dieser Versuch viel Interesse. Er hat das Wunderbare noch vermehrt, Caliban tritt als eigener Zauberer Prosper gegenüber, und seine Mutter Sycorax steigert die Verwirrung. Was die Composition betrifft, so ist Halevy von seiner im Thal von Andorra eingeschlagenen Richtung, nach welcher die Melodie sehr entschieden dominirt, wieder abgegangen und hat sich der ältern, wie sie namentlich in der Jüdin hervortritt, genähert.

— Ein neues Vaudeville, nach echt Pariser Sitte von drei Verfassern: Alphonse Royer, Gustave Vaez und Narey: Les Fantaisies de milord, gibt dem Sopha wenig nach. Milord ist der Beschützer eine schönen Künstlerin. Er überrascht eines Abends die Dame bei einem Souper mit zwei Liebhabern: einem alten Gecken und einem unbärtigen Baccalaureus, der eben der Schule entlaufen ist. Dieser versteckt sich unter den Tisch, der Andere in einen Kleiderschrank; Milord, der von Allem unterrichtet ist, amüsirt sich damit, dem Einen von Zeit zu Zeit Fußtritte zu geben, den Andern in dem engen Schrank ersticken zu lassen.

Endlich müssen sie doch zum Vorschein kommen, und die Schöne hat die Grausamkeit, den alten Herrn für einen Tapissier, den jungen für einen Haarkräusler-Burschen auszugeben. Milord läßt sich von ihnen Papilloten wickeln und die Haare brennen, und schließt das Stück durch eine Heirath mit der Soubrette. — So rächt sich Paris an den übermüthigen Insulanern.

Die Entstehung epischer Gedichte bei den Serben.

Das folgende Gedicht, eine Probe moderner serbischer Volkspoesie, ist eines jener Lieder, welche im letzten magyarischen Kriege von serbischen Soldaten im Lager gedichtet worden sind. Es entstanden solcher Gesänge in Kniczanin's Lager eine große Menge. Fast jedes kleine Scharmützel erhielt sein Lied, eine wirkliche Schlacht gewöhnlich einen ganzen Cyklus. Wenn die Serben im Lager ruhen, setzt sich einer der Kampfgenossen in ihre Mitte auf einen Erdhaufen, einen Holzklotz oder einen abgeschnallten Pferdesattel und improvisirt ein Lied über das letzte Gefecht. Seinen Gesang begleitet ein solcher serbischer Sänger immer mit der Gusle, einem eigenthümlichen Streichinstrument, das etwa die Form einer Zither hat. Die Gusle ist von hartem Holz, mit Kupfer beschlagen und hat einen langen Schwanenhals. Einige Saiten von Pferdehaaren sind über den Resonanzboden gezogen, welcher in einem über den hochgewölbten Holzbauch fest gespannten feinen Kalbfell besteht. Die Pferdehaarbesaitung wird von einem Fidelbogen, der seinerseits statt der Roßhaare mit Darmsaiten bezogen ist, gestrichen. Die Gusle, so roh sie erscheint, eignet sich doch vorzüglich und ergreifend zum einfachen Accompagnement bei der epischen Recitation; besonders paßt ihr dumpfes Tönen, um Schmerz, wilden Hohn und Wuth zu charakterisiren; ihr Klang soll mit einem alten, verschollenen Instrument, der tromba marina, große Aehnlichkeit haben. Die Heldenlieder, wie sie die Serben zur Gusle singen, sind entweder fünffüßig trochäisch, oder noch lieber in vier Trochäen und einem Daktylus laufend, ohne Reime, doch mit häufigen Assonanzen, welche bei den Reden der Feldherren, oder wenn über den Feind gespottet wird, am häufigsten hervorklingen. Zu bramarbasiren pflegen die Liedersänger der Serben nicht selten, auch lehnen sie ihre Lieder nachahmend an ältere serbische Heldenlieder an, ohne ihre Vorbilder zu erreichen. Die Satzbildung, die poetischen Zeitwörter und Redensarten, das Auftreten und die Sprache der Helden, alles das ist conventionell und entlehnt, und die Erfindungskraft in den meisten der Lagerlieder nicht bedeutend. Und doch entstehen gerade aus diesen Improvisationen der Soldaten später, wenn das Glück gut ist, bessere Heldengesänge. Die rohen Lieder der Momken verklingen bald, aber aus dem Material, das sie darbieten, bilden die Volkssänger von Profession,

auch hier oft blinde Greise (Slièpci), ihre Gesänge, welche Jahrhunderte lang im Volke leben. So entstand die Lasaricza, so die Cyklen von den spätern Kosovo-Schlachten, so erst kürzlich die zahlreichen epischen Volksdichtungen aus dem großen Befreiungskampf unter Kara Georgje und Milos Obrenowicz. So wird jetzt schon an einer cultivirtern Umformung der Lagerlieder über den „weißen Falken" Kniczanin und den „jungen Adler Georgje", Stratimirowicz geformt. Aus serbischen Zeitungen erfährt man, daß im Fürstenthum Serbien ein neuer blinder Volksdichter aufgetaucht ist, dessen Gesänge Furore machen. Derselbe dichtet jetzt diese Lieder aus Kniczanin's Lager um; er ist ein Vetter des serbischen Gelehrten Wuk Stepanovicz Karadzicz und erst im reifen Mannesalter völlig erblindet.

Das Gedicht, welches wir hier wortgetreu nach dem uns mitgetheilten Text in dem Versmaaß des Originals, fünffüßigen Trochäen, mittheilen, ist eines von den einfachen Anfängen epischer Dichtung im Jahre 1848, welche im Lager der Serben gedichtet und frischweg gesungen worden sind. So wenig Ansprüche auf Kunstwerth dasselbe auch zu machen berechtigt ist, so wird es doch seiner Seltsamkeit wegen für die Leser von Interesse sein; von noch größerm aber deshalb, weil gerade aus seiner Einfachheit, Armuth und Rohheit zu erkennen ist, in welcher Weise das Volk allmälig seine epischen Stoffe sich zubereitet.

Das Schlachtlied von Bilovo.

Einen Brief schreibt Genral Moritz Perczel
Aus des Dorfs Sanct Ivan schwarzen Trümmern,
Sendet ihn zum Feldherrn Kniczanin:
„Höre Stefan Kniczanin, du Feldherr!
„Morgen werd' ich suchen dich und schlagen;
„Einen Angriff mach' ich auf dein Lager
„An dem Tag der heiligen Erlösung,
„Morgen, wenn ihr Liturgien singt.
„Will das Dorf vor deinen Augen nehmen,
„Deine Truppen Dir zu Staub zerreiben,
„Und die Kirche von Mosorin schänden.
„Einen Stall mach' ich aus eurer Kirche,
„Füttre vor dem Altar meinen Schimmel.
„Aber die Rebellen aus der Baczka,
„Die ich fange, laß ich alle hängen
„Rings um's ruß'ge Dorf in langer Reih'.
„Ihre Capitaine, die ich fange,
„Will gebunden ich durch Ungarn führen,
„Damit Groß und Klein nach ihnen spucke.
„Taufen laß ich sie zum zweitenmale
„Durch den Speichel unsrer Frau'n und Kinder,
„Dann an's Kreuz, an spitze Pfähle schlagen."

Kniczanin der Held empfängt das Brieflein,
Liest das schöngeschriebne sehr bedächtig,
Nimmt zur Hand die Feder und Papiere,
Weiß wie Seide, um dem Feldherrn Perczel
Seine Antwort drauf zurück zu schreiben:
„Höre mich, o Perczel, General!
„Warum willst du morgen mit mir kämpfen?
„Morgen mir das Lager überfallen?
„Uns die Kirche von Mosorin schänden?
„Warum grade morgen, an dem Tage
„Unsrer heiligen Erlösung, während
„Sie bei uns die Liturgien singen?
„Nun wohlan denn! Gott und unser Glaube
„Werden dich und deine Schaar erwarten,
„Werden mir beim Zelte stehn und zusehn,
„Wie du morgen laufen wirst von dannen,
„Laufen weit mit bangen Klafterschritten
„Du mit deinen großen Honvedschaaren
„Und den wilden Boczkajrag-Husaren!
„Aber ich verfolge dich als Sieger
„Zu des Dorfs Sanct Ivan ruß'gen Trümmern,
„Bis hinein zu deinem weißen Zelte.
„Komm nur, Feldherr Perczel! Meine Baczker
„Warten dein, und meine Serbianer
„Schleifen schon die funkelnden Hanczare.
„Frohe Lust und Ungeduld belebt uns,
„Die Soldaten meines Lagers jauchzen,
„Tanzen Kolo frisch mit schlanken Mädchen.
„Ai und meine Capitäne tummeln
„Kampfbegierig schon die starken Rosse!
„All' die Meinen sind des Kampfs begierig,
„Schwören mir, dein Volk zurückzuschlagen,
„Große blut'ge Wunden dir zu hauen.
„Und sie harren freudig deines Angriffs,
„Um den Tag der heiligen Erlösung
„Durch den Siegeskampf mit dir zu feiern."

Als dem General der Ungarn Perczel
Dieses schöngeschriebne Brieflein zukömmt,
Und er die Bedeutung d'raus ersehen,
Schreibt er eilend gleich ein zweites Brieflein,
Sendet's nach Wardein zur hohen Feste
Auf das Knie des Generalen Kiß:
„Hör', in Gott mein Bruder, General Kiß!
„Laß die seidenen Paniere flattern
„Und dann male drauf mit rother Farbe;

„Jedem Banner mal' die goldne Spitze
„Bis hinauf zur glatten Stangenkugel,
„Daß die Serben glauben, unsre Banner
„Seien roth vom Blute ihrer Brüder.
„Stell' zum Banner die Haiducken alle,
„Denen ihr grobwollner Mantel Bett ist,
„Bettgestell und Wohnhaus; denen Säbel
„Und die Flinte Vater sind und Mutter,
„Zwei Pistolen treue Zwillingsbrüder.
„Komm mit diesen her zu mir nach Ivan,
„In das Ungarlager zu Sanct Ivan.
„Stürmend wollen wir die bösen Serben
„Schlagen bei Vilov' und Mosorin."

Als der Kiß die schöne Schrift gelesen
Und er die Bedeutung d'raus ersehen,
Thut er Alles, wie der Perczel wollte:
Läßt die seidenen Paniere flattern
Und dann malt er drauf die rothe Farbe
Jedem Banner an die goldne Spitze
Bis hinauf zur glatten Stangenkugel;
Und zum Banner stellt er die Haiducken
Und dann eilt dem Perczel er zu Hilfe
Nach Sanct Ivan zu den schwarzen Trümmern.

Beide Feldherrn mit dem Doppelheere
Gen Vilovo ziehn sie ohne Rast.
Gen Vilovo auf der schönen Straße
Ziehn die Ungarn, schütteln ihre Waffen
Laden ihre mächtigen Kanonen.

Eine Wache nur steht zwischen ihnen
Und des grünen Baczka fettem Boden,
Eine Wach' aus jungen Serbenhelden,
Höret das Geklirr der Ungarwaffen
Hört den leichten Tritt der hirschegleichen
Mähnenschüttelnden Husarenrosse. —
Einer pfeift und hundert Serbenflinten
Heben sich vom Boden nach dem Feinde
Einer schießt und tausend Serbenschüsse
Knallen durch die Lüfte nach dem Feind.
Alles auf zum Ungarkampf, dem heißen!
Zitternd bebt die Erde wie der Saite
Pferdhaar auf der klangerfüllten Gusle,
Und von Pulverkörnern zischt die Luft.
Seht die Ungarn! Jener heult: o wehe!
Wehe meiner Mutter! Jener eilet

Auf Sanct Ivan zu mit Klafterschritten.
Hei, dort laufen sie bei hellem Tage,
Hinter ihnen läuft der muntre Serbe
Läuft den Ungarn nach ohn' Aufenthalt.

Perczel nur steht fest und als er siehet,
Daß ihm Alle laufen, lenkt mit Knirschen
Zürnend er auch seinen Hengst zurück
Nach Sanct Ivan in die ruß'gen Trümmer
Und die Serben rufen nach ihm schreiend:

„Hoi, du Perczel Moritz, warum läufst du?
„Warum stehst du Tapfrer nicht wie ehmals?
„Warum lauft ihr Ungarn so behende?
„Die Kanonen sind in voller Hitze
„Uns noch lange nicht, und unsre Herzen
„Lang' noch nicht in voller Heldenwallung.
„Nicht die Hälfte unsres blassen Bleies
„Nicht die Hälfte unsres feingekörnten
„Schönen Pulvers haben wir verschossen.
„Kehr' zurück du Held! daß wir noch einmal
„Auf dem Feld uns schlagen und den Festtag
„Heiliger Erlösung würdig feiern."

Aber Perczel hört nicht ihre Worte,
Reitet weiter und vom Angesichte
Rinnen ihm die heißen Schmerzensthränen.
„Gott," so ruft er: „Gott und seine Donner
„Soll'n das kleine Vilovo zerschlagen,
„Wo mein niebefleckter Heldenruhm,
„Mein schneeweißer, mir dahin geschwunden.
„Wo so viele meiner Krieger liegen,
„Tapfre Söhne unsres Vaters Kossuth,
„Meine Söhn', des Perczel Moritz Söhne.
„Doch bei meinem Glauben, beim Gesetz
„Gottes, meines mächt'gen Ungargottes,
„Dich Vilovo, klein Vilovo, will ich
„Heute noch umkehrend mir erobern,
„Oder meinem Kopf vom Hals verlieren."

Rief's und stand und trocknete die Thränen,
Doch alsbald entfloh er reitend weiter,
Denn der Seinen ringsum viele tötend
Zischten wohlgezielte Serbenkugeln,
Blasses Blei aus blanken Serbenflinten. —

Und die Serben lagern sich und feiern
Froh den Tag der heiligen Erlösung,
Trinken dunkeln Wein mit schwarzen Perlen
Auf das Wohl des Stefan Kniczanin,
Kniczanin des falkengleichen Feldherrn,
Dessen Ehre dauern wird, so lange
Mond und Morgenstern am Himmel stehn.

Aus Wien.

Die Contrerevolution ging in Oesterreich von der Armee aus; die Offiziere, welche ihr Patent dem Stammbaum, der Protection und dem Alter verdankten, spürten zuerst den gewaltigen Stoß, welchen die Revolution diesem Zufluchtsorte der Kenntnißlosigkeit und beschäftigungsvollen Nichtsthuerei, wobei man dennoch Rang, Titel und Kleiderverzierung erwarb, beibrachte. Weder die Aristokraten noch das Beamtenthum, nicht einmal der Clerus stemmte sich gegen Reformen, denn der Staat, den Kaiser Franz zurückließ und den sein Diener, figürlich und wörtlich taub gegen alle Vorstellungen der loyalsten Männer und selbst der einsichtigen Mitglieder der kaiserlichen Familie, wie einen Eispalast unter der brennenden Sonne erhalten wollte, — der Staat und die Verwaltung wurden als unhaltbar erkannt. Die Hohen wie die Niedern aller Schichten des Kaiserreiches waren durchdrungen von der Nothwendigkeit, das System und die daran hängenden Persönlichkeiten über Bord zu werfen, — nur das Militär wollte auch nicht ein Härchen seines Zopfes aufopfern. Wir erinnern an die Libelle, welche im Sommer 1848 im Namen der Armee aus Lemberg, Prag und andern Orten veröffentlicht wurden; wir erinnern an den Ungehorsam Windischgrätz' gegen die kaiserliche Regierung; wir erinnern an die Rebellion Jellacic gegen die Befehle Sr. Majestät; und endlich an die Proteste, welche Radetzky gegen den Reichstag einsandte. Die Ausartungen einiger Gassenoratoren und der Wahnwitz burschikoser Excedenten gab die erwünschte Gelegenheit, das Schwert an die Stelle der Waage zu erheben, die Aula in eine Kaserne zu verwandeln, und statt durch Volksvertreter durch zu Alter Egos avancirte Generale das Reich pacificiren und interimistisch regieren zu lassen. Die Armee hatte hiermit das Scepter in der Hand, aber wie ein Kind nicht versteht den Degen zu schwingen, so wissen die Soldaten nicht das Scepter zu führen. Begünstigt, wie nur der Soldatenkaiser Napoleon seine Marschälle protegirte, mit aller Macht ausgestattet und ohne irgend eine Verantwortlichkeit, — haben sie in keinem einzigen Kreise ihrer Wirksamkeit ihre Aufgabe, die Verbrecher zu bestrafen, die Irrenden zurechtzuführen,

die Gemüther zu gewinnen, die gesetzliche Ordnung festzustellen, das Vertrauen für Kaiser und Regierung neu zu beleben, auch nur im Geringsten zu erfüllen vermocht. Sie waren und sind noch Könige ohne Königstitel, aber auch ohne königlichen Sinn, sondern wie die revolutionären Gewalthaber der ersten französischen Erhebung wollten sie durch Terrorismus die ausgerenkten Glieder des Staates zurechtlegen. Aufschreit das Volk bei dieser schmerzhaften Operation, jedoch dieses Schreien wird wieder für Empörung und böse Gesinnung erklärt, während es doch nur die Folge des ungeschickten Arztes ist, der seine Unkenntniß durch eine rohe Procedur verdecken will. — Aber nicht blos der Staat und das Volk ächzt unter der Contrerevolution der Armee, auch die Regierung und der Monarch. Haynau's Enthebung war nur ein Schlag auf den Sack; es war auch eine terroristische Maßregel, um die allüberall auftauchenden Herrschgelüste kleinerer Alter Egos mit einem Streiche abzuwenden. Das Ministerium boxt, seitdem es das Portefeuille übernahm, mit den Schwertführern, und noch wissen wir nicht, welche Fäuste besser treffen. Noch mancher Gang wird gemacht werden müssen, aber der Ausgang ist zweifelhaft. — Wir sind zu diesem Rückblick durch einen Artikel der Soldatenzeitung veranlaßt, in welchem bereits einmal der Graf Clam seine Stimme gegen die Bureaukratie erhob. Haynau schimpft auf der Reise über die demagogischen oder demokratischen Minister; er ist noch nicht mit sich einig, welches Beiwort passender ist. In allen Offiziерskreisen der Armee werden die Chancen ventilirt, die ein Versuch zum Sturz der Minister haben könnte. Es bedarf des leisesten Winkes des Kaisers, und seine Räthe fliegen mit ihrer octroyirten Verfassung und allem Ordonnanzenbrimborium — in alle Winde. — Ein Soldat, Cr., schreibt zwei Spalten darüber, daß der Staatsanwalt bei einer Bezirksgerichts-Verhandlung einen eintretenden Unteroffizier auf das Gesetz aufmerksam machte, welches die Ablegung der Waffe anbefiehlt. Ueber diese Anmaßung der k. Staatsbeamten schüttet ein k. Offizier seine ganze Entrüstung aus, und zwar im belagerungszuständischen Wien in einer Soldatenzeitung. Mit Emphase ruft Cr. aus: „Consequenterweise hätte jedem Offizier ein Gleiches geschehen können!“ Also ein Offizier hat das vom Kaiser sanctionirte Gesetz nicht zu befolgen!! — Hierauf folgt aber eine Stelle, welche den revolutionären Geist gewisser Offiziere gegen die bestehende Ordnung zu sehr charakterisirt, als daß wir sie übergehen dürften. „Wir können solche Anmaßungen (!) nur erwähnen, um unsern Beifall dem sinnreichen Einfalle des untergeordneten (!) Gliedes der unter der Aegide einer sogenannten (?)Verantwortlichkeit stehenden Büreaucratie (!) nicht zu versagen; eines Beamtenheeres, das, als dessen Adjustirung verhandelt wurde, wahrscheinlich in der Erinnerung an manche glorreiche Nationalgardendienste im Jahre 1848 nicht genug kriegerische Attribute und Rangesauszeichnungen von derselben erlangen konnte (!!), um mit diesen auf das hohe Pferd sich zu setzen, noch ohne reiten zu können, und von welchen Mancher nicht bedenkt, daß, wenn man den Herrn spielen (!)

will, ohne dazu erzogen (?!) zu sein, oder Alles, was dazu gehört, gelernt zu haben, nicht Uebermuth und Uebergriffe, nicht bloße Utilitaritäts= (?) Intelligenz das Mangelnde ersetzen, um es mit Würde und Geschick thun zu können, und daß eine edle Gesinnung erforderlich sei, um die Art des Ursprungs (!!!) nicht gewaltsam immer wieder in Erinnerung zu bringen." — Diese Zeilen bedürfen keines Commentars. Der Aristokrat und der Soldat spricht daraus, dem die Art des Ursprungs mehr gilt, als Wissen, Charakter, Talent, und der auf die Adjustirung des Rockes mehr Gewicht legt, als auf die strenge Handhabung des Gesetzes. Mit dem Styl und der deutschen Grammatik ist der journalisirende Soldat, wie so viele östreichische Militärs etwas portirt; er dünkt sich aber dennoch gelehrt und staatsweise genug, um Folgendes auszusprechen: es gibt Beamte, welche als Advocaten zu Bette gegangen und in hohen Würden aufgewacht, sich für das von ihnen und ihres Gleichen angemessen (?!) genossene Brod an der Classe ihrer ehemaligen Herren (!!) durch Anmaßung, und an dem übrigen Publicum, für das sie sich geistig in der unvorbereiteten Stellung genirt fühlen, durch Hochmuth rächen." — Diese Pointe gegen Minister Bach oder ähnliche Advocaten wird durch eine losgelassene Petarde gegen das ganze Ministerium überboten: „Man könnte auf die hoffentlich unrichtige Idee kommen, als nähme man es uns übel, daß man nur von einem Herrn ab=, diesem aber um so fester und uneigennütziger anhangen, wie es unsere Pflicht, aber auch unser Recht ist!!" — Um aber keinen Zweifel übrig zu lassen über die Tendenz des soldatischen Stimmführers, so schließt es: „Bevor die Revolutionen Mode geworden, waren die Stände folgendermaßen geordnet, als: erst die Geistlichkeit, dann Adel und Militär als Repräsentanten ritterlichen und uneigennützigen Dienens und edlen Wesens (freilich Dinge, die außer diesen Kreisen als für den Zeitgeist unpraktisch gelten), dann die Staatsbeamten und so fort." — Nach dieser Pracht sehnt sich der Herr Cr. zurück, ganz ritterlich und uneigennützig wieder Robotter, rechtlose Bürger, Stellenprivilegien und Sinecuren für Adelige 2c. haben wollend, und endet seinen Aufsatz mit dem Seufzer, daß in einer Wählerliste einer Kreisstadt ein General unter einem Bezirkshauptmann und Pfarrer rangirt sei! — Mit Angabe dieses ungeheuern Verbrechens glaubt Hr. Cr. wahrscheinlich die Quintessenz eines revolutionären Productes geliefert zu haben. — Wie ist die Regierung zu bedauern, der solche Stimmen sich entgegenwerfen können? wie ist die Lage des Staates, wo solche Expectorationen von einem Mitgliede jener Macht, welche die Ausführung des Gesetzes zu sichern bestimmt ist (§. 113 der Verf.), ungeahndet gehört werden müssen? — Waren es die Feinde oder die Freunde der Krone und der legalen Regierung, welche das Ueberwuchern der Soldatengewalt als gefährlich bezeichneten? Das hartbedrängte Reich kann und wird nicht zur ruhigen Reform gelangen, so lange ähnliche Stimmen der Armee eingreifen in die Regierung; unter der Fahne der Treue und der Anhänglichkeit

an den Kaiser wird gegen Dessen Regierung und Dessen sanctionirte Gesetze offen revoltirt. Die Vereine sind aufgehoben, aber die Kasernen dienen zu Clubsversammlungen, bei denen kein Staatsbeamter die Aufsicht führen kann. Die Presse, mit Standrecht bedroht, wird von Offizieren zu den verletzendsten persönlichen Angriffen gegen die höchsten Staatsbeamten gebraucht, ohne daß diese die Macht hätten, dagegen einzuschreiten. Der Richter, welcher gesetzlich sein Amt handhabt, ist nicht blos journalistischen Impertinenzen, sondern auch handgreiflichen Insulten preisgegeben. Staatsbeamte, welche bei Festivitäten in ihrer Uniform erscheinen, müssen sich von den Schleppsäbelträgern Witzeleien über ihre Bratspieße gefallen lassen, denn es gibt keine Behörde, die den Diener des Staates gegen den Diener des Kaisers, wie sich die Soldaten nennen, schützt. Der Offizier, der bürgerlichen Gerichtsbarkeit enthoben und Gerichtsherr über die Bürger geworden, fühlt sich als Staat im Staate, und verweigert Jedem den Gehorsam, nur den Kaiser ausgenommen. Ein Festungscommandant mißachtete die Befehle des Kriegsministers, weil dieser nur Generalmajor war, jener aber Feldzeugmeister, und durch diese Chicane gegen die Mitglieder der eigenen Corporation, weil sie, untreu dem Geiste der Armee, sich dem constitutionellen Ministerium einfügen ließen, ist es unmöglich geworden, das Portefeuille des Krieges an einen geeigneten Mann zu übertragen. Dem Kaiser selbst sind durch dieses Drängen die Zügel entnommen; er muß die Individuen mehr berücksichtigen, als die Zustände. Stände nicht der General und Fürst Schwarzenberg an der Spitze des Cabinets, es wäre schon längst von der großgenährten militärischen Revolution verschlungen worden, trotz seiner Gefügigkeit zu allen reactionären Tendenzen. Die Armee und ein Theil der hinter ihr versteckten Aristokratie will nichts als die absolute Gewalt, verständnißlos für alle Bedürfnisse des Reiches und der Krone. Wäre nicht im Rathe der kaiserl. Familie eine kluge und erfahrene Frau, so würde die Palastintrigue bereits auch die wenigen bürgerlichen Rathgeber beseitigt haben, die den Schein des constitutionellen Regierens bewahren. Der junge Kaiser ist Soldat. Die Pickelhauben sind ein wichtigerer Gegenstand, als die Landesstatute; die Aenderung von Griffen beim Exercitium sind eine größere Staatsaction, als die Feststellung der Verfassungsparagraphe. Hierdurch fühlt der Soldat sich bevorzugt, und immer weiter versucht er zu greifen, selbst gegen die Absicht des Monarchen. In der Oper Robert der Teufel ist dieses Hin- und Herzerren veranschaulicht; Oestreich weiß noch nicht, wer in die Versenkung fallen und wer auf der Bühne bleiben wird.

Aus Pesth.

Wenn ich das Unglück hätte, zwischen der Statthalterschaft Christi und einer Krone beider Indien wählen zu müssen, ich würde keinen Augenblick anstehen, letztere zu verschmähen, und müßte ich barfuß nach Rom wandern, um mir von dem heiligen Collegium die Schlüssel zur Herrschaft beider Welten zu erbeten. Könige haben mit Revolutionen, Barricaden, Demokraten und selbst Schaffoten zu kämpfen, gegen welche sie zwar Bayonnette, Kanonen, Ordonnanzen und Galgen haben; allein Bayonnette besiegen nur selten die Revolution, nie die Völker; Kanonen räumen die Barricaden weg, die Demokraten bleiben; Ordonnanzen schlagen (wie der Bär mit dem Steine) das Volk mit der Demokratie todt, und dienen am Ende nur als Reisescheine nach Frohsdorf; Galgen brauchen Haynau's, und diese erfordern einen Heeresstand von 500,000 Mann. Da lobe ich mir meinen Stuhl Petri mit den weltbeherrschenden täglich glatt geküßten Pantoffeln.

Während im Mittelalter Konstantinopel, später die Reformation in hundert Gestalten und in neuerer Zeit Petersburg als der gedachte Erbe Konstantinopels gegen Rom ankämpften, verbindet sich jetzt Alles, was eine Krone oder ein Feudalrecht zu verlieren hat, offen oder heimlich mit dem Gott des Vatican, denn die Pest der Revolution hat zumeist die katholische Bevölkerung Europa's ergriffen, Frankreich, der Urheerd alles Unheils, Italien, Polen und Irland, die tausendköpfigen Hydren, huldigen fast ausschließlich, Ungarn, Baden zum großen Theil den Heiligen Roms, der griechisch-orientalische Gott muß sich also für eine Zeit gedulden und in Petersburg in Zurückgezogenheit verbleiben, bis der römische sich gesammelt und seine abtrünnigen Kinder wieder unter die alte Mütze gebracht hat, dann wird der Kampf wieder von neuem beginnen.

Daß die katholische Geistlichkeit diese Umstände gut auszubeuten versteht, sehen wir in Rom, Neapel und Paris; aber selbst die heilige Consulta des Vatican hat es nicht zu jener Virtuosität gebracht, mit welcher die Kirchenväter in Oestreich zu manövriren wissen.

Noch als das Sicardinische Gesetz in Piemont ein Embryo war, wußte die Kirche sich in Oestreich für den zu erleidenden Abbruch durch die Aufhebung des Placetum regium zu entschädigen; als aber die Regierung von Turin es wagte, dem gotteslästerlichen Gesetze die Sanction zu geben und die geheiligte Person eines Erzbischofs in den Kerker zu stecken, gelang es der östreichischen Metropole, eine Verordnung des Kaisers zu erwirken, der zufolge „geistliche Personen katholischen Glaubens, den Fall der Dringlichkeit und Gefahr für den Staat ausgenommen, nur von ihrer eigenen, d. h. geistlichen Behörde belangt werden können." Die Kirche kennt keinen Stillstand, sondern schreitet unaufhaltsam vorwärts, und während sie mit einer Hand der jetzigen Generation ihre Wohlthaten spendet, streckt sie die andere in die Zukunft aus, um kommende Geschlechter vom Verderben zu retten. Der Geist des Friedens und der christlichen Demuth muß in das zarte Herz der Jugend gepflanzt werden, wenn die Gesellschaft nicht unaufhaltsam ihrem Verderben zuschreiten soll; die Kirche muß wieder die Lehrerin der Menschheit werden, wie zur Zeit der heidnischen Bekehrung. Unsere Regierung kann unmöglich diesem wohlwollenden Streben abhold sein, und das Verlangen der frommen Bischöfe:

„den katholischen Gymnasialunterricht ganz in ihre Hand zu legen", wird gewiß bald erfüllt werden. Aber die Kirche kennt auch keine Grenzen in ihrem Eifer für die Sache der Ordnung und des legitimen Thrones, und in ihrer Erhabenheit über allem Irdischen ist sie selbst königlicher als der König, denn dieser hat in einem Anfall weltlicher Schwäche ganze Haufen von Erzrebellen begnadigt; die Kirche ließ es zwar geschehen, aber unter den letzten 209, welche von den Kerkern zu Kufstein, Spielberg, Munkatsch und Olmütz ausgespien wurden, waren auch einunddreißig abtrünnige katholische Pfarrer, diese wurden von dem heiligen Domcapitel verurtheilt, die von seiner Maj. erlassene Strafe in Klöstern abzubüßen.

Unter den vielen oft bewährten Mitteln, das alte Ansehen der Kirche wieder herzustellen, haben sich in Oestreich stets zwei besonders wirksam gezeigt, und unsere frommen Väter sind gewiß bemüht, in dieser schweren Zeit, wo Alles auf dem Spiele steht, auch diese in Anwendung zu bringen; ich meine: die Juden und die Wunder. In der Mosaik des östreichischen Staates gibt es keine Provinz, in welcher nicht einige Bezirke oder doch einzelne Städte das Privilegium hätten, keinen Juden in ihrem Weichbild aufnehmen zu müssen. Ja die loyalsten und rein katholischen Provinzen der Monarchie, wie Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Krain und Salzburg, kennen das alte Volk Gottes nur theils von Hörensagen, theils durch einige Hausirer und Markthändler, die sich bei ihnen nach eingeholter Erlaubniß ein- oder zweimal 24 Stunden aufhalten und dann weiter ziehen müssen. Diese *jungfräulichen* Provinzen, Bezirke und Städte sehen sich durch den Wortlaut des §. 1. der Grundrechte: „Der Genuß der bürgerlichen politischen Rechte ist von dem Religionsbekenntniß unabhängig" bedroht, ihre uralte „katholische Reinheit" zu verlieren und den Bewohnern des Ghetto ihre Thore öffnen zu müssen; sie sind daher geneigt, den ganzen Plunder von Constitution hinzugeben, um nur von dem „Ungeziefer" verschont zu bleiben. So entstanden die Petitionen von tyrolischen, steyermärkischen und andern Gemeinden um „Modificirung des §. 1." und die Krawalle in Mähren, Böhmen und Gallizien. Ja die frommen Väter gehen noch weiter, und dieser Tage reichten mehrere Diöcesen ein Gesuch an das Ministerium des Cultus ein, „den jüdischen Aerzten die Praxis bei *schwererkrankten* Katholiken zu verbieten, weil sie da *auf die religiösen Functionen schädlich einwirken*.

Die „Wunder" unserer Zeit werden bald eine eigene Literatur bilden, und die „Wiener Zeitung", das östreichische Regierungsorgan, wird uns in den nächsten Tagen einen officiellen Bericht über den Sachverhalt der blutschwitzenden „Weißkirchen" und die Wunderkraft des Schleimbacher Pfarrers bringen. Allein hierin dürften die frommen Väter doch einen Fehltritt gethan haben, daß sie die Wundererscheinungen und Judenverfolgungen in eine und dieselbe Zeit versetzten, denn an „Wundern" war stets das Volk Jehova's das reichste, und unsere Juden müßten nur Stümper sein, wenn sie es den blutschwitzenden Jungfrauen*) nicht zuvorthun sollten. Der Anfang ist bereits gemacht. Schon als Windischgrätz, der erste Peiniger der Juden in unserer Zeit, geschlagen und abberufen wurde, stellten die orthodoxen Söhne Israels Vergleichungen an mit Haman,

*) Der Volkswitz hat sich bereits dieses Ausdrucks bemächtigt; als nämlich die Geschichte von der „Weißkirchen" in einem Kaffeehause besprochen wurde, sagte ein Witzbold: „Was wundern Sie sich, meine Herren, daß ein schwaches Mädchen Blut schwitzt? Zeigen Sie mir einen Menschen in Oestreich, der in unserer Zeit nicht *Blut schwitzt*."

Antiochus, Nero und Titus, und sie wurden in dem alten Glauben bekräftigt, „daß noch Keiner ein gutes Ende genommen, der das Volk Gottes drückte und verfolgte." Haynau's Absetzung hat sie in diesem Glauben bekräftigt, und in diesen Tagen zeigte sich sogar ein „wirkliches Wunder" zu Gunsten dieser Behauptung. Ein Ofener Bürger hatte das Gras auf dem jüdischen Gottesacker von der Gemeinde gekauft und begab sich mit seinem Knechte dahin, um dasselbe abzumähen. Der Knecht erlaubte sich eine beschimpfende Handlung gegen das Grab eines Rabbi, der Wächter des Gottesackers stellte ihn darüber zu Rede. „Was!" sagte der Knecht, „es ist ja nur ein krep... Jude, ich thue es eben, um an diesem verworfenen Geschlecht mein Müthchen zu kühlen." Der Wächter schüttelte bedenklich das Haupt. Indessen hatten die Mäher ihren Wagen beladen, der Knecht ging neben demselben her; allein als er zum Thore gelangte, streifte er mit seinem Arme die Mauer, diese stürzte zusammen und begrub den Knecht mit ihren Trümmern.

Wie die Nachrichten aus der Theißgegend lauten, soll dort die Unzufriedenheit eine außerordentliche Höhe erreicht haben. Das Tabaksmonopol und die fürchterliche Strenge, mit welcher die Honvedassentirungen fortgesetzt werden (den armen Bauern, deren Söhne in den Wäldern herumirren, werden 5 bis 10 Mann Gensd'armen einquartiert, diesen müssen sie Kost und Löhnung geben, bis sie ihre Söhne aufsuchen und der Commission überliefern), thun bereits ihre Wirkung. Δ.

Kleine Correspondenzen.

Englische Patronage.

Die Gouverneure der größern englischen Colonien haben bis 5000 Pfund Sterling Gehalt, einen bis zwei Paläste zu ihrer Disposition, viele auch übrigens noch sogenannte Domainen mit Obst- und Küchengärten 2c. Einige Stellen in der Prerogative Court in London und andere dergleichen bringen bis 12,000 Pfund ein. Fragt man aber nach dem Gehalt des Ersten Lords der Schatzkammer (Premierministers) so ist selber eben auch 5000 Pfund nebst einer officiellen Residenz in St. James' Park, die Lord John Russell und andere gar nicht benützt haben, außer um darin ein paar Mal Tafel zu geben. Die andern Staatsminister haben blos 4000 Pf. jährlich, welches für einen unbemittelten Mann, wie z. B. Lord Palmerston einst war, beengend sein muß; denn der französische, russische und östreichische Botschafter haben ja 12,000 Pfd. reinen Gehalt, Wohnung und Tafelgelder nicht gerechnet. Wenn man aber Engländer auf diese Gehaltsanomalien ihrer Minister aufmerksam macht, so antworten sie bedeutungsvoll: „but look at their patronage!" — „aber betrachten Sie doch ihre Patronage"! Dieser den Engländern eigenthümliche Ausdruck bedeutet eine Gunst, die man von Amtswegen oder sonst auf materielle Weise Jemandem angedeihen läßt. Der sentimentale Deutsche möge wohl hier vorerst denken, der Vortheil, der den Ministern aus diesen Gunstverleihungen ersprießt — seien etwa Einladungen zu Tafeln 2c.; aber ein kurzes Nachdenken und einigermaßen Eingehen in die hiesigen Verhältnisse belehren uns eines Andern — denn hier ist ein Ausgleichen zwischen 5-

oder 4000 und 12,000 Pfd. nöthig. Die Stellenverleihungen, die einem englischen Minister anheimfallen, sind ungeheuer, denn sie erstrecken sich über die ganze Erde — darunter die General-Gouvernatur von Ostindien, einer Königswürde ersten Ranges gleich. Da mag denn zwischen den Herren (und auch den Damen) so manche kleine Verhandlung unterlaufen. Dergleichen kommen freilich nicht völlig zu Tage und können kaum bewiesen werden, man hört nur zuweilen das Echo des Gewittersturms von weitem — so in dem berüchtigtem Processe, der vor einigen Jahren gegen einen der Directoren der Ostindischen Compagnie wegen Verkaufs einer Stelle wirklich geführt wurde. Glücklicherweise starb aber der Angeklagte currente liti oder wurde verrückt. Wichtiger war der sogenannte Exchequer bill fraud, wo es bewiesen wurde, daß der Finanzminister die Wechsel der Schatzkammer, die er blos in seinem Amtsbureau zu unterzeichnen hat — auch eben zu Hause (!) unterzeichnete. Solche Enthüllungen sind immer ominös, denn wissentlich läßt sich eine Nation nicht betrügen, und dem Scandale von Teste und Cubière in Paris folgte die Revolution!

Aus Kassel.

— — Der Kurfürst von Hessen gehört zu den Ausnahmeexemplaren des menschlichen Geschlechtes, die ihren Ruhm darin suchen, keinen Freund zu haben im Leben. Sein Herz gleicht dem Gipfel jenes Zauberberges, den Niemand erreichen konnte, weil er dem Auge immer weiter entrückt wurde, je näher der Fuß ihm kam. Gerade die ihm am nächsten stehen, sind ihm am wenigsten zugethan, weil sie am meisten von den Launen dieses räthselhaften Menschen zu dulden haben, der sein größtes Glück darin sucht, das Glück Anderer zu stören.

Es ist eine alte Behauptung, daß es kein Buch gebe, welches nicht wenigstens Einen guten Gedanken enthielte, und keinen Menschen, der nicht wenigstens Eine gute Seite hätte. Die gute Seite des Kurfürsten habe ich eine Zeitlang in der Anhänglichkeit zu seiner Familie zu finden geglaubt, bin aber in diesem Glauben etwas wankend geworden, seit ich in Erfahrung gebracht, daß die Gräfin Schaumburg sich der künstlichsten Mittel bedienen muß, um nur den Schein eines guten Einverständnisses mit ihrem Gemahl vor der Welt zu erhalten.

Denken Sie sich einen stattlichen, kräftig gebauten Mann, hoch in den Vierzigern, von regelmäßigen Gesichtszügen, etwas finstern Augen und einer Haltung, welche vollkommen zu der Generalsuniform, seiner gewöhnlichen Kleidung, paßt, — und Sie haben das äußere Bild des Kurfürsten vor sich. Das Innere dieses Mannes ist schwerer zu veranschaulichen, denn seine Handlungen bilden eine ununterbrochene Kette von Widersprüchen, die sich nur auf zwei bestimmte Anhaltepunkte zurückführen lassen: einen grenzenlosen Egoismus und eine ebenso grenzenlose Verachtung des menschlichen Geschlechts. Er glaubt an keine Treue und Redlichkeit unter der Sonne. In seinen Unterthanen sieht er ebenso viele übermüthige Feinde, die er seine Macht fühlen lassen muß, so viel sich Gelegenheit dazu bietet, um sie im Zaume zu halten. Er haßt die Demokraten, weil sie die Gottesgnadenherrschaft abschaffen wollen; er haßt die Constitutionellen, weil sie die fürstliche Willkür beschränken wollen; er haßt die Orthodoxen der Kirche und des Staates, weil er die Einen für Heuchler und Speichellecker hält und weil die Andern sich ihren dienstwilligen Patriotismus am besten bezahlen lassen.

Das Militär war früher sein Steckenpferd und pomphafte Paraden sind noch immer sein Hauptvergnügen; aber seit er sich zu wiederholten Malen überzeugt, daß immer, wo es sich darum handelte, ihn oder die Verfassung zu stützen, das Militär bis auf den letzten Mann Partei für die Verfassung nahm, ist er auch gegen das Heer mißtrauisch geworden, und wo sich nur irgend eine Gelegenheit bietet, läßt er es den Offizieren entgelten, daß sie sich nicht zu willenlosen Werkzeugen des Throns machen wollen. Das nachahmenswertheste Beispiel von Herrschergröße scheint er in der Handlungsweise des Kaisers Nicolaus gefunden zu haben, der einmal einen Rittmeister nach Sibirien verbannte, zur Strafe dafür, daß ihm auf der Parade ein Sporn abgefallen war. Zum Glück für das Land ist der Machtumfang des Kurfürsten von Hessen etwas beschränkter; dagegen läßt er sich aber auch innerhalb der ihm gezogenen Grenzen keine Gelegenheit entgehen, Proben seiner Despotennatur abzulegen. Ich führe zur Veranschaulichung einige Beispiele an.

Oberst v. B., ein allgemein geachteter Offizier, hatte sich vor einem Thore von Kassel eine elegante Sommerwohnung eingerichtet und pflegte in seinen Mußestunden sich mit Blumen zu beschäftigen.

Eines Tages überraschte der Kurfürst beim Spazierenreiten den Oberst, wie dieser eben mit großer Sorgfalt seine Blumenbeete begießt. Sofort hält der Landesvater sein Pferd an und läßt Herrn v. B. zu sich kommen. „Was muß ich sehen, Herr v. B.! paßt sich solche Arbeit für einen Stabsoffizier? Eine Gießkanne in der Hand? Sie würden wohlthun, Ihre Uniform mehr in Ehren zu halten.“ Also stotterte der Allergnädigste mit seiner nichts weniger als wohlklingenden Stimme, und — acht Tage darauf war Herr v. B. versetzt und mußte es andern Leuten überlassen, sein Haus zu bewohnen und seine Gärten in Ordnung zu halten. Aehnlich erging es einem hochgestellten Civilbeamten, der sich ebenfalls ein neues Haus gebaut hatte, und als es kaum fertig war, Kassel verlassen mußte, blos weil er sein Haus so comfortable eingerichtet und sich so darauf gefreut hatte, es zu bewohnen. Man pflegt seitdem in Kassel zu sagen: „Wenn Sie versetzt zu werden wünschen, so bauen Sie ein neues Haus und richten Sie es recht wohnlich ein.“

Uebrigens bedarf es nicht immer so kostspieliger Mittel, um dem Kurfürsten Gelegenheit zu geben, seine Herrschergewalt zu üben. Es wurden schon Stabsoffiziere aus Kassel entfernt, blos weil sie mit freisinnigen Männern, wie Wippermann u. A., intimen Umgang gepflogen, und Civilbeamte wurden versetzt, blos weil der Kurfürst ihnen Dank schuldig war für die Aufopferung, welche sie ihm in gefährlichen Momenten bewiesen hatten. Denn es ist eine der Eigenthümlichkeiten Sr. königl. Hoheit, daß er es für eine Erniedrigung hält, anzuerkennen, Jemandem zu Dank verpflichtet zu sein. — Eben weil er Niemandem Vertrauen einflößt, schenkt er auch Niemandem sein Vertrauen. Selbst diejenigen Beamten, welche ihr Leben und ihre Ehre für ihn in die Schanze schlagen, stehen seinem Herzen um keinen Zoll näher, als alle übrigen Menschenkinder. Man würde sich z. B. sehr irren, zu glauben, daß Leute wie Hassenpflug und Consorten des Kurfürsten Vertrauen genössen. Er bedient sich ihrer blos, weil sie die willfährigsten Instrumente sind und gegen gute Bezahlung Alles mit sich machen lassen. Er weiß sehr genau, daß Hassenpflug's Treue und Patriotismus den Werth und die Dauer der ihm zugesicherten Pension nicht übersteigt; er weiß sehr genau, daß in der Stunde der Gefahr Hassenpflug der Erste wäre, der ihn verrathen würde; aber er findet einen

besondern Reiz darin, mit Menschen zu verkehren, deren Tugend keine Scheu erregt. Er behandelt Hassenpflug mit demselben Hochmuth, den dieser wiederum gegen die unter ihm stehenden Beamten ausübt; aber je mehr das hessische Volk seine Verachtung des ihm aufgedrungenen Premierministers kundgiebt, desto mehr sucht ihn der Kurfürst äußerlich mit Gunstbezeugungen zu überhäufen.

Daß ein solches Regiment auf die Dauer unhaltbar ist, bedarf keiner Beweisführung. In Kassel ist — außer den unmittelbar vom Kurfürsten abhängigen Creaturen — in diesem Augenblicke kein anständiger Mensch, der mit Hassenpflug verkehrt, trotz der ungeheuern Anstrengungen, welche von oben herab gemacht wurden, den Fälscher von Greifswalde zur gesellschaftlichen Geltung zu bringen. Es wurden Circulare umhergeschickt, um die hessische Ritterschaft zu einem Vertrauensvotum zu bewegen; aber alle Versuche zu diesem Zwecke blieben ohne Erfolg. Statt des Vertrauens wurde nur Mißtrauen rege gemacht. Bei den vorletzten Landtagswahlen setzte die Regierung nur einen ihrer Candidaten (Lieberknecht) durch; bei der letzten Wahl ging ihr auch dieser Eine verloren.

Nun haben die Hessen eine Landesvertretung, welche bis auf den letzten Mann aus oppositionellen Elementen besteht, und ein Ministerium, dessen Chef schon aus gesellschaftlichen Rücksichten dasselbe Land meiden muß, welches er regiert, während die übrigen Mitglieder, Abée, v. Baumbach und Lometsch an Unfähigkeit mit einander wetteifern und durch längeres Verbleiben im Amte nur dazu dienen können, den letzten Rest des Ansehens der Staatsgewalt beim Volke vollends zu untergraben.

Literaturblatt.

Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Drei historisch-politische Novellen von Uffo Horn. Leipzig, Costenoble & Remmelmann. — Politisch sind die Novellen nun wohl eigentlich nicht; ich wüßte auch nicht, was man sich darunter denken sollte. Es sind Novellen, die sich an historische Begebenheiten knüpfen — an den französischen Invasionskrieg, den siebenjährigen Krieg, und den Aufstand in Wallis. In diesen Zeiten ist allerdings auch Politik getrieben worden, wenn schon nicht in unserm Sinne. — Vielleicht hat der Verfasser darum seine Novellen politische getauft, weil er in der Vorrede seine eigenen politischen Beziehungen darstellt. Das Buch ist einer Wiener Edeldame, Frau Geneviève X. X. gewidmet, und einzelne Stellen dieser Widmung werden unsere Leser interessiren. „Ich war keineswegs überrascht oder befremdet, als ich kurz nach dem Ausbruche der Bewegung Ihre Unzufriedenheit mit der neuen Gestaltung der Dinge erfuhr. Ihre Weise, Ihre glänzende Begabung für die Gesellschaft, wie sie eben vor der Revolution in Oesterreich bestand, konnten Sie sich in dieser neuen stürmischen Wandlung nur gehemmt und gestört fühlen. Sie schreckten in unbehaglichster Ahnung zusammen, daß ein neues, Ihren bisherigen Gewohnheiten feindliches Leben beginnen werde, als das erste Sturmgeläut der Freiheit zu Ihnen drang. Dieser Glockenruf eines neuen Cultus verschüchterte Sie, — die Göttin, der es galt, wurde in Ihrer altgläubigen Phantasie zur bluttrinkenden Astarte, der Gattin des kinderfressenden Moloch. Sie fingen an, Ihren politischen Haß mit religiöser Energie zu treiben, und die heitere Philosophie, die Wien zum angenehmsten Aufenthalt in der Welt machte, schlug in einen Puritanismus um, der mit stillem Zorn die lustigen Flämmchen der Kamine schürte, mit dem Wunsch, es möchten Scheiterhaufen sein. Hab' ich doch selbst eine Dame da-

bei überrascht, als sie ein auto da fé mit Plakaten und Journalen feierte. Sie trug eine Haube mit schwarz und gelben Bändern, einen nonnenhaften, schwarzen Schlafrock, und verbrannte um wenigstens fünf Gulden bedrucktes Papier. Sie athmete den brenzlichten Leimgeruch, der ihr sonst Krämpfe zugezogen hätte, behaglich ein, der Salon, dessen schwere Draperien sonst nicht einmal durch den Duft einer Papiercigarre entweiht werden durften, rauchte wie die Höhle einer Pythia und dabei sang sie: „Gott erhalte unsern Kaiser!"

„Das, meine gnädige Frau, war aber nur ein Vorspiel zu den entschiedenen Thaten, mit denen die deutschen Frauen in Wien den zaghaften Ministerien vorangingen. Als das Laienthum in die Conclaves der Diplomatie und Büreaukratie eindrang, als laut und offen auf Markt und Straße, selbst in den Sacristeien der Priesterschaft, die bisher den Verkehr zwischen Fürst und Volk vermittelt hatten, wie der römische Clerus zwischen Gott und den Menschen, jene Forderungen ausgesprochen wurden, die sonst als „ausgesprochener Hochverrath" gegolten hätten, da bereiteten sich die deutschen Frauen in Oesterreich zu entschlossenem Widerstand auf ihrem Gebiete. In ihrem Reich sollten diese frechen Tempelschänder weder Aufnahme, noch Duldung mehr finden. Während die Pforten der Kaisersäle sich aufthaten, verschlossen sich die Thüren der Salons, jedes Stubenmädchen ward zur Barricade, jeder Diener zum spanischen Reiter. Eine Portierloge wäre, wie eine Redoute, nur mit Sturm zu nehmen gewesen. Wir Unglücklichen, die sonst die Auszeichnung genossen hatten, geduldet in dieser Gesellschaft zu sein, wir, die Musik machen, mit alten Fräuleins tanzen, über das Theater mitreden, und sogar einen Witz über Abwesende riskiren durften, wurden als Abtrünnige excommunicirt. Noch während die Männer uns die Hand drückten, mit uns Nationalgardendienst thaten, und auf der Wachtstube als Beweis demokratischer Sympathien Cabannas rauchten statt Regalias, war von den Frauen bereits jener stygische Bannfluch ausgesprochen, den keine Macht mehr lösen konnte. O die deutschen Frauen in Oesterreich wären nicht einmal durch eine canossische Kirchenbuße zu besänftigen gewesen, und wenn wir sie auch im historischen Costüm und mitten im Februarschnee geleistet hätten.

„Die deutschen Frauen in Oesterreich, welche in der Gesellschaft stets die erste Stimme gehabt, waren gewohnt, die Freiheit schüchtern und vorsichtig im stillen Mondenglanz um die Gitter wandeln zu sehen, die unser Land von der übrigen Welt trennten. Das arme Weib trug das wallende Gewand mit dem Schleier, das ihr Lenau und Anastasius Grün wohlmeinend umgehängt hatten. Man horchte ihrem leisen, gedämpften Gesang, wie einer Nachtigall im fernen Gebüsch. Die Melodie war es, die gefiel. Wir durften die einsame Wallerin grüßen, sogar leise mit ihr flüstern, ja ihr über die Stakets weg die Hand reichen, ohne daß die Frauen beißende Anspielungen auf eine mauvaise liaison gemacht hätten. Es wurde solcher stille Verkehr sogar als anständiger betrachtet, als der mit den Tänzerinnen des Kärnthnerthortheaters. Als wir aber das Götterweib in ihrer ursprünglichen Tracht, in der ärmellosen Tunica, die phrygische Mütze statt des Schleiers auf dem Haupt, im hellen Tagesglanz und auf dem prangenden Triumphwagen durch die Straßen geleiteten, war es vorbei mit dieser Nachsicht. Alsbald lautete die kategorische Erklärung von allen Lippen, frischen und welken, in nie erlebter Einstimmigkeit: „Entweder sie — oder wir!" — So ist es mit der Wiener Gemüthlichkeit gegangen. —

Freischaar-Novellen. Schilderungen und Episoden aus einem Kriegszuge in Schleswig-Holstein. Von Wilhelm Hamm. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. Der Verfasser, bekannt als Redacteur der agronomischen Zeitung und durch seine Schilderungen aus der Schweiz, die wir seiner Zeit in diesen Blättern besprochen haben, führte am 17. April 1848 eine kleine Schaar Freiwilliger aus Leipzig zu dem eben ausbrechenden Krieg nach Schleswig-Holstein. Er blieb daselbst bis zum Waffenstillstand von Malmoe, und hat seine Abenteuer in dem vorliegenden Büchlein auf eine anmuthige und lebhafte Weise erzählt. Einzelnes daraus haben schon früher die Grenzboten gebracht. Bei dem regen Interesse, welches die Sache gegenwärtig für ganz Deutschland gewonnen hat, werden diese Novellen sich einer lebhaften Theilnahme erfreuen. — Uns hat die Lectüre trüb' gestimmt. Der Kampf gegen Dänemark war nicht eine vereinzelte Angelegenheit, bei deren Ausgang es nur auf ein Mehr oder Minder angekommen wäre: er war geradezu der Prüfstein für die Kraft, für die Ehre des neu zu gründenden deutschen Reichs. Deutschland hat das Spiel verloren, und wir haben den Kelch der Bitterkeit noch nicht einmal bis auf die Neige geleert. Wenn es aber einmal zur Abrechnung kommen wird mit den Regierungen, in deren Hand die Ehre des Vaterlandes gelegt war, so wird Schleswig-Holstein am schwersten in die Wagschaale fallen.

Schleswig-Holsteins Gegenwart. Geschrieben nach der Schlacht von Idstedt von einem deutschen Offizier. Hamburg, Meißner und Schirges. — Ein Bericht über die Aufnahme einzelner Patrioten, die sich erst zur Bildung einer Freischaar, dann zum Eintritt in die Schleswig-Holsteinsche Armee meldeten. Das Erste wurde von vornherein mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen, das Zweite zerschlug sich gleichfalls. Der Verfasser warnt daher seine Landsleute vor einem voreiligen Versuch. Der Ton des Berichts athmet zu sehr das Nachgefühl persönlicher Kränkung, doch können wir aus demselben Manches lernen. Mit Freuden haben wir wahrgenommen, daß die Regierung der Herzogthümer, trotz der falschen Stellung, in welche Preußen ihr gegenüber gerathen ist, doch auf das Sorgfältigste jeden Schritt vermeidet, der Preußen irgendwie verletzen könnte. Sie hat recht daran, wie übel auch die öffentliche Meinung, und nicht ohne Grund, auf Preußens Verhalten zu sprechen ist. Denn wenn die Herzogthümer noch auf eine bessere Zukunft zu rechnen haben, so kann diese nur durch Preußens Vermittelung eintreten. Oesterreich schließt sich der Sache nach den Dänen an, während seine bezahlten Federn, um Preußen zu schaden, von der wohlwollenden Gesinnung des Wiener Cabinets für die deutsche Ehre Wunderdinge erzählen; die deutschen Kleinstaaten können nichts thun, auch wenn sie den guten Willen haben sollten. — Als einen Beitrag zur Einsicht in die an Schleswig-Holstein sich knüpfenden Fragen führen wir noch an: „Die Forderung der Statthalterschaft von Schleswig-Holstein an deutsche Regierungen für Verpflegung ihrer Truppen im J. 1849, von Karl Mathy. Frankfurt a. M., Brönner." Der Verfasser entscheidet natürlich zu Gunsten der Herzogthümer. Es sollte auch diese Streitfrage, die allerdings mehrere Bedenken hat, wie das nicht anders sein kann, wenn von einem Reichskrieg die Rede ist, und dennoch die Kosten desselben dem guten Willen der einzelnen Regierungen überlassen bleiben, uns auffordern, einen Zustand aufzuheben, der seiner innern Widersprüche wegen unerträglich ist, oder wenigstens nicht zu ihm zurückzukehren, wenn man sich seiner theilweise entledigt hat.

Die Zauberin Kirke. Heitre Reime von Bernhard von Lepel. Berlin, Mittler's Sortim.-Buchh. — Artige Verse, gegen die modernen Pietisten und gegen die Demokraten zugleich gerichtet. Ein Exemplar von beiden Gattungen wird durch den Zauberstab der alten Göttin in jene Menagerie geführt, die auch Odysseus Gefährten erwartete.

Schwarz war des Candidaten Fell,
Als wär' er im Frack zu sehen,
Doch das des Philosophen hell,
Nach seinen lichten Ideen;

Des Doctors Kopf mit rothem Haar
Als Jacobinerkäppchen,
Und unter des Pfaffen Hals ein Paar
Schleeweiße Speichelläppchen.

Und wie verschieden weiter noch
An Grunzen, Wuchs und Kleide,
Ist's Ein Geschlecht nach Buffon doch,
Porcus communis beide.

Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou, frère de St. Louis, par le Comte Alexis de St. Priest. Der Verfasser sucht in diesem, übrigens mit dem gründlichsten Quellenstudium abgefaßten Werk den französischen Standpunkt dem Deutsch-Ghibellinischen gegenüber festzustellen, die Rechtsansprüche des Erben der Hohenstaufen in Zweifel zu ziehen, und die Hinrichtung desselben wenigstens vom Gesichtspunkt der politischen Nothwendigkeit begreiflich zu machen.

Ein Jahr in Italien. Von Adolf Stahl. Dritter Band. Oldenburg, R. Berndt. Wir haben die beiden ersten Bände dieser interessanten Reisebeschreibung seiner Zeit ausführlich besprochen. Zwischen dem Erscheinen des ersten und des letzten Bandes liegt nur die Revolution. Stahl hat sich an derselben zwar nicht activ, aber durch mehrfache Schriften betheiligt. Nach der Täuschung in so viel Hoffnungen, der Auflösung so vieler Ideale muß ihm diese geistige Rückkehr in einen unbefangenen, nur von der Kunst und der Natur getragenen Zustand eine Erquickung gewesen sein. Etwas davon weht auch den Leser an, der sich mit ihm in gleicher Lage befindet.

Berichtigung. Ein Freund Fr. Gerstäcker's (Herr Otto Wigand jun.) macht uns die Mittheilung, daß der Roman: die Quäkerstadt u. s. w., um dessentwillen wir ihn getadelt haben, nicht von ihm herrühre, sondern die Uebersetzung eines amerikanischen Buchs sei. Wir nehmen diese Berichtigung mit Vergnügen auf, können aber in diesem Fall einen gelinden Tadel gegen die Verlagsbuchhandlung (Otto Wigand) nicht unterdrücken, daß sie auf den Titel setzt: „Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Nach dem hinterlassenen Manuscript des Herrn K., Advocaten in Philadelphia. Von Fr. Gerstäcker. Dritte Auflage." Das hinterlassene Manuscript wird dann in der Vorrede in jener novellestischen Form geschildert, mit der die Romanschreiber in der Regel ihren Erfindungen den Anschein der Authenticität zu geben suchen, nicht um das Publicum zu täuschen, sondern weil es die Mode so mit sich bringt.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Die Union und die Liga.

Preußischer Brief.

Die Krisis, in welcher die Sache der Union in diesem Augenblicke schwebt, macht es für die Partei der Union unerläßlich, sich auf die verschiedenen Eventualitäten zu rüsten, und sich ernstlich die Frage vorzulegen, wie weit der Gedanke, mit dem sie steht und fällt, auch im schlimmsten Falle noch festzuhalten ist. Eine Einigung darüber, was die Partei selbst will, und über den Weg, den sie einzuschlagen hat, um dieses Ziel, wenn auch nicht zu erreichen, doch wenigstens nicht aus den Augen zu verlieren, thut viel dringender Noth als die unausgesetzte Polemik gegen Preußen, die doch Keinem etwas Neues lehrt, denn daß Preußen nicht im Sinne unserer Partei gehandelt, daß es sich durch eigene Schuld die für seine Ehre und seine Macht höchst bedenkliche Wendung der deutschen Angelegenheiten zugezogen hat, darüber ist schon seit langer Zeit kein Mensch mehr im Unklaren. Gerade weil die Partei zu viel, und unberechtigte Hoffnungen auf Männer wie Radowitz und Manteuffel gesetzt hat, ist sie jetzt in Gefahr, sich selbst zu verlieren. Schon fangen einige Blätter, die bisher treu zu ihr gehalten, an, sich die Möglichkeit einer Regeneration Deutschlands auf einem andern Wege als dem der Union zu denken.

Dieses Schwanken ist höchst gefährlich für unsere Entwickelung, und man kann nicht häufig genug folgende Wahrheit, die einzige Errungenschaft unserer Revolution, in's Gedächtniß rufen: die Regeneration Deutschlands in der Weise, daß eine gemeinsame, durch ein Volksparlament influencirte Regierung es gegen Außen hin mit souveräner Machtvollkommenheit vertritt, und im Innern die allgemeinen Angelegenheiten ordnet, ist so lange unmöglich, als innerhalb des Landes zwei souveräne, europäische Mächte sich befinden. Denn weder die eine noch die andere wird sich in ernsthaften Dingen einer Abstimmung fügen, wo die Entscheidung bei den Kleinstaaten ruhen müßte, und wo keine einheitliche Regierung da ist, ist ein Parlament etwas sehr Ueberflüssiges.

Eine Regeneration Deutschlands in diesem Sinne ist, wenn man von einer demokratischen Revolution, die das Unterste zu oberst kehrt, und bei der man nie

wissen könnte, was zuletzt daraus werden soll, abstrahirt, nur auf zwei Wegen denkbar.

Entweder verliert die eine der beiden Mächte ihre Souveränetät, und wird ein Vasall der andern — ein Fall, der nicht im Reich der Wahrscheinlichkeiten liegt.

Oder die beiden Mächte trennen sich von einander, jede von ihnen zieht diejenigen Kleinstaaten, die in ihr Rayon gehören, in ihren politischen Organismus, und so ergänzt, treten sie dann mit einander in ein völkerrechtliches Bündniß.

Die letztere Form ist, abgesehen von ihrer leichtern Durchführung, auch darum der ersten vorzuziehen, weil die Macht, welche die andere unterdrückt, bei der Lage der Dinge doch nur Oestreich sein könnte; Oestreich darf aber in Deutschland darum die Hegemonie nicht führen, weil seine eigenthümlichen Bildungselemente von den Deutschen wesentlich verschieden sind.

Es bleibt also die Bildung einer Union mit Preußen an der Spitze, wie die Verhältnisse auch immer sich gestalten mögen, der einzige rationelle Weg, uns unserm eigentlichen Ziel zu nähern. Sehen wir zu, auf welche Weise sich auch für den schlimmsten Fall dieser Weg festhalten läßt.

Im Anfange, wo das Princip rein hervortrat, im Programm Gagern (mehr als in der Verfassung vom 28. März, die sich den sehr bedenklichen Anschein gab, als sollte das Gesammtgebiet des Bundes zum Reich gehören), und allenfalls auch noch in dem Dreikönigsbündniß, handelte es sich allerdings um eine unmittelbare staatsrechtliche Trennung des deutschen Bundes in die Union einerseits, Oestreich andererseits, und um die Anknüpfung eines neuen, völkerrechtlichen Verhältnisses zwischen beiden Staatsgebieten.

Als aber durch den Abfall Hannovers die geographische Basis der Union durchlöchert wurde, konnte von einer solchen Scheidung nicht mehr die Rede sein, um so mehr, da die eigenthümliche Verwickelung der schleswig-holsteinschen Rechtsfrage einen völkerrechtlich anerkannten Rechtsboden nothwendig machte, und da dieser kein anderer sein konnte, als die Bundesacte.

Sobald man die Nothwendigkeit einer Reorganisation des alten Bundes anerkennt, handelt es sich nur um die Modalität derselben. Hier ist — abgesehen von dem Streit über den Vorsitz, den man als eine bloße Frage der Etikette füglich bei Seite setzen kann — der wesentlichste Differenzpunkt zwischen den beiden Heerlagern ein doppelter gewesen.

Einmal bestreitet Oestreich die Möglichkeit, eine Reform der Bundesverfassung, gegen die es an sich nichts einzuwenden hat, auf einem andern, als dem in der alten Bundesverfassung vorgesehenen Wege eintreten zu lassen.

Sodann bestreitet es Preußen das Recht, mit der Bildung eines Separatbundes vorschreiten zu dürfen, bevor auf bundesrechtlichem Wege darüber entschieden, ob derselbe mit dem weiteren Bund überhaupt in Einklang zu bringen

sei. Zu diesen Schritten, deren Rechtmäßigkeit es bestreitet, zählt es auch die Ausführung der Militär-Conventionen.

Beides würde nicht viel zu bedeuten haben, wenn es bloße Rechtsbedenken wären, und wenn ihnen Preußen die Wucht der Thatsachen entgegenwerfen könnte. So steht es aber nicht, oder so steht es wenigstens nicht mehr. Bald wird die Communication der Unionsstaaten mit einander überall durch thatsächliche Hindernisse versperrt sein, und die Basis der Union — die Kleinstaaten nämlich, die den Willen haben, sich an Preußen anzuschließen — wird von Tage zu Tage zweifelhafter. Jedes Abwarten verstärkt die Liga und schwächt die Union. Da eine Entscheidung erfolgen muß, und da es mehr als zweifelhaft ist, daß Preußen diese Entscheidung der Gewalt der Thatsachen anheimzustellen geneigt sein sollte, so dürfte allerdings nichts übrig bleiben, als der Weg der Verhandlungen — Verhandlungen, die, wie die Sachen jetzt stehen, schwerlich auf andere Weise geführt werden dürften, als leider in den Formen des alten Bundesrechts. Sehen wir zu, ob das Eingehen auf diese Formen — falls Preußen darauf eingeht — mit dem Aufgeben des Unionswerks identisch ist.

Wenn die Großdeutschen von einer Bundesreform sprechen, so wollen sie damit eine Verstärkung der Bundesgewalt, allenfalls Volksvertretung u. s. w. andeuten, kurz eine Befriedigung des Nationalwillens, wie er sich im Jahre 1848 ausgesprochen hat, innerhalb des weitern Bundes. Oestreich denkt keinen Augenblick daran, aber es hütet sich wohl, diese abweichende Meinung auszusprechen, weil es vorläufig die Großdeutschen gegen Preußen zu benutzen gedenkt.

An eine Verstärkung der Bundescentralgewalt gegen die größern Regierungen denkt kein Staat der Liga. Es kann ihnen nur um eine Verstärkung derselben gegen die eigentlichen Kleinstaaten und gegen die demokratischen Bewegungen zu thun sein. Das Erstere — eine Absorption der Kleinstaaten durch die Mittelstaaten, das Schlimmste, was Deutschland widerfahren könnte, können die Unionsregierungen auf bundesrechtlichem Wege verhindern. In Beziehung auf das Zweite dürften sich leider beide Parteien nicht so ferne stehen, und doch ist auch hier ein innerer Grund vorhanden, daß die Befugnisse der Bundescentralgewalt eher beschränkt als erweitert werden dürften. Es liegt dieser Grund in der Umwandlung Preußens in einen constitutionellen Staat.

Denn die Einwirkung des Bundes, der als solcher nothwendig die Repräsentativformen ausschließt, auf die innern Rechtsverhältnisse ist unvereinbar mit dem Fortbestehen der Verfassungen. Karlsbader Beschlüsse sind wohl gegen Kleinstaaten durchzuführen, die immer nur den Schein constitutionellen Lebens haben können, weil dieses nur in souveränen, unabhängigen Staaten gedacht werden kann; aber nicht gegen einen Staat von der politischen Machtentwickelung Preußens. So lange Preußen ein constitutioneller Staat bleibt, wird es auch seine Souveränetät behaupten, wird es den nach Einheit strebenden Staaten den Mittelpunkt

hergeben. Die Hoffnung der Union knüpft sich lediglich an die Fortdauer der preußischen Verfassung.

So lange also Preußen an der Union in ihrer jetzigen Form festhält und folgerecht den Eintritt in den erneuerten Bundestag überhaupt oder wenigstens so lange verweigert, bis in demselben das Princip der Union im Voraus anerkannt ist, wird ihm unsere Partei auch darin zur Seite stehen. Aber in dieser Lage wird sie sich voraussichtlich nicht lange befinden. Preußen wird es müde werden, seine Schutzbefohlenen bei Nacht und Nebel auf Schleichwegen an den Barrieren vorüberzuführen — und ich muß gestehen, daß dergleichen für das persönliche Ehrgefühl höchst verletzend ist und dem Zweck in keiner Weise entspricht; und so müßte es, wenn es die Union außerhalb des Bundes aufrecht halten will, entweder sich „auf das Gebiet der Thatsachen begeben", oder Baden, Oldenburg, Bremen, und dann wohl überhaupt einen nach dem andern seiner Bundesgenossen zu verlieren gewärtig sein. Es wird sich also die Frage vorlegen müssen, was es in Beziehung auf die Union aufgibt, wenn es, ohne vorhergehende Anerkennung derselben von Seiten Oestreichs oder der Liga, seinen Eintritt in die alten Formen nicht länger verweigert.

Da dieselbe innere Nothwendigkeit, welche vorher die kleinen Staaten mit ihm vereinigt hat, fortbesteht trotz aller Rechtsverwickelungen, so verliert es nichts als den Rechtszwang, den es gegen die Renitenten anwenden konnte. Da es aber in seiner Absicht niemals gelegen hat, sich dieses Rechtszwangs zu bedienen, so ist das nicht zu viel.

Preußen kann es innerhalb des Bundes durchsetzen, daß die Bundesgewalt auf die nothwendigsten Attribute — ungefähr auf die Befugnisse des Interim — eingeschränkt wird. Es kann dadurch, daß es die Veröffentlichung aller Bundesverhandlungen durchsetzt, im Sinne der Freiheit wirken. Es kann die Rechte seiner Stände den Gelüsten der Reaction gegenüber vertreten.

Als ein positives Bildungsmoment seiner Union bietet sich ihm der Zollverein. Aufkündigung desselben an diejenigen Staaten, welche der Union nicht beitreten, Ermächtigung des Unionsparlaments, über die gemeinsamen Zoll- und Handelsangelegenheiten zu entscheiden, Bildung einer gemeinsamen Zollvereinsverwaltung unter Preußens Vorsitz nach Art des projectirten Fürstencollegiums, das bisher doch ohne eigentlichen Inhalt war — und in einigen Jahren wird die Union eine Bedeutung und auch einen Umfang haben, der weit über die gegenwärtige Anlage hinausgeht — denn die deutschen Mittelstaaten, mit Ausnahme Hannovers, können sich weder an das österreichische Tabaksmonopol u. s. w. anschließen, noch für sich bestehen. Hannover kann aber in dieser Form am ersten gewonnen werden.

Innerhalb des Bundes kann Preußen ferner energisch für die Sache der Herzogthümer wirken, für die es in seiner jetzigen isolirten Lage nichts thun

kann. Es kann durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen den gleißnerischen Verbündeten entlarven, welches mit der einen Hand das Londoner Protokoll — eine Art Garantie für die Integrität des dänischen Staats, d. h. für das vollständige Aufgeben der Herzogthümer — unterzeichnet, mit der andern dem lieben Publicum die Mittheilung machen läßt, nur Preußen sei an dem Untergang der deutschen Sache in Schleswig-Holstein Schuld, weil es kein deutsches Herz habe.

Für die constitutionelle Partei wird aber neben der Aufrechthaltung der landständischen Verfassung gegen eine etwaige neue Auflage der Karlsbader Beschlüsse der fortdauernd wiederholte Antrag an die Kammern und resp. an die Regierung auf Anschluß an die Union das gemeinsame Stichwort bleiben, auch wenn die wirkliche Anzahl der Unionsmitglieder auf ein Minimum zusammenschrumpft, auch wenn kein anderer Staat bei Preußen bleibt, als etwa Anhalt-Dessau; ja wenn zuletzt Preußen mit seinem Anerbieten der Union allein bleiben sollte.

Der Friedenscongreß zu Frankfurt.

In der Paulskirche, jenem theuern Tempel unserer Hoffnungen, jenem Denkmal unserer Schmach, wo ein Jahr lang die besten Männer unsers Volks in schmerzlicher Anstrengung sich abmühten, ihrer Nation ein Vaterland zu gründen, hat jetzt ein anderes Schauspiel begonnen, nicht mit den tragischen Ansprüchen jener an sanguinischen Hoffnungen, burschikosem Uebermuth und biederer Treuherzigkeit überreichen Tage, aber unendlich bunter, ergötzlicher, phantastischer, die Crême der kosmopolitischen Romantik. Albion hat 250 seiner geschäftskundigen und menschenfreundlichen Söhne unter der Anführung des großen Agitators Richard Cobden abgesendet, um durch moralische Einwirkung die freie Einfuhr ihrer Fabrikate und Colonialwaaren in Deutschland vorzubereiten, die psalmsingenden Rundköpfe Nordamerika's schicken ihre Apostel, Elihu Barrit an der Spitze, das neue Evangelium im Mutterlande zu verkündigen, und einige Pariser Windbeutel, voran Herr Emile de Girardin, der geistreichste und dreisteste Charlatan, den Frankreich hervorgebracht, gesellen sich dazu, wohl mehr des Amüsements wegen, als in Geschäftssachen. Victor Hugo ist nicht gekommen; die verächtliche Behandlung, die er in der Nationalversammlung von seinen Gegnern erlitten, hat seiner Gesundheit geschadet, aber er hat dem Congreß einen faden Brief geschrieben. Es fehlen auch nicht getaufte Neger, die Lamartine's schwarze Marseillaise aus Toussaint-Louverture singen, und um den Eindruck vollständig zu machen, tritt auch ein indianischer Häuptling im Nationalcostüm auf, wie wir es aus Catlin und Cooper kennen, mit der blauen Eidechse auf der Brust, dreifarbig im Gesicht tättowirt, einen Löwenschleif hinter sich schleppend, und ungegerbte Hirsch-

felle an den Beinen: er hat im Namen seiner Stämme Deutschland die Friedenspfeife vorgeraucht und heißt: Kagagagabauh! Diese Versammlung hat sich vorgesetzt, den Krieg abzuschaffen, und Haynau hat verwundert zugehört.

Die Scene erinnert lebhaft an die philosophische Gesandtschaft, die Anacharsis Clootz, als Repräsentant der befreiten Menschheit, dem glorreichen Convent zuführte, um ihm im Namen sämmtlicher Völker der Erde, von den Kamtschadalen bis zu den Hottentotten, den Dank auszusprechen, daß er auf Erden das Reich Gottes eingeführt.

Zu meinem größten Erstaunen hat sich bei dieser Gelegenheit das deutsche Volk im höchsten Grade gemüthlos gezeigt. Man hätte doch denken sollen, die Ehre, neben Engländern und Franzosen zu sitzen, hätte unsere guten Landsleute zu Tausenden zusammentreiben sollen. Aber nein! Es sind nicht mehr als einige 30—40 gekommen — der eigenthümlichen Verhältnisse Deutschlands wegen, wie der Vorsitzende, Herr Jaup (hoffentlich nicht der ehemalige darmstädtische Minister!) entschuldigend hinzusetzte, wie wir aber sagen möchten, weil in der letzten Revolution dem Deutschen mit den Jahren denn doch auch der Verstand gekommen ist.

Denn gibt es eine abgeschmacktere Parodie auf alles politische Wesen, als diese Versammlung, in der ein Heiliger nach dem andern auf das Katheder steigt, um sein Schul-Exercitium über den Nutzen des Friedens und den Schaden des Krieges herzuplappern, gerade wie wir es in Quarta und Tertia gethan, mit keinem Hellerwerth mehr geistiger Reife der politischen Bildung. Es sind zugleich Uebungen im Englischen und Französischen, denn die Herren von jenseit des Canals und von jenseit des Rheins verstehen die Sprache des Volks nicht, das sie bekehren wollen. Und dazu diese fortwährenden Gebete, diese beständigen Anrufungen des Himmels! Du sollst den Namen Gottes nicht unnützlich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

Für uns Deutsche hat aber die ganze Farce noch etwas besonders Gehässiges. Unsern zwar verunglückten, aber sehr ernsthaft gemeinten, schmerzhaften Anstrengungen im vorigen Jahre gegenüber hat sich die große Mehrzahl des englischen wie des französischen Volkes — ich kann nicht anders sagen als gemein benommen. Was wollen ein paar verständige Leute, wie sie im Daily News schreiben, gegen die Masse der verstockten, engherzigen Krämer und Aristokraten sagen. Und nun kommen diese Männer her, uns friedfertige Gesinnungen einzuflößen. Gebunden an allen Gliedern, verhöhnt von leichtfertigen Buben, die mit Bequemlichkeit unserer spotten können, weil sie durch ein unverschuldetes Glück in der Freiheit geboren wurden, sollen wir auch noch Sanftmuth lernen. „Allerdings, lieben Freunde," ermahnt uns ein näselnder Quäker, „man behandelt euch sehr schlecht, aber so dir Jemand giebt einen Streich auf den einen Backen, so reiche ihm den andern, spricht der Herr." „Freilich," schmunzelt der Krämer

von der Themse, „thut man euch in Dänemark Unrecht, aber nehmt doch einen Schiedsrichter! alle Völker sind Brüder, und Nicolaus und Napoleon werden gern erbötig sein, eure Sache zu schlichten.“

— Im Krieg fallen die Fonds, die Geschäfte stocken, Handel und Gewerbe kommen in Abnahme, ganz abgesehen von dem Unglück im Einzelnen, das niemals ganz zu vermeiden ist. Ich bin weit entfernt, dergleichen gering anzuschlagen. Aber es giebt Dinge, die höher stehen, als diese einzelnen Zweige der Cultur, deren Versäumniß immer nachgeholt werden kann. Sollen wir in Deutschland die sittliche Basis gewinnen, ohne die alle Cultur unfruchtbar bleibt, so müssen wir uns als Nation zusammenfassen; die letzten Jahre haben wieder recht lebhaft gezeigt, daß das ohne einen ernsten, schweren Krieg nicht gehn wird. Mit einem nicht gemeinen Instinct hat Herwegh dem König von Preußen zugerufen:

Sieh, wie die Jugend sich verzehrt
In Gluthen eines Meleager!
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten sie ins Lager.

Aber leicht wirds, den Frieden zu predigen für diejenigen, welche im Besitz sind.

Die Legitimen und die Geächteten.

Neben dem Congreß der Friedensfreunde erfreut sich Deutschland noch einer zweiten, ziemlich zahlreichen ausländischen Versammlung. Wiesbaden ist für die französischen Legitimisten ein zweites Coblenz geworden, und während der Neffe des Kaisers mit den ihm wohl oder übel bewilligten Millionen die Departements bereist und die Herzen der Bürgermeisterfrauen durch kleine Brillantnadeln zu gewinnen sucht, die er in stark beladenen Frachtwagen sich nachfahren läßt, versammelt Heinrich V., das Kind des Wunders, wie ihn Victor Hugo seiner Zeit nannte, das Heerläger seiner Getreuen um sich — darunter außer den Namen der Rococo-Herzöge und Marquis auch einige Chouans in den legitimen Holzschuhen und den rothen Räuberbinden — um ihnen das Stichwort ihrer neuen Rolle zu ertheilen. Die Legitimisten haben zum zweitenmal ihre Sache von der allgemeinen der conservativen Partei getrennt. Auf höhere Verordnung werden sie nicht mehr dem Präsidenten, nicht mehr den Orleanisten in die Hände arbeiten, sondern unmittelbar für die Zwecke des göttlichen Rechts zu wirken suchen. Herr Berryer ist ihnen definitiv zum Führer gegeben, dagegen der Held der Vendée, Marquis von Larochejacquelein, sehr ernst in seine Schranken verwiesen, theils wegen zu ungebärdigen Betragens im Allgemeinen, theils weil er immer wieder auf jenen

nerst vom Abbé Genoude und der Gazette de France empfohlenen Versuch zurückkommt, das legitime Königthum durch eine Abstimmung des Volks wieder herzustellen, also die Legitimität auf die Volkssouveränetät zu propfen.

Die hochgebornen Gäste, welche diesmal ihren Herrn und König zu Wiesbaden verehren, hatten zu den Zeiten Louis Philipp's einen ähnlichen Abstecher nach Belgrave-Square gemacht. Damals wurden sie von der Kammer für die Doppelzüngigkeit ihres Lehnseides gebrandmarkt, und gerade die conservative Partei wurde nicht müde, sie mit Hohn und Spott zu überhäufen. Als sich Berryer mit etwas übertriebenem Pathos darüber beschwerte, daß man Frankreich seine großen Erinnerungen rauben wolle, erwiderte damals Dupin — jetzt wieder Präsident der Nationalversammlung — das wolle man keineswegs, man habe ja Molière ein Denkmal errichtet, dem großen Dichter, der solche Lächerlichkeiten, wie die Wallfahrt nach Belgrave-Square, mit Glück gegeißelt habe.

Wie wird sich diesmal die Partei verhalten? Eigentlich ist die Sache dadurch noch complicirter geworden, daß unter den Pilgern nach Wiesbaden einige von den Männern sind, denen die Nationalversammlung bei ihrem Auseinandergehen die Hut der Verfassung anvertraut hat. — Freilich dürfen diesmal die Orleanisten ihre Verweise nicht sehr laut werden lassen, denn sie haben ihre Aufwartung bei der erlauchten Person, welche für sie der Mittelpunkt Frankreichs ist, bereits gemacht, wenn auch mit weniger Feierlichkeit und Salbung, als die legitimistische Aristokratie. Die bürgerliche Generation, welcher die jüngere Dynastie angehört, geht selbst in ihren Aufzügen mit dem Regenschirm; sie scheidet sich auch äußerlich von dem beneideten Faubourg St.-Germain.

Wie dem auch sei, die compacte Masse der sogenannten conservativen Partei wird nicht lange mehr zusammenhalten. Je näher die Zeit der Entscheidung rückt, je schroffer werden die bestimmten Interessen sich von einander sondern. Heinrich V. hat erklärt, daß vorläufig von einer Annäherung zwischen den beiden Linien des Hauses Bourbon keine Rede wäre, daß er aber zehn Schritte thun wolle, sobald der Chef der Orleans einen thäte. Es steht indessen dieser Versöhnung Manches im Wege. Die Legitimisten, die zwar durch Gründung der Republik sehr bedeutend an Terrain gewonnen haben, sind doch noch immer die unterdrückte Partei, denn es handelt sich hier nicht bloß um die dynastische Frage, der ganze gesellschaftliche und rechtliche Zustand Frankreichs ist ein Protest gegen ihr Princip. Die Bourgeoisie, welche durch die Julirevolution zur Herrschaft gekommen ist, kann warten; sie ist doch im Besitz. Es wäre nicht undenkbar, daß sie sich vorläufig mit den Bonapartisten — d. h. mit den naiven Stellenjägern, die vive Napoléon! rufen, weil vom Präsidenten die Aemter und die Besoldungen ausgehen — vereinigten, um das Werk der Repression mit gemeinsamen Kräften zu fördern, und eine Krisis zu vermeiden, die immer von Gefahren begleitet ist.

Aber der Mann, den Frankreich in seiner Noth, weil kein besserer möglich

war, zu seinem Heiland ausersehen hat, bleibt für die Gutgesinnten immer ein bedenklicher Führer. Geheilten Wahnsinnigen ist niemals recht zu trauen. Bis jetzt schwebt Louis Napoleon noch immer in dem Wahn, die sechs Millionen Stimmen, denen er eine solche Stellung verdankt, seien der Ausdruck persönlicher Ergebenheit; er läßt daher auch nicht ab, sich auf diese sechs Millionen zu berufen und sich als den eigentlichsten Repräsentanten des französischen Volks darzustellen. Wenn er aber in dieser Gewißheit erschüttert wird, so ist vorauszusehen, daß in einem an Staatsstreiche gewöhnten Zeitalter auch andere Mittel gesucht und gefunden werden dürften, das Recht der Thatsachen über geschriebenes und scholastisch deducirtes Recht hinauszustellen.

Beide Parteien, Bonaparte wie die Orleanisten, werden im französischen Volk immer einen Anklang finden, ihrer gemeinschaftlichen Gegner wegen. Denn bei den Legitimisten handelt es sich nicht bloß um das Successionsrecht, auch nicht bloß um die mehr oder minder ausgeführte Wiederherstellung des Adels in seine alte Bedeutung; das charakteristische Kennzeichen der Partei ist vielmehr ihr Bündniß mit der Kirche. Wenn auch im gegenwärtigen Augenblick die Furcht vor den Rothen so allgemein ist, daß selbst die Schüler Voltaire's, um ihr Geld zu schützen, sich an den Stuhl Petri und seiner Apostel klammern, so ist die Kirche durch ihre neu erfochtenen Siege doch zu übermüthig geworden, um nicht ihrerseits einen ähnlichen Schreck einzuflößen. Die neulichen Vorfälle in Sardinien sind ganz geeignet, so Manchem, der vor Angst noch nicht ganz den Verstand verloren hat, die Augen zu öffnen. Für die Legitimisten kann diese Solidarität mit den Jesuiten verhängnißvoll werden.

Der Zerfall der Conservativen würde nicht so schnell eingetreten sein, wenn die Schwäche ihrer Gegner sie nicht sicher gemacht hätte. Nie hat eine Partei einen kläglicheren Ausgang genommen, als die der Sieger des Februar. *) Die parlamentarischen Republikaner sind bei allen Parteien in gleichem Verruf; Herr von Lamartine versucht alle möglichen Beschäftigungen, er schreibt Feuilleton=

*) Wir geben bei dieser Gelegenheit eine Uebersicht über die bemerkenswerthesten Schriften, die sich mit der Geschichte der Februarrevolution beschäftigen. Zu den Darstellungen jener Tage vom persönlichen Gesichtspunkt gehören: Bulletin de la République, 1848. — Mémoires de M. Caussidière, 2 Bde. 1849. — Hist. de la rév. de 1848, par Lamartine, 2 Bde. 1849. — Pages d'hist. de la rév. de Février, par Louis Blanc, 1 Bd. 1850. — Les Confessions d'un révolutionnaire, par Proudhon, 1 Bd. 1850. — Ausgeführte Geschichten: Hist. de la rév. de 1848, par Daniel Stern (Gräfin Agout), 1 Bd. 1850. — Hist. de la rév. fr. de 1848, par Charles Robin, 2 Bde. 1850. — Hist. du gouvernement provisoire, par Elias Regnault (Anhänger Lamartine's) 1 Bd. 1850. — Hist. de l'assemblée nationale constituante, par Babaud Larivière, 1850. — Hist. de la rév. de Février, par Alfred Delvau, 1 Bd. 1850. — Zur Chronique scandaleuse der Revolution dienen: Les conspirateurs, par Chenu, 1850. — La naissance de la république, und Hist. des sociétés secrètes et du parti républicain, par Lucien de la Hodde. — Le gouvernement provisoire, par Ch. de Lavarenne.

Romane (Géneviève), worin er nach alter Gewohnheit mit großer Selbstgefälligkeit sich Weihrauch streut, er arbeitet für die Bühne Negerstücke, er macht Reisen nach dem Orient, in dem einmal Lady Esther Stanhope seine eigentliche Bestimmung fand, weil seine Fußplatte arabisch gewölbt sei, geeignet, die Wüste zu betreten; er schreibt auch romantische Belehrungen für die Volkspolitik nach Art des Herrn de Lamennais, salbungsvoll und mystisch-unbestimmt, wie es sich für einen Apostel ziemt, aber in den Kreisen des eigentlichen Staatslebens hat man aufgehört, von ihm zu sprechen. Victor Hugo und Andere legen sich auf kosmopolitische Bestrebungen; Cavaignac, der Einzige der Partei, dem man von allen Seiten mit Achtung entgegen kommt, steht isolirt. Aber die Montagnards stehen noch schlimmer. In Paris haben sie von den Berlinern die Theorie des passiven Widerstandes überkommen, da ihnen die Emeute durch Changarnier abgeschnitten ist; dafür werden sie von ihren alten Freunden in London, Ledru Rollin und seinem Anhang, in dem Jouraal le Proscrit mit jedem erdenklichen Hohn überschüttet und für feile Verräther erklärt. Beide gemeinschaftlich kämpfen gegen die Socialisten, und unter diesen erklärt einer den andern für einen Schwachkopf und Wahnsinnigen. Der Geistreichste unter ihnen, Proudhon, hat in seiner neuesten Polemik gegen Ledru Rollin mit den Principien der Revolution so entschieden gebrochen, wie man es nur von einem Conservativen aus Princip erwarten konnte.

Der Februar hat das Evangelium der neuen Menschheit noch nicht in Fleisch und Blut übersetzt, das Reich Gottes auf Erden ist noch nicht gekommen.

Unter den Tscherkessen.

I.

Von wo der Tscholok die Scheidelinie zwischen Gurien und dem Paschalik Trapezunt zieht, bis hinauf zu dem altberühmten Sclavenmarkt Anapa, wo in früherer Zeit ebenfalls ein Pascha seinen Sitz hatte, laufen dreiundzwanzig russische Festungen die Ostküste des Pontus entlang.

Die wenigsten dieser Festungen (Kreposti) verdienen ihren hochklingenden Namen; es sind meist roh aufgebaute, verschanzte Gehöfte mit kanonengespickten Blockhäusern, gerade hinreichend, ihrer Besatzung Schutz zu gewähren, soweit die Geschütze reichen und die Wälder umher gelichtet sind — aber unfähig, einem nachdrücklichen Sturm zu widerstehen.

Die Tscherkessen erobern hin und wieder einzelne dieser Küstenplätze, wenn es im Lande an Munition fehlt; sie können sich aber ebenfalls nicht auf die Dauer darin behaupten, weil erstens ihr Pulvervorrath für die großen Kanonen nicht

lange ausreichen würde und weil ferner den Russen ringsumher zu große Hilfsquellen offen stehen.

Von den Kriegsschiffen, welche fortwährend auf dem schwarzen Meere kreuzen, können immer schnell einige Regimenter an's Land geworfen werden und auch von der Küstenbesatzung selbst lassen sich, bei der geringen Entfernung der Forts von einander, immer in wenigen Tagen ein paar tausend Mann dislociren.

Die Gesammtzahl der aus Linientruppen und tschornomorischen*) Kosaken bestehenden Besatzung ist 12,000 Mann oder 16 Bataillone, welche nach Maßgabe der Wichtigkeit der Festungen solchergestalt vertheilt sind, daß auf größere Plätze, wie Anapa, Noworoßiesk, Pitzunda, Bombor u. s. w. ganze Bataillone, — auf andere, wie Gagra, Ilori u. s. w. nur ein paar hundert Mann, — und auf ganz unbedeutende Plätze, wie Anaklia, nur ein paar Dutzend Kosaken zur Aufrechterhaltung der Communication kommen.

Doch können, wie das in der Natur der Sache liegt, alle diese Bestimmungen nur als transitorische betrachtet werden, denn die Wichtigkeit eines Platzes hängt hier immer ab von der mehr oder minder feindlichen Stimmung des Landes, dessen Grenzposten gegen das Meer er bildet.

Plätze, deren Gründung in das Alterthum zurückreicht, wie Anaklia (das griechische Heraklea), haben von ihrer frühern Glorie nichts als einen corrumpirten Namen behalten, während andere, die ihre Gründung der neuesten Zeit verdanken, wie Noworoßiesk, im Laufe der nächsten Jahrzehnte zu blühenden Städten emporwachsen werden, wenn das Schicksal der russischen Machtausdehnung nicht bald das hemmende Wort entgegenruft: „Bis hieher sollst Du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen!"

* * *

Das von den oben bezeichneten Festungen umsäumte Küstenland des Pontus, welches den Schauplatz der folgenden Erzählungen bildet, unterscheidet sich seiner Natur und Bevölkerung nach wesentlich von denjenigen Ländern, wo Imam Schamyl seinen Verzweiflungskampf gegen die Russen kämpft.

Während die Völkerschaften des Daghestan, (des eigentlichen Schauplatzes des „heiligen Krieges") aus ihrer frühern Zersplitterung durch Schamyl's mächtige Hand zu einer staatlichen Gemeinschaft vereinigt wurden, welche mehr und mehr den Charakter einer Theokratie annimmt, — sind die zwischen dem Kuban und dem schwarzen Meere hausenden Völker des westlichen Kaukasus durch nichts zu bewegen gewesen, ihr altes freies Stammesleben einem centralisirenden Staatsverbande zu opfern.

---

*) Von Tschornoje more: das schwarze Meer.

Nur in Zeiten gemeinschaftlicher Gefahr verbündeten sie sich gegen den gemeinschaftlichen Erbfeind des Landes. War die Gefahr vorüber, so trat die alte Zersplitterung wieder ein. —

Die freundliche Aufnahme, welche ich auf einem frühern Zuge durch's Gebirge bei den Häuptlingen der Labardah gefunden, ein kurzer Aufenthalt bei den Abchasen und viele andere Umstände hatten den Wunsch in mir rege gemacht, auch einen Blick in das Innere der Länder der Ubych und Dshigeth zu thun.

Schon auf meiner ersten Küstenfahrt war ich, bei den Unterhandlungen, welche damals zwischen Russen und Tscherkessen gepflogen wurden, in häufige persönliche Berührung mit den vornehmsten Häuptlingen dieser Völker gekommen, besonders mit Asslan-Bey, dem stattlichen Dshigethen-Fürsten, und mit dem riesig gewachsenen Jerinbyk-Bersek-Bey, dem grimmigsten Russenfeinde im Volke der Ubych.

Auf meinem zweiten Zuge erneuerten wir unsere Bekanntschaft; ich sah Asslan-Bey fast täglich bei Swan-Bey, dem Commandanten von Aridler, während meines Aufenthalts in dieser Festung, und den stolzen Jerinbyk-Bersek traf ich mit vielen andern Häuptlingen in Stotscha wieder, derselben Festung, deren Besatzung er wenige Monate darauf bis auf den letzten Mann über die Klinge springen ließ.

Veranlassung zu den häufigen Zusammenkünften zwischen den Führern der Tscherkessen und der Russen hatte die Abberufung des bisherigen Sardaars vom Kaukasus (General v. Neidhart) gegeben, an dessen Stelle der mit fast unumschränkter Vollmacht ausgestattete Fürst (damals noch Graf) Woronzow getreten war.

Der Ruf dieses mächtigen und reichen Bojaren, der auf seinen, in den fruchtbarsten Theilen Rußlands gelegenen Besitzthümern über hunderttausend leibeigene Männer zählt, war schon seit lange zur Kunde der Gebirgsvölker gekommen. Man wußte, daß Woronzow als Statthalter in der Krimm fast königliche Gewalt übte, und diese Gewalt vorzugsweise zur Hebung des Wohlstandes der islamitischen Bevölkerung jenes Landes entfaltete; man erzählte sich Wunderdinge von der (wirklich großartigen) Pracht seiner Schlösser, von seiner Großmuth, seiner Freigebigkeit und seinen unerschöpflichen Reichthümern. Man hatte alle Ursache, anzunehmen, daß er die besondern Begünstigungen, welche er den Völkertrümmern des alten Tatarenreichs Sahin-Gerai-Chan's angedeihen ließ, jetzt auch auf die tscherkessischen Bekenner des Islam übertragen werde.

Einige alte Häuptlinge erinnerten sich seiner wohl auch noch aus der Jugend, da er im Kaukasus seine kriegerische Laufbahn begann. Und vollends die Botschafter, welche ihn auf seiner Hinreise nach Tiflis gesehen hatten, waren ganz entzückt von seiner imposanten persönlichen Erscheinung, denn die Tscherkessen sind lebhafte Bewunderer schöner Männergestalten, und Fürst Woronzow ist, troß seiner siebziger Jahre, einer der schönsten Männer, die ich im Leben gesehen.

So vereinigte sich denn Alles, um die kriegerischen Küstenvölker glauben zu machen, die Zeit sei gekommen, wo sie durch friedliche Unterhandlungen mehr aus-

richten könnten, als sie bis dahin durch Waffengewalt gegen eine wohldisciplinirte Uebermacht zu thun im Stande gewesen waren.

Die Russen ihrerseits waren entzückt, sich auf eine Zeitlang vor feindlichen Ueberfällen gesichert zu wissen und statt des Schwertes die Zunge zu rühren.

Aller Orten und Enden begannen die mit orientallscher Weitschweifigkeit geführten Unterhandlungen.

In der Nähe der Festung Golowinskoje*) hatten schon einige Tage vor unserer Ankunft tscherkessische Reiter ihr Lager aufgeschlagen, um die Landung des Kriegsdampfers, welcher den commandirenden General an Bord führte, abzuwarten und dann ihren Landsleuten sogleich Kunde davon zu geben.

Morgens um 8 Uhr liefen wir in den Hafen von Golowinskoje ein, und Nachmittags um 2 Uhr war auch schon eine stattliche Versammlung tscherkessischer Häuptlinge und Mullah's mit großem Gefolge angekommen.

Ehe die eigentlichen Verhandlungen begannen, wurde Botschaft entsendet, um die Bedingungen festzustellen, unter welchen die Zusammenkunft stattfinden sollte.

Man vereinbarte sich über folgende Punkte: Erstens: der Schauplatz der Conferenz sollte sein außerhalb des Schußbereichs der russischen Festungskanonen. Zweitens: die Zahl der anwesenden Tscherkessen sollte diejenige der anwesenden Russen nicht übertreffen; für den Fall, daß sich außerhalb des zur Versammlung bestimmten Kreises noch irgendwo in der Gegend Tscherkessen blicken ließen, sollte von der Festungsbesatzung darauf geschossen werden. Drittens: Die Tscherkessen sollten ihre Waffen während der Dauer der Unterhandlung ablegen und der Obhut russischer Soldaten anvertrauen; nur den wortführenden Häuptlingen wurde gestattet, ihre Pistolen im Gürtel zu behalten.

Hierauf begab sich der General mit seinem glänzenden Gefolge nach dem bezeichneten Platze, wo die Tscherkessen bereits versammelt waren.

Ein von schwellendem Rasen überkleideter Thalkessel, umragt von dicht bewaldeten Bergen, welche nach Osten eine entzückende Aussicht in das innere, von der kräftigsten Vegetation strotzende Land offen ließen — war der Schauplatz des kriegerischen Bildes, welches sich vor uns entrollte.

Etwa ein Dutzend Stühle wurden halbmondförmig aufgestellt, darauf die vornehmsten Häuptlinge und Mullah's Platz nahmen, während die übrigen Tscherkessen theils nachlässig ausgestreckt auf dem Rasen lagen, theils rechts in einiger Entfernung bei den Pferden standen.

Zur Linken standen russische Soldaten, welche bei den malerisch zusammengelegten und übereinandergelegten Waffen Wache hielten. Das war eine Samm-

---

*) So genannt nach dem General Golowin, ehemaligem Oberbefehlshaber im Kaukasus. Mehrere der oben angeführten Festungen haben ihre Namen von kaukasischen Generälen erhalten, wie z. B. Kasarew, Weljaminowskoje u. s. w.

lung der prächtigsten Schaschka's (langer Säbel) und Kama's oder Kinskal's (langer Dolche).

Ein junger Krieger, welcher in den Kreis der rathpflegenden Männer treten wollte, weigerte sich, den Soldaten sein Pistol abzugeben. Man machte Anstalt, ihn zurückzuweisen, er stieß aber den Soldaten, der ihn am Arme berührte, stolzen Blickes mit solcher Gewalt auf die Seite, daß der Soldat in's Gras stürzte. Es entstand eine kleine Bewegung unter seinen Kameraden, auch die Häuptlinge sprangen von ihren Stühlen auf, und es drohte zu einer ernsten Verwirrung zu kommen, da der junge Tscherkesse, der Urheber des Streites, durchaus nicht zu bewegen war, das Pistol abzugeben. Als der Dolmetsch im Auftrage des Generals ihm sagte, wenn er nicht nachgeben wollte, so könnten die Verhandlungen überhaupt nicht beginnen, schoß er sein Pistol in die Luft ab, steckte es wieder in den Gürtel und nahm dann Platz unter den rathpflegenden Männern, ohne sich weiter umzusehen und ohne weiter belästigt zu werden.

In einiger Entfernung, den halbmondförmig sitzenden Häuptlingen gegenüber, saß der General mit noch zwei oder drei andern Offizieren höhern Ranges. Hinter ihm standen ein paar Adjutanten, und zur Seite stand ein Dolmetsch, ein in der Jugend gefangen genommener Tscherkeß, jetzt Lieutenant in russischen Diensten.

Etwa zehn Schritte davon lagen die übrigen Offiziere mit uns auf dem Rasen, aufmerksamen Blickes das malerische Schauspiel betrachtend. Die Häuptlinge trugen der Mehrzahl nach feine rothe Schuhe, die den leisesten Bewegungen des Fußes schmiegsam nachgaben, — eng anliegende, dunkle Reithosen und den bekannten, gürtelumschlungenen kaukasischen Waffenrock von blauer oder bräunlicher Farbe. Bei Einigen sah man das geringelte Panzerhemd unter dem kaftanartig oben aufgeschlitzten Rock hervorschimmern. Die schwarzzottigen Pelzmützen gaben den größtentheils ernsten, gebräunten, ausdrucksvollen Gesichtern ein fast grimmes Ansehen. Einige der vornehmern Häuptlinge trugen gleich den Mullah's blendend weiße Turbane. . .

Das Auge weilte mit immer steigendem Wohlgefallen auf diesen breitschultrigen, kräftigen Männergestalten, wie sie da saßen in ernster Berathung über die von den Russen gemachten Vorschläge, das Loos ihrer von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesuchten Stämme zu erleichtern.

Von Zeit zu Zeit erhob sich einer der Aeltesten von ihnen und ging auf den General zu, der dann ebenfalls aufstand, um die Gegenvorschläge anzuhören.

Der Gegenstand der Unterhandlungen war ein höchst einfacher. Die Küstenvölker verlangten nichts als freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere und freien Handelsverkehr mit Trapezunt und Konstantinopel. Sie versprachen dagegen feierlich, sich für alle Zeit jeder Feindseligkeit gegen die Russen enthalten zu wollen. Der Kern- und Mittelpunkt ihrer Vorschläge war: Belästigt u n s nicht, so werden wir E u c h nicht belästigen.

Ein solches Argument war aber natürlich für russische Diplomatie zu einfach und ungekünstelt. Die vielen Kriegsschiffe auf dem schwarzen Meere und die vielen Forts an der Küste wären ja sammt ihrer Besatzung ganz unnütz gewesen, sobald die Beschränkungen und Hemmnisse zu Land und zu Wasser aufhörten. Wo sollte man hin mit dem vielen Baumaterial, welches überall aufgehäuft lag, um neue Festungen zu bauen und die alten zu erweitern? Wozu hätte man schon so viele Millionen verausgabt und so viele tausend Menschen geopfert? Man konnte doch unmöglich geradezu eingestehen, daß alles das nutzlos gewesen. Und was würde endlich aus den menschenfreundlichen Absichten des Kaisers, der natürlich an nichts weniger denkt, als Eroberungen zu machen, bloß um sein Land gewaltsam zu vergrößern, sondern dessen Streben lediglich darauf gerichtet ist, die Völkerschaften, welche er bekriegt, zu veredeln und sie aufzuklären über ihr wahres Interesse?

Solche und ähnliche Dinge bildeten den Kernpunkt der russischen Argumente, die den Tscherkessen natürlich nicht einleuchten wollten.

Es war vorauszusehen, daß unter solchen Umständen die Unterhandlungen zu keinem Resultate führen konnten. Das Einzige, wozu der General sich verstehen durfte, um der (größtentheils durch Absperrung erzeugten) Hungersnoth im Lande zu steuern, war das bereits bei mehrern andern Stämmen erfolglos angewandte Versprechen, Brod und reichliche Bezahlung allen hilfsbedürftigen Tscherkessen zu geben, welche bereit wären, an den russischen Befestigungswerken und Bauten zu arbeiten. „Das heißt" — sagte Jerinbyk-Bersek-Bèy — hungert und verderbt, oder kommt und helft selbst mit bauen an den Zwingburgen, die Euer Land beherrschen sollen!"

Je weniger sich während des Verlaufs der in dem angedeuteten Sinne gepflogenen Unterhandlungen Hoffnung zu einem erfreulichen Ausgange zeigte, desto mehr umdüsterten sich die Blicke der wortführenden Tscherkessen. Ueber zwei Stunden hatte die Conferenz gedauert, und noch war kein Ende abzusehen; denn wenn die Tscherkessen einmal den Weg der Verhandlungen betreten, so lassen sie kein Mittel unversucht, um etwas auf diesem Wege zu erreichen.

Es war eine kleine Pause eingetreten; die Häuptlinge beriethen sich über einen neuen Vorschlag und gingen in lebhaftem Gespräche auf und nieder. Auch der General hatte sich erhoben, um sich etwas Bewegung zu machen. Er kam auf uns zu und sagte: „Nun, sind Sie noch nicht müde? Ich fürchte, wir werden vor dem späten Abend nicht wieder auf's Schiff kommen! Diese Verhandlungen ziehen sich immer sehr in die Länge! Ich möchte wissen, woher die Sittenschilderer des Kaukasus erfahren haben, daß es bei den Tscherkessen für unanständig gilt, sich nach Familienangelegenheiten zu erkundigen; in unserer heutigen Conferenz haben wir wenigstens eine halbe Stunde damit verloren, denn jeder der wortführenden Häuptlinge leitete seine Rede mit blumigen Artigkeiten über die muth-

maßliche Anmuth und Schönheit, und mit langen Erkundigungen über das Befinden der weiblichen Angehörigen meines Hauses ein. . ."

Der General wurde plötzlich durch einen von der Festung aus abgefeuerten und in den Bergen rings donnernd wiederhallenden Kanonenschuß unterbrochen „Was ist das?" scholl es von allen Seiten. Die Tscherkessen sprangen auf und wollten sich der Waffen bemächtigen, die Soldaten widersetzten sich. Allgemeine Verwirrung. Der General trat auf den ältesten Häuptling zu und rief in ernstem Tone: „Ich mache Dich verantwortlich für das Betragen Deiner Leute; ich werde nachforschen lassen, was es mit dem Kanonenschuß auf sich hat, und nachher sprechen wir weiter." Der Dolmetsch wiederholte sofort die Worte des Generals, aber es dauerte doch einige Zeit, bevor die stolzen Bergsöhne sich zur Ruhe bringen ließen, denn militärische Disciplin ist bei den Tscherkessen vollständig unbekannt.

Inzwischen kehrten die Offiziere zurück, welche in die Festung entsendet waren, um Kunde über die Veranlassung des Feuerns einzuziehen.

Der Bericht lautete: es hätte sich ein Trupp tscherkessischer Reiter in der Nähe der Festung gezeigt, und der Commandant hätte sogleich mit Kartätschen dazwischen schießen lassen, nach der vereinbarten Bestimmung, daß sich während der Verhandlungen keine Tscherkessen in der Gegend blicken lassen sollten.

„Sind Verwundungen vorgekommen?" fragte der General.

„So viel man wahrnehmen konnte, sind zwei Reiter gestürzt" — erwiderte der Gefragte.

Wiederum entstand eine gewaltige Aufregung unter den Tscherkessen, und die wortführenden Häuptlinge hatten große Mühe, den Kriegern auseinanderzusetzen, daß der Commandant der Festung nur der getroffenen Vereinbarung gemäß gehandelt habe.

Dem General selbst war der Vorfall sehr unangenehm. Er kannte die Tscherkessen zu gut, um nicht zu wissen, daß bei ihnen nichts ungerächt bleibt. Es gelang ihm zwar, die Unterhandlungen noch einmal anzuknüpfen, aber man kam dabei ebenso wenig zu einem Resultate wie vorher.

Mit anbrechendem Abend wurde die Zusammenkunft aufgehoben und der Abschied trug jedenfalls ein minder freundliches Gepräge als die erste Begrüßung. Die Blicke der stolzen Krieger verhießen nichts Gutes, als sie ihre Waffen wieder umgürteten und sich auf ihre Rosse schwangen, um davon zu eilen in die heimathlichen Berge.

Leipzig und die bildende Kunst.

Um die Ursachen erschöpfend zu beleuchten, weshalb die bildende Kunst in Leipzigs Mauern bis jetzt ein Stiefkind geblieben ist, wäre es nothwendig, eine Charakteristik der Leipziger zu geben mit all ihrem äußerlichen Hange zum großstädtischen Leben und ihrem doch ängstlichen Kleben an kleinstädtischen Familiengewohnheiten und Vorurtheilen. Dies kann hier unsere Absicht nicht sein, und wir halten uns daher einfach an die Facta. Leipzig in seinem Verhältniß zur Kunst ist uns immer vorgekommen wie jener Schwätzer, der stets mit dem zu glänzen suchte, was er eben im Conversationslexicon nachgelesen; es scheut keine Mittel, durch die es hofft, von sich als Kunstbeschützerin reden zu machen, während es wenig oder nichts thut, um die Kunst wirklich in seinen Mauern einheimisch zu machen. Leipzig hat eine Akademie der Künste, aber es kennt sie kaum; es hat einen Kunstverein, aber keine Künstler, denn schwerlich wird es diejenigen als sein eigen betrachten können, die sich längere oder kürzere Zeit hier aufhalten, um es bald wieder zu verlassen. Wir werden später auf diese Institute und ihre Mängel zurückkommen; vor Allem müssen wir eines Privatunternehmens erwähnen, dem es zuerst gelungen ist, eine regere und allgemeinere Theilnahme für die Kunst in Leipzig zu erwecken.

Es ist die permanente Ausstellung von Del Vecchio, vor etwa 3 Jahren durch den Besitzer der Del Vecchio'schen Kunsthandlung, Herrn Süßmilch, gegründet und durch den rastlosen Eifer und die unermüdetsten Bestrebungen dieses Mannes schon zu einer Festigkeit und Wirksamkeit herangereift, die den besten und segensreichsten Erfolg für die Zukunft erwarten lassen. Die Localität ist in der bequemsten und vortheilhaftesten Lage, die Einrichtung ansprechend und würdig. Eine fortwährende wöchentliche Ergänzung und theilweise Erneuerung der aufgestellten Gegenstände durch die jedesmal in den letzten 8 Tagen angekommenen Gemälde erhält die Theilnahme des Publicums frisch und rege und macht besonders am Sonntag die Ausstellung zum Sammelplatz der gebildeten und schönen Welt.

Es ist Herrn Süßmilch gelungen, bedeutende Kräfte unter den Künstlern Deutschlands für sein Institut zu interessiren, und so haben wir denn auch Gemälde von großem Kunstwerth bewundern dürfen. Wir erwähnen unter den früher gesehenen nur oberflächlich: das goldene Zeitalter von Professor Hübner, die beiden italienischen Landschaften von Gurlitt, die Verurtheilung des Huß von Martersteig u. a. m. Auch von den jetzt aufgestellten Bildern wollen wir nur einige andeuten, vielleicht ist es später gestattet, über manches Ausgezeichnetere ausführlicher in diesen Blättern zu schreiben. Gedenken wir vor allem Andern der Landschaft von Lindlaar in Düsseldorf: „das Wetterhorn in der Schweiz",

einer Landschaft, vor welcher man vergißt, daß man vor einem Bilde steht: die reine frische Bergluft weht uns daraus an, wir hören das Rauschen des vorüberfließenden Baches; — diese Töne und Tinten sind keine todte Farben mehr, es ist ihnen das Leben der sprossenden, webenden Natur eingehaucht. Die Klosterhalle von Prof. Rustige in Stuttgart ist bei weitem das Beste, was wir bisher von diesem Künstler gesehen haben: die ganze Stimmung des Bildes ist gefühlt und spricht zum Herzen. Eine Landschaft an der Isar von Metz in München spricht uns besonders im Mittelgrund durch einen warmen poetischen Duft an. Von zwei Skizzen von Fay in Düsseldorf „Landschaften mit tanzenden Figuren" ist besonders die eine genial in Zeichnung und Farbe. Oswald Achenbach, von dem wir öfter und auch jetzt wieder mit Vergnügen einige Bilder sahen, ist ein dichterisch schaffender Landschaftsmaler, nur hüte er sich vor einer manierirten Oberflächlichkeit in der Ausführung, in welche er seinen letzten Bildern nach zu verfallen droht. „Ein Wirthshaus im bairischen Hochland" von Bürckel in München ist meisterhaft in der Charakteristik der Figuren und in der Ausführung der vielen Einzelheiten. Auch die beiden großen italienischen Landschaften von Bernh. Fries in München müssen wir anerkennend erwähnen, und manches Würdigen müßten wir noch gedenken, wenn es uns nicht zu weit ab von unserm vorgesteckten Ziel führen würde. Daß besonders die Landschaft und das Genre vertreten ist, liegt wohl weniger in den Verhältnissen der Ausstellung, als in den bedauernswerthen augenblicklichen Verhältnissen der Kunst selbst. Wenn die Historienmalerei die edelste Blüthe der Kunst ist, so bedarf sie auch einer wärmern Pflege, als das Treiben der jüngstverflossenen Zeit zugelassen hat, und wenn uns gerade hierbei ein Vorwurf in's Gedächtniß zurückgerufen wird, welcher neuerdings öfter die Künstler anklagte, sich zu wenig mit den Ideen und Ereignissen der Neuzeit darstellend zu beschäftigen, so weisen wir denselben hiermit als aus der vollständigsten Unkenntniß über die Wesenheit der Kunst hervorgegangen zurück. Die Kunst nimmt nur die vollendete Thatsache in sich auf und reproducirt sie vergeistigend und versinnlichend, sie kann aber begreiflicherweise nicht an dem sich eben Entwickelnden darstellend mit fortspinnen helfen. Genug! die Historienmalerei fühlt, daß ihre Aufgabe einer lebendigen Wirksamkeit wahrscheinlich eine andere werden wird, und in diesem krankhaften Uebergangspunkt ruht sie: wir können also auch keinen Vorwurf aussprechen, daß sie hier wenig oder gar nicht vertreten ist.

Die Aufgabe unserer Ausstellung ist es auch für jetzt nur, das Leipziger Publicum künstlerisch sehen zu lehren und ihm damit den schlafenden Sinn für die Kunst zu erwecken. Der glücklichste Gedanke zur Lösung dieser Aufgabe ist der seit dem vorigen Jahre gegründete und mit der Ausstellung eng verbundene „Verein der Kunstfreunde". Derselbe sucht den bis jetzt von den verschiedenen Kunstvereinen Deutschlands verfolgten Zweck auf die volksthümlichste Weise zu lösen, und es ist nur zu wünschen, daß die während seiner kurzen Dauer

schon recht erfreulich gewordene Wirksamkeit immer mehr Raum gewinne. Für den geringen Preis von 2 Thalern erwirbt der Theilnehmer eine Actie, welche ihn berechtigt, an vier in zwei= bis dreimonatlichen Zwischenräumen erfolgenden Gemäldeverloosungen Theil zu nehmen, deren Gewinne durch die aus dem Betrage der Actien gelösten Mittel aus den jeweilig ausgestellten Gemälden gewählt werden. Die Auswahl ist gewöhnlich zweckentsprechend, da der Verein nur durch Ankauf kleinerer Gemälde seine Aufgabe erreichen kann, eine Neigung für die Kunst im größern Publicum zu erwecken; nur möchten wir, so sehr es auch wünschenswerth erscheint, eine möglichst große Anzahl von Gewinnen zu erzielen, doch vor der zu großen Zersplitterung der jedesmaligen Mittel in's Unbedeutende warnen.

Der permanenten Ausstellung von Del Vecchio gegenüber steht der Leipziger Kunstverein. Dieser hat nicht vermocht, sich mit den hier anwesenden Künstlern zu stellen; ebenso wenig hat er sich nach außen hin in der Kunstwelt Anerkennung zu verschaffen gewußt, und seine Wirksamkeit auf das größere Leipziger Publicum ist immerhin sehr problematisch geblieben. Wir sind weit entfernt, einzelnen Mitgliedern des Kunstvereins einen redlichen aufrichtigen Willen und manche schöne Kenntniß über Theorien abzusprechen, aber fast jedes einflußreichere Mitglied des Vereins möchte als Kunstmäcen gelten: wenige möchten dies Ziel durch irgend ein anderes Opfer als durch gehaltlose Coquetterie mit der Kunst erreichen, und hier kommen dann alle Hebel einer philisterhaften und kleinstädtischen Eitelkeit in's Spiel. Diese Eitelkeit hat den Verein zu der Feindseligkeit getrieben, mit welcher er der entstehenden Del Vecchio'schen Kunstausstellung entgegentrat, und zu dem Bemühen, dieselbe im Keime zu ersticken. Wenn es ihm einzig und allein um die Förderung der Kunst zu thun war, so konnte er nur mit Freuden ein Institut begrüßen, das ihn in seinem Streben erfolgreich zu unterstützen und zu ergänzen versprach. Um eines seiner Werke willen mag ihm indeß Vieles verziehen sein: wir meinen die Gründung des städtischen Museums. Die Anstalt ist noch zu sehr im Entstehen begriffen, um heut schon ein gesundes Urtheil über sie fällen zu können, es läßt sich aber nichts Anderes als Segen von ihr erwarten, besonders wenn es mehr und mehr ermöglicht wird, sie so recht eigentlich zum gemeinen Eigenthum des Publicums zu machen, das Jeder gern und so oft als möglich genießt.

Jedenfalls ist schon ihre Gründung ein großes Verdienst und bei weitem das Erfolgreichste, was der Leipziger Kunstverein geleistet hat. Hoffen wir überhaupt, daß seine letzten Versuche zu einer edlern Wirksamkeit, z. B. die Bemühungen zu öffentlichen Vorträgen über Kunst, der Beginn einer Regeneration seien, bei welcher die selbstsüchtige Eitelkeit ausscheidet und die edlern Elemente im Verein zur Herrschaft gelangen. So verbunden mit der Del Vecchio'schen Kunstausstellung, gegenseitig sich erhebend und ergänzend, könnten beide Institute erfolg= und segensreich mit einander wirken und in Leipzig die Kunst einen neuen Mittelpunkt ge=

winnen. Allerdings wäre es wünschenswerth, daß dann auch die königliche Kunstakademie in diese Wirksamkeit mit eingriffe. Hat Leipzig eine Kunstakademie? Dieser Frage sind wir in Leipzig selbst sehr oft und nicht ohne Grund begegnet. Im verborgensten Winkel des Schloßhofes der Pleißenburg befindet sich der Eingang zur Akademie, ebenso verborgen hält sich diese selbst. Verborgenheit aber ist das tödtlichste Gift für Alles, was Kunst heißt; sie fordert vor Allem öffentliche Anerkennung. Durch die Oeffentlichkeit wird ein Wetteifer und ein edles Streben nach Ruhm erzeugt, ohne welche der Künstler selten oder nie etwas erreicht; alles Mystische ist der Kunst feindlich, in geistiger und äußerlicher Richtung. Wo aber Beides so befördert wird, wie bei uns, einestheils durch zurückgezogene und sich abschließende geistige Richtung, anderntheils durch Hang zum althergebrachten Schlendrian und zur größern Bequemlichkeit, da läßt sich wenig Gutes erwarten. Wir können denn auch von unserer Akademie nichts melden als ihre Existenz; ihre Erfolge sind in Dunkel gehüllt.

Leipzig hat auch zwei Privatsammlungen, die bedeutend sind, die aber noch bei weitem mehr Bedeutung gewinnen würden, wenn ihr Genuß dem Publicum zugänglicher gemacht wäre. Wir dürfen keineswegs die Besitzer derselben beschuldigen, ihre Sammlungen vor der Welt abzuschließen; diese werden im Gegentheil dem darum Nachsuchenden stets bereitwillig und zuvorkommend geöffnet, aber eben dieses Nachsuchen ist für Viele das lästigste Eintrittsgeld. Wir haben in andern Städten Privatsammlungen gekannt, deren Besitzer ihre Schätze je einen Tag in der Woche dem Publicum zu eigen gaben, und wir haben nicht gehört, daß sie es jemals bereut hätten. Die Sammlung des Herrn Consul Schletter besteht mit sehr wenigen Ausnahmen nur aus Gemälden der französischen Schule. Diese allerdings einseitige Richtung ist indeß würdig vertreten, denn die Sammlung enthält nur gute Gemälde und darunter vom bedeutendsten Werth.

Wenn nun auch dergleichen Sammlungen in Bezug auf allgemein kunstgeschichtlichen Werth in sich selbst stets mangelhaft bleiben, so kann ihr guter Einfluß auf den Kunstliebhaber doch nie in Abrede gestellt werden, während der Kenner bald ihren Zusammenhang mit dem Ganzen herauszufinden weiß. — Die Galerie des Herrn Baron von Speck-Sternburg geht bei einer sichtlichen Vorliebe für ältere Bilder schon mehr in's Allgemeine, ist aber bei weitem mit weniger Sorgfalt gesammelt, als die vorhergenannte, und enthält denn auch neben vielem Guten manches Unbedeutende. — Wenn neben diesen beiden größern Sammlungen auch noch mancher Einzelne vielleicht Anerkennenswerthes zu erstreben sucht, so bleiben alle diese Bemühungen doch zu isolirt und finden nicht den Mittelpunkt des allgemeinen Kunstinteresses, der sie allein fördern könnte. Diesen hoffen wir nun aus der steten Oeffentlichkeit der permanenten Kunstausstellung sich immer mehr entwickeln zu sehen, und darum haben wir dieselbe als das bedeutendste und

einflußreichste Kunstinstitut Leipzigs begrüßt. Die Stadt selbst schließt mehr als manche andere materielle und geistige Mittel genug in sich, um der Kunst eine Heimath zu geben; dies sehen wir aus Manchem, was in ältern Familienhäusern noch aus der Wirkungszeit der Oeser und Graff übrig geblieben ist, von dem aber leider zu viel bis jetzt ungeschätzt und ungekannt verborgen gewesen. Gerade die neueste Zeit indeß, die so Vieles zerstört hat, gibt uns Hoffnung für ein neues thatkräftiges Aufleben der Kunst: wünschen wir, daß dann Leipzig in Bezug auf dieselbe den Standpunkt wirklich und in der That einnehmen möge, den es so lange schon grundlos und ohne Recht einzunehmen glaubt oder wünscht.

Nicolaus Lenau.

Der Dichter ist nicht mehr. Die unheimliche Nacht, die sich mit düstern Schatten über sein Dasein gebreitet hatte, hat mit seinem Leben zugleich geendet. Wohl ihm, daß es vorüber ist.

Und doch erfüllt uns dieser Tod mit Wehmuth. Lenau steht nicht allein. Es lastet auf unsern Dichtern ein böses Verhängniß; je tiefer ihr Gefühl, desto düsterer die Welt ihrer Vorstellungen, desto scheuer ihr Blick in das Chaos einer werdenden Zeit, die ohne zuversichtliche Richtung, ohne das leuchtende Bild eines festen Glaubens, in wüster Brandung hin und wieder braust, die Phantasie irrt, das Gemüth beunruhigt. Wie viel dabei auf die Rechnung des Einzelnen kommen mag, mehr oder minder findet sich dieser Grundton der Schwermuth doch in all unserer Poesie. Lenau selber hat diesen Grundton schön und wahr charakterisirt.

> Woher der düstre Unmuth unsrer Zeit,
> Der Groll, die Eile, die Zerrissenheit? —
> Das Sterben in der Dämmerung ist schuld
> An dieser freudenarmen Ungeduld.
> Herb ist's, das langersehnte Licht nicht schauen,
> Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
> Und müssen wir vor Tag zu Asche sinken,
> Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Quaalen, — —

so bleibt uns der einzige Trost, daß eine glücklichere Nachwelt, die den Ausgang jenes großen Kampfes unserer Zeit übersieht und seiner Früchte sich erfreut, in ihrer höhern Anschauung das Bild ergänzen wird, das in unserm eignen Gemüth unvollständig, zerstückelt, räthselhaft und unbefriedigend aussieht; es bleibt uns der Trost, daß schon früher, in Uebergangszeiten ähnlicher Art, die edelsten Herzen in zwecklosem Kampf verblutet haben, und daß die Menschheit aus diesen Schmerzen gestählt und mit neuer Lebenshoffnung hervorgegangen ist.

Getheiltes Loos mit längstentschwundnen Streitern
Wird für die Nachwelt unsre Brust erweitern,
Daß wir im Unglück uns prophetisch freuen,
Und Kampf und Schmerz, sieglosen Tod nicht scheuen.
So wird dereinst in viel beglücktern Tagen
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen. — —

In den halbgeschichtlichen Bildern, aus denen der Dichter ein Lied gemacht hat — Faust, Savanarola, den Albigensern — ist es die Empfindung der eignen Contraste, aus welcher die mehr zehrende als wärmende Gluth seiner Farben, das Springende, Fieberhafte seiner Vorstellungen hervorgeht. Daher diese Energie des Hasses, in welchem schon zuweilen das dumpfe Grollen des Wahnsinns sich vernehmlich macht. In dem „Nachtgesang", der die „Albigenser" einleitet, kommt er auf die seltsame Phantasie der Chinesen, die einen Tigergeist zum Hüter ihrer Wohnung bestellen. In dieser Phantasie verliert er sich in den wildesten Gedankensprüngen.

O wäre solch' ein Tiger mir Genosse,
Mit Geisterkrallen, unsichtbarem Rachen
Mir den Gedankenheerd treu zu bewachen,
Den Einbruch wehrend meinem Feindestrosse!
Wenn mein einsames Herz Gedanken hämmert,
Daß ich die Welt und ihren Gram vergesse,
Wenn mir an seiner hellen Feueresse
Die Morgengluth des heil'gen Sabbaths dämmert,
He Tiger! dann bewache meine Schranken, u. s. w. . . .

— — Wenn Erdenwünsche kommen, mich zu locken,
So spring sie an, daß sie entfliehn erschrocken!
Und kommen klagende Erinnerungen,
Ermorde sie, bevor sie eingedrungen!
Auf eine aber stürze dich vor allen,
Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
Verschling auf immer du in deinem Rachen
Ein Frauenbild, das mich will weinen machen! — u. s. w.

— — O Welt! aus allen Wüsten möcht' ich holen
Die Tigergeister dir zu Apostolen! — —
Wohin ließ ich von meinem Haß mich führen!
Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,
Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren,
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen!

Weltschmerzlieder, Coquetterie mit den Wunden, welche die seelenlose und entgötterte Welt dem einsamen Herzen geschlagen, Anklagen gegen den Himmel, Anklagen gegen die Ungemüthlichkeit des Gedankens, der den Himmel verzehrt hat — das Alles tischen uns unsere modernen Dichter mehr als zur Genüge

auf. Aber man fühlt sehr bald heraus, wo die Eitelkeit ein leeres, frivoles Spiel mit der tragischen Maske treibt, und wo es die Tiefe eines kranken, aber wahren Gefühls ist, die sich in sich selber verliert. Bei Lenau war die später eintretende, äußerliche, schreckliche Bestätigung nicht nöthig, für die Wahrheit seiner Schmerzen ein Zeugniß abzulegen. Lenau hat nicht getändelt mit seinen Zweifeln, er hat sich nicht wohlgefallen in dem ironischen Bewußtsein von der Verkehrtheit der Welt; er hat mit ernstem Ringen nach dem Halt gestrebt, der ihn über den Wirbel seiner eignen Gedanken erheben sollte, aber seine Hand war zu schwach, ihn zu fassen. Was ihm selber nicht gefrommt, können wir uns aneignen:

> Nicht meint das Lied auf Tode abzulenken
> Den Haß von solchen, die uns heute kränken;
> Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
> Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
> Wenn ihn die Schrumpfgestalten der Despoten
> Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
> Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
> Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Und worin liegt das Wesen jenes geistigen Kampfes, der alle Fibern unserer Zeit ergreift, und sie in unruhiger, krankhafter Bewegung erhält? — Was jene Ketzer, die Albigenser, Savanarola u. s. w., in dunklem Ahnen erstrebten, was die Lieblingsgestalt unserer deutschen Poesie, jener räthselhafte Schwarzkünstler, weil er an der eigenen Kraft verzweifelte, in unheiligem Bunde suchte — das ist jetzt zu dem leitenden Problem geworden, von welchem nicht nur die hervorragenden Denker und Dichter getroffen werden, das sich in den einfachsten Angelegenheiten des Tages aufdrängt, das stärker oder schwächer in jedem Herzen vibrirt.

Das Problem liegt darin, die Ordnung der Welt, die man sonst im Himmel suchte und an ihn knüpfte, in ihr selber wiederzufinden; die Postulate der reinen Vernunft, wie es Kant ausdrückte, d. h. die Wahrheit jener überirdischen Hoffnungen, ohne welche das Herz die Welt nicht begreift, und die doch der Verstand widerlegt, entbehren zu können; den Tempel des Glaubens, ohne den der Sohn des Staubes sich als ein zweckloses Atom der Schöpfung verlieren muß, als Werk der eigenen Hände aufzurichten.

Die Wissenschaft verfolgt das Ziel — die Autonomie der Welt — mit unablässiger Anstrengung, die niemals schmerzt, weil sie die Empfindung außerm Spiel läßt. Das sittliche Leben im Großen und Ganzen strebt, schwankend und häufig geirrt, häufig ermüdet, demselben Ziele nach; es ist mit seinen endlichen, einzelnen Wünschen zu sehr beschäftigt, um den Verlust seines bisherigen Schwerpunktes in einer Totalempfindung zu concentriren. Aber die Dichtung, der Krystall, in dem alle Farben der Welt reflectiren, nimmt den ganzen, schreienden Contrast in

sich auf; gerade weil ihr Wesen und Beruf die Harmonie ist, klingt die Dissonanz am grellsten nach.

Wie krankhaft all unsere moderne Poesie ist, wird die Nachwelt noch lebhafter empfinden, als wir, an deren eigenem Innern sie zehrt. Wir selber kommen schon allmälig dahinter, daß häufig genug, was wir als die höchste Blüthe unserer Kunst verehren, der herbste Ausdruck unserer Verkehrtheit ist. Aber indem die Nachwelt, was wir erstrebt und geschaffen haben, im Großen und Ganzen überblickt, wird sie milder in ihrem Urtheil gegen das Einzelne sein; denn sie weiß die Lösung jener Dissonanzen, die wir noch jedesmal als letztes Resultat empfinden.

Die lyrische Poesie, weil sie der subjectivste Ausdruck unsers Empfindens ist, muß das Gepräge der Zeit am deutlichsten tragen; die eigentlich objectiven Gebiete der Dichtkunst, namentlich das Drama, werden sich nicht ganz aus dem Gebiet der Lyrik entwinden können: je mehr sie sich ihm entwinden, desto freier wird in ihnen das Gedicht von der Färbung der Zeit. — Lenau ist ganz lyrisch, obgleich er in Savanarola und den Albigensern einen epischen, im Faust einen dramatischen Anlauf nimmt. Unter den Lyrikern seit Göthe und Schiller nimmt er aber, was die Intensivität des Empfindens betrifft, die höchste Stelle ein.

Mit Göthe und Schiller erreichte die erste Periode unserer Lyrik ihren Abschluß. Die schönsten ihrer Lieder sind der Ausdruck reiner Menschlichkeit, wenn auch in der subjectiven Form der Sehnsucht. Die modernen Lyriker — Uhland, Heine, Rückert, Anastasius Grün, Herwegh, Freiligrath u. s. w. haben sich in endlichen Beziehungen verloren. Sie sind in ihrer Zeit sämmtlich überschätzt worden, weil sie mit großer Energie eine endliche Stimmung, die in einem Augenblick die herrschende war, anschlugen und wiederholten. Uhland's zierliche Genrebilder und Arabesken, mit der stehenden mild elegischen Färbung, Heine's Witz, der ganz gegen seine Natur mit Empfindungen spielt, anstatt mit Vorstellungen, Rückert's und Freiligrath's reicher Sinn für Melodie und Formen, der vergebens nach einem Inhalt sucht, Herwegh's rhetorisches Pathos, das trotz des gewaltsamen Anlaufs nicht weiter kommt, weil es von einem Dogma, nicht von einer Anschauung ausgeht; Grün's lebhafte Reflexion, die niemals den Grundton der Stimmung und die Plastik des Bildes festhält — das alles sind bloße Tendenzen. Seit den Göttern Griechenlands und der Braut von Korinth ist in Deutschland kein Gedicht von Bedeutung, innerer Nothwendigkeit und künstlerischer Vollendung geschrieben worden. Auch Lenau ist weit entfernt, ein Künstler in der vollen Bedeutung des Worts zu sein. Wie bei allen östreichischen Dichtern, drängt sich ihm von Außen her eine chaotische Form von Vorstellungen auf, über die er nicht Herr werden kann. Sein Denken und Fühlen hat sich nicht organisch aus seinem Volk entwickelt, es ist im Contrast mit ihm; daher sind seine Formen herb, ungeschickt, roh, häufig barock. Seine Verse sind Provincialismen, wenn auch weniger als

bei seinen übrigen Landsleuten. Aber was ihn von allen unterscheidet, ist jene unmittelbare Kraft der Seele, die zwar zu unbehülflich ist, sich eine Form zu geben, die aber überall durchscheint. Er hat nicht gedichtet, um Gedichte zu machen, nach diesem oder jenem Schema, sondern weil ein innerer, gewaltiger Drang ihn trieb, jener mystische Tigergeist, der ihn quälte, bis er seine Qualen aussprach. Man vergleiche die wilden Empfindungen, die in seinen ungeschickten Bildern zucken, mit jenem bunten, geschulten, aber hohlen Pathos, das sich in Herwegh ausspricht. Als Herwegh seine Freischaaren gegen die deutsche Grenze führte, und das Gesindel sich obdachlos auf dem Markt tummelte, fand ihn ein Freund im Schlafrock auf dem Sopha, den Don Quixote lesend. „Das ist doch das einzige vernünftige Buch auf der Welt!“ meinte er. — Diese bequemen Worte haben mir schon, ehe sie gesprochen, in den Ohren geklungen, wenn ich im Rausch von 1840 seine Aufforderungen, die Kreuze aus der Erde zu reißen, seine Vergleichungen der deutschen Eichen mit grünen Fragezeichen der Freiheit, seine Reime auf französische Refrains, vive la république und allons enfans vernahm. — Lenau's Gefühl hat tiefer gewurzelt. Der Bruch seiner Zeit ist ihm nicht ein Spiel des Witzes gewesen, wie Heine und Herwegh; er ist an ihm zu Grunde gegangen. — Möge die geistige Kraft, die er entwickelt, und durch die er unser Denken und Empfinden befruchtet hat, uns trösten über den ernsten Eindruck, den sein Schicksal machen muß.

J. S.

Ein Anachronismus.

Aus Prag.

Die böhmische Bergpartei ist jüngst durch einen Zuzug verstärkt worden, welcher, so hoffen sie zu Wien, dem Volke alles Freiheitsgelüste im Wege der Exorcisation in kürzester Frist aus dem Leibe jagen soll. Bedeutend unterscheiden sich die böhmischen Montagnards von den Männern des Berges zu Paris, dort ist der Berg von Holz, hier aber thront die Uebermacht des regelmäßigen Ausnahmszustandes auf dem Felsenberge des Hradschin; auf dem Prager Schloß, dem ominosen, wird die Freiheit in das Zwangskamisol gesteckt, mit Wasser und Brod tractirt, gestockprügelt und durch soldatisches Bramarbasiren terrorisirt.

Der Soldatenherrschaft von Gottes Gnaden hat sich nun auch das geistliche Primat, der neu ernannte Erzbischof Fürst Friedrich Schwarzenberg oben auf dem Hradschin beigeordnet. Die militia militans und die ecclesia militans reichen sich die Hand zum Schutz- und Trutzbündniß gegen die neue Zeit. Während die letztere bemüht sein wird, die Freiheitsidee durch aprioristische Verfinsterung zu bannen, wird die erstere beflissen sein, durch aposterioristische Argumente ad hominem wacker

nachzuhelfen, und so hofft man, die Erinnerung an das Jahr 1848 dem Volke radical wegzukuriren. — Dennoch aber hofft man vergebens!

Vor einiger Zeit wurde in halbofficiellen Journalen die Kunde ausgetrompetet, die Belagerungszustände würden demnächst aufgehoben, eine allgemeine Amnestie würde an des Kaisers Geburtstag ausgesprochen werden; alberne Leute hofften und vertrauten, das belagerte Prag gab sich der Idee hin, es werde in wenigen Tagen frische Nahrung genießen, es werde sich nicht mehr auf gepöckeltes Pferdefleisch angewiesen sehen; all das alberne Hoffen zerrann in Nebel, man ist durchaus nicht gemüthlich in Wien und zieht es vor, hohe Geburtstage durch Kanonenlärm, nicht aber durch Freudenthränen der verhaßten, weil freiheitsbegehrlichen, sogenannten Unterthanen, feierlich begehen zu lassen.

Statt eines Belagerers thronen ihrer zwei auf dem Hradschin, ein weltlicher und ein geistlicher, womit man uns den Zuständen der glücklichen Japanesen allmälig näher bringt.

Kanone und Bannstrahl bedrohen die politisch-religiöse Häresis da unten in der verpesteten Praga, ganz wie vor 230 Jahren; vielleicht erleben wir auch die Hinrichtung einiger Theilnehmer des perfid fingirten Maiputsches, damit das Plagiat ein vollständiges werde. An Lust und Liebe fehlte es wohl den Mächtigen des Hradschins nicht, fiele ihnen nicht der Weltgeist in den frevelnden Arm.

Das entsetzliche Vergehen an der gesunden Vernunft, für welches der ultramontane Minister Leo Thun uns verantwortlich bleibt, jene Emancipation der Hierarchen, trägt bereits seine giftigen Früchte. Liguorianische Missionäre durchziehen das Land, wüthen auf den Kanzeln wie Aberwitzige, bekehren alte Weiber und mannestolle alte Jungfern, erbittern aber das mannhafte Volk, das mit dem Unsinn jener blasphemirenden Zeloten den Glauben selber über Bord wirft; wunderthätige Jungfrauen tauchen auf aus den geheimen Laboratorien zelotischer Pfarrer, um entlarvt zu werden — in den Gebährhäusern; so macht man Religion in Oestreich unter dem glaubenswüthigen Cultusminister Leo Thun.

Es haben die Grenzboten im vorigen Jahrgange eine Charakteristik dieses Mannes gebracht, doch ließ diese gerade die entsetzlichste Schattenseite dieses Charakters unbesprochen, welche sich heute in seinem öffentlichen Wirken so beklagenswerth geltend macht und ihn wohl für einen Liguorianerconvent, nimmermehr aber für ein Ministerium Oestreichs eignet. Leider hat dies der unglückselige Mann vor wenig Tagen in seiner Vaterstadt Prag eclatant bewiesen.

Am 15. August feierte die emancipirte katholische Kirche, eigentlich nur die Hierarchie, ihre Siegestriumphe, indem der Erzbischof Schwarzenberg seinen triumphatorischen Einzug hielt, um oben auf dem Hradschin seine Inthronisation mit gregorianischem Pompe zu begehen.

Die protestantische Kirche liegt in den alten Fesseln, die katholische aber läßt

man Pseudotriumphe feiern, der Verfassung echt katholischer Satzungen, Christus erhabener Lehre zum Hohn.

Man that in officiellem Wege das Möglichste, den Triumphzug zu verherrlichen; die Garnison mußte ausrücken zum Empfang ihres Verbündeten, die sogenannte Nationalgarde wurde von ihrem Obersten, einem Ritter päpstlichen Ordens, aufgeboten, um die Schmach des vollendeten Reactionssieges celebriren zu helfen, so wie auch römischen Triumphatoren die gefangenen oder besiegten Barbarenvölker Parade machen mußten. Am Roßthore der Neustadt mußte — ? — der angeblich radicale Stadtrath unter Vortritt seines Bürgermeisters den in alterthümlicher Chaise einfahrenden Cardinal-Erzbischof in submissester Freude empfangen und oratorisch begrüßen; von da ab rumpelte die alte Carosse, von altmodisch beschirrten Mähren gezogen, durch die Neustadt und Altstadt bis zur Hauptpfarrkirche der Kleinseite.

Das Volk gaffte den Kirchenfürsten in rother Cardinalpelerine mit eigenthümlich stoischer Neugierde an, da fand sich keine Spur von Anerkennung, von Freudigkeit oder Enthusiasmus; eine Kunstreiterbande in buntem Flitter, mit Musik voran, hätte jedenfalls mehr Effect hervorgerufen. Aus der Haltung dieses Volkes konnte sich der Kirchenfürst so ziemlich abstrahiren, Prag sei kein fruchtbarer Boden mehr für ultramontane Manövrirkunst. Der Kirchenfürst spendete seinen apostolischen Segen überreichlich zum Wagenfenster hinaus, doch Niemand fand sich, der sich gläubig neigte, der sich verzückt niedergeworfen hätte in den Staub der Straße, den Segen entgegenzunehmen, ja man unterließ es sogar größtentheils, den Hut zu rücken, den Gruß des segenspendenden Hierarchen höflichkeitshalber zu erwiedern. Ein Volk, das man einmal aufgestachelt hat, Barricaden in Massen aufzurichten, läßt sich nicht mehr einfangen an der abgenützten Leimspindel des Krummstabes; die Zeiten sind vorüber, in welchen solche Recepte probat gewesen. Gedenkt unser politisches Medicinalcollegium dem fressenden Krebs der Zeit nur mit diesen veralteten Salben zu Leibe zu gehen, so wäre es in der That angezeigt, ihm das Quacksalberhandwerk zu legen. Pulver und Blei, Galgen und Strick, Corporalstock und Ruthe, und endlich Chrysam und das erstickende Rauchfaß, das sind die officinellen Artikel der Staatsapotheke österreicher Protomediker, mit diesem Jammerkram stellt sich das Ministerium vom 26. November an die Spitze der Bewegung! Gerade so bewegten sich Ferdinandus II. und seine Räthe anno 1620.

Von der Hauptpfarrkirche der Kleinseite setzte sich der eigentliche Triumphmarsch des siegenden Kirchenfürsten in Bewegung, alle Truppenkörper und Waffengattungen der geistlichen Armada strömten in wohlgeordnetem Zuge aus dem dunklen Kirchenschiffe hinaus auf die lebendige, sonnige Straße. Die Franciscaner und Kapuziner, die Prämonstratenser und Benedictiner, die Dominicaner und Minoriten, die Saecula cluvi der Stadt und des Landes und wie sie alle heißen

mögen die Truppen der streitenden Kirche, sie rückten aus in musterhafter Schlachtordnung, die erzbischöflichen Alumnen als junge Mannschaft im ersten Treffen, im Hintertreffen endlich als Kerntruppen die Männer der Mitra, jene Masse von Kanonikern und Bischöfen, am Schlusse endlich der jugendliche, freudestrahlende Triumphator selber mit zahlreicher Assistenz; das Hintertreffen mit den goldenen Spitzmützen mahnte etwas an russische Grenadiere von ehemals, vielleicht auch an jene Grenadiere, welche im Juni 1848 so greulich in der Stadt gehaust. Der Zuschauer fühlte sich von innerstem Schauer beschlichen bei dem Anblicke der Hochkirchenmänner. Die Geister all der zahllosen Opfer, welche auf Befehl und Betreiben von der Mitra, zur Ehre Gottes! auf der Tortur verendet, auf den Schaffoten verblutet, in Mauernischen erstickt, auf den Scheiterhaufen verbrannt, umkreisten in dichtem Schwarm hoch in den Lüften den Zug, ihr klagendes Gewimmer mischte sich schaurig dem Geheul der Glocken, und Gottes liebendes Auge wendete sich zürnend ab von dem frevelnden Triumphzug. Das böhmische Volk aber sah hinauf in die Lüfte, es erkannte unter den Geistern der Gemordeten seinen Johannes Huß, und es knirschte, denn es weiß ganz gut, daß die heutigen Männer der Mitra nicht um ein Atom milder, nicht um ein Atom christlicher sind, als es ihre Vorgänger zu Kostnitz gewesen. Daß diese über den Scheiterhaufen zu gebieten hatten, jene aber diese Macht erst wieder erobern wollen, das ist der Unterschied zwischen diesen und jenen.

In der That nur in dem belagerten Prag konnte man so auffallenden Anachronismus wagen, welchen der eigens hierher geeilte Minister des Cultus zu verherrlichen und ihm die Weihe zu geben bemüht war.

Der inthronisirte Kirchenfürst vereinigte am Tage seines Siegeszuges alle officiellen Notabilitäten der Stadt, alle kirchlichen Dignitarien von Stadt und Land, zu einem Festmahl, dem Leichenmahle gesunder Vernunft. Der Cultusminister, Leo Thun, war neben dem Jubelfürsten der Löwe des Festes. Der Toaste viele wurden ausgebracht, doch der Minister verherrlichte das Mahl mit einer Tischrede, welche, des blindeifrigsten Kirchenmannes aus der Schule Gregor's VI. würdig, die clericalen Gäste entzückte, den anwesenden Laien aber das Haar sträuben machte.

Einen Cultusminister Oestreichs den Triumph der katholischen Kirche, ihre errungene Freiheit in so zelotischer Weise lobpreisen, auf die Verderbtheit der neuen Zeit, auf die Nothwendigkeit, das Volk durch kirchlichen Einfluß zur Ordnung zurückzuführen, von einem Cultusminister Oestreichs hinweisen zu hören in Ausdrücken, welche den Kirchenvätern, welche Thomas a Kempis entnommen schienen, dies war den weltlichen Würdenträgern und Notabilitäten jenes Festmahls doch zu stark, zu anachronistisch.

Als endlich der Minister in glaubensmüthigem Feuereifer seiner flammenschwingenden Intoleranz auf die Vorgänge zu Turin überging, die Partei

Siccardi zu schmähen, ihr den schmachvollen Untergang, dem Pabstthum aber glorreichen Sieg zu verkünden begann, da ward es den Laien ängstlich in der Brust. Der Minister hatte im Feuer ungelenker Rede sein innerstes Selbst umklug verrathen, und unwillkürlich dachte die weltliche Zuhörerschaft an die mögliche Bevorwortung der Inquisition von einem Minister dieses entsetzlichen Schlages.

Der Herr Minister, der das Reden immerhin lassen sollte, da ihn der Schöpfer nun einmal nicht zum Reden geboren werden ließ, hat auch hier vergessen, wie er das überhaupt vergißt, daß er nicht Minister des katholischen Cultus, sondern Minister des Cultus in Oestreich sei, daß der protestantische, der griechisch nicht unirte, der mosaische Cultus, daß insbesondere der Cultus gesunder Vernunft, ganz gleiche Rechte und Ansprüche gegen das Cultusministerium Oestreichs geltend zu machen berechtigt seien, daß die grundrechtlich ausgesprochene Gleichberechtigung der Culte den Begriff einer, im Sinne jener Tischrede herrschenden Kirche in Oestreich vernichtet habe; wie also vermochte der Minister in jener deplorablen Rede seine amtliche Stellung, seine Amtspflicht und Verantwortlichkeit so ganz zu vergessen und sich von seinem Blindeifer zu einer Philippica gegen Andersdenkende, gegen Andersglaubende hinreißen zu lassen. Ein Minister solcher Gesinnung und so ausgesprochen intoleranter Parteistellung ist, so dünkt uns wenigstens, geradezu unmöglich für Oestreich. Ein Großalmosenier Oestreichs würde eine solche Rede, wenn auch gleich in der Tendenz, jedenfalls klüger und vorsichtiger eingerichtet haben. Martin Luther's Tischreden hat sich der Herr Minister nicht zum Vorbilde genommen, wohl aber seinen unterthänigsten Vortrag, welcher das Gesetz zur Emancipation der Hierarchen bevorwortete(?); was dort aus aufgedrungener Klugheit verdeckt und verschwiegen werden mußte, damit platzte der Herr Minister in jener Tischrede heraus.

Man muß gestehen, die Herren Minister verstehen es, sich bei öffentlichem Auftreten in öffentlicher Meinung selbstmörderisch zu ruiniren; noch ist Herrn von Schmerling's Auftreten am 24. Juni in mißlicher Erinnerung, und schon wieder hat der Herr Cultusminister sich beeilt, uns und der künftigen Opposition erfreulich zu beweisen, was ein künftiger Reichstag von dem Tacte und Rednertalente des Ministeriums zu erwarten hat.

Wenn man glaubt mit Kanonen und dem Rauchfaß den Geist der Neuzeit zu bannen, so ist man im Irrthum; dem Rauchfaß besonders entsprühen Funken, welche einen Brand in Böhmen zu entzünden drohen, dessen Verwüstungsfähigkeit weit hinausgeht über die fanatisch beengten Begriffe des Ministers Leo Thun. Macht ihr eine Zeit lang so fort, so predigt nach wenigen Jahren ein hussitischer Prediger in der Kathedrale am Hradschin zu Prag, und der päpstliche Bannstrahl verpufft über Böhmen, machtlos wie eine Rakete Stuwer's. Reform, Reform in Allem, Reform allein rettet euch und uns. Johannes.

Kleine Correspondenzen.

Aus Pesth.

23. August 1850.

In der letzten Zeit drehte sich bei uns die politische Conversation um die Amnestie und die in Wien bei Jasper, Hügel und Manz erschienene Broschüre von Paul v. Somssich: „Das legitime Recht Ungarns und seines Königs."

„Ein eingekerkerter Patriot macht der Regierung mehr Feinde, als ihr tausend amnestirte Freunde erwerben können," sagte einst der selige Veselényi zu seinen Freunden. Wir sehen jetzt, daß der blinde Mann besser sah als Mancher mit zwei Augen und einer Brille. Die Zeiten sind vorüber, wo man durch Kerker und Bande von einer politischen Ueberzeugung abgeleitet ward. Der politische Verbrecher weiß es sehr wohl, daß im Falle die Sache, für welche er leidet, gesiegt hätte, ganz andere Leute an seiner Stelle gesessen wären. Die Freiheit ist für einen Eingekerkerten stets das einzige Gut, nach welchem seine dürstende Seele lechzt, und im Augenblick der Befreiung fühlt er sich von Dank erfüllt gegen den, der ihm dieses Gut wiedergibt, ohne zu bedenken, daß ebenderselbe es ihm früher genommen, und wie er es ihm genommen hat. Doch diese Täuschung verschwindet in dem bewegten Strom der schönen freien Welt, und die Zuschauer empfangen die Befreiten mit einem herzlichen, aber kurzen „Hoch!" und blicken schnell wieder zurück auf die traurige Wohnung, die noch Einen ihrer Lieben umschließt. Wer die Geschichte unsers Neugebäudes kennt, wird hier leicht errathen, daß ich von Paul Nyari sprechen will. Paul Nyari ist eine alte Capacität der vormärzlichen Liberalen in Ungarn. Zwar konnte es ihm nicht gelingen, mit seiner kernigen, aber etwas derben Sprache neben den rosigen Worten Kossuth's und der dornigen Ironie Szentkiralyi's sich Geltung zu verschaffen, aber beide mußten ihm den Vorzug des administrativen Talents und der männlichen Unerschütterlichkeit zugestehen. Als Vicegespan des Pesther Comitats war er das anerkannte Vorbild seiner Kategorie, und das Centralcomitat des Landes hatte es zum großen Theil ihm zu danken, daß es in der letzten Zeit für die übrigen 51 tonangebend wurde. Als Politiker besitzt Nyari nur wenig Bildung, aber seine gesunde Vernunft und sein gerader, offener Sinn lassen ihn immer das Rechte finden, und er bildete auch während des Pesther und Debrecziner Reichstags, obwohl er bei Eröffnung des erstern mit Madaráß, Teleki, Patay und Peserel zur Linken Platz nahm und dem Ministerium Batthyani stark opponirte, eine ganz eigene Partei, nämlich die Partei der Energie und des raschen Handelns, um die Märzgesetze dem Lande zu erhalten — aber nicht weiter. Als Mitglied des Landesvertheidigungsausschusses übernahm Nivari die Montur- und Verpflegungscommission, und that hierin der nationalen Sache großen Nutzen. Als am 13. April in Debreczin in einer geheimen Sitzung die Unabhängigkeitserklärung berathen wurde, sprach er offen dagegen; nach dem 14. April kehrte er wieder als einfacher Vicegespan in sein Comitat zurück und betheiligte sich nicht mehr an der Kossuth'schen Regierung. Um Buda-Pesth hat sich Nyari große Verdienste erworben, denn in den Märztagen, wo die Männer, die Ungarns Schicksale leiten sollten, noch alle in Preßburg tagten, und die Kopflosigkeit der Buda-Pesther Localbeamten der freiheitsberauschten Jugend freien Spielraum gewährte, ergriff er das lose Steuerruder der Hauptstadt und besänftigte wie Neptun mit seinem Dreizack die brausenden Wogen. Sie werden aus dieser gedrängten Schilderung ersehen, wie es kommen mußte, daß sich Nyari im ungarischen Vaterlande, und besonders in dem Comitate und der Stadt Pesth eine außerordentliche Popularität erwarb; und nun sind an 300 politische Verbrecher, und unter diesen solche, die sich der Unabhängigkeitserklärung nicht nur nicht widersetzten, sondern sogar dafür stimmten, amnestirt worden, und Nyari, der in den Märztagen für die Ruhe und Ord-

nung der Hauptstadt, und in Debreczin für den geschlagenen König in die Schranken trat, schmachtet noch immer im Neugebäude, in der Nähe des verhängnißvollen Holzplatzes.

Die Broschüre von Paul v. Somssich hat hier mehr Sensation erregt als Alles, was von den Altconservativen und Föderalisten bisher erschienen ist; und dies mit Recht. Bisher traten die Altconservativen nur mit geschlossenem Visir auf, und schleuderten ihre Pfeile gegen das Ministerium Schwarzenberg, ohne auf die Constitution, die mit diesem identisch ist, einen Angriff zu wagen; Somssich kümmert sich wenig um die Personen und richtet sein schweres Geschütz gegen Olmütz, und es müßte mich sehr wundern, wenn es ihm nicht gelingen sollte, eine bedeutende Bresche zu schießen. Die schön gehaltene Schrift hat ein großes Lesepublicum, und jeder Leser führt ihr Hunderte von Freunden zu, denn diese finden darin mit Kühnheit ausgesprochen, was sie bis jetzt in unserm Gensd'armenstaate zu denken kaum gewagt. —

Doch seit einigen Tagen ist die eigentliche Politik gänzlich aus dem gesellschaftlichen Leben verbannt; Entrüstung und Niedergeschlagenheit, wie sie hier seit der Hinrichtung Batthyani's nicht geherrscht, trat an deren Stelle.

Sonntag den 18. dieses wurde zur Feier des Geburtsfestes seiner Majestät im Nationaltheater bei Beleuchtung des äußern Schauplatzes das Lustspiel „Mátyás deák"*) von K. Kisfaludy gegeben. Die Pièce ist ein alter Liebling des ungarischen Publicums, besonders der Besucher der „nemzeti páholy"**), und aus dem Leben des großen Königs Mathias Corvinus genommen. Der junge König bereist als Schreiber eines Beamten incognito sein Land, wo er Gelegenheit hat, sich von vielen Mißbräuchen und Unterschleifen zu überzeugen und seinem organisirenden und reformirenden Talente genügende Nahrung zu verschaffen. Die Ver- und Entwirrungen, die durch die Erscheinung des schönen witzigen Schreibers, unter dessen schlichtem Wamms das Königlich-Liebenswürdige hervorleuchtet, bei den Dorfrichters- und Beamten-Töchtern und Frauen entstehen mußten, sind mit Geschick ausgeführt und aneinander gereiht, und das Ganze endigt mit einigen Absetzungen, Beförderungen, und was nicht fehlen darf — mit einer königlich bedachten Heirathsstiftung. Ob die Wahl dieses Stückes mit Bezüglichkeit auf das Geburtsfest des jungen Kaisers gewählt wurde, mag dahingestellt sein; sehr wahrscheinlich ist es aber, daß in den „höheren Sphären" des Nationaltheaters gewisse Reflexionen und Parallelen angestellt wurden, und diese mochten nicht eben das günstigste Resultat für die vom Orchester angestimmte östreichische Volkshymne gegeben haben, und die „Volkstribunen" erlaubten sich, von ihrem hohen Sitze ein pfeifendes und zischendes „Veto" gegen den Eindringling zu schleudern. Doch unser Platzcommandant, G. M. Henzi, mag sich wenig auf Gefühlssachen verstehen; und er ließ sogleich das Haus mit Gensd'armen und Grenadieren umgeben, die Galerie sperren und gegen 50 Individuen, die als Rädelsführer (durch wen?) angegeben wurden, in die Kasernen begleiten. Tages darauf wurde große Execution ohne Verhör gehalten; Zwanzig wurde die Ehrfurcht vor dem Souverän ad posteriora eingebläut. Einige wurden assentirt, und zwei Frauen mit Ruthen gepeitscht. Unter den mit Stockprügeln Bestraften war auch ein Knabe von dreizehn Jahren.

Wem die Thatsache nicht genügt, mache sich selbst dazu den Commentar.

Das ungarische Theater scheint, als der einzige Zufluchtsort jedes patriotischen Gedankens, während unsers rechtslosen Zustandes, die Hauptzielscheibe unserer Besieger zu sein. Daß die Galerie des Nationaltheaters nach obigem Ereigniß auf bestimmte Zeit geschlossen wurde, ist nichts als eine reine Consequenz der Säbellogik. Warum spie diese Galerie jene Frevler nicht aus, die es wagten, die allerkaiserlichste Hymne

---

*) „Schreiber Mathias."

**) Nationalloge der gewöhnliche Spitzname der letzten Galerie.

der Erde zu schmähen? Warum stürzte der Bretterboden dieser Pöbelbude nicht ein, als er die lärmenden Schläge von Stöcken und Stiefelabsätzen auf seinem Rücken fühlte; glaubte sie vielleicht sich Alles erlauben zu dürfen, weil man sie nicht nach Kufstein oder Spielberg schicken kann? Sie soll es nun sehen, daß ein k. k. General auch erfinderisch sein kann, und können wir die rebellistische Galerie nicht einsperren, so sperren wir sie zu. — Rechts um! Marsch! — Aber auch prophylaktisch wird unsere ungarische Thalia massacrirt. Erst wurden die besten ungarischen Stücke wie „Bank ban, Második Rákocry, György fagsága“ u. s. w. verboten, dann wurde der Stadt aufgeboten, dafür zu sorgen, daß im deutschen Theater alle Tage gespielt werde, damit dem ungarischen die Concurrenz nicht erleichtert werde; vor einigen Tagen erhielt die Theaterdirection von Preßburg den Befehl, keine ungarischen Stücke*) auf die dortige Bühne zu bringen, was später auf wiederholte Vorstellungen dahin gemildert wurde, „nicht so viele ungarische Stücke aufführen zu lassen“ u. s. w. Allein diese Maßregeln gießen nur Oel in die patriotischen Flammen, und wir sehen in Städten, wo nie ein ungarisches Theater war, solche während des Druckes der Soldatenherrschaft entstehen. So hat Herr Kacrvinsky mit seiner wandernden Truppe sein Zelt in der slavisch-deutschen Stadt Kaschau aufgeschlagen und erfreut sich einer großen Theilnahme, und nachdem die Jahresbilanz des Nationaltheaters ein Deficit von mehr als 3000 Gulden zeigte, wurden dem Intendanten dieses Instituts, Herrn Simonisch, von einer Dame 500 Gulden als Unterstützung geschickt.

So werden noch dem belagerten Patriotismus bereitwillige und bedeutende Opfer gebracht; wenn nur auch im Interesse der bei uns so sehr vernachlässigten Volkserziehung etwas gethan würde. Die großen Besitzer mögen sich in ihrem passiven Widerstand gegen die Regierung gefallen, aber es gibt noch andere Sphären, wo man dem Vaterlande nützen kann, und da könnten eben diese Herren viel thun. Ich will Ihnen hier ein Beispiel von der Verdummung unserer Bauern, besonders in der Karpathengegend, anführen. Bekanntlich haben die Einwohner der nördlichen Grenzbezirke in mißrathenen Jahren sehr oft mit Hunger zu kämpfen. Auch in diesem Jahre sehen manche der armen Karpathenbewohner diesem unlieben Gaste entgegen. Die Einwohner mehrer ruthenischen Dorfgemeinden in der Ungher Gespanschaft versammelten sich also in einer Rathssitzung, um über die Mittel zu berathen, durch welche dem großen Uebel abgeholfen werden könnte, und sieh da, die weisen Väter fanden bald die Ursache des ausgebliebenen Regens in dem Ueberhandnehmen der — vielen Hexen, und beschlossen, gleich dem Unfug energisch zu begegnen. Es ist nämlich jedem Erdenkinde bekannt, daß der „Gott sei bei uns“ besonders an dem schönen Geschlechte sein Wohlgefallen findet; auch das wird kein vernünftiger Mensch in Abrede stellen, daß die Hexen äußerst wasserscheu sind. Es sollen daher an einem festgesetzten Tage alle Weiber von Szenna und Rebrin zusammengetrommelt und im Beisein einer Commission in den Fluß getrieben werden, wo es sich dann ergeben wird, welche dieser Bürgerinnen des angehenden Rutheniens Hexen sind und welche nicht, da die Hexen sich lieber in den Tod als in's Wasser jagen lassen. — Reflexionen wären hier unnütz —

In unsern neugeschaffenen Kronländern gehen die Sachen ihren natürlichen Gang. Als die herrschsüchtigen Magyaren die Sprachsuprematie hatten, verlangten sie nur an den öffentlichen Gebäuden magyarische Aufschriften zu sehen, und selbst die übertriebensten Magyaren wünschten nur von den Kaufleuten der Hauptstadt Ungarns, ihre Firmen zu magyarisiren. Die loyalen, gesammtöstreichischen Kroaten wollen, selbst auf der ihnen von dem ungarischen Gebiete zugetheilten Murinsel keine deutsche oder magyarische Firma dulden, und die rein italienischen Fiumaner werden von der großen

*) In Preßburg sind keine ungarischen Schauspieler; es ist also hier von deutschen Stücken mit einem ungarischen Sujet die Rede.

weltbeherrschenden Slava so sehr in die Enge getrieben, daß sich von dort eine Deputation nach Wien begibt, um von Sr. Majestät die Einverleibung Fiumens in das Triester Gebiet zu erflehen. „Den Sack schlägt man, und den Esel meint man." Die Fiumaner waren stets gute ungarische Patrioten, und Kossuth's Lieblingsidee war die Wukowár-Fiumaner Eisenbahn. — Dabei fällt mir ein, daß vielleicht Deutschland, während der Danebrog ihm die Nordhäfen rauben will, hier im Schlafe zu einem schönen Stück Küstenland kommen kann. Wie glückliche Leute doch ihr Deutschen seid! —

Daß die Raitzen hinter ihren slavischen Brüdern nicht zurückbleiben wollen, versteht sich von selbst; nur lassen sie auch ihren Heiligen, die sie als griechische Katholiken in großer Anzahl besitzen, von ihren Errungenschaften auch etwas zukommen. So haben die serbischen Dorfrichter einiger Gemeinden in der Woiwodina, wo ein Nichtserbe nicht einmal Nachtwächter werden kann, den deutschen und magyarischen Einwohnern reformirter Religion am Vorabende des Festes des heiligen Pantalon zur Pflicht gemacht, sich kommenden Tages jeder öffentlichen Arbeit zu enthalten, und nur der äußersten Anstrengung der reformirten Seelsorger konnte es gelingen, sich von einer höhern Behörde die Aufhebung dieses Machtgebots zu erwirken. —

Die magyarische Suprematie mag, wie jede Suprematie, in mancher Hinsicht drückend gewesen sein; aber religiöse Intoleranz wird uns die Geschichte nicht nachsagen können. Δ

Aus Wien.

Die Demokratie ist eine Krankheit. Das weiß man jetzt ganz gewiß, seitdem in Berlin ein Candidat der Medicin darüber disputirt hat. Europa ist ein großes Spital. Die Völker haben das Fieber und phantasiren im Belagerungszustande von Freiheit und Gleichheit. Und die gelehrten Doctoren stehen an den Betten, fühlen den Puls und octroyiren Medicin. Bomben und Kartätschen, weiß man, sind nur Palliative, sie helfen momentan, aber die Hauptsache bleibt doch die eigentliche Kur, und da hat man überall sein eignes System. Bei uns in Oestreich meinen sie, es komme alles von Indigestion, wir hätten uns im Jahre 1848 an radicalen Journalen den Magen verdorben. Das mag seine Richtigkeit haben, wir waren früher an solche Kost nicht gewöhnt. Darum hat man uns strenge Diät verordnet. Wir bekommen in der Tagespresse nur magere Fastenspeise vorgesetzt. Das schlägt ziemlich gut an, wir spüren keine Aufregung und werden zusehends loyaler, conservativer und gutgesinnter. Die Leitartikelklystiere der gouvernementalen Blätter werden uns hoffentlich den letzten Rest von Radicalismus austreiben.

In Preußen sitzt das Uebel schon etwas tiefer. Der Radicalismus hat sich dort schon in die Gesetze eingeschlichen. Da kann es ohne eine Operation nicht abgehen. Ein gutes Stück Preßfreiheit muß abgenommen werden. Es geschieht aber ganz schmerzlos, denn der Kranke ist ätherisirt. Herr v. Radowitz hat in Erfurt die Narkose eingeleitet mit Unionschloroform, und die Herren Manteuffel und Schleinitz setzen sie fort mit dem schönsten Erfolge. Die Parthei sieht im Traume die lieblichsten Bilder, und lächelt selig, während ihr die Fangzähne ausgezogen und die Krallen beschnitten werden. Der gefährlichste Patient aber ist und bleibt Frankreich. Das wird immer recidif, so oft man es auch schon völlig hergestellt glaubte. Da hatte man so viel von den forts detachés gehofft, und doch war der Februar-Paroxysmus wieder heftiger als je einer der frühern. Das Schlimmste ist, daß man dort zu keinem der vielen Aerzte mehr völliges Zutrauen hat. Und mit Recht, denn sie haben alle der Reihe nach den Kranken behan-

delt und ohne Erfolg. Darum sitzt jetzt dort eine ganze Facultät von Burggrafen und hält Consilium am Krankenbette, Anhänger der verschiedensten Systeme und Schulen: orleanistische Homöopathen, legitimistische Allopathen und bonapartistische Hydropathen. Der eine recommandirt sein Tränklein, der Andere seine Pillen, der arme Kranke muß Alles herunterschlucken, und man merkt keine Besserung.

Worüber man sich jedoch wundern muß, ist, daß die Engländer gesund bleiben. Sie schonen sich nicht im Geringsten, lesen die derbsten Journale, genießen ihr unverkümmertes Versammlungs- und Associationsrecht, dabei schleppen ihnen die zahllosen Wühler, denen sie Asyl gewähren, den Peststoff vom Continente hinein und es schadet ihnen doch nicht. Ist es das feuchte Clima, die Hochkirche oder die substantieuse Roast-beef-Nahrung, der sie ihre Gesundheit verdanken? Jedenfalls sind sie darum zu beneiden.

Aber der Leichtsinn des Whigcabinets und die systematische Vernachlässigung der Sanitätspolizei verdienen nicht desto weniger den strengsten Tadel. Wie lange will man noch zögern, energische Maßregeln gegen den Radicalismus zu ergreifen? Schon hat ein toller Mensch die Königin in's Gesicht geschlagen, und die Post befördert nach wie vor den Sun und die Daily News. Die Constables kümmern sich nicht, welche Zeitungen die Leute in ihren Taschen stecken haben, und die Regierung, statt für Ruhe, Ordnung und Sicherheit im eignen Lande zu sorgen, terrorisirt höchst ungroßmüthig das kleine Griechenland. Aber was hilft es den Engländern, daß ihre Forderungen an andere Staaten pünktlich eingetrieben werden, so lange sie daheim der moralischen Vergiftung durch die schlechte Presse ausgesetzt bleiben? Wahrlich, in der Industrie und im Handel mögen uns die Engländer voraus sein, aber was hohe Politik betrifft, da könnten die Herren in Downing-Street noch lange bei deutschen Staatsmännern in die Schule gehen. Dänemark ist ein schwacher Staat, darum ist man großmüthig, unterhandelt, diplomatisirt. Aber dagegen wie wußte man das Sefeloge'sche Attentat zu würdigen! Darum steht auch Deutschland überall in hohem Ansehen, während England fast ausgeschlossen ist vom concert européen. Der Prinz von Preußen und Fürst Schwarzenberg werden in Warschau auf's Freundlichste empfangen, während Lord Palmerston scharfe Noten erhält. Ja englische Unterthanen werden vielleicht gar nicht mehr nach Rußland gelassen, während deutsche Bürger sogar in Sibirien sich gleicher Rechte mit den Russen erfreuen. In der That, wenn die Lords Palmerston und Russel nicht völlig verblendet sind, ist es jetzt höchste Zeit, einzulenken. Die Sache ist ja so einfach, ein klein wenig Belagerungszustand, Suspension der Habeascorpus-Acte, Journalcautionen, eine Fremdenbill und Lord Firebrand ist wieder rehabilitirt in der öffentlichen Meinung Europas. Die Herren Hassenpflug, Blittersdorf und die andern großen Staatsmänner der kleinen Continentalstaaten, die ihn jetzt verachten, werden ihm dann seine étourderie gegen Griechenland verzeihen und ihn wieder als ihres Gleichen behandeln, und am Ende erhält er vielleicht noch einen russischen Orden. Kann man sich da noch lange besinnen?

Literaturblatt.

Historische Portraits und Scenen aus den Memoiren des Herzogs v. St. Simon. Von L. Starklof. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. — Die Lectüre der alten französischen Memoiren ist immer noch instructiver, als die der sogenannten historischen

Novellen; sie ist auch in ästhetischer Beziehung befriedigender, denn jene Darstellungen sind naiv, und geben sich nicht dazu her, obscöne Dinge mit einer witzig-sentimentalen Tünche für den lüsternen Geschmack eines blasirten Zeitalters zurechtzumachen. Und da sich unser Publicum schwerlich in die umfangreichen Originale selbst zu vertiefen Lust haben wird, so sind dergleichen Auszüge zu empfehlen. — Die Memoiren umfassen den Zeitraum von 1691 bis 1723; eine Periode, in welcher das öffentliche Leben in Frankreich sich recht eigentlich den Zweck gesetzt zu haben schien, novellistische Stoffe zu verarbeiten. Der Herzog hat viel gesehen, und gut, denn er ist mit scharfem Verstand und leidlicher Gutmüthigkeit ausgestattet gewesen. — Als Probe geben wir die Geschichte, wie Racine in Ungnade fiel: „Er hatte unendlich viel Geist, und es war immer etwas Angenehmes in der Art, wie er ihn geltend machte. In seinem Wesen nichts von der gewöhnlichen fatalen Poeten-Manier; aber der feine Mann, der bescheidene und der Mann von Ehre war überall zu finden. Er hatte die vornehmsten Leute am Hof zu Freunden, ebenso hatte er deren unter den Gelehrten und Schriftstellern. Diesen überlass' ich und ihnen wird es besser gelingen, seinen Werth zu schildern. Er verfertigte zur Unterhaltung des Königs und der Frau von Maintenon und zur Uebung der Fräuleins in Saint-Cyr zwei dramatische Meisterstücke: Esther und Athalie — er hatte damit große Schwierigkeiten zu überwinden, es durfte nichts von Liebe darin vorkommen, und es sind heilige Tragödien, worin die Wahrheit der Geschichte aufrecht erhalten werden muß, da die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift hier keine Willkürlichkeiten zuläßt. Die Gräfin d'Ayen und Frau von Quailus thaten sich am meisten hervor, durch ihr Spiel vor dem König und dem vornehmsten und auserwähltesten Tribunal für solche Sachen im Kreise der Frau von Maintenon. In Saint-Cyr wurde der ganze Hof mehrmals zugelassen; jedoch traf man hier auch eine Auswahl. — Racine wurde gemeinschaftlich mit seinem Freunde Despréaux (Boileau) zum Geschichtschreiber des Königs ernannt. Dieser Stelle und jenen Stücken so wie seinen Freunden hatte er einen ganz ausnahmsweise gestatteten Zutritt zur Person des Königs zu danken. Ja es kam selbst vor: wenn der König keine Ministerversammlung bei Frau von Maintenon hielt, wie z. B. Freitags und dann im Winter bei schlechtem Wetter, der Abend sehr lang zu werden drohte, da wurde nach Racine geschickt, damit er ihnen die Zeit vertreibe. Zu seinem Unglück litt er an argen Zerstreuungen. Und das ist bei Hof eine sehr gefährliche Krankheit.

Eines Abends als er bei Frau von Maintenon zwischen ihr und dem König saß, kam das Gespräch auf die Pariser Theater. Nachdem man die Oper abgehandelt, ging es über die Komödie her. Der König erkundigte sich nach den Stücken, nach den Schauspielern und fragte Racine: woher es denn komme, daß, wie man ihm sage, die Komödie jetzt so tief unter demjenigen sei, was er in früheren Zeiten davon gesehen? Racine gab mehrere Ursachen an, als Hauptsache wirke wohl der Umstand, daß die Schauspieler in Ermangelung guter Neuigkeiten sich oft an alte Stücke hielten, so zum Exempel an die Stücke von Scarron, welche gar nichts taugten und aller Welt zuwider wären. Bei diesem Ausspruch wurde die arme Wittwe des Dichters (Scarron Frau von Maintenon) über und über roth, nicht weil der Schriftstellerruhm des verstorbenen kleinen Krüppels so scharf angegriffen, sondern darüber, daß sein Name hier genannt wurde, und zwar vor demjenigen, welcher noch als sein Nachfolger da saß. Der König wurde verlegen. Die unheimliche Stille, welche plötzlich entstand, weckte

den unglücklichen Racine auf, jetzt ward er inne, in welchen Brunnen seine heillose Zerstreuung ihn gestürzt hatte. Er war von allen Dreien am meisten betroffen; wagte nicht mehr, die Augen aufzuschlagen, noch den Mund zu öffnen. Dies gräßliche Schweigen dauerte mehrere Momente, so hart und erschütternd war der Schlag. Das Ende davon war: der König schickte ihn fort, indem er sagte, er wolle arbeiten. Der Arme ging ganz begossen hinaus und erreichte in seinem traurigen Zustande Cavoye's Zimmer. Diesem seinem Freund erzählte er die Unglücksgeschichte. Es war nichts daran zu ändern und zu bessern. Von dem Augenblick an haben weder der König noch Frau von Maintenon je wieder mit Racine gesprochen, ja ihn nicht wieder angesehen. Er empfand das so tief, daß er darüber hinfällig und elend wurde, und nicht mehr zwei Jahre lebte. Diese Zeit benutzte er zu seinem Seelenheil. Er ließ sich in Port Royal des Champs begraben, mit dessen klösterlichen Bewohnern er seit seiner Jugend in beständiger Verbindung geblieben war, die auch durch seine Richtung in das Gebiet der Poesie keine Unterbrechung erlitten hatte." —

Die Ehe in ihrer welthistorischen Entwickelung. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte von Dr. Joseph Unger. — Wien, Jasper, Hügel und Manz. — Wenn ich mir das östreichische Publicum denke, wie es u. a. über folgenden Satz nachdenkt (p. 88): „Das Subject, welches sich als ein berechtigtes erkennt, findet sein Dasein und seine Berechtigung durch die Willkür des über alle Subjecte herrschenden Individuums des Imperator's mißachtet und zertreten, und während das Privatrecht einerseits die Anerkennung des Subjects als Person enthält, ist es andrerseits durch seine ausschließende, durch kein höheres Moment gemäßigte Setzung zugleich eben so ein Nichtdasein, ein Nichtanerkennen der Person und dieser Zustand des Rechts ist somit vollendete Rechtlosigkeit" u. s. w. — so kann ich mich allerdings eines kleinen Kopfschüttelns nicht erwehren. Schon die Hegelsche Sprache an sich hat etwas Bedenkliches; in's Oestreichische übersetzt wird sie noch unheimlicher. — Wenn wir aber auch gewünscht hätten, daß der Verfasser bei seiner sehr guten juristischen und historischen Bildung mehr dahin getrachtet hätte, mit Ueberwindung der fremdartigen Form die großen Gedanken der deutschen Philosophie sich zu eigen zu machen, als jene Form nachzuahmen, die doch in seinem Vaterlande niemals heimisch werden wird, so müssen wir doch in mancher Beziehung den Versuch freudig begrüßen. Denn der wahre Grundgedanke der Hegelschen Lehre ist der Geist des Protestantismus, der Geist der sittlichen Freiheit; jeder Fußbreit Landes, den sie in einem von Jesuitenschulen und polizeilicher Bevormundung gedrückten Volke gewinnt, kommt unserer Sache zu Gut und schlingt ein neues Band der Verbrüderung zwischen zwei verwandte Stämme, deren geistiges Nähertreten von größerer unendlicher Wichtigkeit ist, als ihre politische Ineinanderschachtelung. —

Das Werk des französischen Geächteten über England hat nun in einem Gesinnungsgenossen auch seinen deutschen Uebersetzer gefunden. („Ledru Rollin von dem Verfall Englands, aus dem Französischen von Fr. Schütz, ehemaligem Mitglied der deutschen Nationalversammlung. Brüssel u. Leipzig, Kießling u. Comp.") Der Leichtsinn, mit dem Ledru Rollin von dem Standpunkt seiner Partei über Zustände aburtheilt, von denen er nur einen sehr oberflächlichen Begriff hat, ist bereits von englischen und französischen Kritikern gebührend zurechtgewiesen. Dennoch giebt uns das Buch einzelne Darstellungen

von der Nachtseite der englischen Gesellschaft, die von den unbedingten Verehrern der stolzen Britannia wohl zu beherzigen wären. Wir führen als ein Beispiel die Schilderung der Lodging-houses an.

„Die Lodging-houses betrachtet man als die reichste Quelle jeder Art von Verdorbenheit und aller Verbrechen. Nach einem Bericht der Commissaire der Constabler bestanden zu London im Jahre 1839 22 solcher Häuser, deren Anzahl gegenwärtig viel größer ist; ein jedes beherbergt des Nachts 60—70 Individuen.

„Fast alle diese Schlupfwinkel gleichen sich. Alle bestehen aus zwei Räumen, einer Küche und einer Schlafstätte. In einem derer, welche ich besuchte, war die Küche rund um mit einer an die Wand befestigten Bank mit Tischen versehen, vor welchen Männer auf die Ellenbogen gestützt saßen oder schlafend darauf hingestreckt waren. Einige hatten sich um das Kamin gesammelt: Die Einen, ohne Hemd und auf dem Boden sitzend, suchten sich nur zu wärmen; die Andern, knieend, kochten einige schlechte Speisen. Unmöglich könnte man eine zerlumptere Menschenmasse sehen. Die Köpfe dieser Leute boten eine unendliche Verschiedenheit der Formen und auffallende Contraste dar. So befand sich z. B. ein Knabe von wirklich ausgezeichneter Schönheit da; auf seinem Antlitz lag ein solcher Ausdruck der Unschuld, und aus seinem Auge sprach eine solche Offenheit, daß ich mir einen großen Begriff von seiner Ehrlichkeit machte, obgleich er, wie man mir versicherte, ein durchtriebener Pickpocket (Taschendieb) war. Etwas weiter hin am Ende des Saales war ein Mann, dessen Anblick ein dem Schrecken nahes Gefühl erregte. Seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, seine Wangen waren hohl, die Nasenlöcher geschlossen und durch den Hunger zusammengezogen. Ein struppiger Bart gab seinem Gesichte einen dämonischen Ausdruck und dennoch sprach aus seinen Blicken eine Geduld, eine Resignation, welche schmerzliches Mitleid erregten. Seine Kleider hatten keine Form mehr. Er hatte ein Paar Frauenschnürstiefelchen an, deren Spitzen abgeschnitten waren, damit die Zehen durchkonnten. Nie sah ich ein mehr entfleischtes Bildniß der Hungersnoth. Bis auf diesen Tag verfolgt mich ohne Unterlaß diese Figur."

„In diesem Hause kostet jedes Bett für eine Nacht 2 Pence (4 Sous). Die Küche wird des Morgens um 5 Uhr geöffnet und ungefähr um 11 Uhr des Abends geschlossen. Nach dieser Stunde wird Niemand mehr aufgenommen und man wirft alle Die hinaus, welche die vergangene Nacht da zubrachten und kein Geld mehr zum Bezahlen haben."

„Die Schlafstätte ist 45 Fuß lang und 36 breit. Die Betten haben ungefähr 6¼ Fuß in der Länge und 20 Zoll in der Breite. Sie bestehen aus weiter nichts als einem Strohsack, welcher auf ein Fuß hoch über dem Boden befindlichen Querstäben liegt."

„Selbst in dieser Höhle des Elends und des Verbrechens macht sich der Classenunterschied geltend. Die Burglars oder Smashers (Diebe mit Einbruch) stellen sich weit über die Gonoffs (junge Diebe; ein aus dem Hebräischen durch die jüdischen Hehler in die Gaunersprache übertragenes Wort). Ein Burglar läßt sich nicht herab, sich in die Gesellschaft der Pickpockets zu mischen. Als man einmal einen dieser Ritter des Einbruchs bat, sich zu den Gonoffs zu setzen, rief er mit einer Miene der höchsten Verachtung aus: „Nein, nein! Ich mag wohl ein Dieb sein, aber Gott sei Dank, ich bin ein achtbarer Mann."

„Ich sah daselbst ein allerliebstes Kind von außerordentlichen Fähigkeiten. Unglücklicherweise kam es eines Tages, da es weder Brot, noch Arbeit, noch Obdach hatte, in das Lodging-house. Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt, während dessen die Gäste dieses Ortes seine Bildung unternahmen, wurde es ein vollendeter Gonoff."

„Der Hauptgegenstand der Unterhaltung in den Lodging-houses ist der Diebstahl, und die beste Art, denselben auszuführen. Sobald ein junger Dieb mit irgend einer Beute ankommt, stürzt man auf ihn los, um den Ertrag seines Diebstahls zu sehen und ihn zu seiner Geschicklichkeit und seinem Erfolge Glück zu wünschen. Gewiß ist übrigens der Gewinn der Pickpockets und der Bettler weit geringer, als man gewöhnlich glaubt. Die Faulheit und das Herumstreichen sind die einzige, wahre Vergütung der harten und häufigen Entbehrungen, welche sie erdulden."

„55 Individuen antworteten auf die Fragen, welche ich in diesem Hause an sie stellte, fast Alle hätten früher ein Handwerk getrieben und die Meisten wären durch die Arbeitlosigkeit hierher gebracht worden. Von 55 konnten 40 lesen und schreiben; 4 konnten lesen; nur 11 konnten weder das Eine noch das Andere."

„Ein Maurer sagte mir, er habe acht Jahre lang im Sommer gearbeitet und im Winter gefeiert. Ein anderer Arbeiter versicherte mir, er sei seit den elf Jahren, während welcher er in den Docks arbeite, drei Viertel dieser Zeit ohne Beschäftigung gewesen."

„Was ihre Kleider betrifft, so waren 14 von ihnen ohne Hemde, 5 ohne Schuhe und 42 hatten Schuhe, die kaum an ihren Füßen hielten."

„Von 55 waren nicht weniger als 34 ein- oder mehrmal im Gefängniß gewesen: 11 einmal, 5 zweimal, 5 dreimal, 3 viermal, 4 sechsmal, 1 siebenmal, 1 achtmal, 1 neunmal, 1 zehnmal, 1 vierzehnmal; ein Anderer endlich gestand, daß er wenigstens zwanzigmal im Zuchthause gewesen sei. — Demnach waren diese 34 Individuen 140 mal im Gefängniß gewesen."

„Von diesen 140 Gefängnißstrafen waren 63 Herumstreichens, 77 Diebstahls wegen gegen 34 aus einer Anzahl von 55 genommene Individuen erkannt worden."

„Aber diese Schlafstellen zu 2 Pence (4 Sous) sind bei weitem nicht die elendsten. Es gibt Löcher, in welchen der Preis für eine Nacht noch geringer ist, wo die Herberge noch entblößter von Allem ist, wo die Gäste noch tiefer gesunkene Individuen sind. — In manchem Hause verlangt man für eine Nacht nur 1 Penny (2 Sous). Da kommen die schrecklichsten Muster des Elends und der Demoralisation zusammen. Die gemeinsten Straßendirnen, Diebe, Bettler, Vagabunden werden in diesen Höhlen des Greuls aufgenommen und es ist ihnen erlaubt, bunt durcheinander in einer kleinen Stube zu schlafen. In dem Hause befinden sich wenige oder gar keine Möbel. Betten kennt man nicht. Die Gäste, männlichen und weiblichen Geschlechts, Männer, Weiber, Knaben, Mädchen schlafen in buntem Gemisch auf dem Fußboden; — jede Bande besteht im Durchschnitt aus dreißig der elendsten und schändlichsten Wesen der Erde: — es ist eine Masse von Armuth, Schmuz, Laster und Verbrechen, — eine Vereinigung von allem materiell Ekelerregenden und moralisch Verhaßten, ein Chaos von Elend, Unmäßigkeit, Unwissenheit, Krankheiten, Unzucht, Schmuz und Verdorbenheit, wie man es in keinem andern Erdtheil finden kann — als in diesem Mittelpunkt des Reichthums und des Handels, auf diesem Höhepunkt der Civilisation und der Menschenliebe."

Die meisten Häuser zu 1, 2 oder 3 Pence werden von Individuen gehalten welche zu den stets unter ihrem Dache verabredeten Diebstählen ermuthigen. Viele von ihnen sind als Hehler bekannt und versetzen gegen einen Gewinn von 2 Pence und das Abreden des Pfandscheins den Ertrag der Diebstähle. Dieses Verfahren ist bei den Herbergsbesitzern von Eastend zu London so allgemein, daß man dasselbe als eine förmlich eingeführte Regel betrachten kann." — —

Die concrete Darstellung des menschlichen Elends wird auf die staatlichen Einrichtungen und auf die Privatwohlthätigkeit nie ohne Einfluß sein, wenn man durch sie auch nicht gleich zum Socialismus oder zur „innern Mission" bekehrt wird. —

Gedichte von Otto Heubner. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von seinen Brüdern. Mit der Lebensbeschreibung und dem Portrait des Verfassers. 2te Aufl. Zwickau, Thost. — Otto Leonhard Heubner, der unglückliche Gefangene, wurde 1812 in der Kreisstadt Plauen im sächsischen Voigtlande geboren, der dritte unter sechs Brüdern. Sein Vater war damals Gerichtsdirector (Patrimonialrichter), Stadtrath, und bei allen liberalen Bewegungen betheiligt. Heubner, auf der Schule zu Grimma vorgebildet, studirte 1829—1832 zu Leipzig Jurisprudenz, in einer Zeit, wo die in Folge der Julirevolution auch in Sachsen sehr verbreitete Aufregung in einem empfänglichen Jüngling mächtige Eindrücke hinterlassen mußte. Sein Vater nahm an dem letzten ständischen Landtag des J. 1831 Theil und half die Verfassung vom 4. September mit berathen, nachdem er kurz vorher (2. October 1830) als Mitglied einer aus dem Voigtlande an den Prinzen Mitregenten gesandten Deputation dem letztern die Forderungen des Volks in entschiedener Weise ans Herz gelegt hatte. Heubner, in nahem Umgang mit Julius Mosen, der damals in Leipzig lebte, brachte der Zeit sein Opfer in verschiedenen Liedern: Gruß an Lafayette, Lied des polnischen Landsturms, der deutsche Jüngling, an das deutsche Volk, und was sonst dazu gehörte. 21 Jahr alt, kehrte er nach bestandener Prüfung nach Plauen zurück und bildete sich dort unter der Leitung seines Vaters praktisch weiter. Mit großer Lebhaftigkeit führte er unter dem Kreise seiner Bekannten das Turnen ein, das sich in jener Gegend bald weiter verbreitete. Nach dem Tode seines Vaters 1838, dem er bis dahin assistirt, trat er an dessen Stelle, verheirathete sich 1842, trat in den Staatsdienst und wurde im Herbst 1843 als Kreisamtmann in Freiberg angestellt. Nach dem Ausbruch der Revolution wurde er vom 17. sächsischen Wahlbezirk (Frauenstein) zum Abgeordneten zur Nationalversammlung gewählt, wo er sich mit den meisten der sächsischen Deputirten der Fraction des deutschen Hauses (Linke) anschloß. Als Redner trat er nicht auf, nahm aber an den Clubverhandlungen lebhaften Antheil und unterhielt die Verbindung mit seinen Wählern durch mehrere an sie erstattete Berichte, unter denen der über die Einsetzung der provisorischen Centralgewalt der ausführlichste ist. Er legte zu Ende des Jahres sein Mandat nieder, weil er von den Wahlbezirken Oederan, Mohorn und Freiberg zum Abgeordneten für die erste sächsische Kammer gewählt war. Auch hier gehörte er mit der ungeheuern Majorität der gemäßigten Linken an, und vertheidigte das Recht der Frankfurter Nationalversammlung, einzig und allein die deutsche Verfassung festzustellen, sowohl gegen die Regierung als gegen die äußerste Linke. Nach der am 30. April 1849 erfolgten Auflösung der Kammern reiste er am 2. Mai in die Heimath zurück; aber schon am folgenden Tag kam die Nachricht von der Dresdner Erhebung nach Freiberg, und in einer im Einverständniß mit der städtischen Behörde gehaltenen Volksversamm-

lung wurde Heubner beauftragt, die Sache des Volks in Dresden wahrzunehmen. Hier wurde er auf dem Rathhause, als eines der hervorragendsten Mitglieder der Linken, deren übrige Führer meist abwesend waren, nach der inzwischen bekannt gewordenen Entfernung des Königs und der Minister aus Dresden, nebst Todt und Tzschirner zum Mitglied der provisorischen Regierung gewählt. Sechs Tage lang verblieb er unter unglaublichen Anstrengungen des Körpers und Geistes in dieser Stellung, und trat vereinzelten Versuchen zu persönlicher Gewaltthätigkeit mit kräftiger Entschiedenheit entgegen. Nach Beendigung des Kampfes begab er sich mit Bakunin und einer kleinen Schaar nach Freiberg und von da nach Chemnitz. Hier wurde er am 10. Mai mit seinen Begleitern verhaftet, über Altenburg und Leipzig nach Dresden gebracht und in der dortigen Reitercaserne gefangen gesetzt, von wo er später, im August 1849, mit Röckel und Bakunin nach der Festung Königstein geschafft wurde. Mit beiden gemeinsam wurde er durch den Spruch des Appellationsgerichts zu Dresden den 14. Januar 1850 zum Tode verurtheilt; das Urtheil wurde in zweiter Instanz bestätigt, er aber dennoch (wohl zum Theil, weil nach der bisherigen Rechtsauffassung, in Folge der Annahme der Grundrechte in Sachsen, die Todesstrafe abgeschafft war) begnadigt — zu lebenslänglichem Zuchthaus (!), und seit dem 1. Juli 1850 nach Waldheim gebracht. — — Ueber seine Annahme der gefährlichen Stellung, zu der ihn ein falsches Pflichtgefühl berief, sagt er selber: „Ich hatte eine gesicherte Existenz, eine geachtete öffentliche Stellung im Staate und neben einem vorwurfsfreien Leben ein Familienglück, wie es in solcher Ungetrübtheit selten vorkommen mag, in die Wagschale zu legen. Man schließt nicht mit Unrecht von der Größe der Opfer auf die Heiligkeit des Zwecks, von einem ehrlichen Namen auf eine ehrliche Sache, und ich durfte der letzteren den ersteren, da man ihn einmal gefordert hatte, nicht versagen .... Für ein werthloses Weltgut ist mir mein Heerd mit all dem Glück, das er in sich schließt, nicht feil. Der Preis, den ich im Auge hatte, war: Ein Vaterland, das bei diesem Kampfe zu gewinnen oder zu verlieren war, und für das Volk das gleiche Anrecht aufs Vaterland; diese beiden höchsten Güter zu vertheidigen, war das Volk berechtigt .... Mein Gewissen rief mir laut zu, was ich zu thun hatte, und der Erfolg stand in Gottes Hand." Das sind in diesem Falle keine bloßen Phrasen; Heubner's Ruf steht, ganz abgesehen von allen Parteiansichten, unangetastet da. Er hat die Bewegung nicht hervorgerufen, er war auch nicht einmal einer der vorzüglichsten geistigen Lenker, er war der Ausdruck einer in seinem engern Vaterlande ziemlich allgemein verbreiteten Stimmung, und er war ehrlich genug, sich dieser Ueberzeugung zu opfern, in einer Zeit, wo die eigentlichen Intriganten der Partei zurücktraten. Der Schwärmer muß in solchen Fällen immer büßen. — Daß nun einer solchen That die Zuchthausstrafe nicht angemessen ist, muß das angeborne Rechtsgefühl, das sich durch sophistische Deductionen nicht ganz unterdrücken läßt, einem Jeden sagen. So lange das Gesetz vorhanden ist, muß es allerdings gehandhabt werden, aber es ist das schönste Vorrecht der Krone, durch freie Anerkennung des angebornen Rechts die Inconvenienzen des geschriebenen Rechts auszugleichen. Jene Ansicht, die bei der immer steigenden Reaction unserer Tage immer bedenklicher um sich greift, daß politische Verbrechen strenger bestraft werden müßten, als die eigentlichen Criminalfälle, theils weil sie gefährlicher in ihren Folgen wären, theils weil man in ihnen nicht die vereinzelte Unthat, sondern eine allgemeine unsittliche Richtung bekämpft ist absolut zu verwerfen. Die Abschreckungstheorie wird wohl nirgend mehr Geltung finden, und die Strafe soll nicht einer allgemeinen Richtung, sondern einer bestimmten That gelten, die in ihren Motiven zu untersuchen ist. Daß Männer wie Heubner und Kinkel ihr Leben im Zuchthaus schließen, kann das menschliche Gefühl nicht zugeben. — Was die Gedichte betrifft, so haben sie nur subjective Bedeutung; sie sprechen von einem warmen braven Herzen und von einem ziemlich unentwickelten Denken. Der gute Zweck der Sammlung wird ihr dennoch lebhafte Theilnahme schaffen.

Verlag von **F. L. Herbig**. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von C. E. Elbert.

Ludwig Philipp und Robert Peel.

Der Tod beider Staatsmänner ist in eine Zeit gefallen, die ihrem Andenken sehr günstig ist. Vor dem Ausbruch der Februarrevolution hätten sich unter den Liberalen nicht Viele gefunden, die, wenn sie auch den Charakter des Bürgerkönigs nicht unbedingt verwarfen, in seinem Ende nicht ein für die Befreiung Europa's günstiges Ereigniß gesucht hätten. Der üble Ausgang jener Revolution ist dazu geeignet, auf Louis Philipp ein vortheilhaftes Licht zu werfen; über den handgreiflichen Thorheiten des neuen Regiments vergißt man die Schwächen des gestürzten. Was den britischen Staatsmann betrifft, so ist in der Ueberraschung über seinen plötzlichen, frühzeitigen Tod alle Anklage verstummt, und es macht den Engländern Ehre, daß sie in dem instinctartigen Ausbruch der Anerkennung allen Parteistreit vergessen haben.

In beiden Fällen wird aber eine Reaction der öffentlichen Meinung eintreten, denn die gegenwärtige Stimmung ist zu wenig auf ruhige Erwägungen gegründet. Wir wollen beide Männer, deren Wirken zu manchen interessanten Vergleichungen auffordert, — in dem einen spricht sich die Huldigung der alten Zeit vor dem Bürgerthum aus, in dem andern die Herrschaft des Bürgerthums und seiner Interessen über die Vertreter der alten Zeit — in ihrer Gesammtthätigkeit mit leidenschaftslosem Blick übersehen, und ein Urtheil zu finden suchen, welches nicht der Geschichte vorgreift, sondern sich bescheidet, unserer eigenen, endlichen politischen Ueberzeugung einen Ausdruck zu geben.

Beide sind uns, die wir mit Sièyes auf die Frage: was soll der dritte Stand (das Bürgerthum) werden? dreist und zuversichtlich antworten: Alles! von großer Bedeutung, denn wir kennen keinen Staatsmann der neuesten Zeit, an dem sich die Wahrheit dieses Satzes so schlagend nachweisen ließe. Aber freilich muß man dabei erwägen, daß das Bürgerthum verschiedene Seiten hat. Es ist einerseits die Alles überwältigende Macht des kalten, voraussetzungslosen Verstandes, der endlichen Interessen, die in ihrer Art selbst die Phantasie beschäftigen kann, wo sie erobert; es ist aber andererseits auch die ängstliche Befangenheit in end-

lichen Interessen, die bange Furcht, die es zu nichts bringt, weil sie nichts im Zusammenhang auffaßt. Betrachten wir den königlichen Kaufmann, dessen Berechnung sich von einem Pol der Erde zum andern ausdehnt, so mag unser Gemüth durch seine Kälte verletzt werden; ihn gering zu achten, dazu wird sich selbst unsere Phantasie nicht hergeben. Reißen wir aber die Berechnung aus ihrem Zusammenhang, so kommt jenes klägliche Bild des Spießbürgers, des zaghaften Philisters heraus, dessen Horizont sich in seinem Detailkram abschließt, dessen Herz in der Sorge für den kommenden Tag vollkommen aufgeht und darin verkümmert: jenes kläglich lächerliche Zerrbild, mit dem die Novalisten und die Demokraten unsere Partei vollständig charakterisirt zu haben glauben. Sie sehen nur den dürrbeinigen Epicier, der halb mit Widerwillen, halb mit lächerlichem Selbstgefühl in den Reihen der Communalgarde unter der Last der Büchse einherschreitet, und den Soldaten nachäfft, dessen strammes Wesen ihm imponirt, ohne ihm eigentlich Freude zu machen; oder den Schacherjuden, der, um ein paar Kreuzer mehr an der geflickten Weste zu verdienen, ein paar Fußtritte mit in den Kauf nimmt; aber sie sehen nicht jene Compagnie britischer Kaufleute, die ihr stählernes Netz über Indien gebreitet haben; nicht jenen leidenschaftlichen, schlaflosen, eigennützigen, aber auch aufopfernden Verstand, der durch die Kraft des Dampfes die Welttheile mit einander verbündet, der Cultur Flügel gibt, den Ehrgeiz der Mächtigen und die Grillen des Genusses in seinen Dienst zwingt.

Der Witz ist nicht müde geworden, den Julikönig mit dem Attribut des Spießbürgerthums, dem Regenschirm, abzubilden, an Stelle des adeligen Schwerts und der demokratischen Wage, die man sonst in die Hände des Königthums gibt. Robert Peel hat mit viel größerer Bitterkeit zu kämpfen gehabt; sowohl die „proud aristocracy", wie er sie in einem Augenblick leidenschaftlicher Aufwallung nannte, als die grollende Demagogie in ihren unbändigen, chaotischen Meetings, hat keinen Vorwurf, keinen Hohn gespart, um den gefürchteten Feind zu kränken: aber zu einem Spießbürger hat sie ihn nicht gemacht. Das Volk hat, im Ganzen genommen, einen richtigen Instinct: es hat in Robert Peel nur die großartige Seite des Bürgerthums gesehen, die man hassen kann, über die man sich aber nicht lustig machen wird; in Ludwig Philipp, dem Erben der kriegerischen Bourbons, dem Fürsten eines bis in's Blut hinein adeligen Volks, nichts als den kleinen, berechnenden Krämer, dessen Klugheit niemals ergreift und erwärmt, nicht weil sie klug, sondern weil sie kleinlich ist.

Menschlich betrachtet, wären Ludwig Philipp's Schicksale wohl geeignet, ihm eine größere Theilnahme zu gewinnen, als sie sonst ein Sterblicher so leicht in Anspruch nehmen kann. Aber auch nur seine Schicksale, nicht seine Thaten. Es ließe sich aus seinem Leben eine anmuthige Novelle machen, aber kein Epos, keine Geschichte. Robert Peel hat gar keine Schicksale gehabt, er ist im Reichthum geboren, im Reichthum gestorben — sein Tod paßt eigentlich nicht recht für ein

durch und durch verständiges Leben — aber eine mit Geist und Studium geschriebene Biographie von ihm würde das lehrreichste Handbuch für den modernen Staatsmann sein.

Wir wollen uns zunächst an den König halten. Welch romantisches Gemälde, wenn wir den Lauf der Ereignisse überfliegen, in denen er eine Rolle spielte! Aber wie grau werden die Farben, wenn wir ihn als den eigentlichen Helden betrachten!

Die französische Revolution ist nicht von dem Bürgerthum ausgegangen, wie man es, irregeführt durch den spätern Lauf der Begebenheiten, behauptet hat, sondern vom Adel. Die skeptische Philosophie Voltaire's mit ihrem leichten, chevaleresken Anflug von Idealismus beschränkte sich wesentlich auf die Kreise der vornehmen Welt. Als das Königthum durch seinen Turgot, Necker u. s. w. die prosaischen, bürgerlichen Reformen durchführen wollte, ohne welche der Staat zu Grunde gehen mußte, widersetzte sich auf der einen Seite der Uebermuth des Hofes, der Parlamente, der Noblesse de Robe — der d'Espremenil u. s. w. — auf der andern drängte der Idealismus des in Voltaire's Schule aufgewachsenen liberalen Adels — der Lafayette, Lally Tolendal, Larochefaucould u. s. w. nach einer andern Richtung hin. Freilich wußte schon in der constituirenden Versammlung das mächtig aufstrebende Bürgerthum das Steuerruder der Bewegung den ungeschickten Händen zu entwinden; die Führer des liberalen Adels wanderten aus, oder büßten ihren Ehrgeiz auf dem Schaffot. Nur in der Armee fand der Adel seine Stellung, obgleich sie ihm auch hier sehr bald von den bürgerlichen Emporkömmlingen streitig gemacht wurde.

Der junge Sohn des Herzogs von Orleans, des Chefs der adeligen Opposition, der Zögling der Frau von Genlis, war durch seine Geburt an die Partei gewiesen. Seine Jugend und das Glück erhielten ihn fleckenlos in dieser sittlichen Verwirrung, von der ein großer Theil der Schuld auf das Haupt seines Vaters fällt. Er diente ehrenvoll gegen die Feinde Frankreichs und emigrirte mit Dumouriez, einem politischen Abenteurer ohne Gesinnung und ohne Glauben, der in ihm bereits den Gründer einer neuen Dynastie sah, als das Haupt des Königs bereits gefallen war. Nicht das Schicksal der Dynastie, sondern die Gefahr der Besitzenden überhaupt und besonders des Adels, hat ihn aus Frankreich getrieben. Er schloß sich auch außerhalb Frankreichs nicht der eigentlichen, höfischen Emigration an, er lebte als Privatmann in edler, bürgerlicher Unabhängigkeit.

Die Restauration gab ihm seine reichen Güter wieder, ohne ihm die Popularität zu nehmen, die sich an seinen Namen und an seine schuldlose Vergangenheit knüpfte. Von da an beginnen die Handlungen, für die man ihn eigentlich erst zurechnungsfähig machen kann.

Seine Stellung zum Hof hatte viel Aehnlichkeit mit der seines Vaters. Nur hatte er mehr Grund, sich von der herrschenden Partei zu trennen, und die Er-

fahrung hielt ihn von allem Conspiriren zurück. Darin muß die Geschichte ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: er hat den Sturz der Bourbons durch eigene Thätigkeit nicht beschleunigt — so wenig als Heinrich Bolingbroke vor seiner Verbannung den Sturz des König Richard. Auf eine Revolution zu speculiren, von der man nicht voraussehen könnte, ob sie mit dem Thron nicht auch alles Eigenthum verschlingen würde, wäre auch in der That eine sehr schlechte Rechnung gewesen. Andererseits wird man auch nicht leugnen wollen, daß der Herzog durch seine isolirte Haltung, durch seine Entfremdung vom Hof, durch seine enge Verbindung mit den Führern der Opposition der letztern einen Mittelpunkt und der öffentlichen Meinung eine Gelegenheit gab, seine Bürgerfreundlichkeit mit der mönchischen Aristokratie, die den Staat beherrschte, in beständigen Vergleich zu ziehen. Zu klug, sich nach irgend einer Seite hin etwas zu vergeben, war er doch zu wenig edeldenkend, um mit offener Energie, durch Einfluß auf den Hof oder durch eine Leitung der liberalen Partei nach einer conservativen Richtung hin, das drohende Verhängniß abzuwenden, das er kommen sah. Er wußte sich — und das ist jene kleinlich bürgerliche Art — nicht bloß den Anstrich eines freisinnigen, patriotischen Mannes, sondern auch den Anschein eines Mannes zu geben, der seine eigenen Ansichten der herrschenden Stimmung unterordnet, und der daher vorzüglich geeignet ist, die Rolle eines constitutionellen Königs zu spielen.

Wenn wir seine Thätigkeit während der Julirevolution im Einzelnen zergliedern, so wird sich kein Act nachweisen lassen, gegen den ein directer Vorwurf zu erheben wäre; ein Act, von dem man sagen könnte, das Heil Frankreichs hätte den entgegengesetzten verlangt. Die Gründe, welche er damals in den Briefen an die verschiedenen Monarchen, namentlich an den Kaiser von Rußland, für seine Schritte zu finden wußte — daß er für die Erhaltung des monarchischen Princips, für den Frieden Europa's u. dgl. arbeite — waren nie ohne Gewicht. Aber welcher Partei man auch angehören mag, man wird sich, wenn man unbefangen diese Documente vor Augen nimmt, eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren können. So drückt sich nicht ein Mann aus, der für eine große Ueberzeugung eintritt; nicht ein Mann von mächtigem Willen. Die bloße Klugheit hat aber nur eine Rechtfertigung — den Erfolg. Der Erfolg hat gegen Louis Philipp gesprochen und ihn damit verurtheilt.

Die allgemeine Regel ist wohl, daß man sich nie von den heiligen Satzungen des Rechts entfernt. Durch die Annahme der Krone aus den Händen des Volks gegen den Einspruch seiner in ihrem Recht gekränkten Verwandten hat es Ludwig Philipp gethan. Die Ausnahme kann nur durch eine Begeisterung von positivem Inhalt, oder durch einen auf das Gefühl der eignen Kraft gegründeten Ehrgeiz entschuldigt werden. Von beidem war hier nicht die Rede. Louis Philipp glaubte nicht an die Souveränetät des Volks, der er huldigte, er schwärmte nicht für die Sache der Demokratie, die er durchzuführen berufen war. Er wurde aber auch

nicht durch jenen Thatendrang verleitet, der sich des Scepters bemächtigt, weil seine Hand allein stark genug ist, ihn zu führen. Er wog die Gründe für und wider ab und ließ sich durch endliche Rücksichten leiten. Daß er die Revolution durch sein Beispiel heiligte, sie auch gegen sich heiligte — denn die Hand, welche ihm die Krone gab, konnte sie ihm auch wieder nehmen — das sah er wohl, aber die bloße Klugheit glaubt nicht an das Gewicht eines Princips. Sie wird sich daher immer täuschen, wo es sich um Principien handelt.

Ueberblicken wir die Geschichte seiner Regierung, so müssen wir nur immer das Eine im Auge behalten, daß er, vielleicht mit Ausnahme der kurzen Verwaltung Casimir Perier's, immer persönlich regiert hat. Die kleinen Intriganten — Thiers, Molé — auf der einen, die Doctrinärs auf der andern Seite, waren nichts als seine Werkzeuge. — Es ist in den achtzehn Jahren für das, was Frankreich vor Allem Noth that, und wozu eine bürgerliche Regierung recht eigentlich berufen war, Reform der Verwaltung, soviel wie nichts geschehen. Man schützte beständig die Nothwendigkeit vor, in welche die conservative Partei gesetzt sei, zuerst mit dem Drängen der Revolution fertig zu werden — ganz wie Robespierre, der Frankreich die vollkommenste Freiheit versprach, sobald nur erst alle Bösewichter, Intriganten, Verschwörer und Feinde der Tugend ausgerottet wären. Aber der hämische Blick, den Guizot und seines Gleichen auf die verwirrten Zustände werfen, die aus der Republick hervorgegangen sind, rechtfertigt sie keineswegs; sie sind doch Schuld daran. Der unbedingte Servilismus der Verwaltung, den sie erhalten und befördert haben, hat es möglich gemacht, daß die tausendjährige Monarchie durch einen Handstreich zusammenstürzte; die Corruption, die sie in der Volksvertretung nährten, hat diese zu einer ungenügenden Brustwehr des Königthums gemacht. Indem sie die Formen der Verfassung wahrten, meinten sie dem Wesen derselben gerecht zu werden; aber eine Regierung ohne Princip, die nur erhalten will, höhlt den Boden unter ihren eigenen Füßen aus.

Die Regierung Ludwig Philipp's hatte von dem Bürgerthum, das sie repräsentiren sollte, nur den äußern Anstrich und die Kleinlichkeit. Sie arbeitete bloß für den vermehrten Privatbesitz des Hauses Orleans und die Garantie desselben, — die Ruhe. Eine wahrhaft bürgerliche Regierung wird mit unverdroßner Thätigkeit für den öffentlichen Wohlstand arbeiten; arbeiten um der Arbeit willen. Freilich trifft dieser Vorwurf das gesammte Volk. Die Franzosen arbeiten nur, um später zu genießen; die bürgerliche Freude an der Thätigkeit selbst ist ihnen fremd. Ihnen war die Regierung nur darum bürgerlich, weil sie den adligen Geist der Monarchie Ludwigs XIV. und Napoleons verleugnete.

Denn das Schauspiel, welches die auswärtige Politik Frankreichs in dieser Periode darbietet, ist wo möglich noch kleinlicher, als das der innern. Die spanischen Heirathen, die Haltung in Ancona, die Diplomatie in der Schweiz, die ägyptische Frage, die Spielereien in Otaheiti — das alles war ein Gewebe

subalterner Intriguen, die, auch wenn sie gelangen, keine Ehre brachten. Intriguen, die ganz der Stellenjägerei in der innern Politik entsprachen. Was hat diese sogenannte Friedenspolitik, der es nicht um den Inhalt zu thun war, der Welt für Segen gebracht? Ein Putsch in Paris, und das europäische Gleichgewicht fällt über den Haufen. Es fällt mir nicht ein, dieser Politik gegenüber die unreifen Eroberungsgelüste des französischen Volks in Schutz nehmen zu wollen, aber es lebt in diesem Volk trotz aller Verblendung ein edler Instinct, der nur geleitet sein will. Das Frankreich der Julirevolution konnte eine wesentliche Rolle in der Geschichte spielen, wenn es statt seiner Spielerei mit der Quasi-Legitimität ernsthaft die Propaganda der Freiheit in seine Hand nahm. Dann hätte es aber allerdings bei sich selbst den Anfang machen müssen.

Die Julidynastie fiel, weil sie das Volk nicht beschäftigte, weil sie es ennuyirte. Das klingt freilich frivol, aber es liegt in diesem Willen, beschäftigt zu werden, auch ein edler Keim. Ein Napoleon hätte kriegerischen Ruhm gegeben, eine wahrhaft große Regierung hätte das Volk in die Bahnen des Bürgerthums gelenkt. Louis Philipp war kein Napoleon des Friedens, denn nicht auf den Frieden überhaupt, sondern darauf, was im Frieden geschieht, kommt es an. —

Wenn Louis Philipp den Schein des Bürgerthums ausdrückt, der bürgerlich ist, weil er nichts Anderes ist, nicht adelig, nicht demokratisch, so haben wir in dem englischen Baronet die Realität des Bürgerthums, das über Adel, Königthum und Demokratie die Herrschaft davonträgt, aber dazu die guten Seiten dieser ihm in der Form entgegengesetzten Principien in sich aufnimmt.

Sir Robert Peel's großes Werk ist es, der Herrschaft der aristokratischen Fractionen ein Ende gemacht, das Spiel der blos politischen Leidenschaften bei Seite geschoben und den Staat in die bürgerlichen Interessen vertieft zu haben. Denn wenn auch die beiden Parteien, ihrem geschichtlichen Ursprung getreu, sich nach dem Grade ihres Liberalismus unterschieden, wenn die Tories sich als die Vorkämpfer des legitimen Königthums betrachteten, die Erben der Russel, Grey, Sidney u. s. w. als die Vertreter der Freiheit, so wäre es doch weit gefehlt, sie sich als Verbindungen zur Erreichung eines bestimmten politischen Zweckes vorzustellen. Es waren gleichsam erbliche Coterien, die sich in bestimmten Geschlechtern fortpflanzten, und gerade der größere Theil des alten Adels gehörte zu den Whigs. Es kam mehr darauf an, die Führer dieser Parteien an's Ruder zu bringen, und mit ihnen jene Unzahl von Stellen zu besetzen, die in England mit einer Ministerialveränderung verknüpft sind, als ein neues Princip an die Stelle des alten zu erheben.

Als Robert Peel, ein junger, reicher, hoffnungsvoller Mann aus dem Bürgerstande, in's Parlament trat, schloß er sich der herrschenden Partei an und erhielt sofort eine wichtige Stelle im Staatsdienste. Damit war zugleich seine politische Bahn bestimmt. Denn man ist dadurch nicht blos an einen politischen

Zweck, sondern an eine sittliche Gemeinschaft gebunden, die aufzugeben nur einem liederlichen Genie wie Lord Brougham nachgesehen wird. Um eine Partei zu beherrschen, muß man ihr vorher dienen. Peel, als einer der Talentvollsten, trat im Parlament als Vorkämpfer der Tories auf, und das Publicum gewöhnte sich daran, ihm die Grundsätze zu imputiren, welche die vornehmsten Führer derselben befolgten, aber mit Unrecht, denn schon damals strebte er nach Mäßigung und nach concreter Einsicht in die wirklichen Verhältnisse.

Von da an wiederholt sich in seinem politischen Leben das eigenthümliche Verhältniß: er bekämpft an der Spitze seiner Partei die Reformen, mit welchen die Whigs coquettiren, um ihre Popularität zu erhalten, stürzt sie dann, und führt trotz des Sträubens seiner eigenen Partei jene Reformen in großartigstem Stil selber durch. So die Emancipation der Katholiken, die wenigstens verhältnißmäßige Versorgung der irischen Kirche durch den Staat (Maynooth-Bill), die Einkommensteuer, endlich die Aufhebung der Getreidezölle.

Er hat sich darin als Staatsmann gezeigt, daß er jedesmal den Zeitpunkt zu treffen wußte, wo die öffentliche Meinung so weit herausgebildet war, daß eine durch das allgemeine Vorurtheil bekämpfte Veränderung in den Maximen der Verwaltung durchgeführt werden konnte, und daß er dann mit einer Energie und Arbeitskraft die Sache in die Hände nahm, daß der praktische Sinn der Engländer, wenn er sich dem Princip nicht fügen wollte, durch die Ausführung hingerissen wurde. Um das zu können, mußte er sich die Partei auf eine Weise unterworfen haben, wie es sonst bei den englischen Staatsmännern unerhört war. Aber die Partei war überzeugt, daß er der Tüchtigste sei, die Staatsgeschäfte auf eine großartige Weise zu führen, und so ließ sie sich, wenn auch mit Zähneknirschen, von ihm leiten, bis endlich sein letzter Schritt über die Grenzen hinausging, die man einem Chef der Partei erlaubt. Als aber der Stamm der Tories als country-party (Partei der Grundbesitzer) sich von ihrem bisherigen Führer lossagte, hatte er nicht blos einen bedeutenden Theil derselben im Unterhause in seinen Dienst gezwungen, sondern er hatte auch, was zur gesetzlichen Durchführung seiner Principien das Wesentlichste war, die Majorität des Oberhauses von der Nothwendigkeit seiner Maßregeln überzeugt. Mit diesem letzten Schritt war nicht nur die Herrschaft der alten Fractionen, sondern auch ihr Bestand aufgehoben. Die Parteien, die gegenwärtig mit einander ringen, binden sich nicht mehr an historische Reminiscenzen, sondern an positive Interessen.

Es ist nicht zu leugnen, daß Peel's Tod dieser Umformung vielen Abbruch thun wird. Die Whigs, denen man aus Haß gegen den großen Apostaten das Ruder übergeben hatte, sind noch immer eine politische, nicht bürgerliche Partei; ihr eigentlicher Chef ist nicht Russel, sondern Palmerston. Es hätte nicht fehlen können, daß man in kurzer Zeit dem Staatsmann, der in dem allgemeinen Credit stand, daß, was er vorschlug, nothwendig, und was er durchführen wollte,

möglich war, von Neuem die Geschäfte anvertraut hätte. Dazu war aber der Fortbestand der Mittelpartei, die sich unbedingt an seine mächtige, gebietende Persönlichkeit anschloß, nothwendig. Wie jetzt die Sachen stehen, werden die bisherigen Peeliten sich zerspalten, jedes Mitglied der Partei wird seinen Sympathien folgen. Die Whigs, die sich bisher auf ihn stützten und eigentlich im Wesentlichen von ihm bestimmt wurden, werden nun ihre Stütze bei den Radicalen suchen müssen, denn auf sich selber zu stehen, sind sie zu schwach. Das wird so lange fortgehen, bis die Letztern einem praktischen Staatsmann nach Peel'schem Schlage in die Hände fallen, der die bisher nur in abstractem Lärm ausgesprochenen Principien auf concrete Weise anwendet.

Ein vergleichender Blick auf beide Männer zeigt am deutlichsten, daß Popularität nicht blos auf demagogischem Wege zu erlangen sei. Der König hat mit ängstlicher Sorgfalt jeden Schein eines eigenen, harten Willens zu vermeiden gesucht; er hat in seinen Formen Jedem geschmeichelt, den er irgend gewinnen wollte; er hat allerdings regiert, aber nicht durch festen Willen, sondern durch Intriguen. Peel war eine despotische Natur, wie jeder praktische Mann; stolz, gebieterisch, verschlossen in seinen Formen; alle Augenblicke war seine eigene Partei geneigt, sich gegen ihn zu empören. Aber selbst in dem Haß seiner Feinde sprach sich die Achtung vor seiner Tüchtigkeit aus; und in jener Zeit, wo die von ihm verrathene Aristokratie mit einem wahrhaft fanatischen Wuthgeheul über ihn herfiel, und er mit der kalten Ironie, die das Bewußtsein überlegener Bildung, und mit der ehernen Entschlossenheit, die das Bewußtsein eines unbiegsamen Willens erzeugt, dem Sturm entgegentrat, da stand er beneidenswerther da, als der König der Franzosen, wenn er durch scheu lächelnde Herablassung das Beifallsklatschen des Pariser Pöbels erflehte. Dem Tode des einen folgt flüchtiges Mitgefühl, um das Grab des Andern stehen selbst seine Feinde mit Erschütterung und beugen unfreiwillig ihr Haupt vor den Resten des mächtigen Willens, den sie haßten, dem sie aber nicht widerstanden.

Bemerkungen über Rachel und das Spiel des Théatre français.

Das französische Volk steht zu seiner Sprache in einem ganz andern Verhältniß, als die deutschredenden Stämme zu der ihrigen. Die Substanz seiner Wörter ist nicht aus dem Grund seines eigenen Lebens herausgewachsen, sondern ihm von einem fremden Volk überkommen. Als durch die Völkerwanderung die römische Sprache zerschlagen war und celtische Gewandtheit und deutsche Bildungskraft die lateinischen Klänge auf ihren Zungen abgeschliffen und zugespitzt hatten,

blieb freilich der schaffende Sprachtrieb, welcher in jedem Volke, in jedem Menschen lebt und jedes Kind drängt, nach Analogie der eingelernten Klänge sich neue zu schaffen, auch in der Seele der französischen Romanen; aber er schuf nicht von dem Innern der Stammsilben heraus, deren ursprüngliche Bedeutung dem Volke unbekannt, deren Form erstarrt war, sondern er spielte wohlgefällig mit dem imponirenden Klange der Wörter, dieselben willkürlich und unorganisch abkürzend, dehnend, durch die Nase oder die Kehle ziehend. Eine launische Accentuation trat an die Stelle der soliden römischen Quantität; die Rohheit, mit welcher die Worte durch den Silbenton belebt wurden, erzeugte auch Rohheit im Versbau, und diese verhältnißmäßige Rohheit und Einförmigkeit der Verse zwang wieder dazu, den Vers durch scharfe Declamation, bestimmten wiederkehrenden Tonfall zusammenzuhalten. Schon vor den Tragikern, ja schon in der alten langue d'oïl und d'oc läßt sich die naive Freude der Franzosen an dem scharfen Klappen der Versfüße und dem Klingen der Reime erkennen, über welche ein pathetisch declamirender Ton hingeschwebt haben mag, mit capriciöser Willkür bald die Silben breit auseinanderspannend, bald in nachlässiger Schnelligkeit fortrollend. Als nun die Tragiker des 16. und 17. Jahrhunderts für ihr rhetorisches Pathos den entsprechenden Vers suchten, war der Alexandriner der allerbeste und prächtigste, den sie verlangen konnten. Schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in erzählenden Gedichten angewandt, war er so recht das Maß für langathmige, hochstilisirte Reden. Gerade was ihn für uns Deutsche unangenehm macht, das Klappern der beiden gleichen Theile, die Monotonie seines Falles, gerade das brauchte der Franzose; denn diese Bestimmtheit und Festigkeit des Maßes bildete nach seiner Empfindung den nothwendigen Gegensatz zu der höchst ausdrucksvollen und laut dahinrauschenden Modulation der Stimme, welche er hier mit unheimlichem Genuß auf den einzelnen Accentsilben tremulirend verweilen ließ, dort mit höchster Energie wie einen Waldstrom fortbrausen machte, daß Accente, Cäsuren und Reime unerbittlich fortgerissen wurden. Diesen Genuß, welchen Sprechende und Hörende am Klange der tragischen Alexandriner noch heut in Frankreich haben, soll man zuerst beachten, wenn man ihre tragischen Schauspiele nicht ungerecht beurtheilen will.

Ferner aber erinnere man sich an das Costüm und die Convenienzen dieser alten Tragödien. Zur Zeit von Corneille und Racine wurden sämmtliche Heldenrollen im Staatscostüm ihrer Zeit gespielt, wenigstens mit seinen charakteristischen Attributen; die Herren trugen unvermeidlich den Haarputz, die Beinbekleidung, den Galanteriedegen des französischen Hofes; die Damen Robe und Fächer, oder wenigstens ein Taschentuch. Die drei Gattungen von Costüm, welche man damals unterschied: antik, türkisch und modern, waren nur in einzelnen Garderobestücken, bei den Damen manchmal nur im Ausputz der Roben verschieden. Sprache, Haltung, Bewegungen sollten die feine Bildung des damaligen Königshofes in's Erhabenste gesteigert repräsentiren. Der Schritt war ein würdiges Tanzpas, die

Damen avancirten in wellenförmigen Bewegungen; Reifrock und Schoßweste nebst kurzen Beinkleidern, Degen und Schnupftuch, Allongenperücke und Toupé machten eine mit Wahrheit in's Detail malende Darstellung großer Leidenschaften ganz unmöglich; mit dem Oberkörper wurde aus den Hüften herausgespielt und die Arme fuhren in übertriebenen Gesten durch die Luft. Dies viele Unschöne, das uns wahrscheinlich jeden Genuß an einer solchen Darstellung rauben würde, verhinderte jedoch nicht, daß große Schauspielertalente auf der französischen Bühne emporwuchsen; und wir mögen immerhin annehmen, daß es ihnen gelungen sein mag, auch unter diesen Beschränkungen eine gewisse Schönheit und Wahrheit des Spiels zu entfalten. In Voltaire's Zeit begannen kleine Veränderungen im Spiel und Costüm der tragischen Bühne zu Paris, welche übrigens erst 1789 im théatre français ihre Heimath fand, bis dahin als königliches Schauspiel in verschiedenen Räumen gespielt hatte. Eine Anzahl großer Künstler kämpfte gegen das hohle stereotype Pathos und das gleichförmige Abdeclamiren der Verse; freilich war das, was sie an die Stelle setzten, ein ungenirteres Strömen der Stimme über den Verstact, mehr geeignet, Virtuositäten hervorzutreiben, als die alte nationale Methode des Sprechens abzuschaffen. Viel bedeutender war, was sie in der Mimik, Haltung und dem conventionellen Anstand änderten. Die Clairon erschien schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts als Elektra ohne Reifrock und Puder, ja als Roxelane in wirklich türkischer Tracht, und Lecain wagte als Orosman dasselbe. Aber sie erregten noch großen Anstoß. Erst Talma zerbrach die alten Conventionen in Spiel, Costüm, stellenweis auch in der Sprache. Er führte am théatre français die Treue des historischen Costüms ein, welche seit seiner Zeit die größern Theater von Paris auszeichnet; er selbst war in Drapirung, Haltung, Stellungen und Effecten des stummen Spiels der größte Künstler seiner Zeit; durch ihn wurde das tragische Spiel der Franzosen modernisirt. Freilich, vieles von den alten Gewohnheiten blieb; beim Auftreten und Abgehen der conventionelle Unterschied zwischen dem mittlern Eingang und den Seitenthüren, auf der Scene der Respect vor den Distanzen zwischen den spielenden Personen, und das alte Streben nach symmetrischer Aufstellung und bedeutungsvollem Parallelismus der beiden Seiten einer Gruppe; es blieb auch die Declamation: das Tremuliren und Fliegen des Versaccentes war selbst bei Talma für fremde Ohren noch störend; und die behagliche Breite der pathetischen Reden verführte die mittelmäßigen Schauspieler fortdauernd zu hohlem, bollerndem Schreien und zu chargirter Mimik, aber es wurde doch durch die Genialität der französischen Künstler die Darstellung schöner und großer Charaktere in der Tragödie durchgesetzt. Die Schauspielkunst begann die Dichtkunst Corneille's und Racine's zu überwinden und riß die höfischen Dichter der Bourbonen auf ihrem revolutionären Wege mit.

Das tragische Spiel in den französischen regelrechten Dramen setzt sich aus andern Momenten zusammen, als z. B. bei Shakespeare's Stücken. Alles ist be-

den französischen Rollen viel einfacher, einseitiger, nur aus dem Groben gearbeitet. Theilnehmer an einer leicht übersehbaren Handlung, erscheinen die Charaktere von vornherein durch eine bestimmte Anlage in ihre Bahn getrieben; sie haben große Schmerzen durchzumachen, aber keine Veränderungen ihrer Individualität. Was geschehen muß, um die Handlung des Stückes fortzubewegen, geschieht zum großen Theil hinter der Scene und wird erzählt. Denn die Wirkung der Botschaften auf die Seele der Personen soll dem Publicum dargestellt werden, und der Seelenproceß, durch welchen sie zu dem Entschluß kommen, etwas zu thun, die That selbst gilt der Regel nach für undramatisch. Durch diese bekannte Eigenthümlichkeit der antikisirenden Tragödie erhalten die einzelnen Personen lange Reden, und diese langen fortlaufenden Reden beschränken das Gegenspiel der Charaktere gegen einander, jede einzelne Person erscheint egoistisch nach innen gekehrt, mit sich selbst beschäftigt, über den eigenen Gemüthszustand reflectirend. Bei solchen Stücken, wo auf lange Pausen lange pathetische Ergüsse folgen, wird der Schauspieler seine Wirkungen ebensosehr im stummen Spiel, als in der Virtuosität seines Vortrags suchen müssen. Schon seine Erscheinung soll imponiren; seine Stellung auf der Bühne ist bei der geringen Anzahl der vorhandenen Personen ein wesentlicher Theil der conventionellen Gruppe, durch welche die jedesmalige Situation fixirt wird, seine stumme Mimik das nothwendige Accompagnement zu den tönenden Worten des Sprechenden. Und so hat die Tragödie des théatre français seit der Clairon und durch Talma eine Energie im stummen Spiel gewonnen, welche auch auf uns Deutsche nicht ohne Einfluß geblieben ist. Auch Uebertreibungen haben Franzosen und uns nicht gefehlt: das Coquettiren mit plastischen Stellungen, das raffinirte Ausdenken complicirter mimischer Manöver, in denen bei uns z. B. das Talent der Hendel-Schütz unterging.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Spiels wurde bei den Franzosen durch die langen Reden der Tragödie herausgebildet. Die Reden leiden nämlich fast regelmäßig an dem Uebelstand, daß sie gerade da, wo wir eine dramatische Darstellung des leidenschaftlichen Gefühls fordern, in geistreichen Antithesen und Reflexionen fortlaufen, der Sprechende empfindet sich trotz dem größten Sturm der Leidenschaft mit einem schauderhaften Behagen als unglücklichen Pechvogel, betrachtet sein Schicksal von allen Seiten, zieht alle möglichen sehr subtilen Consequenzen daraus und malt sich da, wo er seinen Willen oder Entschluß auszudrücken hat, auch die Folgen davon mit großer Genauigkeit aus. Die Aufregung der Charaktere erscheint so wie ein seltsamer Rausch, in welchem der Geist die volle Freiheit behält, alles Mögliche, auch sehr entfernt Liegendes zu combiniren, ein Rausch, der gerade in der Fülle der Worte, der Kühnheit in den Combinationen, aus der Schärfe der Antithesen und epigrammatischen Wendungen sichtbar wird. Wir Deutsche empfinden das als unwahr, dem französischen Geist ist das sehr angemessen, er liebt es ausnehmend, in Gefahr und Schmerz die

elastische Schwungkraft des Geistes gesteigert zu sehen. Für Wahrheit und Schönheit der scenischen Darstellung liegt in solcher Rhetorik der Leidenschaft eine große Schwierigkeit. Zu Corneille's und Voltaire's Zeiten wurde das von den Franzosen noch nicht empfunden, der Vortrag auf der Bühne war vorzugsweise declamirend, die naive Freude an dem Klange der prächtigen Phrasen war noch herrschend, und dankbar wurde anerkannt, wenn der Schauspieler mit Feinheit und Haltung durch den Strom der Worte ein tiefes menschliches Gefühl durchleuchten ließ. Als aber das moderne Leben der französischen Tragödie sein Recht verlangte, und seit der französischen Revolution und durch Talma von dem Schauspieler ein scharfes und detaillirtes Charakterisiren der Leidenschaft gefordert wurde, mußte der Künstler des théatre français in ein eigenthümliches Verhältniß zu dem Text der Rolle treten, die er lebendig zu machen hatte. In den Worten war sehr wenig von den tausend Uebergängen und Nuancen des Gefühls enthalten, welches der Schauspieler in seiner Situation ausführlich darstellen wollte, ja im Gegentheil, ein getreues und sorgfältiges Spiel nach den Worten machte leidenschaftliches und hochtragisches Detail oft unmöglich. Und so kam es, daß der französische Tragöde sein Spiel viel mehr von den Dichterworten trennte, als bei uns für möglich und erlaubt gelten würde, daß er alle die Empfindungen, Gefühlsansbrüche und leidenschaftlichen Zuckungen der Seele, welche im Text oft nicht angedeutet waren, selbst mit erstaunlicher Freiheit hinzuschuf. Die Verse wurden dann die Musik, deren unwiderstehliche Melodie ihn und sein Publicum in einen gewissen heiligen Rausch versetzte; in dieser erhöhten Stimmung schuf er mit souverainer Kraft den Inhalt der Scene, schleuderte hier ganze Reihen von Versen mit unendlicher Volubilität der Zunge von sich, steckte dort auf einer epigrammatischen Spitze die volle Gluth eines ungeheuern Gefühls auf, und verwandelte so die sententiöse Rede in eine Scene voll leidenschaftlicher Bewegung, welche durch manches Detail des Spiels, die schnellen Uebergänge, das starke Auftragen der Farbe und durch das Accompagnement des Alexandriners allerdings an das Melodrama erinnert. Es ist unnöthig, auszuführen, daß eine solche Behandlung der französischen Tragödie nur einer genialen Künstlerkraft möglich ist, daß es ferner ein gefährlicher Uebelstand ist, wenn eine Kunstform so bestellt ist, daß sie nur durch die Wagnisse des Genie's zu etwas Großem für uns werden kann; und daß endlich auch das größte Genie auf solchem Wege, wo es ganz allein durch Wagnisse zu siegen hat, zuletzt in Virtuosenthum und Manier enden muß.

Was hier gesagt wurde, soll die Bemerkungen über Rachel und ihr Spiel vertreten, welche dies Blatt jetzt, wo die Helden des théatre français über die deutschen Bretter schreitet, seinen Freunden schuldig war. Ueber Rachel selbst ist seit ihrem Auftreten so viel von Deutschen und Franzosen geschrieben worden, daß kaum etwas Neues über sie zu sagen ist. Das Beste, was von unsern Deutschen

über ihre Kunst geschrieben wurde, findet sich in Eduard Devrient's Briefen aus Paris, freilich aus dem Jahr 1839. Es ist das Urtheil eines gründlich gebildeten Sachverständigen, mehr werth, als viele Feuilletonartikel. Auch Laube hat in seinem Buch aus Paris im Jahr 1847 einige gute Bemerkungen über sie gemacht.

Rachel Felix, die Tochter eines jüdischen Händlers aus dem Elsaß, der an Kindern reicher als an Mammon war, wurde noch als Kind von ihrem Vater im Conservatoire zu Paris untergebracht. Sie zeichnete sich bei den Prüfungen aus, der Director des Gymnase bot ihr eine Anstellung, und gedrängt durch die kümmerliche Lage ihrer Familie nahm sie diese an, obschon die Professoren dringend abriethen, da ihre Ausbildung noch nicht beendet sei. Sie debutirte auf dem gymnase dramatique (für moderne Conversation, Vaudeville und Schauspiel) neben Leontine Volnys und Bouffé, aber ohne Erfolg, die Gattung der Bühne sagte ihrem Talent nicht zu, die Warnung ihrer Lehrer war begründet gewesen, und da die Statuten des Conservatoire's ihr die Rückkehr in das Institut unmöglich machten, war ihre Zukunft zweifelhaft geworden. Da nahm sich Samson, Professor am Conservatoire, ihrer an, unterrichtete sie privatim während ihres Engagements beim Gymnase, und setzte im Juni 1838 ihr Debut beim théatre français durch. Der Erfolg des jungen Mädchens ist bekannt, es begann seit der Zeit eine neue Aera für die classische Tragödie in Paris, welche seit Talma's Tode in einem Zustand von Verfall gewesen war, der bereits unheilbar schien. Seit den letzten 12 Jahren hat Rachel den Cothurn des théatre français zunächst zu einer Modesache, endlich zu einem Stolz der Pariser gemacht, und jetzt, im Alter von noch kaum 30 Jahren, gilt sie für die größte Schauspielerin Europa's. Was sie in den 12 Jahren ihres Engagements am théatre français auch allmälig sich zugebildet, Sicherheit auf der Bühne, welche bei ihr größer ist, als vielleicht je bei einer Frau, und Ausbildung ihres stummen Spiels, in welchem sie bis an die Grenze des Möglichen gekommen scheint, so ist doch an dieser genialen Frau vielleicht das Wunderbarste der Umstand, daß sie im Alter von 16 Jahren in der Hauptsache ebensoweit war als jetzt, daß sie gleich in der ersten Zeit ihrer Triumphe die finstern und erhabenen Leidenschaften mit derselben Größe, Energie und Technik darzustellen verstand, welche wir gegenwärtig an ihr bewundern; so wie, daß der Kreis der Empfindungen, welche sie mit Glück darstellt, in dieser ganzen Zeit fast um nichts größer geworden ist. Für Hingebung, Zärtlichkeit, Liebesgluth vermag sie auf der Bühne noch jetzt nicht Ton und Blick zu finden; aber alle dunklern Stimmungen vom erhabenen Stolz an, durch alle Grade und Schattirungen finstern Schmerzes, durch das ganze Register von Zorn, Eifersucht, Haß, bis zur Verzweiflung und zur Wuth einer Furie handhabt sie mit einer Virtuosität, die den Zuschauer fast betroffen macht. Man fühlt dann die dämonische Kraft eines Genie's

mit einem Entzücken, das mit leisem Grauen zu kämpfen hat. Jeder Wirkung ist sie sich bewußt, überall ist ihre originelle Kraft durch die Kunst beherrscht, alle Effecte sind sicher und stehen ihr fest, und doch empfindet auch der geübte Blick nirgend, oder doch nur sehr selten, die Absicht und Zucht heraus, die sonst auf die Länge bei allem französischen Spiel den Deutschen zu erkälten pflegt; so groß ist die schöpferische Kraft, welche in ihr arbeitet. Die Franzosen, welche für die Mängel der Rachel gar nicht blind sind, fühlen sich doch sehr stolz im Besitz einer solchen Künstlerin, aus deren Augen so viel Teufel brennen, als sonst in ganz Frankreich kaum aufzufinden sind, und deren feingeschnittene Lippen sich fast zu einem Viereck aufkrausen, um unerhörte schneidende Töne einer so grimmigen Verachtung gegen alles Existirende herauszustoßen, daß der hartnäckigste Stolz vor Schrecken in nichts zerschmilzt. Wir Deutsche suchen uns vergebens damit zu beruhigen, daß die große Künstlerin doch am Ende nichts Anderes darstellen könne, als ein böses Weib. Sie hat als ein Genie gegenüber einem guten Talent den Vorzug, unwiderstehlich fortzureißen, wo sie ihre Force zeigen kann, und den Nachtheil, da sehr wenig zu wirken, wo die Stimme des Gottes, welcher sie belebt, nicht zu ihr spricht.

Die kurhessische Demokratie.

Offenbar hat der gegenwärtig in Kurhessen versammelte Landtag, dem wir, sobald ein abschließendes Urtheil einigermaßen möglich ist, eine Besprechung in diesen Blättern widmen wollen, durch den nothwendig gewordenen und siegesmuthig aufgenommenen Kampf des Landes gegen die reactionäre, an den Bundestagsembryo offen sich anlehnende Regierung eine große Bedeutung für den Entwickelungsgang der öffentlichen Angelegenheiten von ganz Deutschland. Durch das Zusammenwirken mannigfacher, zum Theil extrem entgegengesetzter Ursachen ist es gekommen, daß die demokratische Partei zum ersten Male auf diesem Landtage die absolute Majorität hat, was sich bei der Präsidentenwahl (Bayrhoffer's) herausgestellt hat. Man hat an diese Thatsache vielerorts lebhafte Befürchtungen geknüpft über das endliche Austragen des Kampfes: wir theilen dieselben nicht, halten jedoch diesen Augenblick um so mehr geeignet, der kurhessischen Demokratie eine öffentliche Besprechung zu widmen, als dieselbe durch ihren gegenwärtigen Beruf zu einer entscheidenden Mitwirkung auf gesetzlichem Boden gegen die kurhessische und allgemeine deutsche Reaction, durch die Bedeutsamkeit eines und des andern Führers, durch ein ziemlich verbreitetes Organ in der Presse, so wie endlich dadurch der allgemeinen Aufmerksamkeit werth erscheint, als sich bei ihr so manche

der Demokratie in unsern Tagen überhaupt eigenthümliche Merkmale in sehr bestimmt formulirter Weise ausgedrückt finden.

Auch in Kurhessen kann von einer eigentlich demokratischen Partei, d. h. in die hiesige Praxis übersetzt, von einer Partei, welche die Republik will, erst seit der Entwicklung der letzten Revolution die Rede sein, nicht von ihrem Beginn an, der die Menschen und ihre Wünsche überraschte: klarere Strebungen, in die seitdem üblichen Schlagwörter eingekleidet, traten erst dann auf, als die Parteischeidung im Parlamente zu gereizter Schroffheit gediehen war und von dort her die Stimmen für die deutsche Republik in den veröffentlichten Verhandlungen der obersten Gewalt für Deutschland mit ihren Aufforderungen zur Unterstützung von Seiten des Volkes erschollen. Dann aber ging die Bildung und Vergrößerung der demokratischen Partei um so rascher vorwärts, als es, abgesehen von den überall wirksamen Gründen, durch den ganz verkümmerten Zustand des Ackerbaues, der Gewerbe und des Handels in Kurhessen eine unverhältnißmäßig große Anzahl Solcher gab, die von der Bewegung zugleich leben wollten, oder doch eine Verbesserung ihrer äußern Lebensverhältnisse sich durch jene in Aussicht stellten. Nirgends waren die Bande zwischen den Fürsten und dem Volke durch den vielbewährten persönlichen Charakter der erstern loser als in Kurhessen, nirgends der Unmuth durch die der Revolutionszeit vorhergehende schamlose Reaction des Ministeriums gesteigerter, das Ansehen der Regierung erschütterter. Die constitutionelle Partei wurde, obwohl mit Ausnahme der Provinz Hanau, nirgends ohne daß der Versuch zum Widerstand gemacht war, eingeschüchtert; nur in Kassel und im Schaumburgischen behielt sie die Herrschaft. Es kam in den Städten so weit, daß sie von derselben Masse, die mit ihren Führern immer Freiheit, Gleichheit für Alle u. s. w. u. s. w. im Munde führte, so verfolgt wurde, daß sie zum thatlosen Schweigen durch äußere Gewalt gezwungen war: nie ist die Rede- und Preßfreiheit mehr durch brutale Gewalt erdrückt gewesen, als in jenen Zeiten, wo die republikanischen Wogen hoch gingen. Für alles Dieses hatten damals die Führer kein mißbilligendes Wort, denn es widerlegte sich schon damals die große Täuschung, der sich jene Führer der heutigen Demokratie hingeben, welche vermeinen, sie würden, wenn sie nur wollten, auch nöthigenfalls das Weitergehen des Sturmes aufhalten können: sie sind wohl Herren der Bewegung und der Kräfte, aber Knechte der Richtung, in der diese verwendet werden. Aber später hat man solche „Demonstrationen" mißbilligt, als sie wirkungslos waren, oder ihnen mit Entschiedenheit entgegengetreten wurde. Gegen das Parlament, in das einzutreten mancher Republikaner erfolglos gestrebt hatte, und gegen die von ihm zu verwirklichende Reichsverfassung mit ihrer unangenehmen „Spitze" trat die kurhessische Demokratie troß der im Parlamente zum Ausdruck gekommenen angebeteten Volkssouveränetät mit Haß und Erbitterung auf; sie bezeichnete die Freunde des Parlaments als Reactionäre. Jedermann, mit Ausnahme der De-

mokraten, die selbst jenen berüchtigten Erlaß Bayrhoffer's, Metternich's und Ronge's vergessen zu haben schienen, besann sich später darauf, als jene in Versammlungen schwören ließen, mit Gut und Blut für die Reichsverfassung und das souveräne Parlament einstehen zu wollen. Aber sie hatten selbst das Holz zu naß gemacht, sie konnten kein Feuer mehr anblasen. Was sich als Folgen dieser letzten Volksreden und Volksversammlungen im alten Stil zeigte, war blamirender Art. Ebenso das Verhalten der Demokratie gegenüber dem letzten badischen Aufstand: sie zeigte, daß ihr zwar das Pathos der Rede bei garantirter Preßfreiheit und freisinnigen Geschwornen, nicht aber das Pathos der That gegen preußische Spitzkugeln innewohne. Gegen das Märzministerium Eberhard machte sie eine anfangs sachte, dann immer derber auftretende Polemik, obwohl im übrigen Deutschland immer entschiedener die Reaction gegen die Märzministerien aufgetreten war. Die kurhessische Demokratie hatte sich für den Pessimismus entschieden, nahm theilnahmlos den Sturz Eberhard's hin, ja begrüßte zum Theil das Ministerium Hassenpflug als ein freudiges Ereigniß, da jetzt ein wirklicher großer Gegner und ein offen gegnerisches Princip zu bekämpfen und zu besiegen sei. Sie hat dadurch selbst das Aufkommen und die Fortexistenz Hassenpflug's erleichtert, den — jetzt die demokratische Majorität im Landtage beseitigen will, damit statt seiner ein volksthümliches Ministerium auftrete — und ein solches war unleugbar das Ministerium Eberhard, das immer eine starke Majorität im Landtage besaß bis zur letzten Stunde seiner Existenz.

Diese Mittheilungen über die seitherige Entwickelung der kurhessischen Demokratie, die wir in spätern Ausführungen über den Personalbestand des jetzt versammelten Landtages und in einer Umschau über die kurhessische Presse vervollständigen werden, dürften allerdings die Befürchtungen Vieler über die Haltung des jetzigen Landtages einer Regierung gegenüber, welcher unverfassungsmäßige Maßnahmen abseitens der Landesvertreter kaum anders als erwünscht sein können, bestätigen. Und doch werden die thatsächlichen Erscheinungen ganz anders sich herausstellen. So lange eine Partei in der Minorität ist, hat sie ein leichtes Spiel; sie kann herrliche Reden über Schlagwörter des Tages halten, kann ohne Gefahr die eigenthümliche Zugabe der modernen Revolution, den Idealismus, auch in der ausschweifendsten und unsinnigsten Gestalt von der Straße in den Sprechsaal verpflanzen; sie hat immer die Unzufriedenen jeder Art als ein Hilfscorps für ihre Partei hinter sich u. s. w.; sobald sie in der Majorität ist, wirkt das hic Rhodus, hic salta gar sehr auf das Fortbestehen der naiv hingenommenen Autorität und das Bewußtsein dieses Umstandes zügelnd auf die Mittel und Intentionen der Partei. Außerdem wird es sich jetzt aufs Neue bewähren, daß eine Partei, so lange sie im Angriffskriege ist, Alle zusammenhält, die nur irgendwie sich im Allgemeinen zu ihr halten. Sobald sie gesiegt hat (und in der einem Siege analogen Position befinden sich gegenwärtig die kurhessischen Demokraten

auf dem Landtag), erfolgt die Dismembration der Partei nach ihren verschiedenen Nuancen und Divergenzen, die sich dann oft zu den entschiedensten Gegensätzen ausbilden. Die kurhessische Demokratie ist bis zur Stunde, mit Ausnahme nur ganz weniger Männer, zu denen allerdings die Führer der extremsten Richtung gehören, in einer naiven Selbsttäuschung über die großen Gegensätze, die sie zur Stunde in sich vereint. Die Parteischeidung der politischen Republikaner von den Socialdemokraten ist noch nicht zum bewußten Gegensatz geworden; fast Jeder rechnet sich zu den Letztern, weil man auch dieses Stichwort im Munde führt, aber den Kern seiner Bedeutung nicht kennt. Die Erstern sind bis jetzt, wo sie sich zu sondern begonnen haben, eine ganz unorganische Partei im zweifachen Sinne des Wortes, sie sind fast gar nicht organisirt und haben kein Organ in der Presse; ohne letzteres aber kann sich eine politische Partei weder fest bilden, noch für die Dauer zusammenhalten. Die „Hornisse", das Blatt der Socialdemokraten, vertritt die kurhessische Demokratie überhaupt, so daß hier ein Demokrat und ein Anhänger der „Hornisse" identisch ist.

Wenn man deshalb auch bis jetzt weiß, daß die Demokratie in diesem Landtage auf die Majorität der Stimmen rechnen kann, so weiß man damit kaum mehr, als daß die letztere als Demokraten bezeichnete Männer zur Präsidentschaft und in der Mehrheit in die Ausschüsse gewählt hat. Das Parteiprogramm für die Wahl hieß: vom Boden der Volkssouveränetät aus das Ministerium Hassenpflug zu stürzen. Es braucht wohl keinem verständigen Manne gesagt zu werden, daß in dieser Phrase gar nichts Faßbares ist. Aber die Wähler, welche auf ein couragirteres Mittel hofften und das Ministerium um jeden Preis beseitigt wissen wollten, wählten die Demokraten in die Kammer, die ihrerseits die Verfassung, welche kein Wort vom Boden der Volkssouveränetät und andern Mitteln redet, als wie sie die vorige Ständeversammlung angewendet hat, aufrecht zu erhalten beschwören und sich bis jetzt ganz verfassungsmäßig geriren. In der letzten Zeit hat es sich in Kurhessen handgreiflich gezeigt, wie sich die Extreme der politischen Parteien gegenseitig gute Dienste leisten. Die demokratische Partei ermöglichte durch ihre Stellung gegen das frühere Ministerium das Aufkommen Hassenpflug's, und dieser bringt durch seine Existenz eine Majorität von Demokraten in die Ständeversammlung; es wäre bei der Fortdauer des frühern Ministeriums kein Gedanke an eine solche gewesen. Aber gerade dieser Landtag wird ganz gewiß nicht nur das Bewußtsein von einer sehr bedeutenden Differenz zwischen den eigentlichen Vertretern der Hornisse und ihren Absichten und Denjenigen, welchen dieser Radicalismus unverdaulich ist, hervorrufen, sondern es wird auch der erklärte Bruch in die Oeffentlichkeit treten. Bei der Nothwendigkeit, irgendwie eine organisirende Thätigkeit zu entwickeln, wird der dermalige Bestand der Partei desorganisirt werden. Und geschähe es auch jetzt nicht, es würde in der nächsten Zeit geschehen, auch wenn die gemäßigten Demokraten sich

noch so sehr ducken und schmiegen, ja wohl gar mit Rücksicht auf den Einfluß der Hornisse neben der ihnen doch gegnerischen Zeitung, der Neuen hessischen, auf den Ausgang der Landtagswahlen mit einer durch die Zweideutigkeit entschuldigten Connivenz reden. Der Republikanismus der Provinzen, aus denen die Demokraten kommen, ist seiner Entstehung wie seinem Bestande nach zu verschieden, als daß sich die gewählten Führer unter einander so leicht einigen könnten, auch wenn sie selbst wollten. Die Provinz Hanau steuert mit süddeutscher etwas weinseliger Gemüthlichkeit auf die fidele Republik hin, von der man sich allerhand goldene Dinge verspricht, wo Jeder thun und lassen kann, was er will, und der Gelderwerb reichlich vorhanden ist. Aber gegen die radicale Umgestaltung der Besitzverhältnisse, gegen Alles, was die Hornisse predigen müßte, wenn sie nicht blos in schwebelnden unfaßbaren allgemeinen Phrasen unter häufigem Appell an die heiligsten Worte der reinsten Sittlichkeit spräche, würde sich das ganze Bürgerthum in dieser Provinz und am entschiedensten die Wähler wie ein Mann erheben. Sie haben außerdem den Vorgeschmack von einer Herrschaft des Proletariats aus den Anfangszeiten dieser Revolution gewiß nicht ganz vergessen — aber da wir noch nicht bei der Republik angekommen sind, da es sich bis jetzt noch um keinen andern Gegensatz in der Gesetzgebung handelt, als um den zwischen einem kurfürstlichen Ministerium und einer constitutionellen landständischen Versammlung, können die Hanauer immerhin die radicalsten Männer schicken. Im Fuldaischen ist es der Katholicismus, der Unmuth über die Vereinigung mit dem protestantischen Hessen, der Glaube, immer stiefmütterlich behandelt worden zu sein, welcher den von Haus aus so stockconservativen Sinn in die Bahnen des radicalen Widerstrebens gegen alle Propositionen der kurhessischen Ministerien geworfen hat. Es ist eine charakteristische Erscheinung, einen ultramontanen Geistlichen auf dem Landtage im unbedingtesten besten Einvernehmen mit denjenigen zu sehen, welche so entschieden die Fundamente alles Glaubens in Abrede gestellt haben. Seit einiger Zeit ist jedoch durch einen wenn auch etwas verkümmerten Ableger der Hornisse in der guten Stadt Fulda die Saat für einen der Kirche entfremdeten Radicalismus ausgeworfen worden. In Marburg und den kleinern Städten der Provinz Oberhessen ist der gewerbtreibende Stand so sehr heruntergekommen, daß aus der Masse der mit ihren äußern Verhältnissen Unzufriedenen leicht eine große Zahl zu der anfangs so kleinen Partei Bayerhoffer's herübergezogen werden konnte. Machte sie doch eben mit dem Ausspruch, daß Alles besser werden müsse, Opposition gegen den Bestand der Dinge. Dort hat die Republik hauptsächlich die Bedeutung, daß sie von Schuldforderungen der Gläubiger erlöst und Jedem wird reichlichen Wohlstand zu Theil werden lassen. In Kassel hat sich allerdings bis einigermaßen eine Schilderung der Demokratie à la Nationalzeitung von der Partei der Hornisse eingestellt, indem jene in einen eigenen Verein „für Volksrechte“ zusammengetreten sind. Allein das

ist auch Alles, was man von denselben mittheilen kann, indem sie nur hin und wieder einmal ein ganz kleines Lebenszeichen von sich geben und jeden offenen Bruch mit der Hornisse vermeiden. Dieser Verein, so wie jede hier und da im Lande sich noch vorfindende Analogie desselben, umfaßt hauptsächlich Männer, die theils notorisch, theils in der Tiefe ihrer Brust „Republikaner" sind und sich als eine eigene Fraction zusammenfanden, weil sie mit der Hornisse nicht gehen und doch auch freisinniger sein wollten, als die Freunde des Ministeriums Eberhard, da dieses ja schon existirte und ein entschieden freisinniger Mann immer nach mehr Freiheit strebt, als von derselben gesetzlich genossen werden kann. Die Partei der Hornisse, zu der fast nur das eigentliche Proletariat als positiv für sie einstehender Anhang gerechnet werden kann, will im radicalsten Sinne tabula rasa machen und neben der totalen Umgestaltung der politischen Verfassungsform zugleich eine ganz neue Basis für das materielle Güterleben herbeiführen. Diese Fraction würde in viel schwächerer Zahl dastehen, wenn die vorher geschilderten Republikaner den Muth hätten, ihr entgegenzutreten, oder sich nur entschieden von ihr zu sondern; aus Furcht vor den Sarkasmen und persönlichen Schmähungen der Hornisse überdecken sie, so gut es gehen will, den klaffenden Riß. Die Hornisse stellt mit großer Entschiedenheit sich mit ihrem Anhang als die allein demokratische Partei jeder andern, auch einer ihr näherstehenden, als einer reactionären und undemokratischen gegenüber. Als Hassenpflug kam und Vilmar in's Ministerium gerufen ward, hat sie manchen schwachen Mann dadurch zu sich herübergezogen, daß sie allen Kampf der Constitutionellen gegen dieses Ministerium als Spiegelfechterei darstellte und Jedem nur die eine Wahl in's Gewissen schrieb: zwischen sich und dieser unverschämtesten aller Reactionen.

In der Revolutionszeit tauchte gar manche Größe auf, welche sich zu ihrem eignen Besten mit dem Schluß der großen Volksversammlungen in die tiefste Stille des Privatlebens zurückgezogen hat. Was noch von nennenswerther Bedeutung vorhanden ist, sitzt in diesem Landtag neben der viel größern Zahl ganz unbedeutender Gesinnungsgenossen. Natürlich hat der Umstand, daß in dem an politischen Notabilitäten so armen Kurhessen auch die demokratische Partei nur so wenige zum Anführeramte qualificirte Capacitäten auftreiben konnte, ihrer geschlossenen Wirksamkeit nichts weniger als geschadet. Auf diesem Landtage aber werden alle Einzelnen für ihre dem Lande verantwortliche Wirksamkeit eintreten müssen; es wird sich zudem der Unterschied klar herausstellen zwischen der allgemeinen Phrase mit idealistischen Versprechungen und den in einem geordneten Rechtsstaate möglichen Formen der Verwirklichung, die außerdem auf den realen Lebensbedingungen erwachsen muß. Die Führer der demokratischen Partei werden uneins werden und das Land wird schwarz auf weiß Gelegenheit erhalten zu einer Prüfung der großen in Aussicht gestellten Verbesserungen. Ja der erste Schritt zu beiden Ereignissen liegt schon vor. Die Antwortsadresse der

Kammer auf die Eröffnungsbotschaft ist einstimmig angenommen, ihr Entwurf ging von einem demokratischen Ausschuß aus. Die Rechte konnte ohne Bedenken dafür stimmen, die Adresse enthält nichts, was die Rechte nicht schon gesagt hat, vom „Standpunkt der Volkssouveränetät," von dem aus das Ministerium gestürzt werden sollte, kann auch der Scharfsichtigste keine Spur wahrnehmen.

Anm. der Red. Durch die soeben erfolgte Auflösung des Landtags und die Einberufung des neuen in der gesetzlich vorgeschriebenen sechsmonatlichen Frist ist die Angelegenheit in ein neues Stadium getreten. Die Regierung will also weder eine neue Verfassung octroyiren, noch mit dem Landtag gegen dessen entschiedenen Willen regieren. Wie sie aber durch jene dauernde Suspension der ständischen Thätigkeit sich auf gesetzlichem Wege die Mittel verschaffen will, die Verwaltung fortzusetzen, das bleibt ein Räthsel. Wahrscheinlich soll der neue Bundestag aushelfen, und wie man hört, läßt Herr v. d. Pfordten, überfroh, doch auch einmal interveniren zu können, bereits rüsten. Hier wäre nun Preußen wieder einmal die angemessene Gelegenheit geboten, aus seinem unfruchtbaren Protestiren (weiter ist doch seine letzte Note an Oestreich auch nichts) und Abwarten herauszutreten und thatkräftig in die weitere Entwickelung der deutschen Geschichte einzugreifen. Der Beschluß des Erfurter Parlaments, welcher der Unionsregierung die Gewalt einräumt, die innern Verfassungsangelegenheiten der Unionsstaaten zu beaufsichtigen, giebt ihm ein formales Recht dazu. Durch die Beschickung jenes Reichstags hat sich Kassel gebunden. Freilich gehört mehr Muth zur Ausübung eines Rechts, das eine That verlangt, als zum passiven Widerstand der Proteste.

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Honoré de Balzac.

Der soeben erfolgte Tod des berühmten Romanciers veranlaßt uns, seine Charakteristik früher zu bringen, als es eigentlich unsere Absicht war. Er ist 51 Jahre alt geworden. Er wurde zu Tours von armen Eltern geboren, und war, wie er selbst erzählt, nicht Edelmann im historischen Sinne dieses Worts, das so bedeutsam die Familien des erobernden Stammes bezeichnet; aber, fügt er hinzu, ich sage dies, indem ich ihrem Stolz den meinen entgegensetze, denn mein Vater rühmte sich, gleichen Stammes mit dem besiegten Volke zu sein (den Galliern), aus einer Familie, die in Auvergne gegen die Invasion gekämpft hat, und aus der die d'Entragues stammen. — Sein Vater, Secretair beim großen Rath unter Ludwig XV., verlor seine Stelle durch die Revolution und schickte seinen Sohn auf das Collége von Vendôme, wo er seine ersten Studien machte. Nach Beendigung derselben ging er als Baccalaureus nach Paris, ohne Vermögen, aber voll abenteuerlicher Pläne, und betrat ohne Weiteres die literarische

Laufbahn. Sein Roman: Un grand homme de province à Paris mag uns von seinem damaligen Leben einen Begriff machen. Er schrieb in den Jahren 1821 bis 1829 unter verschiedenen Namen: Horace de St. Aubin, Villerglé, Lord Rhoone, eine große Menge von Romanen, die kein Glück machten, und die alle vergessen sind. Nebenbei ließ er sich seit dem J. 1826 in Buchhändlerspeculationen ein, die gleichfalls schlecht ausfielen, und um derentwillen er auf einige Zeit seinen Adel ablegte. Er gerieth tief in Schulden, und griff, um dieselben zu bezahlen, von Neuem zur Feder. „Ich wollte meine ungeheuren Schulden bezahlen und anständig leben. Dies große Resultat wollte ich mit einer Gänsefeder, einer Flasche Dinte und einigen Buch Papier erreichen, in einer Stadt, wo der Schriftsteller keinen Credit hat, wo er nicht nur Talent, sondern auch Glück haben und außerdem Tag und Nacht arbeiten muß, um sechstausend Francs jährlich zu erwerben; und ich hatte allein achttausend Francs jährlicher Interessen für meine Schulden zu bezahlen. War das nicht eine Thorheit? Ich unternahm diesen Kampf zu einer Zeit, wo sich wegen geringerer Verlegenheiten einer meiner Freunde, dessen Selbstmord großes Aufsehen machte, erschossen hatte." Sein Plan gelang. Mit dem Roman: le dernier Chouan (1829) war sein Ruf gegründet und von da an beständig im Steigen. Er wurde reich, heirathete noch zuletzt eine sehr begüterte Russin, die er lange geliebt hatte, und starb in großer Fülle. Victor Hugo und Alexander Dumas haben mit dem Minister Baroche gemeinsam den Zipfel seines Leichentuchs getragen; der Letztere hat seine Büste in das Pantheon großer Männer aufstellen lassen.

Von seinem Aeußern giebt uns ein Freund folgende Schilderung. In der düstersten Zeit seines Kampfes gegen Armuth und Ruhmlosigkeit, unter der Restauration, war sein Aussehen viel poetischer, als in den Tagen seines Glücks. Er war noch sehr hager, hatte ein bleiches Gesicht, ein funkelndes Auge, sprach feurig und gesticulirte heftig; seine Unterhaltung war voll Luftschlösser. Er war ein Mensch der Projecte. Außer in diesem letzten Punkt hatte sich später Vieles verändert. Indem Balzac an Ruhm gewonnen, hat er Napoleon nachgeahmt; er hat auch an Dicke gewonnen. Man denke sich einen kleinen, dicken, untersetzten, breitschultrigen Mann, gewöhnlich mit großer Nachlässigkeit gekleidet, mit langen, schwarzen, schlecht gekämmten Haaren, einem runden, jovialen Mönchsgesicht, einem großen und lachenden Mund unter einem Schnurbart — Züge, die in ihrem Ensemble etwas Gemeines hätten, wenn nicht das kleine Auge mit geistreicher Lebendigkeit blitzte. Doch soll er für Frauen sehr verführerisch gewesen sein. —

Seine Romane *) spielen mit wenigen Ausnahmen, wo er sich ohne besonderes

*) Ich versuche ein Verzeichniß, ohne für dessen Vollständigkeit bürgen zu wollen. Scènes de la vie Parisienne (darunter Père Goriot). — Scènes de la vie privée (darunter Modeste Mignon). — Scènes de la vie de province (darunter Eugénie Grandet). — Romans et

Glück in dem historischen Genre versuchte, in der modernen Gesellschaft. Er hat in den meisten derselben die nämlichen Figuren festgehalten, und so eine fictive Gesellschaft hervorgebracht, die das Gegenbild der wirklichen sein soll und sich überall auf einander bezieht. Eine Manier, die mehrere der neuern Romantiker ihm abgelernt haben. Man bewegt sich bei ihm in geschlossenen Kreisen und ist überall schnell zu Hause.

Ehe ich auf den sittlichen Inhalt seiner Novellen eingehe, muß ich Einiges über das Wunderbare seiner Form vorausschicken, die jene allgemeine Eigenschaft der neufranzösischen Romantik, die Scheu vor dem Bekannten und das Haschen nach Contrasten, in einem Grade ausdrückt, wie er selbst bei Victor Hugo oder Eugen Sue nicht gefunden werden kann. Das Leben der französischen Gesellschaft ist trotz seiner fieberhaften Aufregung im Wesen ziemlich einförmig, weil es von einem wesentlichen Triebrad getrieben wird, dem Geld; aber in den geheimen Tiefen des Herzens ist eine chaotische, nicht zu erschöpfende Fülle. So kalt und gewöhnlich das Leben ist, so begehrlich und phantastisch drängen sich die Gedanken. An seltsame Stimmungen, ungewöhnliche Aufregungen gewöhnt, reizt nur noch das Unerhörte. So verschmelzen die Romantiker bekannte Typen, suchen neue Effecte in widernatürlichen Gegensätzen, und erzeugen mit aller Anstrengung der Phantasie bizarre, unreife Gebilde, denen die ersten Bedingungen des Lebens fehlen.

Am besten gehen wir gleich an Beispiele. Ich habe im Augenblick kein anderes Buch von Balzac vor mir, als le lys dans la vallée, aber schon dieses wird hinreichen, seine Manier zu charakterisiren. — Ein junger Mensch kommt zum erstenmal auf den Ball und sieht eine hübsche Frau. „Meine Augen wurden plötzlich getroffen durch weiße, wogende Schultern, auf denen ich mich hätte wälzen mögen; Schultern von einer leichten Rosatinte, die zu erröthen schienen, als ob sie zum erstenmal bloß wären; keusche Schultern, die eine Seele hatten, und deren feine Haut im Lichte schillerte wie ein Seidengewebe. Diese Schultern waren durch eine Furche getrennt, der mein trunkener Blick folgte, kühner, als

---

contes philosophiques. — Petites misères de la vie conjugale. — Physiologie du mariage. — Les petits manèges d'une femme vertueuse. — Esther. — Mémoires de deux jeunes mariées. — La femme de 60 ans. — Une ténébreuse affaire. — Scènes de la vie de campagne. — Albert Savarus. — Le vicaire des Ardennes und Annette et le criminel. — La peau de chagrin. — Le livre mystique. — Le médecin de campagne. — Le lis dans la vallée. — Jane la pâle. — Une instruction criminelle. — Le cousin Pons ou les deux musiciens. — La cousine Bette-Véronique. — Ursule Mirouet. — Un ménage de garçon. — Un grand homme de province à Paris und David Séchard. — Une fille d'Eve. — Les rivalités en province. — Pierrette. — La maison Nucingen, Histoire des treize, la dernière incarnation de Vautrin (Forts. von Père Goriot). — Honorine. — La fausse maîtresse. — Gambarra. — Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau. — La femme supérieure. — L'excommunié. — Dom Gigadas. — Dinah Piédefer. — La dernière fée. — Clotilde de Lusignan. — Les chouans. — Le centenaire. — Beatrix ou les amours forcés. — La princesse parisienne. — L'Israelite. — Le député d'Arcis.

meine Hand gewesen wäre u. s. w." Nun geht es nämlich an die weiteren Körpertheile. Früher hatte man genug an dem sinnlichen Eindruck, den ein schönes Weib im Allgemeinen auf einen jungen Mann machte; jetzt muß man es im Detail verfolgen. Und nicht blos was den Sinn des Gesichts betrifft. „Der Hauch ihrer Seele athmete in den Falten der Sylben, wie der Ton sich in den Schlüsseln einer Flöte theilt; er erstarb wogend im Ohre, von wo aus er das Blut in schleunigerer Wallung vor sich hertrieb. Ihre Art, die Endungen in i auszusprechen, erinnerte an den Vogelgesang; sie flüsterte das ch wie eine Liebkosung, und ihr t zeugte von einem Despotismus des Herzens" (la manière dont elle attaquait les t accusait le despotisme du coeur). — Auch das Portrait erfordert ein medicinisches Studium; die Farben und Formen müssen motivirt werden. „Ihr Gesicht ist eines von jenen, die zu treffen den unfindbaren Künstler verlangt, dessen Hand den Widerschein der innern Gluth zu malen, und jenen leuchtenden Duft wiederzugeben weiß, den die Wissenschaft leugnet, den das Wort nicht ersetzt, den aber ein Liebender sieht. Ihre feinen, aschblonden Haare machten sie häufig leiden, wahrscheinlich wegen der plötzlichen Reaction des Blutes nach dem Kopf. Ihre runde Stirne, hervorragend wie die Jucunden's, schien voll von unausgedrückten Ideen, zurückgehaltenen Empfindungen, Blüthen, die in bittern Wassern ertränkt waren. Ihre dunkelgrünen Augen, mit braunen Pünktchen besäet, waren beständig matt (? pâles); aber wenn es sich um ihre Kinder handelte, so entquollen ihnen jene lebendigen Ausströmungen der Freude und des Schmerzes, die im Leben resignirter Frauen so selten sind, ihr Auge schoß ein feines Licht, das sich an den Quellen des Lebens zu entzünden und sie aufzuzehren schien; ein Blitz, der mir Thränen entlockte, als er mich mit einer furchtbaren Verachtung überdeckte. Eine griechische Nase, wie von Phidias gemeißelt, und durch einen doppelten Bogen mit den elegant gekrümmten Lippen verbunden, vergeistigte (spiritualisait) ihr ovales Gesicht, dessen Teint, wie das Gewebe weißer Camelien, an den Wangen mit leichten Rosatönen sich färbte . . . Der Untertheil ihres Kopfes bot keine jener Höhlungen, durch die der Nacken mancher Frauen einem Baumstamm ähnlich sieht, ihre Muskeln zeichneten keine Sehnen darauf, und überall rundeten sich die Linien in Windungen, die den Blick wie den Pinsel in Verzweiflung setzten. Ein leichter Flaum erstarb in der Länge ihrer Wangen bis am Halse und strahlte das Licht nach Art der Seide wieder. Ihre kleinen, wohlgebauten Ohren étaient des oreilles d'esclave et de mère." — Dann folgt eine allgemeine Bemerkung: „Die runde Taille ist ein Zeichen der Kraft; aber die so gebauten Weiber sind gebieterisch, willkürlich, mehr wollüstig als zärtlich. Im Gegentheil sind die Frauen mit enger Taille aufopfernd, fein, zur Melancholie geneigt; sie sind weiblicher als die andern. —" Es geht noch weiter mit den Einzelheiten; dann folgt der Geist. „Ihre Haltung drückte Einfachheit aus, verbunden mit einer gewissen Scheu und träumerischem Wesen

(jointe à je ne sais quoi d'interdit et de songeur), das anzog, wie ein Maler uns durch ein Gesicht fesselt, in welches sein Genie eine Welt von Empfindungen gelegt hat. Ihre sichtbaren Eigenschaften lassen sich nur durch Vergleiche wiedergeben. Erinnern Sie Sich an den keuschen und wilden Parfum jener Haideblume in der Villa Deodati, deren Roth und Schwarz Sie bewunderten, und Sie werden errathen, wie diese Frau elegant sein konnte, und doch fern der Welt; natürlich in ihren Ausdrücken, gewählt in den Dingen, die sie zu den ihrigen machte; zugleich Rosa und Schwarz. Ihr Leib hatte die Frische (la verdeur), die wir in neuentfalteten Blättern bewundern; ihr Geist hatte das scharfe Gepräge des Wilden; sie war Kind in ihrer Empfindung, ernst durch das Leiden; zugleich Dame und Mädchen (châtelaine et bachelette) .... Gewöhnlich gesammelt, aufmerksam wie die Schildwache, auf der das Heil Aller beruht, entschlüpfte ihr doch zuweilen ein Lächeln, das ihr geheimes Innere verrieth. Ihre Coquetterie hatte etwas Geheimnißvolles und ließ ihre erste Natur, voll von lebendiger Flamme, ihre ersten blauen Träume durchscheinen, wie man den Himmel durch Wolken sieht. Diese unwillkürliche Offenbarung machte alle Diejenigen nachdenklich, die nicht eine innere Thräne, getrocknet durch das Feuer der Begierden, in sich fühlten," u. s. w. Bei allem Schwulst ist doch viel Sinniges in dieser Beschreibung. Nachher geht es an die Möbeln, deren jedes eine Seele hat, wie die Schultern der Frau v. Mortsaut. — Dann als Gegenbild ihr Gemahl: „Sein Gesicht erinnerte dunkel an einen weißen Wolf mit Blut an der Schnauze, denn seine Nase flammte wie die eines Menschen, dessen Leben in seinen Principien erschüttert, dessen Magen geschwächt und dessen Laune durch alle Krankheiten angesteckt ist. Seine platte Stirne, zu breit für seine Gesichtsform, die spitz zuging, der Länge nach durch ungleiche Stufen gefurcht," u. s. w. — Wie mikroskopisch das alles ist! — Durch dieses Mikroskop entdeckt Balzac Schönheiten, wo Niemand sie vor ihm vermuthete, und er beschreibt seine Entdeckung mit einem solchen Luxus des Details, einer solchen anscheinenden Aufrichtigkeit seiner Begeisterung, daß man davon befangen wird; die gewöhnlichen Begriffe von Schönheit werden umgestürzt. Man gebe ihm eine Frau von 40 Jahren, blaß, gelb, kränklich, die Augen von blauen Rändern umgeben, ja sie kann selbst bucklig sein oder hinken. Diese Gestalt schmückt er mit dem auserlesensten Geschmack; er gibt ihrem Blick eine ganz eigenthümliche magnetische Kraft, jeder ihrer Bewegungen eine verführerische, wollüstige Nachlässigkeit, vermischt mit vornehmer Grazie. Auf ihrem gelben Teint mischt ein günstiges Zwielicht die bezauberndsten Schattirungen, in den Falten ihrer Schläfe, in den Umrissen ihrer Nase, in den Linien ihres Busens, in ihren Mundwinkeln, in ihren Ohren, in ihren Haaren, in ihren Nägeln entdeckt er eine ganze Welt von Wundern, von denen wir keinen Begriff gehabt haben; wir sind geblendet, hingerissen, es ist nicht mehr eine bejahrte Frau, gelb und verwachsen, die wir vor Augen sehen; es ist ein Engel,

eine Fee, eine Venus, die einen Gymnasiasten wahnsinnig machen, einen Greis entzücken kann.

Diese mikroskopischen Studien erstrecken sich über das Sinnliche hinaus, auf die Welt der Empfindungen, der Leidenschaften, und was das Schlimmste ist, auf das sittliche Gebiet. In diesem Raffinement, mit dem sie eine ganze Welt wunderbarer Empfindungen und „Emotionen" an die kleinen Ereignisse des gewöhnlichen Lebens anknüpfen, sind die Franzosen uns weit voraus. Es ist das ihre Art von Sentimentalität. Es ist das in ihrer Literatur nicht neu. In Rousseau's neuer Heloise wie in seinen Bekenntnissen, den liaisons dangereuses von Laclos ist es fast schon so weit ausgebildet, wie in den neuesten Romanciers, oder man kann die Spur noch weiter verfolgen. Ich finde diese calculirende Empfindsamkeit schon in Montaigne. Es hängt das mit der Eigenthümlichkeit der französischen Leidenschaft zusammen. Wie alle Romanen, sind die Franzosen viel rücksichtsloser, stürmischer, unbedingter in dem Ausbruch ihres Affects, als das ruhigere deutsche Blut; sie sind viel leichter außer sich gesetzt und nicht abgeneigt, diesen Zustand bis zum äußersten Extrem zu treiben, wo er dem Wahnsinn nahe kommt. Das ist ein Moment, welches ihrem Drama, ihrem historischen Gemälde, ihrem Kriegsleben und ihrer Rednerbühne sehr zu Gute kommt; wir sind wahre Stümper dagegen, denn es muß in unserm Gemüth erst lange gähren, ehe es heraus kommt. Aber die Franzosen sind dabei gewohnt, sich geistig im Spiegel zu betrachten; sie verlieren sich mit Bewußtsein, sie reflectiren während der Ekstase, sie setzen sich in Positur, wenn sie sich den Dolch in's Herz stoßen. Wir halten ein solches Doppelleben der Leidenschaft leicht für Unwahrheit, mit Unrecht, denn man kann von jenen Beigedanken nicht mit Hamlet sagen, daß durch sie die angeborne Farbe der Entschlossenheit angekränkelt wird; aber das Herz wird durch eine solche fliegende Gluth allerdings nicht gebildet, es geht beständig aus Frost in Hitze, aus Hitze in Frost über, und es ist nur ein Schein, wenn man die Totalität des Lebens in diese Einheit der Empfindung versenkt glaubt. Zuweilen ist die ganz kalte, raffinirte, gemeine Berechnung, die dem Augenblick vorangeht, wo die Augen rollen, die Haare sich sträuben, die Faust sich ballt, gerade unerträglich. Balzac ist in diesen plötzlichen Uebergängen am stärksten, wenn er auch in Beziehung auf die Breite seiner Emotionen Frédéric Soulié bedeutend nachsteht. Bei diesem sind die psychologisch zergliederten Blicke, in denen eine ganze Welt von Schmerz und Seligkeit, Haß und Liebe sich ausströmt, so zahlreich, daß man zuletzt alle Aufmerksamkeit verliert. Bei Balzac geht das Raffinement der Empfindung zuweilen geradezu in Blasphemie über, es ist ihm nichts zu heilig, es vor dem unreinen Hauch der Begierde zu hüten. Durch dieses beständige Versteckspielen kommt etwas Verhaltenes, Gekniffenes in die Leidenschaft, das auch in den Charakter übergeht; das Sondirmesser, das der Mensch in seine eigene Wunde legt, ist so kalt und scharf, daß man nicht glauben kann, er selber

sei der Gegenstand seiner anatomischen Untersuchungen; auch in der fanatischen Hingebung ist eine Art blasirter Caprice, über die wir erschrecken. Bei uns hat sich nur die Hahn-Hahn in diesem Genre bewegt. — Ganz wunderbar sind mitunter die Unterhaltungen, die aus dieser Leidenschaft hervorgehen. Ich bemerke dabei, daß die eigentliche Leidenschaft sich in der Regel auf eine verheirathete Frau bezieht, weil hier die Poesie des Contrastes, und mit ihr die Action der Empfindung sich steigert. Das Raffinement tritt nun ein, wenn die Frau neben ihrer Liebe auch tugendhaft ist. Man höre folgendes Gespräch zwischen Frau v. Montsauf und ihrem Anbeter: „Henriette, Idol, dessen Anbetung die gegen Gott überwiegt, Lilienblume meines Lebens, wie kannst Du es nicht wissen, Du, die doch mein Gewissen vertritt, daß ich mit Deinem Herzen so verwachsen bin (que je suis si bien incarné à votre coeur), daß meine Seele hier ist, wenn meine Person sich in Paris befindet. Muß ich denn sagen, daß ich in 11 Stunden hergekommen bin, daß jedes Umdrehen des Rades eine Welt von Gedanken und Begierden mit sich führte, die zum Ausbruch kam, sobald ich Dich sah. . .“ — „Sprich! ich bin meiner sicher, ich kann Dich hören ohne Verbrechen. Gott will nicht, daß ich sterbe; er schickt Dich mir, wie er den Creaturen seinen Athem verleiht, wie er den Regen auf die ausgedörrte Erde sendet; sprich: liebst Du mich auf eine heilige Art?“ — „Heilig.“ — „Auf immer?“ — „Auf immer.“ — „Wie eine Jungfrau Maria, die in ihrem Schleier und ihrer weißen Krone bleiben soll?“ — „Wie eine sichtbare Jungfrau Maria.“ — „Wie eine Schwester?“ — „Wie eine zu geliebte Schwester.“ — „Wie eine Mutter?“ — „Wie eine Mutter, die man heimlich begehrt.“ (!) — „Ritterlich, ohne Hoffnung?“ — „Ritterlich, aber mit Hoffnung“ u. s. w. Und nun ist Alles gut, die Tugend ist mit der Liebe versöhnt, eine allgemeine Seligkeit verbreitet sich über die Atmosphäre. Es ist mit dieser tugendhaften Liebe ein häßliches Ding, es liegt darin zuweilen mehr geheime Unsittlichkeit, als in der offenen Lust. — Die feinen Unterschiede streifen an's Mystische; die tugendhafte Frau hat in sich eine Jungfrau gefühlt, bis sie von einem jungen Menschen einen glühenden Kuß bekam. „Le mariage m'avait laissé dans l'ignorance que donne à l'âme des jeunes filles la beauté des anges; j'étais mère (von zwei Kindern), il est vrai, mais l'amour ne m'avait point environnée de ses plaisirs permis. — Schlimm! sehr schlimm! ein geistiger Incest, der durch seine religiösen Anspielungen nur noch frivoler wird.

Es hängt mit diesen anatomischen Untersuchungen des Gemüths jener Skepticismus in sittlichen Dingen zusammen, der über dem Eingehn auf's Einzelne die Totalität des Lebens und seine großen Unterschiede gänzlich aus den Augen verliert. Balzac ist Skeptiker in der Sittlichkeit, der Religion, dem Staatsleben, ganz wie Montaigne; das hindert ihn nicht, von Zeit zu Zeit für Alles zu entbrennen. Namentlich hat er bedenkliche Anwandlungen von Religiosität und stürzt sich dann mit der blinden Furcht vor dem Chaos, das er um und in sich fühlt, in die Nacht

der unbedingten Entsagung; er jammert über den Protestantismus, der den Menschen zum Denken verführt und ihn dann im Stich läßt; er wird erst katholisch, dann ultramontan; ja er taucht sich in alle Formen des Aberglaubens, um seinen zweifelnden Verstand zu übertäuben; der thierische Magnetismus muß ihm das Dasein Gottes, die Hexerei die Unsterblichkeit der Seele und die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau erweisen. Er steht darin auf einer Stufe mit Jules Janin, dem blasirten Feuilletonisten, der in dem Elend, dem Schmutz und der Eitelkeit dieser Welt mit einer gewissen Wollust sich wälzt, um von Zeit zu Zeit einen scheinheiligen Blick zum Himmel aufzuschlagen, wo das Alles besser sein werde. — Der Himmel ist nur eine Folie für das eitle, in frevelhafte Selbstanbetung versunkene Herz; seine eigentliche Stätte ist die Erde mit ihren unreinen Lüsten und ihrer glaubenlosen Verworrenheit.

Was ist das für eine Welt, in der sich Balzac, Janin, Soulié, Bernard rc. bewegen! Die Lieblingsfiguren Balzac's sind junge, in allem Raffinement der Lust aufgewachsene Aristokraten, die sich eine Art umgekehrter Moral gebildet haben, die das Verbrechen, und zwar jenes Verbrechen, das sonst auf die Galeeren führt, nicht blos mehr als Mittel zum Zweck, sondern mit einer Art dogmatischer Ueberzeugung treiben. Criminalgeschichten sind immer ein Lieblingsgegenstand der Romanschreiber gewesen, aber sonst unterscheidet sich doch der Dichter von seinem Helden, er schickt ihn schließlich entweder in's Bagno, oder er vernichtet ihn moralisch. Bei Balzac ist von einem solchen Unterschied nicht mehr die Rede. Durch eine ganze Reihe seiner Romane (der bekannte „Père Goriot“ ist der erste derselben) spielt eine geheime Verbindung dreizehn solcher jungen vornehmen Wüstlinge, die in einer ähnlichen Weise wie die königlichen Weiber in Dumas' Tour de Nesle sich zum Zweck gemacht haben, durch ihre Association und durch die Anwendung jedes beliebigen Mittels alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich ihren Leidenschaften und Gelüsten entgegenstellen könnten. Jeder von ihnen weiß mit dem Degen und der Pistole vortrefflich umzugehen, ist ein vorzüglicher Reiter, brillanter Clavierspieler, spricht sämmtliche Sprachen rc.; in der Regel ist er von hoher Geburt, nur ausnahmsweise sind einige entlaufene Galeerensclaven in den Bund mit aufgenommen. Diese Verbündeten nun gehen mit Gift, Dolch, Strang und andern Instrumenten mit einer Virtuosität um, die Verwunderung erregt; daß die Polizei ihnen nichts anhaben kann, läßt sich ertragen, denn sie gehen sehr geschickt und vorsichtig zu Werke; daß sie in der Diplomatie, der Gesellschaft die höchsten Stellen einnehmen, spricht zwar gegen den Scharfsinn der Mächtigen im Staat, muß aber noch hingenommen werden, da sie ihre Unthaten im Dunkel verüben; daß alle Weiber, von den Herzoginnen bis zu den Grisetten, sie anbeten, um ihretwillen ihre Männer verlassen und respective vergiften, ist begreiflich, denn die Weiber schwärmen für Banditen mit dem Byronstempel auf dem bleichen Vampyrantlitz; aber daß auch der Dichter,

der seine Geschöpfe doch kennen muß, in sie verliebt ist und vollständig in sie aufgeht, das ist zu arg.

Daß in den höhern Regionen der Pariser Gesellschaft das Verbrechen seine heimliche Zuflucht sucht, haben die Causes célèbres der letzten Jahrzehnte gezeigt. Die fromme Partei hat häufig die Romanschreiber dafür verantwortlich machen wollen. Daß zwischen beiden eine Wechselwirkung besteht, kann nicht bestritten werden. Eigentlich steht aber Beides auf dem nämlichen Boden. Es ist der Mangel an jedem eigentlichen Inhalt, an jedem Glauben, wie wir uns ausdrücken, der jene fieberhafte, rasch und gewaltsam hinlebende Genußsucht, jene innere Hohlheit und Eitelkeit des Charakters erzeugt, die neben ausschweifenden Chimären, neben dem krankhaften Haschen nach allem Positiven und Gegebenen hergeht, und nur durch Eines gezügelt wird: die Schule des äußerlichen Ehrenpunktes, das wesentlichste sittliche Bildungsmoment des heutigen Frankreich, wie aller romanischen Völker.

Betrachten wir nämlich die eigentlichen Novellenfiguren Balzac's, die Träger der Begebenheiten, denen jene schönen Verbrecher als Folie dienen, so ist ihr Grundtypus, auch wenn man sehr viel auf die nothwendige Passivität des eigentlichen Romanhelden abrechnet, die sich bei Göthe und Walter Scott, kurz überall vorfindet, wo die moderne Poesie aus dem Dramatischen heraustritt, ein Mangel an freier Selbstbestimmung und an eigner sittlicher Voraussetzung, der eigentlich einen noch viel widerwärtigern Eindruck macht, als jenes ausgebildete Laster. In der Regel kommen die jungen Leute (die Lucien de Rubempré, die Rastinac) nach Paris, um Glück zu machen; dieses Glück nimmt in der Regel die Gestalt eines bedeutenden Vermögens an, mit dem man zugleich die Mittel zu allseitigem Genuß erreicht; aber um dazu zu kommen, ist wieder Geld nöthig; z. B. man will durch Liaison mit einer reichen Bauquiersfrau, oder durch Bekanntschaften im Faubourg St. Germain sich poussiren, dazu ist feine Wäsche nöthig, Handschuhe, Equipage; man muß im Spiel verlieren können u. s. w. Balzac ist darin von einem unermüdlichen Pragmatismus; er berechnet die Bedürfnisse eines feinen Mannes bis auf Heller und Pfennig. Man sieht, daß es bei ihm nicht blos abstracte Ideale sind, deren Darstellung er übernimmt. Nun aber mischt sich das Alles, Spiel, Orgien, Bekanntschaft mit Damen, die man erst blos ausbeuten will, wo dann aber auch ein Herzensbedürfniß eintritt, Lüge, Betrug, Noth und Großmuth, auf eine Weise in einander, daß man nichts mehr unterscheidet: das Kerbholz ist das Einzige, was sichtbar bleibt.

Diese Ausmalung der finanziellen Verhältnisse im Detail geht noch weiter, wenn man aus den eigentlichen Salons heraustritt. Die Banquiergeschäfte und die Geschicklichkeit im Speculiren überwiegen alles andere Romaninteresse. So kann man aus Novellen, wie La grandeur et la décadence de César Biroteau, oder David Séchard sich eine vollständige Uebersicht des französischen Geschäfts-

lebens verschaffen. Auch da ist der Schwindel zu Hause, auch da gehen die tüchtigsten Naturen in Geldsucht auf, und wir verlieren uns mit darein, denn man erspart uns nicht eine einzige Rechnung. Nicht bei dem einsamen Liebesgeflüster, nicht in dem Glanz eines geistvollen Salons, nicht in den nächtlichen Studien der Gelehrten, nicht in dem aufstrebenden Schwung des Dichters kommt uns der Gedanke an sein Credit und Debet aus dem Sinn. Der Roman hat sich in die allergemeinste Wirklichkeit des Irdischen verloren, das Geld ist der Angelpunkt seiner Ideale, seiner Hoffnungen, seiner Begierden. Hinter jeder seidnen Robe steht das Gespenst des Kleiderjuden, bei jedem Liebesblick durchzittert es uns insgeheim: wieviel will sie damit verdienen? — Noch häßlicher wird die Detailzeichnung, wenn sie auf das Innere des Haushalts eingeht, wenn sie, um die Seelengröße eines leidenden Weibes zu zeichnen, uns die Recepte vorhält, die ihr Mann einnimmt, die Pillen analysirt — und noch weiter. Denn es geschieht das Unglaubliche. Und zwar ohne allen Humor, mit dem bittersten Ernst von der Welt, aus Gewissenhaftigkeit und der Virtuosität halber, die zeigen will, wie bewandert sie in allen Sphären des Kleinlebens ist.

Der raffinirteste Spiritualismus mit dem crassesten Materialismus im Bunde und dazu alle die Mittelformen, die aus der Verbindung beider hervorgehen. So ist eine Schwachheit bei Balzac eigenthümlich: der Aberglaube an den Adel, oder vielmehr an das vornehme Wesen und das je ne sais quoi, welches jedes Mitglied des Faubourg St. Germain von der übrigen Welt unterscheidet. Gegen diese Finesse kommt die Hahn-Hahn nicht auf! Sie classificirt die Bildung der Menschen nach der Chaussüre, bei Balzac ist ein Aufwerfen des Kopfes, eine Bewegung der Augenwimper hinreichend, um das Vollblut zu erkennen. Blumenbach construirt aus einem gefundenen Zahn die ganze Bildung eines vorsündfluthlichen Ungeheuers, vom Horn bis zum Schwanz; Balzac zupft nur einen Faden aus dem Morgenkleide und wird unfehlbar daraus nachweisen, im wievielten Grade sich bürgerliches Blut mit der reinen Race vermischt hat.

Ich denke, des Einzelnen wäre genug. Was dieser scheußlichen Unnatur aber erst ihre volle Bedeutung giebt, ist das sehr große Talent, die wirkliche Begabung und der wunderbare Reichthum an realen Anschauungen. Rohe Machwerke, die aus dem Fieberwahnsinn einer betrunkenen oder überreizten Phantasie hervorgehen, wie bei Eugen Sue oder auch Frédéric Soulié, nimmt man als eine Art Naturproduct hin; diese saubere, zuweilen ängstliche, sehr häufig graciöse Zeichnung aber, wie sie Balzac giebt; dieser Reichthum nicht nur an realen Anschauungen, sondern auch an tiefen, zarten und schönen Blicken in das menschliche Herz; dieser Sinn für Wahrheit und dazu diese vollständige Versenktheit in die Welt der Lüge, der Eitelkeit, des Wahnsinns und des Verbrechens — das macht einen peinlichen, unheimlichen Eindruck. Bacchantische Lust ohne Heiterkeit, raffinirte, jesuitische Ausdauer ohne eigentlichen Zweck, Tugend und Herzensgüte

von den Nebeln des Zweifels umhüllt und erkältet, große Aussichten nach allen Seiten ohne sichere Perspective — diese Welt der Romantik ist die verkehrte, und die Kunst, die sie schafft, eine Kupplerin für das Reich des Bösen.

Der Notenwechsel zwischen Oestreich und Preußen.

Wenn man die neueste Thätigkeit unserer Diplomatie nach ihrem stilistischen Werth beurtheilt, so kann man ihr seinen Beifall nicht versagen. Fortdauernde Uebung erzieht. Die beiden letzten Noten Oestreichs über die Frage vom Bundeseigenthum und die Mainzer Affaire waren, von ihrem Standpunkt aus, sehr gut geschrieben und voll allerliebster Malice. In der letzten vom 25. August ist ihm das Berliner Cabinet nichts schuldig geblieben. Von beiden Seiten kann die wissenschaftliche Untersuchung über die Frage, ob man zum Bundestag zurückkehren solle oder nicht, nicht füglich weiter getrieben werden; die Gründe sind erschöpft und, so zu sagen, auch die Lungen. Neue Variationen über dasselbe Thema würden kein Publicum mehr finden. Um so überflüssiger ist es, noch einmal darauf zurückzukommen, da es doch auf beiden Seiten nicht Ernst ist mit den Rechtsdeductionen. Von beiden Seiten wird man das für Recht erkennen, was Vortheil bringt. Viel wichtiger, aber freilich auch viel schwerer ist es, aus diesen künstlichen Wortgefechten herauszulesen, was man eigentlich, nicht zu beweisen, sondern zu thun im Sinne hat.

Dem Anschein nach ist Oestreich der positiv thätige Theil. Es beruft den Bundestag, stellt denselben als Träger der Rechte des alten Bundestags dar und bedroht die Renitenten mit den rechtlichen Folgen ihres Ausbleibens. Es fragt sich, was es sich darunter vorstellt. Eine Execution gegen Preußen selbst ist wohl Niemand eingefallen; wohl aber könnte man an ein vorläufiges Ausschließen Preußens vom Bundeseigenthum und an eine Intervention gegen die Ausführung der badischen Militärconvention denken. Aber auch diese Annahme ist sehr unwahrscheinlich. In beiden Fragen ist eine vorläufige Ausgleichung in Aussicht gestellt: in der erstern durch eine neue provisorische Bundescommission, in der zweiten durch ein Schiedsgericht, das nie zu Stande kommen kann, weil die Vertreter der beiden, direct entgegenstehenden Interessen innerhalb der deutschen Fürsten keinen finden werden, dem man als einem Unbetheiligten die Vermittlung antragen könnte, und weil man sich doch besinnen wird, eine fremde Macht zum Richter in deutschen Sachen aufzurufen. So lange das Schiedsgericht nicht zu Stande kommt, bleibt also die Sache in suspenso. Womit Oesterreich mittlerweile seinen Bundestag beschäftigen will, ist nicht abzusehen. An eine Revision der Bundesverfassung, die eigentliche Aufgabe seiner Einberufung, wenn man seinen Urhebern

trauen wollte, ist nicht zu denken, denn zu einer solchen Vereinbarung gehört nach dem Bundesrecht Einstimmigkeit. Es scheint also, daß der von dem dänischen Bundestagsgesandten bereits eingebrachte Antrag: den Frieden mit Dänemark zu ratificiren, die Hauptsache ist. Aber auch darin ist nicht viel zu erwarten. Von mehrern der in Frankfurt vertretenen Regierungen, namentlich von Sachsen, ist bereits sehr bestimmt erklärt worden, daß sie an eine unbedingte Ratification nicht denken. Den Frieden aber zu modificiren, ohne daß Preußen sich an den Berathungen betheiligt, der Gedanke ist zu lächerlich, um auch nur einen Augenblick dabei zu verweilen.

So verliert sich das scheinbar Positive in der Thätigkeit Oestreichs völlig in's Unbestimmte und Nebelhafte, und es bleibt als Hauptzweck der Frankfurter Versammlung nur das negative Bestreben übrig, Preußen im Weitergehen in dem von ihm eingeschlagenen Wege so viel als möglich aufzuhalten. Auch sagt die Note vom 14. August, welche die Einladung zum Bundestage begleitete, nichts Bestimmtes darüber; sie ist pathetisch, verweist Preußen auf das strenge Urtheil der Geschichte, sucht es zu rühren u. s. w., aber sie spricht keine Drohung aus, sie erklärt nicht, welche Folgen die Renitenz haben sollte.

Wenn sie zum Schluß erklärt: „Die königliche Regierung wolle mit sich ernstlich zu Rathe gehen. Noch liegt die freie Wahl in ihrer Hand, denn noch hat sie ihr letztes Wort nicht gesprochen," — so liegt darin indirect die Annahme, die Erwiederung Preußens werde dieses letzte Wort enthalten. Es ist das nun erfolgt, und enthält ein sehr unumwundenes Nein! Ein so bestimmtes Nein, daß man, namentlich bei der augenblicklichen Veröffentlichung desselben in dem Fürstencollegium und in den officiellen Blättern nicht länger daran zweifeln kann, daß wenigstens für jetzt das Berliner Cabinet den ernstlichen, entschiedenen Willen hat, auf demselben zu bestehen.

Aber positiv hat es seinen Willen so wenig formulirt, als die kaiserliche Regierung. Es heißt zum Schluß der Denkschrift: „Jede Bundesregierung hat das Recht, an die übrigen den Antrag zu richten, sich darüber zu erklären, ob sie in die Wiederherstellung (des Bundestags) willigen wolle. Keine aber hat das Recht, eine Bundesversammlung auszuschreiben; und wenn dies geschehen, und wenn es mehr sein sollte als der Versuch, die Meinung der Bundesgenossen über ihre Zustimmung oder Verweigerung zu erforschen, wenn der unberechtigten Ausschreibung die Anwendung von erloschenen Zwangsmaßregeln folgen sollte: so würde dies, so fern auch die Voraussetzung liegt, ein Bruch des Bundesrechts sein, welcher dieses selbst in seinem ganzen Umfange in Frage stellen müßte."

Was ist dieser ganze Umfang des bestehenden Bundesrechts? — Oestreich hat es in einer seiner letzten Noten sehr elegant und witzig festgestellt: das Bundeseigenthum, die Festungen, die Flotte, das Archiv u. s. w. Es hat ganz richtig bemerkt, daß eine Auflösung des Bundes in Beziehung auf dieses Eigen-

thum keinen andern Sinn haben könnte, als Theilung desselben unter die Bundesgenossen; es hat aber, ebenfalls witzig, hinzugesetzt, es halte um so fester an diesem Eigenthum, da es fast das einzige Band sei, das es noch mit Preußen verknüpfe. In der That ist nicht wohl abzusehen, wie man sich eine solche Theilung denken soll. Theilung der Festungen in 38 Theile! der Flotte (!) in 38 Theile! des Archivs gar nicht zu gedenken.

Preußen geht in all' seinen Deductionen von dem Grundsatz aus, daß rechtlich wie factisch nicht der Bundestag, sondern die Summe der einzelnen Regierungen der Träger des Bundes gewesen sei, und daß derselbe (oder als vorläufiger Ersatz, ein Theil desselben) nur durch freie Vereinbarung hergestellt werden kann. Wie es mit dem Rechtspunkte der Souveränetät der einzelnen Staaten beschaffen sei, können wir füglich hier unerörtert lassen; factisch ist sie nur bedingt anzuerkennen. Denn der deutsche Bund beruht nicht blos auf der Bundesacte, sondern auf der Natur der Verhältnisse; eine freie Ausübung der Souveränetät können die kleinen Staaten schon darum nicht beanspruchen, weil sie factisch von allen Seiten gebunden sind; auch Preußen kann es nur bedingt, denn es ist gleichfalls an einem Theile seiner Glieder gefesselt. Eine ernstliche Auflösung des Bundes ohne Veränderung des Territorialbestandes der einzelnen Staaten, oder was dasselbe heißt, ohne daß man sich auf das Gebiet der Thatsachen begiebt, ist nicht ausführbar. Auf das Gebiet der Thatsachen scheint sich aber Preußen nicht begeben zu wollen.

Es bleibt also auch von dieser Seite nur die Vermuthung übrig, Preußen habe mit seinem Protest zunächst nur einen negativen Zweck; es wolle Oestreich in dem von ihm eingeschlagenen Wege so viel als möglich aufhalten. — Was erreicht es damit? — Schwerlich etwas für die Sache der Union, denn daß ein längeres Abwarten derselben nur schädlich sein könne, darüber könnte es die Erfahrung wohl schon belehrt haben.

Es bleibt aber doch ein vernünftiger Grund übrig. Kommt der Bundestag zu Stande, so ist es nach der bisherigen Erklärung von Oestreich und Sachsen möglich, daß der Friede mit Dänemark in der Weise ratificirt wird, daß der Bund sich verpflichtet, das Herzogthum Holstein zu paciscircn. — Daran theilzunehmen will Preußen unter allen Umständen vermeiden. — Es muß also die Hoffnung haben, daß wenigstens die Möglichkeit vorhanden ist, Holstein werde mit eigenen Kräften einen erfolgreichen Widerstand leisten; es muß also aus Gründen, die wir nicht kennen, zu dem Schluß berechtigt sein, eine russische Intervention werde nicht stattfinden.

Die preußische Regierung hat alle Ursache, ihre nächsten Schritte in sorgfältige Ueberlegung zu ziehen. Die Kammern müssen im November zusammentreten, und es zieht sich von dieser Seite ein Ungewitter gegen sie zusammen, das ernster ausfallen dürfte, als das Mißvergnügen ihrer kleindeutschen Verbündeten. Es ist

diesmal die conservative Partei, und zwar conservativ im strengsten Sinn, die specifisch preußische (nicht die verschrobene der Kreuzzeitung), die, im höchsten Grade aufgebracht über den wachsenden Uebermuth Oestreichs, das Ministerium nicht mehr versteht, die sich schon mehrfach die Frage vorgelegt hat: was macht es mit den 18 Millionen, die wir ihm bewilligt haben? Will es in der That Preußens Ehre damit vertreten, für die kein Preis zu hoch ist, oder hat es sich blos auf ein leichtsinniges, frevelhaftes Hazardspiel eingelassen, ohne zu wissen, wohin es damit kommen will?

Die Regierung wird auf diese Frage die Antwort nicht schuldig bleiben dürfen.

Aus Schleswig-Holstein.

Aus offenem Feldlager kommen diese Zeilen. Zwar ruhen im Wesentlichen augenblicklich die Waffen, und außer den Gefechten bei Sorgbrück und Duvenstatt, am 8. August, ward mir noch nicht viel Gelegenheit, die dänischen Linien zu schauen. Aber unablässige Aufmerksamkeit ist dennoch nöthig, denn in jeder Stunde kann es dem Feinde einfallen, uns anzugreifen. So vergeht selten eine Nacht, in der man nicht einige Mal vom Strohlager aufgerufen wird. Bald sind auf der Seite des Feindes einige Leuchtkugeln gestiegen, die leicht als Signal von Bedeutung sein könnten; bald geht ein Flintenschuß los und versetzt die ganze Vorpostenlinie in Allarm. Oft kommt auch eine Patrouille zurück, die sich, von nächtlicher Dunkelheit beschützt, bis weit an die Stellungen des Feindes vorgewagt hat, und berichtet, was sie gesehen, bringt auch hie und da einen gefangenen Dänen mit, oder ein Individuum, das sie als des Spionirens verdächtig aufgegriffen hat. Und nun gar die Massen von Ordonnanzen und Adjutanten, die unaufhörlich sowohl zwischen unsern einzelnen Corps selbst, als zwischen diesen und dem Hauptquartier hin- und herzureiten haben. Kaum eine Stunde des Tages vergeht, wo nicht der Hufschlag eines Pferdes auf dem kleinen einsamen Bauernhofe, der das Glück hat, uns ein Quartier zu geben, ertönt. Es ist gut, daß solche Zwischenvorfälle die Zeit ausfüllen helfen, denn es gibt Stunden, die ganz verzweifelt langweilig sind. Der kleine schmale Landstrich Schleswigs von Rendsburg bis zur Sorge, kaum 1¼ Meilen breit, den allein wir leider noch besetzt halten, ist eine sehr öde, unfruchtbare Gegend. Es sind hier nicht die lieblichen Thäler, üppig bewaldeten Hügel, kleinen Seen oder tief in das Land einschneidenden Meeresbusen, die der Ostküste des Landes so großen Reiz geben, oder die fruchtbaren Marschen des Westens. Fast nichts wie Haide, große Torfmoore, die selten nur von einzelnen kleinen grünen Wiesen oder kümmerlichen Kornfeldern unterbrochen werden. Die berüchtigte Lüneburger Haide bietet keinen trostloseren Anblick dar, wie dieser mittlere Landrücken, auf dem wir unglücklicher Weise hausen müssen. Die Wege dazu sind so sandig, oder wenn es geregnet hat, mitunter so moorig, daß kaum mit den Pferden durchzukommen ist, und die vielen Koppel und Knicks, die überall die einzelnen Felder umgeben, erschweren das Reiten querfeldein, was man im Kriege so oft gezwungenermaßen thun muß, daß man sich endlich ganz daran gewöhnt. Ueberhaupt was wird beim Kriegsführen doch so nutzlos verdorben! Hier z. B. ist eine

schöne steinerne Brücke, welche eine arme Gemeinde sich vielleicht mit langjährigen, schweren Kosten erbaut hat. Der hier befehlende General glaubt aber, die Brücke könne dem Feinde bei einem etwaigen Angriffe von Nutzen sein, und ein Ingenieurofficier erhält Befehl, sie sogleich zu sprengen. Rasch machen sich 20 rüstige Pioniere an's Werk, die Pulverkasten einzusetzen, und kaum einige Stunden vergehen, und mit donnerndem Gekrache fliegt die Arbeit vieler Jahre in die Luft. So werden auch die nothwendigen Colonnenwege quer durch die Felder, Gärten, Wiesen durchgeführt, ohne Rücksicht, ob einige hundert Obstbäume dabei zu Grunde gehen, oder das schönste Getreide gänzlich verdorben wird. Sehr viel müssen die Bewohner der Umgegend von Rendsburg, wo an 25000 Mann auf dem engen Raum einiger Quadratmeilen zusammengedrängt sind, auch von der starken Einquartierung leiden. Zwar brauchen sie den Truppen nicht das Mindeste an Lebensmitteln zu geben, und diese bekommen auch so reichliche Rationen von trefflichem Fleisch, Reis, Erbsen, Kaffee und Brod geliefert, daß sie in dieser Beziehung ihren Wirthen nicht zur Last fallen. Sonst aber sind diese im Betriebe ihrer Wirthschaft und in ihrer ganzen Häuslichkeit ungemein gehindert und wünschen gewiß von ganzem Herzen, daß der Krieg bald beendet oder doch wenigstens nach einer andern Gegend verlegt werde. In alle Räume des Hauses sind Soldaten gelegt, und die Familien müssen sich nothdürftig mit den kleinsten Kämmerchen behelfen, während ihre Ställe voll von Officiers-, Dragoner-, Artillerie- oder Trainpferden sind und das eigene Vieh Tag und Nacht im Freien auf den Koppeln herumlaufen muß. Ein echt militärisches Leben herrscht auf diesen, so zu Lagerstellen umgewandelten Bauernhöfen. Ich will die Scene beschreiben, wie ich sie jetzt hier vor Augen habe, wenn ich diese vom Papier aufschlage. Eine lange, niedere Bauernstube mit schmutzigweißen Wänden und halb blinden Fensterscheiben, die seit Monden nicht gewaschen, jetzt noch mehr von den Millionen von Fliegen, die hier hausen, beschmutzt sind, ist der Raum, der mir und einem andern Officier zum Quartier dient, während der hier auch einquartierte Stabsofficier ein zwar etwas kleineres, sonst aber besser eingerichtetes Zimmer zu seiner Verfügung hat. Platz haben wir genug in unserer Wohnung, denn allzu viel Mobiliar beengt dieselbe nicht. In der Mitte steht ein langer Tisch aus weißem Tannenholz, und dies ist unser Eins und Alles. Des Morgens dient er zum Waschtisch, auf den einige irdene Schüsseln mit Wasser gesetzt werden, dann zum Frühstückstisch, auf dem eine große Blechkanne mit Kaffee, einige Tassen ohne Henkel und Unterschaale, eine mächtige Schüssel mit Butter und ein großes grobes Brod stehen. Während des Tages wird er zum Schreibtisch umgewandelt, und es muß daher entschuldigt werden, wenn das auf ihm beschriebene Papier hie und da Fettflecken zeigt. Des Mittags ist es der Speisetisch, auf dem das einfache, aber kräftige und durch guten Appetit gewürzte Mahl, was unsere Burschen uns aus den gelieferten Rationen, mit einigen Extrazuthaten, bereitet haben, verzehrt wird. Das außerordentlich gute Rindfleisch, das wir bekommen, spielt mit Recht bei allen unsern Mahlzeiten eine Hauptrolle. Am Abend feiert unser Tisch seinen Haupttriumph, denn er ist zum Credenztisch avancirt. Einige Rum- und Portweinflaschen, ein Kessel voll heißen Wassers, um den Punsch zu bereiten, Brod, Butter, Käse in großen Laiben und gekochte Eier stehen in bunter Abwechselung auf demselben, beleuchtet vom Schein einer einzigen kleinen Talgkerze, die in Ermangelung einer Lichtscheere von einem geschickten Bedienten mit den Fingern geschneuzt wird. Da sitzen wir denn oft auf den kleinen Holzschemeln, deren 4—5 in unserm Zimmer sind, und trinken und sprechen von den Ereignissen der

Vergangenheit wie Zukunft. Ernst sind gewöhnlich unsere Gespräche, voll getäuschter Hoffnungen und trüber Erwartungen, denn wir verkennen es hier nicht, daß die Lage Schleswig-Holsteins und somit auch die seiner Armee gar wenige tröstliche Aussichten hat, wenn freilich der Muth deshalb nicht schwindet. — In der einen Ecke unserer Stube liegt am Tage zusammengehäuft das Stroh, was des Nachts ausgebreitet unser Lager bildet; den Mantelsack unterm Kopf, eingehüllt in den Mantel, zugedeckt mit einer Pferdedecke, schläft es sich ganz gut auf solchem Strohlager, und man verläßt dasselbe des Morgens oft ebenso ungern, wie das weichste Bett. Mit welch vielfachen Stoßseufzern haben wir uns oft erhoben, wenn beim grauenden Morgen der Dienst uns aufrief und in die Sättel brachte. Die andere Ecke des Zimmers ist von einer langen Breterbank eingenommen, auf der Sättel, Satteldecken, Zäume, Helme, Säbel, Uniformen, zwar anscheinend in bunter Verwirrung, aber doch so geordnet, daß Alles auf den ersten Griff zu finden ist, umherliegen oder stehen. Man wird zu oft allarmirt, als daß strenge Ordnung, die es möglich macht, in kurzer Zeit kampffertig im Sattel zu sitzen, nicht dringende Pflicht wäre. So sieht es im innern Raume unsers Gemaches aus; draußen auf der langen Scheunendiele kann das Auge oft noch mannigfaltigere Scenen erblicken. Am Feuer gekauert sitzen einige Ordonnanzdragoner, die blitzenden Stahlhelme auf dem Kopf, die schweren Reitersäbel an der Seite, und sind bemüht, mit der emsigen Sorgsamkeit der geschicktesten Köchin, Kartoffel zu schälen, während Andere den brodelnden Kessel mit Kennermiene umstehen, zu schauen, ob die Suppe schon so weit gekocht ist, um einige Petersilie hineinthun zu können. Ob die heutige Mahlzeit gut ausfällt, interessirt diese Leute für den Augenblick jetzt weit mehr, als der ganze Krieg und alle Gefechte, die er schon gebracht hat oder noch bringen wird. Der gewöhnliche Schleswig-Holsteiner ist fast immer ziemlich materieller Natur, und wenn er nicht eine gute Mahlzeit im Leib hat, ist selten viel mit ihm anzufangen. Andere Soldaten, die eben von den Vorposten heimgekehrt sind, putzen ihre Waffen, suchen ihre durchnäßten Kleider am Heerdfeuer zu trocknen, oder ergeben sich auch lang im Stroh hingestreckt dem süßen Schlafe, der ihnen nach im Regen und Sturm durchwachter Nacht doppelt erquickend dünkt. Eine andere kleine Gruppe hat sich einen alten Holzblock zum Spieltisch genommen und spielt mit kräftigen Faustschlägen die vor Schmutz kaum mehr kenntlichen Kartenblätter darauf aus. Auf dem Hofe putzen einige Bediente und Dragoner unter lautem Pfeifen und Singen die Pferde ihrer Herren, größtentheils kräftige Rosse holsteinischer Zucht. Auch in weiterer Ferne auf der öden, kahlen Moorhaide sieht man, daß der Krieg herrscht. Um ein qualmendes Wachtfeuer, dessen Rauch vom Winde hin- und hergetrieben wird, hat sich eine Feldwacht von Jägern gelagert. Die Flaschen derselben scheinen noch gut gefüllt zu sein und frisch die Runde zu machen, denn trotz des schlechten Wetters schallt ihr fröhlicher Chorgesang herüber. Diese Jägercorps, deren wir 5 besitzen, enthalten eine große Menge gebildeter junger Leute, die freiwillig in die Armee eingetreten sind, und es ist in ihnen auch unbedingt am angenehmsten zu dienen. Hier trifft man Männer aus allen Gauen Deutschlands, der Rheinländer steht neben dem Schleswig-Holsteiner, der Tyroler neben dem Pommer. Namentlich in der letzten Zeit, wo an 1600 Freiwillige in die Armee eingetreten sind, war der Zudrang zu diesen Jägern sehr groß, so daß sie am schnellsten ihre gelichteten Reihen wieder zu füllen vermochten. Gar Mancher, der gern den grünen Rock des Jägers und das flottsitzende Käppis mit dem wehenden Roßschweif genommen hätte, mußte aus Mangel an Platz in

den blauen Waffenrock des Musketiers hineinkriechen. Die beste Waffengattung des schleswig-holsteinischen Heeres, worauf es mit Recht stolz sein kann, ist übrigens unbedingt die Artillerie. Freilich ist der Dienst in derselben zu schwer, als daß sich sehr viele Freiwillige dazu melden sollten. Feste, stämmige Männer des Inlandes selbst bilden die große Mehrzahl aller Artilleristen.

So viel für diesmal, Nächstens ein Mehreres. J. v. W.

Literaturblatt.

Der Aufstand in Neapel 1647. Von Don Angelo de Saavedra, Herzog von Rivas. Aus dem Französischen übersetzt, Leipzig, Teubner. — Angelo de Saavedra zeichnete sich durch Tapferkeit in dem Kampfe Spaniens gegen Napoleon aus, wurde mehrmals verwundet und erreichte den Grad eines Obersten im Generalstabe. Nach dem Frieden lebte er den Wissenschaften zu Sevilla; mehrere seiner Trauerspiele und Gedichte erwarben ihm großen Ruf. 1821 als Cortes-Deputirter, von der liberalen Partei erwählt, fanden sein Patriotismus wie seine Rednergabe Anerkennung. Die Ereignisse von 1823 zwangen ihn, sein Vaterland zu verlassen. Anfangs in London, später auf Malta, setzte er seine literarische Thätigkeit fort. Nachdem es ihm vergönnt war, nach Spanien zurückzukehren, wurde er durch den Tod seines Bruders Herzog von Rivas, nahm seinen Sitz im Senate und erhielt die Stelle eines Vicepräsidenten in demselben. Minister des Innern von 1836 bis 1840, unter den schwierigsten Verhältnissen Alcalde von Madrid, 1843, erhielt er 1844 den Gesandtschaftsposten in Neapel. Diese Stellung öffnete ihm Quellen, die sonst verschlossen sind, und so entstand, ebenso durch die Verhältnisse wie durch das Talent, den Fleiß und die Unparteilichkeit des Verfassers begünstigt, die vorliegende Geschichte. — Sie ist, trotz der gründlichen Studien, die der Verfasser dazu gemacht, lesbar wie ein Roman, und empfiehlt sich dem Publicum schon durch seinen Gegenstand. Wer kennt nicht Masaniello und die Stumme von Portici! Scribe und Auber haben dieser historischen Anekdote eine weiter gehende Berühmtheit verschafft, als so mancher geschichtlichen That von ungleich größerer Bedeutung. Dennoch kann man aus ihr, abgesehen von dem romantischen Interesse, das sie so anziehend macht, nicht wenig politische Lehren ziehen, denn wenn man von dem Costüm abstrahirt, haben alle Revolutionen eine entschiedene Familienähnlichkeit. Unsere Reactionärs werden zum Theil schon darum für neapolitanische Geschichten Theilnahme empfinden, weil dieser Staat — der erste seit 1848 — gesetzlich die heilige Censur wiederhergestellt hat. — Noch eine Bemerkung. Es war bei den ältern Geschichtschreibern die löbliche Sitte, in Anmerkungen ihr Verhältniß zu den Quellen und den frühern Bearbeitungen desselben Gegenstandes darzustellen. Es ist nicht gut, daß diese Sitte abgekommen ist, denn es erleichtert den Dilettantismus und befördert die Production unnöthiger Bücher. Das vorliegende würde unter einer solchen kritischen Prüfung nicht leiden.

Geschichte der Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien durch den Nationalcongreß, nach amtlichen Quellen von Theodor Juste. 1. Bd. (Brüssel u. Leipzig, Karl Muquardt.) — Die belgische Monarchie hat dem Stoße des Jahres 1848, der sie zunächst bedrohte, siegreich widerstanden; ihre Verfassung hat sämmtlichen constituirenden

Versammlungen der Zeit als Muster vorgeschwebt. Das vorliegende Werk, dessen ausführliche Kritik wir uns vorbehalten, sobald der zweite Theil erschienen sein wird, bemüht sich, die innern Gründe des Zustandekommens dieser Verfassung zu entwickeln. Wir lassen den Verfasser über die Methode seines Verfahrens sich selber aussprechen. „Seitdem Nothomb nach wichtiger Mitwirkung beim Congresse in einem Buche, das in ganz Europa Aufmerksamkeit erregte, die Erfolge der belgischen Revolution von 1830 dargestellt hat, ist die Geschichte dieser Revolution in verschiedener Gestalt, sowohl in Belgien wie in Holland, in Frankreich und in England geschrieben, ist die Geschichte des frühern Königreichs der Niederlande durch ansehnliche Sammlungen von Documenten aufgeklärt, sind selbst die Verhandlungen des Congresses, bis dahin in den Journalen jener Zeit zerstreut, mit lobenswerthem Eifer gesammelt worden. Indeß waren bei weitem noch nicht alle Lücken ausgefüllt, nicht alle Begebenheiten aufgehellt; über politische Fragen von hoher Wichtigkeit, über die lehrreichsten und denkwürdigsten Vorgänge erwartete man noch Aufklärung. Wir hoffen die gerechte Neugier des Publicums befriedigen zu können. Es ist uns erlaubt gewesen, alle vom diplomatischen Comité und den beiden Ministerien der Regentschaft in den Staatsarchiven zurückgelassenen officiellen Documente zum ersten Male zu benutzen. Und nicht hierauf allein haben sich unsere Nachforschungen beschränkt. Mehrere der einflußreichsten unter den Gründern der belgischen Monarchie haben, um ein vielleicht kühnes, aber unbestreitbar nützliches Unternehmen zu fördern, rückhaltlos neben manchem rechtfertigenden Actenstücke eine Menge bei den Ereignissen, an denen sie Theil nahmen, aufgeschriebene Notizen zu unserer Verfügung gestellt. Alle diese Mittheilungen sind uns ohne irgend eine Bedingung gemacht worden: man hat den Geschichtschreiber aufklären, aber keinen Einfluß auf ihn ausüben wollen; man hat gewünscht, daß die volle Wahrheit an den Tag trete, nicht, daß sie durch berechnetes Verschweigen verdunkelt werde. So haben wir durch Benutzung schätzbarer und durchaus authentischer Nachrichten die Geschichte des Congresses aufzuhellen gesucht. Was die gedruckten Documente (Bücher, Journale, Denkschriften u. s. w.) betrifft, so haben wir dieselben mit Aufmerksamkeit studirt, alle Parteien anhörend, alle Ansichten prüfend. Wir sind weit davon entfernt, auf Unfehlbarkeit Anspruch zu machen; aber es sei uns erlaubt, als eines Anspruchs auf Nachsicht der Achtung zu erwähnen, welche wir vor dem Berufe des Geschichtschreibers stets gezeigt haben; unserer hohen Meinung von den Pflichten, welche diesem obliegen; unseres redlichen Willens, diese Pflichten frei von aller vorgefaßten Meinung zu erfüllen." —

„Die Revolutionen sind beklagenswerthe Katastrophen, wenn sie nichts als Ruinen und Trümmer zurücklassen. Die belgische Revolution von 1830 ist aber nichts weniger als unfruchtbar geblieben — nur Blinde und Undankbare könnten so etwas behaupten wollen. Die Verfassung von 1831 ist eine vom unabhängigen Belgien der Civilisation dargebrachte reiche Gabe, ein würdiger Preis für die Aufnahme der Belgier in die Reihe der unabhängigen Völker. Sie ist ein bewundernswerthes Werk, in welchem Freiheit in vollem Maße gewährt ist, ohne daß der Zügellosigkeit Raum gegeben wäre; welches ohne Despotismus Ordnung geschaffen hat; welches die politische, sociale, intellectuelle Entwickelung der Nation durch völlige Entfesselung der Presse, des Unterrichts, der Vereine mächtig gefördert hat; welches das Princip der Gleichheit durch Vernichtung alles Kastenwesens, aller ungerechten Standesunterschiede, und durch gleiches, unparteiisches Recht für Alle durchgeführt und den Staat zu einer wahren Demokratie gemacht hat, wo alle Bürger frei der ihnen gewährten Rechte sich bedienen können, wo selbst die Königswürde, wie jede andere Macht aus der Nation hervorgegangen, in Wahrheit nichts als die Personification der Volkssouverainetät ist.

Bei dieser Regierungsform, die dem kräftigen Geiste der Belgier vortrefflich zusagt, hat die Nation eine gewaltig fruchtbare Thätigkeit bewiesen. Alles war im Jahre 1830 neu zu schaffen oder zu vervollkommnen, auf gleiche Höhe mit der neuen politischen Organisation zu bringen. Im Laufe weniger Jahre wurden von unten bis oben alle

Staatsbehörden reorganisirt und waren nach neuen constitutionellen Grundsätzen in Thätigkeit. Diese politische Neugestaltung begünstigte die Entwickelung der Lebenskräfte der Nation. Auch kann letztere jetzt mit gerechtem Stolze auf die Erfolge ihrer Arbeiten hinweisen: auf ihre Eisenbahnen, jene Adern des Handels, jene mächtigen Beförderungsmittel der die Elemente und den Raum überwindenden Civilisation; auf ihre blühenden Dörfer, die aus Belgien den Garten Europa's gemacht haben; auf ihre Hüttenwerke, ihre Manufacturen, ihre gewerblichen Etablissements jeder Art, deren Erzeugnisse nach allen Welttheilen versandt werden; auf ihre Hauptstadt, die Wiege der Revolution von 1830, die sich fortwährend durch neue Bauwerke verschönert und mit ihren volkreichen Vorstädten schon jetzt eine der herrlichsten Städte des Continents ist.

Die Künste und Wissenschaften, diese ruhmwürdigen Attribute der Civilisation, haben beigetragen, die belgische Nationalität zu veredeln. Die flämische Malerschule, die im achtzehnten Jahrhunderte gänzlich aufgehört hatte, setzt sich wieder durch Werke von tüchtigen Künstlern fort; Rubens, Vandyck, Duquesnoy haben in neuerer Zeit nicht unwürdige Nachfolger gefunden. Ebenso hat sich das Wiedererwachen des nationalen Geistes auf der Rednerbühne und in der Literatur dargethan. Bis zum Jahre 1830 war die Zahl der in Belgien erscheinenden Bücher und Journale nicht eben groß; jetzt ist auch in der Literatur ein gewaltiges Treiben. Die Revolution hat gleichzeitig mit tüchtigen Rednern und Staatsmännern, deren Ruf sich noch vergrößern wird, auch ausgezeichnete Schriftsteller hervorgebracht.

Die vom Volke in's Leben gerufene Revolution hat dessen Heldenmuth zu belohnen gewußt. Die Abgaben, welche im Jahre 1830 bestanden, sind um ungefähr achtzehn Millionen Franken vermindert worden. Man hat die Abgaben auf das Holzfällen und die Mahlsteuer, eine Quelle von Entbehrungen für die niedern Volksclassen, auf ewig abgeschafft. Das Loos der Arbeiter beschäftigt gerade jetzt vozugsweise die Regierung, und Alles zeigt, daß dieselbe mit Muth und Weisheit auf dem betretenen Wege der Verbesserung fortzuschreiten wissen wird."

„Glücklich die Völker, welche Unabhängigkeit errangen, und die ruhmvollen Tage, wo dies geschah, oder an denen sie ihre Freiheiten befestigten, nicht vergessen! Dieses Andenken ist das Zeichen einer glücklichen Zukunft. Indem es große und edle Überlieferungen verewigt, hebt es die Aufklärung und den Muth neuer Generationen, beseitigt die Parteispaltungen, stärkt das Nationalgefühl und macht dasselbe fruchtbar."

Das Puppenspiel von Doctor Faust. Zum erstenmal in seiner ursprünglichen Gestalt wortgetreu herausgegeben mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten. Mit Holzschnitten. Leipzig, Avenarius und Mendelsohn. — Als unsere Scholiasten durch die modernen Dichter auf unsere sogenannte Volkspoesie aufmerksam gemacht wurden, fand ihre Bewunderung bald keine Grenze mehr. In der Lyrik war nichts dagegen zu sagen, denn das eigentliche Lied wird doch mehr oder minder immer auf den Refrain herauskommen: Ich liebe dich, Schatz, aber du liebst mich nicht wieder, das thut mir leid; oder du liebst mich wieder, und das macht mir Freud'; ich werde dir drei rothe Röslein kaufen, die stecke an deine Brust, und wenn sie welken, so ist deine Liebe vorüber, o weh! oder du bist todt, oder ich bin todt, auf meinem Grab stehn drei Lilien u. s. w. Dergleichen klingt um so artiger, je weniger Zusammenhang darin ist, und dafür wird die Volkspoesie schon sorgen. Aber man hat die Bewunderung auch auf die Volksbühne, auf die Fastnachtschwänke und Puppenspiele ausgedehnt, und da ist es bei dem wohlwollenden, aber zur Schwärmerei geneigten Sinn unsers guten Volks nicht unnöthig, daß die Kritik unsere Scholiasten zuweilen auf die Finger klopft. — Im Anfang wurde in den Reminiscenzen, die Göthe's Faust aus dem alten

Puppenspiel enthielt, nur gleichsam die Leutseligkeit des Dichters bewundert, der bei seinen hohen Gedanken und Empfindungen die volksthümlichen Vorstellungen nicht verschmähte; dann entdeckte man den eigenthümlichen Werth jener durch die pedantischen Professoren aus Gottsched's Zeit mit Unrecht verachteten populären Figuren, endlich kam man dahinter, daß sie in vieler Beziehung poetischer seien, als Göthe's Bearbeitung. — Da sich nun das Puppenspiel selbst immer mehr verliert, so muß ein getreuer Abdruck uns seine Stelle vertreten, wenn wir uns ein begründetes Urtheil über diese Huldigung der Gelehrsamkeit vor der Muse des Volks bilden wollen. — Ein solcher Abdruck liegt hier vor uns, und es kann sich ein Jeder, dem die Romantik nicht ganz den Kopf verdreht hat, überzeugen, daß es nicht möglich ist, sich etwas Abgeschmackteres zu erfinden, als diese Jahrmarktspossen. Der Herausgeber hätte nicht nöthig gehabt, die Verdrehtheiten localen und provinziellen Ursprungs mit aufzunehmen; es bleibt auch ohne das hinlänglich übrig, um alle Ehrfurcht vor den souveränen Empfindungen des Volks in uns zu ersticken. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß auch nicht eine Spur von Menschenverstand sich in diesem Machwerk vorfindet. — Einerseits ist es ein Abklatsch von der allerdings sehr populären, aber auch sehr irrationellen Vorstellung der Hexenprocesse, nur gutmüthiger gewendet, so daß die eigentliche Pointe des Hexens, den Menschen durch den Bund mit dem Bösen Schaden zuzufügen, wegfällt; andererseits der Ausdruck von der Neugier einer eben erwachenden Zeit, sich überall in der Welt umzusehen, und sich die Mittel dazu auf eine möglichst eilfertige Weise zu verschaffen. Die Geschichte selbst erträgt weder eine dramatische noch eine epische Behandlung; Faust verschreibt sich dem Teufel auf gewisse Bedingungen, und der Teufel holt ihn, nachdem er dieselben erfüllt hat. — Göthe hat nun alle möglichen Empfindungen und Reflexionen in diesen engen Rahmen eingespannt; ein eigentlich dramatisches Leben hat er nicht hereinbringen können. Es ist ein beständiges Ringen zwischen der Tiefe und Gewalt des eigenen Geistes und der Einfalt des Stoffes, dem er umsonst zu beleben strebt.

Novellenbuch von J. F. Leutner. Magdeburg, Bänsch. — Was uns bei unsern Novellisten zuerst auffällt, wenn wir sie mit den französischen vergleichen, ist der Mangel an einem ausgeschriebenen Styl. Der Franzose schreibt für die Gesellschaft, die sich nach einem bestimmten Vorbilde richtet; der Deutsche hat sein Publicum erst selber zu bilden. Die französischen Romane sind mehr oder minder gut; in der Art aber stehen sie sich nahe, vom Pair bis zur Grisette hinab wird sie Jeder verstehen. Wir sind so subjectiv, daß jede Schicht unsers Volkes eine andere Sprache redet, andere Empfindungen, andere Anschauungen hat. — In den letzten Jahren haben unsere Novellisten den neutralen Boden der Historie zum größten Theil verlassen; was sie geben ist mehr oder minder Genrebild. Unser Verfasser hat viel Sinn für Detail; er hat allerlei gesehen, und seine Phantasie verliert sich nicht in's Blaue. Diese Detailanschauung geht auch auf die Sprache über, sie ist so plastisch, daß sie nach den gewöhnlichen Regeln der Convenienz nichts fragt. Es sind „Dorfgeschichten," in buntern mannigfaltigern Kreisen erlebt und erzählt, als die schwarzwälder Geschichten Berthold Auerbach's; freilich aber auch ohne die Innigkeit der letztern.

— **Dr. Fr. Zarncke** wird von Michaelis d. Jahres an bei **G. Wigand** in Leipzig eine literarische Zeitschrift herausgeben, die unter dem Titel: „Literarisches Centralblatt

für Deutschland" wöchentlich einmal erscheinen soll. Dieselbe soll den Zweck haben, eine vollständige und schnelle Uebersicht über die gesammte Literatur Deutschlands zu vermitteln. Sie wird sich daher von den übrigen literarischen Zeitschriften besonders in zwei Punkten unterscheiden:

1. Sie wird sich auf Deutschland beschränken, garantirt aber für dieses die möglichste Vollständigkeit und Schnelligkeit, indem sie als Regel festhalten wird, jedes Buch zehn Tage nach seiner Ausgabe in Leipzig angezeigt zu haben; sie wird jedwedes Buch bibliographisch genau anzeigen mit Angabe des Preises; sie wird zu allen wichtigern oder irgendwie einer Erklärung bedürfenden Büchern mehr oder weniger kurze Berichte liefern; von allen den Fachzeitschriften, die auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben dürfen, wird sie eine kurze Angabe des Inhalts bringen.

2. Außer jener Vollständigkeit wird sich das Centralblatt noch zweitens durch den Charakter der von ihm gelieferten Berichte von den andern literarischen Zeitschriften unterscheiden. Diese Berichte werden nämlich nicht sowohl kritisch, als vielmehr der Hauptsache nach kurz referirend sein, gemäß dem wesentlichen Zwecke des Blattes, dessen schon ausgesprochene Hauptaufgabe es ist, eine volle und deutliche Uebersicht über die literarische Thätigkeit Deutschlands zu gewähren. Es wird demnach das Ziel jedes einzelnen Berichtes sein, vor Allem den Leser mit dem besprochenen Werke, seinem Inhalt und seiner Form nach bekannt zu machen, und die Stelle nachzuweisen, wo sich dasselbe in die Kette der schon existirenden Werke einreiht. Es werden zu diesem Zwecke außer der Angabe des Inhalts hauptsächlich die folgenden Fragen zu berücksichtigen sein: Ist das Werk wissenschaftlich gehalten? — Sind neue Quellen benutzt? — Ist eine wesentlich neue Methode, eine neue sich auszeichnende Art der Darstellung angebracht? — An welche Werke und wie? — schließt es sich an, und welche Lücke in der Literatur gedenkt es auszufüllen? So wird die Kritik, welche das Literarische Centralblatt üben wird, sich im Wesentlichen auf das Formelle beschränken, auf den Fleiß, die Tüchtigkeit, die Kenntnisse und die Darstellungsgabe des Verfassers. Die eigentlich materielle Kritik dagegen, die Berichtigung von Irrthümern, das Entgegenstellen eigener abweichender Ansichten von Seiten des Referenten, das Anknüpfen selbstständiger Erweiterungen — diese Kritik ist principiell ausgeschlossen.

Notizen. Unter sämmtlichen neuern Schriften, die aus dem Deutschen in's Englische übersetzt sind, hat bei der Kritik Max Schlesinger's Werk über Ungarn (übertragen von Franz Pulski) die lebhafteste Anerkennung gefunden. Athenäum theilt mit besonderem Lobe die Schilderung der Czikosen mit, die unser Journal zuerst gebracht hat. — Nicht minder ist die Schrift von Friedrich Bodenstedt „über die Völker des Kaukasus" gewürdigt.

Auf die Artikel, welche Gervinus in Daily News schreibt, sollten wir um so aufmerksamer sein, da in Beziehung auf diese Angelegenheit die englische und französische Presse noch immer mit einem gewissen innern Behagen die Sache des Unrechts vertritt und unsere Nation verhöhnt. Namentlich kennt die conservative Presse Frankreichs in der Frechheit gegen Preußen und das deutsche Volk keine Grenze mehr.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Die Festungsanlagen in Polen.

Als Rußland sich am Schlusse der letzten großen Revolution Polens bemächtigt hatte, schob es alle Gedanken hinter den zurück, die physische Kraft des polnischen Volks zu fesseln. Zunächst stand dieser Absicht das Festungswesen, und man zögerte nicht, die Idee, es zu einem der gewaltigsten in Europa zu machen, in Angriff zu nehmen. Die Entwürfe waren riesenhaft, doch erlangte man im Allgemeinen keine Kenntniß von denselben, nur wer das Glück hatte, mit dem Genie des russischen Geniecorps, dem General von Dehn, welchem die Festungsbaue anvertraut worden waren, in nähere Berührung zu kommen, gewann bisweilen Aufschluß über die russischen Entwürfe. Zu Dehn's Schwächen gehören die Bestechlichkeit und die Offenherzigkeit in Folge verpuffter Champagnerflaschen. Sonst ziemlich verschlossen, ist er, wenn der Wein unter der Perrücke zu dampfen begann, mehre Male so freiherzig geworden, daß er der russischen Regierung wegen der Großartigkeit ihrer Entwürfe in Betreff der Festungsanlagen in Polen förmlich Triumphreden gewidmet hat. Der wackere Mann besitzt in dieser Beziehung dieselbe Schwäche, welche sich an dem General Rüdiger, der jüngst in Ungarn eine Rolle gespielt hat, schon zur Zeit der polnischen Insurrection kund that. Der polnische Oberst K. erscheint bei ihm, um auf vierundzwanzig Stunden einem Waffenstillstand abzuschließen. Man setzt sich zu Tisch und ißt und trinkt. Herr Rüdiger wird von seinem Wein inflammirt und sagt triumphirend: „„o Ihr Polen waret Ihr doch Esel, daß Ihr nicht den dritten Sturmtag von Warschau riskirt habt; denn Ihr müßt wissen, daß wir kaum noch für 1 Stunde Munition hatten, und daß Polen gerettet war, wenn Warschau nicht genommen wurde."" „Herr General," versetzte K., „dies hätten Sie mir fünf Tage früher mittheilen sollen." „„Pah, so hätten Sie fünf Tage früher zu mir kommen sollen.""

Den russischen Beamten aller Grade ist in Bezug auf alle Polen betreffenden Maßregeln die strengste Verschwiegenheit bei Cassation auferlegt worden. Das kaiserliche Ministerium hat es sich zur Norm gemacht, alle auf Unterdrückung

und Russificirung des polnischen Volks hinzielenden Maßregeln ganz unvermerkt in's Leben treten zu lassen, und erst dann dieselben zu proclamiren, wenn sie in Kraft und Wirksamkeit sich befinden. Allein der Wein thut das Seinige bei den Herrn Generalen und Stadträthen. So z. B. wußte Jemand die Veränderung der Gouvernements in Polen sammt allen damit verbundenen Umständen schon ein halbes Jahr vor der Ausführung dieser Maßregel. Da jener Jemand die Maßregel als zuverlässig bevorstehend in deutschen Zeitungen verkündete, erstaunte die Regierung und stellte eifrigst Nachforschungen an. Sie hätte in den Weinflaschen eines Herrn Staatsraths die Forschung beginnen sollen.

Die russischen Entwürfe in Betreff der Festungsanlagen in Polen waren so großartig, daß ihre Ausführung wohl den meisten Personen von gesundem Hirn unmöglich erschien. Die Unmöglichkeit hat sich in der Folge bewiesen. Statt der siebzehn neuen Festungen hat man sich begnügen müssen, drei in's Leben zu bringen und die alten polnischen zu verstärken. Der Gedanke, daß man mit den Festungen dem polnischen Volke im möglichen Falle bedeutende Hilfsmittel zur Wiedererlangung und Behauptung seiner Freiheit in's Land gesetzt haben könne, mag wohl die Regierung veranlaßt haben, ihr leidenschaftliches Vorhaben der Critik des nüchternen Verstandes und ruhigen Blutes zu unterwerfen. Viel mehr mag sie aber die Unerschwinglichkeit der Mittel zum Innehalten bewogen haben. Gegen zweihundert Millionen Silberrubel wollte die Regierung in ihrer ersten Leidenschaftlichkeit auf Festungsbauten verwenden lassen; es sind nur neunundzwanzig verwendet worden und sie hat die Befestigung Polens schon sehr satt bekommen, wenngleich das polnische Volk diese bescheidene Summe in sein Schuldenregister schreiben mußte.

Die bastionirte Festung Modlin, welche in die Luft zu sprengen der Graf Ledochowski am Ende des Revolutionskrieges durch seine eigene Mannschaft gehindert wurde, wurde zuerst in Angriff genommen. Die Wichtigkeit dieser Festung am Zusammenfluß des Bug und der Weichsel, durch welche eine doppelte Operationslinie und ein Weichselübergang, von dem die Beherrschung beider Hälften des Landes abhängt, gesichert ist, leuchtete zu sehr ein, als daß man für sie nicht hätte das Höchste aufbieten sollen. Der Graben wurde um sechs Schuh vertieft, der Wall um ebensoviel erhöht, beides auf der Westseite sehr bedeutend hinausgeschoben, zwei Ravelins und selbst auch Contregarden eingerichtet, welche letztern jedoch die Festung mehr schwächen als stärken und offenbar zum Nachtheil sind. Dergleichen Einrichtungen besaß die alte Festung nicht. Nur mit großen Kosten ist es möglich geworden, auf zwei Seiten einen sogenannten verdeckten Gang einzurichten, doch ist er hergestellt. Auf detachirte Werke ließ sich der General nicht ein, da sie auch kaum nöthig waren. Dagegen sind im Innern der Feste viele Aenderungen gemacht und selbst die Wallmauer großentheils erneuert und an einigen Stellen gewinkelt, mehre Gebäude

bombenfest gemacht und riesenhafte Bauten zur Unterbringung einer großen Besatzung ausgeführt worden. Das Geschütz hat man verdreifacht, und Casematten eingerichtet, obschon in bastionirten Festungen diese sonst nicht gewöhnlich sind. Die Sucht der Russen, sie stark zu machen, hat die Festung in einen Zwitter verwandelt. Die Russen hatten sie früher schon für unüberwindlich gehalten und waren deshalb in einer ehrfurchtsvollen Entfernung von ihr geblieben; jetzt dünkt sie ihnen wahrscheinlich zehnfach unüberwindlich, zumal die alte steinerne Heldin zu guter Letzt auch noch mit einem russischen Namen bepanzert worden ist. Freilich, sollte es einmal wieder zu einer Erhebung des polnischen Volkes kommen, so dürften die Polen wohl den russischen Kriegsgrundsatz, die Festungen zu umgehen und durch die endlichen Verhältnisse stürzen zu lassen, gelernt haben. Auch dürfte im andern Falle Rußland in seinen Regimentern vielleicht keinen Ledochowski finden, der mit stolzer Entrüstung eine halbe Million Silberrubel von dem Tische schleudert und mit einem einzigen Aufstampfen seines hölzernen Stelzbeines jede Aussicht auf profitabele Unterhandlungen zerstampft.

Die Festung Modlin und die Citadelle von Warschau, beide an den Hauptpunkten der Weichsel gelegen, durch diese mit einander verbunden und nur vier Meilen von einander entfernt, sind das schwerste Gewicht in Polens Genick. Vorzüglich die Warschauer Feste hat große Bedeutung, wenn man, — wie es die Russen zu sein scheinen — der Meinung ist, daß die Erhebung des polnischen Volks in einer andern Weise nicht stattfinden könne, als in der sie früher stattgefunden hat.

Die Citadelle von Warschau wurde 1832 in Angriff genommen und schon 1835 vollendet. Ohne ganze russische Regimenter mit Schaufel, Hacke und Spaten manövriren zu lassen, würde diese Riesenbaute, welche im äußersten Nothfalle die ganze Warschauer Garnison, deren höchster Satz auf fünf und zwanzigtausend Mann angenommen worden ist, aufnehmen kann, in Zeit von drei Jahren nicht fertig geworden sein. Die Verwendung der russischen Soldaten für die Bauarbeiten ist auch die Ursache, daß der baare Vorschuß, den Rußland dem Königreich für die Festungsanlagen aufgezwungen hat, doch im Verhältniß zu den erschaffenen Werken ein nicht großer ist.

Die Citadelle hat einen Umfang von fast drei Viertelstunden und nimmt beinahe den ganzen Raum zwischen Marymont und dem nördlichen Ende Warschaus ein. Sie bildet ein rechtwinkliges Viereck, dessen eine Seite auf dem Uferplateau mit der Stadt in gleicher Höhe, dessen entgegengesetzte Seite unmittelbar in der Weichsel fußt, und dessen andere beide Seiten parallel den Uferabhang hinablaufen. Von Osten verweigert die Weichsel jeden Angriff, zumal sie hier eine Tiefe besitzt, die das Bett nimmer trocken werden läßt. Nur bei starker Winterkälte, wenn der Fluß gefroren ist, wäre auf dieser Seite ein Angriff möglich, dann wäre er in der That auch auszuführen, da die Mauer kein ungeheueres Hinderniß ist.

Wallgräben aber nicht angebracht werden konnten. Es ist daher der Citadelle gegenüber auf dem rechten Weichselufer eine kleine Festung, welche Brückenkopf genannt wird, ohne eigentlich ein Brückenkopf zu sein, errichtet worden, so daß die winterliche Eisdecke des Flusses doch nicht ohne Gefahr zu einem Angriff der Citadelle benutzt werden kann.

Auf jenen drei Seiten ist die Citadelle durch doppelte Gräben (was man sonst nie findet) von 14 Fuß Tiefe und 56 Fuß Breite und einen Wall von 28 Fuß Höhe mit zweifacher Palisadenlinie geschützt. Der Graben ist mit senkrechten Ziegelsteinmauern versehen und enthält eine Reihe von Casematten. Die innere Mauer bildet an den Ecken Vorsprünge mit einem zurückfallenden stumpfen Winkel und sie wollen glauben machen, die Feste habe nach dem tenaillirten System erbaut werden sollen. Ein unterirdischer Gang, für Fuhrwerk hinreichend groß, führt aus diesen mit Geschützen gefüllten Vorsprüngen nach dem Centrum der Feste. Von diesen Winkelbastionen aus, welche weder durch Ravelins noch durch Contregarden gedeckt werden, werden die Gräben auf drei Seiten mit Kugeln durchstrichen und die Unmöglichkeit, sie unter Wasser zu setzen, bedeutungslos gemacht. In dem zweiten Wallgraben befinden sich die Pulvervorräthe in bombenfesten Gewölben, die nicht tief in die Erde gehen und über der Grabensohle die Höhe von 8 Schuh erreichen. Diese Gebäude in den Wallgräben sind Fehler in der Anlage, welche sich nur dadurch entschuldigen, daß man in Polen vor Explosion der Pulvermagazine Furcht zu haben Ursache hat. Die häufigen Explosionen der Pulvermagazine in den russischen Festungen sind eine räthselhafte Erscheinung und werden nicht sowohl dadurch sehr verdächtig und erforschenswerth, daß sie über alle Maßen häufig sind, sondern weil die Behörde jedes Mal aufs strengste den Zeitungsredactionen gebietet, davon nichts zu berichten. 1840 fanden in vier Tagen nicht weniger als drei Explosionen in verschiedenen Festungen statt und in der Warschauer Citadelle entzündeten sich einige ganz unbegreiflicher Weise gefüllte Bomben im Geschützhause, zerschmetterten das Dach des Gebäudes und verursachten eine Feuersbrunst, die mehre Gebäude, darunter eins von sieben und dreißig Fenstern Breite, in Asche legte.

Bei einem unerwarteten und brüskirten Angriff können jene Gewölbe der Citadelle sehr gefährlich werden, indem sie, gerade im Mittelpunkt der Courtinen stehend, die Thätigkeit der Bastionen hemmen und selbst das Material zu einem bedeckten Gange liefern können.

Innerhalb des Walles befinden sich die Festungsgebäude, viel zu hoch in einem dreifachen Quadrat aufgestellt. Stallungen, Magazine, Arsenale, Casernen, Canzleien, Offizierhaus, Commandantenpalais, Kirche 2c. 2c. sind sämmtlich auf das großartigste aufgeführt und zweckmäßig geordnet. Die Dächer sind nicht bombenfest wie in den meisten preußischen Festungen, sondern sehr leicht mit Zink gedeckt. Man kann daraus sehen, daß die Citadelle nur gegen die Polen be-

rechnet worden ist, die freilich wohl dann erst im Besitz von Bomben, Bombenkesseln und ähnlichen Wurfgeschützen sein werden, wenn die Russen schon aus der Citadelle getrieben worden sind. Auf einen von außen kommenden Feind scheint man überhaupt bei den Festungsanlagen in Polen ganz und gar nicht gerechnet zu haben.

Wie wenig nun auch die russische Regierung den jetzigen Polen noch Kraft zutrauen kann, so ist sie doch darauf bedacht gewesen, ihrer stolzen Citadelle ein Hinterthor zu geben, damit die Besatzung glücklich davonkommen kann; und diesen schnurrigen Gedanken hat sie noch dadurch sichtbarer gemacht, daß sie die Schnellöffnung der Thore in das Reglement der Festungsmanöver hat aufnehmen lassen. Dieses Manöver wird in der That so tüchtig geübt, daß man über den russischen Gedanken lachen muß. Schreiber dessen sah ein Mal an dem erwähnten Hinterthore einige Stunden lang folgendem Exercitium zu. Eine Compagnie Infanterie war in dem ersten Stockwerk des Magazingebäudes zerstreut aufgestellt worden. Auf ein Commando stürzte, warf sich und sprang die Compagnie mit Gepäck und Gewehr aus den Fenstern des Magazins herab, die Section, welche sich dem Thore am nächsten befand, mußte im Nu das Thor geöffnet haben, und in Zeit von etwa fünf Minuten Alles sich auf den Kähnen befinden, die hinter dem Thor auf der Weichsel standen.

Das Arsenal der Citadelle ist sehenswerth, besonders das Bombenhaus. Ich habe nie in einer deutschen Festung so viele schwere Geschütze gesehen, als in dieser russischen. Die Zahl der Kanonen belief sich im Jahre 1846 mit den jenseits des Stroms gleichsam zur erschreckenden Schau auf Holzblöcken lagernden auf 150, die schweren Wurfgeschosse habe ich, da sie nicht reihenweis aufgestellt, sondern aufgehäuft sind, nicht überrechnen können; doch muß ihre Zahl die der Kanonen sehr bedeutend übersteigen. Man sieht aus der ungeheuren Menge von Bombengeschütz, daß die Citadelle eigentlich nur gegen die Stadt Warschau berechnet worden ist; auch geben zwei gut gewölbte Minen, welche sich ein Stück unter die Stadt hinziehen, davon einen Beweis. Recht vollkommen begreift man den Zweck dieser Anstalt, welche geflissentlich zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden ist, und geflissentlich noch immer dann und wann erwähnt und den Warschauern in die Erinnerung gebracht wird, nicht. Könnte die russische Regierung so kannibalisch sein, Warschau in die Luft zu sprengen? Zum Glück sind die Theile der Stadt, welche der Citadelle zunächst liegen, nicht eben die vortrefflichsten, und sollten die beiden Minen einmal gesprengt werden, so würde Warschau eben nur verlieren, woran ihm nicht allzu viel gelegen sein könnte. Weislich hat die russische Regierung keines ihrer Staatsgebäude in diesen gefährdeten Stadttheil setzen lassen. Die russische Kirche steht von allen diesen der Citadelle am nächsten, und man besann sich lange, ob man recht daran thue, sie in der langen

Straße zu erbauen, obschon diese sich drei Viertelstunden von der Festung entfernt und außerhalb des Bereichs ihrer unterirdischen Anstalten befindet.

Die Russen scheinen überhaupt das Unterirdische sehr zu lieben. Die Bauern wohnen meist unterirdisch. Die unglaublichen Geschichten der alten Romane von der unterirdischen Wirthschaft der Königs- und Räuberschlösser könnten für eine treue Schilderung des modernen Rußland gelten. Die Citadelle ist wirklich unterwühlt wie ein Ameisennest; ebenso die übrigen Festungen. Als den Russen 1831 Modlin übergeben wurde, befand sich in demselben nichts Unterirdisches weiter als elf Kasematten und die nöthigen Keller; jetzt kann man unter der Festung Modlin spazieren gehen, und besonders zum Ufer des Bug hinab à la Maulwurf, Fuchs oder Ratte einen ganz hübschen Weg zurücklegen. Zamosc war, nach der Angabe seines Gründers, eines Fürsten Zamoiski, ursprünglich schon mit vielen unterirdischen Räumen, besonders sehr vielen tiefen und geräumigen Kasematten versehen; jetzt aber, seit die Russen darin wirthschaften, hat sich unter dem überirdischen Zamosc ein völliges unterirdisches Zamosc gebildet. Dabei sind nun aber schnurriger Weise die russischen Wühlfestungsbaumeister selbst auf den Fall bedacht gewesen, daß den Polen einmal der Einfall kommen könnte, von außen unter die Festungen zu wühlen, und sie haben es deshalb für nöthig erachtet, die unterirdischen Räume nicht blos zu wölben, sondern sogar den Fußboden mit Mauern zu versehen. In der Festung Iwanyrod hat man den Fußboden eines Ganges sogar durch eichene gespitzte Blöcke undurchbrechlich gemacht und an zwei Stellen eisenbeschlagene Thüren angebracht.

Angesichts so vieler Beweise, daß die Citadelle fast einzig und allein um der Zügelung der revolutionären Stadt Warschau erbaut worden, fällt einem befremdend die sehr schlechte Lage derselben, welche nicht einmal die Anlage von guten Außenwerken gestattete, auf. Man könnte sagen, sie wird von der Stadt beherrscht, nicht: sie beherrscht die Stadt, denn sie liegt nicht über, sondern unter dieser. Nicht nur, daß man die Bomben nicht anders als blindlings in die Stadt werfen kann, da man von der Citadelle aus keinen Blick über dieselbe hat, sondern man wird auch nicht im Stande sein, mit den Geschossen der südlichen Hälfte der Stadt, welche ohne Frage viel wichtiger als jene ist, das Mindeste anzuthun. Zweifelsohne würde sie ungleich größere Macht erhalten haben, hätte man ihr den Platz vor dem Wolaer Thore eingeräumt, von dem aus sie die Stadt nach allen Seiten hätte überreichen können. Freilich wäre dadurch ihre Verbindung mit der Festung Modlin durch die Weichsel verloren gegangen. Anfänglich hatte man um dieser Mängel willen die Absicht, an dem Südende von Warschau unfern dem kaiserlichen Lustschloß Belvedere ein starkes Fort zu erbauen; doch ist in der Folge diese Absicht nicht ausgeführt und nur dadurch das Fort einiger Maßen ersetzt worden, daß man die Casernen, welche längst vor der Revolution bei den Lustschlössern Belvedere und Lazienki standen, durch ungeheure

Anbaue in eine wahre Soldatenstadt verwandelt hat. Ueberhaupt scheint das russische Militärgouvernement in Ansehung der Beherrschung Warschau's auf die Caserne großes Gewicht zu legen. Ueberall da, wo nach parisischer Art eine Fortification hätte angebracht werden müssen, findet man eine Caserne. Diese Casernen haben noch keine Filiale, durch welche sie unter sich mit einander verbunden werden. Sieht man sich gut um, so findet man allenthalben Militäranstalten, selbst außerhalb der städtischen sogenannten Linie (mit Wall versehener Grenzgraben) in dem Felde. Man findet da von vierhundert zu vierhundert Schritten eine Art russischer Semlonka, welche von einer Section Kosaken bewohnt wird. Es sind dies Erdhütten, von denen außen nichts weiter sichtbar ist, als das Strohdach. Der bewohnte Raum befindet sich unter der Oberfläche der Erde. Die Einrichtung im Innern ist viel schlechter als in einem deutschen Pferdestalle, ja selbst die niedrig geachteten Pferde Polens können sich rühmen, anständiger zu wohnen, als diese Kosaken, welche das statliche Warschau von außen bewachen. Das Schilf, welches den Pferden untergestreut wird, ist zugleich das Bett der Reiter. Von einer wirthschaftlichen Einrichtung findet man in diesen militärischen Erdlöchern nichts weiter, als eine auf Pfählen ruhende Tischplatte, und ein langes ebenfalls auf Pfählen befestigtes Brett als Bank, dazu ein Wasserfaß und einige blecherne Töpfe zum Kochen. Diese Gegenstände liefert die Regierung. Etwas Weitern bedarf nach ihrer Meinung der Soldat nicht. Die Besitzer der Felder, in welchen diese unglücklichen Krieger ihre Löcher haben, halten, und wohl nicht ohne Grund, diese armen Teufel für die gefährlichsten Erdflöhe oder Hamster, die es auf Erden nur geben kann. Das Schlimmste, daß man ihnen ihren gefährlichen Instinct nicht einmal wehren darf. Wollte man sich ihren Räubereien widersetzen, man würde von ihnen gemißhandelt werden. Die Behörden aber halten den Grundsatz fest, der Soldat muß zu leben suchen, wenn ihm nichts zu leben gegeben wird. Vor ihrer Hütte findet man kleine Plätze zum Dreschen förmlich eingerichtet. Das in der Nacht aus den nächsten Feldern herbeigeschleppte Getreide wird hier bei Tage ohne Scheu mit den Piken oder Säbelscheiden gedroschen und am dritten Tage einigen Pferden auf den Rücken geladen und in die Stadt zu Markte geführt. Es ist vorgekommen, daß sich derartige Landwirthe in Ermangelung von Säcken ihrer kaiserlichen Hosen zum Transport bedienten, und darum durchaus nicht von dem Obersten von Bu.....w, der ein Zuschauer des Schauspiels war, verhört wurden.

Diese Kosakenposten bilden um die Stadt herum bis zur Citadelle eine Art Telegraphenlinie, wie im Innern der Stadt die Budensoldaten zu den Hauptwachen hin, deren Zahl sich nun sogar auf dreiundzwanzig gesteigert hat. Sie sind gleichsam eine Nothverbindungslinie der Citadelle mit den bedeutendsten Casernen, besonders der von Aljazdow, deren Größe und glänzende Einrichtung zu bewundern sein dürften.

Die Stärke, die der schon früher erwähnte Brückenkopf, welcher auf dem rechten Weichselufer liegt, der Citadelle verleiht, ist sehr bedingt. Bei hohem Stande des Stroms dürfte seine Thätigkeit sehr beschränkt sein, da er sich an der niedrigsten Stelle des Ufers auf sehr sandigem durchdringlichen Boden befindet. Der Graben konnte deshalb nicht tief gelegt werden, hat aber den Vortheil, bis zu 7 Schuh mit Wasser gefüllt werden zu können, leidet dagegen aber wieder von dem Gebrechen, daß bei hohem Wasserstand die Füllmauern, von dem aller Verbindungskraft ermangelnden Sandboden gepreßt, Sprünge bekommen und stellenweis einstürzen. Ueberhaupt ist diese kleine Feste ungewöhnlich vielen Mißgeschicken ausgesetzt. Jeder Nord- und jeder Südwind von einiger Heftigkeit steigert sich bei ihr in Folge der Pressung am gegenüberliegenden hohen Stromufer zum Sturm, und jeder Sturm ist für sie ein Orkan, dem sie bald die herrlichen Zinkdächer, bald ein Haus, bald einen Schuppen zollen muß. Die Gebäude sind wie die der Citadelle und wie alle, welche sich in den neuen russischen Festungen befinden, von großer Eleganz, aber ungemein leichter Bauart: daher leiden sie in erwähnten Fällen entsetzlich und sind fortwährend bedeutender Reparaturen bedürftig, wodurch zum großen Jammer der Warschauer Bürgerschaft die Fortdauer der fürchterlichen Citadellensteuer immer neue Berechtigung gewinnt. Der Brückenkopf enthält an sechzig Kanonen und kann eine Besatzung von 1200 Mann aufnehmen. In der Citadelle dagegen finden im Fall der Noth fünfundzwanzigtausend Mann Platz. Um eine große Truppenmasse in ihr bewegen zu können, hat man die Gebäude so gestellt, daß sich allenthalben ziemlich große freie Plätze befinden. Der Centralplatz hat die Größe, daß auf ihm zwei Bataillone Infanterie die gewöhnlichen Exercitien ausführen können. Im Mittelpunkt dieses Platzes befindet sich zum ehrenden Andenken an den Kaiser Alexander ein fünfzig Fuß hoher herrlicher Obelisk von Gußeisen und vergoldeter Bronce. Seine goldenen Buchstaben auf den vier Flächen des Würfels machen nur unbedeutende auf den Bau der Feste bezügliche Angaben. Eine Seite ist einzig dem Kaiser Alexander gewidmet, zu dessen Ehre die Feste auch den Namen Alexandercitadelle trägt.

Obschon auf die Citadelle von Warschau die größten Kräfte verwendet worden sind, so ist sie doch unter allen gegenwärtig in Polen befindlichen Festungen die schlechteste. Was ihr das Terrain nicht gewährt hat, hat ihr die Kunst und Mühe des Menschen nicht schenken können. Von der jenseitigen Weichselseite kann sie so wirkungsvoll bombardirt werden wie eine Stadt, da keiner ihrer einzelnen Theile gedeckt werden konnte. Sie bietet sich dem dort gegenüberstehenden Feinde mit einer solchen Offenheit dar, daß er planmäßig gegen sie verfahren und nach Vortheil bald diesen, bald jenen einzelnen Theil zum Ziel seiner Geschütze wählen kann. Nicht einmal die wichtigsten Gebäude sind gedeckt, selbst zwei Pulvermagazine im zweiten Wallgraben bieten sich zum Ziele dar.

Nachdem die Warschauer Festungswerke ziemlich vollendet waren, wurde die Festung Demplin, als die dritte Weichselfestung, in Angriff genommen und mit ebenso gewaltsamer Eile erbaut. Ihr Zweck ist, einen Weichselübergang auch in Kleinpolen zu sichern, so, daß eine revolutionäre Armee sich durch die Weichsel in keiner Hälfte des Königreichs mehr geschützt finden könne. Modlin sichert den Uebergang im nördlichen Theile Polens, die Alexandercitadelle im mittlern und Demplin im südlichen. So haben die Russen durch ihre Weichselfestungen allerdings die Herrschaft über beide Hälften des Königreichs, und die Organisation einer insurrectionellen Armee dürfte dadurch freilich sehr schwierig werden. Hat sich solche aber einmal gebildet, dann dürfte der Zweck der Weichselbefestigung verfehlt sein.

Die Festung Demplin ist ungeachtet ihrer hohen Lage mit Graben und Wall und mehr Außenwerken als die Warschauer Citadelle versehen. Die Menge ihrer Geschütze ist ziemlich bedeutend, die Geschütze selbst aber von viel geringerem Caliber, als die von Modlin und Warschau. In der Warschauer Citadelle findet man sogar Hundertundsechzigpfünder, und auf diese, sagt man, seien der Fürst Paskiewicz und General Dehn so stolz, wie Ludwig XI. von Frankreich auf seine große Donnerbüchse. Sie sind geflissentlich an einem Orte aufgestellt, daß sie von den außerhalb der Citadelle Lustwandelnden gesehen werden. Die sonderbare Manier der Russen, Furcht zu erregen, beweist sich auch in Praga, wo man an dem Ausgang der Brücke den allsonntäglich hier spazierenden Tausenden von Menschen die Kanonenrohre vom schwersten Caliber, welche in den eine halbe Stunde entfernten Brückenkopf gehören, förmlich in den Weg gelegt hat, als ob für sie schon kein Raum in den Festungswerken vorhanden wäre.

Auch in Demplin leiden die Gebäude an der Leichtigkeit der Bauart. Viele derselben sind nicht einmal massiv und dürften selbst bei einer schwachen Belagerung zu Grunde gehen. Ob die Russen so viel auf ihre unterirdischen Anstalten gegeben, daß sie die überirdischen gering geschätzt, oder ob sie so sehr auf ihr großartiges Gewehrverbot gebaut, möcht' ich wohl wissen. Die alten polnischen Festungen Modlin und Zamosc, auch selbst die Klosterfeste Czenstochau haben in Ansehung der Dauerhaftigkeit ihrer Bauten bei weitem den Vorzug vor den neuen russischen Festungen. In Zamosc befindet sich kein Haus, dessen Mauer nicht mindestens 1¾ Ellen stark wäre, und Modlin zeigt Mauern, die mit denen des Petersbergs in Erfurt um den Rang streiten. Bei den sehr bedeutenden Vergrößerungen, welche die Russen diesen Festungen in neuester Zeit gegeben haben, finden sich auch die russischen Baufehler.

Auf die Festung Zamosc scheint die russische Strategie außerordentlich großes Gewicht zu legen, wenn man nach den Summen urtheilen darf, welche in neuester Zeit auf diese Festung verwendet worden sind. Die Erdbaue und Oberbaue grenzen an's Ungeheure, und mit Geschützen hat man sie verhältnißmäßig reich-

licher versehen, als jede andere Feste in Polen. Die neuen Oberbauten sind vorzüglich auf Verstärkung der Besatzung berechnet worden, so daß Zamosc gegenwärtig an sechstausend Mann aufnehmen kann. Zamosc erscheint den Russen vorzüglich wegen seiner Lage gegen Lithauen und Podolien von großer Wichtigkeit, keineswegen wegen einer Beziehung zu den Weichselfesten. Der sehr entfernten Weichsellinie kann es den mindesten Vortheil nicht gewähren, ebensowenig kann es das Wieprzflüßchen zur Basis kriegerischer Operationen erheben. Ursprünglich ist die Festung gegen die Türken und Tartaren erbaut worden; gegenwärtig hat sie keinen vernünftigen Zweck, wenn nicht der, Podolien und Südlithauen an Hilfleistungen zu hindern, der Anerkennung würdig ist. Die Russen rechnen sie zur Buglinie, welche Polen von Lithauen trennt, und haben deshalb in neuer Zeit auch Brzesz litewski mit einigen Werken versehen.

Auf Czenstochau, welches in dem fernsten Zipfel des Landes liegt und daher nur gegen einen ausländischen Feind brauchbar ist, nicht aber den aufständischen Polen ein großes Hinderniß in den Weg legen kann, hat man gar keinen Werth gelegt und meines Wissens nichts verwendet. Es befindet sich noch in seinem alten Zustande. Daß die Russen sich vor dem römischkatholisch wunderwirkenden Marienbilde oder dessen geweihten Dienern sollten fürchten, ist nicht zu glauben, denn daß sie mit solchen Wesen abzukommen verstehen, haben sie nur an zu vielen Orten im Lande bewiesen. Es ist daher nur die in Bezug auf innern Krieg bedeutungslose Lage Czenstochau's, was von ihrer thätlichen Berücksichtigung bei der Fortification Polens abgehalten hat. Nur zu sichtbar ist allenthalben, daß diese einzig und allein gegen die Polen berechnet worden ist. Gewiß ist sie eins der schwersten Gewichte im Genick des eingebornen Volkes, doch ist sehr zu bezweifeln, daß sie ihrem Zwecke entsprechen werde, und selbst dann würde es noch sehr zweifelhaft sein, wenn statt dreier die beabsichtigten siebzehn neuen Festungen in's Leben getreten wären. Wie klein Polen, ist es doch zu groß, um von einer Anzahl von Festungen in Ohnmacht erhalten zu werden. Die Revolutionen anderer Länder geben Beweise. Ganz andere Maßregeln müssen mit dem Zwingburgwesen in Verbindung gebracht werden, und diese zu ergreifen, hat die russische Regierung freilich nicht versäumt, doch ist für ihre Schilderung hier kein Raum mehr vorhanden. Polen besitzt gegenwärtig fünf Festungen und eine unwesentliche Fortification an der lithauischen Grenze. Durch drei Festungswerke exclusive des sogenannten Brückenkopfs von Warschau, welcher viel richtiger die Festung Praga genannt werden würde, ist die Weichsel zur Basis der militärischen Macht des Landes gemacht worden. Durch eine und die Fortification von Brzesc sind die altpolnischen Provinzen einigermaßen abgesperrt worden und die sechste ist bedeutungslos. Die neuen Befestigungen kosten gegen 30 Millionen Rubel, ihre Instandhaltung verursacht eine jährliche Ausgabe von über 150,000 Rubeln. Sämmtliche Werke erfordern im Kriege eine Besatzung von 42,000 Mann.

Patriotismus und Soldatenwillkür.

Eine Episode aus dem ungarischen Kriege.

Wer am 4. April 1849 in Pesth durch die Straßen ging, konnte bei jeder Ecke nur schwer durch die Menschenmassen dringen, die mit gespanntester Aufmerksamkeit einen langen Maueranschlag lasen und sich lächelnd und einander zuwinkend entfernten, während sich aus dem Hintergrunde andere an die von ihnen verlassenen Plätze drängten, um mit derselben Hast und Gespanntheit zu lesen, sich mit demselben Belagerungszustandeslächeln zu entfernen und wieder andern Platz zu machen.

Der Maueranschlag war ein Kriegsbulletin von dem „Grafen Ladislaus Wrbna", Feldmarschallieutenant und Commandant des 2. Armeecorps unterschrieben, der während der Abwesenheit des „Obercommandanten Feldmarschall Alfred Fürst zu Windischgrätz," der damals die Schlacht bei Kapolna geliefert hatte und nun auf dem Wege war, das ersehnte Debrezin westlich von Pesth zu suchen, Commandant und Civilgouverneur des eroberten Theiles von Ungarn war; und verkündete den Einwohnern der Hauptstadt einen großen Sieg, welchen der Ban an diesem Tage erkämpft habe.

Se. Excell. der Ban, heißt es in dem Bulletin, sei heute Morgen bei Tápió-Bicske auf eine Abtheilung des Rebellenheeres gestoßen, die er, obwohl sie seinen Truppen an Zahl überlegen war, sogleich angriff, und nach einem kurzen Gefecht auseinander jagte; mehrere hundert Gefangene und 14 Kanonen wurden erbeutet u. s. w. Der Bericht endigt mit jener berühmt gewordenen Phrase: „Das ist der Anfang jener Operationen, welche mit der gänzlichen Vernichtung der Rebellion enden werden."

Mit diesem Bulletin ging es dem Ban, wie Melas bei Marengo, denn wirklich gelang es ihm anfangs, Klapka's Armeecorps zurückzudrängen, allein dieser, bei N.-Kátaa von Damjanich aufgenommen, ergriff sogleich die Offensive und brachte dem Banus noch an demselben Tage eine vollständige Niederlage bei, die ihn den Rückzug nach der Hauptstadt antreten ließ.

Allein diese Enttäuschung der croatischen Waffenbrüder mußten die Dörfer, durch welche sie zogen, theuer entgelten.

Man hat im Auslande viel von der Raub- und Plünderungslust der Croaten gesprochen, und da diese östreichischen Helden besonders dem deutschen Publicum aus den Zeiten des dreißig- und siebenjährigen Krieges rühmlich bekannt sind, so wurden auch ihre neuesten Waffenthaten in Wien, Italien und Ungarn nach diesem Maßstabe gewürdigt und allgemein angenommen, daß diese culturarmen Söhne des Südens eine natürliche Abneigung gegen das siebente Gebot

hegen, und ihre Disciplin dort aufhört, wo gewisse Evolutionen mit den Fingern anfangen. Allein wer mit der Verfassung der Militärgrenze näher vertraut ist, muß hier dem kriegerischen Stamme der Südslaven das Wort sprechen, da die Babeuf'schen Tendenzen ihnen nicht mit der Muttermilch eingesogen werden, sondern vielmehr in ihrer bürgerlichen Stellung und besonders in einem Privilegium, welches die einzige Lichtseite (?) in dem drang- und entbehrungsvollen Leben des Grenzers bildet, ihren Grund haben.

Der Grenzer ist ein Wesen, welches isolirt in der großen Volksfamilie dasteht, welche wir Staat nennen. Seine Person hat nur insofern Werth, als sie ein Gewehr tragen und gegen eine Kanone anlaufen kann; seine Familie besteht aus einer gewissen Zahl von Mannschaft, deren Corporal der Patriarch ist; seine Gemeinde ist eine Compagnie, sein Bezirk ein Regiment, sein Vaterland eine große Caserne, und sein Kaiser ist der erste Soldat der Welt.

Der Grenzer hat aber nicht nur dem Staate — dem er geborene Maschine ist — sondern auch seiner Familie gegenüber keine Individualität. — Die Session, d. h. die zu einem Hause und den daran haftenden Grundstücken gehörende Familie, ist dort die Einheit; die Mitglieder, die oft aus 4—8 und noch mehr Ehepaaren bestehen, bilden nur Bruchstücke dieser Einheit und sind mit ihrer Arbeit und ihrem Talent an dieselbe gebunden. Wenn ein Mitglied der Session außer dem Hause auf Arbeit gehen will, so muß es sich dazu die Erlaubniß des Patriarchen (vorstehendes Mitglied der Session) einholen und auch dann einen Theil des erarbeiteten Lohnes in die Familiencasse abliefern. Nur Ein Erwerb ist ihm vom Gesetz als ungeschmälertes Eigenthum zugesprochen, und das ist die gemachte Kriegsbeute.*)

Nun denke man sich einen Feldherrn, der dem armen, zu Hause meist hungernden und mit seinem geringen Besitz und Erwerb unter Curatel stehenden Grenzer diesen einzigen Weg zur Erlangung eines selbstständigen Vermögens abschneiden wollte; der dem Grenzer, welcher den Civilstand nur als solchen kennt, für den oder gegen den er in die blutige Schlacht ziehen und dann seinen verkrüppelten Bruder, Vater oder Oheim mit seiner Hände Arbeit ernähren helfen muß, von Pflichten des Kriegers gegen den Staat und andern dergleichen Dingen sprechen wollte; ja noch mehr, der dem Grenzer in einem Kriege, wie der letzte war, Schonung gegen den gebieten wollte, der es wagte, die heilige Disciplin so gröblich zu verletzen und sich gegen den ersten Soldaten der Erde zu erheben: und man wird gestehen müssen, daß ein solcher Feldherr entweder ein Gott oder ein — Narr sein mußte.

Entweder die Militärgrenze muß als solche aufhören zu sein, oder die Süd-

*) Das neue Grenzstatut hat Manches zur Verbesserung der militärischen Stellung des Grenzers eingeführt, aber an seinem staatsbürgerlichen Leben wurde fast nichts verändert.

slaven Ungarns (und der größte Theil dieser ist in jenes Säbelreich gezwängt) bleiben für die europäische Civilisation verloren, und die Völker Oestreichs müssen bereit sein, ihre Constitutionsgelüste nicht nur mit ihrem Blute, sondern auch mit ihren Uhren, Ketten, Ringen und andern dergleichen Croatenwaaren zu bezahlen. —

Doch gehen wir zu unserer Erzählung zurück.

Am 4. April 1849, Abends gegen 9 Uhr, hatte das hinter Pesth auf einem wellenförmigen Ausläufer des Tatragebirges gelegene Dörfchen M . . . . . ein ganz eigenthümliches Aussehen. — Das Dörfchen zählt auf 40—50 aus Lehm gestampften, mit Stroh gedeckten, aber gut erhaltenen Häuschen, gegen fünf hundert slavische Einwohner, welche bis zum März 1848 an mehrere gräfliche und andere adelige Familien grundherrschaftliche Dienste leisteten. Solche slavische Dörfer gibt es in dieser und andern magyarischen Gegenden viele, aber die Einwohner, zu dem ohnedies gut ungarisch gesinnten Stamme der Nordslaven gehörend, haben sich im Laufe der Zeit so sehr mit dem Magyarismus identificirt, daß sich unsere Kronlandsfarikanten sehr täuschen würden, wollten sie bei diesen Söhnen Slava's Hilfe für ihre Bestrebungen suchen, oder sie nur als Ausschlagszahl in die Rubrik „Slaven" hineinoctroyiren. In den größern slavischen Gemeinden, wie Szarvas, Csaba u. a. jenseits der Theiß, widerstand zwar die Zahl*) dem allgemeinen Gesetz der Mischung; aber diese Gemeinden sind darum nicht minder gut ungarisch, und sie würden einem Agitator, der ihnen in den lockenden Tönen der Libussa von Losreißung und Krieg gegen ihre magyarischen Brüder predigen wollte, mit dem echt magyarischen bunkós**) die Thüre weisen. Die kleinern, in den magyarischen Gegenden zerstreut liegenden slavischen Dörfer sprechen ihre „alte" Sprache nur noch im Familienkreise, und wenn sie vor einem Magyaren Geheimnisse abzumachen haben; aber im öffentlichen Leben sind sie in Sprache, Tracht und Haltung von den Einwohnern Kecskemét's, Szolnok's und Jászberény's nur schwer zu unterscheiden.

Auch M..... gehört zu diesen letztern, und die kleine Gemeinde hatte sogar den Muth, im vergangenen Winter, als noch das blutige alter ego im Lande waltete, eine Demonstration zu Gunsten des Magyarenthums zu machen, indem sie ihren Ortsgeistlichen aufforderte, bei dem lieben Gott, der von ihnen bis jetzt slavisch angesprochen wurde, in der rebellischen Magyarensprache zu petitioniren. — Gebet und Predigt wurden magyarisirt. —

Am obgenannten Tage war das Dörfchen voller Bewegung. Die Kunde von der Niederlage des Feindes war von dem nahe gelegenen N. Káta dahin

*) Erstere zählt 15, letztere 40 tausend slavische Einwohner, und ist dies das größte Dorf in der Geographie.

**) Knotenstock.

gelangt, und man war der Ankunft der Croaten, die hier ihren Durchzug nahmen, gewärtig.

An den Häusern, die zu beiden Seiten auf einem hohen Damme stehen, liefen Frauen, Mädchen und Kinder, mit größern und kleinern Bündeln beladen, um die schwer erworbene Habe an Leinen, Betten und Kleidungsstücken — alles Dinge, welchen ein croatischer Krieger nicht widerstehen kann — in Sicherheit zu bringen, während an beiden Ufern des Baches, welcher das Dorf der Länge nach durchschneidet, kleinere und größere Gruppen von Männern in langen Zsubä's (Schafspelze), mit dem Körper vorwärts geneigt und auf einen langen, in die Erde eingestemmten Stock gestützt standen und sich in Bauernwitzen über die närrische Furcht der Weiber belustigten.

„Mara!" (Marie), rief ein rüstiger Bauer von mittlerem Alter einem unter ihrer Last ächzenden Mädchen zu, „hast Du nicht vergessen, einige alte Leinwandlappen zurückzulassen? Die Unserigen sollen heute besonders mit dem szurony (Bajonette) gearbeitet haben, und da gibt's gewöhnlich viel paprikas*); die armen Croaten werden also viel einzupacken (verbinden) haben." „Was!" rief ein junger Rothkopf, mit einer plattgedrückten Nase und aufgeworfenen Lippen, „Ihr hättet lieber den schmalen Feldweg von Koth reinigen sollen, damit die Pferde der Jesus-Maria-Hußaren**) nicht stecken bleiben, und die armen Jungen leichter davon kommen." „Die werden wohl was Anderes zu thun haben, als zu plündern," meinte ein Dritter mit ernster Miene und einem steif gewichsten Schnurrbart. „Wenn Einem so Paar Hundert Hußaren auf den Fersen sitzt, und man die Feldmusik (Kanonen) zurückgelassen hat, läßt man selbst den heißen forditott kása***) stehen, und trachtet lieber, daß man weiter kommt, anstatt sich den Ranzen mit Weiberkram zu füllen."

Solche Aeußerungen ließen sich in den Männergruppen hören; allein die Frauen sind zwar weniger thätig im Erwerben, aber desto geiziger im Erhalten des Erworbenen, und die Bürgerinnen von M..... setzten ihre Arbeit fort, und nach einer Stunde war im ganzen Dorfe kein ganzes Schnupftuch oder Federnkissen zu finden. Die Keller in den Weingärten und die großen Stroh- und Heuschober hinter dem Dorfe bargen alle mobilen Schätze des Dorfes. Nur in den Herrschaftsgebäuden mißachtete man diese Vorsicht und verhielt sich ganz ruhig. —

Um elf Uhr in der Nacht wurden die Einwohner M.....'s durch mehrere

*) „Gehacktes Fleisch," eine Lieblingsspeise der Ungarn, hier im Sinne von Hieb- und Stichwunden genommen.

**) So wurden spottweise die zwei Escadrone Banalhußaren genannt, die in diesem Kriege durchaus ihrem Namen nicht entsprachen.

***) Eine Art Hirsebrei, der von den magyarischen Bäuerinnen besonders schmackhaft zubereitet wird.

Büchsenschüsse aus dem Schlafe geweckt. Dies die gewöhnliche Manier der Croaten, den Leuten ihren theuern Besuch anzukündigen. Nach einigen Minuten war das ganze Dorf auf den Beinen. Die croatische Truppe, welche von der Hauptarmee abgeschnitten war, entkam glücklich ihren nach dem schweren Tagewerk so sehr der Ruhe bedürftigen Verfolgern und quartierten sich in unserm Dorfe ein. — Die Offiziere nahmen die Gastfreundschaft der reichen Grundherren in Anspruch, die Gemeinen stürmten in die Wohnungen der Bauern. Nachdem Gewehre und Rüstzeug abgelegt waren, wurde Speise und Trank verlangt. Die Grundherren besorgten eine gutbesetzte Tafel für die Offiziere, und ließen der Mannschaft ihren ganzen, mehr als genügenden Vorrath an Brod, Speck und Branntwein verabfolgen. Die erstern zeigten ein sehr freundliches Gesicht — und das pflegen die österreichischen Offiziere nach einem verlornen Treffen stets zu thun — letztere füllten ihre Gurgeln mit dem Geist des Lebens und ihre Schnappsäcke mit dem Fett des Landes und der Schweine, und gingen tobend und lärmend nach ihren Quartieren, um dort neuerdings zu requiriren. — Nachdem aller vorhandene Vorrath — nicht aufgezehrt, sondern — eingesackt war, ging es zur Ruhe. Um die Verwundeten und Kranken kümmerte sich, wie gewöhnlich, außer den Aerzten und einigen dazu beorderten Offizieren, Niemand.

Doch nicht lange genossen die geschlagenen Krieger die ihnen so nöthige Erholung. Gegen drei Uhr des Morgens erschien ein Courier von Sr. Excellenz dem Ban, der sich mit dem Gros seiner Armee nach Kóka gezogen hatte, und von dort aus Boten nach allen Winden aussendete, um seine zersprengten Haufen an sich zu ziehen. Sogleich wurde Reveil geschlagen und die Mannschaft machte sich marschfertig, wozu bei den Croaten auch das gehört: Alles, was trag- und treibbar ist, mitzunehmen. Die armen Einwohner, die den größten Theil ihrer Habe versteckt hatten, mußten an Insulten, Kolbenstößen und Säbelhieben dafür büßen. Die leeren Truhen und abgetragenen Bettstätten, die sie überall fanden, überzeugten die Räuber von der Vorsichtigkeit der M.....er Frauen, und manche mußte die Rettung ihres Brautkleides mit der brutalen Umarmung eines dieser Halbmenschen bezahlen. Indeß gingen die geübten Requisitoren auch in M..... nicht leer aus. Der Eine fand im Hofe einige Hühner, Gänse oder Ferkel und warf sie in einen Sack gebunden auf die für Kranke und Gepäck bestimmten Wagen; der Andere band sich ein Füllen oder gar ein Kalb an die Leitern des requirirten Gespanns;*) der Dritte steckte eine halbe Seite Speck oder einige Stück

*) Dies ist keine poetische Uebertreibung, und Jeder, der in diesen Tagen in Pesth lebte, konnte sehen, wie die Waffenbrüder Oestreichs außer Silber, Gold und Kleidungsstücken solche lebendige Mobilia zum Verkauf anboten. In der Hauptstadt wollten aber selbst die ärmsten Handelsjuden diese gestohlene Habe nicht an sich bringen, und die Räuber waren bei ihrem bald darauf erfolgten Abzug genöthigt, Vieles zurückzulassen, was die städtische Behörde sammeln und den rechtmäßigen Besitzern zurückstellen ließ.

Rauchfleisch in seinen strotzenden Schnappsack; kurz, Jeder trug ein Andenken von M..... mit, und war es auch nur ein szür (Mantel) des Hauswirthes oder das pöndöl (Unterhemd) der Wirthin. Auch in den Herrschaftshäusern wurden, besonders bei der Beamten- und Dienerschaft, einige Raubversuche im Großen gemacht; aber die deutschen und italienischen Cavaleristen, die dort wegen der Stallungen einquartiert waren, und die sich stets dieser Waffenbrüder schämten, schlugen die Communisten mit dem Säbel in die Flucht. — Von den Offizieren eilten viele auf Wagen der Truppe voraus, und indem sie aus den wirthlichen Wohnungen der Grundherren sich entfernten, wo sie nicht als Feinde, sondern als geschlagene, aber wackere Soldaten empfangen wurden, riefen sie den lärmenden Gruppen der Gemeinen zu: „rabujtje!“ (raubet!). —

Zwei Stunden nachdem die Croaten aus dem Dorfe gegen Kóka gezogen waren, sprengte von der entgegengesetzten Seite ein Zug (20 Mann) Hußaren unter Anführung eines jungen Offiziers zum Dorfe herein; und die Einwohner vergaßen allen Schrecken und Drangsal der vergangenen Nacht und liefen herbei, um sich um die kleine, von Siegesbewußtsein stolzer gewordene Truppe der stolzen Hußaren zu schaaren, welche sich vor dem Dorfhause aufgestellt hatte. Da wollte das gegenseitige Fragen und Antworten über die Croaten, deren Benehmen und die Richtung, welche sie genommen einerseits, andrerseits über die siegreiche große Armee, über die gefeierten Feldherren, über die Zeit, wann sie in Pesth einzuziehen hoffen u. s. w. kein Ende nehmen. Der Offizier war indessen in das Dorfhaus eingekehrt, um dort vom Richter und Notär Erkundigungen einzuziehen, und ihnen Aufträge zu ertheilen, und als er wieder aus dem Hause trat, schwang er sich auf sein schmuckes Pferd und rief in spaßigem Tone: „Haben denn die Feinde gar keine Marodeurs, Betrunkene oder Kriegesmüde zurückgelassen? Ich werde das ganze Dorf durchsuchen lassen, und wehe dem, der es wagte, den Zertretern des Vaterlandes Schutz zu verleihen!“ Bei den letzten Worten bemühte sich der junge Krieger, seinem bartlosen Gesichte eine grandiose Soldatenmiene zu geben, aber es wollte ihm nicht gelingen, und er beendigte seine fulminante Rede mit einem hervorbrechenden Lachen, in welches die ganze Truppe einfiel, und welches von den herumstehenden Bauern mit einem stürmischen „Eljen!“ aufgenommen wurde. Aber die Einwohner M.....'s mußten sich dennoch nicht ganz schuldlos gewußt haben, denn sie raunten sich Manches in die Ohren, und nachdem der Wachtmeister der Truppe zu dem Offizier hinritt und einige Minuten leise mit ihm gesprochen hatte, machte er seine militärische Reverenz und commandirte: „Oszolj!“ (Löst Euch auf!) worauf die Reiter nach allen Richtungen auseinander sprengten. Der Offizier ritt einem der Herrschaftsgebäude zu. Was er dort suchte, wissen wir mit Genauheit nicht anzugeben. So viel ist gewiß, daß er die in der Gegend wohnenden adeligen Familien genau kannte, und sich

nach einem fremden, hier lebenden Mädchen erkundigte, welches man im Dorfe allgemein das „Goldfräulein" nannte.

Nach einer Viertelstunde sahen wir die Hußarentruppe wieder vor dem Dorfhause vereinigt; aber nicht mehr in jener sorglosen Nachlässigkeit, der sich der Cavalerist nach einem langen Ritt so gerne hingiebt, mit dem Arme auf den Sattelknopf gestützt, den Hals und die Mähne seines geliebten Thieres streichelnd, oder gar neben demselben stehend und das verworrene Riemenzeug in Ordnung bringend; sondern sie standen jetzt in Reihe und Glied, ein ziemlich großes Carré bildend, mit dem blanken, noch von Feindesblut gefärbten Krummsäbel in der Hand, mit einem Ernste und stolzen Pflichtgefühl, welche dem Hußaren in einem höhern Maße als jedem andern Krieger eigen sind. Im Carré standen 32 entwaffnete Croaten, darunter ein Offizier; die Gewehre der Mannschaft wurden von einem Haufen Bauernjungen getragen, die, sie in affectirter militärischer Attitude im Arme haltend, sich hinter den Hußaren aufgestellt hatten. Ein Trompeter wurde um den Commandanten entsendet, und dieser erschien in Begleitung von mehrern adeligen Junkern und Damen, um über die Gefangenen zu verfügen. — Diese waren großentheils das Opfer ihrer Raubsucht geworden. Als sie nämlich ihre Wirthsleute drängten, ihnen den Versteck ihrer Habe anzugeben, gaben diese vor, sie in einer Kammer oder im Stalle verborgen zu haben, und nachdem die Raubsüchtigen in diese eingetreten waren, schlugen sie die Thüre hinter ihnen zu, schoben den starken Holzriegel vor dieselbe, und machten sie so zu ihren Gefangenen. — Auch der Offizier wurde auf diese Weise in's Netz gelockt und zwar von einem Mädchen, dem er keine bunten Tücher oder gestickte Mieder, aber das reine Gold der Ehre und das prunklose Geschmeide der Unschuld rauben wollte. — Der Hußarenoffizier, als er diesen erblickte, brach in ein lautes Lachen aus. „Ha! ha! ha!" rief er. „Bist Du auch hier, du wackerer Geselle?" „Dieser Vogel," sagte er zu seinen Begleitern gewendet, „war schon einmal unser Gefangener, und ging auf sein militärisches Ehrenwort (hier warf er einen verachtenden Blick auf den Gefangenen) frei herum in Großwardein. Dort machte er erst Schulden auf seine von uns zu beziehende Gage, dann ging er davon und ließ sich jetzt wieder von einem Mädchen einfangen." „Reißt ihm die militärischen Abzeichen von seinem Rock, und laßt ihn laufen! Es ist besser, wenn wir solche Offiziere in den Reihen unserer Feinde als in unsern Gefängnissen haben."

Hiermit wurde der Offizier aus dem Dorfe und die Mannschaft in das ungarische Hauptquartier abgeführt.

Indessen hatte sich die Armee des Banus von ihrem ersten Schrecken erholt, und da vom Armeeobercommandanten ein Hilfscorps zur Verstärkung geschickt wurde, und die Ungarn, welche sich nach dem theuer erfochtenen Siege auch zu sammeln hatten, sie nicht weiter verfolgten, so wurde beschlossen, in dieser letzten Position vor

der Hauptstadt Ungarns noch einmal Halt zu machen und die Bewegungen der Rebellen zu beobachten; und da M..... ebenfalls in die Operationslinie fiel, so wurde eine Abtheilung auch dahin in Quartier verlegt. Am 5. April langte diese Truppe bei M..... an, und stellte sich vor dem Dorfe auf. Eine starke Patrouille wurde in das Dorf entsendet, und die Einwohner, besonders aber die adeligen Grundherren, unter Androhung der strengsten Strafe, zu einer Versammlung vor das Hauptquartier beordert. Nachdem auf diese Weise die ganze männliche Bevölkerung zusammengetrommelt war, trat Oberst Auer hervor, und seine ungewöhnlich hohe Gestalt durch die militärisch-oratorische Attitude zu einem wirklichen Koloß ausdehnend, hielt er mit einer Stimme, die jeden Augenblick den Ausbruch von Tigerwuth fürchten ließ, folgende Rede:*)

„Ihr Rebellen! Bluthunde! Meuterer! Wenn wir nach Recht (?) und Gesetz (?) mit Euch verfahren wollten, so müßten wir Euch Alle, aber Alle, hängen lassen und Euer Raubnest (d. h. das Nest, welches erst vor einigen Stunden von k. k. Soldaten ausgeraubt worden war) der Erde gleich machen. Denn Ihr habt, nachdem die Truppen Sr. Majestät von Euch friedlich (?) abgezogen sind, einen Reiterhaufen der Rebellen nicht nur mit Jubel und Eljen empfangen, sondern auch 32 treue Krieger Eures Kaisers an sie ausgeliefert. Ich kenne keinen Namen, der die Abscheulichkeit dieser hochverrätherischen That ausdrücken möchte, und sie zeigt uns nur allzu sehr, daß Ihr in Eurem frevlerischen Wandel unverbesserlich seid. Aber unser erhabener Monarch, dessen Herz keine Strenge kennt, gebietet uns, unsern gerechten Zorn zu unterdrücken und mit Euch gnädig zu verfahren. Wir gebieten Euch also im Namen unsers Kaisers, hier sogleich die Namen jener Hochverräther anzugeben, die sich erkühnten, die Truppen Sr. Majestät an die blutgierigen Rebellen auszuliefern; sonst wird das Dorf geplündert und den Flammen preisgegeben!“

Diese Worte brachten unter den Versammelten eine stumme, aber tiefe Bewegung hervor; die Furcht malte sich auf den Gesichtern der sich Schuldbewußten, die Entrüstung über die Anmuthung einer Denunciation gegen den Mitbürger in den Gebärden der Mitwisser. Hiezu kam noch der Umstand, daß die Rede des Obersten in deutscher Sprache gehalten und also nur einigen Honoratioren verständlich war, während die Bauern sich um diese drängten, um von ihnen in flüsternden Worten das Verlangen des Offiziers zu erfragen. Dies wurde auch von den Offizieren wahrgenommen, und sie beeilten sich, das Gesagte verdollmetschen zu lassen. Oberst Horwath, ein Ungar und Edelmann von Geburt**), trat hervor und setzte der Versammlung in ungarischer Sprache auseinander, wie

*) Oberst Auer war derselbe, der nach der Erstürmung Ofens durch die Ungarn die Pesth-Ofner Kettenbrücke in die Luft sprengen wollte und dabei seinen Tod fand. Der Mensch hatte etwas in seinem ganzen Wesen, was ein solches Ende prophezeihen ließ.

**) Derselbe, welcher das Meiste zur Niederlage Perczel's bei Moor beigetragen hatte.

schimpflich die Einwohner dieser Gegend sich gegen die treuen Truppen ihres Monarchen benehmen; wie sie den Rebellen überall Vorschub leisten, und den Kaiserlichen selbst für gute Bezahlung (?) ihre Dienste versagen; und er war eben im Begriff, zu erörtern, wie es in solchen Fällen nöthig sei, die Einwohner eines Ortes solidarisch zu machen u. s. w., als der eifrige Patriot in seiner Rede zu stocken anfing, und in Wort und Miene die ausgesprochenste Verlegenheit merken ließ. Er kürzte seinen Vortrag ab, und ging auf einen Mann in der Versammlung zu, der wie die übrigen seit einer halben Stunde unter freiem Himmel barhaupt dastand, und ihm die Hand zum Gruße darreichend, zog er die zögernd bewilligte unter seinen Arm und entfernte sich mit ihm in eifrigem Gespräch. Der Mann war ein Graf aus Siebenbürgen, der sich hier bei seinen Anverwandten aufhielt und einst ein Jugendfreund des Obersten war. Die beiden Männer mögen, als sie noch Jünglinge waren, viel von der Zukunft des Vaterlandes, von großen patriotischen Thaten gesprochen haben; daß sie sich so treffen werden, haben beide vermuthlich nicht gedacht. Doch muß der Eindruck ihres Zusammentreffens kein geringer gewesen sein, denn einige Minuten später besprachen sich die Offiziere unter einander, und es wurde dem Volke kund gethan, daß sie nach Hause gehen können, da die Sache von einer Commission untersucht werden würde.

Die Gegend, in welcher M . . . . . liegt, ist ein schönes und fruchtbares Hochland. Die Karpathen baden sich hier mit den äußersten Enden ihrer starken Glieder in dem Fett der Theißgegend, und ziehen dies, wie der ölgetränkte Docht in der vollen Lampe, bis zu ihrer Spitze hinauf; bieten aber dafür auch ihre Reichthümer zum Genuß des gesegneten Einwohners. Hier gibt es reiche Kornfelder ohne die ermüdende Kahlheit der weiter südlich liegenden großen Haiden; hier gedeiht die Tabakopflanze ohne die erdrückende Hitze des Banats; hier bietet der Schatten des dichten Eichwaldes dem Schnitter Schutz gegen die heiße Mittagssonne, und der Wanderer sieht mit doppelter Lust die zahlreichen Dörfer in den kleinen Thälern, nachdem er über einen Hügel oder durch einen Wald gegangen war, und diese im Dunkelroth der Abendsonne wie auf einen Zauberschlag vor seinen Augen erscheinen. — Diese Schönheit der Lage, welche einige Stunden weiter nach Süden und Osten gänzlich aufhört, ferner die Nähe der Hauptstadt, hat diese Gegend zum Wohnsitz vieler reichen Familien gemacht, und man kann annehmen, daß es in Ungarn wenig adelige Familien höhern Ranges gibt, die in dieser Gegend nicht ein kleines Besitzthum hätten. Auch M . . . . . ist der Sitz mehrerer reichen Familien. Wir wollen uns einer ihrer Wohnungen nähern und sie etwas näher betrachten. Das Haus bildet in seiner Front ein einfaches einstockhohes Gebäude, dem sich seitlich mehrere Neben- und Wirthschaftsgebäude anschließen. Nach hinten öffnet sich der Hof nach einem Garten, der sich bis zu einem kleinen, aber dichten Wald hinzieht, welcher auch zum Besitzthum des Hauses

zu gehören scheint, denn über dem zwischen Garten und Wald fließenden Bach ist eben hier eine schmale, aber nette Gartenbrücke gezogen. Der Anfang des Waldes hat auch etwas regelmäßig-Gartenartiges in seinem Wachsthum, und wir finden, wo sich die Bäume um ein grünes Plätzchen dichter schaaren, einige aus abgesägten Baumstämmen geschnitzte oder aus Zweigen geflochtene Bänke und Tischchen, die auf eine sorgfältigere Pflege des Ganzen hindeuten.

Doch jetzt waltet blutiger Krieg im Lande. Der Eigenthümer des Bodens tummelt vielleicht selbst das Roß in der heißen Schlacht; sein Sohn kämpft vielleicht an seiner Seite. Die besorgte Gattin und Mutter sitzt schweigend in ihrem Gemach, Charpie zupfend oder Wäsche nähend für die Krieger des Vaterlandes und sieht nach der Straße am Hügel hin, auf welcher die Heißersehnten heranziehen sollen; die Tochter und Schwester singt patriotische Lieder und seufzt tief auf, wenn ihre Gedanken in die kriegerische Ferne schweifen. Auch heute herrschte Stille in den weiten Räumen. Von Männern waren nur einige alte Diener und ein lahmer Gänsejunge im Hause geblieben; was gesund an Gliedern und reif an Jahren, war in den Kampf für die heilige Sache des Rechts gezogen. Aber nicht so in dem Wäldchen hinter dem Hause. Hier lagen seit einigen Tagen eine halbe Escadron Hußaren und eine Compagnie Infanterie verborgen, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Oft kam ein junger Bauernbursche mit der Hacke in den Wald, um Reiser zu fällen, die in diesem Lustforst nur in sehr geringer Anzahl zu finden sind, oder eine junge Dirne, um Beere zu pflücken, die in dieser Jahreszeit noch nicht zu reifen pflegen, und diesen wußten die gesprächigen Hußaren immer so viel zu erzählen, daß sie am Ende von ihnen Alles erfuhren, was sie über die Stellung des Feindes wissen wollten; und nach einer solchen Unterhaltung bekam immer einer der Hußaren Heimweh nach dem Hauptquartier und ritt in gestrecktem Galopp nach der Gegend von Káta zu.

Auch am obigen Tage sehen wir hier die Hußaren um ein kleines Feuer gelagert; vor ihnen stehen die gefüllten Kulacse (Holzflaschen); sie trinken lautlos, was beim Hußaren äußerst selten vorkommt, und schimpfen selbst dann nicht, wenn ein Bakancsos (Infanterist) wagt, ohne Erlaubniß den Kulacs in die Hand zu nehmen, was der Husar nie zu thun pflegt. — Sie sind hier im Dienste; es ist ihnen verboten, das mindeste Geräusch zu machen, und sie dürfen trinken und faulenzen so viel als ihnen beliebt, nur nicht laut sprechen, singen oder gar fluchen.

Doch in der Ferne sehen wir eine schmucke Marketenderin herannahen, die vielleicht unsere Krieger aus ihrer commandirten Melancholie herausschwatzen wird? Fehl geschossen! Die ungarische Marketenderin kennt den Hußaren durch alle Fasern und kennt auch die Disciplin. Sie weiß es sehr wohl, daß ihr der Husar brüderlich zugethan ist, daß er sie, wenn ihr Gefangenschaft droht, oder wenn's über einen Fluß gehen soll, hinter sich auf sein Roß nimmt, und mit ihr durch feindliche Schwerdter und tobende Wellen zieht, ohne beim Absteigen einen Kuß

zu verlangen; aber sie weiß auch, was es heißt, einem Husaren zur unrechten Zeit kommen, oder ihn gar in seinem Dienste stören zu wollen. Auch unsere Marketenderin, die noch in der Ferne ein Hußarenliedchen vor sich hertrillerte, verstummte beim Anblick des Wachpostens der Truppe, und bei dem Wachtfeuer angelangt, stellte sie ihr Branntweinfäßchen und ihren gefüllten Korb auf die Erde, sagte leise: „jó napot!“ (guten Tag!), und setzte sich schweigend neben den Stillen im Lande nieder. Aber sie muß es vielleicht doch nicht ganz recht gemacht haben, denn unsere Hußaren sahen sich einander fragend an, und nachdem der Korporal sie wahrgenommen, fragte er leise, aber barsch: „Wer bist Du, Dirne!“

„Eine Marketenderin, wie Ihr seht, Herr Korporal.“

„Bei welcher Truppe bist Du? denn ich kenne Dich nicht.“

Hier wurde das Mädchen etwas verwirrt, faßte sich aber schnell und antwortete:

„Ich bin erst vorgestern im Lager angekommen, wo ich meinen Pista (Stephan) zu treffen hoffte; aber ich fand ihn nicht dort, also richtete ich mir ein Geschäft ein.“

„Weißt Du aber, daß man bei uns ohne Erlaubniß des Commandanten keine Geschäfte machen darf! Doch wer ist denn Dein Pista?“

„Er ist Hußar bei den Miklos (Nikolaus-Hußaren) wie Ihr, Herr.“

„Wie ist sein Familienname?“

„Felhö Pista heißt er.“

Hier konnten die Hußaren ihren Ernst nicht mehr beibehalten; alle lachten und bemüheten sich, nur nicht laut zu werden.

„Hast Du Dir keinen bessern als den alten blatternarbigen Kutzer aussuchen können? Nun den kannst Du haben, denn er ist da unter uns. Wer hätte das dem alten Brummbart zugetraut, daß er zu Hause so ein schönes junges Täubchen im Neste habe! Ruft doch den Alten her! Indessen brauchst Du Dich Deines Geliebten gar nicht zu schämen; er ist zwar häßlich, aber für jede rücsök (Blatternarbe) in seinem Gesichte hat er den Feinden wenigstens schon 10 Wunden geschlagen, und trotz seinem Alter ist er immer der Erste beim Attaque und der Letzte beim Rückzug.“ Indessen kam der Hußar halb von den Kameraden gezogen herbei, denn diese sagten ihm, daß sein Liebchen auf ihn warte, er aber behauptete, er habe gar kein Liebchen, und er ging nur, weil er er im Auftrag des Korporals gerufen wurde. Bei dem Feuer angelangt, machte er schon Miene, zu verneinen, als sein Blick auf das lächelnde Mädchen fiel, und er anfangs seinen Augen nicht trauend sie mit geheftetem Blicke betrachtete, endlich aber mit zusammengeschlagenen Händen ausrief: „Istenem uram! (Gott mein Herr!) das ist ja mein gnädiges Fräulein! Az Isten áldja meg! (Gott segne Sie!) Welch' guter Engel brachte Sie hierher? und in dieser Kleidung!“ „Wundere Dich nicht, lieber Pista,“

antwortete das Fräulein, „seitdem Du unsern Dienst verlassen und in den heiligen Krieg gezogen bist, hat der Feind unsere Gegend besetzt, und ich verließ mein väterliches Haus, um hieher zu meiner Tante zu reisen, aber auch diese Gegend wurde von den feindlichen Schaaren überschwemmt, und ich sah keine Hoffnung, von meinem Julius Kunde zu erhalten; doch gestern verließ der Feind M....., und ein Zug Hußaren kam in das Dorf und an der Spitze, denke Dir, lieber Pista, ritt mein Julius! Er ist Rittmeister bei den Willhelm's. Doch er mußte bald wieder zurück in's Hauptquartier, und ich konnte nur wenig mit ihm sprechen, aber dennoch erfuhr ich von ihm, daß Du hier im Wäldchen mit einer wackern Truppe campierst; und als ich heute etwas erfuhr, was ich gerne unsern Feldherrn zu wissen machen möchte, so entschloß ich mich, in Marketenderkleidern hieher zu gehen, und Dich aufzusuchen. Du wirst mich bei Deinem Offizier empfehlen, daß er mir Glauben schenken darf."

„O! Gott! Die heilige Mutter Gottes selbst verdient nicht mehr Glauben! Kommen Sie, mein gnädiges Fräulein. Der Herr Rittmeister ruht dort an der entgegengesetzten Seite des Waldes auf frischem Rasen; er wird außer sich sein vor Freude, so ein hohes Fräulein zu sprechen."

Das hochbeseeligte Mädchen folgte dem treuen Diener, und wurde von dem Rittmeister mit größter Achtung empfangen.

Gegen Abend hörte man in M..... plötzlich von mehrern Seiten Schüsse fallen. Die aufgeschreckten Oestreicher griffen in größter Hast zu den Waffen, und sie hatten sie nöthig, denn das Dorf war von den Ungarn umringt. Viele wurden gefangen genommen; die beiden Obersten mit einem Theile des Offiziercorps konnten sich nur mit Hilfe ihrer Cavalerie durchhauen, und vergaßen, einige bereits ausgespürte „Verräther" mitzunehmen.

An dem einstockhohen Hause kam der alte Pista mit dem jungen Offizier von gestern Morgens herangesprengt, und aus einem Fenster des Hauses ertönten aus dem reizenden Munde des „Goldfräuleins" die Worte:

„Isten hozott!" (Willkommen!)

Die Aufklärung und das Christenthum.

Armuth und Christenthum. Bilder und Winke zum christlichen Communismus und Socialismus. Von Dr. Heinrich Merz, Diakonus. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1849.

Unsere Zeit und die innere Mission. Fünf Vorträge von Karl Braune, Pfarrer in Zwethau. Leipzig, Vogel. 1850.

Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältniß zur Dichtkunst und Religion. Von Hans Chr. Oerstedt. (Ein Supplement zu: Der Geist in der Natur.) Deutsch von Prof. Kannegießer, mit einem Vorwort von P. L. Möller. Leipzig, Lorck. 1850.

Das Buch Jesu, oder das Leben Jesu von Nazareth im Lichte der neuesten wissenschaftlichen Forschungen dargestellt für die Gebildeten des deutschen Volks, von Dr. Carl Krane. Kassel, Hotop. 1850.

Die Grenzboten haben in dem laufenden Jahre mehrfach Gelegenheit genommen, gegen die supranaturalistischen Hilfstruppen, durch welche unsere Reaction sich Bahn zu brechen und die verlorenen Stellungen wieder zu erkämpfen sucht, zu Felde zu ziehen. Wie nöthig das geworden ist, lehrt jeder Blick in das erste beste Zeitungsblatt. Zwar ist der Supranaturalismus heute nicht mehr eine ursprüngliche, sich selber tragende Kraft, er ist fast nichts als ein Ausdruck spießbürgerlicher Furcht, Furcht vor der Revolution, die wie ein Alp auf den Gewissen unserer Kleinstädter drückt, und deren Gespenst überall auftaucht, wo irgend einmal das weltliche Wesen sich in der Form der Leidenschaft geltend macht, aber er ist darum nicht minder schädlich.

Der Supranaturalismus ist der schlimmste, ja der einzige principielle Feind der Wissenschaft, der Kunst, des Staates und der Gesellschaft: der Wissenschaft, denn er leugnet die Geltung der Naturgesetze, die Autonomie der Vernunft, die Wahrheit der sinnlichen Anschauung; der Kunst, denn er unterwühlt die beiden Ecksteine derselben, sinnliche Klarheit und geistige Freiheit; des Staates, denn er macht ihn einem außerhalb liegenden Zweck unterthan; der Gesellschaft, denn er lockert die Bande, die den Einen an den Andern knüpfen, indem er das Herz jedes Einzelnen vollständig für sich in Anspruch nimmt.

Die Wissenschaft hat verhältnißmäßig am wenigsten zu fürchten. Seit der Zeit, wo Galilei die Bewegung der Erde abschwören mußte, weil es frech und unehrerbietig war, mehr von der Astronomie verstehen zu wollen, als der Richter Josua, hat sich Vieles geändert. Seit zwei Jahrhunderten hat die Naturwissenschaft so großartige Eroberungen gemacht, daß weder äußere noch innere Feinde sie daraus mehr verdrängen können. Die Bannstrahlen der Kirche zünden nicht mehr, und das gesammte Naturgebiet ist so klar und durchsichtig geworden, daß

ein paar Dutzend Mystiker und Theosophen nicht mehr im Stande sein werden, ihre trüben Gaukelspiele der Welt als Wunder vorzuführen. Jene Ueberzeugung, auf der nicht nur die Physik, sondern alle Wissenschaft überhaupt beruht: daß $2 \times 2 = 4$, und nicht unter Umständen, nach höhern Rathschlüssen, zum Frommen dieses oder jenes Heiligen auf einmal $= 5$ sein könne, ist so sehr Gemeingut der gebildeten Welt geworden, daß sämmtliche Kanzelredner der Welt sie nicht mehr erschüttern können.

Viel bedenklicher sieht es in der sittlichen Welt aus. Jene Romantik, die zuerst in die heitere Welt der Kunst die gespenstigen Nebelbilder einer trüben Phantasie eingeführt hat, und nun auch den Staat und die Gesellschaft in ihr Spinngewebe zu verstricken sucht, ist nichts anders, als der verfeinerte, gezierte Ausdruck jenes Supranaturalismus, der die Welt in zwei verschiedene Naturen trennt, von denen die eine die andere nicht versteht, die nur durch äußern Zauber mit einander in Berührung stehen. Diesem Wesen, nicht seinem einfältigen Ausdruck gilt unser beständige Kampf gegen die Romantik, gegen den Aberglauben an ein Doppelleben im Kosmos, an eine übernatürliche Welt des Geistes, die zu einem Reich der Schatten, und an eine seelenlose Natur, die zu einem Chaos aus Schmutz und Stein herabsinkt. — Nur dieser Supranaturalismus ist es, den wir meinen, wenn wir gegen das Christenthum polemisiren, das allerdings in seiner orthodoxen Form der entschiedenste Ausdruck ist für die unbedingte Entzweiung der Welt.

Die Nachwehen der Revolution — wie alle Nachwehen eines bösen Rausches — erzeugen in der Phantasie verworrene, trübe, unheimliche Bilder. In solchen Zeiten ist der Verstand müde, langsam und unsicher; er muß sich ernstlich zusammennehmen, um bei sich selbst zu bleiben.

Wir haben es hier nur mit einzelnen Symptomen des Kampfes zu thun, der nach den verschiedensten Seiten überspringt, den man aber stets von seinem Centrum aus betrachten muß, wenn man ihn verstehen will. —

Die beiden ersten Schriften beschäftigen sich mit dem neuesten praktischen Versuch der Kirche, sich an die Stelle des Staats und der weltlichen Gesellschaft zu setzen: mit der innern Mission. Sie rühren von zwei Pastoren her, die beide in gutem Glauben an ihr Werk gehen. Für unsere Bildung, die an den alten Sprachen und den Naturwissenschaften geschult ist, hat die Lectüre solcher geistlicher Schriften etwas Unerquickliches. Die Griechen und Römer sagen, was sie sagen wollen, klar, bestimmt, in einer logischen Folge, und sie sagen nur das, was zur Sache gehört; und die Naturwissenschaften gewöhnen uns daran, nur das hinzunehmen, was man uns beweist. Die geistlichen Herren, wenn sie sich in ihren Mußestunden mit der Wissenschaft beschäftigen, thun es nicht aus objectivem, geschlossenem Interesse, sie haben, wo es nicht geradezu Dilettantismus ist, stets ihren heiligen Zweck vor Augen; sie saugen, wie die Biene, nur die Süßigkeit aus den Blumen, das Gift lassen sie darin. Außerdem sind sie durch ihren

Beruf auf Redefiguren gewiesen, sie können die einfachsten Dinge nicht ohne eine gewisse Salbung, Begeisterung und ein wenig Declamation aussprechen, und was wir Dialektik nennen, ist ihnen völlig fremd, denn dem Prediger darf man nicht widersprechen. Ihre Dialektik beschränkt sich auf das Einüben des Katechismus, und sie sind nur zu geneigt, das gesammte Publicum für unerfahrene Kinder anzusehen, die katechisirt werden müssen. Es geht ihnen dabei häufig wie den Damen, die sich mit der Literatur abgeben, und die bei dem Mangel einer schulmäßigen Bildung, was ihnen neu ist, für etwas überhaupt Neues halten. Ein beständiges Abspringen von einem Gedanken auf den andern, Bilder und Gleichnisse, wo man eine Definition, Erbaulichkeit, wo man eine bestimmte Auseinandersetzung erwartet, fragmentarische Kenntniß, wo nur ein gründliches Studium ausreicht, und dabei eine beständige Coquetterie mit seinem eignen Geist, den man nur aus Demuth versteckt — das alles macht einen sehr peinlichen Eindruck.

Was soll man z. B. dazu sagen, wenn Pastor Braune sich folgendermaßen über seine Aufgabe ausspricht: „Fragen Sie nicht: Nun was ist die innere Mission? Auf Erklärungen, Beschreibungen, Auseinandersetzungen, und diese müßten, wenn sie durchsichtig sein sollten, weiläufig, lang gezogen sein, kann ich mich nicht einlassen; ich würde Sie nur ermüden. Ich will nicht einmal von der innern Mission über sie sprechen. Darum werde ich nicht, selbst wenn ich es vermöchte, die Donner des brausenden Niagarafalls und das liebliche Rauschen in des Waldes Wipfeln am schwülen Sommertage in meiner Rede in einander arbeiten, oder zuckende Blitze aus der Feuersäule eines Vulcans mit den zerbrochenen Strahlen des Mondenlichtes im zitternden See zusammenweben, die Einen zu schrecken, Andere zu locken. Der allereinfachsten Rede will ich mich befleißigen" u. s. w. — Später: „Sollte ich sagen, was innere Mission sei? so müßte ich von der Herrlichkeit des Menschen, vom Reichthum menschlicher Kräfte, von der Schönheit der — mich schmerzt's, daß wir ein fremdes Wort dafür in unsere Sprache aufgenommen haben; es wäre nicht nöthig gewesen; aber es ist nun einmal so — von der Schönheit der Humanität reden, und dann sagen: innere Mission vertritt mit großer Treue Mutterstelle an der Menschheit." — Wissen wir nun, was innere Mission ist? — Nein, aber wir empfinden, daß Pastor Braune sehr poetisch und geistvoll sein könnte, wenn er es nur wollte, wenn er nicht aus Demuth einfach wäre. Leider kann diese Einfachheit keinen Augenblick die Poesie der Niagarafälle und der schwülen Sommertage vergessen — naturam expellas furca, tamen usque recurrit — und leider ist das angeblich Thatsächliche, die „einfachen Zahlen" noch von viel geringerem Werth, als diese Kanzel-Dithyramben. Pastor Braune kommt es nämlich darauf an, nachzuweisen, daß die Welt wenigstens im gegenwärtigen Augenblick ein vollständiger Höllenpfuhl ist, aus Diebsherbergen, Bordellen, Mordspelunken und, was schlimmer ist als alles das, aus demokratischen Kneipen zusammengesetzt. Unter Demokratie versteht der gute

Pastor den gesammten Liberalismus, und um seiner frommen Gemeinde ein Bild von der Ruchlosigkeit dieser Partei zu geben, excerpirt er einige von den wahnsinnigen Pamphleten des durch und durch verrückten Karl Heinzen und einiger ähnlicher Tollhauscandidaten, bis er zu dem glücklichen Resultat kommt, der Zeitgeist sei entschlossen, die Guillotine und den Dolch zur Tagesordnung zu machen, und die Welt müsse in den nächsten Tagen untergehen, wenn die Kirche nicht mit einem Radicalmittel eingriffe. Dieses Mittel sei gefunden in der innern Mission.

Wir lassen damit den Pastor Braune, der offenbar von Allem, was er behauptet, selbst herzinniglich überzeugt ist, bei Seite. Der Inhalt seines Buchs enthält nichts anders, als was wir von dem Diakonus Merz lernen können, der zwar die allgemeinen charakteristischen Eigenschaften eines geistlichen Schriftstellers mit ihm theilt, an Verstand und Bildung ihm aber bei weitem überlegen ist.

Was ist nun eigentlich jene innere Mission? die vollständig auszudrücken die Bilder vom Niagarafall und dem Rauschen in des Waldes Wipfeln unzureichend sind. — Nichts mehr und nichts weniger als die Privatwohlthätigkeit; das Neue daran ist nur, daß sie jetzt für den Staat und das gesellschaftliche Leben die Hauptsache ausmachen soll. Daß die Privatwohlthätigkeit, namentlich in katholischen Ländern, wo die Bettelei von einem nicht geringen Theil des heiligen Standes geradezu als Tugendpflicht aufgestellt ist, durch die christliche Gesinnung sehr gefördert wird, liegt auf der Hand; sie geradezu aus dem Christenthum herzuleiten, würde schon gewagter sein, da der Islam sie noch in höherem Grade ausübt, allein auch dafür ließe sich Manches sagen, wenn man unter christlicher Gesinnung nur den Gegensatz der heidnischen versteht; aber zu arg ist es, wenn man sie in unserer Zeit, wo jener gute, unheidnische Geist des Christenthums die Substanz des Zeitgeistes überhaupt ausmacht, auf die *specifisch* christliche Gesinnung, d. h. auf das rechtgläubige Bekenntniß beschränken will. Die Verächtlichkeit jenes Almosengebens nach dem alten Legendenzuschnitt, wo eine christliche Gräfin mit einem Gefolge Körbe tragender Mädchen unter einen Haufen knieender Bettler tritt, und nun rechts und links Geldstücke und Brode austheilt, fühlt jetzt jedes Kind; daß aber jene Hülfe, die sich nicht auf eine augenblickliche Gabe beschränkt, sondern in das Innere der Verhältnisse eindringt und das Uebel an der Wurzel angreift, nicht blos von den Stammgästen der Bethäuser und Conventikel ausgeübt wird, davon kann sich Jeder überzeugen, der einmal z. B. das innige, liebevolle Verhältniß in einem Institut, wie dem Berliner Johannes-Verein mit angesehen hat. Die aufopfernde Thätigkeit jener Männer, die wahrhaftig von keiner kirchlichen Gesinnung getragen wurden, um ihre Mitmenschen auf eine höhere Stufe der Cultur und des Glückes zu erheben, hatte etwas Erhebendes. Es soll der Kirche an ihrem Ruhm, im Mittelalter der vornehmste Träger der Humanität gegen die Barbarei der deutschen Eroberer gewesen zu sein, nichts entzogen werden; es ist aber eine Thorheit, diesen Ruhm auf die

neuere Zeit auszudehnen, wo die Milderung der Strafen, die Besserung der Gefängnisse u. s. w. gerade von der unkirchlichen Philosophie angestrebt, von der kirchlichen Gesinnung nicht selten als eine Nachgiebigkeit gegen die Sünde angefochten wird.

Indeß wie dem auch sei, der Kirche bleibt immer die Ehre, an dem Werke der Humanität wenigstens Theil zu nehmen, wenn sie auch nicht mehr deren einziger Träger ist. Wir wollen auch nicht viel Gewicht darauf legen, daß sie in ihrer Auswahl mitunter andere Rücksichten, als die der Humanität zu Grunde legt, daß sie den Eindruck ihrer Gaben mitunter durch zudringliche Einmischung in Herzensangelegenheiten verkümmert. Aber das Schlimme bei dieser innern Mission ist, daß sie die Ausnahme zur Regel machen, daß sie, um das particulaire Leiden zu heben, die ganze Welt in ein Spital verwandeln möchte.

Das Almosenempfangen ist immer eine Degradation der menschlichen Würde, und wird auch vom Staat mit Recht als solche betrachtet; die Armuth ist nicht, wie der Diakonus Merz es uns einreden möchte, der normale Zustand des Menschen. Ein dauernder Gegenstand des Mitleids zu sein, ist nur für Sclavenseelen erträglich, und für ein wahrhaft edles, freigebornes Gemüth wird selbst die Erzeigung des Mitleids etwas Peinliches haben. Am meisten ist das bei den Frauen der Fall, deren Leben die Apostel der innern Mission eine ganz neue Bestimmung anzuweisen meinen. Es liegt auch darin ein Mißverständniß. Wohl ist es der schöne Beruf des Weibes, zunächst im Kreise ihrer Familie, und was mit demselben zusammenhängt, wo es fehlt, helfend, fördernd, versöhnend einzugreifen; aber in den Hospitälern und Gefängnissen herumzulaufen, in Missionsgesellschaften den Anschein parlamentarischer Thätigkeit zu usurpiren, der ihrem Geschlecht versagt ist, muß wenigstens für ebenso unweiblich gelten, als das so heftig angefochtene Pariser Salonleben. Denn die beständige Beschäftigung mit dem Elend verhärtet das Herz und stumpft es ab. Gott behüte jeden Christenmenschen vor einer Frau, die Tractätchen vertheilt, und die Aufsicht in einem Spital führt!

Die „innere Mission" hat sich durch den Socialismus verführen lassen, das Gift, welches in schweren Krankheitsfällen als Medicament an seinem Platz ist, zur täglichen Speise der Menschheit machen zu wollen. Spitäler und humanisirte Zuchthäuser sind nur als Ausnahmezustand erträglich. Zudem ist die „Barmherzigkeit" in ihren Wirkungen höchst eingeschränkt. Die Erfindung eines neuen Industriezweiges, der Tausenden Brod, Arbeit und Selbstständigkeit gibt, die Gründung eines neuen Handelsweges sind tausendmal einflußreicher auf das Glück, die Cultur und die Veredlung der Menschen, als zwanzig „rauhe Häuser," so löblich die Absicht ihrer Gründer, so segensreich im Einzelnen ihre Wirksamkeit sein mag. —

Wenn die modernen Pietisten den Angriff gegen die Ungläubigkeit mit einem Kampf gegen die Sünde und das Elend verbinden, so sehen sich ihre Gegner,

die Rationalisten, dadurch zu einer ähnlichen, wenn auch entgegengesetzten Thätigkeit angeregt. Schon mehrfach hat man sich die Frage vorgelegt: soll denn der große Einfluß auf das Volk, den die Stellung eines Geistlichen gibt, ohne Sträuben der Partei der Rechtgläubigen und „Frommen" überlassen bleiben? Und wie hat der Gebildete, der diesen Einfluß nicht aufgeben will, sich mit seinem Gewissen in's Reine zu setzen, wenn er als Priester einer Lehre auftritt, die er in ihren wesentlichen Sätzen nicht mehr anerkennt?

Die Beantwortung dieser Frage hat sich „das Buch Jesu" zur Aufgabe gesetzt. Es hat sich bemüht, die letzten Resultate aus den beiden großen Werken von David Strauß und der ergänzenden Kritik der Tübinger Schule in einer populären, übersichtlichen Zusammenstellung gleichsam zu einem dogmatischen Handbuch für diejenigen zu bearbeiten, die sich Christen nennen wollen, ohne an die übernatürliche Voraussetzung der Religion zu glauben. — Ein solcher Versuch muß scheitern. Das „Leben Jesu" und die „Dogmatik" von Strauß sind wesentlich kritischen Inhalts; sie haben mit Geist und Gelehrsamkeit den Zersetzungsproceß geschildert, den die theologische, historische und philosophische Kritik der neuern Zeit an der angeblich geschichtlichen Grundlage wie an den Glaubenssätzen unserer Religion ausgeübt hat; sie haben darauf aufmerksam gemacht, daß die mythische und parabolische Seite der Evangelien das Wichtigste an ihnen ist. — Wenn man aber diese Mythen und Parabeln zu einer neuen Dogmatik abrunden will, so übersieht man dabei, daß der Werth von Symbolen aufhört, sobald man weiß, daß es nur Symbole sind. Wenn der Verfasser im ersten Theil seines Werks Alles, was uns in der Geschichte Jesu interessirt, in Mythen auflöst, dann im zweiten Theil das Uebrigbleibende als historischen Fond zusammenstellt, wobei sich die Dürftigkeit und selbst noch die Unsicherheit dieses Restes nicht leugnen läßt; wenn er dann aus einzelnen Lehren, Gleichnissen, Traditionen des Evangeliums eine Art Moralsystem zusammenstellt, das er in jedem populärphilosophischen Compendium besser findet, und schließlich auf die Unterscheidung zwischen dem historischen Jesus und dem symbolischen, idealen Christus den Accent seiner neuen Religion legt — so wird er damit weder das populäre Bewußtsein noch die philosophische Bildung befriedigen, denn das erstere nennt mit Recht Symbole und Mythen, die sich für Wahrheit ausgeben, Lügen; die Philosophie aber lehrt uns, daß aus Zusammenstellung von Sprüchen keine Moral hervorgeht, daß durch Auslassung supranaturalistischer Züge aus Mythen keine Geschichte zu Stande kommt. Eben so gut könnte man Leben und Thaten des großen Herkules beschreiben. Und vor allen Dingen wird das gesunde Rechtsgefühl beleidigt, wenn die entgegengesetzte Behauptung: Christus ist ein Gott, und Christus ist kein Gott, durch die sophistische Vermittlung abgefertigt wird: Christus ist ein göttlicher Mensch, ungefähr wie man sagt, göttliche Rachel, göttliche Fanny Elsler, göttlicher Paganini. Noch dazu, nachdem man alle einzelnen Attribute, auf die

sich das Prädicat der Göttlichkeit bei Christus gründete, aus seinem Leben wegdemonstrirt hat.

Jene Frage läßt sich wissenschaftlich nicht lösen; der Einzelne muß sie mit seinem Gewissen in's Reine bringen. Die Wissenschaft hat andere Dinge zu thun, als sich in den innern Conflict eines unreifen Gewissens zu mischen.

Aber soll die Wissenschaft nicht wenigstens vermeiden, dem Gewissen wie dem Glauben ein Aergerniß zu geben? Ist es recht von ihr, Illusionen zu zerstören, die viele schwache Gemüther glücklich machen? — Diese zu allen Zeiten von halben Naturen aufgeregte Frage hat Oersted, dessen Buch über den „Geist in der Natur" wir vor kurzem besprochen haben, zu seiner neuesten Schrift Veranlassung gegeben. Die dänischen Pastoren haben sich darüber scandalisirt, daß der „Geist" nicht ein Reich für sich haben, daß er nirgend anders zu finden sein solle, als in der Natur; der eine derselben, Bischof Mynster, hat ihn offen angeklagt, seine Weltansicht vernichte alle Poesie und alle Religion. — Oersted sucht das Gegentheil nachzuweisen.

Unbedingt wird der Beweis nicht zu führen sein. Es gibt Zeiten, wo das Ueberwiegen der Naturwissenschaft der Ausübung der Kunst nachtheilig wird, sowohl ihrer Methode als ihres Inhalts wegen. Ein Ueberwiegen der analytischen Richtung drängt die Synthese (jede Poesie ist Synthese) in den Hintergrund, und die Aufmerksamkeit auf die „exacten" Verhältnisse der Natur verkümmert den Spielraum der Empfindungen. — Andererseits wird die Naturwissenschaft durch die Aufklärung, die sie verbreitet, die Freiheit und den Muth des Geistes, die erste Grundlage aller schöpferischen Thätigkeit fördern, durch den Reichthum ihres Inhalts der Phantasie neue Stoffe zuführen.

Aber die Hauptsache hat Oersted nicht gesagt. Die Wissenschaft hat keinen Willen. Was sie erkennt, muß sie erkennen. Sie kann die Erkenntniß der Wahrheit nicht vermeiden, und wenn man ihr auch nachweisen könnte, daß die Welt darüber zu Grunde ginge. Sie muß es sagen, daß $2 \times 2 = 4$, daß das Naturgesetz ewig und unwandelbar, daß also Wunder identisch ist mit Sinnlosigkeit — sie muß es sagen, und wenn alle Poesie und Religion dadurch getödtet würde. Fiat justitia et pereat mundus! im Reich der Wissenschaft ist dieser Satz ununmstößlich.

Aber allerdings ist jene Anklage ebenso kindisch als abscheulich. Wir lassen unsere dänischen Pastoren bei Seite, weil wir unsere eigene Sache zu vertreten, pro ara et focis zu kämpfen haben.

Uns, der jüngern deutschen Philosophie, macht die Reaction den Vorwurf, der Humanismus oder die Aufklärung hebe die eigentliche Grundlage aller Poesie auf — den Geist der Anbetung, der Liebe, der Verehrung. Es wird uns das namentlich von den neufranzösischen Jesuiten in unermüdlichen Variationen wieder aufgetischt. Noch in einer der letzten Nummern der Revue de deux mondes kam

— ich weiß nicht mehr, ob Taillandier oder irgend ein Aehnlicher — mit jenem suffisanten Lächeln, das die Einfalt so gut anzunehmen weiß, darauf zurück. Die Franzosen haben sich erzählen lassen, daß Ludwig Feuerbach den alten Gott abgeschafft und an dessen Stelle einen neuen gesetzt habe, die Menschheit. — Das ist noch nicht weit genug gegangen, meint Taillandier, die Menschheit ist ein Abstractum, das kann man nicht anbeten, jeder Einzelne muß vielmehr sich selber anbeten, wie es der einzige Philosoph der reinen Consequenz, Max Stirner, ganz richtig gelehrt hat. — Ich möchte wissen, wie der Einzelne es machen soll, vor sich selber auf die Knie zu fallen. Er könnte es höchstens vor dem Spiegel, und auch das würde nicht gehen, denn das Spiegelbild folgt in allen Bewegungen seinem Original.

Nicht ersticken will die neue Philosophie das Gefühl der Anbetung des Göttlichen; sie will ihm nur einen Inhalt geben. Der Gott der bleichen Furcht, des abstracten Schreckens ist nicht für den freien Menschen; vor dem unbekannten Gott wirft nur der Wilde, nur der Barbar sich in den Staub. Nur was wir ehren und lieben, können wir anbeten; nur was wir kennen, ist Gegenstand unserer Liebe und Verehrung.

Vergebens hat man den Inhalt des Göttlichen in der Natur gesucht — Natur im Gegensatz zum Geist, d. h. zum Menschen gebraucht. Von dem Naturgesetz, wie von der Fülle der Naturerscheinungen müssen wir sagen, wie Faust vom Makrokosmus: „Welch Schauspiel! — aber ach, ein Schauspiel nur!“ — Das Erhabene der Natur liegt nicht in der Summe von Steinen, Gasen, Pflanzen, Infusionsthieren, nicht im Gesetz, denn dieses ist nichts für sich, es ist nur eine Abstraction, ebenso wie die Unendlichkeit des Raums und die Unendlichkeit der Bewegung; es liegt im Geiste, den diese Unendlichkeit als Einheit, dieses Gesetz als Leben, dieses Chaos als Totalität anschaut. Die Verehrung vor der Natur gilt der Wissenschaft, die sie erkannt hat, der menschlichen Natur, die diese Erkenntniß in jedem Augenblicke in sich wieder empfindet.

Ueberfliegen wir diese große Entwickelung der Menschheit, die ohne Allwissenheit das Universum Schritt für Schritt durchmißt; ohne Allmacht die sträubende Natur in Fesseln schlägt; die sich selbst gewinnt, indem sie der Gegenstände Herr wird; vereinigen wir diese Macht der Leidenschaft, diese Kraft des Guten und der Liebe, die nicht allein in der Geschichte gewaltet, die noch immer lebendig wirkt und webt, denn in jedem menschlichen Herzen zittert sie nach, in jedem Auge erweckt sie den Strahl der Begeisterung — fassen wir diese, in den Genien der Geschichte sich ausbreitende, aber in der menschlichen Natur allgegenwärtige Kraft des Guten, Wahren und Schönen zu Einem Bilde zusammen —

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, — Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür; Gefühl ist Alles! Nam' ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth. J. S.

Kleine Correspondenzen.

Aus Pesth.

Den 8. September 1850.

„Der liebe Gott hat für jedes Fieber ein Kraut, für jede Wunde ein Pflaster gegeben," sagen bei uns die frommen Mütterchen. Auch uns hat der magyarok Istene (Gott der Magyaren) ein kleines Pflästerchen für unsere große Wunde geschickt, und zwar in Person des Pater Gützlaff, der auf seiner Missionsreise auch unsere Hauptstadt besuchte und hier in einem akademischen Vortrag eines chinesischen Volksstammes erwähnte, der in Sprache, Sitten und Körperbau sehr viel Aehnliches mit den Magyaren haben soll. Dieser Volksstamm, der über drei Millionen Menschen zählt, nennt sich den Stamm der Konober, und bewohnt eine jener Gegenden des großen himmlischen Reichs, die an die Mongolei grenzen. Also drei Millionen Magyaren leben noch außer Ungarn auf dieser Erde! Erinnern Sie sich an die Sagen, die sich nach der Katastrophe bei unserm Landvolk verbreiteten, und die Kossuth und Bem mit einer Unzahl von Szitya magyarok (Scythen-Magyaren) heranziehen ließen u. s. w., und Sie werden sich leicht die Luftschlösser selbst ausmalen können, die sich in einer echt magyarischen Phantasie jetzt erheben müssen. Ein junger Magyar bot sich sogleich an, dem Herrn Gützlaff nach China zu folgen, und damit hat Herr Gützlaff seinen Zweck erreicht; ob Ungarn aus China einen neuen magyarischen Impfstoff erhalten wird, dafür lassen wir den Gott der Magyaren sorgen. Wenn diese krankhafte Reizbarkeit eines verwundeten Herzens Leben genannt werden kann, so wird man einst auch von den Magyaren sagen können, daß sie im Jahre 1850 gelebt haben; unser wahres geistiges Leben hat sich in die innersten Gemächer der Seele zurückgezogen, und nur außer dem Lande, ja selbst in Wien, wo man die Zuckungen des gefesselten Löwen weniger fürchten zu müssen glaubt, manifestirt sich noch die Kraft des Magyaren in einigen über die Grenzen des Belagerungszustandes reichenden Meinungsäußerungen.

Einige Funken neuen Lebens hat besonders die Brochüre von Somsich: „Das legitime Recht Ungarns und seines Königs" in unser politisches Hospital geschleudert. Mehrere Mitglieder der vormärzlich-liberalen Partei haben sich den restaurirten oder vielmehr renovirten Altconservativen angeschlossen, und dies reizte einige Vollblutliberale, die sich durch diese Allianz verunreinigt glauben, zu einer heftigen Polemik, die in dem oppositionellen „Wanderer" und der (wie soll ich sie nennen? also) ebenfalls oppositionellen „Ostdeutschen Post" mit Hartnäckigkeit, aber auch mit Würde geführt

wird. Sehr drollig ist das Gebahren der gouvernementalen Presse in dieser Frage, die die genannte antiministerielle Schrift aus dem Gesichtspunkte der anerkannten Revolution bekämpft, und sich hier mit den Liberalen vom reinsten Wasser begegnet.

Unsere hiesigen Journale, die sich in dem lächerlichen Bestreben gefallen, auf der commandirten Marschroute der Gegenwart die Geheimnisse der verpönten Vergangenheit zu entdecken, theilen in ihrer letzten Nummer einen Brief von Görgey mit, dtt. „Komorn 2. Juli 1849, an die ungarische Regierung." Der Brief bringt uns nichts Wahres, was neu, und nichts Neues, was wahr wäre. Görgey behauptet vor Allem, daß selbst zur Zeit, als die Armee siegreich von der Theiß zur Donau zog, es kein vernünftiger Mensch glauben konnte, daß Ungarn je gegen seinen mächtigen(?) Feind reussiren könne. Dies ist eine offene Lüge; und wäre es wahr, so müßten wir fragen: was könnte ein Feldherr, der am Gipfel des Sieges angelangt, an der Sache verzweifelt, die er verficht, sich damals gedacht haben, als er diese Verfechtung übernahm, und nur Wenige an den Erfolg glauben wollten? Ferner sagt Görgey, daß er vor dem Schritt am 14. April gewarnt und auf den monarchisch-dynastischen Geist der Armee hingedeutet habe, die selbst nach dem größten Siege bereit wäre, des Königs Partei zu ergreifen, wenn Ferdinand vor ihnen hintreten und dem Lande die Märzerrungenschaften gewähren wollte. Letzteres mag wahr gewesen sein, aber es lehrt uns einen Mann noch mehr verachten, der auf eine solche Armee rechnen konnte, den Sturz seines Vaterlandes voraussah, und es nicht wagte, oder wollte, sich zwischen Thron und Vaterland hinzustellen, um ersteren vom Tode, letzteres von einem Scheinleben zu retten. „Die gewonnenen Schlachten von N. Sarló und Komorn," sagt der Brief weiter, „gaben zwar dem 14. April die Weihe des Lebens, aber die Soldaten kämpften nur noch, weil sie die Sache des gedrückten Volkes nicht fahren lassen wollten, aber die Armee schwieg; von ihr ging keine Beifallsadresse an die neue Regierung, und während Andere, die ja solche Adressen einschickten, sich später schmählich zurückzogen, mußte sie ihrem sichern Verderben entgegengehen u. s. w." Hier vergißt der General uns nur die Ursache anzugeben, warum er ein Portefeuille und das Obercommando von einer Regierung übernahm, die von der Armee keine Beifallsadresse erhalten hatte. Wir sind also sehr geneigt, das ganze Actenstück für eine Erfindung zu halten, und verbleiben, so lange Görgey das gebotene oder freiwillige Stillschweigen nicht bricht, bei unserer in diesen Blättern bereits ausgesprochenen Meinung, daß der Mann, welcher Ungarns Schicksal in seinen Händen trug, mit sich selbst nicht im Reinen, und in der Politik ein Stümper war, und endlich sein Vaterland, wenn auch nicht verhandelt, doch jedenfalls verspielt habe.

Nyári wurde dieser Tage auf freien Fuß gesetzt, und ging sogleich nach seinem Gute Nyíregyháza. Sein Urtheil ist noch nicht bekannt gemacht worden, doch sprechen alle Umstände dafür, daß es ein mildes sein dürfte.

Madame Szemere, Gemahlin des nachapril'schen demokratisch-republikanischen Expremier's, hat diese Woche einen Paß erhalten und ist bereits nach Paris abgereist.

Das Nationaltheater, dessen letzte Galerie noch immer gesperrt ist, sieht einer viel versprechenden Novität entgegen. Herr Erkel, Verfasser der beliebtesten ungarischen Oper: „Hunyadi Lász ló", arbeitet jetzt an einem neuen Werke: „Bánk Bán." Das Sujet ist der rühmlichst bekannten Tragödie gleichen Namens von Katona entnommen, und spielt in der Zeit König Andreas II. Auch sollen bereits Schritte gethan sein, um die Rück-

kunft des talentvollen ungarischen Schauspielers „Egressi Gábor," der während der Revolution als Regierungscommissär in Szegedin eine wirklich traurige Rolle und schlecht spielte, und der sich jetzt in der Türkei aufhält, zu ermöglichen.

Den Brief Kossuth's an den magyarenfreundlichen General Caß in Nordamerika werden Sie schon aus den Blättern gelesen haben. Er hat für uns nur insofern Interesse, als wir daraus ersehen, daß der Optimismus dieses mehr gemüthlichen als politischen Volkshelden in der Verbannung keinen Abbruch gelitten hat. Möge die Zukunft seinen unzerstörbaren Glauben zur Wahrheit machen! Δ

Aus Wien.

Von vielen Seiten wird bei Gelegenheit unserer Wahlangelegenheiten der Commune der Vorwurf der Lauheit gemacht. Dadurch möchte nun der fernerstehende Beobachter leicht zu dem Glauben verleitet werden, es sei wirklich wieder das alte Wien mit seinen frivolen Neigungen erstanden, und die Sinnenlust übe neuerdings ihren Despotismus über die Gesammtbevölkerung. Aber wer in alle Schichten der Residenzbewohner einen tiefern Blick wirft, der wird sich gewiß ein anderes Urtheil bilden. Ich will nur auf einen schlagenden Gegengrund aufmerksam machen. Seit 22 Monaten seufzt Wien unter der Herrschaft des Ausnahmszustandes, und noch immer ist keine Hoffnung seiner baldigen Aufhebung vorhanden, offenbar, weil man fürchtet, wenn man dem Volke den Zaum abnähme, würde es wieder allerlei Sprünge und tolle Sätze machen, die in den Kram einer absoluten Monarchie mit constitutionellen Scheinformen nicht passen.

Was die weitere Anklage betrifft, daß sich die Metropole des Reiches an Eifer überholen lasse von den Provinzialhauptstädten, namentlich von Prag, — so ist dieser Vorwurf höchst ungerecht, wenn man die Qualität der Handhabung des Ausnahmszustandes in beiden Städten vergleicht. Prag, wo noch heute die Nationalgarde kühn einherstolzirt — und Wien, wo Einer, der das Fuchslied oder den Ragoczy-Marsch pfeift, arretirt wird!

Sechs Tage (vom 1. bis 6. October) sind nach dem neuesten Erlasse der Statthalterei dem Genius freigegeben, die Schöpfung des Gemeinderathes zu vollenden. Bis dahin wollen wir uns mit dem alten Spruche trösten: Post nubila Phöbus! Dasselbe hofft wohl auch die Deputation von Industriellen, welche kürzlich unserm Ministerium eine Petition überreichte in Betreff des Schmuggels, der vom triestiner Freihafen aus nach allen Provinzen des Kaiserstaates im großartigsten Maßstabe getrieben wird. Hierüber werden jedoch hoffentlich die Handelskammern, deren Neuwahl gleichzeitig bevorsteht, die geeigneten Vorschläge thun. Zu wünschen wäre nur noch, daß auch die Gewerbekammern sofort in's Leben treten möchten, um eines der wichtigsten Lebensprincipien der freien Gemeinde — die Gewerbefreiheit — zu verkörpern. Namentlich ist es das Fleischergewerbe, das trotz Fleischcasse und Schlachthäusern so lange ein privilegirtes bleiben wird, bis die Ausschrottung völlig freigegeben ist. Zum Beweise mag dienen, daß ungeachtet der Aufhebung der Rindfleischtaxe der Preis pr. Pfund noch immer 13 Kr. C.-M. ist.

Trotz unserer Finanznoth erscheint übrigens binnen kurzem neben der funkelnagelneuen constitutionellen Gensd'armerie auch wieder die alte absolutistische Polizeiwache als Aequivalent für die tapfere Municipalgarde sel. Angedenkens in vermehrter Ausgabe und neuem Futteral. Ueberhaupt zieht sich dieser Dualismus der Gewalten durch unser

ganzes staatliches Leben hin. Wir brauchen nur an die Ischler Conferenz zu erinnern, welche über die beabsichtigte Rückkehr zum alten Regiment keinen Zweifel übrig läßt. Diese süßen Ahnungen mochten wohl auch der Beweggrund sein, warum Richard Metternich, ein gedankenloser Wüstling, eine musikalische Pièce erscheinen ließ unter dem bedeutungsvollen Titel: Rêverie! Dieselbe Idee, nur in anderer Richtung, hat auch den Opernsujet-Fabrikanten Otto Prechtler zu einer Tragödie: „Johanna von Neapel" begeistert, über welches kraft- und saftlose Machwerk das Publicum ein entschiedenes Verdammungsurtheil fällte. Ja, die Zeiten sind vorbei, da Parterre und Galerie in holder Eintracht dem mit schönen Worten aufgeputzten Unsinn gemüthlich Beifall klatschten.

Neue Gemälde.

Aus Leipzig.

Wir haben schon früher von Zeit zu Zeit eine Kritik neu erschienener Gemälde versucht, wie uns gerade der Zufall dieselben in den Weg führte. Wir werden darin fortfahren, ohne uns aber künftig auf die historische Gattung zu beschränken, da diese aus sehr begreiflichen Gründen wenigstens für den Augenblick eine sehr geringe Ausbeute gibt. Wir beginnen mit einigen der jetzt in Del Vecchio's permanenter Kunstausstellung aufgestellten Bilder.

„Noch lebt die alte Kunst!" Dieses Ausrufs konnten wir uns nicht erwehren beim Anblick des Bildes von Vennemann in Antwerpen: „Das Innere einer Kneipe." Ein tiefes Studium der alten Niederländer, besonders Tenier's, ist nicht zu verkennen, und doch bleibt Vennemann genug selbstständige Eigenthümlichkeit und Originalität. Dazu eine meisterhafte Vollendung bis in die kleinsten Details. Die Farbenstimmung ist unübertrefflich; der Effect ungesucht, er gibt sich von selbst. Das ist der Höhepunkt der Kunst: scheinbar spielend mit so wenigen Mitteln so viel zu leisten. Dem obengenannten schließt sich nach Vorwurf und Behandlung ein kleineres Bild an: „Ein spielender Musikant von C. Schleißner in Kopenhagen." Es hat viel Vortreffliches; die sitzende Figur des Musikanten ist von vieler Wahrheit in Ausdruck und Zeichnung, das Halbdunkel der Küche durch die offenstehende Thür ist gut und die weibliche Figur in derselben tritt zurück, ohne an Lebendigkeit zu verlieren, aber das bettelnde Kind des Musikanten steht nicht an seinem Platze: es ist so beleuchtet, daß es dem Beschauer entgegenspringt und sich, besonders durch das rothe Kopftuch, weit vor die Mauer des Hauses stellt, in dessen Innerem sie sich eigentlich befinden. Die Nebensachen sind fleißig gemalt und mit Natürlichkeit dargestellt.

„Ivan der Schreckliche, Czar von Rußland, dem heidnische Zauberer den Tod verkündigen" von Professor Bähr in Dresden; ein historisches Bild, das schon durch seine Dimensionen Anspruch auf Beachtung macht. Es ist mit großer technischer Fertigkeit gemalt und exact und gewissenhaft gezeichnet; die Gewandung ist durchweg vortrefflich und die Nebensachen wie z. B. das Holzwerk an Tisch und Stühlen, der Ofen u. s. w., obgleich prima gemalt und mit großer Leichtigkeit behandelt, doch täuschend. Und warum läßt uns nach alledem dies Bild doch so gänzlich

kalt? Warum hat es dem Publicum, das doch immer ein bedeutendes Vorurtheil für ein großes Bild mitbringt, so gar kein Interesse abgewinnen können? Der Grund liegt einfach darin, daß dem Bilde das erste wesentliche Requisit eines historischen Gemäldes abgeht: Verständlichkeit. Wir sehen einen alten, bleichen, kranken Tyrannen auf seinem Stuhle sitzen, und einige phantastisch aufgeputzte Gaukler vor ihm, von denen einige sehr leidenschaftliche Grimassen machen, aber Grimassen, deren Bedeutung und Zweck nicht zu durchschauen ist, andere in Krämpfen zu Boden stürzen. Daß diese Gaukler dem Tyrannen den nahen Tod verkündigen, sieht ihnen kein Mensch an, ebensowenig erkennt man es aus der Physiognomie der Personen, welche den Kaiser als eine Art Gefolge umgeben und die verschiedenartigsten Empfindungen ausdrücken, je nachdem ihnen sein Tod erwünscht oder nachtheilig ist. Einer von ihnen, nach seinem Sammetmantel zu schließen, ein Großer des Reichs, kriecht in einer höchst unschönen Bewegung zu den Füßen des Herrn; wie der Katalog sagt, um noch dem Sterbenden zu schmeicheln. — Wer soll das errathen? Zunächst kommt man auf die Vorstellung, sämmtliche Anwesende seien entweder schon vergiftet, oder wenigstens zum Tode verurtheilt, und man suche nun entweder das Mitleid des gefürchteten Gebieters rege zu machen, oder er weide sich an den Qualen seiner Opfer u. dgl. Das Bild ist nicht concipirt, sondern im strengsten Sinne des Wortes componirt; statt bei dem Mangel an Handlung das Wenige davon zusammenzudrängen und dadurch das Auge und das Interesse des Beschauers an einen Punkt zu fesseln, fließen die Figuren rechts und links auf weitem Raume auseinander, ziehen das Auge bald hierhin bald dorthin und lassen es keinen Ruhepunkt finden. Dieser Fehler liegt aber nicht allein in der Composition der Figuren, sondern großentheils auch in der Beleuchtung. Hier könnte dann der Künstler Bedeutendes auf dem obenerwähnten kleinen Bilde von Vennemann und überhaupt von den bessern Niederländern und Franzosen lernen: der Hauptgedanke allein springt dem Beschauer in's Auge; wenn er diesen hinreichend geistig verdaut hat, bleibt ihm Zeit genug, mit größerer Ruhe all das zu betrachten, was des Künstlers Geist und Phantasie an denselben angeknüpft hat, während er verwirrt und unruhig wird, wenn sich ihm Alles auf einmal entgegendrängt.

„Das Grab des Osiris in Ober-Egypten" von Otto Georgi in Leipzig; das erste größere Bild, welches wir von diesem Künstler sehen, und das uns wünschen läßt, es möchte ihm Gelegenheit geboten werden, öfter so wie hier seinem Talente einen freieren Spielraum zu gönnen. Georgi hat eine königlich preußische Expedition in Egypten als Zeichner der aufgefundenen Alterthümer begleitet, und hat so diese riesigen Erinnerungen entschwundener Größe, diese tiefe und schwere Atmosphäre, dieses glühende Wüstenmeer durch Anschauung kennen lernen dürfen. Später bei der Erbauung des neuesten Museums hat man in Berlin daran gedacht, die Hallen zur Aufbewahrung der egyptischen Alterthümer von Georgi durch Ansichten aus jenen Gegenden zieren zu lassen; wir können nur bedauern, daß dies nicht in Erfüllung gegangen: ein bedeutendes Künstlertalent hätte sich dadurch reicher entfalten können, und der Zukunft wäre eine schöne Folge landschaftlicher Darstellungen gewonnen worden. Daß dies auf würdige Weise geschehen wäre, dafür bürgt uns vorliegendes Bild. Die fernen Berge und die aufgethürmten Steinmassen, welche sich im Mittelgrunde aus dem Wasser erheben, sind von wundervoller Färbung, die Dattelpalmen rechts steigen schlank und frei in die klare Luft und das Ganze componirt sich in schönen einfachen Linien zu einem anziehenden Bilde.

Nur die rechte Ecke des Vordergrundes wünschten wir etwas verändert; die zusammengewürfelten Ruinen dürften sich wohl durch hellere Luftreflexe und stärkere Schatten in den Tiefen mehr trennen und dadurch gleichsam über den Rahmen hinausspringend der ganzen rechten untern, im Schatten liegenden, Seite des Bildes mehr Haltung geben.

„Mondaufgang" von Oswald Achenbach in Düsseldorf. Achenbach ist ein Dichter: in allen seinen Landschaften ist ein poetischer Gedanke; er belauscht die Natur in ihren schönsten Stunden und macht uns ein Gedicht in Farben daraus. Im „Mondaufgang" singt es von schwärmerischer Liebe und Sehnsucht. — „Anbrechende Nacht" von Sprengel in München dürfen wir bei den Landschaften nicht unerwähnt lassen. Ein kleines Bildchen, macht es einen äußerst wohlthuenden Eindruck durch die Wahrheit seiner Farbentöne. — Zwei große Landschaften von Bernhard Fries in München (der Monte rosa, und eine italienische, wahrscheinlich componirte Landschaft) ist mehr Manier als Natur. — Die Architekturmalerei ist durch Ainmüller und Vermersch in München würdig vertreten. Das Innere der Stephanskirche in Wien von Ainmüller ist ein vortreffliches Bild. Der Marktplatz zu Braunschweig von Vermersch ist mit großem Fleiße ausgeführt, die Staffage excellent, aber das ganze Bild flach.

„Der Obersee bei Berchtesgaden" von Professor Haushofer in Prag. Der Künstler führt uns in die tiefste Einsamkeit; nichts als der klare grüne See, ringsum von hohen Bergen eingeschlossen. Da, wo am jenseitigen Ufer diese einen Durchblick freigeben, erhebt sich eine zweite Gebirgskette, über welcher im Hintergrund der schimmernde Gletscher ruht; wie um die Oede vollkommen zu machen, lagert sich hinter diesem eine dichte Wolkenschicht, die jeden Blick selbst in die unendliche Tiefe des Himmels verschließt. Wenn dies wirklich die Absicht des Künstlers war, so können wir hierbei seinem Gedanken nicht beipflichten: er mußte dem Beschauer das wohlthuende Gefühl lassen, hinter dieser schauerlichen Verlassenheit eine freundlichere Welt herüberblicken zu sehen. Unserem Gefühl nach hätte er schon die zweite Gebirgsreihe durch eine klarere Luftfärbung von den den See umgebenden Bergen trennen können; er hätte so dem Bilde selbst mehr Tiefe gewonnen, um so günstiger, wenn er dem Auge einen freieren Durchblick durch die aufgethürmten Wolken gestattet hätte. Dadurch würde auch der Eindruck der Monotonie, den das Bild auf den ersten Anblick macht, gehoben werden, und das Gefühl der Einsamkeit, welchen dasselbe hervorbringt, durch den — wenn auch nur geahnten — Contrast der Ferne, ein wohlthuenderes, minder beengendes werden. Die Ausführung ist vortrefflich; besonders das Wasser des See's von der größten Naturwahrheit. Das Auge folgt durch den klaren, goldig grünen Spiegel deutlich dem hellen Grunde, der sich weiter und weiter senkt, bis er sich nach der Mitte zu im Dunkel der Tiefe verliert; die bewachsenen moosigen Felsstücke, welche im Vordergrund den See begrenzen, sind von der minutiösesten Behandlung und bis in's Kleinste vollendet, ohne dem Totalen Abbruch zu thun. Die ganz von Laub- und Nadelholz bedeckten Berge sind ebenfalls von natürlicher Färbung, nur hätte hier, wie oben schon bemerkt, ein Schimmer von Monotonie wohl glücklicher vermieden werden können.

„Sägemühle bei Braunenburg im bayrischen Gebirge" von Dallwig in München. Einer von jenen glücklichen Sonnenblicken in der Natur, die jedes empfängliche Gemüth zur Ruhe einladen und den Künstler fesseln. Der Bach rauscht so lieblich, er hüpft so spielend über die zerbröckelten Felsen, die Kühle, die er ausathmet,

erhält das Grün so frisch, das den sich hinter der Mühle erhebenden Abhang schmückt, der Tannenwald oben ist so heimisch düster, Alles — Alles athmet eine heitere Ruhe, die durch die eintönige Geschäftigkeit der malerisch hingepflanzten Mühle kaum unterbrochen wird. Der Gegenstand ist mit Lebendigkeit und gefühlter Auffassung dargestellt.

Literaturblatt.

Geschichte der Wiener Revolution von F. A. Nordstein. Mit dem Portrait des Erzherzog Johann. Leipzig, Lorck. (Macht den 15. Band der von Prof. Bülau herausgegebenen historischen Hausbibliothek aus.) — Die Geschichte umfaßt gerade ein Jahr; sie beginnt mit den revolutionären Märztagen und schließt mit der octroyirten Märzverfassung. Doch sind die einzelnen Abschnitte ungleichmäßig behandelt; am ausführlichsten die Begebenheiten in Wien, was wohl dem Verfasser nach seiner Stellung am nächsten lag. Die stille Thätigkeit der Reaction zu verfolgen, hat er keine Gelegenheit gehabt. — Neue Aufschlüsse erhält man aus diesem Buch nicht, auch keine erheblich erweiterten Gesichtspunkte. Der Verfasser ist gemäßigter, gutmüthiger Demokrat, für die Volkssouveränetät, aber gegen die Volksjustiz, übrigens östreichisch genug, um von Zeit zu Zeit für das legitime Anrecht seines Staats auf die Oberherrschaft in Deutschland in Feuer zu gerathen. Das Buch ist übrigens lesbar geschrieben — einigen Schwulst kann man der Nationalität nachsehen — und hat den großen Vorzug, eine ziemliche Menge Actenstücke, Reden und dgl. wortgetreu mitzutheilen. Die knabenhafte Art und Weise, wie in den Revolutionstagen in Wien Politik gemacht wurde, und daraus die Berechtigung der Reaction, trotz aller demokratischen Sympathien, ergibt sich aus solchen Mittheilungen am bequemsten. — Warum hat noch Niemand daran gedacht, die sämmtlichen Actenstücke, die auf die Revolution Bezug haben, — wozu ich u. a. auch die aufgefangenen Briefe des Banus rechne, vollständig zu sammeln? Ergänzt durch die stenographischen Berichte aus den verschiedenen Parlamenten, würde das die zweckmäßigste Basis einer künftigen Geschichte bilden. Daß für jetzt mitten im Strudel der erst angefangenen Bewegung an eine eigentliche Geschichte der Zeit noch nicht gedacht werden kann, haben wir mehrmals ausgesprochen und nachgewiesen. Für jetzt nimmt noch alle Geschichte die Form von Memoiren an.

Allgemeine Geschichte der Jahre 1840—1846 von Eduard Burkhardt. Leipzig, Lorck. (Macht den 5. Band der allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit) — Das Buch hat im Ganzen eine zweckmäßigere Form, als das von Prutz über den nämlichen Gegenstand, welches wir in diesen Blättern flüchtig skizzirt haben. Es gibt sich nämlich nicht die Mühe, die Ereignisse künstlerisch abzurunden, es ordnet sie nach Rubriken. Für den Zweck des Nachschlagens, des Orientirens u. s. w. ist diese Anordnung nur zu billigen, wir haben das Bedürfniß, die zerstreuten Erinnerungen unserer Zeitungslectüre in gewissen Perioden zu sammeln und zu fixiren, das Wichtige in angemessenen Combinationen zu merken. Dazu sind solche Bücher — ein nothwendiges Uebel, möchte ich sagen. — Daß dabei an die eigentliche, höhere Objectivität eines Geschichtswerks nicht zu denken ist, habe ich schon damals bemerkt; in solchen Zeiten kann Niemand den Standpunkt

seiner Partei verleugnen und soll es nicht. — Aber die Berechtigung der Parteien, Geschichte zu schreiben, ist allerdings eine verschiedene. Der Standpunkt unsers Verfassers ist der nüchternste, hohlste, subalternste Radicalismus, den man sich vorstellen kann. Wenigstens in den Abschnitten über Deutschland und Frankreich — in den andern Ländern ist das Interesse, und darum die Befangenheit nicht so groß — werden uns alle die Schimpfreden auf die constitutionelle Partei aufgetischt, die wir in den demokratischen Pamphleten bis zur Ueberfüllung genossen haben. Es scheint sich darauf jetzt die ganze Thätigkeit der sogenannten Demokratie zu beschränken. Wir wissen sehr wohl, daß die Schöpfungen des Liberalismus noch nicht von der Art sind, daß sie auch nur die bescheidensten Ansprüche befriedigen könnten; aber es ist doch immer etwas daraus resultirt, es ist für die Sache der Freiheit immer ein sehr bedeutendes Terrain gewonnen. Von den Bestrebungen der sogenannten Demokratie ist aber nichts geblieben, nichts, was einen Pfifferling werth wäre. Die abgeleierte Legende von der zu hoffenden großen Revolution, welche die Welt wieder in ihre Fugen einrenken soll, so rührend und pathetisch sie in den demokratischen Ammenstuben vorgetragen werden mag, wird man doch wohl nicht eine erhebliche Errungenschaft nennen wollen. — So oft wir ein Erzeugniß der demokratischen Presse zur Hand nehmen, wird es uns von Neuem recht anschaulich, daß wir mit dieser Partei des souveränen Unverstandes nichts gemein haben können. Sie ist in ihrer Cultur seit den Märztagen um keinen Schritt vorwärts gekommen. Wie wir auch jetzt mit den Regierungen stehen, bei einer neuen demokratischen Bewegung sind wir doch wieder auf ihre Seite getrieben.

Die constitutionelle Presse. Die fortschreitende Reaction entzieht uns ein Terrain nach dem andern; es ist die höchste Zeit, daß wir uns über einen zusammenhängenden Operationsplan vereinigen. Die Anarchie von Oben herab, die der Fälscher von Greifswald in Kassel durchführt, hat wenigstens zum erstenmal dem bisher in der allgemeinen Apathie untergegangenen Rechtsgefühl Gelegenheit gegeben, sich zu entfalten. Es ist möglich, daß das hessische Volk durch äußerliche Gewalt unterdrückt wird, wenn Preußen auf's Neue seine Pflicht und sein Interesse aus den Augen verliert, es kann sich aber wenigstens den Ruhm vindiciren, mit Anstand gefallen zu sein. — Die fortschreitende Verwirrung der Rechtsbegriffe muß auch auf unsere Presse den schädlichsten Einfluß ausüben, bei der wachsenden Gleichgültigkeit gegen die Principien sind es denn lediglich die Interessen, die bestimmend einwirken, und diese verbinden nicht, sie trennen. Die Lässigkeit in der Ausführung des positiven, gemeinsamen Gedankens, der unsere Partei zusammenhielt, hat es dahin gebracht, daß wir ihn nur noch in der negativen Form vertreten können, denn Kampf für die Union heißt jetzt nichts anders, als Kampf gegen die Wiederherstellung der östreichischen Hegemonie und der heiligen Allianz. Um so nothwendiger ist es, daß die Presse diesen letzten Gesichtspunkt streng im Auge behält, und sich durch Nebenrücksichten nicht irren läßt. So lange die heilige Allianz noch nicht wiederhergestellt ist, wird es uns wenigstens möglich, wenn wir in dem einen Staat unterdrückt werden, uns in den Blättern des andern auszusprechen. — Wie lange das gehen wird, können wir freilich nicht voraussehen; so gut, wie sich Hassenpflug auf die Karlsbader Beschlüsse als auf eine zu Recht bestehende Gesetzgebung beruft, so gut wird es auch in andern Staaten geschehen, und neue Karlsbader Beschlüsse werden auch nicht auf sich warten lassen. So lange es aber noch geht, sollen wir uns die Situation

nicht muthwillig verderben. — Für Sachsen werden in diesem Augenblick, wo jeder Zweifel an der Competenz der Dresdner Versammlung zur Confiscation des Blattes führt, die preußischen Blätter von der größten Wichtigkeit. — Die (Berliner) Constitutionelle Zeitung hat sich beeilt, in dieser Beziehung die sächsische Presse zu ergänzen. Es kann nicht fehlen, daß ihr diese Bemühung für Sachsen einen günstigen Erfolg verschafft. Dabei müssen wir, um vor einem bedenklichen Einfluß zu warnen, auf den Charakter dieses Blattes eingehen. — Die Constitutionelle Zeitung erschien mit Eröffnung der preußischen Kammern, im Februar v. J., scheinbar unter den glänzendsten Aussichten. Sie war auf ein Anlage-Capital gegründet, wie es für eine Deutsche Zeitung noch nicht erhört war; das bisherige Organ der liberalen Partei, die Deutsche Reform, hatte keine Aussichten, und die Hauptstadt der preußischen Monarchie war der geeignetste Ort, ein constitutionelles Centralblatt zu halten. Allein der Einfluß Hansemann's gab dem Blatt eine Richtung gegen das Frankfurter Parlament, die es in eine feindliche Stellung zu der ganzen liberalen Partei führen mußte, obgleich es in den innern Fragen mit ihr Hand in Hand ging. In der Zeit, als die Deutsche Reform ministeriell wurde, wendete sich die Constitutionelle Zeitung mehr nach der Partei des Parlaments, aber sie machte es, wie die Hauptvertreter ihrer Partei in Preußen, sie diplomatisirte. Diplomatisches Wesen ist in der Regel nichts Anderes als suffisante Schwäche, bei einer Zeitung ist es aber vollends unerträglich. — Die Constitutionelle Zeitung blieb lange unpopulär, bis die Actiengesellschaft, die sie bisher an Händen und Füßen geknebelt hatte, sich auflöste, und die Zeitung gemeinschaftlich mit der Partei, deren vornehmstes Organ sie allmälig wurde, durch die zunehmende Reaction in eine immer stärkere Opposition gegen die Regierung getrieben wurde, besonders seitdem Dr. Haym die Redaction übernahm. Wir können sagen, daß wir an dem Blatt große Freude gehabt haben, denn noch keine demokratische Zeitung hat so viel Leidenschaft und Malice mit so viel positivem Inhalt und anständiger Form verbunden. — In einem preußischen Blatt hat eine solche leidenschaftliche Opposition die vollste Berechtigung, denn die erste und wesentlichste Aufgabe des preußischen Liberalismus ist es, das gegenwärtig herrschende System zu untergraben und allmälig zu stürzen; in den übrigen deutschen Staaten darf sie nur mit großer Vorsicht angewendet werden. Denn die Aufgabe der Presse ist allmälige Vorbereitung der Stimmung in den kleinen deutschen Staaten auf einen so festen als möglichen Anschluß an Preußen; das preußische Publicum weiß sehr wohl zu unterscheiden zwischen dem Wesen des Staats und seiner augenblicklichen Mißleitung; das kleindeutsche Publicum dagegen, das im Grund seines Herzens noch immer die alte Abneigung gegen Preußen hegt, versteht das nicht, und wenn die Presse ihm alle Tage erzählt, daß an sämmtlichen preußischen Staatsmännern Hopfen und Malz verloren ist, so ist das nicht das geeignete Mittel, für den Zweck zu wirken, den wir nie aus den Augen verlieren dürfen. Auch fordert, abgesehen von allen Gesichtspunkten politischer Räthlichkeit, die einfache Gerechtigkeit, daß, wenn wir die Radowitz, die Manteuffel rc. nach Gebühr geißeln, wir jedesmal hinzusetzen: aber gegen die großdeutschen Staatsmänner gehalten, sind es wahrhaftige Tugendspiegel. — Wir haben uns oft genug darüber ausgesprochen, daß die gegenwärtige Lage der Union keine haltbare ist, und daß wir — die liberale Partei — in diesem Augenblick gänzlich außer Stande sind, ihr eine bessere Richtung zu geben — man muß das aussprechen, denn jede Selbsttäuschung in diesem Punkt ist verderblich —; aber darüber dürfen wir nicht vergessen, daß die

Presse noch eine andere Aufgabe hat, als diese Wirkung des Augenblicks. Ihr Einfluß auf die Zukunft darf nicht zu schwach angeschlagen werden, denn „Wassertropfen höhlen Felsen aus."

Von den andern Unionszeitungen ist zunächst nur die Breslauer in gleicher Lage mit der Constitutionellen. Sie hat mit einer sehr mächtigen Reaction und mit einer noch viel schlimmeren politischen Abgespanntheit in der Provinz, auf welche sie fast ausschließlich angewiesen ist, zu kämpfen, und dadurch ist ihr Standpunkt bedingt; wenn sie, ebenso wie die Constitutionelle, dadurch der östreichischen und großdeutschen Presse Gelegenheit gibt, von Zeit zu Zeit ihre Artikel gegen das preußische Ministerium abzudrucken, und mit hämischem Triumph auf den Zwiespalt im Lager der Union hinzuweisen, so ist das allerdings ein Uebelstand, aber es ist dem nicht abzuhelfen. Die Partei kann sich nicht zum Sündenbock einer schwankenden und haltlosen Politik hergeben. — In einer ganz andern Lage finden sich die Kölnische, die Weser- und die Reichs-Zeitung: ihr Wirkungskreis ist lediglich Kleindeutschland, denn die Rheinlande sind, was das Preußenthum betrifft, in keiner Weise mit den alten Provinzen in Parallele zu stellen. So trefflich diese Zeitungen redigirt sind, und so viel Anerkennung ihre politische Gesinnung, ihre Gründlichkeit und Offenherzigkeit verdient, so gehen sie doch in ihrer Polemik zuweilen unvorsichtig zu Werke. Namentlich hat die Weserzeitung einige Male nicht nur die gegenwärtige Lage der Union, sondern den Gedanken der Union angegriffen. Die Weserzeitung ist aber auf dem allergefährlichsten Posten. Denn von dem Frankfurter Bundestags-Gespenst (Gott sei Dank, noch darf mir Marbach diesen Ausdruck nicht streichen!) ist für die Union auf die Dauer nichts zu fürchten, es handelt sich hier um ein Band, das auf irgend eine Art doch geknüpft werden muß, und das der Natur der Sache nach so lose ausfallen wird, daß es einer engern Verbindung nicht hinderlich sein kann. Wenn es aber Hannover gelingt, die in seinen Rayon fallenden Kleinstaaten — Braunschweig, Bremen, Oldenburg, — in einen engern Bund zu ziehen, später vielleicht auch mit Hamburg und Mecklenburg in Verhältniß zu treten, so sind dadurch der Union die Lebensadern unterbunden, und eine friedliche, gesunde, naturgemäße Entwickelung Deutschlands auf lange Zeit unmöglich gemacht. Jene Kleinstaaten haben zu bedenken, daß kein Opfer zu groß sein kann, wenn man dadurch die Möglichkeit, auch nur die Möglichkeit eines deutschen Reichs erkauft. — In der schlimmsten Lage ist die Deutsche Zeitung. Dieses Blatt, unter Gervinus Leitung der vornehmste, eine Zeitlang der einzige Träger unsers Princips, später wenigstens das Hauptorgan der Partei, ist jetzt fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Es liegt nicht blos daran, daß Frankfurt nicht mehr der Mittelpunkt der Bewegung ist, in Süddeutschland hätte ein Blatt unserer Farbe immer noch einen großen Raum segensreicher Wirksamkeit. Der Grund liegt vor Allem darin, daß es sich zum officiellen Organ einer Partei machte, die nichts Officielles hatte. Parteiblätter müssen frei sein; die speciellen Bedürfnisse ihres besondern Publicums, so wie die individuelle Richtung ihrer Redaction, müssen nicht durch jene hunderttausend Rücksichten gebunden sein, die ein Comité, wie das Gothaer, nicht umgehen kann. Das Blatt büßt die Schuld der Partei, die gleichfalls eine officielle Richtung noch behaupten wollte, als es nicht mehr an der Zeit war.

Verlag von **F. L. Herbig**. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von C. E. Elbert.

Der Kampf um die Verfassung in Kurhessen und in Sachsen.

Mit Recht wenden sich die Sympathien Aller, die noch an eine friedliche Lösung unserer trostlosen politischen Verhältnisse glauben, dem wackern kurhessischen Volke und seinen ehrenhaften Behörden zu, welche, in seltener Eintracht mit dem Volke, diesem zum Schutz der Verfassung die Hand reichen, während sie anderwärts gegen das Volk und die Verfassung sich gebrauchen lassen. Die Constitutionellen so gut wie die Absolutisten wissen recht wohl, daß dort die Sache des Constitutionalismus für Deutschland entschieden wird. Gelingt es dort der Willkür eines Ministers, eine Verfassung, die so viele Garantien zu ihrem eigenen Schutze in sich birgt, umzustürzen, den vereinigten Widerstand einer ganzen Bevölkerung, einer verfassungstreuen Beamtenschaft und eines unabhängigen Richterstandes zu brechen, so ist damit der Beweis geliefert, daß ein dauernder Rechtszustand für Deutschland unmöglich sei. Und wird der Umsturz jener Verfassung von den größern deutschen Mächten unterstützt oder doch nicht verhindert, so ist dies ein Zeichen, daß in jenen Regionen durch die Bewegung des Jahres 1848 ebensowenig das Bewußtsein der Nothwendigkeit fester Rechtszustände für Deutschland aufgegangen ist, wie in den vormärzlichen Zeiten des Bundestags. Was daraus weiter folgt, ist unschwer zu sagen: zunächst wird der Absolutismus, wenn er sieht, daß keine Schranke ihm unübersteiglich ist, alle Scham von sich werfen und bis an die äußerste Grenze gehen. Aber, während er seine Orgien feiert, stehen vor der Thür schon die Füße derer, die ihn hinaustragen sollen, mit ihm aber auch die Monarchie in Deutschland.

Auch in Sachsen kämpft eine, wenn schon vereinzelte, verfassungstreue Opposition gegen die absolutistischen Gelüste eines Systems, welches zugleich eines der Haupträder in der Maschine des neu aufgerichteten Bundestags ist. Wenn man aber die Energie des Widerstandes, der in Kurhessen dem verfassungswidrigen Beginnen des Herrn Hassenpflug von allen Seiten entgegengesetzt wird, mit der Kraftlosig-

keit und theilweise völligen Verdunkelung des Rechtsbewußtseins vergleicht, die sich in Sachsen gegenüber den Gewaltstreichen des Ministeriums kundgibt, so muß man die Geschichte beider Länder, besonders ihre Regentengeschichte, berücksichtigen. Kurhessen hat eine strenge Schule des politischen Lebens durchgemacht unter dem Scepter von Fürsten, die sich seit einem Jahrhundert in Härte, Despotismus und Vergeudung der Mittel des Landes überboten, während Sachsen das zweideutige Glück hatte, nach einigen verschwenderischen und prachtliebenden Fürsten, welche durch den weichlichen Luxus eines üppigen und sittenlosen Hofes demoralisirend auf das Volk wirkten, unter der langjährigen Herrschaft eines Monarchen zu stehen, der alle passiven Tugenden eines solchen — Sparsamkeit, strenges Festhalten an dem einmal zu Recht Bestehenden, väterliche Milde, aber keine jener Eigenschaften besaß, welche ein Volk entweder durch verständige Anleitung von oben, oder durch Anreizung zum Widerstande, zur Selbstständigkeit erziehen. So kam es, daß, als des gerechten Friedrich August Nachfolger, der gütige Anton, unter des jetzt regierenden Königs Beirath im Jahre 1830 zur Verleihung einer Verfassung sich bewegen ließ, man diese Verfassung fast überall mit Vertrauen und Dankbarkeit aufnahm und nicht daran dachte, nach stärkern Bürgschaften verfassungsmäßiger Freiheit zu streben, als man darin von freien Stücken gewährt fand. Dazu wollte es auch noch das Geschick Sachsens, daß die Verwirklichung der Verfassung durch einen Minister (v. Lindenau) geschah, der das unbedingte Vertrauen des Volks und der Volksvertretung ebenso verdiente, als beanspruchte, der es seinerseits vollkommen redlich mit der Verfassung meinte, aber nicht voraussichtig genug war, um auch an die zu denken, die nach ihm kommen möchten, und gegen diese seine eigene Aussaat mit schützenden Schranken zu umgeben.

Wie ganz anders in Kurhessen. Dort führte das Mißtrauen bei den Versammlungen über die neue Verfassung im Jahr 1831 allerseits das Wort.

Auch hatte Kurhessen das Glück, einen Mann zu finden, der diesem Mißtrauen die geeignete staatsrechtliche Form und Fassung zu geben wußte, der nicht blos voraus erkannte, wo der Verfassung am leichtesten Gefahr drohen könnte, sondern auch, wie man dieser Gefahr durch gehörige Bürgschaften und Cautelen zu begegnen habe. So ward die kurhessische Verfassung vom 5. Januar 1831 das Muster einer wohlverclausulirten Verfassung, wie sie einestheils für ein Land, wo das Verfassungsleben und der Volksgeist nicht schon in sich ausgebildet und kräftig genug waren, um sich selbst zu schützen, durchaus nothwendig, andererseits bei den beschränkenden Bestimmungen der, überall den Absolutismus bevorzugenden Bundesgesetzgebung allein möglich war. Das hessische Volk möge in den jetzigen schweren Tagen mit verdoppelter Dankbarkeit und Verehrung hinblicken auf den Mann, der nicht nur diese Verfassung ihm geschenkt, sondern auch dafür, daß er es that, so hart gelitten hat! (Jordan.)

Die sächsische Verfassung entstand ein halbes Jahr später. Ihre Verfasser hatten, wie aus einzelnen Fassungen hervorgeht, auch die kurhessische Verfassungsurkunde bei ihrer Arbeit im Auge. Aber entweder wollten sie nicht mehr, als den Schein starker Verfassungsgarantien geben, oder sie verstanden es nicht. Die nachfolgende organische Gesetzgebung aber machte auch das Wenige, was sich in der Verfassungsurkunde von derartigen Bürgschaften vorfand, wieder illusorisch.

Wir wollen diejenigen Bestimmungen der kurhessischen und der sächsischen Verfassung mit einander vergleichen, welche bei den obschwebenden Verfassungskämpfen in beiden Ländern von besonders praktischer Bedeutung sind. §. 21 der kurhessischen Verfassung verfügt: „Ein jeder Inländer männlichen Geschlechts hat im achtzehnten Lebensjahre den Huldigungseid zu leisten, mittels dessen er Treue dem Landesfürsten und dem Vaterlande, Beobachtung der Verfassung und Gehorsam den Gesetzen gelobt." Nach §. 60 ist die Verpflichtung zu Beobachtung und Aufrechthaltung der Verfassung in den Diensteid eines jeden Staatsdieners aufzunehmen. Und §. 156 fügt dem noch die weitere Vorschrift hinzu: „Die obersten Staatsbeamten stellen über die von ihnen geschehene eidliche Angelobung der Verfassung einen besondern Revers aus, welcher im ständischen Archiv niederzulegen ist." In Sachsen ist zwar nach §. 139 der Verfassungsurkunde „der Unterthaneneid und der Eid der Civilstaatsdiener und Geistlichen aller christlichen Confessionen, nächst dem Versprechen der Treue und des Gehorsams gegen den König und die Gesetze des Landes, auch auf die Beobachtung der Landesverfassung zu richten." Aber es leuchtet ein, daß der Zweck, das ganze Volk, insbesondere aber die Behörden und auch das Militär zur Treue gegen die Verfassung zu erziehen, ihnen die Beobachtung der Verfassung als einen wesentlichen und unabtrennbaren Theil ihrer Gesammtverpflichtung erscheinen zu lassen, ungleich besser erreicht werde durch die Bestimmungen der kurhessischen, als der sächsischen Verfassungsurkunde. Denn dort wird Jeder auf die Verfassung vereidet, hier nur der, welcher den Unterthaneneid zu leisten hat. Dort schwört jeder Achtzehnjährige, also der Militärpflichtige noch vor seinem Eintritt in die Armee; in Sachsen hat man zwar 1848 auch das Militär auf die Verfassung verpflichtet, aber dieser Eid war und blieb etwas zu dem Fahneneid und dem Geist des unbedingten militärischen Gehorsams, der dem Soldaten seit seinem Eintritt in die Armee angewöhnt worden war, nur Hinzugekommenes, ein fremdes, aufgepfropftes Reis, das nicht mit dem Mark des Stammes verwuchs. Die Offiziere erblickten darin eine Ausgeburt jener Revolution, die sie im Allgemeinen wie in ihren einzelnen Ausflüssen so tief haßten. Den sächsischen Offizieren in ihrer großen Mehrheit wird es unbegreiflich sein, wie ihre Cameraden in Kurhessen bei dem neuesten Conflicte sich auf Seiten der Verfassung stellen und ihre Mitwirkung zu Angriffen auf dieselbe versagen konnten.

Aber der Eid auf die Verfassung allein würde nicht hinreichen, um bei vorkommenden Conflicten den einzelnen Unterthan oder die Behörde auf das hinzuweisen, was sie zu thun haben. Es muß ihnen auch klar und unzweideutig vorgeschrieben sein, wie sie bei solchen Conflicten sich zu benehmen, woran sie namentlich zu erkennen haben, ob etwas der Verfassung gemäß oder mit ihr im Widerspruche sei, es muß ihnen ferner bei treuer Beobachtung ihrer verfassungsmäßigen Verpflichtungen völlige Sicherheit vor willkürlichen Vexationen seitens ihrer Obern, dagegen bei deren Uebertretung unentfliehbare Ahndung in Aussicht gestellt sein.

In allen diesen Beziehungen geht die kurhessische Verfassung mit der äußersten Umsicht zu Werke. Ihr §. 61 ist ein wahres Arsenal von Schutzwaffen für die Verfassung, indem er jedem Staatsdiener genau sagt, was er zur Aufrechthaltung der Verfassung zu thun habe, und ihn, wenn er dies nicht thut, schutzlos der Anklage der gesetzlichen Vertheidiger der Verfassung, der Stände, preisgibt. Er lautet so: „Ein jeder Staatsdiener bleibt hinsichtlich seiner Amtsverrichtungen verantwortlich. Derjenige, welcher sich einer Verletzung der Landesverfassung, namentlich auch durch Vollziehung einer nicht in der verfassungsmäßigen Form ergangenen Verfügung einer höchsten Staatsbehörde (§. 108) — schuldig macht, — oder seine Amtsgewalt mißbraucht — kann auch von Landständen oder deren Ausschuß (§. 102) bei der zuständigen Gerichtsbehörde angeklagt werden. Die Sache muß alsdann auf dem gesetzlichen Wege schleunig untersucht und den Landständen oder deren Ausschusse von dem Ergebniß der Anklage Nachricht ertheilt werden.“ Dahingegen schützt die kurhessische Verfassung (§. 56) jeden Staatsdiener gegen Amtsentsetzung, Entziehung oder Verminderung seines Diensteinkommens ohne Urtel und Recht, ja sogar (§. 57) gegen nachtheilige Versetzungen, verbietet auch ausdrücklich (§. 60), daß in die Dienstanweisung eines Staatsdieners etwas aufgenommen werde, was den Gesetzen (also auch der Verfassungsurkunde) zuwider sei.

Was hat diesen so stricten Bestimmungen die sächsische Verfassungsurkunde gegenüberzustellen?

§. 42 verordnet freilich auch: „Alle Staatsdiener sind für ihre Dienstleistungen verantwortlich“ — allein wem? in welchen Fällen? unter welchen Formen? davon sagt die sächsische Verfassung kein Wort. Dagegen sagt das Staatsdienergesetz vom 7. März 1835, in §. 7: „Jeder Staatsdiener hat bei seinem Eintritt in den Staatsdienst eidlich anzugeloben: daß er dem Könige treu und gehorsam sein, die Gesetze des Landes und die Landesverfassung streng beobachten, das ihm übertragene so wie jedes künftig zu übertragende Amt und jede Verrichtung im öffentlichen Dienste, unter genauer Befolgung der gesetzlichen Vorschriften, und den Anordnungen seiner Vorgesetzten gemäß, nach bestem Wissen und Gewissen verwalten wolle. Die dem Staatsdiener

obliegende Beobachtung der Staatsverfassung berechtigt keinen Diener, die Anordnungen seiner Vorgesetzten, deren Uebereinstimmung mit der Verfassung und den Gesetzen ihm zweifelhaft dünkt, bei Seite zu setzen; vielmehr hat er denselben ohne Verzug nachzugehen, und es bleibt ihm unbenommen, sein diesfallsiges Bedenken der vorgesetzten Behörde anzuzeigen. Er kann daher solchenfalls wegen Erfolgs der Anordnung nicht zur Verantwortung gezogen werden, vielmehr trifft die Verantwortlichkeit denjenigen, der die Anordnung ertheilt hat."

Diese Bestimmung des Staatsdienergesetzes macht den §. 42 der Verf. Urk. zu einer leeren Phrase. Die Verantwortlichmachung des obern Staatsdieners (des Ministers) für die Handlungen seiner Untergebenen ergänzt nicht im entferntesten, was durch Hinwegnahme der unmittelbaren Verantwortlichkeit jener verloren geht. Denn es ist viel schwerer, die Verantwortung für eine Verfassungsverletzung gegen einen Minister geltend zu machen, als gegen einen untergeordneten Staatsbeamten, abgesehen davon, daß schon durch die Zuschiebung und Uebertragung dieser Verantwortung von dem Einen auf den Andern dieselbe häufig ganz verloren geht und unausführbar wird. Nur die unmittelbare volle persönliche Verantwortung, die jedem Staatsdiener für die von ihm vollzogene Verfassungsverletzung droht, kann verhüten, daß der einzelne Beamte sich zur Ausführung verfassungswidriger Befehle seiner Obern gebrauchen läßt, kann allein Maßregeln dieser Art sogleich in ihrer Geburt ersticken, indem sie den verfassungsfeindlichen Obern die gefügigen Werkzeuge ihres ungesetzlichen Beginnens entzieht.

Die wohlthätigen Wirkungen des §. 61 der kurhessischen Verfassungs-Urkunde haben sich bei dem neuesten Conflict auf's schlagendste gezeigt. Beinahe alle Behörden von den höchsten bis herab zu den niedersten haben die verfassungswidrigen Anordnungen des Ministeriums Hassenpflug für unvollziehbar erklärt und ihre Mitwirkung zu deren Ausführung verweigert. Wo ist etwas Aehnliches in Sachsen vorgekommen? Hat eine einzige Behörde sich geweigert, zur Wiederberufung des alten Ständetags die Hand zu bieten? Oder wird eine einzige sich weigern, Steuern, die ohne die vorgeschriebene ständische Genehmigung ausgeschrieben sind, zu erheben? Aber freilich Behörden, die so etwas wagen wollten, würden durch kein Gesetz geschützt, vielmehr nach dem angeführten §. 7 des Staatsdienergesetzes, in Verbindung mit §. 25, c. 8, 26, 4 und 5, und §. 27 desselben Gesetzes der Ahndung ihres Ungehorsams durch die vorgesetzte Behörde unrettbar verfallen sein, ohne daß ihnen eine Berufung an die Gerichte (§. 30 des Staatsdienergesetzes) wegen Entschädigung, Wiedereinsetzung oder Wiederanstellung zustände.

Zur Geltendmachung der in §. 61 der kurhessischen Verfassungs-Urkunde festgesetzten Verantwortlichkeit der einzelnen Staatsdiener, also zur Anklage gegen dieselben bei den Gerichten, (abgesehen von der in §. 100 vorgesehenen Ministeranklage) sind zunächst die Landstände befugt, in deren Abwesenheit aber auch der

ständische Ausschuß, welchen jeder Landtag bei seinem Auseinandergehen, aus seiner Mitte gewählt, zurückläßt (§. 101 und 102).

In Staaten mit längst ausgebildetem Verfassungsleben und einer unwiderstehlichen öffentlichen Meinung, wie England, wird es Niemand für möglich halten, daß eine Regierung auf den Gedanken kommen könnte, die Landesvertretung einmal ganz zu beseitigen oder willkürlich umzugestalten. Aber in Deutschland sind wir gegen solche Möglichkeiten keineswegs gesichert, und so lange dem so ist und wir keinen Gerichtshof haben, der auf die Klage jedes Einzelnen Verfassungsverletzungen vor sein Forum zu ziehen befugt oder verpflichtet wäre, so lange wird die Zurücklassung eines permanenten Ausschusses, als des mit gewissen, wesentlichen Befugnissen ausgerüsteten Vertreters der Gesammtstände, gegen Uebergriffe, wie sie jetzt vorgekommen, einen wirksamen Schutz bieten. In einem solchen ständigen Wächter der Verfassung ist diese selbst gleichsam verkörpert und jeden Augenblick zur Vertheidigung gegen Angriffe gerüstet.

Daß man dieses Institut nicht auch in Sachsen eingeführt, könnte Wunder nehmen, wüßte man nicht, daß die ständischen Ausschüsse von den Zeiten der alten Stände her in Sachsen im Rufe zu großer Nachgiebigkeit gegen die Regierung standen.

Sollten nun aber auch die Landstände oder deren Ausschuß ihre Pflicht versäumen und nicht mit allen zuständigen Mitteln gegen Verfassungsverletzungen einschreiten, so würde, nach der kurhessischen Verfassungs-Urkunde, immer noch dem einzelnen Staatsangehörigen, der sich in seinen Rechten durch die verfassungswidrigen Maßregeln der Verwaltung gekränkt fände, das Recht zustehen, den Schutz der Gerichte anzurufen, und dieser Schutz kann ihm, wofern seine Beschwerde nur begründet ist, nicht wohl fehlen. Dafür sorgen folgende §§. der kurhessischen Verfassungs-Urkunde.

§. 113. „Niemand kann an der Betretung und Verfolgung des Rechtsweges vor den Landesgerichten gehindert werden. Die Beurtheilung, ob eine Sache zum Gerichtsverfahren sich eigne, gebührt dem Richter nach Maßgabe der allgemeinen Rechtsgrundsätze und **solcher Gesetze, welche mit Beistimmung der Landstände werden erlassen werden.**" Hier ist die Frage, ob und in wie weit richterliche Behörden an die Befolgung bloßer Verordnungen gebunden sein sollen, scharf und klar entschieden — sie sind nicht daran gebunden, dafern sie nicht selbst dieselben in Uebereinstimmung mit den wirklichen Landesgesetzen finden.

Weiter §. 123: „Die Gerichte sind innerhalb der Grenzen ihres richterlichen Berufs in allen Instanzen unabhängig. Dieselben entscheiden ohne irgend eine fremde Einwirkung nach den bestehenden Rechten und den **verfassungsmäßigen** Gesetzen. Sie sollen in ihrem Verfahren, namentlich auch in der Vollziehung ihrer Verfügungen und Urtheile geschützt, und soll ihnen

hierzu von allen Civil- und Militärbehörden der gebührende Beistand geleistet werden."

Auf Grund dieses und des vorher angezogenen §. haben die kurhessischen Gerichte auf die Anklage des Herausgebers der Neuen Hess. Zeitung deren Freigebung von dem durch den Militärbefehlshaber über sie verhängten Beschlag verfügt, indem sie diese Maßregel als eine verfassungswidrige für nichtig erklärten, und so groß ist dort, sogar Seitens der Militärbehörden, die Achtung vor der verfassungsmäßigen Unabhängigkeit der Gerichte, daß das Militärcommando, welches die Druckerei der N. Hess. Ztg. besetzt hielt, zurückgezogen und der Druck des Blattes freigegeben ward. Ja es wurde auf Befehl des Gerichts ein Polizeibeamter, der im Auftrage des Militärbefehlshabers eine gleiche Maßregel gegen das Blatt „Die Hornisse" vollzogen hatte, in Haft genommen, und der Militärbefehlshaber wagte troß des Belagerungsstandes nicht, seinen Beauftragten der Haft zu entziehen!

Wie sehr stechen davon die Verhältnisse in Sachsen ab! Zwar sind auch dort, nach §. 47 der Verfassungs-Urkunde, die Gerichte „bei Ausübung ihres richterlichen Amtes innerhalb der Grenzen ihrer Competenz von dem Einflusse der Regierung unabhängig." „Auch steht, nach §. 48, Jedem, der sich durch einen Act der Staatsverwaltung in seinen Rechten verletzt glaubt, der Rechtsweg offen." Aber wie sieht es mit der praktischen Ausführung dieser Bestimmungen aus in Bezug auf Verfassungsüberschreitungen durch die Verwaltungsbehörden?

Nehmen wir z. B. den Fall (der dort wie in Kurhessen vorliegt), daß die Regierung Steuern ohne die verfassungsmäßige Zustimmung der Landesvertretung ausschriebe! Nach §. 104 der sächsischen Verfassungs-Urkunde sind „ohne die, in den Steuerausschreiben besonders zu erwähnende ständische Bewilligung weder die Einnehmer zur Erhebung der ausgeschriebenen Abgaben berechtigt, noch die Unterthanen zu ihrer Entrichtung verpflichtet." Wenn nun aber dennoch die Einnehmer solche nicht verfassungsmäßig bewilligte Abgaben erheben wollen, wie wird der einzelne Staatsangehörige sich der ihm angesonnenen Entrichtung, zu der er nach der Verfassung nicht verpflichtet ist, factisch zu entziehen vermögen? Er wird sich weigern, zu zahlen. Darauf schickt man ihm Execution, d. h. einen Soldaten, der sich so lange bei ihm einquartiert, bis er zahlt, oder man pfändet ihn äußersten Falles aus. Er fühlt sich dadurch in seinen Rechten verletzt und will nach §. 56 den Rechtsweg betreten. Die Gerichte werden doch wohl seine Klage annehmen, die verfassungswidrige Zumuthung der Steuerbehörde cassiren, deren Verfahren mit Execution vielleicht sogar als einen Amtsmißbrauch ahnden? Ach nein, das werden sie schwerlich! Aber sind sie denn nicht „unabhängig"? Ja freilich, aber nur „innerhalb der Grenzen ihrer Competenz." Hätten sie nun auch diese Grenzen, wie die kurhessischen Gerichte (nach §. 113 der kurhessischen Verf.-Urk.), selbst zu bestimmen (was nicht der Fall ist), so würde ihnen doch das Gesetz vom 28.

Januar 1835 „über die Competenzverhältnisse zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden" entgegenstehen, worin sich folgende hier einschlagende Bestimmungen finden:

§. 2. „Den Verwaltungsbehörden bleibt das Recht, — wegen öffentlicher Abgaben und Leistungen gesetzliche Zwangsmittel anzuwenden." — „Sie haben jedoch (§. 3), wenn in den Fällen unter 2 die Hülfsvollstreckung in beweglichen oder unbeweglichen Sachen u. s. w. geschehen soll, die Justizbehörden anzugehen."

§. 5. „Die Justizbehörden haben den §. 3 erwähnten Anträgen unweigerlich stattzugeben. Wird gegen die Execution appellirt, so ist von ihnen an ihre höhere Behörde Bericht zu erstatten. Letztere entscheidet jedoch nur über das Verfahren bei der Execution, nicht aber auch über die vorhergegangene Resolution der Verwaltungsbehörden. Ist die Appellation zugleich gegen diese gerichtet, so hat sich die höhere Justizbehörde deshalb mit der competenten höhern Verwaltungsbehörde zu vernehmen und derselben die Entschließung zu überlassen."

Der Rechtsweg, den die Verf.-Urk. dem in seinen Rechten Verletzten eröffnet — oder sagen wir besser, zu eröffnen scheint, findet sich in dem erwähnten Gesetze freilich auch wieder, aber es ist ein Weg, wie jener, über dessen Eingang Dante schrieb: „Lasset alle Hoffnung zurück, Ihr, die Ihr hier eintretet!" Man höre nur §. 7 des Gesetzes:

„Der Rechtsweg findet statt — 3., wenn Jemand unter der Behauptung, eine Verwaltungsbehörde habe ihre Amtsgewalt überschritten oder gemißbraucht (also der Fall von §. 104 der Verf.-Urk., wonach die Einnehmer zu Erhebung nicht ordnungsmäßig bewilligter Abgaben nicht berechtigt sind!) und es sei daraus Schaden entstanden, Entschädigung, nach Befinden Herstellung des vorigen Standes der Sache verlangt. Es dürfen jedoch Justizbehörden, wenn dabei Verwaltungsmaßregeln zur Sprache kommen, über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit derselben, in Bezug auf das allgemeine Beste, so weit eine rechtliche Entscheidung darüber in den Gesetzen nicht ausdrücklich nachgelassen ist (dies bezieht sich auf Expropriationen, Ablösungen u. dgl.) nicht entscheiden, **noch die Verordnungen der Verwaltungsbehörden für ungültig erklären.**

Zum Ueberfluß endlich bestimmt auch noch §. 8 desselben Gesetzes:

„Ueber Irrungen in andern Verhältnissen des öffentlichen Rechts entscheiden Verwaltungsbehörden, z. B. in Streitigkeiten — 2., über die Verbindlichkeit zu Staatsabgaben und anderen Staatsleistungen." — §. 11 aber, welcher die Ausnahmen hiervon aufführt, statuirt den Rechtsweg gegen solche Entscheidungen nur dann, „wenn Jemand sich dabei nicht blos auf Gesetze, — sondern auf besondere Rechtstitel (Privilegien, rechtskräftige Entscheidungen, Verträge, Verjährung oder Herkommen) beruft." Zu den be-

sondern Rechtstiteln" gehört aber die Verfassung nicht, und so wird es wohl dabei bewenden, daß der Unterthan in Sachsen zwar zur Entrichtung verfassungswidrig erhobener Steuern nicht verpflichtet, aber auch, wenn er sie verweigern will, zur Betretung des Rechtswegs nicht berechtigt ist, mindestens auf einen Erfolg davon nicht zu rechnen hat.

Kann man nach dieser Vergleichung der kurhessischen und der sächsischen Gesetzgebung sich noch wundern, wenn in Kurhessen Verfassungstreue und Achtung vor dem Gesetz, Standhaftigkeit in Vertheidigung verbriefter Rechte und Besonnenheit in deren Gebrauch in so staunenswerther Weise, in allen Classen der Gesellschaft, bei den Behörden wie bei den einfachen Staatsangehörigen, beim Militär wie beim Civil, sich finden, dagegen in Sachsen bei den Behörden Unterwürfigkeit unter die von oben befohlenen Anordnungen, beim Volke theils Gleichgültigkeit, theils Verzagtheit in Wahrung seiner verletzten Rechte?

Eines darf man freilich nicht außer Acht lassen — und dies mag das Urtheil über das Verhalten der Bevölkerung Sachsens einigermaßen mildern — die in Sachsen vorausgegangenen Wühlereien der demokratischen Partei, welche dem Staatsstreiche der Regierung wenigstens den Schein einer Berechtigung aus politischer Nothwendigkeit verliehen. Freilich nur den Schein, denn jeder Unbefangene muß erkennen, daß dies nicht der rechte Weg sei, um das Volk zur Gesetzlichkeit zu erziehen und den Einfluß anarchischer Parteien zu brechen, wenn man von oben her das Beispiel des Gesetzesbruchs gibt. Aber der Unbefangenen und selbstständig Urtheilenden gibt es eben wenig, desto mehr aber Solche, denen jeder Schein der Staatsraison als Vorwand unbedingter Ergebung in den Willen der Höhern dient.

Noch ein andrer Grund, der den Widerstand in Kurhessen so einmüthig und so entschlossen machte, lag in der Persönlichkeit des Mannes, gegen den er sich richtete. Zu der Opposition vom Rechtsstandpunkte trat hier eine vom Standpunkte des empörten sittlichen Gefühls hinzu und verlieh ihr größere Kraft und entschiedenere Berechtigung. In Sachsen sind die Mitglieder des gegenwärtigen Ministeriums, so viel man von ihnen weiß, wenigstens im bürgerlichen Leben „ehrenwerthe Leute", und für die Unsittlichkeit der politischen Zwecke und Mittel hat die Masse des Volks (und wir meinen hier nicht blos die minder gebildeten, sondern auch die höchstgebildeten Classen) nicht genug Feingefühl.

Robert Schumann.

1.

Robert Schumann hat trotz der großen Anzahl Werke, womit er seit einer Reihe von funfzehn Jahren die musikalische Welt beschenkte, nur noch einen be-

schränkten Ruf in dem deutschen Vaterlande. Er ist eigentlich nur in Leipzig anerkannt, denn auch Dresden, wohin der Componist in den letzten Jahren sich übersiedelte, hat bis jetzt wenig Notiz von seinen künstlerischen Bestrebungen genommen. Einzelne Männer und einige musikalische Kreise erkannten zwar in ihm den großen Künstler, die officiellen Musiker aber und die Kunstanstalten kehrten ihm bis jetzt den Rücken zu. Auch in Süddeutschland ist sein Name fast unbekannt. Schumann's ernste Muse findet dort keinen günstigen Boden, sie versteht es nicht, gedankenlose Hörer durch sinnlichen Kitzel anzustacheln. Dagegen finden sich in Bremen, Hamburg, Altona, Berlin, Königsberg viele begeisterte Verehrer und Freunde Schumann's. Die Ursache liegt in dem großen Einflusse, welchen Leipzig in den letzten zwanzig Jahren auf das musikalische Treiben des gesammten Norddeutschland ausgeübt hat. Die Concertinstitute, die Musikschule, der großartige Musikalienhandel zogen eine Menge strebsamer Künstler in diese Stadt, und nur Wenige gingen von dannen, ohne von begeisterten Jüngern Schumann's überredet worden zu sein. So scheinen sich nun günstigere Aussichten für die Ausbreitung seiner Werke eröffnet zu haben; sie werden sich vergrößern, wenn Schumann selbst nicht von dem Wege abweicht, welcher ihm allein den Weg in die Herzen der Nation öffnet.

Schumann gehört nicht unter die offenen, sogenannten fidelen Künstlernaturen. Für die Eindrücke der Außenwelt ziemlich unempfänglich, lebt er ein stilles, inneres Leben. Nur wenig die Erscheinungen beachtend, wie sie wirklich sind, gibt er dieselben in der Kunstproduction auf die Weise wieder, wie er sie in seinem Innern verarbeitet hat. Daher erscheint seine Weise oft als die starrste Negation des Wirklichen, und eben darum gebraucht er auch die Kunstmittel auf eine Art, die der praktische Mann oft als verfehlt und ungeschickt bezeichnen wird. Die vorsätzliche Ungeschicklichkeit zeigt sich mehr oder minder von den ersten Werken Schumann's an bis zu seinen letzten Compositionen und sie trägt die hauptsächliche Schuld der Theilnahmlosigkeit, nicht blos des größern Publicums, sondern auch der Künstler selbst, welche nur allzu oft eine wohlgelungene Form dem tiefern Inhalte vorziehen. Mendelssohn steht Schumann weit voran in der richtigen Benutzung der Kunstmittel, in der logischen Verarbeitung seines Stoffes, er übertrifft ihn in der technischen und geistigen Behandlung jeder Aufgabe; aber ihm fehlt die künstlerische Freiheit, der Muth, aus den breitgetretenen Bahnen der Schule herauszuschreiten und auf eine neue Epoche loszusteuern. Mendelssohn hat das in der classischen Epoche nur Angedeutete, aber unvollendet Gelassene, mit Geist und Scharfsinn weiter ausgebildet. Doch war er, obwohl entschiedener Anhänger der Classicität, und in Bach's wohltemperirtem Claviere die Summe aller musikalischen Gelahrtheit erblickend, verständig genug, aus der romantischen Fluth der jüngst vergangenen Kunstepoche die Stücke sorgfältig heraus zu fischen, welche ihm bei dem Aufbau seines Gebäudes als geschmackvolle Zierrathen verwendbar

schienen. Man darf Mendelssohn den Componist der anständigen Leute nennen. Nie kommt Einer in die mißliche Lage, ihm etwas zu verzeihen, denn was er auch thut, er thut es auf eine feine, gewissenhafte und unanstößige Weise. Schon von Jugend auf wurde er in diese Bahn geleitet. Der alte ehrenfeste Zelter, der geniale Louis Bergen und der gründliche Klein haben jeder auf seine Weise an dem Edelsteine geschliffen.

Die Verhältnisse, unter welchen Schumann seinen Namen erringen mußte, sind freilich ganz andere. In der kleinen Stadt Zwickau in Sachsen geboren (1810) und auch dort bis zur Universität erzogen, von einem Lehrer unterrichtet, der zwar gewissenhaft und kunstverständig, aber durch den Aufenthalt in der kleinen Stadt von allem höhern Kunstleben abgeschnitten war, wurde er wenigstens nicht durch äußere Eindrücke nach einer festen Richtung hingetrieben. Er blieb sich selbst überlassen und konnte sich nur durch sich selbst bilden. Kein Wunder, daß er sich in romantische Schwärmereien stürzte, daß er als ächter Romantiker sich in seinen ersten Werken zu Formlosigkeiten hinreißen ließ, welche ihn lange Zeit hindurch als einen unklaren Kopf gelten machten. Deshalb gingen seine ersten Werke spurlos vorüber. Es kam dazu, daß Mendelssohn gerade bei seinem ersten künstlerischen Auftreten nach Leipzig berufen wurde. Dieser klare und verständige Mann erwarb sich in kurzer Zeit einen Anhang, wie ihn kaum ein Künstler um sich vereinigt hatte. Mendelssohn's Ruf war damals schon durch das Oratorium Paulus begründet. Die Ouverture zu den Hebriden, zum Sommernachtstraum, zu Meeresstille und glückliche Fahrt führte er in Leipzig bald nach dem Antritt seiner neuen Stellung auf. Schumann trat bei dem Eintritt dieser glanzvollen Ereignisse in den Hintergrund. Nur eine kleine Anzahl Freunde, nach gleichem Ziele strebend und in dem Genossen die künftige Größe ahnend, schaarte sich ihm treu zur Seite. Sie nannten sich selbst die Davidsbündler. Ihre Richtung und ihre Thätigkeit läßt sich am genauesten erkennen aus den ersten Jahrgängen der Neuen Zeitschrift für Musik, welche der Verein als Bundesorgan benutzte. Erst nach vielen neugierigen Anfragen über den geheimnißvollen Bund tritt endlich Schumann, der bis jetzt die Bundesnamen Florestan und Eusebius geführt, mit seinem wirklichen Namen hervor, und es geht daraus deutlich hervor, wie er eigentlich die Person war, um welche sich die übrigen Glieder untergeordnet bewegten. Er erscheint nun auch als genannter Redacteur der Neuen Zeitschrift und sucht unter eignem Namen den reformatorischen Tendenzen des Vereins in größerm Kreise Eingang zu verschaffen. Das Blatt eröffnete eine Polemik gegen das in den Jahren 1830—40 üppig wuchernde Virtuosenunwesen und gegen die bedeutungslose und schlechte musikalische Presse. Damals beherrschte ein Organ vorzugsweise die musikalische Meinung in Deutschland: die Allgemeine musikalische Zeitung von Breitkopf und Härtel. Der berühmte Rochlitz hatte dieselbe 1799 begründet. Sie erschien anfangs als Vertreterin des Fortschritts,

und ihren beharrlichen Mahnungen allein verdankt Beethoven seine Anerkennung in Deutschland. Später ging sie aus Rochlitz' Händen in die G. W. Fink's über, der sie auf den conservativen Standpunkt überführte, wohin sie sich schon seit mehren Jahren neigte. Fink mochte und durfte diesen Standpunkt nicht verlassen, welchen zu behaupten der Verlagshandlung sehr am Herzen lag. Jede Musikzeitung, welche sich in den Händen von Musikalienverlegern befindet, muß nothwendigerweise diesem Schicksale erliegen. So lange eine solche Handlung mit jungem, frischem Geiste arbeitet und emporzukommen strebt, wird sie mit Eifer junge Talente unterstützen. Dieses Streben wird dann aufhören, sobald die Handlung sich genügend consolidirt und so viel materielle Kräfte gesammelt hat, daß sie keine Concurrenz auf dem Markte mehr scheuen darf. Die Allgemeine Zeitung schleppte von jenen Zeiten ihr Dasein bis zum Jahre 1847, wo sie unter der Redaction Lobe's selig entschlief. Die Neue Zeitschrift begann von ihrem ersten Entstehen an eine Polemik gegen ihre ältere Schwester, die ihr gar zu zahm und tolerant gegenüber dem verderbten Kunstleben erschien. Die Kritik dieses Blattes umging das Zugeständniß des Geistreichen, Genialen, so wie den Kampf gegen das Mittelmäßige, Talentlose mit gleicher Vorsicht. Ueberall fühlte man das Schwankende, Unwahre, Unzuverlässige in der Kritik der Allgemeinen Zeitung, und darum nahm man mit Freuden das junge, frische Organ auf, das, von gebildeten Künstlern geleitet, Wahrheit und Unparteilichkeit zu geben versprach. Und wirklich hat die Zeitschrift in den ersten Jahren ihres Bestehens viel Ersprießliches geleistet, und Schumann selbst wurde durch die Beschäftigung mit derselben weiter gefördert und im Innern geklärt. Es ist deutlich wahrzunehmen, wie er sich immer mehr und mehr aus den romantischen Nebeln herausfindet. Jede neue Composition zeigt ungeheure Fortschritte, und ehe er noch sein 25stes Werk herausgegeben, konnte man schon mit Gewißheit voraussagen, daß er unter die besten Meister deutscher Tonkunst zu zählen sein würde.

Die meisten seiner Compositionen aus dieser ersten Periode sind für Pianoforte geschrieben, und es scheint fast, als ob Schumann anfangs den damals glänzenden Weg des Virtuosenthums habe beschreiten wollen, wozu ihm vielleicht das Leben in dem Hause Friedrich Wiek's die nächste Veranlassung gab. Schumann konnte sich aber auf diesem Wege nicht gefallen: er war zu ernst, um der großen Masse auch nur die kleinste Concession in Ausübung der Kunst zu machen. Seine damaligen Compositionen, aus deren romantischer Schwülstigkeit nur verständige und wohlwollende Kunstgenossen den wahren Inhalt herauszufinden vermochten, würden dem Publicum nur Anlaß zur Verwunderung und zur Abwehr gegeben haben.

Wenn auch diese ersten Tondichtungen im Laufe der Jahre nicht an Werth zugenommen, so sind sie doch im Allgemeinen dem Dilettanten jetzt verständlicher geworden, und wer Schumann und seinen Bildungsgang genau erkennen will,

darf mit ihnen nicht unbekannt geblieben sein. Die große Verbreitung der Chopin'schen Werke hat Schumann indirect sehr viel geholfen. Beide gehen lange Zeit denselben Weg und stehen in einer innigen Wechselwirkung. In spätern Zeiten trennte sich ihr Pfad. Chopin blieb der Romantik treu: seine ersten Werke unterscheiden sich in keiner Hinsicht von seinen letzten, und wie er immer die gleiche Materie handhabte, so goß er sie auch immer in dieselbe Form. Schumann, von Anfang schon durch seine Nationalität tiefer und gründlicher, wendete sich immer mehr und mehr auf einen geistig freien Weg und bewahrte sich so vor dem Einerlei, an dem Chopin nach und nach zu Grunde ging. Die technische Schreibweise Beider war dieselbe, wie sie die Nach-Hummel'sche Zeit in Folge der Vervollkommnung der Instrumente geschaffen hatte. Obgleich aber Chopin Hunderte von kleinen Noten mehr schrieb als Schumann, so war doch des Erstern Technik leichter der Hand einzuüben, als die spröden und contrapunktischen Figuren des Letztern.

Unter den Compositionen in dieser ersten Periode sind einige Gruppen zu unterscheiden, die zwar nicht der Zahlenreihe nach einander folgen, aber hinsichtlich ihres Inhaltes in der innigsten Verbindung stehen. Es mag hier zuerst die Gruppe aufgestellt werden, deren einzelne Nummern sich auf die äußere Bildungsgeschichte Schumann's und seiner Genossen zurückführen. Es sind dies die Davidsbündlertänze (op. 6), der Carneval von Venedig (op. 9) und die Sonate „Florestan und Eusebius," in Fis moll (op. 11). In letzterm Werke treten die beiden Gestalten Florestan und Eusebius einander gegenüber; sie ziehen sich wechselsweise an und stoßen sich wieder ab. Bald tritt das freundliche Wesen des Eusebius in den Vordergrund, aber bald verdrängt ihn wieder der heißblütige, stürmische Florestan und so wogen die Wellen des Gegensatzes hin und wieder bis an's Ende des Werkes, ohne daß die gewünschte Versöhnung in diesem psychischen Drama eintritt. Der Carneval (op. 9) ist ein Maskenscherz im höhern poetischen Gewande, nicht im entferntesten zu vergleichen mit jenem polternden, zappelnden und miauenden Hanswurst, welchen der Geiger Ernst so häufig auf den Schwungsaiten seiner Saiten producirt hat. Schumann's Carneval zerfällt in eine Menge einzelner Stücke, deren jedes eine bestimmte Maskenfigur producirt. Es treten auf: Arlequin, Pierrot, Colombine rc., ferner der blasirte, noble Chopin und nicht zu vergessen Florestan und Eusebius. Diese einzelnen Stücke sind die vortrefflichsten musikalischen Charakteristiken; die Treue und Wahrheit in der Schilderung reißt zur Bewunderung hin. Bei weitem aber die Krone des ganzen Werkes bildet das Finale: der Davidsbündlermarsch. Diese Gesellen mengen sich wie toll in das Gewühl der Masken und singen dem alten Kunstzopfe das Spottlied: Als der Großvater die Großmutter nahm rc. Schon in den papillons (op. 2) benutzt Schumann dasselbe Motiv, um in humoristischer Weise die alten Leipziger Herren zu züchtigen, die ihn und seine jungen Genossen über die Achsel anzusehen pflegten. Die Davidsbündlertänze bieten für den Uneingeweihten nicht genügend Interessantes. Die

Herren tanzen, unter ihnen natürlich Florestan und Eusebius, oftmals auf zu ausgewählte und außerordentliche Weise, daß man die Absicht deutlich sieht, sie wollen sich auszeichnen und den Alten etwas Neues vortanzen. Eine zweite Gruppe bilden die Werke: Phantasiestücke (op. 12), Etudes symphon. (op. 13), Concert sans orchestre (op. 14), Kinderscenen (op. 15), Kreisleriana, (op. 16), woran sich noch die Novelletten (op. 21) und die Nachtstücke (op. 23) fügen lassen. Alle diese Werke liegen noch auf rein romantischer Basis; es sind in ihnen meist kurze, abgerissene Sätze enthalten, welche mehr durch die Originalität und Tiefe der Motive befriedigen, als durch die formale Darstellung. Alle diese Werke sind gewiß mit dem größten geistigen Kampfe geboren: der Schöpfer ringt mit dem Stoffe, er ist noch nicht stark genug, ihn in edlere Formen zu zwingen. Den Uebergang zu der folgenden Periode der künstlerischen Thätigkeit Schumann's bilden die Werke: Arabeske (op. 18), Blumenstück (op. 19), Humoreske (op. 20) und Sonate in C moll (op. 22). Es zeigt sich in diesen Werken schon jene Klarheit und Durchsichtigkeit, die den Werken der mittlern Periode eigenthümlich ist. Besonders hervorzuheben ist die Sonate, aus welcher das erstemal hervorgeht, daß der Componist im Stande sein wird, die längere und höhere Kunstform mit Leichtigkeit zu beherrschen.

Es war nöthig, diese erste Periode der Thätigkeit Schumann's näher in's Auge zu fassen, weil in ihr der Schlüssel zur Erkenntniß seiner Kunstrichtung liegt. Ihn führte sein Unterricht und seine Umgebung nicht nach einer bestimmten Kunstrichtung, wie dies bei Mendelssohn der Fall war, der als junges Reis schon durch geschickte Gärtner auf den Baum der alten Classicität gepropft wurde. Mendelssohn verfiel nicht in die Irrthümer, mit denen Schumann lange Jahre zu kämpfen hatte. Der Kampf war schwer, aber er drang durch.

Von Jugend an auf sich selbst gewiesen und durch keine bestimmte musikalische Zucht geleitet, mußte er den Weg für seine Thätigkeit sich selbst vorzeichnen. Auch seine Freunde und Anhänger waren ihm nicht geistig so weit überlegen, um irgend einen nachhaltigen Einfluß auf ihn auszuüben. Diese künstlerische Autonomie ist es, die man andeutet, wenn man ihn einen Romantiker nennt. Die Anwendung dieses Begriffs auf die Musik kann nur bildlich und uneigentlich verstanden werden. Es liegt darin die Bedeutung einer Emancipation von gewissen, durch logische und ästhetische Gesetze befestigten Wahrheiten; es liegt darin ein geflissentliches Negiren des Anerkannten und durch den Gebrauch Geheiligten, ein Streben, die Fesseln der sogenannten Classicität abzuschütteln, die „vorsätzliche Ungeschicklichkeit", von der früher die Rede war, das geflissentliche Verachten anerkannter Kunstformen und die willkürliche Verwendung der Kunstmitel. Daß jugendliche, begabte Geister in dem stürmischen Verlangen, sich auszuzeichnen, leicht in solche Romantik sich verirren, ist in dem Wesen der menschlichen Natur begründet; daß Schumann diesen Weg betrat und ihn längere Zeit mit allen seinen Consequenzen

verfolgte, ist ebenso natürlich. Schumann verließ das Panier der Romantik, als er durch eifriges Studium zu der Ansicht sich erhoben hatte, daß neues Gute nur der schaffen kann, welcher das alte Gute verstanden hat und zu würdigen versteht.

Die zweite größere Periode von Schumann's künstlerischer Thätigkeit umfaßt Opus 25 bis 60. Es ist erstaunlich, in welcher kurzen Zeit sie geschaffen wurden, (1840—1846). Ueberhaupt ist Schumann der productivste Componist unsers Jahrhunderts. Es kann hier nicht die Rede sein von Czerny und ähnlichen Fabrikarbeitern. Schumann, obwohl seine materiellen Verhältnisse in diesen Jahren nicht für die glänzendsten gelten konnten, hat sich dennoch keinen Augenblick an der heiligen Kunst versündigt. Gerade von dieser Periode an tragen seine Werke den Stempel des höchsten Nachdenkens. Tag und Nacht schafft und feilt er; er würde es für eine Sünde halten, wenn er nicht über die kleinste Note Rechenschaft geben könnte. In den letztvergangenen Jahren hat er das viel übertrieben, in der jetzt vor uns liegenden Zeit sprudelt aber der Quell seiner Phantasie so lustig, so hell und so frisch, daß es gut erscheint, wenn er dem Uebermuthe Zügel anlegt, daß es sogar besser gewesen wäre, er hätte in manchen Fällen noch mehr Strenge gegen sich ausgeübt. Alle diese Werke sind im edlern Sinne des Wortes originell. Die frühern dürfen theilweise auch auf diese Bezeichnung Anspruch machen, doch liegt in ihnen mehr die Originalität eines trotzigen Kindes; hier erblicken wir geistige Freiheit, sichere Erkenntniß der vorliegenden Aufgaben, Gewandtheit und Fertigkeit in der Behandlung des Stoffes. Und sicher sind nach Beethoven und Weber aus keines Componisten Feder so neue, glänzende unwiderstehliche Melodien geflossen. Keiner unter uns versteht, wie er, die Kunst, seine Melodien durch die lebendigsten contrapunktischen Gebilde zu umkleiden. Es dürfen des Beispiels wegen hier nur zuerst seine Liedersammlungen angedeutet werden. Welche Innigkeit, welche Tiefe und Wahrheit der Melodie, und das vortreffliche Beiwerk in der Begleitung, die treffendste Zeichnung zu dem Charakter des Gedichtes! Der Vorwurf, die Begleitung des Pianoforte sei zu schwer geschrieben, fällt jetzt von selbst weg, wo die neuere Technik des Clavierspiels so weite Verbreitung gefunden hat. Noch weniger ist der Einwand zu beachten, die Singstimme sei unsingbar geschrieben: er ist meist ausgegangen von Sängern von Profession, denen diese neue ernste Weise nicht behagte, weil sie nicht mit den Gurgeleien übereinstimmte, welche sie aus der so gesunkenen Opernmusik der letzten Jahrzehnte gelernt hatten. Spätere Werke Schumann's trifft dieser Tadel allerdings mit Recht. Von einer Schuld aber ist er in diesen Liedern nicht frei zu sprechen: die theilweise unüberlegte Auswahl der Gedichte. Besonders sind hier zu erwähnen: die Myrthen (op. 25, 4 Hft.) und der Liederkreis von Heine (op. 48, 2 Hft.). Es finden sich da, und so auch in einzelnen andern Heften, spröde, unmusikalische Verse genug, denen der Componist die Musik aufgezwungen hat; es mußte biegen oder brechen. Innerhalb der Grenze dieser Periode finden sich 17

Sammlungen Lieder. Am meisten hervorzuheben aus diesen sind op. 35, 36, 39, 42, 45, 49. Auch mit mehrstimmigem Gesang beschäftigt er sich jetzt (op. 33, Lieder für Männerstimmen, op. 55 und 59, Lieder für gemischten Chor). — Im Gebiete der Kammermusik finden wir op. 41, drei Streichquartette, op. 44, Clavierquartett, op. 47, Clavierquartett. Diese Werke zählen zu seinen besten, besonders die letzten beiden. In dieser Zeit erscheinen auch seine ersten Orchesterwerke: 1. Sinfonie in B (op. 38), Ouverture, Scherzo, Finale (op. 52) und Clavierconcert (54). Die Sinfonie hat die Rundreise durch ganz Deutschland gemacht, sie hat nur wenig große Städte unberührt gelassen, in denen die Herren Capellmeister sich mit Händen und Füßen dagegen sträubten. Nur erfrorne und erstarrte Herzen wissen diese Frühlingsklänge nicht zu würdigen. Grämliche Naturen, die, weil sie selbst als Schwindsüchtige nicht mehr laut zu jauchzen vermögen, Andere ob ihrer lauten Fröhlichkeit tadeln. Es gibt nur eine Sinfonie von gleich fröhlicher, frischer Lebenskraft, die achte in F. von Beethoven. Das zweite angeführte Orchesterwerk (op. 52) hat sich weniger Beifall errungen, obgleich es ein tüchtiges Werk ist. Die Schuld liegt daran, daß es erst aufgeführt wurde, nachdem die Sinfonie sich schon aller Herzen bemächtigt hatte. Das Clavierconcert reiht sich in seinem Ernste und seiner Gediegenheit würdig an die Erzeugnisse Mozart's, Beethoven's und Mendelssohn's. Obgleich bis jetzt wenig von den Virtuosen benutzt, wird es doch in der Zukunft immer mehr und mehr an das Tageslicht gezogen werden. Doch dürfte es nur in den Händen ernster und tüchtiger Künstler gelingen, da seine Schwierigkeiten der solidesten Art sind und nicht durch bloßes Studium von Schulfiguren gelöst werden können. Nächst der erwähnten ersten Sinfonie hat noch ein Werk Sympathien in weiterm Kreise für Schumann erweckt: das Paradies und die Peri, für Solostimmen, Chor und Orchester, eine Art Oratorium, die Dichtung entlehnt aus Lalla Rook von Thomas Moore. Es wurde in Leipzig das erstemal aufgeführt im Winter 1843. Wenn schon die Sinfonie die Zahl seiner Anhänger bedeutend vermehrt hatte, so wuchs deren Anzahl durch diese Aufführung in so hohem Grade, daß eine gewisse Partei in Leipzig, die nur in Einem den Messias erblicken wollte, betroffen wurde. Der Text der Peri, der indischen Mythologie entlehnt, ist poetisch und sinnig, doch ist er nicht im Stande, lange Zeit den Hörer gleichmäßig zu fesseln, da seine Hauptwirkungen in dem ersten Theile liegen, und von hier bis an's Ende des dritten ein unaufhörliches Sinken in den poetischen und musikalischen Wirkungen den Hörer nicht in gleicher Spannung zu halten vermag. Abgesehen von diesen Mängeln bietet die Peri eine Menge der herrlichsten musikalischen Motive, in den Kriegerchören und der Schlußfuge des ersten Theiles erscheint des Componisten Talent für dramatische Musik zum erstenmal, es manifestirt sich hier sogar glänzender, als die Oper Genoveva späterhin bestätigt hat. Die Wahl des Textes bleibt trotz der

angedeuteten Mängel immer noch eine gute; sie ist wenigstens besser, als das für unsere Zeiten unzweckmäßige Verharren in den alttestamentlichen Texten.

Clavierwerke lieferte Schumann in dieser Zeit wenig; das Instrument bot dem hohen Schwunge seiner Phantasie jetzt zu wenig Spielraum. Daher erscheint jetzt das Pianoforte in Verbindung mit Streichinstrumenten (op. 44, 47) oder in Verbindung mit dem Pedal. Für diesen Zweck schrieb er zwei Werke: op. 56, Studien für den Pedalflügel, und op. 58, Skizzen für Pedalflügel, in contrapunktischem Style, dem er sich jetzt mit allem Eifer zuwendet. Diese beiden Werke lassen sich gewissermaßen als Einführung in die folgende Periode betrachten, wo der Ernst, man möchte sagen die Grübelei, leider manchen guten Gedanken zum Besten des Contrapunkts niederdrückt. Als reines Clavierwerk dieser Periode sind nur zu betrachten die drei Romanzen, op. 28.

(Schluß im nächsten Heft.)

Deutsche Staatsmänner*).

1.

Heinrich Freiherr von Arnim.

Die tüchtige Gesinnung in der Rede, welche Heinrich v. Arnim neuerdings in Kiel gehalten, hat die Aufmerksamkeit Deutschlands von Neuem auf ihn gezogen. Der edle Freiherr ist vor den schärfer ausgeprägten Charakteren, welche die Märzrevolution entweder hervorbrachte oder in eine neue Phase der Entwickelung leitete, in den Hintergrund getreten; sonst wäre die eigenthümliche Mischung widerstrebender Momente in seinem politischen Verhalten wohl geeignet, Diejenigen zu fesseln, bei denen das Interesse für eine psychologische Studie das objective Interesse an der politischen Entwickelung überwiegt.

Heinrich von Arnim, der unter den preußischen Staatsmännern des Jahres 1848 in deutscher Gesinnung und auch in der Neigung zu liberalen Concessionen vielleicht am weitesten ging, ist nicht aus der liberalen Opposition der vierziger Jahre hervorgegangen; seine Bildung stammt vielmehr aus dem Centrum der romantischen Reaction, jener Gesellschaft geistreicher Männer in der Wilhelmsstraße, die sich um den gegenwärtigen König geschaart hatte, zu gleichmäßigem Widerstand gegen den bürgerlichen Geist der Neuerung wie gegen die altpreußischen Traditionen des bureaukratisch-militärischen Systems. In dieser Gesellschaft scheint er sogar zu der äußersten Rechten gehört zu haben, wenn wir wenigstens der

*) Radowitz Heft 11. Manteuffel 12. Vincke 18.

Schilderung seines ehemaligen Freundes Radowitz Glauben schenken, der ihn in seinen „Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche" unter dem Namen Arneburg darstellt. Arneburg hat einen sehr starken Anstrich von jenem aristokratisch-militärischen Pietismus, der damals unter den höhern preußischen Offizieren zu grassiren anfing; von Liberalismus findet sich bei ihm keine Spur, und Waldheim, das eigentliche Organ des Verfassers, macht dem Zeitgeist viel größere Concessionen.

Heinrich von Arnim, wie wir aus ältern biographischen Andeutungen in der D. Ztg. entnehmen, stammt aus dem Hause Suckow in der Uckermark, ist der jüngste von 13 Brüdern und steht in den fünfziger Jahren. Sein Vater war ein sehr leidenschaftlicher Mann, der seine Kinder mit großer Härte behandelte und mit seiner sanften Frau, einer geborenen Gräfin Solms-Sonnenwalde aus der Lausitz, in sehr unglücklicher Ehe lebte; seine Brüder sind, als Erben des unglücklichen Temperaments des Vaters, zum Theil gewaltsam durch eigene Hand gefallen. Er besuchte das Pädagogium zu Halle, machte, noch halb Knabe, die Freiheitskriege mit, ließ sich ein Pferd unter dem Leibe erschießen und erhielt eine Wunde in den Fuß, weswegen er noch jetzt etwas hinkt. Nachher studirte er in Heidelberg, wo er seine spätere Gemahlin, die schöne und geistreiche Tochter des vormaligen holländischen Gesandten am würtemberger Hofe, Baron Strick von Linschotten, kennen lernte. Seine Carriere im Staatsleben hat er nicht auf die gewöhnliche Weise eröffnet; er hat nie ein Examen gemacht. Im Jahre 1822 wurde er als Gesandtschafts-Attaché in der Schweiz angestellt, und lebte dann als Legationssecretair in München, Kopenhagen und Neapel. Hier wurde er nach dem Tode des Grafen Flemming interimistischer Geschäftsträger. In Neapel bereits verheirathet, verlor er einen Sohn und scheint damals in die orthodoxe Richtung gekommen zu sein. Dort ist ihm eine merkwürdige Bekehrung eines Katholiken gelungen. Victor Amadeus Huber, Sohn der Therese Huber, der bekannte Schildknappe der Legitimität, auf Cotta'sche Rechnung in Spanien, England und Italien reisend, lebte damals in Neapel, brachte einige Wochen mit dem Freiherrn auf Capri zu und wurde von diesem für das protestantische Christenthum gewonnen. In diese Zeit fällt die Reise des jetzigen Königs, damaligen Kronprinzen von Preußen nach Italien, wobei Arnim als Cicerone diente, ein glänzendes Fest auf dem Vesuv gab und dem Kronprinzen sehr nahe trat. Nachdem Graf Voß zum Gesandten in Neapel ernannt war, wurde Arnim als wirklicher Geschäftsträger in Darmstadt angestellt, wo er wieder einen Sohn verlor und durch seine Todesanzeige Aufsehen erregte. Von da kam er 1839 als wirklicher vortragender Legationsrath in's Ministerium des Auswärtigen, doch war seine Thätigkeit nur von kurzer Dauer, weil er sich in Folge eines Rangstreits mit einem Collegen, Herrn v. Lecoc, mit dem Minister Ancillon überwarf. In diese Zeit fallen seine theologischen Studien und sein Verkehr mit der „Wilhelmstraße". Der verstorbene

König liebte ihn nicht und hielt ihn fern; der jetzige König aber, welcher seit dem Zusammentreffen in Italien sehr für ihn gestimmt war, erhob ihn bei seinem Regierungsantritt in den Freiherrnstand (1840), und ernannte ihn zum Gesandten in Brüssel, wo er sich in Förderung der deutschen Interessen sehr tüchtig gezeigt hat. Ihm hauptsächlich verdankt man den Handelsvertrag von 1844, über welchen Gegenstand er damals eine anonyme Flugschrift: „Handelspolitisches Testament", veröffentlichte. Auch hat er eine deutsch-protestantische Kirche gegründet. Bald darauf vertauschte er seinen Posten mit der noch wichtigern und angenehmern Stellung als Botschafter zu Paris, nicht gerade zur Freude seines Vorgängers, des Grafen v. Arnim-Heinrichsdorf. Zu Anfang seines Aufenthalts in Paris starb seine treffliche Gattin, mit der er vor dieser Versetzung eine Reise nach Paris und London gemacht hatte, und hinterließ ihm eine einzige Tochter. Bei seinem Aufenthalt in London hatte er bei Bunsen gewohnt, mit welchem er auf sehr vertrautem Fuße stand. Schon damals waren sie in Beziehung auf eine Frage, die später die kritische unserer Nationalität wurde, die schleswig-holsteinische, einig, und zwar sowohl aus dem Gesichtspunkte der Legitimität, wie der deutschen Ehre. Daß er im Uebrigen damals noch sehr absolutistisch gesinnt war, zeigt ein Umstand, den wir bisher übergangen haben: durch seine Vermittelung ist nämlich Hassenpflug, den er in Norderney kennen gelernt hatte, erst nach Sigmaringen, dann nach Luxemburg, endlich nach Preußen gekommen.

In der Schreckensnacht vom 18. März befand er sich mit seinem Vetter, dem Grafen v. Arnim-Boitzenburg, auf dem Schlosse. Der Sturm der Februarrevolution scheint auf sein Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Die meisten Berichte schreiben seiner Stimme den entscheidenden Einfluß auf den König zu, in Betreff der Zurückziehung des Militärs in einem Augenblicke, von dem vielleicht der Wendepunkt der Revolution abhing.

Arnim war der Erste, der in das neugebildete Cabinet seines Vetters, des Grafen Arnim, aufgenommen wurde. Er erhielt das wichtige Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, das in dem Augenblicke, wo die Herzogthümer sich gegen die Uebergriffe der dänischen Krone erhoben, und wo Preußen der schon seit langer Zeit in den Gemüthern des deutschen Volks vorbereiteten Bewegung die feste Richtung geben sollte, noch ungleich an Bedeutung gewann. Es war dies der wesentliche Punkt, in welchem die neue, autonome preußische Politik sich von der alten, diplomatisch-legitimistischen scheiden sollte; für den Augenblick vielleicht wichtiger, als das unmittelbare Verhalten in der deutschen Frage und den innern Angelegenheiten. Es war dies der Punkt, in welchem die beiden verschiedenen Elemente, aus denen das neue Cabinet zusammengesetzt war, sich feindlich begegnen mußten. Ehe aber noch dieser Zwiespalt zum Ausbruch kam, deckte das gesammte Ministerium mit seiner Verantwortlichkeit einen Act der Krone, der damals durch ganz Deutschland eine fieberhafte, ungesunde Bewegung hervorrief;

einen Act, den die heutige Reaction mit ihrem Herzblut aus der preußischen Geschichte auswischen möchte.

Es war der schwarz-roth-goldne Ritt vom 21. März. Die Idee gehört Arnim an, mehrere seiner Collegen wurden davon unerwartet betroffen. Es ist dieser Act von den verschiedensten Parteien auf das härteste angefochten, und doch kann man eigentlich nur sagen, daß er in eine ungünstige Zeit fiel und im Einzelnen ungeschickt angelegt war. Im Wesen der Sache enthielt er das Unvermeidliche und Zweckmäßige: es war eine offene Erklärung sowohl der preußischen als der deutschen Revolution gegenüber nothwendig die Erklärung, daß man mit dem constitutionellen Princip Hand in Hand gehen und der nationalen Bewegung des deutschen Volks das geben wollte, was ihr noch fehlte: Einheit, Ordnung, Concentration. Aber freilich gehörte die symbolisch-phantastische Form, in der diese Erklärung abgegeben wurde, den Reminiscenzen der romantischen Schule an, und war in keiner Weise auf den Charakter des deutschen Volks berechnet, das zwar selber von Zeit zu Zeit gerne extravagirt, es aber nicht duldet, wenn hochgestellte Personen vor ihm Komödie spielen. An ein unmittelbares, praktisches Vorangehen in der Entwickelung der deutschen Verfassung, das damals, über eine Woche vor dem Zusammentritt des Vorparlaments, noch möglich war, wurde nicht gedacht; man begnügte sich mit dem Aufzug, und ließ die eigentliche Leitung der Bewegung in die Hände der Demagogen fallen.

So wurde der Act der Versöhnung und Erhebung eine Demüthigung für das Königthum, eine Demüthigung für Preußen. Er hatte keine andere Folge, als ein fanatisches Wuthgeschrei des Pöbels, dem die constitutionelle Partei zu ihrem Schaden mit wenig Ausnahmen nirgend energisch genug entgegentrat. — Beiläufig bemerkt, hat ganz aus ähnlichen Gründen die Kaiserwahl der Nationalversammlung für diese Partei einen ähnlichen Ausgang gehabt. Das Königthum hat sich an ihr gerächt. — Zunächst wurde die allgemeine Frage durch die bestimmten praktischen Interessen in den Hintergrund gedrängt.

Das Cabinet sollte ein Ausdruck der liberalen Partei des vereinigten Landtags sein. Von den Führern der damaligen Opposition waren aber nur Auerswald und Schwerin eingetreten; Camphausen und Hansemann weigertensich, an einer Verwaltung Theil zu nehmen, die von einem wegen absolutistischer Polizeimaßregeln übel berufenen vormärzlichen Minister geleitet wurde. An sie schloß sich die linke Seite des Cabinets an, die aus drei verschiedenen Elementen zusammengesetzt war: der romantischen Schule (Arnim), dem ständischen Liberalismus (Auerswald), der altpreußischen Bureaukratie (Bornemann). Die Nothwendigkeit, ein aus gleichen Bestandtheilen zusammengesetztes Cabinet zu bilden, machte sich um so dringender fühlbar, da in urgenten Fragen, wegen Schleswig-Holstein und Posen, die bisherigen Minister sich nicht einigen konnten. So kam es dahin, daß Arnim offen erklärte, mit dem Conseilpräsidenten nicht länger dienen zu wollen. Graf Arnim-

Boitzenburg wurde zum Rücktritt halb genöthigt, und ein Ministerium des reinen Liberalismus unter der Leitung Camphausen's gebildet.

Den Gang dieses Ministeriums und seine Fehlgriffe in der deutschen Frage wie in der innern Angelegenheit gedenken wir bei der Charakteristik Camphausen's anzudeuten. Was Arnim eigenthümlich angehört, ist das Verfahren in Schleswig-Holstein und wenigstens theilweise in Posen.

Das letztere ist zwar von geringerer Wichtigkeit. Man hatte in der Hitze der Märztage den Polen Versprechungen gemacht in Beziehung auf ihre nationale Reorganisation, die entweder auf nichts herausliefen, wenn man sie umdeuten wollte, wie es später geschehen ist, oder auf die Wiedereinrichtung eines polnischen Reichs, und was damit unmittelbar verbunden war, Krieg gegen Rußland. An den letztern konnte der Staat nur dann denken, wenn er in sich selbst einig und Herr seiner eigenen Kräfte war. Der nothwendige Widerstand gegen die Demokratie machte einen so weit aussehenden Plan unmöglich. Man kam auch bald zu der Ueberzeugung, daß ein unabhängiges Polen dem eignen Staat verderblich werden müsse, und den Aufstand zu beseitigen, kostete nach dieser Ueberzeugung keine große Mühe. Aber man hatte sich doch tiefer eingelassen, als es für die Einhaltung eines consequenten Ganges in der Politik angebracht war. Die Mission des General Willisen in das Großherzogthum war ein folgenschwererer Schritt, als die ersten Verheißungen. Willisen ist jetzt durch seine edelmüthige Hingebung an die Sache der Herzogthümer ein populärer Mann geworden, aber man darf darüber nicht vergessen, daß sein damaliges Verhalten mehr das eines Träumers als eines Staatsmanns war. Willisen ist zu geistreich, um praktisch zu sein; er studirte den Tacitus, während draußen bereits Polen und Deutsche im heftigsten Handgemenge begriffen waren. — Diese Ereignisse in Posen waren darum nicht unwichtig, weil dadurch nicht allein die Mißstimmung Rußlands gegen das neue Preußen verschärft, sondern auch eine Einsicht in das zweifelhafte und schwankende Wesen der preußischen Politik gegeben wurde, die sich nur zu bald bei der Einmischung in die dänische Frage geltend machen sollte.

Die directe Intervention in den Herzogthümern ist Arnim's Werk. Graf Arnim-Boitzenburg ist entschieden dagegen gewesen; auf dem Landtag erklärte Bismark-Schönhausen, er könne dem phaëtonischen Fluge der preußischen Politik nicht weiter folgen. Beide müssen insoweit anerkannt werden, als sie den Ernst der Sache auffaßten. Es war eine merkwürdige Selbsttäuschung, wenn Arnim in diesem Schritt nichts weiter sah, als eine Expedition, wie die der Franzosen nach Antwerpen; es war ein Anflug von seinem alten träumerischen Wesen, wenn er das Anerbieten, Kaperbriefe zu ertheilen, mit sittlicher Entrüstung von sich wies, da doch nicht wohl abzusehen war, auf welche Weise man sonst dazu gelangen sollte, einer Seemacht allmälig Widerstand zu leisten.

Hätte man sich damals in seinen Ansprüchen gemäßigt, so wären vielleicht von

Dänemark Bedingungen zu erhalten gewesen, die es zu der jetzigen Schmach Deutschlands nicht hätten kommen lassen.

Aber es war allerdings Preußens und seiner großen Bestimmung würdiger, ohne Scheu vor allen Eventualitäten mit dem Schwert voranzugehen. Ein mit Energie und Erfolg geführter Krieg mußte nicht nur das Königthum in Preußen rehabitiliren, sondern ihm auch Deutschlaud erobern. Aber dann war allerdings eine Garantie nothwendig, daß der Krieg nicht blos angefangen, sondern auch mit Entschlossenheit fortgeführt wurde; daß ein paar Noten vom russischen Kaiser nicht den ganzen preußischen Muth abstumpften; daß man nicht dahin kam, die gegen den Feind gewendeten Regimenter im eigenen Lande zu brauchen. Mit einem Wort: die liberale Partei durfte nur dann sich auf einen so weitaussehenden Plan einlassen, wenn sie entschlossen war, das Ruder des Staats bis auf's Aeußerste zu behaupten.

Das ist der schwerste Vorwurf gegen Arnim. Er ist vom Platz gewichen, weil die Straßenjungen Berlins ihn beleidigten, weil die Berliner Constituante ihm verdrießliche Scenen machte. Bei dieser sentimental-empfindlichen Gemüthsrichtung darf man einen ernsten Krieg nicht unternehmen. Der Rücktritt des Ministerinms Camphausen, so fein er auch mit constitutionellen Formen überkleidet wurde, war nicht eine politische Maßregel, sondern eine Folge persönlichen Verdrusses. Staatsmänner, die verdrießlich werden, geben ihre Sache verloren.

Es wurde in der Zeit dem Ehrgeiz eine neue Laufbahn geöffnet: das Reichsministerium. Arnim war in Vorschlag und hat sich auch lebhaft darum beworben. Damals hatte man aber die deutsche Sache Oestreich in die Hand gespielt, der gemüthliche Heckscher war ein Figurant in den Händen Schmerling's. Es war wieder eine Illusion unsers Staatsmannes, daß er die Reichsregierung für wichtiger hielt, als die Regierung des concreten Staats. Ein günstiges Geschick bewahrte ihn davor, sich in einer unhaltbaren Stellung zu compromittiren.

Es ist seit der Zeit von ihm eine ziemliche Anzahl Flugschriften erschienen. Sie geben kein klares Bild seiner Politik; sie sind dunkel und sprechen mehr zum Gemüth als zum Verstande. Er hat in einer beständigen Unruhe gelebt; vor einigen Jahren eröffnete ihm seine Wahl zur ersten preußischen Kammer wenigstens den Schein einer neuen Thätigkeit. Er schloß sich der liberal-conservativen, der specifisch deutschen Partei an, aber ohne besondern Erfolg; er ist kein Redner, und zu einer entschiedenen Opposition ist, abgesehen von seinen Antecedentien, seine Stellung nicht unabhängig genug. Sein reicher Vetter Boitzenburg ist auch darin viel günstiger gestellt.

In seiner amtlichen Stellung, wie in seiner Partei, hat ihm seine Persönlichkeit geschadet. Er ist leidenschaftlich, reizbar; seine Untergebenen haben ihn nicht geliebt, den Monarchen selbst soll er sich durch sein brüskes Wesen, das ihn schon während seiner diplomatischen Laufbahn auszeichnete, auf immer ent-

fremdet haben. Es ist nicht anzunehmen, daß wir in ihm den Staatsmann der Zukunft sehen; wir können aber mit dem wohlthuenden Eindruck, den seine ehrenwerthe Haltung in den letzten Tagen gemacht hat, von ihm scheiden.

Dramaturgische Miscellen.

II.

Adrienne, Schauspiel von Otto Prechtler. — Wir wollen mit der Wahl dieses Schauspiels nicht sagen, daß es eine bedeutende Stellung in der Entwicklung unsres Theaters einnähme; wir ziehen es hervor, weil sich einzelne Betrachtungen, die wir über das historische Drama zu machen haben, bequem daran knüpfen lassen.

Der Stoff hat einen novellistischen Zuschnitt. Ein junges hübsches Mädchen ist zur Moucharde erzogen, sie soll die Feinde ihrer Regierung in ihr Netz ziehen und ihre Geheimnisse auskundschaften. In einem dieser Fälle begegnet es ihr, die bisher in ihrem eitlen Treiben die Stimme des Herzens noch nicht vernommen hat, daß sie von einem tiefen Gefühl ergriffen wird; dieses Gefühl klärt sie über ihr bisheriges Leben auf, und da sie dem Mann ihrer Liebe nicht wohl ihre Vergangenheit mit in den Kauf bringen kann, so bleibt ihr nichts übrig, als auf eine schickliche Weise umzukommen. Sie stirbt für ihn.

Der Stoff ist sowohl für die Novelle als für das Drama geeignet. Balzac hat ihn in seinem Roman: Les Chouans, Prosper Mérimée in einem seiner bessern Stücke: Les Espagnols en Danemarck benutzt. In beiden, wie in unserer Adrienne, ist ein historischer Hintergrund hineingewebt. In den beiden französischen Stücken ist es Napoleon, in dem deutschen Philipp II. von Spanien, dessen Charakter die Localfarbe hergibt.

Es ist überhaupt ein falsches Vorurtheil, von unsern Märzkritikern verbreitet, daß ein novellistischer Stoff der dramatischen Behandlung unwürdig sei. Interessante Abenteuer, wozu die Novelle auffordert, bringen auch, wenn sie zu diesem Zweck arrangirt werden, interessante Conflicte des Gefühls und der Leidenschaft mit sich, und erwerben dadurch Bürgerrecht auf dem Theater. Auch das novellistische und das historische Moment streiten nicht unbedingt mit einander. Ein Bruch in den Ideen einer Zeit wird sich auch in den Herzen der Einzelnen kund geben, ja er muß, um eine allgemein menschliche Form anzunehmen, individuell dargestellt werden. Wenn unsere Kritik fordert, daß die Leidenschaft sich auf die Träger der geschichtlichen Idee beziehen soll, so ist damit für das Wesen der Sache noch nichts ausgemacht. Denn wird der Held in ein Privatverhältniß verwickelt, so ist sein Heldenthum dann weiter nichts, als eine äußerliche Folie

für die Episode; die Episode ist die dramatische Hauptsache. Ob Romeo nur ein Einzelner aus den feindlichen Häusern ist, oder, wie die Oper es verbessert hat, der Chef der Ghibellinen, ist ein unwesentlicher Umstand.

Dagegen kann man mit Recht fordern, daß das Historische und das Novellistische nicht blos äußerlich neben einander hergehen, sondern sich einander mit innerer Nothwendigkeit bedingen. Das hat Prechtler nicht verstanden. Der historische Vorwurf, in welchem sich die Novelle bewegt, ist der portugiesische Erbfolgestreit. Der alte König Heinrich, der Nachfolger Sebastian's, ist im Sterben, und von Seiten der beiden Prätendenten, des Königs von Spanien wie des Priors von Crato, findet ein Wetteifer in der Intrigue statt, den alten Mann zu einem für ihre Ansprüche günstigen Testament zu bestimmen. Diese Intriguen fördern in der Hauptsache nichts, und die Schwankungen des Königs, der sich bald von dem Einen, bald von dem Andern hinreißen läßt, ermüden das Publicum, nicht weil sie an sich undramatisch wären, sondern weil darüber die eigentliche Intrigue, auf die man gespannt sein soll, stille steht. In diesen Fehler verfallen die Franzosen nie. Scribe hätte z. B. in seinem „Glas Wasser“, noch mehr in „Bertrand und Raton“, hinlängliche Gelegenheit gehabt, die Früchte seiner historischen Lectüre an den Mann zu bringen; er vermeidet es aber, und mit Recht, denn in einem Drama ist Alles fehlerhaft, was nicht die Hauptsache fördert.

Abgesehen davon, werden die meisten Dichter, sobald sie aus dem gewohnten Kreise der Liebe, Eifersucht, Haß u. dgl. herausgehen, und sich auf das eigentliche geschichtliche Feld, die Politik begeben, unfähig, eine dramatische Spannung zu erhalten, sie werden langweilig. So geht es z. B. Voltaire stets, sobald er die Novelle verläßt. Die Fähigkeit, einen Act der Politik dramatisch zu beleben, ist ein Probestück für den echten Dichter. Unter den Deutschen hat es Keiner besser verstanden, als Schiller. Die neuere Kritik hat mit großem Eifer den Betisan dieses großen Dichters aufgespürt, und nicht ohne Erfolg; es wäre wohl einmal an der Zeit, auf seine Vorzüge die Aufmerksamkeit zu richten. Es erfordert das aber ein ernsthaftes, über die coulanten pseudo-philosophischen Phrasen hinausgehendes Studium. Eine einzelne Scene gäbe dazu hinreichende Veranlassung. Was kann es z. B. für einen undankbarern Stoff geben, als die definitive Ratification eines im Wesentlichen bereits abgeschlossenen Vertrags! Das ist der Inhalt der Unterredung zwischen Wallenstein und Wrangel, und nun frage ich Jeden, der diese Scene aufmerksam liest, oder noch besser, anhört, ob nicht ein dramatisches Leben und eine Spannung darin ist, die nicht größer sein könnten bei tausend Herzensconflicten. Die einzige Scene, in welcher Göthe Egmont und Oranien zusammenführt, ist allgemeiner bekannt und geschätzt, weil wir Deutsche noch immer die Unart haben, unsere Dichter mehr zu lesen als zu hören. Freilich lernt man mehr daraus, es wird eine Fülle trefflicher Maximen und Charakterzüge geboten, eigentlich ist es aber nichts anders als der Wett-

gesang zweier schöner Individualitäten, die einander nicht verstehen, und die daher auch in keine wirkliche Dialektik treten können. Göthe's Charaktere sind, wie man ganz mit Recht bemerkt hat, weich und empfänglich; aber sie sind nicht bildsam, daher auch nicht dramatisch. Sie sind in ihrer Art fertig, die Geschichte kann sie zerstören, aber nicht in ihnen ein neues Leben hervorrufen. Die Götz, Weißlingen, Egmont, Alba, Oranien, Faust, Tasso u. s. w. haben keine Geschichte, keine dramatische Entwickelung, und Wilhelm Meister könnte Jahrhunderte lang in Lehr- und Wanderjahren sich herumtreiben, tausend Gräfinnen und Komödianten könnten an ihm arbeiten, und er würde am Ende doch kein Anderer sein, als zu Anfang. — Der Mangel an Dialektik in jenem Dialog macht sich erst fühlbar, wenn man ihn hört: man empfindet dann recht lebhaft, wie jene Maximen und jene in ihrem Contrast sehr berechtigten individuellen Lebensrichtungen sich nur antithetisch ergänzen, aber nicht dialektisch entwickeln. — Göthe's Charaktere haben darum ohne Ausnahme den Anschein größerer Vollendung, und unsere Apostel des kategorischen Imperativs können ohne große Mühe bei Schiller's bestimmbaren und bildsamen Persönlichkeiten den Mangel an fertiger Reife nachweisen. Aber diese Menschen sind darum nicht weniger geeignet, unsere Theilnahme anzuregen und uns zu erschüttern. Freilich wird Wallenstein, weil seine äußere Stellung wie seine innere Leidenschaft einen beständigen Conflict darstellen, in dem ganzen Stück wie in jener Scene, bestimmt, und zwar bestimmt durch untergeordnete Naturen. Aber das geschieht mit Macbeth, Othello, Brutus u. s. w. nicht minder, wenn sie nur im Uebrigen Gelegenheit haben, sich als Helden zu zeigen.

Im Drama sollen die Helden bestimmt werden — anders als im Epos — und durch welchen äußerlichen, unbedeutenden Anlaß der innere Conflict seine Richtung bekommt, ist gleichgültig, wenn wir nur die Nothwendigkeit dieser Wechselwirkung übersehen.

Es ist bei der Darstellung historischer Ereignisse — und damit komme ich wieder auf den Punkt zurück, von dem ich ausgegangen war — die Aufgabe des Dichters, die historischen Gegensätze, die in der Geschichtschreibung sich als Maximen gegenüberstehen, in einen individuellen Proceß zu übersetzen. Dramatisches Leben, oder Leben überhaupt, ist damit identisch. Der Dichter löst damit dies Räthsel, das der abstracte Verstand aufgestellt hat, ohne es beantworten zu können, weil er eben aus den Abstractionen nie herausgehen kann: die Einheit der Freiheit und der Nothwendigkeit. Wir sollen uns zugleich an dem innern Erguß der Freiheit erfreuen, und doch empfinden, daß er genau so erfolgt, wie er erfolgen muß. — Unter dieser Bedingung ist dem Dichter jeder Stoff erlaubt, und Schiller hat von dieser Freiheit einen ausschweifenden Gebrauch gemacht, er hat in der Regel Stoffe gewählt, vor denen sich jedem Andern das Haar sträuben würde. Jeder Stoff, auch die Politik: nur muß man ihr, weil sie der dramatischen Behandlung größere Schwierigkeiten entgegensetzt, darum nicht auch eine größere Dignität beimessen wollen.

Dieses individuelle Leben durchzuführen, wird unsern deutschen Dichtern durch einen Umstand erschwert, der bei Prechtler wieder recht auffällt. Wir stehen mit unserer dramatischen Sprache und namentlich unserm Vers genau auf dem Standpunkt, wie die französische Tragödie in der Zeit, als Lessing ihrer allmächtigen Geltung entgegentrat. Unsere Empfindungsweise wie unser Denken ist ein conventionelles geworden, wir geben geprägte Münzen aus, die nicht mehr gewogen werden dürfen. Die Sirenenstimme des Schiller'schen Verses hat die nachtheiligsten Wirkungen gehabt. Er hat das Gewöhnliche geadelt, das Gemeine idealisirt; jetzt empfangen wir es in dieser Form aus zweiter Hand, ohne den Reiz und die Berechtigung einer freien Individualität. Nur wenige Dichter — ich kenne eigentlich nur Kleist — haben sich einen eigenthümlichen Vers, eine eigne poetische Sprache und Anschauung zu schaffen gewußt; denn die Schule, welche in der Restaurationszeit die Bühnen beherrschte, und an dem in deutsche Romantik übersetzten sinnlichen Kling-Klang des Calderon'schen Theaters geschult war — die Werner, Müllner u. s. w. — waren selbst dieser Convenienz gegenüber ein Rückschritt. Die östreichischen Dichter — Grillparzer, Halm, unser Prechtler — haben sich, ganz wie Körner, an Schiller's Vorbild gehalten, sie haben nur noch eine sentimentale Thränenbrühe darüber gegossen. — Aus dieser fertigen, unfreien und darum unpoetischen Weise kommen wir nur durch dasselbe Mittel heraus, welches Lessing bereits angewendet hat: unsere Tragiker müssen wieder zur Prosa greifen. Man wendet auf die erhöhte Sprache der Tragödie den Ausspruch jenes französischen Aristokraten an, der Abends immer seidene Strümpfe trug, „weil man sich mehr in Acht nimmt, in den Schmutz zu treten," aber der Vergleich paßt nicht. Im Gegentheil wird man sich wohl besinnen, in schlichter Prosa jenes Zeitungsgewäsch auf die Bühne zu bringen, welches den eigentlichen Inhalt unserer „Haupt- und Staatsactionen" ausmacht: mit den conventionellen Zierrathen des Schiller'schen Verses versehen, glaubt man es sich eher gefallen lassen zu dürfen.

Ich meine nicht, daß die unrhythmische Form die höchste und letzte des Dramas sein dürfe. Aber als Uebergangsstufe scheint sie mir nothwendig. Erst müssen wir lernen, auch in der Sprache zu individualisiren, ehe wir an Idealität denken.

Diese Befreiung der Sprache wird auch auf die Charaktere und Situationen einwirken. Mit der fertigen Sprache nehmen wir auch gern jene fertigen Costüme und fertigen Anekdoten mit in den Kauf. So hat Prechtler seinen Liebhaber, ohne allen Grund, blos aus Reminiscenz an Marquis Posa, dessen Sprache ihm vorschwebte, in's Malteser-Costüm geworfen. So ist der Bösewicht des Stücks, der eigentliche Faiseur der spanischen Intrigue, der Adriennen angestiftet hat und sie mit Drohungen und Dolchen verfolgt, sobald sie von ihrem Geschäft abgehen will, ein bloßer Theaterpopanz, der nur da ist, um den Kindern Graueln zu machen. Das ist um so mehr Schade, da Prechtler nicht ohne Talent ist; in

einzelnen Scenen (z. B. der Scene in der Loge, als mitten in der Unterredung der beiden Liebenden der plötzliche Tod des Königs bekannt wird, wie der am Brunnen, wo jener Popanz, der sich bisher für Adriennens Bruder ausgegeben hat, sie mit der Erklärung überrascht, daß sie nur sein Werkzeug sei, und daß er auch ein wildes sinnliches Gelüst auf sie geworfen habe) hat er wenigstens den theatralischen Effekt glücklich gefunden, und von diesem, den man mit Unrecht geringschätzt, zum dramatischen zu steigen, ist nur noch eine freiere Bildung vonnöthen.

Außerdem hat das Stück einen großen Vorzug vor den meisten unserer Bühnenmachwerke: es enthält eine zusammenhängende, vollkommen verständliche Handlung, ein zweckmäßiges Ineinandergreifen der verschiedenen Scenen, und man darf nicht erst Logogryphe auflösen, um den moralischen Inhalt des Ganzen zu übersehen. —

Dumas' Comte Herman und Schillers Räuber. — Comte Herman heißt ein fünfactiges Stück, welches im December vorigen Jahres in Paris aufgeführt wurde — das 40ste seit den zwanzig Jahren, wo Alexander Dumas zuerst die Bühne betrat: eine anerkennenswerthe Arbeitskraft, wenn man dabei in Anschlag bringt, daß daneben noch alljährlich ein oder zwei zehnbändige Feuilleton-Romane erschienen, und daß unter jenen mit wunderbarer Eilfertigkeit hingeworfenen Pièçen einige recht gelungen zu nennen sind. Wo Dumas als Vertreter des national-französischen Geistes auftritt, wie er ihn in alten Chroniken studirt und durch die eigenen Schicksale und Empfindungen ergänzt hat, ist er immer — ich will nicht sagen musterhaft, aber amüsant. Aber er hat sich von Zeit zu Zeit bemüßigt gefunden, den deutschen Geist, wie er sich durch die Romantik allmälig in Frankreich einbürgerte, wiederzugeben; er phantasirt mit Hoffmann von einem transcendentalen Don Juan, schreibt philosophisch-kritische Vorreden, in denen er sich über die Idee seiner poetischen Schöpfung ausläßt, und wirft tiefsinnige Blicke auf's Menschenleben und dessen Bedeutung. Dieses närrische Gebährden eines Franzosen, der im Mysticismus Geschäfte machen will, soll unsere Aufmerksamkeit hier in Anspruch nehmen.

„Graf Hermann" ist hervorgerufen durch Schiller's Räuber; zum Dank läßt ihn der Dichter in Deutschland spielen, unter Heidelberger Studenten, in den Bädern von Baden-Baden und auf fränkischen Schlössern. Der eine Hauptheld, Doctor Fritz, hat sich durch die Lectüre der Rolle des Franz Moor gebildet. Er erklärt Schiller für einen großen Philosophen, ohne zu überlegen, daß „die Räuber" keineswegs eine Billigung jenes Bösewichts, sondern eine gründliche Widerlegung seiner abscheulichen Grundsätze, wenn auch nur durch ein argumentum ad hominem enthalten. Der französische Dichter hat sich also die überflüssige Mühe gegeben, ihn zum zweiten Male zu widerlegen. — Fritz glaubt an keinen Gott, und ist folglich, wie es sich die Franzosen nicht anders vorstellen können, der krasseste

Materialist von der Welt. Er hat sehr gründlich Naturwissenschaft studirt, benutzt seine Kenntnisse aber nur zur Befriedigung seiner Habsucht. Kleinliche Zwecke hintansetzend, hat er sich gleich ein recht weites Ziel gesetzt: er will die so und so viel Millionen des Grafen Hermann erben, verkauft ihm zu diesem Zweck seine Braut, die er früher selber gekauft hat, um sie nach dem Tode des Grafen — den er nicht positiv, sondern durch falsche ärztliche Behandlung beschleunigt — selber zu heirathen, und mit ihr die besagten Millionen. Sein Zweck wird durch eine unerwartete Wendung vereitelt, und er beschließt daher, sich zu tödten. „Quand un homme comme moi a vu s'évanouir une espérance nourrie trois ans, et avec cette espérance évanouie échouer un projet qui eût changé la face de sa vie, cet homme ne fait pas un second essai, ne tente pas une seconde expérience: — cet homme meurt.“ Wovon der Grund nicht recht abzusehen, wenn es nicht der ist, eine Sterbescene im Franz=Moor'schen Geschmack aufzuführen, mit den Zuthaten, welche die moderne Bildung unerläßlich macht. — Fritz vergiftet sich nämlich, und benutzt seine letzten Augenblicke, über die Natur des Giftes wie über die dadurch hervorgerufenen Empfindungen sehr kaltblütig physikalische und psychologische Beobachtungen anzustellen. Zuletzt findet er, daß sein Verstand mehr und mehr schwindet, bis er im letzten Augenblick, wo man schließen muß, derselbe habe ganz aufgehört, ausruft: Mon Dieu, Seigneur! pardonnez-moi. Dieser Ausruf eines halb erloschenen Geistes kann eigentlich nicht viel beweisen, aber dem katholischen Dichter kommt es auch mehr auf die moralische Wirkung desselben an. Dumas erklärt nämlich in dem Nachwort: — nous avons laissé s'échapper de la poitrine haletante de Fritz ce dernier cri de terreur auquel Dieu, sous le nom de contrition parfaite, a promis sa miséricorde infinie. Also ganz noch wie bei Calderon, trotz Pascal und Voltaire! Wie bequem doch diese gute Kirche ist!

Dem Bösewicht ist ein ebenso abstracter Tugendspiegel entgegengestellt. Graf Hermann ist nicht nur so gutmüthig, allen Nothleidenden auf die fabelhafte Weise des Grafen Montechristo zu helfen, sondern er vergibt auch allen Sündern, selbst dem Bösewicht, der an ihm seit drei Jahren herum mordet, und schließt damit, zum Besten seiner Mitmenschen, aus Tugend eine Todsünde zu begehen: er vergiftet sich selbst, um seiner jungen Gemahlin Freiheit zu lassen, seinen Neffen zu heirathen. — Wieder katholisch! Bei uns kann man sich in solchem Fall scheiden lassen.

Warum ich dies närrische Machwerk vorführe? — Weil uns in diesem Zerrbild die Unnatur des Originals so recht aufgeht. Diese Antithese des Bösen und Guten, wie sie Schiller versucht hat, muß immer lächerlich ausfallen. „Die Räuber“ sind ein sehr schlechtes Stück, wir werden es nur nicht gewahr, weil sich die Träume und Schwärmereien unserer frühesten Jugend daran knüpfen, und weil wir nicht mehr unterscheiden können, was wir hineinempfunden und was wir

herausgelesen haben. — Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß sich die Räuber noch immer auf den Brettern erhalten, von denen so manches bessere Stück verschwunden ist; noch merkwürdiger, daß sie in der abscheulichen Schröder'schen Bearbeitung zur Aufführung kommen, die uns den Todeskampf des Franz doppelt vorführt, um die Gerechtigkeit des „Auge um Auge, Zahn um Zahn" durchzusetzen. Ich weiß auch keine andere Erklärung, als daß das Stück für Coulissenreißer ein guter Vorwurf ist.

Diejenigen Rollen, welche eigentlich dem Drama seine Bedeutung gegeben haben, der freche Cynismus des Franz und Spiegelberg (Aus Einer Pistole geschossen u. s. w.) und die studentische Renommage des Helden (Mir ekelt vor diesem tintenkleksenden Säculum u. s. w. — Gebt mir hundert Mann wie ich, und ich will aus Deutschland eine Republik machen, gegen welche Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen sein sollen) — das alles wird ausgelassen, ebenso das Gespräch mit Moser, das als psychologische Einleitung zur Traumgeschichte nothwendig ist, und es bleibt nichts übrig, als plumpe Intrigue, unnöthige, zweckwidrige Grausamkeit und rohes Studententreiben mit einiger Weinerlichkeit gemischt. Zum Ueberfluß hat man die Geschichte in die Zeit des Mathias Corvinus (!) verlegt, und dadurch jenem Aufathmen von der dumpfen Luft einer unseligen Convenienz alle Berechtigung genommen.

Damit will ich freilich nicht sagen, daß das Stück sich besser ausnehmen würde, wenn das mittelalterliche Wamms sich in den modernen Frack verwandelte. Es ist eben nichts mehr damit zu machen. Die Räuber haben ihre große culturhistorische Bedeutung; für ein Kunstwerk muß man sie aber nicht mehr ausgeben wollen.

Kleine Correspondenzen.

Aus Pesth.

Den 13. September 1850.

Der Kampf zwischen den liberalen Puritanern und den mit den Altconservativen föderirten Altliberalen wird noch immer in den Wiener Blättern fortgesetzt. Ein Correspondent der Ostdeutschen Post „von der ungarischen Grenze" sieht in dem Bündniß, welches die Altliberalen mit der Partei Somsich einzugehen bereit sind, um gegen die Centralisation anzukämpfen, das unverkennbare Spiel des Teufels, der die alten Kämpen des Liberalismus durch die „Intriguen und gleißnerischen Reden der Conservativen bethört und umgarnt hat," und auch schon seine Krallen gegen das Volk ausstreckt, um dies zu „ködern" und den „Klauen der Altconservativen zu überliefern"; „aber", ruft der Correspondent von der ungarischen Grenze aus, „fehl geschossen! Das Volk besitzt in vielen Punkten mehr Takt und Ueberzeugung, als viele seiner Führer" u. s. w. Als Gegner dieses Gespenstersehers tritt ebenfalls in der Ostdeutschen

Post Graf Karl Zay, ein Altliberaler ohne Furcht und ohne Tadel, auf, und erklärt mit größter Kaltblütigkeit, — die man bei den Bertram's selten zu finden pflegt — daß er durchaus noch keinen Vorgeschmack von Fegefeuer und Höllenpfuhl verspüre, daß er sich noch gänzlich seiner irdischen Laufbahn bewußt sei, wo er Oberprocurator der in Christo lebenden evangelischen Protestanten Ungarns war, wo er bei mehrern Conferenzen der liberalen Partei präsidirte, und jene Errungenschaften mit erkämpfen half, welche heute so sehr in Mißcredit gerathen sind. Auch möge der Correspondent von der ungarischen Grenze wegen der „Ränke" der Conservativen überhaupt unbesorgt sein, „denn," meint Graf Zay, „der Zweck ist edel, die Mittel ehrlich, de internis praetor non judicat. Haben die Conservativen auch Nebenzwecke, das kümmert uns wenig; denn treten diese nach errungenem Siege an's Licht, so sind sie todt geboren; tauchen sie während des Kampfes auf, so werden sie über Bord geworfen. Die Kraft hiezu fehlt nicht, und wo diese nicht fehlt, ist kein: zu spät" u. s. w.

Ich habe in diesen Blättern die bisherige Handlungsweise der Altconservativen streng beurtheilt, aber zugleich darauf hingedeutet, daß in der Popularität, welche sie durch ihr Auftreten gegen das Ministerium Schwarzenberg erlangt haben, etwas mehr als bloßer Oppositionskitzel liege; die entschiedene Sprache, welche Somsich in seiner Brochure führt, hat diese Popularität noch vergrößert; und der Correspondent von der ungarischen Grenze brauchte nur auf der Donau, Theiß oder Marosch zu uns herabzuschwimmen, und er könnte sich überzeugen, daß das Volk zwar nicht „geködert" ist, aber — ungetheilt die von Somsich ausgesprochenen Ansichten theilt; oder Schwarzenberg brauchte zum Experiment nur einen Reichstag zu berufen, und der genannte Correspondent würde sich belehren können, wer von „dem Takte und der Ueberzeugung des ungarischen Volkes" eine bessere Kenntniß hatte: er oder Graf Karl Zay!

Sie werden fragen, wie sich unsere hiesige Presse in dieser Frage benimmt? Darauf läßt sich sehr schwer antworten; denn um wirklich zu verstehen, was die Leitartikel in unsern Journalen wollen, müßte man jeden derselben abschreiben, und das, was zwischen den Zeilen steht, mit in den Text aufnehmen, und noch außerdem eine besondere Divinationsgabe besitzen. — Unsere deutschen Blätter wollen sich es vielleicht selbst glauben machen, daß sie der Centralisation, welche mit der Germanisirung Hand in Hand geht, aufrichtig zugethan sind; nur haben die Wiener Blätter das vor ihnen voraus, daß diese jenseits der Karpathen von der Gesinnung des Volkes an der Wag, Theiß und Marosch ganz nach ihrem Belieben sprechen können, was bei uns doch wohl nicht mit Anstand geschehen kann. — Unsere ungarischen Journale führen vollends eine jämmerliche Existenz. Im Vormärz war in Ungarn die magyarische Presse viel weniger beengt, als die deutsche, da man die unbändigen Magyaren ohnedies für unverbesserlich hielt, und von ihren rebellischen Journalen im väterlich regierten Kaiserstaate nichts zu fürchten hatte, während die deutschen Blätter aus Ungarn nach Oestreich gehen und hier den Krankheitsstoff in das gesunde Leben der Erbländer pfropfen konnten. Heute wird in der Constitution vom 4. März den Erbländern versprochen, ihnen die Märzerrungenschaften unangetastet zu lassen, während Ungarn Alles genommen wird, was es durch die Märzgesetze schon factisch besessen, natürlich muß man also den Organen des Kaiserstaates noch Manches nachsehen, während von magyarischer Seite gar kein Widerspruch geduldet wird.

In unserm Zwitterzustande haben wir noch das Glück, anstatt eines Censors deren zwei zu haben. Die Soldateska hackt mit dem Säbel der Feder die Spitze ab, und die Polizei schlägt mit dem Stock die Journalisten auf die Finger. So wurde vor einigen Tagen Nagy Ignácz wegen eines in seinem „Hölgyfutár“*) aufgenommenen Gedichtes zu drei Monaten Arrest verurtheilt, und bald darauf dem Herausgeber des Blattes angedeutet, daß dieses während der Strafzeit des Redacteurs nicht erscheinen dürfe. Sie sehen also, daß unter dem Sturmhute doch bessere Köpfe sitzen, als unter der Pickelhaube. In Berlin sperrt man die Redacteure ein, aber das Grundübel, die Redaction, bleibt, man verbietet den Postdebit, aber es bleiben ja noch Eilwagen und Eisenbahnen, die das Gift im Lande ausstreuen helfen; man sperrt also bei uns die Redaction ein und das Spiel hat ein Ende, und man hat dabei noch das Recht des Redacteurs gewahrt, daß ihm während seiner Abwesenheit kein Anderer in's Handwerk pfusche.**) Andererseits wurde Herr Lévai, ein Mitarbeiter des Pesti napló, von der Polizei zu drei Tagen Arrest verurtheilt, weil er im obigen Blatte erzählte, daß in einer gewissen Stadt ein gewisser städtischer Beamter in einer gewissen Angelegenheit es nicht so gemacht habe, wie man es billig erwarten durfte u. s. w.; nun traf es sich, daß Pesth auch eine gewisse Stadt ist, und daß in Pesth auch gewisse Beamte sind, und daß unter diesen gewissen Beamten einer vielleicht auch etwas nicht so gemacht hat, wie man es billig erwarten durfte; also eine unverkennbare Anspielung auf die Regierung, ein Attentat auf die gesetzlichen Gewalten des Staats, eine verkappte persönliche Beschimpfung beamteter Personen: in die Kuh mit dem Scribler! —

Aber nicht nur a posteriori, sondern auch a priori wird bei uns die Dressur der Presse gehandhabt. So wurden unlängst alle Redacteure in den zwei Schwesterstädten auf die Stadthauptmannschaft beschieden, und ihnen dort eingeschärft, durchaus keine die Person des Herrn Statthalters, Baron Gehringer, betreffende Notizen aufzunehmen. Undankbare Ungarn! Durch die Märzgesetze ward ihnen zwar ein eigener, aber nur in der Person des Erzherzogs Stefans unverletzlicher Statthalter zugesagt; jetzt sitzt in der Hauptstadt Ungarns ein eo ipso unantastbarer Souverän, und dennoch hören sie nicht auf zu schmollen!

Die Musik ist auch ein integrirender Theil des Preßgebiets. Sie werden es also natürlich finden, daß unsere Leierbuben diese Tage sämmtlich auf's Stadthaus transportirt, und ihren hölzernen Euterpen die revolutionären Attribute abgenommen wurden. Die Nieten des Rákóczi-, Kossuth- und Klapkamarsches wurden aus den Walzen herausgezogen. Mehrere der wandernden Tonkünstler nahmen Repressalien, und zogen daheim die Nieten der östreichischen Volkshymne aus den gestrichenen Leierkasten. „Und sollten's olli andern Stück' verbieten“ sagte einer bei dieser Operation, „du kummst m'r g'wiß nimmer eini!“ —

Daß in Wien wieder zwei Volksblätter, die „Nationalzeitschrift“ und die „Schnellpost“, das Zeitliche gesegnet haben, werden Sie bereits vernommen haben. Diese zahmen Kinder des Belagerungszustandes sind an Unverdaulichkeit wegen unmäßigen Genusses

---

*) Damenbote.

**) Wie wir vernehmen, wurde Herr N. Ignácz und sein Blatt gestern vom Militärcommando freigegeben.

von barátfülek*) gestorben; denn sie wollten es mit der Militärbehörde nicht verderben, und richteten daher ihr Geschoß gegen das Pfaffenthum, welches, wie bekannt, bei unsern Rettern der Monarchie nicht in besonderer Gunst steht. Allein unsere Regierung ist vielleicht durch die jüngsten Reden in der Paulskirche für das große Friedensproject gewonnen worden, und ist daher gesonnen, für die Zukunft anstatt der Waffen der rohen Gewalt jene des Friedens und der christlichen Milde, wie Missionen, wunderthätige Jungfrauen anzuwenden; obgenannten Blättern wurde also der Proceß gemacht, aufreizende Artikel verbreitet zu haben, (es waren Schilderungen der von den Russen in der ungarischen Stadt Losonz verübten Gräuel, aus dem in Pesth erscheinenden magyarischen amtlichen „Magyar hirlap" übersetzt) und zum Nichtsein verdammt. Die frommen Väter haben dabei den Vortheil, gar nicht compromittirt zu sein.

Das Magyar hirlap theilt eine Petition mit, welche die evangelischen Protestanten Ungarns der Wittwe des seligen Palatins, Erzherzogin Maria Dorothea, überreichten, um sie an den Stufen des Thrones niederzulegen. Die evangelisch-protestantische Kirche hat, wie bekannt, ihren Schwerpunkt in Ungarn in dem Stamme der Nordslaven. Diese sind, mit Ausnahme dreier kleinen Gegenden in Neutra, Liptau und Thuróez, gut ungarisch, und ihre Geistlichen nahmen zwar nicht alle thätigen Antheil an der Revolution, galten aber allgemein, mit Ausnahme einiger in obgenannten Gegenden wohnenden Panslavisten, für gute Patrioten. Nachdem die Revolution besiegt war, kamen die Panslavisten an's Ruder, und Haynau hob die alte Presbyterialverfassung der ungarischen evang. Protestanten auf und setzte nach Militärbezirken geistliche Oberhirten ein, die nichts weniger als das Zutrauen der Gläubigen besaßen und als mächtige Bureaukraten ohne Synoden und Presbyterialversammlungen die Angelegenheiten der Kirche — und zwar in ihrem panslavistischen Sinne — leiteten. Die Protestanten wenden sich also an ihre alte hohe Beschützerin mit einem Protest, in welchem sie sich auf ihre verbrieften Rechte, auf den Wiener und Linzer Frieden und die von den europäischen Mächten garantirte pragmatische Sanction u. s. w. berufen, und auch darauf hindeuten, daß Se. Majestät dem katholischen Clerus bedeutende neue Rechte zugestanden, während ihnen ihre alten genommen werden.

Sie sehen also, daß sich bei uns noch innerhalb des Belagerungszustandes jene Kräfte organisiren, die einst außer den Grenzen desselben mächtig an dem System der jetzigen Regierung rütteln werden; und bei uns wundert man sich über die lange Dauer des Ausnahmszustandes! — In Oestreich sind nur drei Fälle möglich: entweder Schwarzenberg ändert seine Politik, oder er macht einem Andern Platz, der seine Politik aufgibt, oder der Belagerungszustand wird beibehalten. Das Zweite ist möglich, das Dritte sehr wahrscheinlich.

Schließlich will ich Ihnen noch zwei Prachtstücke aus dem Schatz der östreichischen freien Presse vorlegen. Vielleicht gelingt es einigen Exemplaren der Grenzboten, auf die Nachwelt zu kommen, so werden sie Zeugniß abgeben von den Zuständen einer Zeit, welche solche Geisteskinder hervorbringen konnte.

No. 1. Im vergangenen Monat brachte die Ostdeutsche Post in einer Notiz die Neuigkeit, daß bei der Freiin Karoline von Perin, Gründerin des ersten demokratischen

---

*) Wörtlich „Mönchsohren," der Name einer sehr schmackhaften, aber geilen Mehlspeise bei den Magyaren.

Frauenvereins in Wien, in ihrer Wohnung zu Penzing Hausdurchsuchung vorgenommen, und bei dieser Gelegenheit mehrere hundert Exemplare des Journals „der Radicale" mit Beschlag belegt worden sind.

Nach einigen Tagen theilt die liberale (?) Ostdeutsche, — nicht unter den Annoncen, sondern im Hauptblatte — einen Brief von folgendem Inhalt mit:

„Herr Redacteur! Ich habe gestern in Ihrem Blatte gelesen, daß man auf die Denunciation einer Anverwandten (?) eine Haussuchung bei der K. Freiin v. Perin veranstaltet, und viele Exemplare vom „Radicalen" weggenommen hat. (Es waren zwei große Kisten und ein großes Faß damit angefüllt; im Ganzen über 7 Centner schwer.) Indem ich nicht möchte, daß der Verdacht auf eine andere Person fiele, erkläre ich, daß ich die Denunciation gemacht, weil die Perin immer ganz unverholen sagt, diese Kisten enthielten ihren größten Reichthum, und es würde noch die Zeit kommen, wo sie Gebrauch davon würde machen können. Ich habe schon einen Fuß im Grabe, allein so lange die Zunge nicht unter der Erde liegt, werde ich meine Stimme erheben gegen Alle, die wie sie in ihren Reden und Handlungen den größten Haß gegen die legale Autorität zeigen, und schon Knaben zu verführen suchen, in der Hoffnung, sie später für die verbrecherischen Pläne, an welchen sie Theil nehmen, brauchen zu können. Wie verderblich K. Perin schon auf ihren jüngsten Sohn wirkt, wird Jedermann leicht ermessen können, wenn ich sage, daß sie sich nicht scheut, dem Kinde unter dem Auge seiner würdigen Großmutter zu sagen, daß es den Becher, für welchen sie noch immer die Trauer trägt, sich zum Vorbilde nehmen soll. Ich werde nicht allein sie, sondern Jeden verfolgen und angeben, von dem ich erfahren sollte, daß er zu den Wühlern gehört. Ich werde meine letzte Kraft, das letzte Licht meiner Augen zu diesem Zwecke verwenden, und wenn es gegen einen Minister, gegen Fürsten, ja! sogar gegen einen Erzherzog wäre, denn mein Vater war der Feldzeugmeister Vogelsang, der Niemand fürchtete, und ich bin meines Vaters Tochter!!! Penzing, Nr. 145. den 16. August 1850. Karoline Freiin von Vogelsang."

Das Naive ist der höchste Grad der Kunst, denn beide stehen der Natur am nächsten. Ihre Reactionärs werden es vielleicht im System, in der Philosophie der Reaction weiter gebracht haben, aber die Natürlichkeit müssen sie erst von unsern edlen Damen lernen.

No. 2. Der Name Johann Jonaticzki Ritter von Adlerstein dürfte Ihnen vielleicht schon entfallen sein, aber suchen Sie nur in den Nummern Ihres Blattes vom vergangenen Winter, und Sie werden dort die „Federzeichnungen" des edlen Ritters finden, welche von Ihrem Wiener Correspondenten vollkommen gewürdigt wurden.

In diesen Federzeichnungen erzählt uns Herr Adlerstein, daß er in seiner Jugend Soldat war, dann zum Dienste untauglich geworden, und sich nach langem Hin- und Herschwanken (was aber schwerlich so lange gedauert haben mag, als es uns in seinen Federzeichnungen vorkommt) entschlossen habe, nach Ungarn zu gehen, um den rohen ungebildeten Söhnen der Haide eine Dosis von seinem Geiste und Wissen beizubringen. Der untaugliche Ritter wurde Erzieher in einem adeligen Hause, oder vielmehr in vielen, aber sehr vielen adeligen Häusern, denn seine edle Seele konnte sich unmöglich mit der „Falschheit, dem Lug und Trug des räuberischen Volkes" befreunden, und nachdem er mit Glück durch mehrere dieser Sobrihöhlen gewandert war, und da Gelegenheit hatte, zu sehen, wie ein ungarischer Edelmann seine Magd mit Peitschenhieben

tractirte, weil sie sich keine Ehre daraus machte, von seinem Sohne, einem ungarischen Edelmann, genothzüchtigt zu werden, andern Orts aber mit blutendem Herzen erfahren mußte, wie die Magyarinnen die Unschuld ihrer eigenen Töchter verhandelten ꝛc., entschloß er sich, diese Lasterpfützen zu verlassen und ging nach der deutschen Stadt Pesth. Bis hieher geht die Autobiographie des Johann Jonaticzky von Adlerstein. Um das Bild zu ergänzen, werden wir, die wir die Ehre haben, den edlen Ritter eben von Pesth aus zu kennen, das Mangelnde hinzufügen.

In Pesth errichtete sich Herr Jonaticzki ein Federngeschäft, das heißt, Herr Jonaticzki concurrirte nicht etwa mit unsern Handelsjuden, oder jenen Handlungshäusern unserer Stadt, welche in diesem Artikel großartige, selbst bis zu Ihnen nach Sachsen sich erstreckende Geschäfte machen, sondern er kaufte sich eine oder zwei Gänsefedern und saß zu Hause in einem sehr abgetragenen Schlafrock, und wartete, bis Jemand kam und sein Talent in Anspruch nahm; dann nahm er Feder und Papier zur Hand und führte jene Handlung aus, welche wir Schreiben zu nennen pflegen! Herr Jonaticzki hatte das Glück, immer mit dankbaren Leuten in Berührung zu kommen, und er nahm, um den Dankerfüllten in keine Verlegenheit zu bringen, einen oder zwei Zwanziger zum Andenken an. Dieser Zustand des Herrn Jonaticzki dauerte bis 1848. — Die Revolution, welche das bescheidenste Talent in den Vordergrund drängt, gab auch dem Geiste des Ritters einen Ruck vorwärts; aber Herr Jonaticzki, rein adliges Vollblut, konnte sich unmöglich mit dem „rebellischen Raubgesindel und den stinkenden Juden" verbinden; er trat also in die Dienste des Pesther high life, nämlich der Spießbürger. — Zu diesem Zwecke associirte er sich mit Herrn Petriesovich Horváth Lázar, dem frühern Redacteur des hochtoryschen Modejournals „Honderü", der sich jetzt, wo das Magyarische überhaupt rebellisch wurde, und nicht viel über das Lächeln der Baronin C. auf dem Balle der Gräfin X., oder über den türkischen Shawl der Hofräthin M. in der Soirée der Septemvirin Y. ꝛc. zu referiren war, ein deutsches Blatt herauszugeben entschloß, welches er die „Morgenröthe" taufte. Anfangs wollten die Herren Associés zwar noch nicht die Mésalliance mit dem Bürgerpack eingehen, und sie schonten nicht die Mühe, beide zu den jüdischen Großhändlern auf dem neuen Marktplatze zu gehen, und ihnen beizubringen, daß das Wohl des Judenthums nur davon abhänge, wenn jeder israelitische Kaufmann eine Actie für 20 Gulden Münze einlöste, und die „Morgenröthe" durch diese Actien vor allen Zufälligkeiten gesichert würde, allein die dummen Juden wollten ihr eigenes Interesse nicht auffassen, und die Emancipation lief ihnen bis nach Szegedin davon und Herr Jonaticzki mit seinem neuen Chef waren genöthigt, die gerechte Entrüstung der Pesther Bürger über die Anmaßungen der Juden zu theilen. Auf diesem Felde gerieth der Ritter mit dem Redacteur des „Ungar": Klein, und mit dem Redacteur der „Opposition:" Chownitz (der damals auch in Pesth und republikanisch-demok. soc. war) in heftigen Streit. Wir können hier diese schöne Episode in dem großen Leben Jonaticzki's nicht ganz mittheilen, nur das Einzige soll hier Erwähnung finden, daß ihm Chownitz eines Tages in seiner „Opposition" von seinem Stiefelputzer antworten ließ.

Als später die Wogen der Revolution höher stiegen, zog sich Jonaticzki ganz zurück und in dieser stillen Zurückgezogenheit sammelte er jene Schätze, mit welchen er die Welt in seinen „Federzeichnungen" beschenkte. Die Federzeichnungen haben zur Zeit ihrer Erscheinung ganz Deutschland in Staunen gesetzt, und wie wir hören, soll jetzt bereits die 10. Auflage in Angriff genommen sein; allein das wahre Verdienst wurde zu allen

Zeiten verkannt, und so fand sich auch ein gewisser Csárdásy Gábor, ein roher pöbelhafter Magyar, der Herrn Jonaticzki in der Ostdeutschen Post der Lüge, Heuchelei, Verleumdung und Schmarozerei zeihte. Gegen diesen tritt ein „Freund der Wahrheit“ für Jonaticzki in die Schranken, und für 25 Zeilen Sprechsaal per 5 kr. C.-M. bezahlend, spricht er folgendermaßen:

„Die giftige Zunge schmachgieriger Verleumdungssucht hat sich auch erfrecht, einen ausgezeichneten, durch musikalisch-militärisch-stylistische Werke vortrefflich anerkannten, von unwidersprechlichen hohen Autoritäten zweifelsohne mußenvollen Literaten und historischen Verfasser Herrn Jonaticzki von Adlerstein in einem Sprechsaal dieses Blattes zu verunreinigen. Man kennt die im Busche heimtückisch lauernden Intriguenspinner, die tödtlich getroffen von dem unvergleichlich gut geschriebenen Geschoß des Herrn Jonaticzki von Adlerstein, der in seinem Werke über Ungarn's letzte Geschichtsunthaten das magyarische Heldenthum so gezeichnet hat, wie ein Mann von so unparteiischen Geistesgaben, mit patriotischem Hochgefühl gefüllt, es allein so ausgezeichnet zu zeichnen vermag. Ein Hoch ihm und seiner großen Feder ein dreimaliges Heil, eben deshalb schon, weil ein Csárdásy Gábor (der oben erwähnten blöckenden Schmähwuthssprechsaal geschrieben hat), ein Mensch, der in der Literatur ganz obscurantischen Namens bis auf den heutigen Tag geblieben ist, sich erfrecht, die giftige Zunge schmachgieriger Verleumdungswuth gegen einen anerkannten, in der Literaturgeschichte Austria's durch viele intelligente Werke und einzelne schriftliche gedruckte Leistungen fast (ohne unbescheiden zu heißen) berühmten Literaten entgegen zu blöcken. Wenn ein obscurartiger Csárdásy Gábor es wagt, einen Adlerstein zu schmähen, daß sein Buch ein „elendes Geschmiere“ sein soll, welche Schmiere verdient das Geschmiere einer so falschen verleumdungsschwangern Zibethkatze, die ihre in Gift und Arsenik getauchten Krallen zu solcher Federfrechheit in bezahlten Inserationen ausstreckt. O! der hämische Einschicker dieses neidischen Pamphletismus wird sich noch vor Neid die giftigen Nägel an den Klauen abbeißen, wenn das Ritterkreuz des Verdienstordens den verdienstreichen gegnerischen Verfasser im Knopfloch für die patriotischen Lieferungen seines vaterländischen, nur durch spärliches Honorar belohnten Geistes zieren wird, gleichwie der Ordensstern der berühmten Legion d'honneur auch einfachen Unteroffizieren und Gemeinen, wie Literaten und Rittern, in beiden Hemisphären der Waffen und des Geistes die hochklopfende Brust am Rocke ziert.

Ein Freund der Wahrheit.“

So tragisch endete die Geschichte von den einstigen Schöpfern der „Morgenröthe“ in Pesth. Petricsevich Horváth Lázár ist*) Thorhüter im Tempel des heiligen Grabes in Jerusalem und sein Freund Johann Jonaticzki, Ritter von Adlerstein, wird candidirt zum Ritter des Ritterkreuzes des östreichischen Verdienstordens. △

Aus Wien.

Die Mißhandlung, welche Haynau in London erfuhr, ist noch immer das Feldgeschrei unserer Gutgesinnten, die nun weidlich auf das constitutionelle England schimpfen, das sie doch selbst stets als Muster priesen, wenn es galt, verrottete Institutionen einzuführen. Diesen Herren ist freilich das Säbelregiment die beste Staatsform; nur schade, daß es sich bald überlebt haben wird. Denn seit den Ereignissen der letzten

*) Nach der Erzählung mehrerer aus dem Oriente gekommenen Reisenden.

zwei Jahre ist ein ganz anderer Geist selbst in unsere Armee gefahren. Häufig, wenn ich meinen Abendspaziergang über das Glacis mache, begegnet es mir, daß aus dem Munde eines gemeinen Soldaten mir ein herzhaftes „Guten Abend" entgegentönt — eine Erscheinung, welche im Vormärz unter die ἀδύνατα gehörte. In der Regel folgt dieser Begrüßung eine in madjarisch accentuirtem Deutsch gesprochene Schilderung der in den Reihen der Insurrectionsarmee mitgekämpften Schlachten, die ein Fluch auf Görgey schließt. Aber nicht allein die Tausende von Honveds, eingereiht in alle Regimenter und zerstreut im ganzen Kaiserstaate, sind es, welche den Samen der Unzufriedenheit in sich tragen, der früh oder spät eine schlimme Frucht gebären wird. Auch die Intelligenz, zur Strafe für ihre Freiheitsbestrebungen dem Militärkörper einverleibt, wirbt insgeheim Rekruten für ihre Gesinnung. Und selbst für die übrige Mannschaft ist jene Periode nicht ohne Nutzen geblieben; der beschränkteste Verstand erkennt es jetzt recht gut, woher er Heil zu hoffen hat — ob von den Offizieren, die sie während des Feldzugs Brüder nannten und jetzt bei dem mindesten Vergehen wieder prügeln lassen wie vorher — oder von dem Volke, das die Freiheit mit ihnen theilen will. Darum machen auch Belohnungen, wie die jüngst bei einer Parade gespendete Gratislöhnung, nicht die gewünschte Wirkung mehr. Darum greift auch die Regierung wieder zu ihrer alten sichern Waffe „Divide et impera." Wir verweisen nur auf die projectirte Dreitheilung Polens*). Die Gräuelthaten, welche die Bauern in Galizien heute wie im Jahr 1846 an den durchgängig liberalen Edelleuten üben, empören jedes menschliche Gefühl. Im Vormärz waren es die sogen. Mandataren, ein Mittelding zwischen Unterthan und Gutsherrn, welche den Achselträger auf beiden Seiten machten. Wer ist es aber heute — fragt billig der Leser — der diese fluchwürdige Wirthschaft auch in dem constitutionellen Oestreich aufrecht erhält? Wir antworten ganz einfach: die Regierung durch ihre Beamte. Diese wissen das glimmende Feuer immer frisch zu schüren, und statt zu versöhnen, werfen sie die Flammen des Hasses zwischen Edelmann und Bauer. Erst kürzlich hörte ich einen jungen Polen sagen: „Ich habe einen greisen Vater daheim und ich würde Jedem die Hirnschale entzweischlagen, der es wagte, ihm ein Haar an seinem Haupt zu krümmen; aber er ist kaiserlicher Beamter, und ich werde ihn nicht beweinen, wenn bei einem Siege meiner Nation ihn der strafende Arm Gottes trifft."

Literaturblatt.

Skandinavische Bibliothek. Leipzig, Carl Lorck. Das Meerweib. Von Emanuel St. Hermidad. Aus dem Dänischen von F. Leo. 4. Bd. Zwei Freunde. Von Carl Bernhard. A. d. Dän. von K. Kannegießer (Gesammelte Werke von C. B., Bd. 15). Die Buchhandlung Lorck verdient für ihre unermüdliche Thätigkeit, uns die literarischen Erzeugnisse unserer verwandten Stämme bekannt zu machen, volle Anerkennung. Wenn es ihr, mit Ausnahme der lieblichen Andersenschen Mährchen, nicht gelungen ist, diesen Werken in Deutschland ein bedeutendes Publicum zu verschaffen, so ist das nicht ihre

*) In einen polnischen, einen ruthenischen und einen gemischten Kreis.

Schuld. — Es wäre die Frage, ob es sich nicht der Mühe lohnte, die alten dänischen Heldensagen, von denen uns in Deutschland noch Vieles unbekannt sein soll, zu übersetzen. — Die neuere dänische Literatur, wie wir sie aus diesen Uebersetzungen kennen gelernt haben, ist im Allgemeinen nichts weiter, als ein Abklatsch der Romantik, welche bei uns vor 30 Jahren blühte. Nur die Stoffe sind nach der nationalen Eigenthümlichkeit modificirt. — „Das Meerweib" ist wieder ein recht schlagender Beleg für diese Behauptung. — Von allen Meerweibs-Geschichten ist, wenn wir Goethe's Fischer ausnehmen, die Undine von Fouqué noch immer die beste Bearbeitung. Ein artiger Einfall von Paracelsus — daß die seelenlos geschaffenen Meerweiber durch die Vermählung mit einem Menschenkind eine Seele erhalten — mit großem Geschick und selbst einem gewissen Anflug von Poesie durchgeführt. Dergleichen Einfälle müssen so lose als möglich hingeworfen sein, die Phantasie muß einen so weiten Spielraum als möglich haben, wenn sie sich frei und heiter in diesen willkürlichen Combinationen bewegen soll. Jede genauere Ausführung stört die Illusion und das leichte Farbenspiel, wie das Betasten der Libelle in Goethe's Gedicht. — Unser Dichter ist in seinem Pragmatismus bis zur Scurrilität gründlich. Die Meerweiber haben nicht einen Fischschwanz, sondern plumpe, mit Schuppen bedeckte Füße, auf denen sie nur ungeschickt gehen können. Das erinnert ja an die Fettgänse! Ihre unterirdischen Grotten werden dadurch für das Athmen eingerichtet, daß eine durchströmende Welle ihre gebundene Luft verbreitet u. s. w. — Wenn Menschen ertrinken, werden sie in einem Zustand, der alle Eigenschaften des Todes mit der vollständigsten Besinnung verbindet, auf einen Tisch gelegt; verliebt sich ein Meerweib in sie, so werden sie zu Meermännchen belebt, und schwimmen mit den Delphinen und ähnlichen Ungeheuern in lustiger Jagd in den Gewässern herum; hat aber ein Meermensch Lust, als wirklicher Mensch auf die Oberwelt zu gehen, so kann er den Körper jenes Todten annehmen. — Das sind offenbar humoristische Anlagen, Phantasiestücke in Callot's Manier, wie sie Hoffmann und Arnim versucht haben. Und das geht noch weiter. Der Held der Geschichte liegt als Todter auf dem Tisch, neben ihm zwei andere Leichen: eine treulose Geliebte und deren Vermählter; die Eifersucht, welche der Todte empfindet, und die Ungewißheit, ob die beiden Leichen nicht ähnliche Empfindungen hegen, ist sehr komisch. Er wird durch die Liebe der Meerkönigin Wassermensch, die beiden andern Leichen bleiben liegen, bis zwei Meermenschen in ihre Gestalt fahren und auf die Oberwelt gehen. Ihm selber wird das Leben unter den Menschen zuletzt auch langweilig, und er fährt daher, wozu er nun als Seemensch das Recht hat, in die Gestalt eines Ertrunkenen. Durch diesen Körper, der einem liederlichen Bonvivant angehörte, kommt er nun in sehr verwickelte Verhältnisse; er hat eine Braut, die aber eigentlich nicht seinen neuen, sondern seinen alten Menschen liebt, und daher „ihn" verschmäht, weil sie „ihn" liebt u. s. w.; er trifft auch die alte Geliebte und deren Ehemann wieder, es ist aber nicht die alte Geliebte und deren Ehemann, sondern die beiden Wassermenschen, die deren Gestalt angenommen haben. Dieses beständige Durcheinanderwerfen verschiedener Seelen und Körper — ungefähr wie die Betrachtung im verwunschenen Prinzen — bei denen die Person die Identität mit sich selbst vollkommen vergißt, würde einen sehr komischen Eindruck machen, wenn der Ton des Ganzen nicht moralisch und sentimental wäre. Durch eine krasse Gegenüberstellung sentimentaler und humoristischer Momente läßt sich allerdings der komische Eindruck noch verstärken, aber dann ist die Empfindsamkeit nur

ein Spiel, eine Täuschung. Wenn sich aber der Dichter mit vollem Ernst in seine eigene Empfindung verstrickt, so weiß man nicht mehr, soll man gerührt oder belustigt werden? Und diese Ungewißheit ist höchst lästig. — Zuletzt schleift der Held, der übrigens ein ziemlicher Schurke ist, seine Meerkönigin an's Land und läßt sie als Seeungeheuer für Geld sehen; auch das ist wieder von der tragischen Seite gefaßt. — Die Einleitung, ein Reiseabenteuer in Savoyen, enthält einige glückliche landschaftliche Schilderungen. —

Der Roman von Bernhard, der sich auf die Schilderung von den gesellschaftlichen Zuständen beschränkt, ist niedlich genug; ungefähr in der Manier der Friederike Bremer, aber munterer, belebter, anschaulicher. Er wendet nur sehr geringe Mittel an, und leistet damit das Mögliche. Es leuchtet eine gute, gesunde Gesinnung und ein tüchtiger praktischer Sinn daraus hervor. — Der Dichter scheint sehr productiv zu sein: es sind in dieser Sammlung neben dem genannten Roman und 8 Bänden ähnlicher Art (die Hospital-Verlobung. — Eine Familie auf dem Lande. — Der Eilwagen. — Ein Sprichwort. — Die Declamation. — Schooßsünden. — Der Commissionär. — Tante Franziska. — Der Kinderball. — Das Glückskind) noch zwei historische Romane in 7 Bd. enthalten: Christian VII. und sein Hof, und König Christian II. und seine Zeit.

Niederländische Bibliothek. Leipzig, Carl Lorck. Niederländische Dorfgeschichten Von E. van Schaick. Deutsch von Ed. Wegener. 4 Bände. — Baas Gansendonck. Von Hendrik Conscience. Aus dem Vlämischen von O. L. Wolff. 1 Band.

Die Literatur der Dorfgeschichten wächst in's Ungeheure. Bald wird es keine, auch noch so unbedeutende Provinz, keinen Kreis, keine Gemeinde mehr geben, die nicht ihre heimischen Dichter aufzuweisen hätte. Und alles das im Lauf weniger Jahre. Man kann auch des Guten zu viel thun. Bei diesen Erzählungen von studirter Einfachheit, die auf unsern Geschmack nur darum Eindruck machen, weil er durch starke Gewürze überreizt ist, darf man wohl ausrufen, wie jener gutmüthige Hagestolz zu seiner erfinderischen Haushälterin: Ein schönes Gericht, aber koch' es mir nicht zu oft. — Die idyllischen Figuren dieser Dorfgeschichten haben eine auffallende Familienähnlichkeit; trotz ihrer schwarzwälder, schweizer, böhmischen und vlämischen Maske erinnern sie mehr oder minder an ihr Orginal, den westphälischen Hofschulzen in Immermann's Münchhausen. In diesem Roman hat die rohe Natur, oder vielmehr die bäurische Convenienz ihre Berechtigung, weil sie dem unsittlichen Raffinement der höhern Gesellschaft entgegengestellt wird. Sonst ist es wohl in der Ordnung, wenn solche Genrebilder nur zur Ausmalung eines größern Bildes benützt werden, wie es W. Scott mit so vielem Glück in seinen historischen Romanen gethan hat. — Die Personen, welche den Gegenstand jener Schilderungen ausmachen, werden sie gewiß nicht lesen, und die feine Welt, bei der es jetzt Modesache ist, wird es auch müde werden, sich fortwährend in eine künstliche Stimmung zu versetzen, die ihrer sonstigen Empfindungsweise vollkommen widerspricht. — Ich habe die niederländischen Dorfgeschichten nicht zu Ende lesen können, obgleich ich gestehen muß, daß sie in ihrer Art vortrefflich geschrieben sind, daß sie an Virtuosität der Detailzeichnung und an Erfindung leidlich gesunder Menschen mit Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf wetteifern können. Aber das Idyll bedingt Kürze; der siebzigste Geburtstag von Voß ist noch immer ein Muster in dieser Art

Dichtung; eine weitausgesponnene Geschichte, die weiter nichts ist als eine Mosaikarbeit aus fertigen Zuständen, wird zuletzt unerträglich, wenn das Einzelne auch noch so gut ausgeführt ist. Nur ein unmittelbarer pädagogischer Zweck, wie es bei Jeremias Gotthelf der Fall ist, kann sie rechtfertigen. — Cornelius van Schaick ist 1808 zu Amsterdam im Bürgerstande geboren, hat eine streng protestantische Erziehung gehabt, und ist seit 1832 Prediger. Er hat früher nur einige theologisch-belletristische Producte geliefert, bis er 1847 mit einem größern Volksbuche „Geert" hervortrat, einer vlämischen Bearbeitung von Gotthelf's: Uli, der Knecht. Noch in demselben Jahre erschienen: Jacob, een verhaal uit het tijdvak der Apostelen und: God zorgt of de handschoenmaker uit de achterbuurten van Amsterdam. Seinen eigentlichen Ruf hat er 1848 durch das oben angeführte Werk: Tafereelen uit het Drentsch dorpsleben (Bilder aus dem Drenthschen Dorfleben) erworben. — Auch als Kanzelredner soll er von Bedeutung sein.

Der kleine Roman von Conscience ist schwach. Der Anlage nach ein satyrisches Charakterbild von reichgewordenen Bauern, die in lächerlichem Dünkel über ihren Stand hinausstreben, springt er plötzlich, über alles Erwarten und ohne alle Berechtigung, in's Tragische über, und endet mit Mord und Todtschlag, mit Schwindsucht aus Liebe u. dgl. Das paßt sich nicht; zu allen Dingen gehört eine gewisse Stimmung, und wenn uns Jemand mitten unter herzlichem Gelächter in alle Greuel einer Criminalgeschichte schleudert, so werden wir mit Recht verdrießlich. — Was Hendrik Conscience's literarische Gesammtthätigkeit betrifft, so verweisen wir auf eine frühere Abhandlung in diesen Blättern, bei Gelegenheit seines Romans: Jakob von Arteveldt. (1850 Heft 10.)

Neue lustige Komödien. Von Adolph Glaßbrenner. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1. Kaspar der Mensch. „Hier," sagt der Verfasser:

> Herrscht Nichts als Willkür und Verrücktheit. Hier
> Hört so zu sagen wirklich Allens auf,
> Was Form und Inhalt edelt. Ruh' und Ordnung
> Der Poesie, wie jegliches Gesetz
> Der Ethik und Aesthetik sind von ihm,
> Dem schlechtgesinnt-unritterlichen Autor
> Aufs Aeußerste verletzt. Vernunft wird Unsinn,
> Wahrheit zum Trug und Möglichkeit zur Hexe,
> Und scheint auch Manches schlicht aus eurem Leben,
> Schaut es nur näher an: es ist verrückt!
> Stoff und Behandlung kämpfen um den Preis
> Der Liederlichkeit, ihrer Dirne, die
> Auf hohem Weinfaß sitzt und buhlerisch-
> Verliebte Blicke auf den Ritter wirft u. s. w.

Dieser vollkommen richtigen Selbstkritik hätten wir wenig hinzuzufügen, wenn wir nicht zwei allgemeine Betrachtungen daran knüpfen wollten: eine politische und eine ästhetische.

Die Berliner Demokratie ist in vielen Dingen zurückgegangen, aber Eines hat sie

nicht verlernt: das Schimpfen. Kaspar, der allein wahre Mensch — zugleich Hanswurst und Demokrat — entlarvt sämmtliche Parteien, die nicht mit den blutrothen Septembriseurs Hand in Hand gehen, und findet, daß hinter ihnen der Teufel steckt. Als z. B. der Kalif hingerichtet, seine Räthe und Anhänger massacrirt werden sollen, tritt ein „Pilger“ auf, der das Volk ermahnt, keinen Mord zu begehen, die Freiheit nicht in Anarchie zu verwandeln, da reißt ihm Kaspar die Mütze ab, und siehe da, es ist richtig der Teufel. Nur der Teufel ist es gewesen, der sich über die Volksjustiz à la Lichnowsky, Auerswald, Latour, Lamberg u. s. w. scandalisirt hat. — Es lebe das souveräne Volk und der absolute Unsinn!

Die zweite Bemerkung betrifft die Kunst. — Es ist seit den Zeiten der romantischen Schule ein Glaubensartikel unsers ästhetischen Katechismus, daß Aristophanes nicht nur ein großer Dichter war — das zu wissen, braucht man nicht in die romantische Schule gegangen zu sein — sondern daß auch seine Form die absolute des Lustspiels ist. — Die Gründe, die sie anführen, sind verschiedener Art. Die Genialen behaupten, zur Komödie sei unbedingte Freiheit, d. h. unbedingte Willkür erforderlich; die Weisen dagegen, die anscheinende Frivolität und Gesetzlosigkeit des attischen Dichters beruhe eigentlich auf der innersten Nothwendigkeit, und seine wilden Gedichte seien nichts, als eine poetische Umschreibung der Hegel'schen Logik von §. x bis §. z. — Die Grenzboten sind so frech und unehrerbietig, Beides in Zweifel zu ziehen. Sie halten es weder für die Aufgabe des Drama's, die Logik und Metaphysik in Verse zu bringen, noch glauben sie, daß Aristophanes es gethan habe, mit oder ohne Wissen. Sie erfreuen sich an der hohen Poesie der Frösche, der Wolken u. s. w., wie an der hohen Poesie im Goethe'schen Faust, sie müssen aber, als Kunstwerk betrachtet, das Eine wie das Andere verdammen. Es ist freilich bequem, glühende Oden und Dithyramben in cynische Gassengeschichten einzuschieben, und wie im Traume, beständig die eine Figur mit der andern zu verwechseln, es wird dies auch nie verfehlen, einen komischen Eindruck zu machen, aber nur vorübergehend. Die Welt des Traumes ist nicht die Welt der Kunst; Menander und seine Nachfolger haben sehr recht daran gethan, die Fußtapfen ihres großen Vorgängers zu verlassen, so wie Molière Recht hatte, aus der italienischen Maske in's regelmäßige Lustspiel überzugehen. — Von den modernen Aristophanen kann man sagen: „Wie er sich räuspert, und wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt; aber sein Genie, ich meine sein Geist, sich nicht auf der Wachtparade weist.“ — Es ist sonderbar, wenn auch in dem Wesen der Romantik begründet, daß gerade dasjenige, was uns in Aristophanes als fremdartig erscheinen muß, die Seltsamkeit und das Willkürliche in seiner Form, hervorgezogen und als Vorbild betrachtet wird, daß sein sittlicher Werth seinen Nachahmern als völlig gleichgültig erscheint. Statt dessen sollten sie bei ihrer Verehrung einmal gründlicher auf den Inhalt seiner Werke eingehen, und z. B. die Ritter zum Gegenstand ihres Studiums machen, wo der souveräne Unverstand und seine Speichellecker, der Demos und sein Paphlagonier, mit meisterhafter Hand so dargestellt sind, wie sie in Athen und in Berlin sich zeigen, wie sie zu allen Zeiten gewesen sind und sein werden.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Robert Schumann.

2.

Schumann hatte sich durch die zuletzt aufgeführten Werke in Leipzig eine Menge Freunde gewonnen, die den unbedingten Anhängern Mendelssohn's gegenüber die Form einer Partei annahmen. Vielleicht liegt in den Reibungen jener Tage mit eine Ursache, daß Schumann seinen Wohnort wechselte und sich nach Dresden übersiedelte. Der hauptsächlichste Grund war aber eine von Tag zu Tage sich steigernde Kränklichkeit, herbeigeführt durch übertriebenen Fleiß und mancherlei kleine Sorgen. Eine geraume Zeit war er unfähig, zu schreiben. Nach Jahresfrist hatte seine kräftige Natur die Krankheit überwunden.

Einen größern Einfluß auf seine Thätigkeit übte seine eheliche Verbindung mit der größten Künstlerin unsers Jahrhunderts, der vortrefflichen Clara Wieck. Schumann lebte Jahre lang in ihres Vaters Hause, er kannte sie und fing sie an zu lieben, als sie noch Kind war und unter der strengen väterlichen Aufsicht mehr zur Musik genöthigt wurde, als sie freiwillig übte. Der Vater war wie viele Andere in jener Zeit in dem Wahne begriffen, Schumann würde nie die Stufe überschreiten, die er in seinen ersten Claviercompositionen erklommen hatte. Gegen seinen Willen vereinigte das Appellationsgericht das Paar zu einem Bunde, der für Beide zu einer Quelle des reichsten Glücks und für die Kunstwelt von großer Bedeutung war. Frau Clara Schumann hat die Grenzen, in denen sich weibliche Künstlerinnen zu halten pflegen, weit überschritten: sie denkt und spielt Musik wie ein Mann. Der Vater hatte ihr eine rein virtuose Richtung gegeben. Daß eine ausgezeichnete technische Unterlage für den Vortrag der classischen Compositionen wesentlich und nothwendig ist, dürfte kaum geleugnet werden. Das Unglück der letztvergangenen Kunstperiode bestand darin, daß ein großer Theil der Künstler die Erreichung der höchst möglichsten Technik als Zweck betrachtete, während sie doch nur als Mittel zum Zweck dienen soll. Clara Wieck lebte mitten unter den Virtuosen jener Zeit, sie stritt so mit den gediegensten unter ihnen,

wie mit den Wagehälsen um die Palme und hat immer ehrenwerthe Erfolge errungen. Von der Zeit ihrer geistigen Mündigkeit an strebte sie sich von der Richtung ihres Vaters zu emancipiren. Sie hat im Gegensatze zu andern Virtuosen es fast immer vermieden, ihre eigenen Compositionen zu spielen, obwohl sie besser und gediegener geschrieben hat, als viele der gerühmtesten Künstler jener Wanderzeit. Von den Neuern das Bessere wählend, indem sie Mendelssohn's, Chopin's und ihres Mannes Werke vorzugsweise spielte, ist sie doch mit den Alten eben so vertraut. Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Alle sind ihr geläufig, oder besser, sie versteht sie Alle, und weiß Jeden so zu behandeln, wie es seine Individualität gebietet.

Früher wurde schon angedeutet, mit wie überraschender Schnelligkeit Schumann's Werke in seiner besten Zeit in der Oeffentlichkeit erschienen seien. Das hauptsächlichste Verdienst gebührt davon den Leipziger Musikalienhandlungen, welche mit Aufopferung sich seiner annahmen. Rühmend sind hier besonders hervorzuheben die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel und nächst dieser von Fr. Kistner. Die Bezeichnung „Aufopferung" ist hier gewiß am rechten Orte, denn die Unternehmungen zu Gunsten Schumann's geschehen schon zu einer Zeit, in welcher er nur noch wenig Anhänger zählte und andere Städte, außer Leipzig, ihn kaum den Namen nach kannten. Bei einem frühern Aufenthalte in Wien erschienen dort eine nicht unbeträchtliche Anzahl Werke von ihm. Das Musiktreiben Wien's ist aber im Allgemeinen jeder ernsten Richtung so abgeneigt, daß die Verleger mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, so manche der von ihnen herausgegebenen Sachen an norddeutsche Verleger zu überlassen und ihre Niederlagen von dem unnützen Plunder zu säubern. Seit nun Schumann ein gemachter Mann, ist das Begehren der Verleger nach seinen Werken ein größeres geworden.

In Dresden hat Schumann eine wirkliche und zu thatsächlicher Unterstützung führende Theilnahme nie gefunden. Einzelne Vereine, deren Leitung er übernahm, und einige gebildete Kreise schlossen sich innig und treu an ihn. Daß er im größern Publicum unbeachtet blieb, liegt an den eigenthümlichen Verhältnissen Dresdens. Diese Stadt besitzt an der königlichen Kapelle ein ausgezeichnetes Kunstinstitut, dessen Mittel um das Doppelte die Kräfte des Leipziger Orchesters überwiegen. Und dennoch ist Dresden seit Weber's Dahinscheiden musikalisch todt. Es theilt in dieser Beziehung das Schicksal noch größerer Residenzstädte Deutschlands. Die Kurzsichtigkeit der an der Spitze stehenden Männer, der geringe Trieb vieler unter den für Lebenszeit versorgten Musikern, die aus Pflichtgefühl eben nur das Nöthige abarbeiten und die Bemühungen der „Provinzialstädte" vornehm über die Achsel ansehen, sind die vorzüglichsten Hindernisse. Dresden besaß einige Jahre an Richard Wagner einen Mann von vieler Fähigkeit und regem Streben nach Fortschritt. Ihm wäre es vielleicht gelungen,

die träge Maschine wieder in raschere Bewegung zu bringen. Die politischen Verhältnisse haben ihn von dannen getrieben und Dresden schickt sich jetzt von neuem an zu schlummern. Der Versuch, ein Concertinstitut nach Art des Leipziger zu gründen, ist ebenfalls mißlungen. Es gehört jetzt unter die Ereignisse in Dresden, wenn jährlich an dem bestimmten Tage ein größeres Orchesterwerk und Oratorium mit unendlicher Geschäftigkeit an das Licht gebracht wird. Man ist jetzt eben dahin gelangt, Mendelssohn nothdürftig zu kennen, daß Gade lebt, weiß man, und daß Schumann versucht hat, Dies oder Jenes zu schreiben, dies zu glauben, ist leider Mancher getrieben worden, indem er zuhören mußte oder in dem noch schlimmern Falle sich befand, mitzuwirken. Jetzt, wo Schumann Dresden verlassen, indem er einem ehrenvollen Rufe nach dem kunstsinnigen Düsseldorf folgte, ist jede Veranlassung geschwunden, sich Schumann's zu erinnern. Die officielle Musik wird nicht mehr behelligt sein durch Aufführung seiner Sinfonien, der Peri, oder der Musik zu dem zweiten Theil des Göthe'schen Faust.

Letztgenanntes Werk wurde in Dresden aufgeführt zur Feier des 100jährigen Geburtstages Goethe's. Obgleich es so spät in die Oeffentlichkeit gebracht wurde, gehört es doch einer frühern Zeit an. Es ist unmittelbar nach der Peri entstanden und war schon bis zu dem Schlußchore fertig, als Schumann sich nach Dresden übersiedelte. Dieser Schlußchor unterscheidet sich auch sichtlich von den ersten Nummern. Während diese sich in ihrer Klarheit und Darstellungsweise der Peri nähern, gehört der genannte Chor schon der Zeit an, in welcher es sich als Schumann's Hauptbestreben herausstellt, kunstreich und mit großangelegten Formen zu schreiben. Das contrapunktische Element erscheint hier, wie in den spätern größern Werken, herausfordernd. Schumann ist in dem ganzen Werke Göthe's mystischen Verzückungen mit vielem Eifer gefolgt. Die Schilderung der einzelnen Gestalten ist wohlgelungen, vielleicht war er auch der Einzige, der es vermöge seines zur Schwärmerei sich neigenden Naturells vermochte, diese Gestalten auf so ideale Weise wiederzugeben. Der Schlußchor, die Quintessenz des ganzen dramatischen Gedichtes in sich bergend:

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß ꝛc.

hat von Schumann eine doppelte Behandlung erfahren. Einmal stellt er ihn, als wirklichen chorus mysticus, in einer langsamen, schweren Bewegung $\frac{4}{2}$, auf religiöse Weise, mit imitatorisch eintretenden Stimmen dar. Das Orchester gibt dazu in gehaltenen Accorden die wesentliche harmonische Unterlage. Die anfänglich ernstere Färbung geht allmählich in ein helleres, verklärtes Licht über: Faust ist ja in den Himmel aufgehoben und das Bewußtsein seiner Seligkeit wird ihm zur Klarheit.

Vom edlem Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der Heiligen Schaar ꝛc.

Die Musik entwindet sich dem fesselnden D moll und schreitet über zu dem seligen F Dur. Ein ächter chorus mysticus weben sich die 8 Chorstimmen zu den wunderbarsten Verschlingungen und Combinationen, erst einzeln auftretend, dann immer mehr und mehr sich vereinigend, in immer eindringlichern und vollern Klängen ausrufend:

Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!

Als er in seiner Steigerung zu dem Punkte gelangte, wo Chor und Orchester im Zusammenwirken die höchste Freude des Himmels mit mächtigem, breitem und würdigem Klange austönen sollen, bricht er ab und gibt denselben Text in einem langen Allegro mit Wettgesang von zwei Chören und fugirter Arbeit wieder. Man ist beim Anhören dieses Chores nur zu geneigt, zu glauben, der Componist habe dem ganzen Werke einen brillanten Schlußchor hinzufügen wollen. Als ob die Engel im Himmel nöthig hätten, so laut und geräuschvoll sich in Freudensbezeugungen zu ergehen, wie wir armen Erdensöhne! Die Textesworte widerstreben gänzlich dieser Auffassung, abgesehen davon, daß es überhaupt nicht möglich ist, ein und denselben Kunststoff auf entgegengesetzte Weise zu behandeln. Noch ein anderer Vorwurf ist dem Allegro zu machen: die durch die weite Anlage des ganzen Satzes hervorgebrachten häufigen Textwiederholungen einzelner Phrasen. Wenn sie oft unpassend in andern Werken erscheinen, so thun sie dies doppelt bei den hier immer wiederkehrenden Worten: das Ewig-Weibliche zieht uns hinan. Mit Gewißheit läßt sich behaupten, daß der nicht vollständige Erfolg dieser so trefflichen Musik seinen Grund in dem Schlußchor findet. Die vorausgehenden Sätze sind ohne Ausnahme klar und voll der bedeutendsten Motive, welche durch interessante und treffende Instrumentation gehoben werden. Der langsame Satz des Schlußchores erhebt zur Andacht, das Allegro aber ermüdet und es bleibt für dasselbe nur ein lebhaftes Bedauern über die so freigebige Verschwendung so vieler Kunst und so vieler Kunstmittel.

Nächst dieser Musik treten unter den Compositionen in der letzten Periode am meisten hervor die zweite Sinfonie in C, (op. 61) und die Oper Genoveva, deren Text von ihm selbst nach Hebbel und Tieck zusammengestellt wurde. Die zweite Sinfonie gehört schon dem Umfange nach unter die größten deutschen Orchesterwerke, indem sie wenigstens eine eben so lange Zeit für ihre Ausführung beansprucht, als Franz Schubert's große in C Dur, die nach Beethoven's D moll (Sinfonie mit Chören, Nr. 9) die in der Form am weitesten ausgedehnte ist. Von der ersten (B-Dur) unterscheidet sich diese zweite wesentlich in ihrem Charakter; in jener weht ein heitrer, frischer Frühlingsodem, es erklingt das selige Jauchzen eines freien Jünglings, hier begegnen wir den Thaten des ernsten Mannes, der Leid und Unglück schon getragen und sich erst nach großem Kampfe von den beengenden Fesseln befreit hat. Von dieser Sinfonie an tragen alle Werke Schumann's das Zeichen eines ernsten Mannes an ihrer Stirne. Der Sprung

von der zweiten Periode in diese dritte hinein ist um ein Bedeutendes größer, als der der ersten in die zweite, denn dort war ein ziemlich genauer Uebergang nachzuweisen, während hier nur schwache Andeutungen gegeben sind. Die Sinfonie ist das erste größere Werk nach seiner Krankheit und mag wohl noch als die That eines Auferstandenen begrüßt werden, womit er der Welt zeigen wollte, daß seine Kraft noch nicht gebrochen sei. Darum darf man wohl auch in der Sinfonie einen tiefern Sinn suchen. Das Einleitungsadagio mit dem in langen Noten gehaltenen cantus firmus der Messinginstrumente mahnt, eine feierliche Engelsstimme, den Künstler, sich emporzuraffen und muthig einen neuen Lauf zu beginnen. Da ermannt er sich und stürzt sich im nachfolgenden Allegro in das Treiben der Welt, anfangs hastig, ungeduldig, dann aber immer entschiedener bei zunehmenden Schwierigkeiten. Der zweite Satz der Sinfonie ist der potenzirte erste, er ist noch unruhiger und drängender, gleichsam ein letzter heftiger Angriff feindlicher Dämonen, um den Künstler zurückzuwerfen. Der aber ist von der Ahnung des Sieges durchdrungen und feiert in wehmüthigem ernsten, aber sich zum Gefühl der Freude und des Dankes gegen die Gottheit aufklärenden Andante in seiner stillen Innerlichkeit das Fest des Sieges. Im letzten Allegro tritt er aus der Einsamkeit wieder hinaus in die Welt; er hat gesiegt und überwunden, er wird frei bekennen, was er glaubt und fühlt, und wird ein Held sein in der Kunst, und wenn er auch den Märtyrertod darüber erleiden sollte. Die Partitur dieser Sinfonie reiht sich den besten Instrumentalwerken an, welche wir besitzen. Scharfsinnige Combinationen, gut angelegte und ebenso trefflich ausgeführte Contrapunkte, neue und dem Wesen der verschiedenen Instrumente angepaßte Effecte begegnen dem aufmerksamen Zuhörer in Menge. Die Motive, wiewohl edel und tiefer gedacht, als in der ersten Sinfonie, und im rhythmischen Schwunge ihnen gleich stehend, sind nicht im gleichen Maße eindringlich, das einzige Andante ausgenommen, das an Klarheit, Innigkeit der Empfindung und Noblesse in der Darstellung beinahe über allen Instrumentalsätzen des Meisters steht. In seinen Motiven ist das Allegro des ersten Satzes am wenigsten bevorzugt, da das eintactige rhythmische Thema in seiner unausgesetzten Wiederkehr Monotonie erzeugt und das neben ihm stehende Motiv des Mittelsatzes nicht contrastirend genug erscheint, sondern sich gleich ruhelos bewegt. Dieser ganze Satz erregt das meiste Interesse durch seinen lebendigen Fortgang, seine scharf betonten Rhythmen, seine schönen contrapunktischen Fügungen und die bis an den Schluß wohlangelegte Progression sich mehrender Steigerung. Der Inhalt des Scherzo ist vorhin angedeutet worden: es läßt sich nicht viel dazu bemerken, denn in unserer Zeit gelingt jedem Componisten ein Scherzo, darum ist das Gelingen des folgenden Andante höher anzuschlagen, da nach der Wiener Periode nur wenige gute Andante im Instrumentalsatze geschaffen wurden. Der letzte Satz ist seinem Umfang nach der bedeutendste, er ist es auch seinem Inhalte nach, indem sich

hier alle Gedanken des Vorhergegangenen concentriren. Die musikalischen Combinationen sind in ihm so reichlich und mit so vieler Kunst angelegt, daß er beim ersten Hören auch dem Kunstverständigen sich nicht erschließt, wozu noch kömmt, daß seine übergroße Ausdehnung und die prächtige und glänzende Instrumentation theils ermüden, theils von dem ruhigen Verfolgen des ziemlich complicirt angelegten Planes abziehen. Wir begegnen hier das erstemal dem überwiegenden Vorwalten der Reflexion, welche von nun an sich immer mehr und mehr in den Vordergrund drängt. Die Leichtigkeit und Natürlichkeit der vorhergehenden Periode ist verschwunden, sie taucht blos hier und dort als freundlicher Gruß aus der Vergangenheit auf, das Ernste und Großartige und eine bestimmte Willenskraft tritt auf, vorsätzlich jede instinctmäßige Handhabung der Kunst zurückstoßend. Doch muß dem deutschen Künstler zur Ehre nachgesagt werden, daß bei ihm dieses Bestreben entstanden ist in der künstlerischen, edlen Absicht, seinem Stoffe in jeder Beziehung gerecht zu werden, Berlioz aber und seine Schule sind bis jetzt immer noch an der gesuchten Darstellung des Aeußerlichen gescheitert, sie sind für einzelne Fälle geistreich geworden, aber die Summe aller ihrer geistreichen Einfälle wiegt an Qualität geringer, als an Quantität. In dieser ernsten Richtung nähert sich Schumann der vergangenen classischen Periode, ohne jedoch zu irgend einer Zeit strenger Nachfolger zu sein, denn wenn er auch seine Schreibart auf die Kunst des Contrapunkts stützt und im Allgemeinen die heilig geachteten Kunstformen zur Basis seiner Operationen anwendet, so sind eine Menge Abweichungen von dieser Bahn in seiner selbstständigen Natur begründet, so wie er auch über manches Vorurtheil der classischen Zeit sich emporgerafft hat. Schon seine Melodien sind der Art, daß sie sich nicht der gewohnten Vorarbeitung fügen, sondern eine andere thematische Behandlung verlangen. Schumann's Weise der Melodie wird unsrer nächsten Zeit als Norm dienen. Bis jetzt aber ist und wird sie noch lange ein Hinderniß für Schumann's Bekanntwerden bleiben, besonders wird darunter seine Oper Genoveva leiden. Das Theaterpublicum befaßt sich nur ungern mit ernsten, deutschen Melodien, die Italiener und buhlerischen Künstler, wie Meyerbeer, haben ihm das Herz vergiftet, aber es steht noch schlimmer, die große Masse hört überhaupt nicht mehr auf die Musik; die Beine von Balletspringerinnen, prächtige Kleider und Kanonenschläge sind die Reizmittel, welche die Masse in Thaliens Hallen locken. Die Kunstwelt wartet mit Schmerzen auf einen Messias der Oper, es wird aber nur einem zweiten Gluck gelingen, diesen Augiasstall auszumisten. Ob Schumann diesen Beruf hat? Es ist kaum glaublich, wenigstens werden bei ihm noch manche Erfahrungen im praktischen Leben und ein tüchtiges, auf den Kern der Sache gehendes Studium unserer dramatischen Tonsetzer, sogar der trivialern, vorauszusetzen sein. Anzuerkennen ist in seiner ersten Oper „Genoveva" der Ernst, mit welchem er seine Aufgabe behandelte, der Muth, alle Ungehörigkeiten zu ver-

meiden, die Resignation, lieber auf allen Beifall zu verzichten, als sich diesen mit künstlerisch unehrenhaften Mitteln zu gewinnen. Nach diesen Ansichten hat Schumann in seinem Buche vermieden, unnöthigen Aeußerlichkeiten allzu großen Raum zu verstatten. In dieser Gewissenhaftigkeit liegt allerdings noch nicht die Garantie für den wirklichen Werth, die Gewißheit eines dauernden Erfolgs. In der alten Sage von der Genoveva findet sich zu wenig Anhalt für eine längere dramatische Ausspinnung, und selbst die beiden Dichter, nach denen Schumann sein Buch modelte, haben die dramatische Form dafür mit mancher Anstrengung zubereitet. Tieck hat sich, wiewohl auf allzu kindliche Weise, noch glücklich in dem Mährchenhaften zu halten gewußt, Hebbel hat die Fabel nach seiner sinnlich excentrischen Weise verunstaltet. Leider hat sich Schumann zu sehr darauf gestützt und die Hebbel'schen Figuren des Golo und der Margarethe, die niedere Rachsucht und die boshafteste Ränkeschmiederei treten gegen alle edlern Empfindungen zu beleidigend in den Vordergrund. Das Hauptmoment der modernen ernsten Oper, das selbstständige Auftreten der Chöre, ihr lebendiges und selbstständiges Miteingreifen liegt genau genommen der ganzen Handlung fern, weshalb auch die großen Chöre am Anfange des ersten Actes und am Schlusse des Stückes nur als gewohnte, zur nöthigen Abwechslung dienende Zugaben zu betrachten sind. Selbstständiger und motivirter erscheinen der Chor der betrunkenen und ungehorsamen Knechte, obwohl dieser durch sein Verweisen hinter die Scene in seiner Wirkung bedeutend abgeschwächt wird, und das Finalchor, in welchem die aufgewiegelte Schaar der Knechte und Mägde den ehrlichen Drago im Gemache der Herrin findet und ihn ihrer Rache als Opfer fallen läßt.

Ueber die Musik der Oper hat sich bis jetzt, selbst unter den Künstlern, noch kein bestimmtes Urtheil festgestellt, es sind sogar die lebhaftesten Streitigkeiten in der Neuen Zeitschrift für Musik darüber entbrannt, indem der Redacteur Fr. Brendel mancherlei Einwendungen gegen die Musik und Schumann's Richtung überhaupt zu machen versuchte, welche ein glühender Anhänger des Componisten auf ziemlich leidenschaftliche Weise zurückzuweisen sich bestrebte. Beide Theile haben Unrecht; der Eine, indem er zu hastig absprach und nicht genügend berücksichtigte, welche leitende Absichten dem Werke zu Grunde gelegen haben, und daß es überhaupt als erster Versuch in einer neuen, beginnenden Richtung zu betrachten ist; der Andere, weil er zu blind auf den Meister schwört und jede abweichende Meinung als feindselig ansieht. Nur die Frage kommt hier in Betracht, ob der hier eingeschlagene Weg ein solcher ist, daß das Fortwandeln auf ihm gerechtfertigt sein wird. Und gewiß ist es so, wenn je das Streben nach Wahrheit und Einfachheit unnützem Tande und unlautern Effecten vorzuziehen ist. Wie sehr eine Sehnsucht nach Reform im Operwesen begründet ist, zeigt die große Theilnahme und die Spannung, mit welcher Schumann's Oper erwartet wurde. Es klingt paradox, wenn man ausspricht, er habe zu gut gearbeitet, und dennoch leiden manche von

Schumann's letztern Werken an diesem Uebermaße. Durch die reiche Instrumentation, durch das Verdecken der Melodien, durch die neben den Gesangstimmen mit zu großer Sorgfalt behandelte Figuration in der Begleitung erscheinen die Gesangspartien nicht mehr als Hauptsache, sondern fast nur als Instrumente, die ihren Theil, wie jedes andere Instrument zur Totalwirkung mit beitragen müssen. Es kommt noch hinzu, daß die Motive, an sich selbst edel, nicht überall der gewöhnlichen Art und Weise des Gesanges angemessen sind. Die Sänger verstehen sie nicht zu bewältigen, nicht wegen ihrer Schwierigkeit allein, sondern weil diese Art der Melodieführung ihnen noch neu und fremd ist, weil es unter ihnen ferner bis jetzt noch Ton gewesen, das deutsche Lied, Trivialitäten von Gumbert und Krebs ausgenommen, mit Verachtung bei Seite zu legen. Außer diesen Mängeln ist der Umstand noch zu bemerken, daß die Oper dem Zuhörer keine Ruhepunkte bietet; vom Anfange bis an's Ende herrscht das gleiche Streben nach dem Höchsten. Die Recitative sind nicht der freien Declamation überlassen, und wie sonst eine weise Praxis verlangt, mit geringer harmonischer Begleitung unterstützt, sie sind im Gegentheil in die Grenzen des Textes hineingebannt, und das Orchester thut oft mehr, als eine weise Oekonomie für räthlich halten würde. So ist überall das Uebermaß des Guten, überall so viel Stoff zu ernsthafter Betrachtung gegeben, daß das Anhören des Werks selbst für den einsichtigsten Künstler eine ziemlich ermüdende Aufgabe ist. Die Kunst gehört aber nicht allein ihren Priestern. Schumann neigte sich zum Extreme aus einem gerechten Abscheu gegen die Afterkünstler, die dem Pöbel mit ihren Späßen bis jetzt unterhalten haben, und so begründet deshalb diese Opposition war, so wirkte sie doch nicht genügend, weil sie durch ihre Heftigkeit die Kraft der Ueberzeugung verloren hatte.

Größere, selbstständige Orchesterwerke aus den letzten Jahren sind von Schumann nicht in den Kreis der Besprechung zu ziehen, es müßte denn noch erwähnt werden ein Concert für vier Ventilhörner, welches den letzten Winter im Gewandhause aufgeführt wurde. Die Schwierigkeiten in den concertirenden Stimmen sind kaum zu lösen, und nur ein besonderes Glück ließ in dem Orchester zufällig vier Männer von ausreichender Befähigung finden. Neben diesem Werke sind noch einige Studien für Instrumentalmusik anzuführen: eine Fantasie für Horn und Clavier und eine Musik für Clarinette mit Pianoforte, beide Instrumentalisten schon darum empfehlenswerth, da überhaupt in diesen Fächern wenig Gutes vorhanden ist.

Zwei Werke für Kammermusik gehören in diese Periode: ein Trio für Pianoforte, Violine und Cello in D moll (op. 63) und ein zweites in Es Dur, (op. 80). Beide schließen sich rühmlich an die schon früher erwähnte Kammermusik, nur tragen sie, weil sie der jüngsten Zeit angehören, die unterscheidenden Merkmale der letzten Werke Schumann's an sich. Sie verhalten sich zu op. 44 und 47 auf dieselbe Weise, wie die zweite Sinfonie zur ersten. Zu ihrem Verständnisse ist

es unumgänglich nöthig, in die frühern Werke eingeweiht zu sein, ohne diese Kenntniß werden sie staunen machen, aber kalt lassen.

Unter den Pianofortewerken sind zu erwähnen für 2 Hände: 6 Fugen über den Namen Bach (auch theilweise auf der Orgel zu spielen), op. 60; Adagio und Allegro für Pianoforte, op. 70; Album für Pianoforte, op. 69; vier Märsche für Pianoforte, op. 76. Fugenwerke sind seit dem Abschluß der classischen Periode nur vereinzelt und in ziemlich langen Zwischenräumen erschienen, die neueste Zeit hat nur Mendelssohn's sechs Präludien und Fugen und das angeführte Werk von Schumann aufzuweisen, einzelne wenige Werke geringern Gehalts abgerechnet, die hier nicht in Anschlag zu bringen sind. Die schon früher gemachte Andeutung, daß Schumann's Art, Musik zu schreiben und zu denken, auch in der Handhabung der classischen Formen Abweichungen bedinge, findet hier von neuem seine Bestätigung. Mendelssohn strahlt viel mehr im Abglanze unserer alten Fugenmeister, obgleich an ihm die neue Zeit nicht so ganz wirkungslos vorbeigeflossen ist. Die vier heiligen Noten: B, A, C, H, beginnen nach dem Muster, welches Bach humoristischer Weise schon vor 100 Jahren gab, die Motiven der jedesmaligen Fuge, die weitere Fortführung derselben liegt dann in der Willkür des Componisten. Man darf keine Nachahmung oder nur entfernte Uebereinstimmung mit der gewohnten Weise der alten Meister erwarten. Das Neue liegt in der Genialität in der Anwendung der sanctionirten Formen. Schumann hat damit dem Altvater Bach ein gleich schönes Monument gesetzt, als Mendelssohn durch Begründung des Bachdenkmals an der Thomasschule zu Leipzig gethan. Die Märsche, op. 26, führen in großen Zahlen die Ueberschrift: 1849; sie sind ein Product der bewegten Zeit, die an uns vorübergeflossen. Wenn man in spätern Zeiten die Geschichte unserer Revolution lesen wird, sollte man nicht unterlassen, die Märsche zu spielen. Von großer Wichtigkeit für den Unterricht und zur Hebung eines bessern Geschmacks, zu gleicher Zeit als eine Polemik in Noten gegen die seichten Unterrichtswerke ist das Album für Clavier, op. 69. Es beginnt mit kleinen leichten Stücken und bietet nach und nach in seinen spätern Nummern immer größere Schwierigkeiten. Die meisten Stücke sind mit Ueberschriften bezeichnet, z. B. der fröhliche Landmann von der Arbeit zurückkehrend, Wilder Reiter, Reiterstücke, der erste Verlust, Erinnerung an den 4. Sept. 1847 (Mendelsohn's Todestag), Gruß an Gade, mit den vier Anfangsnoten: G, A, D, E u. s. w. Schon in seinen Kinderscenen (op. 15) wendet Schumann derartige Ueberschriften an. Die Musik steht in bewunderungswürdiger Uebereinstimmung mit den gegebenen Beziehungen, es ist keineswegs eine niedrige, sinnliche Tonmalerei, welche uns entgegentritt, sondern nur eine in allgemeinen, aber treffenden Strichen gegebene Situationszeichnung, mit dem nöthigen Licht und Schatten. Alle diese kleinen Stücke verdienen die lebhafteste Empfehlung. Ein ähnliches Album zu 4 Händen ist eben jetzt erschienen und bietet gleich Ausge-

zeichnetes. Die Bilder aus Osten, op. 66, vierhändige Clavierstücke, sind nach Rückert's Makamen gearbeitet.

Von mehrstimmigen Gesangswerken sind anzuführen: op. 62, Drei Lieder für 4 Männerstimmen; Ritornelle für Männerstimmen op. 65; Romanzen und Balladen für gemischten Chor, op. 67 und 75; Adventlied für Chor und Orchester, op. 71; Spanisches Liederspiel für Solo, Chor und Pianoforte, op. 74; Romanzen für Frauenstimmen, op. 69 und 77; 4 Duetten, op. 78, und Album für Gesang (eine Stimme), op. 79. Das letzte Werk geht von gleicher Absicht aus, als die oben erwähnten Werke für Clavier; es enthält zu den ausgewähltesten Texten die einfachsten sinnigsten deutschen Melodien. Die angeführten mehrstimmigen Werke sind in bedeutendem Grade hinsichtlich ihrer Ausführbarkeit unterschieden, so ist op. 62, obgleich von tiefem Gehalte, nur durch die ausgezeichnetsten Stimmen und die sichersten Sänger zu executiren; op. 65 ist sowohl wegen seiner Formen als seiner Texte nur ein Werk für Künstler auf hoher Bildungsstufe. Leichter auszuführen und theilweise hinreißend schön sind die Romanzen und Balladen für gemischten Chor und das spanische Liederspiel.

Dies sind die hauptsächlichsten Compositionen Schumann's, von ihrem Anfange an bis zu op. 80. Die wenigen über diese Anzahl erschienenen Werke wird der selbst mit Fleiß aufsuchen, welcher in diesem kurzen Abrisse über die künstlerische Thätigkeit eine Aufmunterung fand, sich mit diesem genialen Tonkünstler in eine nähere geistige Beziehung zu setzen. Und dies war der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes: er soll Propaganda machen für den Meister, der von vielen Seiten bis jetzt geflissentlich gemieden wurde, den Andere noch gar nicht kennen. Und so schließt der Verfasser in dem Glauben, daß seine Meinungen nicht falsch gedeutet werden dürfen, da sie aus redlichem Herzen geflossen sind und ihm wenigstens einige Erfahrungen in der Kunst zur Seite gestanden haben.

Studien zur Geschichte der französischen Romantik.

Johanna von Vaudreuil.*)

Der genannte Roman ist in Frankreich wie in England mit großem Beifall aufgenommen worden, und er wird sich voraussichtlich auch in Deutschland Bahn brechen, um so mehr, da der Uebersetzer sich Mühe gegeben hat, über das Niveau der gewöhnlichen Fabrikarbeiter hinauszugehen.

Johanna von Vaudreuil gehört zu jenen Erzeugnissen des neuerwachten Christenthums in Frankreich, denen man seine Aufmerksamkeit nicht entziehen darf, auch wenn man mit ihrer Richtung unzufrieden ist. Das Buch ist so religiös gehalten,

*) Aus dem Französischen von C. van Dalen. Erfurt, Villaret.

daß jedes Capitel mit einem ziemlich langen Gebet schließt, in welchem in der Regel Jesus Christus aufgefordert wird, sich dem Zeitalter, welches sehnsüchtig seiner harrt, ohne ihn finden zu können, endlich zu offenbaren.

Es rührt augenscheinlich von einer Frau her; die eigenthümliche Bewegung des Denkens wie die Empfindungsweise ist weiblicher Natur. Doch ist es eine Frau von seltner Bildung und großer Intensivität des Gefühls; sie kann in ihrer Art mit George Sand wetteifern, die freilich in Beziehung auf den Inhalt ihrer Ansichten ihr vollständiger Antipode ist. Ihr Name ist nicht bekannt geworden. Sie steht in der Art ihres Producirens eigentlich den britischen Schriftstellerinnen näher, als ihren eignen Landsleuten, und die Lectüre von Mßtrs. Inchbald, Grace Kennedy, Charlotte Bury, Gräfin Blessington u. a. wird auch wohl nicht ohne Einfluß auf sie geblieben sein.

Der Inhalt der Geschichte ist sehr einfach; von äußern Begebenheiten ist wenig die Rede, das Ganze kommt auf eine Reihe von Seelenzuständen heraus. Victor Vaudreuil gehört zu den Vorkämpfern der kirchlich-legitimistischen Partei, die er aber eigentlich mehr aus stolzer Verachtung des Zeitgeistes vertritt, als aus innerlicher Erweckung; durch tieferes Studium der antireligiösen Schriften wird er zuerst zum vollständigen Unglauben getrieben, dann zu einer Art selbstgemachter, äußerlicher Religion mit einem Anstrich von pharisäischer Selbstgefälligkeit, bis er endlich durch den Einfluß seiner Gattin und einige Schicksale, die ihn treffen, zum wahren Christenthum geführt wird. Diese Gattin ist „die schöne Seele" des Stücks, die sich in dem Kern ihrer Empfindungen vom Anfang bis zu Ende gleich bleibt, aber unter den geistigen Irrfahrten ihres Gemahls sehr viel leidet, und endlich an zu großer Freude stirbt, als er zu dem Pfade des Heils zurückgekehrt ist. Als Gegensatz zu beiden tritt ein alter, skeptischer Marquis auf, der in der Ueberzeugung von der Eitelkeit alles Idealismus resignirt hat, und blos den kalten Beobachter spielt, ohne doch die ursprüngliche Wärme seines Herzens vollständig bewältigen zu können. Trotz seiner scheinbar vollkommenen Uebereinstimmung mit sich selbst wird er als der Unseligste, der am tiefsten Gefallene dargestellt, denn das Aufgeben des Ideals, die Bezwingung der Schmerzen, in denen wir seinen Verlust, also auch seine Existenz empfinden, ist das tiefste Elend des Menschen. — Die übrigen Figuren dienen nur zur Folie.

Diese Charaktere sind sowohl in ihrer Anlage als in ihrer Entwickelung interessant. Freilich ist diese Entwickelung mehr novellistisch, als dramatisch; wir sehen wohl eine Reihe verschiedenartiger Seelenzustände an uns vorübergehen, wir empfinden auch einen innern Zusammenhang unter denselben, aber ihre Nothwendigkeit wird uns nicht klar. Es sind immer nur psychische Abenteuer.

Die Religiosität der Johanna von Vaudreuil steht unendlich höher, als die der meisten ihrer neumodischen Glaubensgenossen, des Herrn von Chateaubriand,

Herrn von Montalembert und ihrer Freunde und Anhänger. Um den Unterschied scharf auszusprechen, muß ich weiter zurückgehen.

Ich finde in der gesammten französischen Literatur, sowohl in der kirchlichen wie in der freigeistischen, zwei entgegengesetzte Richtungen, die ich nach ihren ersten historischen Vertretern als die Jesuitische und die Jansenistische bezeichnen möchte.

Die Jesuitischen Schriftsteller — und ich rechne zu diesen ebensowohl den frommen Bossuet wie den ungläubigen Voltaire und den romantischen Chateaubriand — gehen ganz äußerlich zu Werke. Sie nehmen den Inhalt der kirchlichen Glaubenssätze und Gebräuche empirisch in sich auf, und suchen denselben, je nach ihrem Standpunkt, dem Publicum entweder aufzuschmeicheln oder lächerlich zu machen. Von einem tiefern Eindringen in das Princip des Christenthums ist keine Rede. So sucht z. B. Herr von Chateaubriand in seinem Génie du Christianisme alle möglichen Einzelheiten zusammen, um die Religion vom ästhetischen Standpunkt zu empfehlen, — die Orgel, die Glocken, die Mutter Gottes und die christlichen Malerschulen, Dante und Milton, den gothischen Kirchenbau, die Meßgewänder u. s. w., um dem ungläubigen Publicum zu zeigen, wie viel Schönes in derselben enthalten sei: Alles, nur nicht das, was zur Sache gehört. Gerade wie es die Jesuiten auf ihren Missionen gemacht haben. Und ebenso macht sich Voltaire über die Details der verschiedenen Religionsformen lustig, ohne nach ihrem Kern zu greifen; sein Haß ist mehr Instinct, als innere Ueberzeugung. So stellen die modernen Gläubigen den Katholicismus wieder her, weil er ihnen convenirt, weil er ein bequemes Banner ist, gegen die rothe Republik zu Felde zu ziehen.

In der Jansenistischen Richtung — und um näher anzudeuten, was ich darunter verstehe, will ich die Reihenfolge der großen Schriftsteller angeben, in denen sie sich vorzugsweise charakterisirt: es sind Montaigne im 16., Pascal im 17., Rousseau im 18. Jahrh., später Frau von Staël und George Sand, an die sich dann eine große Menge minder bedeutender Namen anschließen, wie z. B. Frau v. Krüdener, deren Valerie in mancher Beziehung an den vorliegenden Roman erinnert — in dieser Richtung findet das Umgekehrte statt. Sie vertiefen sich mit einer solchen Energie in das Wesen der Sache, daß sie die Totalität ihrer Erscheinung aus den Augen verlieren. — Dieses Wesen der Sache liegt ihnen in dem unendlichen Elend des Menschen, oder in dem unendlichen Widerspruch zwischen dem unbegrenzten Horizont des Herzens und den Schranken des Lebens. Aus diesem innern Gefühl leiten sie die Nothwendigkeit einer über die Natur des Menschen hinausgehenden Erlösung her.

„Ich erkenne an der Philosophie, heißt es p. 49, einen großen Nutzen, der hinreichend ist, daß ich mich vor ihr beuge, den, daß sie fast unausbleiblich jeden aufrichtigen Geist zur Verzweiflung führt. Dieser Erfolg ist in meinen Augen

schön, wünschenswerth, selten genug, daß ich eine Wissenschaft preise, die dazu führt. In der Nähe betrachtet liegt die Verzweiflung auf dem Grunde des Lebens eines Jeden; sie ist das tägliche Brod der meisten Seelen, nur gestehen sie es nicht. Sie verhüllen und schmücken sie, sie bekränzen sie mit Blumen; sie ist darum nicht weniger da, denn die Verzweiflung ist die Wahrheit ohne Jesus Christus. Man muß diese Wirklichkeit kennen lernen; die Philosophie zwingt uns dazu." — (p. 19.) Woher zuweilen das schwermüthige Gefühl beim Anschauen der Natur? — „Weil wir zwischen ihr und uns eine Verschiedenheit der Stimmung bemerken, die einen Mißton hervorbringt. Wir können uns nicht bis zu ihr erheben, und wenn sie sich so bezaubernd und ruhig zeigt, so ruft uns eine innere Stimme zu, daß wir wie ein Flecken in dem Gemälde stehen... Dagegen wenn graue Wolken u. s. w., sollte man da nicht sagen, daß unsere Traurigkeit (tristesse, als immanente Eigenschaft des Menschen) aus uns heraustönt, um sich über die Natur zu verbreiten?" — (p. 163): „Unaufhörlich das Ideal verfolgen und an ungestilltem Durste sterben, das ist das Höchste, wohin die menschliche Sittlichkeit gelangen kann." — Noch im Zustand des Scepticismus erläutert Vaudreuil seinem Freunde (p. 190): „Damit ein glänzender Sieg das Böse auf immer überwinde, muß eine neue Thatsache kommen, unermeßlich wie die erste, tiefgreifend in ihren Folgen, von Gott selbst ausfließend. Um solche Ergebnisse hervorzubringen, genügen nicht die durch die kalte Vernunft oder durch die finstere Verzweiflung einiger Philosophen erzeugten Träumereien; es genügen nicht die Zuckungen einer furchtsamen Andacht, noch die ohnmächtige, wiederholte Reue der auserwählten Seelen: es bedarf eines allumfassenden Heilmittels für ein allumfassendes Uebel. . . . S o l l t e d i e s e s H e i l m i t t e l n i c h t v o r h a n d e n s e i n? Sollte Gott nichts dem Falle, dem tiefen Falle entgegengesetzt haben? Wenn der Mensch gewaltsamer Weise aus den Bahnen der Natur herausgetreten ist, um sich in den Abgrund zu stürzen, warum sollte nicht Gott auch aus ihnen heraustreten, um sein Geschöpf wieder aufzurichten?" — Endlich das Werden der Bekehrung (p. 186): „Er war ruhig, obgleich bewegt und betrübt. Er fühlte undeutlich, sein Elend zu erkennen und zu beklagen, sei ein erster Schritt zum Guten. Er glaubte nicht an die Wiedererhebung, er hatte auch keinen Grund, daran zu glauben, und doch fanden sich in seinem Herzen Empfindungen, die sich nur aus der Hoffnung erklären lassen. — Der Name Gottes erweckte in ihm unaussprechliche Regungen. . . . Er ahnte die unbegreifliche Liebe Gottes, und im voraus empfand er dafür eine Art Dankbarkeit, welche sich in Freude zu verwandeln begehrte." —

Das ist eine Auffassung, wie wir sie bei Montaigne und Pascal genau wiederfinden. Ich könnte lange Stellen abschreiben. Ich muß dabei bemerken, daß es in unserm Roman keineswegs bloße Reminiscenzen sind; jene Gedanken,

Vorstellungen und Stimmungen entwickeln sich organisch aus der Ader eines individuellen Lebens.

Jener Glaube, so ängstlich er sich an eine vermeintliche Thatsache klammert, ist doch nichts als ein Product des subjectiven Bedürfnisses. Wenn die Lelia der G. Sand in der Verzweiflung stehen bleibt, die Corinna der Frau v. Staël jene gesuchte Idealität im irdischen Glück ausbreitet, so ändert das im Wesen der Sache nichts.

Es ist in jenen Schriftstellern eine wunderbare Mischung von scharfem, blendendem Verstand und trüber Mystik; von tiefem, glühendem Gefühl und zaghafter Reflexion, die diesem Gefühl die Freiheit verkümmert. Das ist die Natur der maßlosen Subjectivität; ihre krampfhaften Anstrengungen, sich über die irdische Bedrängtheit zu erheben, verwickeln sie immer tiefer in das Netz der irdischen Widersprüche. — So ist es auch hier. Zuweilen ein überraschender, ergreifender Zug des Herzens nach unbedingter Wahrheit, die mit einer schneidenden, harten Kälte der Empfindungen zersetzt, und dann wieder eine träge Schwärmerei, die sich geradezu in Affectation und Manier verliert; ein zartes, bis zur Paradoxie feines Gefühl für die intimen Seiten des menschlichen Herzens *), und gleich darauf eine bigotte Verleugnung der Natur, die so weit geht, daß die Kindesliebe sich selber als schuldig bekennt, weil man über die Liebe zum Geschöpf den Schöpfer aus den Augen lasse.

An eine Gewißheit des Glaubens ist eigentlich nicht zu denken. Die Angst des Scepticismus treibt sich in eine Wärme, die krankhaft ist. Die beständige Schwelgerei in Seelenzuständen führt zu einem Raffinement, das zuletzt die Wahrheit aufhebt. Es ist doch ein Luxus der Empfindung, der das Wesen des Herzens nicht mehr berührt. Es ist ein Spiel des Geistes mit sich selbst, wenn auch nicht ohne Schmerzen. Wäre nicht das künstliche Festhalten an der äußerlich hinzutretenden Erlösung, die doch immer kein natürlicher Mittelpunkt für die Seele sein kann, so würde diese bei ihrer Virtuosität des Empfindens in jenes Chaos der Willkür versinken, das zur Blasirtheit führt, wie bei der Hahn-Hahn,

---

*) Ich kann mich nicht enthalten, Einiges anzuführen: (p. 16.) „Es gibt keinen leichtern Augenblick als den, in welchem die Aussicht auf Schmerzen wie auf Freuden gleich nahe ist. Die Entfernung, welche die erstern vermindert, vergrößert die letztern: sie entrückt uns zugleich die genaue Einsicht in das Unglück und die Zerstückelung unserer Freuden. Nicht das Unglück als Ganzes verursacht Schmerzen, sondern die einzelnen Umstände desselben; uns genügt nicht eine Freude, um uns glücklich zu machen, wir müßten alle in jedem Augenblick haben." — „Die höchste Anstrengung der Liebe ist, die Forderungen des Herzens zum Schweigen zu bringen." — „Wenn man tiefe Regungen empfindet, bebt man vor dem Gedanken zurück, Uneingeweihte könnten sie mit andern, wesentlich von ihnen verschiedenen, obgleich in ähnlichem Gewande auftretenden verwechseln. Man hat das Bedürfniß, bis in das Einzelnste verstanden zu werden, und durch wen wäre das möglich, außer durch den, der uns Neigung einflößt?" — Eine Sterbende sagt: „Mein Geist ist nicht klar genug, um ihn zu verstehen. Ach es ist so demüthigend, zu sterben!"

wie es bei der G. Sand geschehen wäre, wenn ihr realistischer Sinn sie nicht aus ihren hochfliegenden Träumereien in die bedingte Welt des endlichen Lebens zurückgeführt hätte.

Die Natur dieses Denkens und Empfindens läßt sich auf den Mangel an objectiver Beschäftigung zurückführen. Mantaigne, Pascal, Rousseau, die Jansenisten überhaupt waren einsame Denker, denen jede weltliche Thätigkeit verdächtig war. Bei den Frauen findet ein ganz ähnliches Verhältniß statt. Man wird aber zuletzt verwirrt, wenn man beständig in sich hineinspricht.

Vaudreuil ist durch seine legitimistischen Ansichten vom Staatsleben ausgeschlossen; seine Güter scheinen in so gutem Stand zu sein, daß er sich nicht viel darum zu kümmern braucht. So hat er denn hinlängliche Muße zu innerer Betrachtung, d. h. zu Träumereien. Seine philosophischen Studien gehen aus dem Traumleben nicht heraus, einerlei, welches Ziel sie sich augenblicklich stecken. Nachdem er sich zuletzt mit Gott versöhnt und so die ideale Seite seines Wahnes befriedigt hat, wird die Frage schwer zu beantworten sein, was er nun weiter anfangen soll.

Mit der „schönen Seele" seiner Gattin ist es auch eine bedenkliche Sache. So empörend in der Indiana die unsittliche Trennung ist, in welcher die femme incomprise sich ihrem realistischen Gemahl gegenüber erhält, weil sie sich von vornherein in den Kopf gesetzt hat, er sei nicht geeignet, sie zu verstehen, so lästig muß auf die Länge dieses Bestreben werden, sich mit ihm in beständigem Seelenrapport zu erhalten, dieses ewige Vigiliren auf die Natur seiner Ansichten, seiner Empfindungen, seines Glaubens. Die Menschen sind wahrhaft erfinderisch, sich einander zu quälen, aus Liebe nicht weniger wie aus Haß. Wenn eine Frau sich von den Reminiscenzen ihrer Kinderzeit nicht trennen mag, und den Glauben, der ihr in denselben gegeben ist, durch Verstandesgründe nicht erschüttern läßt, so ist nichts dagegen zu sagen; eine gesunde Natur wird auch durch einen falschen Glauben nicht corrumpirt, und bei Frauen kommt es überhaupt weniger darauf an, wie sie räsonniren, als wie sie empfinden; wenn sie aber ihr Gefühl als Maßstab an das Denken und Empfinden ihres Mannes legt, so hat diese Berechtigung des Instincts gegenüber der Autonomie des Gedankens ihre Grenze. Das Ueberschreiten derselben ist, auch wenn es von einem feingestimmten Herzen ausgeht, immer eine Erscheinung jenes Hochmuths der Subjectivität, die nirgend einen bequemern Spielraum findet, als in religiösen Dingen.

Nachträgliches zu Balzac.

Wir fügen unserer Charakteristik in Heft 37 noch Einiges über die Reihenfolge seiner Schriften hinzu. — In seine erste Periode (1822—1826) gehören die schlechten Bücher: Deux Hector, Deux Beringhen, Clotilde de Lusignan ou le beau Juif, le Vicaire des Ardennes, Annette et le Criminel. Die beiden letzten sind insofern schon für Balzac's spätere Richtung charakteristisch, als der

Hauptheld, für den sich nicht nur alle weiblichen Personen des Romans, sondern auch der Verfasser selbst mit vollstem Herzen interessiren, ein ganz gemeiner Verbrecher ist, Räuber und Mörder, das Vorbild des spätern Vautrin. In die Jahre 1827—1829 fallen seine buchhändlerischen und kaufmännischen Speculationen. Dann zieht er sich in die Vendée zurück, und dort erscheint: (1829) les Chouans; la Peau de chagrin (1831) und der Reihe nach seine besten Schriften: les contes philosophiques, la Recherche de l'absolu, l'histoire intellectuelle de Louis Lambert, Eugènie Grandet, le médecin de campagne, Père Goriot, endlich le lys dans la vallée (1836). Dann folgt, gleichzeitig mit dem Ueberhandnehmen des Feuilleton-Romans, eine Periode der Verwässerung. — Es existiren auch von ihm mehrere Theaterstücke, von denen aber nur eines: la marâtre durchgedrungen ist; ich kenne nur Vautrin, ein ganz schlechtes Stück. — Ein französischer Kritiker sagt von seiner Darstellung: les tableaux ou paysages sont vastes, fleuris, enchantés; les intérieurs sont peints avec la précision flamande, tons chauds et lumineux, touche large et vraie jusqu'à l'illusion, les objets viennent à vous . . . . les passions, les vertus, les vices, il les déshabille comme des mannequins. Il analyse jusqu'aux instincts, il aime à décomposer le coeur humain pour le reconstruire, et quelquefois il pense si fort et si profondement à propos du modèle, qu'il oublie de le peindre.

Flüchtige Skizzen über russische Literatur und russisches Theater.

Ich finde in Nr. 29 der Grenzboten einen interessanten Artikel über die Theaterbildung in Rußland, dessen sachkundiger Verfasser aber eine mit besonderer Animosität gegen alles Russische durchgeführte Parallele zwischen dem russischen und polnischen Volke zieht. Es ist hier nicht meine Absicht, die den Polen vindicirten Tugenden in Abrede zu stellen, eben so wenig, mich zum Anwalte der russischen Regierungsform aufzuwerfen. Aber wenn man den Druck, den das russische Volk von der Unterdrückung durch das Tatarenjoch bis auf die Willkürherrschaft seiner eigenen Fürsten Jahrhunderte lang zu erdulden hatte, in Betracht zieht, so wird man eher staunen, daß der russische Geist so viel Elasticität und Widerstandskraft behalten konnte, um das zu leisten, was er nicht durch die Pflege, sondern den ungünstigen Einwirkungen der Regierung zum Trotze, in socialer und literarischer Beziehung geleistet hat.

Wir haben noch immer gefunden, daß das Drama seine eigentliche Entwicklung bei Völkern gefunden, die sich auf einem Ruhepunkte befanden, von wo sie das vollbrachte Werk überschauten, oder wo der Staat von einer großen Idee

erfaßt, an deren endlichen Inslebentretung arbeitet und das Volk, der Regierung gleichsam freien Spielraum lassend, seine Muße für Kunstwerke benützt. Rußland ist noch nie in einer solchen Lage gewesen, da die Regierung die Curatel über das leider immer für unmündig erklärte Volk nicht einen Augenblick aufgegeben hat. Trotzdem haben wir in Rußland Perioden nachzuweisen, wo der geistige Aufschwung aus dem Volke kam und der Russe durch originelle Schöpfungen den Beweis lieferte, daß er mehr sei, als „durch und durch Körper, grobes sinnliches Behagen, voller Tüchtigkeit zum Schlagen und Balgen, ohne große Fähigkeit, schnell Eindrücke aufzunehmen und zu verarbeiten."

Es ist ein sehr hartes Urtheil, das der unbekannte Herr Verfasser über ein ganzes Volk gefällt, und es gehört gar viel Material dazu, ein solches Urtheil durch thatsächliche Beweise zu erhärten. In diesem Urtheile liegt, was der Verfasser gewiß nicht beabsichtigte, das höchste Lob der Regierung, denn wenn auch in Rußland Alles wirklich nichts als „gewaltthätige Nachahmung fremder Form" wäre, so gehört der genialste Schöpfungsgeist dazu, auf diesen sinnlichen Kloß, den man russisches Volk nennt, diesen ganzen Apparat von Kunst, Literatur und Wissenschaft, den ganz wegzuleugnen doch allzu schwierig wäre, hinzupflanzen.

Ich will's versuchen, durch eine flüchtige Skizzirung der russischen literarhistorischen Entwicklung den Beweis zu liefern, daß wir in der russischen Literatur nicht immer auf sclavische Nachahmung des Auslandes stoßen, daß es dem russischen Volke nicht an originellen Talenten gemangelt, die von der Befähigung des russischen Volkes Zeugniß ablegten. Schon unter der Regierung des Czaar Alexius bildete sich der Bojare Matwejeff eine Truppe, die Lustspiele, Tragödien und Ballete aufführte. Es wurden gewöhnlich Geschichten, als der verlorene Sohn, Judith und Holofernes u. dgl. auf die Bühne gebracht. Peter der I. ließ im Jahre 1700 in Moskau und Petersburg theatralische Vorstellungen geben. Unter Elisabeth wurde 1756 zu Petersburg und 1759 zu Moskau ein Theater erbaut. Unter Katharina II. war die Liebe zum Theater beim Volke bedeutend, und es war nicht blos der Hof, der die dramatische Kunst emancipirte. Rußland besaß zu dieser Zeit schon einen bedeutenden dramatischen Volksschriftsteller; Beweis genug, daß der Adel nicht allein, sondern auch das Volk das Theaterpublicum bildete. Von dieser Zeit datiren sich die Anfänge der russischen modernen Literatur, die wohl in der Aristokratie, in einem Ferjawin und Schischkow bedeutende Stützen, aber im Volke, in dem Sohne eines Fischers, in Lomonossow ihren eigentlichen Begründer fand. Das höhere Drama konnte nichts Bedeutendes leisten, weil dem Volke das höhere sociale und staatliche Selbstbewußtsein fehlte, das allein fähig ist, zu Charakterdramen zu begeistern. Aber den besten Beweis des rührigen, charakteristischen Volkslebens geben die Lustspiele des originellen

Vonderwiesen, eines trotz seines deutschen Namens durch und durch russischen Schriftstellers, der in und mit dem Volke lebte, zu seinen geistreichen Schöpfungen Charaktere aus dem Volke wählte und zugleich zur Heranbildung des Volkes bedeutend mitwirkte. Vonderwiesen's „Nidoroßl" (Muttersöhnchen) kann noch heute als Meisterstück gelten und liefert das treueste Gemälde der damaligen Zeit.

Mit wenigen wegwerfenden Worten fertigt der Verfasser des vielgedachten Artikels die Gesammtbestrebungen der russischen Literatur ab. Es ist ein Unrecht, das ich einem Deutschen nicht zugetraut hätte. Es ist aus diesem Paar flüchtiger Sätze nicht zu entnehmen, ob hier nur von der Gegenwart oder Vergangenheit der russischen Literatur die Rede ist. Denn Rußland hatte eine literarische Vergangenheit, die sich in gar manchem Genre nicht nur den stammverwandten slavischen, sondern auch allen europäischen Literaturschulen kühn an die Seite setzen darf. Und es war keine „Nachahmerei fremder Form", es war kräftige, naturwüchsige Originalität, es war nicht blos „epische Anlage", sondern künstlerische Festhaltung der Form, die sich in den Werken eines Keilow und Marlinski (Bestuschew), in den unsterblichen Büchern eines Puschkin und Jukowski in der schönsten Vollendung aussprachen. Trotz der Unbeliebtheit des russischen Namens in Deutschland, welche schon eine Reihe von Jahren andauert, haben diese Schriftsteller ihre deutschen Uebersetzer und die verdiente Würdigung gefunden. Sie sind von der deutschen Kritik schon vielfach besprochen worden und ich hebe sie nur deswegen hervor, eben weil sie fern von jedem Nachahmungstriebe in ihrer Ursprünglichkeit ihre Größe finden und weil sie im vollen Sinne des Wortes populäre, volksthümliche Schriftsteller sind, und zum Eigenthume des Volkes geworden, das sie in Sprüchwörtern im Munde führt, in den Dörfern, aus Mangel der gedruckten Bücher, in Abschriften der beliebtesten Gesänge und Fabeln heilig aufbewahrt.

Auf Puschkin habe ich noch besonders hinzuweisen, nicht allein weil er in allen seinen Werken den russischen Nationaltypus mit Meisterhand festgehalten und selbst im Eugen Eineginn die ihm vorschwebende Byronische Don Juan-Idee so gut zu zersetzen wußte, daß kein fremdes Gewächs, aber nur ein durch die modernen Ideen blasirter, aber durch die den Sieg erringende kräftige innere Natur aufgerüttelter Russe zur Erscheinung kömmt, was unsern Verfasser in Bezug auf die geringe Befähigung des russischen Geistes auf andere Meinung bringen sollte. Aber ich will Puschkin als Beispiel anführen, wie sich bei den Russen außer für das Epische, auch für das Reindramatische nicht nur Anlage, sondern geniale Begabung finden kann. Leider wurde Alexander Puschkin inmitten seiner Laufbahn, als erst sein Talent sich nach der Gährung der Jugend geläutert der Reife näherte, gewaltsam von dannen gerissen. Aber er hinterließ ein Werk, das Product seiner literarischen Klärung, das uns die Ueberzeugung verschafft, Rußland habe an Alexander Puschkin noch den Verlust eines großen Dramatikers

zu beweinen. Sein Boris Godunow, der eine vollendete Tragödie, das erste Glied eines dramatischen Cyklus hatte bilden sollen, das die wichtigste Geschichtsepoche des russischen Reiches umfaßte, steht als Ganzes und Fragment zugleich da, dessen kleinste Theilchen aber den vollendeten Meister beurkunden. Die russische Literatur besitzt nur diese eine wirklich große Tragödie.

Im Lustspiele hat die russische Literatur auch nur sehr wenig Vorzügliches aufzuweisen, doch dieses Wenige ist keine ausländische Nachahmung, es ist auf russischem Boden erwachsen, die Idee, der Stoff wie die Durchführung sind gleich russisch und doch muß dem einen dieser Werke die künstlerische Vollendung zugesprochen werden. Es heißt Göre ot umá (Sorge aus Verstand) und der Verfasser Gribojedoff liefert darin ein meisterhaftes Bild der Moskauer aristokratischen Gesellschaft mit allen ihren Gebrechen und Lächerlichkeiten, wobei die beißendste Satyre die Geißel schwingt und die komischsten Situationen das Interesse des Zuschauers in fortwährender Spannung erhalten. Rußland hat ein wahres Unglück mit seinen Dichtern. Es ist, als ob das Schicksal sich für die gewaltsame Unterdrückung der Geister dadurch rächen wollte, daß es dem Lande geniale Personen schenkt, die es ihm wieder, sobald sie die Flügel zu entfalten beginnen und den engen Raum zur Entwicklung bemerken, entzieht. Puschkin starb im Duelle, Marlinski fiel von der Kugel eines Tscherkessen auf dem Kaukasus, Gribojedow wurde als Mitglied der russischen Gesandtschaft in Persien niedergemetzelt, Lermentow, ein junger Dichter, der die kühnsten Erwartungen übertroffen hätte, fiel gleichfalls als Opfer eines Zweikampfes. Ein nicht weniger genialer Volksschriftsteller, Nikolaus Gogol, hat mit einem Male seine geistige Richtung geändert und ist aus einem aufgeweckten, humoristischen, die Gebrechen der Gesellschaft und des Beamtenwesens mit kaustischer Schärfe geißelnden Literaten ein pietistischer Frömmler geworden, also für die Literatur als abgestorben zu betrachten. Gogol gehörte dem Volke an, er hat nur für dasselbe geschrieben und sein Revisor wie seine todten Seelen sind das Gemeingut des Volkes geworden. Im Revisor, einem an die Posse grenzenden Lustspiele, wird die Bestechlichkeit der Beamten mit drastischer Komik vorgeführt und dadurch ein lebendiges Gemälde des Lebens und Treibens in einer russischen Kreisstadt geliefert. Der Revisor darf auf keiner Bühne des Reiches fehlen und selbst der Kaiser soll ihn mit Vergnügen sehen. Die todten Seelen haben in Rußland als das treffendste Bild der niedrigen und mittlern Gesellschaftsclassen, wie durch die freimüthige Besprechung der innern Gebrechen des Landes in allen Zweigen der Bureaukratie und in vielen höhern Kreisen in Rußland beinahe so viel Aufsehen gemacht als die Mystères de Paris, und der erste Theil dieses Romans, von dem der zweite, sei es durch das Verbot der Censur, sei es durch die umgeänderte Geistesrichtung des Verfassers, nicht mehr erschienen ist, hat dem Verleger beinahe 10,000 Silberrubel reinen Gewinn eingetragen. Sind das Beweise für das

grobe sinnliche Behagen ꝛc., das ausschließlich dem russischen Volke eigenthümlich ist?

In Bezug auf Kukolnik erlaube ich mir, den Verfasser des erwähnten Artikels zu berichtigen, indem Niemand diesen Herrn für ein Wunderwesen hält. Ich habe nachgewiesen, daß Rußland eine bedeutende literarische Vergangenheit hinter sich hat, der die modernen Literaturheroen bis auf wenige Ausnahmen nicht werth sind die Schuhriemen aufzulösen. Kukolnik gehört um vieles eher zu den schreibseligen Büchermachern, die ihre Arbeiten in den Monatsschriften in zerstückelter Gestalt erscheinen lassen, und an denen man höchstens ihre Fruchtbarkeit, aber durchaus nicht ihren literarischen Werth bewundert. Wenn es dem Verfasser als Kenner der russischen Literatur schon genehm war, aus der Masse einen bekannten beliebten Namen hervorzuziehen, so hätte die Wahl auf Polewoi fallen sollen. Polewoi's schriftstellerische Arbeiten sind keine Kunstwerke, es läßt sich an ihnen der höhere ästhetische Maßstab nicht anlegen. Aber trotzdem gehört er zu den gefeiertesten russischen Schriftstellern und seine Volksdramas machen immer volle Häuser. Polewoi gehört dem Volke an, er ist Autodidakt, ein Ladendiener von Hause aus und deswegen in seinen Neigungen und Sympathien mit denen des Volkes verflochten. Polewoi begriff, daß die moderne russische Literaturschule, zu der auch Kukolnik mit seinen Romanen und Dramen auf italienischem und deutschem Boden gehörte, auf furchtbare Abwege gerathen und den Boden unter den Füßen verliere, weil sie in fremden Literaturprincipien, aber nicht in dem Geschmacke und dem Verständnisse des Volkes ihren Halt suchte. Polewoi, der Mann des Volkes, der die ihm vom Kaiser angebotene Adelserhöhung ausschlug, um sich dem russischen Volke nicht zu entfremden, begriff, daß es die Aufgabe des russischen Dichters sein müsse, auf das Volk zu wirken, seinen Geschmack zu läutern, aber vorzüglich durch Vorführung historischer, vaterländischer Stoffe das Volk zu belehren und die ihm sonst fremden Ideen des eigenen Bewußtseins wie seiner innern Kraft, in der die Könige ihre Stütze finden, in's Gedächtniß zu prägen. Polewoi hatte liberale Ansichten, eben weil er nicht dem Adel angehörte. Eine Zeitschrift, der Telegraph, den er eine Zeit lang in Moskau herausgab und wo er sich im populären Style zu manchen socialen und staatlichen Deductionen hinreißen ließ, wurde vom Kaiser selbst ausdrücklich verboten. Seine Dramen: Iwan Sassunin, Nataschа Sibiratschka (die Sibirerin) und noch viele andere, deren Titel, da ich ohne irgend welche Quellen schreibe, mir jetzt nicht einfallen, gehören zu den beliebtesten Volksdramen, die, wenn auch auf Effect berechnet, durch ihre moralische Absicht die ästhetischen Sünden verzeihen lassen. Polewoi, der auch zu früh starb, hat auch eine russische Geschichte für Kinder geschrieben, aus der man das tiefe Gemüth und den moralischen Zwang herauslesen kann.

Auch über die Romanliteratur spricht der Verfasser ein absprechendes Urtheil

und führt wie absichtlich Stücke an, die auf dem literarischen Markte ganz entwerthet sind. Die Russen könnten, wenn sie hochmüthig sein wollten, den Deutschen den Vorwurf machen, daß auch sie keinen vollkommen tadellosen Roman aufzuweisen haben. Doch sie beugen sich immer in Demuth vor der deutschen Literatur. Nichtsdestoweniger könnten die Russen einige gute Romane aufweisen, worunter Sagoskins Juri Miloslawki und Roslawlew oder die gewichtigsten Geschichtsepochen, die Wendepunkte des russischen Reiches, die Jahre 1612 und 1812, als Volksbücher hervorzuheben sind. Als geistreiche Schriftstellerin der höhern Stände ist Zeneïde G . . . (Madame Hahn) zu nennen, deren romantische Genrebilder auch bei den mittlern Classen Anklang gefunden haben. Ich will mich in keine Aufzählung der größern oder geringern Talente einlassen, aber hier nur die Bemerkung machen, daß die aus dem russischen Leben gewählten Stoffe sehr gelesen werden, weil im Volke der Wunsch lebendig ist, seine Lage kennen zu lernen, um wo möglich an Besserung zu denken.

Was nun die Begabung des Russen zur darstellenden Kunst und das Gefühl für darstellende Poesie betrifft, so zeigt sich, daß das Theater in Rußland durchaus kein fremdes Institut ist. Es leben im Lande nicht, wie der Verfasser meint, Schauspielergesellschaften in fremden Sprachen, sondern fast jede bedeutende Gouvernementsstadt, in Rußland die einzigen größern Städte, besitzt ein Theatergebäude und eine Schauspielergesellschaft in russischer Sprache und sie hat sich im Winter immer voller Häuser zu erfreuen. Manche Gesellschaften bringen einen Theil des Sommers auf den großen Jahrmärkten zu, die in Rußland wahrhafte Messen, wo für viele Millionen Geschäfte gemacht werden und wo Gäste aus allen Theilen des Landes hinströmen. Die Theatergesellschaften haben sich über ihre Einnahmen nicht zu beklagen; ein Beweis, daß der Russe sich mit dem Theater schon ziemlich vertraut gemacht hat. Hin und wieder findet man in den Provinzialtheatern ausgezeichnete Talente, die natürlich bald in die Hauptstädte gehen, um dort ihr Glück zu machen. Die Provinzialtheater könnten sich in dem blühendsten Zustande befinden und wahre Nationalinstitute bilden, wenn sie dann und wann einer Aufmunterung oder Unterstützung des Staates sich erfreuten. Dies ist aber nie der Fall, die Regierung kümmert sich nicht um ihren Bestand und so ist es manchmal der Fall, daß ein Theater nicht aus Mangel an Besuch, sondern durch die Eifersüchteleien der Schauspieler und dergleichen Intriguen dahinsiecht. Was die großen Institute in Moskau und Petersburg betrifft, so ist der mittelmäßige Stand der darstellenden Kunst gewiß nicht dem Mangel an Talenten, als eben der allzu rigorosen Leitung von Seiten des Hofes und dem schlechten Geschmack der höhern Stände zuzuschreiben, die sich an Balleten und Schaustücken ergötzen, nicht aber der Gleichgültigkeit des Volkes, das in beiden Hauptstädten nicht durch ein angemessenes Repertoir angezogen wird. Indessen haben die russischen Bühnen Moskaus und Petersburgs manche wahrhafte Künstler

sowohl im tragischen, als komischen Fache aufzuweisen. Ich will hier nur zwei nennen, Schtschezkni in Moskau und Karatigin in Petersburg. Schtschezkni ist als Leibeigener geboren und wurde, als sich in der frühesten Jugend sein Talent zur Mimik offenbarte, vom Edelmann frei gelassen und zur Ausbildung in die Hauptstadt geschickt. Er gehört sowohl im komischen, als im ernst gemüthlichen Genre zu den besten Mimen, die nur eine deutsche Bühne aufzuweisen hat. Karatigin kann sich als tragischer Mime nach den Urtheilen deutscher Kritiker kühn einem Anschütz und Ludwig Löwe zur Seite stellen. Er gibt vollendete Charaktere und er allein liefert mehr als hinreichende Belege von der Fähigkeit des Russen zur darstellenden Kunst. Es würde in Rußland Literatur und Kunst einen ganz andern Aufschwung nehmen, trotzdem, daß so wenig für die Bildung des Volkes geschieht, wenn nicht der Druck der Despotie wie ein Alp auf den Gemüthern lastete und alles geistige Leben im Keime erstickte. Gegen diese Regierungsform trete man in die Schranken, aber man verdächtige nicht das Volk, ein kräftiges, naturwüchsiges, voller Anlagen und Fertigkeiten, das trotz der Knute, die von dem Dorfe bis in die Residenz geschwungen wird, noch lebenslustig ist und jeden geistigen Genuß, dessen Verständniß man ihm verschafft, mit innigem Dank empfängt.

Dramaturgische Miscellen.

3.

Das Lustspiel. Die Gesellschaft der Rachel gab uns Gelegenheit, ein Paar französische Komödien zu hören (le mari de la veuve von Al. Dumas und Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée von Alfred de Musset), die durchaus nicht zu den vorzüglichsten gehörten, sich auch keiner besondern Darsteller erfreuten, die aber doch genügten, uns zu überzeugen, daß im Lustspiel die Franzosen, sowohl was die Erfindung als was die Darstellung betrifft, uns weit voraus sind. — Dieser Vorzug gründet sich auf zweierlei.

Einmal verstehen sich die Franzosen auf eine lebhafte, anziehende, zum Theil geistreiche Conversation. Davon haben wir Deutsche noch keinen Begriff, und das ist der Grund, warum bei uns kein gutes Lustspiel aufkommen kann. Trotz unserer vielgerühmten Bescheidenheit sind wir nur allzu geneigt, uns mit unsern Schwächen zu brüsten, und unsere Laster für Tugenden auszugeben. So verfallen wir nicht selten in die Marotte, die Mängel unserer geselligen Unterhaltung in die Tiefe unsers Gemüths zu schieben. Eine solche Erklärung wäre noch eher gerechtfertigt, wenn das Stocken des Gesprächs in lakonischer Kürze seinen Grund hätte. Einzelne Provinzen unsers Vaterlandes, namentlich in Norddeutschland,

leisten darin allerdings viel: ich glaube, es liegt in den Sitten unserer Universitäten, wo sich die Unterhaltung, wenn man nicht eine Saufmesse brüllt, darauf beschränkt, daß der Eine dem Andern ein halb Schöppchen vorsteigt, und dieser mehr durch Thaten als durch Worte Bescheid thut. Ich hatte ein Paar Bekannte, die sich täglich besuchten. Wenn der Eine beim Eintritt „'Morgen!" sagte, so warf ihm der Andere einen finstern Blick wegen dieser Geschwätzigkeit zu, wies mit stummem Ernst auf den Tabakskasten; die Pfeife wurde gestopft, sie saßen mit türkischer Grandezza neben einander, und wetteiferten, den Rauch ringförmig von sich zu blasen. War die Pfeife ausgeklopft, so ersetzte der Gast, gewitzigt durch die üble Aufnahme, die seine Redseligkeit gefunden hatte, seinen Scheidegruß durch ein gelindes Brummen. So etwas, wie gesagt, kann noch aus Gemüthstiefe entspringen; aber wenn wir ein lang ausgesponnenes Gespräch Schwarz auf Weiß vor uns haben, und wenn bei aller Anstrengung, sich so gescheidt als möglich auszudrücken, nur ein fades Gewäsch herauskommt, so kann diese Entschuldigung nicht mehr gelten. Unser Dialog leidet nicht nur an Unbehülflichkeit, dem ließe sich durch Bildung abhelfen; er ist schon corrumpirt, namentlich in unserer modernen Literatur, die mit aller Gewalt geistreich sein will, und das am besten dadurch zu erreichen glaubt, wenn sie von sich selbst redet. In unsern Tagen glaubt kein Dichter, ein tüchtiges Lustspiel geschrieben zu haben, wenn er nicht bei der Gelegenheit seine Ansichten über Goethe und Schiller, über die historische Schule und über den Socialismus, über den Weltschmerz und über die Republik an den Mann gebracht hat. Die neuesten Dorfgeschichten verderben vollends alle verständige Unterredung, denn nun ist es nicht mehr möglich, daß man nach Art vernünftiger Menschen mit einander spricht, man muß Originalität, Charakter und naturwüchsiges Wesen entwickeln, auch wenn man nichts weiter fragt, als wieviel die Uhr ist. Künstler, Lorle oder Wadeleswirth, eins von den Dreien muß man sein, wenn man sich in anständiger Gesellschaft präsentiren will. — Diese Hetzjagd nach Originalität ist nicht ersprießlich für's Lustspiel, unser Styl leidet schon so an Willkür und Formlosigkeit, daß ein Stück, welches vor 20 Jahren geschrieben ist, uns völlig fremd vorkommt; wenn nun noch in diesen Brei die Idiome der verschiedenen Stämme eingerührt werden, so sinkt das Theater zuletzt ganz zu einem Raritätenladen herab. — Unser Lustspiel ist gewöhnlich aus ein Paar Virtuosen, die Juden und Betrunkene vortrefflich spielen — in diesen beiden Rollen laufen wir den Franzosen gewiß den Rang ab — vielleicht auch aus einem Liebhaber, der sich im Studentencostüm leidlich zu tragen weiß, und sonst aus mittelmäßigen Figuranten zusammengesetzt, die keinen Begriff davon haben, wie sie gehen oder stehen, noch weniger wie sie sprechen sollen. — Das Lustspiel wird aber um so besser sein, je mehr die Charakteristik in die Handlung, je mehr die Handlung in den Dialog aufgeht. Darum haben beiläufig die Engländer ebensowenig ein gutes Lustspiel als wir, sie leiden an den-

selben Fehlern. — Bei uns ist der Grund allgemein bekannt: wir sind mehr oder minder Kleinstädter, unsere Dichter haben keine Gelegenheit, das nationale Leben concentrirt vor sich zu sehen; das, was man Gesellschaft nennt, fehlt bei uns gänzlich. — Es ist nun die Frage, ob man das Lustspiel dadurch hebt, wenn man häufig französische Stücke aufführt. In ausgedehntem Maaß ist das nicht gut möglich. Einmal verliert der französische Dialog unendlich auch durch die beste Uebersetzung. Die Feinheit liegt zum großen Theil in der Sprache. Dann aber ist es nothwendig, daß unsere Kunst, wenn sie etwas Bleibendes leisten soll, sich aus unserem Leben heraus entwickelt, so kümmerlich dieses vor der Hand auch sein mag. Die sittliche Grundanschauung der Franzosen bis zu den Gebräuchen herunter ist eine andere, als die unsrige, trotz der allgemeinen europäischen Politur; gerade jene Ehebruchsgeschichten u. s. w., die in Paris nicht den geringsten Anstoß erregen, berühren unser Publicum unangenehm, und es ist das immer noch ein gutes Zeichen, welches wir nicht verkümmern wollen, wenn wir auch mit unserm eigenen sittlichen Wesen nicht zu viel Aufhebens zu machen haben. Mehr noch als die Tragödie muß das Lustspiel aus der Natur des Volkes herauswachsen, denn es steht auf realem, endlichem Boden. — Aber unsere Dichter sollten das französische Theater eifriger studiren, als es bis jetzt geschehen ist, nicht um einzelne Einfälle zu entlehnen, denn an Einfällen fehlt es uns auch nicht, sondern um sich für den Dialog zu schulen. Man kann über jeden beliebigen Gegenstand anmuthig und verständig plaudern, und ehe wir das nicht gelernt haben, wird uns kein Lustspiel gelingen. Ihrerseits werden die Franzosen in Bezug auf die höhere, ideale Sprache bei uns in die Schule gehen können, denn den Adel der Gedanken, Bilder, Anschauungen u. s. w., den wir in den bessern Sachen von Goethe und Schiller finden, hat keiner ihrer Tragöden erreicht.

Ein zweiter Vorzug des französischen Lustspiels liegt in ihrer lebhafteren, freien Phantasie. In unserer Motivirung liegt ein viel zu ängstlicher Pragmatismus. Es kommt bei der Intrigue eines Lustspiels gar nicht auf die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit der äußerlichen Zufälle an, deren sie sich bedient, wenn nur die psychologische Wahrheit und das ästhetische Gesetz der Steigerung beobachtet wird. Um von Dumas gar nicht zu reden, dessen celtische Phantasie allzuhäufig ins Ungeheuerliche übergeht, so ist der Leichtsinn, mit dem selbst Scribe combinirt, für einen Deutschen wahrhaft erschreckend. Wo er im „Glas Wasser", der „Fessel," der Cameraderie u. s. w. irgend eine seiner Personen gebraucht, sind sie auch da. Wir können nicht umhin, jede neu eintretende Person sich gleichsam entschuldigend darüber aussprechen zu lassen, warum sie überhaupt kommt, und warum sie gerade jetzt kommt. Diese pedantische Gewissenhaftigkeit bedingt auch den häufigen Scenenwechsel, der mitunter geradezu unerträglich wird. Wir sind gar nicht daran gewöhnt, einander ohne große Anmeldung und Vorbereitung

zu besuchen; man muß sich gleich gefaßt machen, die nothwendigen Vorbereitungen der Küche mit in den Kauf zu nehmen. Von diesen Gewohnheiten müssen wir uns wenigstens in der Poesie emancipiren, wenn wir uns frei bewegen wollen.

Wir sind im Allgemeinen zu wenig heiter; wir können zu Zeiten ausgelassen lustig sein, aber der Grundzug unsers Lebens ist jene Reflexion, die alle Unbefangenheit verkümmert. Wo unser Gemüth angeregt oder unsere Reflexion beschäftigt wird, lassen wir uns Alles gefallen, jeder Spaß aber muß zergliedert werden. Die Stücke, in denen Gutzkow und Laube am meisten aus ihrer jungdeutschen Richtung herausgegangen sind: Zopf und Schwert, Rococo, das Urbild des Tartüffe, haben verhältnißmäßig wenig Eindruck gemacht; wo sie aber sentimental oder „geistreich" sich gebärden, ist ihnen Alles erlaubt. Etwas mehr Freiheit in der äußerlichen Combination, und etwas mehr Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit auf dem psychologischen Gebiet wird unserer Bühne nicht schaden.

Die Allegorie. Die Revolution hat den französischen Lustspieldichtern, wie ihre ältere Vorgängerin, mehrfach zur Satyre Veranlassung gegeben, und der Genius der modernen Romantik hat sich mit besonderer Vorliebe in der Aristophanischen Form Luft gemacht. Das heißt nichts Anderes, als daß die Charaktere in Allegorien verflüchtigt sind, der Gang der Handlung durch Ueberspringen aus einem Bild in das andere in ein zusammenhangloses Quodlibet aufgelöst ist, das durch die eingestreuten prosaischen Parabasen und satyrische Couplets an poetischem Gehalt nicht eben gewinnt. Bekanntlich hat diese Form bei uns durch Tieck in den sogenannten gebildeten Kreisen Eingang gefunden. Es hat diese Kreise höchlich befriedigt, ohne jene Anstrengung der Aufmerksamkeit, welche eine zusammenhängende Handlung und ausgearbeitete Charaktere doch immer in Anspruch nehmen, die einzelnen Sätze ihres ästhetischen und politischen Katechismus in unmittelbarer Beziehung wiederzufinden, und sich über den Pöbel, — d. h. diejenigen, welche diese Ansichten nicht theilen — lustig zu machen, ohne die undankbare Mühe, auf den Inhalt ihrer Gegner einzugehen. Damals war die ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, dergleichen spirituelle Poesie sei nur für die Lectüre, was der Aristokratie der Theecirkel, denen es nicht gut genug war, mit dem gemeinen Mann zusammen eine Bühne zu besuchen, in welcher ja doch seit Fleck alle wahre Kunst untergegangen war, aus mehr als einem Grunde conveniren mußte. — Später, als die Romantik sich von realistischen Gelüsten anwandeln ließ, hat Tieck freilich erklärt, er habe bei all' seinen Aristophanischen Komödien beständig die Bühne im Auge gehabt, und man hat auch in der That den Versuch gemacht, wenigstens das eine oder das andere, z. B. den gestiefelten Kater, aufzuführen. Trotz der Anwendung sehr bedeutender Kräfte ist dieser Versuch als vollständig gescheitert anzusehen. — Seitdem hat sich Aristophanes in die Vorstadttheater geflüchtet, und aus dem spirituellen Lesestück ist die Zauber-

posse mit obligatem satyrischem Vaudeville hervorgegangen; die Zauberflöte mit Reminiscenzen aus den fliegenden Blättern und dem Kladderadatsch. —

In diesem Fall gewinnt die Allegorie eine neue Bedeutung. Die Stichelein auf politische Fragen behalten zwar ihren Werth und werden mit Beifall aufgenommen, namentlich wenn sie persönliche Anspielungen, Witze auf Namen u. dgl. enthalten. Die Hauptsache ist aber der bunte Wechsel der Decorationen und Costume. — In Paris, wo diese Aeußerlichkeiten sich in einem viel großartigern Maßstabe geltend machen, grassirt diese politisch-ästhetische Zauberposse in noch viel weiterem Umfang. Namentlich machen die antirevolutionären Dichter, denen ihrer ganzen Stellung nach die Ironie näher liegt, als das Pathos, davon Anwendung. — So habe ich u. a. ein Lustspiel von de Leuven und Brunswick (eine der beliebtesten Firmen der Reaction) vor mir: la foire aux idées, in der unter andern allegorischen Figuren auch die Idee, die Caprice, das Theater, Californien, die Musik, die Literatur, Paris, die verschiedenen Straßen und Plätze, die Provinzen, die Vernunft u. s. w. auftreten. Es ist eine willkürlich aneinander gefädelte Satyre auf verschiedene revolutionäre Figuren. — Im ersten Act führt ein Marionettenhändler die politischen Charaktere als Gliedermänner auf, und läßt sie Männchen machen; die einzelnen Anspielungen sind uns, die wir mit den kleinen Personalien nicht so vertraut sind, ganz unverständlich. — Im zweiten befinden wir uns in einem reich decorirten Zaubergarten, in dem sich Paris zuerst mit seinen Straßen prügelt, dann wird ein Scheibenschießen aufgeführt, dann treten Candidaten auf, die in possenhaften Stellungen einfältiges Zeug declamiren, dann wird ein Blatt mit ellenlangen Annoncen herabgelassen, z. B. A vendre. Un meuble Louis XV. qui a appartenu à Louis XIV. — Salon de Fraternité. Il nettoie les gants, et si l'on veut laisser les mains dedans, il nettoie es mains avec. — Dann singt die Idee einige Couplets, worin die Meinung der Gutgesinnten auseinandergesetzt wird. — Dann eine Zusammenkunft zwischen Paris und den Provinzen, die ihm die Wahrheit sagen; unter andern allegorischen Personen tritt auch das Firmament auf: Je me nomme Firmament, visible tous les soirs à l'oeil nu, juste en face messieurs Lusse et compagnie, cinquième pavé à gauche. — Oh! sagt Paris, je vous ai souvent aperçu en sortant du Vaudeville; das Firmament zeigt ihm in einem Teleskop die Zukunft Frankreichs, die Wiederherstellung der guten Bourbonen, worüber der gute Bürger Paris außer sich vor Entzücken geräth. — Der folgende Act spielt im Grund der Seine, eine Menge phantastischer Fischgestalten bewegen sich darin umher und führen lächerliche Volksversammlungen und Tänze auf, bis die Vernunft kommt und ihnen die Wahrheit vorsingt. Das Schlußtableau ist eine brillante Industrieausstellung, in der Frankreichs wahre Interessen zu ihrem Recht kommen. — Daß dieser reflectirte Unsinn, wenn es ihm gelingt, bessere Dichter von der natürlichen Richtung abzuziehen, der Kunst verderblich sein muß, liegt auf der

Hand. — Ich erwähne bei dieser Gelegenheit noch ein älteres Stück: La propriété c'est le vol, von Clairville et Cordier, welches in Berlin unter dem Namen: Der Traum eines rothen Republikaners, dem Friedrich-Wilhelmstädter Theater eine ziemlich lange Zeit volle Häuser machte. Die Berliner hatten es mit Recht, wenn auch etwas ungeschickt, in eine Localposse umgewandelt, und wenn auch der Zusammenhang nicht erheblich groß war, so befand man sich doch überall in bekannten Kreisen und konnte sich über Einzelnes amusiren. In dem Pariser Original ist eine Art ideeller Zug, der aber die Dürftigkeit der Erfindung um so unangenehmer hervortreten läßt. Die Hauptfiguren sind nicht der Held der Locomotive mit seinen Freunden, den Gelehrten des Kladderadatsch, und der ehrliche Weißbierphilister der Spandauerstraße, sondern „die Schlange" des Paradieses und der alte Adam; der letztere ist aber der Prototyp der Eigenthümer, der durch die Anfechtung des communistischen Satans bis an's Ende der Welt verfolgt wird. Zuletzt nimmt die in einen Engel verwandelte Eva dem bösen Feind sein Attribut, die Brille ab, das Symbol der neidischen Skepsis, und er wird gleichfalls bekehrt. „Allen Sündern soll vergeben, und die Hölle nicht mehr sein." — Diese Pièce ist immer noch die beste der Art, es ist wenigstens einige Laune darin, und zuweilen ist die Rechtsverwirrung der Zeit komisch genug vergegenständlicht; es ist aber doch eine bloße Schmarotzerpflanze, die für sich kein Leben hat. — Die Dichter werden besser thun, den alten soliden Weg des ordentlichen Lustspiels wieder einzuschlagen, der freilich mehr Mühe macht und weniger abenteuerliche Sprünge erlaubt, aber dafür auch sicherer zum Ziele führt.

Politik.

1. Eine Bekehrung.

Die Leipziger werden sich noch eines jungen „Dichters" entsinnen, Julius Schanz, der in den Märztagen zuerst im Charivari, dann in den demokratischen Clubs gegen die reactionäre Bourgeoisie die Sache der Freiheit und Gleichheit vertrat. Er gehörte zu den weit vorgeschrittenen Propheten der Zukunft, denen die Republik noch ein höchst zurückgebliebener Standpunkt ist, wenn man nicht einen Marat an ihre Spitze stellt, um die Tyrannen und Philister auszurotten. Dieser Dichter, der sich wegen seiner Theilnahme an den Maitagen, dem ersten Versuch der demokratischen Partei, mit ihrer Fracturschrift Ernst zu machen, in Untersuchungshaft befindet, ist in der Muße seines Kerkers in sich gegangen, und hat ein Gedicht gemacht, in welchem er sich in wohlgefügten Stanzen dem König zu Füßen wirft und ihn um Gnade anfleht: zwar habe er schwer gesündigt, aber

wenn bittere Thränen der Reue ein Verbrechen gut machen könnten, so sei das bei ihm in reichlichem Maße der Fall. — Es wird außerdem versichert, er habe sich im Fall seiner Begnadigung zu Mittheilungen erboten, und man habe ihm geantwortet, es käme darauf an, was das für Mittheilungen wären; indeß dieser Umstand ist nicht urkundlich beglaubigt, und wir halten uns lediglich an die officielle Notiz der Fackel, die jenes Bußgedicht vollständig mittheilt. Es ist in guten Reimen abgefaßt und schließt mit einem Refrain à la Beranger.

Herr Häpe, der Redacteur der Fackel, hat große Freude an dieser Bekehrung. Sie bringt ihm seine eigene Vergangenheit in Erinnerung. Auch er ist aus dem Schooße der Demokratie hervorgegangen, und hat sich dann durch die Vermittelung einer Secretärstelle bei dem Minister Falkenstein in der Mitte jener Partei gefunden, die Alles, was nicht den Staub von den Füßen der Machthaber leckt, für Verräther, Mörder und Juden erklärt. An einem reuigen Sünder haben die Engel im Himmel mehr Freude, als an tausend Gerechten, so steht es geschrieben. Die Bekehrung ist im Lager der Demokratie keine seltene Erscheinung; Herr Ohm hat auch den Guten viel Freude gemacht, in höhern Kreisen fällt mir der Herr Geheimrath Scherer ein, der im Vorparlament mit Hecker, nach den rettenden Thaten mit Manteuffel und mit Gerlach stimmte.

An sich ist nichts dagegen zu erinnern. Es ist schön, wenn man von seinen Irrthümern zurückkommt: besser einmal als keinmal. Aber zwei Bemerkungen können wir nicht unterdrücken.

Diese — Helden der Demokratie haben keinen Augenblick versäumt, Männer wie Sylvester Jordan als Fürstenknechte zu brandmarken, weil sie das Heft des Staats nicht in die Hände des Pöbels überantworteten. Diese „Fürstenknechte" haben Jahre langen Kerker geduldet, ohne von ihrer Ueberzeugung abzugehen, so wenig sie sich von dem Geheul der betrunkenen Menge erschüttern ließen. Jetzt möge das Volk richten zwischen denen, die, als es rasend war, vor ihm krochen, und denen, die es zur Vernunft zu bringen suchten.

Eine zweite Bemerkung dringt sich uns auf in Bezug auf den Gehalt jener ephemeren Poesie, die, namentlich seit Herwegh, die politischen Probleme durch Arbeit im Rhythmus und im Reime zu lösen suchte. Damals galt ihnen Jeder für infam, der es nicht glauben wollte, daß sich „Republik" auf „Völkerglück" reimte. Jetzt kommen sie doch zu der Ueberzeugung, daß sich im Reime und im Rhythmus verschiedene Dinge sagen lassen. Jenes Bußgedicht ist gerade ebenso gut als die frühern Strafpredigten gegen die feigen Tyrannen und ihre Knechte; ja es ist besser, denn es geht aus einer individuellen Empfindung hervor. — Wir Deutsche sind in dieser Beziehung seit 1840 die größten Kinder von der Welt gewesen. Aesthetisch läßt sich das Entgegengesetzteste verklären, der Mondschein der Subjectivität bestrahlt verfallene Klöster ebenso romantisch, als die Gräber gemordeter Freiheitshelden; der Rothmantel des Kroaten ist in einer

bunten Landschaft ganz so wohl angebracht, als der Dolman des ungarischen Husaren. Wenn die Poesie sich mehr in ihre Ideale, die Politik sich mehr in die Wirklichkeit vertiefen wird, so wird es um beide besser stehen.

2. Die Legitimen.

Der Congreß zu Wiesbaden hat unter den französischen Legitimisten eine Spaltung an den Tag gebracht, die eigentlich schon seit der Julirevolution bestand. Damals waren die Vertreter des göttlichen Rechts durch ihre Theilnahme an den politischen Institutionen des neuen Frankreich mit ihrem eignen Gewissen in einen seltsamen Widerspruch gesetzt. Indem sie dem Barrikadenkönig den Eid der Treue leisteten und doch als ihren legitimen Herrn den Erben der alten Bourbons verehrten, konnten sie dies Mißverhältniß vor sich selber nur dadurch rechtfertigen, daß sie ihren Eid nicht auf eine bestimmte Person, sondern auf den thatsächlichen König von Frankreich bezogen und ihre Treue nur bis zu dem Zeitpunkt ausdehnten, wo dieses thatsächliche Verhältniß sich ändern würde. Eine solche Ordnung konnte aber, da man von einer Intervention der Fremden, der Barbaren nichts mehr wissen wollte, nur durch den Willen der Nation erfolgen, und so ergab sich die wunderliche Combination, daß die Hoffnungen des legitimen Princips auf die Idee der Volkssouveränetät gestützt wurden. Allerdings eine bedenkliche Stütze, denn die Hand, welche das Scepter gab, kann es auch wieder nehmen! So ist es aber zu erklären, daß die Leidenschaftlichern unter den Legitimisten, an ihrer Spitze der ritterliche Marquis von Larochejacquelein, mit den Radicalen in der Forderung des allgemeinen Wahlrechts, um den Willen der Nation auf eine unumstößliche Weise zu constatiren, Hand in Hand gingen, freilich mit der ganz entgegengesetzten Voraussetzung.

Der Sturz Ludwig Philipp's und die Einführung der Republik gab diesem Verhalten eine zweckmäßigere Form. Allein es trat nun ein doppeltes Interesse ein: das conservative, gegen die Feinde der Gesellschaft gerichtet, welches bei der eigentlichen Stütze der Partei, dem hohen Adel und der Geistlichkeit vorwiegen mußte, und das ideale, welches in der momentanen Ausübung der Souveränetät von Seiten des Volks die bequemste, freiwillige Rückkehr zum Princip der Legitimität erkannte.

In dem letztern Sinn stellte Larochejacquelein in der Nationalversammlung den Antrag, und vertheidigte ihn in seinen Blättern, das französische Volk in den Urversammlungen entscheiden zu lassen, ob es die Monarchie wolle oder die Republik. Fast die ganze Partei trat diesem Antrag entgegen, nicht blos aus Gründen der augenblicklichen Zweckmäßigkeit, sondern auch, weil man sich ein solches Präjudiz nicht konnte gefallen lassen; denn sonst hätten nach Wiederherstellung der Monarchie die Urversammlungen auf's Neue zusammentreten, und sich zur Abwechselung wieder einmal für die Republik erklären können.

Es ist daher dem Princip ganz entsprechend, wenn der Graf von Chambord und sein verantwortliches Ministerium, (wozu auch Herr Berryer gehört, einer der Abgeordneten, denen die Nationalversammlung die Huth der Constitution, d. h. der Republik, anvertraut hat) sich mit großer Entschiedenheit gegen ein solches Verfahren erklärten, und diese Erklärung in einer Art Bulle veröffentlichten. Larochejacquelein hat daraus Gelegenheit genommen, mit seiner Partei zu brechen; er nimmt die thatsächlichen Zustände an, und stellt die Zukunft Gott anheim, indem er hinzusetzt, er habe nie an das Mystische, das man in den Begriff der Legitimität zu legen suche, geglaubt, er könne sie nur als einen Ausfluß des Volkswillens begreifen.

Wenn man nun aber auch zugeben muß, daß die übrigen Legitimisten in ihrem Treiben consequenter sind, so muß man doch die Frage aufwerfen: wie denken sie sich denn eigentlich die Umwandlung der jetzigen Zustände, wenn sie nicht durch das Volk geschehen soll? — Sie werden sich hüten, auf diese Frage eine directe Antwort zu geben. — Es ist mit dem Princip der Legitimität, wenn man es abstract faßt, nichts anzufangen, es ist unfruchtbar, und gewährt weder einen politischen, noch einen sittlichen Halt, denn was kann unsittlicher sein, als dieser Jesuitismus? der als Hort einer ihm verhaßten Verfassung auftritt, um sie als Waffe für ein ihr feindliches Princip zu gebrauchen.

Wo möglich einen noch widerwärtigern Eindruck machen unsere deutschen Legitimisten. Obgleich sie unter einander selber hadern, weil ihre eigenen Rechtsansprüche collidiren, so gleichen sie einander doch wie die Wassertropfen. Der eigentliche Sinn aller Operationen, durch welche in ganz Deutschland jetzt die alten Zustände wiederhergestellt werden, ist der: wir waren früher in Noth, und darum haben wir euch alle Zugeständnisse gemacht, die ihr irgend verlangt habt, jetzt hat das aufgehört, wir nehmen unsere Zugeständnisse wieder zurück. — So offen wird das fast nirgend gesagt, nicht einmal in Oestreich, die legitime Form ist: wir haben den neuen Rechtszustand nur unter der Bedingung anerkannt, daß etwas Ersprießliches dabei herauskommt, das ist nicht geschehen, wir sind also nicht gebunden. So hat Oestreich und Preußen gesprochen, so Sachsen zu seinem Volke, so spricht jetzt der von Oestreich in ein Scheinleben galvanisirte Bundestag zu Preußen. Je mehr der Schein des Rechts gewahrt wird, desto empfindlicher wird das lebendige Rechtsgefühl verletzt. Vielleicht am meisten bei der Erledigung der meklenburg-schwerin'schen Verfassungsfrage. Das Schiedsgericht hat sich beeilt, nicht nur die Competenz der rechtlich aufgelösten Ritterschaft zu erkennen — in der hannöverschen Sache im Jahre 1838 war man darin bedenklicher — sondern man hat auch ihre juristischen Spitzfindigkeiten adoptirt in einem Verhältniß, das aus dem Großen geschnitzt ist. Weil eine Formalität fehlt, die Verhandlungen mit den beiden Seestädten Rostock und Wismar, und weil der Strelitzer Hof, den man zu Anfang des Verfassungswerks als gebunden ansah, sich zurückgezogen hat,

so schiebt man nicht etwa die Vollendung der Verfassung auf, sondern man wirft sie über den Haufen. Daß man dadurch ein neues Rechtsverhältniß, auf Eid und Treue gegründet, auf das Gröblichste verletzt, daß man ein Rechts-subject beschädigt, welches denn doch unendlich die Legitimität der sogenannten Ritterschaft überragt, darauf wird keine Rücksicht genommen. — Wenn also die Höfe über Kurhessen verschiedener Ansicht sind, so ist es nicht ein Conflict der Rechtsprincipien, sondern lediglich ein Conflict der Interessen. Der Bundestag wird seinen Freund Hassenpflug unterstützen, die Union wird ihn — — in ihren Blättern tadeln; in der Grundansicht sind sie einig, sie adoptiren Alle das lächerliche Machwerk des Herrn Stüve, nach welchem es „Empörung" ist, wenn Unterthanen ihre Rechte in Anwendung bringen. Auch einem Nero müssen die Steuern gezahlt werden, denn jede Obrigkeit ist von Gott, und man soll dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. — Sie vergessen, daß, wenn man das Volk wirklich zu der Ueberzeugung bringt, es gebe für dasselbe keinen Rechtsweg zur Abwehr auch der wahnsinnigsten Tyrannei, man sich dadurch — auf das Gebiet der Thatsachen begibt. — Dank dem Herrn v. Schleinitz für diese Wendung! — Wir gedenken jene Obrigkeit von Gott in Kurzem näher zu beleuchten.

Kleine Correspondenzen.

Aus Pesth.

Den 18. September 1850.

Unsere Professoren haben zwar wenig, sehr wenig gelernt, aber um so mehr vergessen. So hatten sie im März 1848 ganz daran vergessen, daß die alma et celeberrima, die in ihrer Verwaltung und in ihrem Lehrsysteme von der Wiener Universität unabhängig sein sollte, nur ein Filialinstitut dieses Jesuitencollegiums bildete; daß die ungeheuern Einkünfte unserer Hochschule — sie ist nach der Orforder die reichst dotirte in Europa — Donau aufwärts wanderten, um in der großen Stadt jenseits der Leitha Hofrathstitel und Ordensbänder für gewisse Rectoren, Oekonomen und Decane einzusammeln; daß die einzige Hochschule Ungarns, trotz des mächtigen Aufschwunges, den bei uns die Wissenschaft und besonders die politische und vaterländische Literatur in den letzten Decennien genommen, bei 1800 stehen geblieben, und von manchen armen, nur von mittellosen protestantischen Gemeinden unterhaltenen Gymnasien hoch überragt worden ist; dies Alles vergaßen sie, und betheuerten in Studentenversammlungen, in den Hörsälen und in den Zeitungsblättern, daß nicht sie, sondern das — System daran schuld war, und daß kein Mensch auf dieser Erde sich der neuen Errungenschaften mehr freue, als eben sie, da ihnen nun Gelegenheit gegeben ist, ihren Eifer für den Fortschritt an den Tag zu legen. Jetzt zeigen sie, daß sie im März wieder nichts gelernt und das damals Gesagte bereits vergessen haben; denn mit dem Falle

Ungarns fielen auch jene Professoren, welche von dem ungarischen Ministerium angestellt, oder auch nur weiter befördert wurden, und sie, die „sich so sehr der neuen Errungenschaften freuten", beherrschen nun wieder allein die Lehrstühle unserer Hochschule, und dennoch ist diese in einem Zustande, gegen den der vormärzliche ein göttlicher zu nennen ist.

Damit will ich nicht gesagt haben, daß unsere Professoren ein schlechtes Gedächtniß oder ein schwaches Auffassungsvermögen hätten. Im Gegentheil! Sie besitzen diese zwei Seelenfähigkeiten in so hohem Maße, daß sie sich noch jetzt alles dessen genau erinnern, was ihre von der ungarischen Regierung protegirten Collegen während der letzten zwei Jahre gethan und gesprochen haben, und da sie im Interesse des allgemeinen Wohls ihre Kenntnisse und Erfahrungen sehr gerne mittheilen, so haben sie besonders viel zur Purificirung unserer Hochschule beigetragen. — Ja bei einem unserer Professoren ist das Auffassungsvermögen so sehr gesteigert, daß er unlängst, als ein bekannter hiesiger Kunsthändler — der, wie es heißt, auch zur rebellischen Majorität unserer verderbten Stadt gehören soll — vor ihm auf der Straße herging, jedes Wort, welches dieser zu seinem Freunde über Politik sprach, auffaßte und gleich darauf bei der Polizei, wenigstens nicht weniger anzugeben wußte, als der Kunsthändler gesprochen hatte u. s. w.

Allein all dieser schöne Eifer reicht nicht hin, den revolutionären Geist aus unserer Jugend zu bannen; in den Hörsälen der für Ruhe und Ordnung so sehr bestrebten Scholarchen herrscht zwar tiefe Ruhe und stille Ordnung, aber die Zuhörer, welche ihnen nicht zuhören, wagen es noch, an eine Zukunft Ungarns, an eine Zeit, wo der Belagerungszustand aufgehoben sein wird, u. s. w. zu denken, während sie überhaupt gar nicht denken sollten; unsere Professoren kamen also auf die glückliche Idee, die Universität aus der Kossuth'schen Stadt in eine andere, loyale zu verlegen. — Anfangs hieß es, sie soll nach der deutschen, als hyperloyal bekannten Stadt Ofen verlegt werden; allein ein kleines Experimentchen mit einem Gymnasium hat leider zu der Ueberzeugung geführt, daß das Uebel sich bereits über die Kettenbrücke geschlichen habe. Neulich wurde das Archigymnasium zu Ofen für ein deutsches Gymnasium erklärt — hier werden nämlich nach der neuesten Methode die Dinge für das erklärt, was sie sein sollen — und siehe da, die loyalen gesammtöstreichischen Patrioten Ofens behielten ihre Kinder zu Hause und entschlossen sich, dieselben in das Pesther ungarische Gymnasium zu schicken. Da erschien eines Abends der heilige Geist dem Herrn Vinozsil, einer berühmten vormärzlichen Capacität und dieser Zeit Rector unserer Hochschule, in Gestalt eines Panslavisten, und Morgens darauf begab sich der Herr Rector nach Wien, um bei der hohen Regierung die Verlegung der Universität nach Trenau zu erflehen, wo man zugleich den Vortheil hätte, mit der Hochschule eine slavische Musterschule verbinden zu können. So meint Herr Vinozsil. —

Δ

Ueber Wien nach Linz.

— — In Oderberg besorgte ich vor Allem die Visirung meines Passes. Oestreich ist wieder nach dem Wahlspruche seines Ministers des Innern in die Reihe der besonnen vorwärts schreitenden Staaten getreten, und da wird auf ein Paßviso viel gesehen. Ich erhielt endlich, nach einer kleinen Geduldprobe im engen Zimmerchen des hochwichtigen Beamten, den Stempel der Ehrlichkeit auf meine Reiselegitimation aufgedrückt und begab mich in's Gastzimmer, um vor Abgang des Zuges noch ein historisches Rostbratel zu verzehren, dessen lieblicher Duft gleich beim Uebertritte der preußischen Grenze als das sicherste Merkmal des östreichischen Einflusses sich herausstellt. Es blieb mir wenig Zeit, auf meine Reisegefährten einen Blick zu werfen, nur fiel mir der Contrast des Einst und Jetzt gar sehr auf. Noch ist's nicht gar lange, waren hier alle Zungen gelöst, man fühlte sich auf deutschem Boden, die Grenzscheiden schienen gefallen, und ein Franzose sagte mir damals mit einem gewissen dépit: „C'est étonnant, on ne voit que des Allemands." Jetzt glaubte man sich schon im Belagerungsrayon, wie man aus Annaberg kam, unwillkürlich stiegen vormärzliche Erinnerungen auf, man lachte sich selbst aus, aber die Phantasie blieb doch Herrin und die Unterhaltung stockte. Auch in meinem Coupé war es mäuschenstille, ich lehnte zum Schlafen in einen Winkel, sah blos im Halbdunkel Uniformen blinken, und erfuhr erst, als ich mit Tagesanbruch in Lundenburg die Augen aufschlug, daß ich die Ehre gehabt, mit drei Rettern des einigen Oestreich in einem Coupé zu schlafen. Die Herren decorirten Offiziere verstanden sich aber hoffentlich auf's Losschlagen besser, als auf den Wortkampf, denn das Gespräch wurde nicht recht flüssig, drehte sich um Avancement, Dienst und Uniformirung, und nur ein junger Oberlieutenant, der mit seinen zwei Sternchen am Kragen wohlgefällig liebäugelte, fragte seinen Kameraden, ob in der neuen Garnison der Soldatenfreund zu finden wäre, hinzufügend, es sei das einzige Blatt, welches ein braver Soldat lesen kann. Ich bat um die Erlaubniß, den Herren ein kleines Anekdötchen in Bezug auf den loyalen Soldatenfreund zu erzählen.

— Es war im denkwürdigen September 1848, erzählte ich, als ich mit einem Freunde auf dem Glacis herumspazierte. Wir sprachen eben von dem Unterschiede zwischen echter und geheuchelter Gesinnung, als mein Freund, ein gefeierter Dichter aus der östreichisch-lyrischen Schule, von einem mir Unbekannten auf's wärmste begrüßt wurde. Er freuete sich unendlich, wie er versicherte, den Sänger der Freiheit, den Verfechter des Volkes gegen Despotie und Uebermacht in den Mauern des einst absoluten Wien wiederzusehen, und schwärmte, ohne uns zu Worte kommen zu lassen, von den Segnungen der Volkssouveränetät, die der Hort und Schirm des Gesetzes sei. Ich war fest überzeugt, ein Mitglied des demokratischen Vereins, einen Mitarbeiter eines jener Blätter vor mir zu haben, deren Aufgabe es gewesen, das unreife Wien durch das Anfachen tropischer Hitze rasch in die Höhe zu treiben, die aber, während sie das Wachsthum förderte, zugleich Blüthen und Blätter versengte. Die Frage meines Freundes berichtigte meinen Irrthum. „Ich dachte Sie noch immer in Berlin, wo ich Sie zuletzt gesehen, ganz der Sorge um Ihre häuslichen Angelegenheiten hingegeben?"

— Ach nein, antwortete er, ich bin hier, seit Wien aus dem Todtenschlafe aufgerüttelt wurde, und arbeite mit am Neubaue Oestreichs, ich bin bei einem hiesigen Blatte betheiligt, quasi ein halber Eigenthümer.

— Gewiß bei einem radicalen Organe, nach Ihren Aeußerungen zu schließen, bemerkte ich in meiner Unschuld.

— Das gerade nicht, erhielt ich zur Antwort, es ist der „Soldatenfreund", das Blatt ist schwarz-gelb bis in den Rachen, doch das Geschäft bringt's mit sich.

Wir hielten gerade im Wiener Bahnhofe, die Aufmerksamkeit der Herren Offiziere wurde von einigen Bekannten in Anspruch genommen, die an die Waggonsfenster traten, und so kann ich als gewissenhafter Erzähler nicht den Eindruck meiner wahrhaften, verbürgten Geschichte berichten. Ich war froh, angelangt zu sein, und rüttelte nach Leibeskräften an der Thüre, um dem Conducteur ein Zeichen zum schnellern Oeffnen zu geben. Doch vergebens, die Thüre blieb geschlossen, weil ein Beamter von Waggon zu Waggon ging, die Pässe in Empfang zu nehmen, und Niemand herausgelassen werden durfte, bis diese übergeben waren.

Ich ließ mir kaum so viel Zeit, mich bei einem Freunde, bei dem ich einkehrte, umzukleiden, um nur rasch einen Gang durch die Stadt zu machen, die ich in der höchsten Aufregung der Octobertage verlassen hatte. Ich rieb mir die Augen, ich kniff mir in den Arm, um mich zu überzeugen, ob ich wache oder träume. Es war das alte Wien, das gute, gemüthliche Backhändlwien, wie ich es vor einer langen Reihe von Jahren in meinem kümmerlichen, aber immer schönen Studentenleben kennen gelernt hatte. Die letzte, verhängnißschwere Zeit war rein weggewischt, es war, als ob man aus dem heimischen Wohnzimmer, wo man ein Haustheater mit Brettern, Fernsichten und Coulissen aufgeführt hatte, all diesen fremden Plunder weggräumt, und die langgewohnten Meubel, das Bild der Großmutter im Erker, der lederne Großvaterstuhl in der Ecke und die alte Wanduhr mit ihrem schnarrenden Pendel wieder zum Vorschein kommen. Ich sah keine Nationalgarden und keine Legionäre mehr, die, ich will's nur offen gestehen, im Jahre 1848 selbst, wo alle Leute, die nüchternsten sogar einen kleinen Dusel im Kopfe hatten, mir wie linkische Statisten vorgekommen waren, die, mit einem Male zu wirkenden Artisten erhoben, sich in die ihnen zugetheilten Rollen gar nicht zu finden wissen. Ich sah mich an der Ferdinandsbrücke vergebens nach fliegenden Buchhändlern mit gedruckten Unsterblichkeiten um, wie nach deren verbrüderten Genossen, den Proletariern, die immer die Hände auf dem Rücken und die Nase in der Luft hielten, als ob sie das Revolutionswetter riechen wollten. Mein Blick fiel auf die Mauer am rothen Thurmthore und ich spähete umsonst nach ellenlangen Placaten, die Essenz aller demokratischen Gelüste, gezeichnet: „ein Nationalgarde oder Legionär dieser oder jener Abtheilung." Die Theaterzettel stechen mir in die Augen, und mein Herz jubelt laut auf; die beiden Klingsberg wurden im Burg- und Nationaltheater gegeben. August von Kotzebue, der Abgott meiner Kindheit, den geringzuschätzen, mir in den reifern Jahren am meisten Mühe, ja Schmerz gekostet, August von Kotzebue paradirt wieder auf dem Repertoir des ersten Theaters der ersten deutschen Stadt. Ich stürmte in die Stadt hinein und blickte mit einem kleinen Erstaunen auf die überall sich bewegende Municipalgarde, die mir mit ihrer grünen Uniform und rothen Aufschlägen nicht recht in die auferstandene alte Zeit hineinpaßte. Doch die Jugend denkt nicht lange nach, und ich war ja wieder jung geworden und hatte fünfzehn Jahre wie eine unnütze Bürde von mir abgeschüttelt. Auf dem Stephansplatze begrüßte ich den ehrwürdigen Dom wie einen guten, alten Bekannten, und es schien mir, als ob auch er sich verjüngt und auf das lustige Getreibe zu seinen Füßen mit dem heitern Auge des kräftigen Alters blicke, dem es Freude macht, wenn die Jugend

ihre wilden Gelüste gebändigt und, statt an der Glocke des Aufruhrs zu zerren, sich mit unschuldigem Tande belustigt.

Ich lenkte meine Schritte auf den Graben und bog, wie mechanisch, rechts um die Ecke, um die Bilder vor der Kunsthandlung zu betrachten, mich der Unzahl von Gaffern anzuschließen, die hier den Tag über nicht fehlen dürfen. Es schwebte mir dunkel in der Erinnerung, wie vor kurzem noch hier die Brustbilder der großen Reichstagsredner, der Lieblinge des Volkes ausgehängt waren und sich die Leute dieselben mit den Fingern zeigten und die pompösen Sätze wiederholten, die als facsimile unter den Bildern standen. Seltsamer Widerspruch der menschlichen Gefühle! In dem Momente, wo ich in einer fast vergessenen Zeit lebte, fielen mir die Portraite der Wiener Deputirten ein, und ich sehnte mich jetzt nach ihnen, während ich doch früher denselben kaum einen flüchtigen Blick geschenkt hatte. Meine Augen suchten sie aber vergebens, sie waren von ihren Piedestalen gestürzt, in eine vergessene Schublade gesteckt, und der speculative Kunsthändler hatte vor den Blicken der zahllosen Pflastertreter eine ganze Reihe von Bildern entfaltet, die von Gold, Silber und Diamanten glänzten. Da hingen alle die großen und kleinen Helden, welche mehr oder weniger zur Rettung, zur Festigung des einigen Oestreich beigetragen haben. In erster Reihe war der am meisten angestaunte und bewunderte greise Radetzky. Den Sieger von Novara betrachteten alle Volksclassen mit wahrhafter Pietät, und es überraschte mich besonders die Bemerkung eines schlichten Oberöstreichers, der mit einer Holzladung die Donau heruntergeschwommen war. „Es ist doch schön," meinte er „daß der Feldmarschall nicht in Ungarn gewesen, dort durfte er keine Siege feiern, wir hätten ihn dann nicht so von Herzen lieben können." Ich blickte unwillkürlich auf Haynau, der seine blutigen Lorbeeren auf den Gefilden Italiens und in den Pußten Ungarns gepflückt. Es ruhete auch mein Auge auf dem schönen, ausdrucksvollen Gesicht des ritterlichen Banus, das ein wehmüthiger Zug umspielt, als ob er jetzt erst in seinem Innern den Kampf durchkämpfe zwischen der seinem Kaiser geschworenen Treue und der anerkannten Berechtigung aller Volksstämme, sich nach eigenem Verständniß den Tempel der Freiheit zu erbauen und zu schmücken.

Zuletzt fiel mein Blick noch auf das Bild eines schönen jungen Mannes, der anspruchlos und bescheiden inmitten der reichuniformirten Generäle, fast wie im Schatten stehend, sich ausnahm. Und doch ist es die hohe, selbst die Schultern des kräftigsten Mannes niederdrückende Mission dieses jüngern Mannes, des Kaisers des centralisirten Oestreich, an der Spitze all dieser gewaltiger Männer das große Werk der Neugestaltung des Kaiserreichs zu vollenden, eines Staates, der nicht wieder in die alten, losgegangenen Fugen zurückgebracht werden soll, sondern dessen morsche Theile ausgeschieden werden müssen, um die brauchbaren neu geformt zu einem kräftigen Ganzen stark und fest zu verbinden.

Ich war unbemerkt durch diese Bilder in die Gegenwart versetzt, ich war um fünfzehn Jahre älter geworden, und ich sah jetzt erst, daß auch Wien eine Zeit gewichtigen Inhalts hinter sich habe. Nun erst, nachdem der erste flüchtige Eindruck sich verwischt hatte, konnte ich die Physiognomie der Kaiserstadt genauer betrachten, und da fiel mir mancher wehmüthige Zug auf, der trotz der wiedergekehrten Ruhe und Ordnung und der fast vergessenen naiven Gemüthlichkeit nur allzu bemerkbar wurde. Das Kind war zum Manne geworden, er schämte sich seiner kindlichen Sorglosigkeit, er ärgerte sich, daß man ihm die Kinderschuhe wieder angezogen, und zwischen den à l'enfant frisirten Locken blickten

ein trotziges Gesicht und kecke Augen hervor, in denen noch die Erinnerung der allzu kurzen Zeit der Großjährigkeit, der Flegeltage der Freiheit zu lesen war. Er hatte freilich, gleich nachdem man ihn mündig erklärte, sich übernommen und in muthwilliger Ausgelassenheit seinen frühern Vormündern manchen Schabernack gespielt. Aber es war doch zu hart, daß man ihn dafür wieder in die Kinderjacke hineinzwängte und unter die Zuchtruthe eines Lehrmeisters, des gestrengen Herrn Belagerungszustand stellte. Der so schwer geprüfte, so arg bestrafte, der Schule entlaufene Mann geht nun scheinbar ruhig und gelassen einher. Aber die Vergangenheit ist für ihn keine verlorene, und während er wieder sein unterthänig gehorcht, geht er vielleicht mit Unheil drohenden Gedanken schwanger, die in nächster Zukunft möglicherweise schon zu Thaten werden.

Alles rannte noch wie vor Jahren seinen Geschäften nach, das Gewühl und Gedränge in den Straßen war noch ganz dasselbe, aber man sah die Leute mit Morgen- und Abendblättern aus den Handlungen treten und sie rasch durchfliegen. In den Kaffeehäusern rollten die Billardkugeln eben so fleißig wie einst, aber man sah damals nicht wie jetzt diese Gruppen in den Winkeln und Ecken die Journale gierig verschlingen, die Abendblätter mit Ungeduld erwarten und sich dann gegenseitig, halb laut, halb verstohlen die neuesten Nachrichten zuflüstern. Die Speisekarten sind in den Gasthäusern eben so lang und eben so künstlich rubricirt, wie der alte Metternich es nur mit seinen Protokollen machte. Aber es gehen dem Wiener nicht mehr die Augen über beim Dufte eines Backhändels oder Naturschnitzels, er schnalzt nicht mehr vor Lust die Zunge, wenn ihn eine feine Mehlspeise anlächelt. Die Ballsäle sind noch so voll wie früher, und es wird noch immer zwei Schritt gewalzt, als ob die Pforten aller weltlichen Freuden zu erwalzen wären. Aber es fehlen die frühern Walzerheroen, auch Johann Strauß ist todt, und mit ihm wurde das alte Wien zu Grabe getragen. Es fehlt die kindliche Lust, der ein Ball beim Sperl oder bei der Birn das Alpha und Omega aller irdischen und geistigen Seligkeiten gewesen. Es ist, als ob zwischen den blühenden Guirlanden, zwischen den glänzenden Kandelabres und funkelnden Lampen, die den Saal zieren, selbst zwischen den lustigen Geigenstrichen ein neckischer Dämon seinen Spuck treibt, und den erhitzten Paaren im heißesten Wirbel des Tanzes ein Memento zuruft, das sie erschreckt in die Dunkelheit der letzten Vergangenheit, in das Schauerhafte einer ungewissen Zukunft blicken läßt.

Die Theater waren übervoll, die Hoftheater hatten ihr Repertoir unter der Direction Schreivogel's beibehalten, die Vorstadttheater gaben die frühern Possen und Schwänke. Aber es wurden im Burgtheater die Ophelien und Griseldis nicht mehr so beweint, im Kärntnerthore die Beine der Tänzerinnen und die Tournüre der Choristinnen nicht mehr so lorgnettirt und bewundert. Im Kasperletheater waren Scholz und Nestroy nicht mehr die unfehlbaren Beherrscher des Geschmacks, und die Elmar'schen Possen machten Furore, weil der Capitalist Papperl von Politik zappelte und die Freiheit in Sibiren suchte, der Hofnarr Gervinus vom einigen Deutschland, von einem freien Oestreich erzählte, wobei er die Schellen an seiner Kappe schüttelte. — —

Aus Wien.

Die neueste Maßregel des Handelsministeriums — die indirecte Journalbesteuerung — ist ein unzweideutiger Beweis, daß man alle Minen springen lassen will, um die Presse todt zu machen. Das Traurige dabei ist nur, daß durch diese unzeitige Maß-

regel der einzige liberale Minister Oestreichs seine Popularität einbüßen wird. — Eine andere Verordnung des Finanzministeriums ist gleichfalls wenig geeignet, das herrschende Mißtrauen in unsere provisorischen Zustände zu beheben. Bei dem Umstande nämlich, daß die Verzehrungssteuer in Ungarn noch nicht eingeführt ist, hat man es für nothwendig erachtet, trotz der am 1. k. M. erfolgenden Aufhebung der Zwischenzolllinie, dennoch für gewisse Ein- und Ausfuhrartikel interimistische Gebühren zu statuiren und so den Nutzen gedachter Auflassung zur Illusion zu machen. Und bei alle dem gewinnt der Staat keinen Heller durch diese Maßregel, welche besonders für Reisende höchst lästig ist; denn obwohl bei der Einfuhr einzelner Gegenstände, z. B. des Tabaks in Länder, wo das Monopol besteht, eine ziemlich hohe Gebühr (für Tabakblätter 2 fl., für Tabakfabrikate 2 fl. 30 Xr. pr. Pfund) gefordert wird, so sind doch weit überwiegend die Gehalte für das erforderliche Finanzwach-Personal, welche Summe an der italienischen Grenze gewiß einen viel größern Nutzen schaffen würde. — In gleicher Weise macht die projectirte Erhöhung der Salzpreise in Galizien und den Grenzbezirken, so wie die Einführung des Stempels in Ungarn und den **quondam partibus annexis**, Croatien u. s. w., einen üblen Eindruck, namentlich auf das in diesen Landestheilen wenig cultivirte Landvolk. Ueberhaupt begreift es sich etwas schwer, was Ungarn durch die Centralisation gewonnen hat. Zwar ist das Landesstatut für dieses Kronland noch nicht kund gemacht; aber schon die jüngst publicirte definitive Organisation der politischen Verwaltung läßt errathen, welchen Weg die Regierung einzuschlagen gedenkt. Man hat dem Lande seine 300jährigen Institutionen geraubt, um ihm dafür ein Heer durch Sprache und Sitten fremder Beamten aufzudringen, berufen, die neuen Gesetze vom Papier in's Leben zu übertragen. Die vormärzliche Constitution gab dem Volke das Recht der freien Wahl seiner Comitatsbeamten. — Die nachmärzliche Regierung setzt deutsche und slavische Beamte hin, und glaubt so ein Netz um das ganze Land gespannt zu haben, um seine Nationalität, seine Selbstständigkeit systematisch zu vernichten. — Ein Gleiches gilt von Italien, dessen zur Theilnahme an der Ausarbeitung des Landesstatuts nach Wien berufene Vertrauensmänner unmittelbar nach Verlegung des obersten Gerichtshofes von Verona nach der Residenzstadt hingeeilt sind, ohne die Vollendung desselben abzuwarten, in der Ueberzeugung, bei diesem starren Festhalten des Ministeriums an der Centralisationsmanier ihrem Vaterlande nichts nützen zu können. — Dazu kommt noch der zur Versinnlichung der Gleichberechtigung über alle Nationen des Reiches verhängte Belagerungszustand, der namentlich in Wien, wo er bald den zweiten Jahrestag seiner Einsetzung feiern wird, auf eine crudele Weise geübt wird. Erst neulich wieder wurden **in majorem regni gloriam** verschiedentliche Stock- und Ruthenstreiche applicirt; die Veranlassung war — Verhöhnung der Nationalhymne! Und doch dürften solche **argumenta ad hominem** den Beweis von der Vortrefflichkeit des Centralisirungsplanes auch den Deutsch-Oestreichern schwerlich einzuimpfen im Stande sein. Freilich existirt hier eine schwarzgelbe Race, welche bei jeder Gelegenheit bemüht ist, ihre specifisch östreichische Begeisterung an den Tag zu legen. So hat erst in diesen Tagen der hiesige Gemeinderath dem F. Z. M. Haynau zur Entschädigung für die in London erlittenen Unbilden das E h r e n b ü r g e r r e c h t ertheilt. Solche Creaturen verdienen wohl hie und da einen allergnädigsten Fußtritt; aber die Geschichte der Stadt Wien wird dafür ihren **soi-disant** Vertretern von heute ein Extrablatt bewahren.

Literaturblatt.

Die Rosenfee, Oper in 3 Acten, Musik von Halévy, Text von Scribe. — Ein Machwerk ohne allen künstlerischen Gehalt, lediglich darauf berechnet, daß dem Decorateur und dem Garderobier Gelegenheit gegeben wird, ihre Künste zu entfalten. Der Text ist eine gewöhnliche Zauberposse, die Musik ohne allen Stil und Charakter, weder ernst noch komisch, desto häufiger sentimental und langweilig, wenn auch nicht ohne artige Einfälle. Aber eine Menge feierlicher Aufzüge, wo in fremdartigen, seltsamen Costümen eine große Fülle Seide und Flittergold verschwendet ist, Tableaux mit kleinen Engeln und Feen, die in der Luft herumflattern, romantische Beleuchtungen, z. B. eine blaue Grotte unter dem Meer; dann fortgehende Verwandlungen, die alle Kraft des Maschinisten in Anspruch nehmen, z. B.: im ersten Act eine verfallene Pagode, in der plötzlich der ganze Hausrath, Besen, Tische, Stühle, Götzenbilder, Gläser und Retorten zu tanzen anfängt; im zweiten ein wunderbares Aufblühen von tausend verschiedenen Blumen und ein Ballet phantastisch aufgeputzter Damen mit Blumenmasken nach der neuesten Pariser Romantik, im dritten Bayaderentänze u. s. w. — Wenn man schon ein Ballet haben will, so muß es ein ganzes Ballet sein; die beständige rhythmische Bewegung einer Masse zierlich aufgeputzter Figuren muß wenigstens eine Art künstlerischer Einheit hervorbringen, und die Musik muß diesem Charakter entsprechen. — Daß dergleichen in einem großstädtischen Theater dem schaulustigen Publicum vorgeführt wird, wo einmal ein zahlreiches, wohl eingexercirtes Ballet vorhanden ist, und doch verwerthet werden muß, ist ganz in der Ordnung; und wenn sich Scribe und Halevy dazu hergeben, ihr Talent an dergleichen zu vergeuden, weil sie gut bezahlt werden, so ist dagegen auch nichts zu erinnern. — Wenn aber ein mittleres Theater, dessen Kräfte gemessen sind, wie das Leipziger, sich beikommen läßt, in dergleichen Possen seinen Pariser und Berliner Rivalen den Rang abzulaufen, so muß die Kritik sehr ernsthaft dagegen auftreten, denn ein solches Theater läuft Gefahr, völlig darin aufzugehen. Es ist nun schon das zweite Stück in diesem Jahr, welches mit dieser, der Kunst ganz fremden Verschwendung ausgestattet wird. Der Prophet hätte in dieser Beziehung vollkommen genügt. — Wir wollen gern den Bestrebungen der jetzigen Direction die Anerkennung zu Theil werden lassen, die sie verdient; es ist ein zahlreiches, und im Ganzen genommen leidliches Schauspielpersonal zusammengebracht, darunter sogar einige vorzügliche Kräfte. Aber es wird damit nichts gemacht, nur in den seltensten Fällen kommt einmal ein größeres Schauspiel zu Stande, und dann ist es sehr mittelmäßig arrangirt. Das ist nicht allein vom Standpunkt der Kunst anzugreifen, es ist auch eine falsche Speculation. Denn der Leipziger ist entschieden für's Classische; selbst das Actienpublicum hat die Possen und Localstücke leer gelassen, und das Haus ist gedrängt voll gewesen, sobald ein Schauspiel einmal einen größern Anlauf nahm. — Aber der Tadel muß viel größer werden, wenn wir uns auf das Gebiet der Oper wenden. Was könnte das Leipziger Theater mit seinem glänzenden Orchester, das mit jedem hauptstädtischen in die Schranke treten darf, nicht alles leisten! Für einen kleinen Theil der Kosten, welche diese Zauberposse macht, hätte eine Coloratursängerin, ein tiefer Baß engagirt, hätte der Chor verbessert, hätte eine erste Sängerin — denn man darf in diesem Punkt nicht unbillig sein — wenigstens zeitweise beschäftigt werden können. Wie es jetzt aber steht, verschwindet

die gute Oper fast ganz vom Repertoire, die Sänger verlernen die Musik, und das Publicum wird corrumpirt.

Noch eine Bemerkung müssen wir an die Aufführung der Rosensee knüpfen. Sie hat uns wieder recht in der Ueberzeugung bestärkt, daß die phantastische Romantik, welche wir aus dem Schauspiel glücklich vertrieben haben, auch in der Oper ihre Stelle nicht findet. Auch die Musik wird uns nur dann ergreifen, wenn sie reale, menschliche Empfindungen ausdrückt und begleitet. Das ist aber nur möglich in einer menschlich rührenden und ergreifenden Handlung. Im menschlichen Gemüth ist ein reicher Abgrund, Hölle und Himmel; die Kunst darf nur das Herz studiren, um ihn heraufzubeschwören. Elfentänze und Vampyrorgien mögen dem Salon überlassen bleiben, wo man nicht ergriffen und bewegt, sondern geistreich unterhalten sein will. Nur der Laut, der aus der Natur quillt, ergreift das Gemüth, der Spuk der übernatürlichen Welt ist nichts als eine Negation der Natur, und mit Negationen hat die Kunst nichts zu schaffen.

Englische Hexameter.

Es wird für manche unserer Leser, die noch keinen englischen Hexameter gesehen haben, von Interesse sein, folgendes Bruchstück aus einer Uebersetzung des Homer in metrischer Beziehung zu vergleichen.

Then to Telemachus glided on board divinest Athenè,
Where on the poop she sat, and near her Telemachus rested.
Then were the moorings loosed by the mariners coming abroad her,
Joyous coming on board, and seated apart on the benches.
5. A fair westerly breeze by the blue-eyed goddess was wafted,
Cheerfully rippling along, and over the deep-coloured ocean.
Now to his shipmates shouted Telemachus, while to the oar-blades
Leapt the impatient surge, till each at his order obeying,
Stepped they the pine-mast then in the mast-hole ready amidships,
10. Firmly staying it both ways down; and next by the well-twisted hide-thongs,
Snowily spreading abroad, the sails drew fluttering downward.
And in the sail-breast blew the bellying wind with a murmur,
The purple wawe hissed from the prow of the bark in its motion;
Into the riotous wawe she plunged, pursuing her voyage.
15. But when their oars they drew back to the galley securely, —
The swift, dark-sided bark, as she full on her journey exulted —
Then to her foaming beak they brought the o'er-bubbling goblet
Of red-hued wine, and poured out on her head a libation
To the immortal gods, that dwell in the sky and in ocean,
20. But to the blue-eyed daughter of Jupiter mostly, Athenè.
All night then they sailed, till the morning rose on their voyage.

Diese Verse sind allerdings noch im Zustand der Kindheit. Zunächst fällt uns ein entschieden siebenfüßiger Hexameter auf (V. 10); dann Spondeen wie diese: a fair (V. 5), from the (V. 13), the swift (V. 16); but when | their oars | they drew | (V. 15); of red | hued wine | and poured | (V. 18); ferner Daktylen: then were the (V. 3), deep-coloured (V. 6), the purple (V. 13), dark-sided (V. 16), o'er-bubbling (V. 17) u. s. w. Aber es finden sich auch vollkommen richtig gebildete Verse darunter, und es zeigt sich in der ganzen Anlage, daß die Britten bei einer ähnlichen Mühe, wie die deutschen Metriker sie sich gegeben haben, auch ihre Sprache in die fremden, ungewohnten Formen hätten zwängen können.

Preisbewerbung. Seit neun Jahren hat sich der Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften angelegen sein lassen, seinen Mitgliedern, deren Zahl sich

gegenwärtig auf 6763 beläuft, fort und fort neue Gaben zu bieten, und es ist ihm gelungen, für die verschiedensten in die Volkscultur einschlagenden Fächer manche tüchtige Hand zu gewinnen. Um jedoch auch einmal eine nach Inhalt und Form möglichst vollendete Volksschrift zur Verbreitung zu bringen und zugleich den Männern, die bisher ihre Kräfte dem Vereine noch nicht gewidmet haben, Gelegenheit zur Betheiligung zu bieten, hat sich das unterzeichnete Directorium entschlossen, eine Preisbewerbung zu eröffnen, zu welcher es hiermit alle Volksschriftsteller, die dazu den Beruf in sich fühlen, auf das freundlichste einladet.

Da der Verein in Gemäßheit seiner Statuten, „im Einklange mit dem Geiste des Christenthums für vernünftige und zeitgemäße Aufklärung und christliche Gesittung zu wirken," sich zur Aufgabe gemacht hat, so darf auch in der Preisschrift weder ein anderer Geist herrschen noch eine andere Tendenz darin verfolgt werden. Ein bestimmtes Thema wird für sie eben so wenig vorgeschrieben als die zu wählende Form; Alles bleibt vielmehr hierbei dem eignen Genius und Ermessen des Verfassers überlassen. Nur wird erwartet, daß der Stoff, sei er dem Geschichtlichen, Religiösen, Staatlichen, Häuslichen, Gewerblichen, Oekonomischen, Naturkundlichen oder sonst woher entnommen, anziehend und belehrend, überhaupt in Uebereinstimmung mit jenem Geiste zu Nutz und Frommen des Volkes erfaßt, vor Allem aber die Sprache verständlich, körnicht und ächtvolksthümlich ohne erzwungene Künstelei und falsche Popularität sei, sodaß nur die Schrift, die durch und durch als eine gesunde, kräftige, geistige Lesefrucht und Hausmannskost sich ankündigt, des Preises würdig erfunden werden kann. Hinsichtlich ihres Umfangs wird gewünscht, daß sie zehn bis zwölf Bogen des Druckes der hiesigen Volksschriften betrage; umfänglichere würden nach Befinden in zwei Bändchen erscheinen müssen.

Die Manuscripte sind in leserlicher (und zwar der Unparteilichkeit wegen, von den bisherigen Mitarbeitern durch fremde Hand zu bewirkender) Reinschrift an das unterzeichnete Directorium spätestens bis Ende Februar 1851 in der gewöhnlichen Weise derartiger Preisschriften mit versiegeltem Zettel, worin sich der Name des Verfassers und als Aufschrift ein mit der Preisschrift gleichlautendes Motto befindet, einzusenden. Zur Prüfung der eingehenden Schriften wird sich das Directorium nach Befinden durch Zuziehung anderer und auch auswärtiger Vereinsmitglieder verstärken und das Ergebniß Ende Mai 1851 zur öffentlichen Kenntniß bringen.

Der Preis, welcher ungetheilt der besten unter den eingehenden Schriften — sobald nur sonst eine angenommen wird — zuerkannt werden soll, beträgt dreißig Louisdor in Gold und außerdem zehn Thaler Honorar für jeden Druckbogen, wofür die Schrift in das Eigenthum des Vereins übergeht. Ueber die übrigen Schriften, die, wenn ihnen auch jener Preis nicht zuerkannt wird, doch dem Directorium werth genug erscheinen, unter die Vereinsschriften aufgenommen zu werden, behält man sich weitere Einigung mit den Verfassern vor.

Zwickau, den 31. August 1850.

Das Directorium des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften.

Dr. Döhner, Kirchen- und Schulrath. Hartz, Reg.-Rath. Bamberger, Kaufmann. Dr. Bräunig, Superintendent. Flechsig, Diak. Hertel, Rektor. Kuhn, Oberlehrer. Geyler, Bezirks-Steuereinnehmer, Vereinscassirer und Rechnungsführer.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Die
Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

9. Jahrgang.

II. Semester. II. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
1850.

Inhalt.

Die alte Municipalverfassung und die neue Organisation der politischen Behörden in Ungarn.

Das längst Gefürchtete, das von Vielen Vorausgesehene, nur Wenigen Unerwartete ist eingetroffen. Die Autonomie der ungarischen Municipien, das 800jährige Selfgovernment Ungarns ist vernichtet, vernichtet durch den Federzug eines fremden Ministers, ohne und gegen den Willen des ungarischen Volkes, ohne Parlament, ja selbst ohne Beirath von Vertrauensmännern.

Ich werde hier keine Kritik über die Centralisation und die Bureaukratie überhaupt folgen lassen; ich werde nur in Kurzem erörtern, was Ungarn an seinem Municipalwesen besessen, und man wird daraus schließen können, was es mit der Aufhebung desselben verloren, oder ob ein Volk überhaupt einen solchen Verlust ertragen kann.

Zu den ungarischen*) Municipien gehörten: 55 Comitate, 52 königl. Freistädte und 4 freie Kreise; doch wir wollen hier nur von den Comitaten, als den wichtigsten und den größten Theil des Landes in sich fassenden sprechen; die freien Kreise wurden, mit nur geringen Modificationen, nach derselben Norm verwaltet, die königl. Freistädte standen so sehr unter Curatel der Regierung, daß sich in ihnen ein eigentliches Municipalleben gar nicht entwickeln konnte.

Das Comitat bildete ein für sich bestehendes, in seiner Verwaltung selbstständiges, nur unter Controle der königl. ungarischen Statthalterei stehendes Ganze. — Die Verwaltung des Comitats wurde von Beamten geführt, welche dreijährlich von dem im Comitate wohnenden Gesammtadel — nach Verböczi das Volk (populus) — gewählt. Jeder mündige männliche Adelige, der innerhalb der Grenzen des Comitats sein Domicil hatte, war ohne allen Census sowohl bei der Beamten- als Deputirtenwahl wahlfähig; die Wählbarkeit war nur bei den Reichstagsdeputirten an den Besitz eines adeligen Grundeigenthums geknüpft.

---

*) Wir sprechen hier blos von Ungarn mit Kroatien und Slavonien. Siebenbürgen hatte sein eigenes, von dem ungarischen nur wenig abweichendes Municipalwesen; die Militärgrenze hatte auch in ihrer politischen Verwaltung eine militärische Verfassung.

Die Beamtenschaft des Comitats bestand aus folgenden Individuen:

1) Ein Obergespann, der in manchen Comitaten stets das älteste Mitglied einer gewissen Familie oder der Träger einer gewissen Würde war, in den meisten aber von dem Könige auf lebenslänglich ernannt wurde. Dieser bildete das Verbindungsorgan zwischen der Regierung und dem Municipium. An ihn wurden die der Comitatsversammlung vorzulegenden Regierungsrescripte entsendet; er präsidirte bei diesen Versammlungen, und legte bei den Wahlen die Candidatenlisten vor. Dieses Amt wurde durch den Umstand, daß die Obergespänne nur gering besoldet waren (1500 Gulden jährlich) und die dazu ernannten hohen Aristokraten meist andere, ihre Thätigkeit in Anspruch nehmende Aemter bekleideten, zu einer den Besitzer hochehrenden, aber ihm wenig Macht verleihenden Würde.

2) Der erste und zweite Vicegespann. Der erste Vicegespann war die eigentliche Seele des Comitats. Er vertrat in Abwesenheit des Obergespanns vollkommen dessen Stelle, war Präses des obersten Gerichtshofs des Comitats und hatte die oberste Leitung aller Verwaltungszweige. Nur der Vicegespann konnte Reisepässe in die kaiserlichen Erbländer ertheilen.

3) Die Ober- und Unterstuhlrichter, welche nach der Größe des Comitats und dessen Eintheilung in Sessionen (járás) je 4—6 an der Zahl waren. Diese konnten mit Recht die Lebensadern des Municipalkörpers genannt werden, denn durch sie gingen die Verordnungen und Satzungen der Comitatsversammlung in das Leben des Volkes über, und kamen die Anforderungen und Beschwerden von da wieder zurück. Zum Amte des Stuhlrichters gehörten: a) die Befehle der Statthalterei und der Comitatsversammlungen currentiren zu lassen und über deren Befolgung von Seiten der Ortsvorsteher und der Bevölkerung zu wachen; b) Die Volksconscription, so wie die Conscription der wahlfähigen adeligen Einwohner des Comitats; c) die Aufsicht über die Repartirung der vom Comitate auf einzelne Ortschaften ausgeworfenen Steuersummen unter den einzelnen Einwohnern; d) die Eincassirung der vom Landtage bestimmten freiwilligen Subsidien des Adels für die Regierung; e) die Aufsicht über Brücken-, Straßen- und Dämmebau; f) das Sanitäts- und Polizeiwesen, wozu auch das Ertheilen von Pässen für das Inland gehörte; g) Verpflegung und Einquartierung der Soldaten.

Dem Stuhlrichter wurde ein Adjunct unter dem Namen Jurassor (esküdt) beigefügt, der ihn in seinem schweren Amte unterstützte, und mit diesem bildete der Stuhlrichter in gewissen Rechtsfällen einen Gerichtshof erster Instanz; beide nahmen Theil an den Patrimonialgerichtssitzungen (Herrenstühle) und wurden überhaupt in Criminal- und andern Untersuchungen als beglaubigte Personen betrachtet.

4) Zwei Ober- und mehrere Untersteuereinnehmer, welche die Abgaben des steuerpflichtigen Volkes einzucassiren hatten.

5) Ein Ober- und mehrere Unterschriftführer (notarii), welche bei den Comitatsversammlungen das Protocoll führten, die Antwortschreiben und Unterbreitung an die Regierungsbehörden, so wie die zu currentirenden Beschlüsse des Comitats abfaßten und die Correspondenz mit den übrigen Municipien besorgten.

6) Ober- und Unterfiscale, welche die öffentlichen Anklagen führten, und als Sachwalter des nicht berechtigten, steuerpflichtigen Volkes auftraten.

7) Gerichtstafelbeisitzer (Tabulæ judiciariæ assessores), allgemein Táblabirák genannt, welche aus dem besitzenden und intelligenten Adel durch den Obergespann, meist auf Anempfehlung der Comitatsversammlung, ernannt wurden, und keinen ordentlichen Gehalt, sondern für ihre Leistungen bei der Comitatsgerichtstafel und Aussendung von Commissionen, Stattarien u. s. w. Diurnien bezogen.

Außer diesen eine gewisse Anzahl von Schreibern, Hußaren, Panduren, Trabanten, Gefängnißwärtern und Dienern.

Den Schwerpunkt seiner Thätigkeit hatte aber das Municipium nicht in seiner Beamtenschaft, sondern in den berühmten, im In- und Auslande oft besprochenen Comitatsversammlungen oder Congregationen.

Diese Versammlungen waren zweierlei, nämlich die viermal im Jahre unausbleiblich abzuhaltenden Generalcongregationen und die vom Obergespann bei außerordentlichen Veranlassungen zu berufenden Particularcongregationen. An den Congregationen konnte, wie an den Wahlen, jeder adelige Einwohner des Comitats persönlich Theil nehmen; doch wurden die Congregationen von dem Bauernadel nur spärlich besucht, weil sie, wenigstens viermal des Jahres abgehalten, diesen arbeitenden Adelsclassen zu viel Zeit raubten, während die Reichstags- und Beamtenwahlen nur alle drei Jahre einmal stattfanden und an und für sich so wichtig waren, daß sie kein Adeliger mit lebendigem — wenn auch nicht gesundem — Leibe ohne besondere unabwendbare Hindernisse vernachlässigte. — Nur wenn es galt in der Congregation eine besonders wichtige Motion durchzusetzen, einem anticonstitutionellen Regierungsrescript den Sieg zu verschaffen, oder demselben eine Niederlage beizubringen, wurde dieses schwere Geschütz des Municipalkrieges aufgeboten, und in den letzten Jahren, wo die Parteien sich am schroffsten gegenüberstanden, hat sich der Bauernadel selbst daran gewöhnt, den Congregationen eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Der Präses der Congregation war der Obergespann, in dessen Abwesenheit der Stellvertreter (Administrator), oder in Ermangelung eines solchen der erste Vicegespann.

In den Congregationen wurden vorgenommen:

a) Der Bericht über den Zustand des Comitats, über das Wirken der Beamtenschaft und über etwaige besondere Vorkommnisse, welcher von dem Vicegespann verlesen und von der Versammlung begutachtet wurde.

b) Die Wahl der Reichstagsdeputirten, die Ausarbeitung der ihnen zu ertheilenden Instructionen, und die Zurückberufung derjenigen Deputirten, die durch

Uebertretung oder Mißachtung ihrer Instruction, oder sonstiges dem Geiste der Majorität des Comitats zuwiderlaufendes Betragen beim Reichstag das Vertrauen ihrer Committenten verloren hatten. In den Märzgesetzen wurden die Instructionen überhaupt, und also auch das Zurückberufungsrecht der Committenten abgeschafft.

c) Die Wahl der Beamten und die Klagen gegen deren Amtirung.

d) Die seit der vorigen Congregation herabgelangten Regierungsrescripte. Jeder Befehl der Regierung wurde nämlich an den Obergespann, in Ermangelung dessen an den Administrator oder ersten Vicegespann gesendet. Dieser konnte nur dann angenommen und in Ausübung gebracht werden, wenn der Gegenstand dringend war und durchaus nicht im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen stand; wofür aber der Vollzieher jedenfalls der Congregation verantwortlich war. War die Sache dringend, der Befehl aber ließ die Deutung einer Gesetzverletzung zu, so berief der Obergespann oder dessen Stellvertreter eine Particularcongregation zusammen, der die Regierungsverordnung vorgelegt wurde. In den gewöhnlichen Fällen wurden die Regierungsrescripte der Generalcongregation vorgelegt; diese nahm sie an und ließ sie currentiren, wenn sie mit den Reichsgesetzen nicht in Widerspruch standen; im entgegengesetzten Falle wurden sie nebst einer Vorstellung über deren gesetzwidrigen Charakter an die Regierung zurückgesendet, Ein Rescript von negativem, tadelndem oder ermahnendem Charakter wurde, wenn die Majorität sich dagegen aussprach, meist nur einfach ad acta gelegt. — Dies war das Hauptfeld, auf dem sich die Parteien geltend zu machen und einander den Sieg abzuringen strebten.

e) Die Repartirung der Steuern, welche zweierlei waren: die Kriegssteuer. welche von dem Reichstag bewilligt, und nach Porten*) auf die Comitate repartirt wurde, und die Haussteuer, welche das Comitat jährlich zur Deckung seiner Verwaltungskosten selbst festsetzte und nach Diken**) auf die einzelnen Ortschaften repartirte. Die Festsetzung und Repartirung der Haussteuer stand unter directer Controle der königl. Statthalterei.

f) Die Ausarbeitung neuer, für die innere Verwaltung nöthig gewordenen Statute und respect. deren Reformirung, welche mit den Reichsgesetzen nie in Widerspruch stehen durften und stets die Sanction des Thrones erhalten mußten. Verweigerte die Regierung einem von der Congregation ausgearbeiteten Statut die

---

*) Eine Steuereinheit, die einst nach der Zahl der im Lande befindlichen Häuser genommen wurde, durch deren Thor (porta) ein Heuwagen einfahren konnte. Später verstand man darunter vier Bauernhöfe oder acht Häusler. In der letztern Zeit bedeutete porta nur eine gedachte Steuereinheit. Das ganze Land wurde in 6346 Porten eingetheilt und jedes Comitat mußte nach der Zahl seiner Porten einen entsprechenden Theil der bewilligten Kriegssteuer aufbringen.

**) Auch der Name einer kleinern Steuereinheit bei der Repartition der Haussteuer auf die Ortschaften.

Sanction, so wurde der Gegenstand den übrigen Municipien mitgetheilt und durch die Deputirten des Comitats als Beschwerde beim Reichstag vorgebracht.

g) Die Correspondenz mit den übrigen Municipien des Landes, welche einen bedeutenden Zweig des Municipalwesens bildete, da die Motionen, welche in einem Comitate gestellt und angenommen wurden, allen übrigen Municipien mitgetheilt, und dadurch eine gewisse Einheit in den Reformbestrebungen und eine Solidarität in der Opposition bewerkstelligt wurden. Wurde einem Comitate von einem andern eine der politischen Gesinnung der Majorität zuwiderlaufende Motion eingesendet, so wurden in einem Antwortschreiben dagegen Vorstellungen gemacht, oder der Brief einfach ad acta gelegt.

h) Die Ueberwachung aller Verwaltungszweige des Municipiums, die Einprotocollirung der Beschlüsse der etwa stattgehabten Particularcongregationen und der jährliche Bericht über den Zustand des Comitats an die königliche Statthalterei.

Endlich hielt nach Beendigung einer jeden Generalcongregation der oberste Gerichtshof des Comitats seine Sitzungen. Als Gerichtsstühle erster Instanz im Comitate galten nämlich: die Patrimonialgerichte oder Herrenstühle der größern Grundbesitzer; die Gerichtsstühle der mit einem geordneten Senat versehenen Städte und Marktflecken (die königlichen Freistädte bildeten eigene Municipien und gehörten also nicht hierher); der Stuhlrichter im Verein mit seinem Jurassor. Von diesen Gerichtsstühlen wurden die Rechtsfälle größtentheils zum Comitate appellirt. Der Gerichtshof des Comitats wurde sedria genannt und bestand aus den Táblabiró's, den Comitatsfiscalen, einigen Stuhlrichtern und Jurassoren unter Vorsitz des Vicegespanns. Von hier ging die Appellation an die hohe königliche Gerichtstafel und an die Septemviraltafel, welche beide zusammen die curia regia bildeten.

Betrachten wir nun das Ensemble dieser Verwaltungsform, so finden wir darin alle Garantien eines nach Freiheit und Ordnung zugleich strebenden Staatslebens. Das Municipium darf keinem vom Reichstage auf constitutionellem Wege gebrachten Gesetze die Ausführung versagen, oder gar dagegen handeln. Findet das Municipium sich durch ein solches Gesetz in seinen Rechten oder seinen Interessen gekränkt, so hat es das Recht, im kommenden Reichstag durch seine Deputirten dagegen zu reclamiren und auf Abänderung desselben anzutragen; aber bis dahin muß das Gesetz in seiner vollen Kraft bestehen und gehandhabt werden. Nur gegen solche Verordnungen der Regierung, welche entweder offen den Charakter von Ordonnanzen an sich tragen, oder in den bestehenden Gesetzen keinen Berechtigungsgrund haben, steht den Municipien das Recht der Gegenvorstellung und resp. der Ausübungverweigerung zu. Die innere Verwaltung wird von Männern gehandhabt, die aus der Wahl des Volks hervorgegangen, und als einheimische mit den Localverhältnissen und den Bedürfnissen der Ein-

wohner wohl vertraut sind. In den Congregationen übt das Volk sein Recht der Ueberwachung der Verwaltung, so wie das Recht der Initiative wegen neuer Einrichtungen und Reformen aus. Die Regierung als oberstes leitendes Princip der gesammten Staatsverwaltung hat durch die jährlichen Berichterstattungen Gelegenheit, etwaige Mißbräuche oder Gesetzverletzungen zu überwachen, und theils durch gesetzliche Verordnungen dagegen einzuschreiten, im Widerspenstigkeitsfalle aber durch den Landtag die Zurechtweisung oder Züchtigung des widerspenstigen Municipiums zu bewerkstelligen. — Das Beamtenpersonal ist so klein an der Zahl und die Kosten der Verwaltung sind so gering *), wie man sie kaum in einem Lande Europa's finden dürfte, und der Gang der Geschäfte erlitt dadurch nur unbedeutenden Aufschub, da er nicht an jenen Schneckenweg gebunden war, der die Bureaukratie so schwerfällig und gebrechlich macht. Die Beamten konnten jeder in seiner Sphäre das Gute fördern und das Böse hindern, ohne an die Laune oder Pedanterie eines übelwollenden oder mürrischen Vorgesetzten gebunden zu sein, und durften andererseits ihre Machtvollkommenheit nicht eigenmächtig erweitern, da sie der Generalversammlung für ihre Handlungsweise verantwortlich waren.

Aber trotz aller dieser Vortheile hatte das ungarische Municipalwesen große Mängel, und viele Uebel und Mißbräuche, besonders aber die Vernachlässigung Ungarns in vielen Zweigen der Verwaltung sind zum großen Theil diesen Mängeln zuzuschreiben. Allein diese Mängel sind nicht in der Municipalverfassung überhaupt, sondern einzig und allein in der Art und Weise, wie sie in Ungarn im Schoße der alten Verfassung gehandhabt wurde, zu suchen; besonders aber waren es die ausschließliche Berechtigung des Adels zur Ausübung staatsbürgerlicher Rechte, die Steuerfreiheit des Adels und der Mangel einer von fremdartigen anticonstitutionellen Einflüssen freien verantwortlichen Regierung, aus welchen fast alle Uebel des ungarischen Municipalwesens erflossen.

Das Volk, wie es vor dem März bestand, und welches man gewöhnlich den populus Verböczianus nannte, war eine privilegirte Classe, die kaum den zehnten Theil der Bevölkerung bildete, von allen Staatslasten befreit war, und dennoch alle politischen Rechte im Staate überhaupt und im Municipium insbesondere ausschließlich ausübte. Die Wahl der Beamten wurde nicht durch Urwahlen oder durch gewählte Wahlmänner aus allen Theilen der steuerzahlenden Bevölkerung, sondern von dem außer dem Volke stehenden Gesammtadel vorgenommen. Die Wähler sowohl als die Gewählten disponirten also größtentheils

---

*) Das Pesther Comitat hatte auf eine Bevölkerung von einer halben Million Menschen ein Beamtenpersonal von 70 Individuen (ohne Táblabirók und Dienerschaft) und brauchte in den Jahren nach 1840 zur Besoldung desselben nicht viel über 30,000 Gulden Münze. Der wirkliche Mangel, der in manchen Zweigen der Verwaltung stattfand, hatte durch Hinzufügung einiger untergeordneter Beamten leicht ersetzt werden können.

über Summen, die nicht aus ihrem Beutel kamen, und vertraten Interessen, die ihnen fremd, ja oft den ihrigen feindlich waren. Es hing also blos von dem individuellen liberalen oder illiberalen, menschenfreundlichen oder egoistischen Charakter des Beamten ab, ob das Volk drei Jahre hindurch gut regiert, tyrannisirt oder — was noch schlechter — vernachlässigt werde, um dann bei einer neuen Wahl vielleicht noch schlimmer mitgenommen zu werden. Ueberhaupt wurden die Beamtenwahlen als rein politische Kämpfe der Parteien betrachtet, denn andere Interessen hatten weder Wähler noch Gewählte, als daß die Partei, welche ihre Männer in die Bureaus brachte, durch drei Jahre das Comitat beherrschte, mit Sicherheit ihre Candidaten für den Reichstag, und mit Wahrscheinlichkeit ihre Parteimänner auch bei der nächsten Beamtenwahl durchzubringen hoffen konnte. Hier wurde also nicht darauf gesehen, ob der Candidat zu dem Amte, für welches er sich aufstellen ließ, genügende Sachkenntniß und Fähigkeiten habe, sondern ob er auf diesem Posten die Interessen seiner Partei zu wahren und geltend zu machen wissen werde. So wurde z. B. bei der Wahl des Stuhlrichters, von dem besonders das Wohl und Wehe des rechtlosen Volkes abhing, vor Allem darauf reflectirt, ob der Candidat in seinem Kreise das Zutrauen des Bauernadels, und das Talent, diesen für die Interessen der Partei zu bearbeiten, besitze; mit einem Worte, ob er ein guter Kortes sei *).

Um ein klares Bild von der Verfahrungsweise der Parteien bei den Beamtenwahlen zu geben, wollen wir diesen Act des vormärzlich ungarischen constitutionellen Lebens etwas näher betrachten.

Einige Wochen vor Ablauf des Beamtenmandats kündigte der Obergespann den Tag an, an welchem die Wahl der neuen Beamten (Restauration) vorgenommen werden soll. Damals oder noch früher begannen die Agitationen der Parteien. Die hervorragenden Mitglieder derselben versammelten sich nämlich bei dem Chef der Partei im Comitate, und berathschlagten über die Mittel und Wege, welche man bei dem bevorstehenden Kampfe in Anwendung bringen soll. Hier wurde vor Allem eine Liste der vorzuschlagenden Candidaten verfertigt, und in allen Gegenden Männer beauftragt, die den Bauernadel für die Sache der Partei gewinnen sollten. Diese Männer standen meist selbst auf der Candidatenliste, oder ihre Erwählung wurde eben von dem Erfolg ihres Wirkens bedingt. Ferner wurde über das Aufbringen der Geldmittel berathen, welche zur Werbung unumgänglich nothwendig waren, da hier Wein, Musik und directe Bestechung bedeutende Rollen spielten. Das Geld wurde durch freiwillige Beiträge zusammengebracht, und dafür wurde mancher Neffe oder Vetter eines freigebigen Par-

*) Bekanntlich wurden in Ungarn bei den Deputirten- und Beamtenwahlen förmlich Stimmen geworben. Manche Landedelleute aus dem besitzenden und intelligentern Adel, welche die Fähigkeiten besaßen, den Bauernadel (Kortes) zu gewinnen, wurden allgemein als vorzügliche Kortes bezeichnet.

teimitgliedes aus politischen Rücksichten in die Liste der Candidaten aufgenommen. Bot die Fraction einer andern Partei während der Werbungszeit ihren Anschluß an, so wurde die Candidatenliste mittels Uebereinstimmung modificirt, und einige Mitglieder der neuen Bundesgenossen aufgenommen; tauchte während des Kampfes ein neues bisher unbekanntes Kortes-Talent auf, so mußte ihm einer der Candidaten Platz machen, damit ja nicht die Partei eines solchen Kämpfers beraubt werde. Wie die Werbung selbst vor sich gegangen, ist allbekannt, und wir fügen nur noch hinzu, daß selbst die liberale Partei bei den damaligen Verhältnissen nicht immer die reinsten Mittel wählen konnte, und auch in ihren Beamtenlisten Nepotismus, Eigennutz und besonders Parteigeist oft das Bestreben, taugliche und wohlwollende Beamte in die Bureaus zu bringen, in den Hintergrund drängten.

Unter solchen Umständen konnte von eigentlicher Verantwortlichkeit der Beamten nicht wohl die Rede sein, denn die Partei betrachtete die Männer, welche sie in den Wahlen durchgebracht, als den Nerv ihres Lebens, und wenn deren Handlungsweise in den Congregationen angegriffen wurde, trat die ganze Partei für ihre Führer und Kämpfer in die Schranken, und so wurden oft offener Mißbrauch der Beamtengewalt, ja selbst Verbrechen durch Abstimmung für untadelhaft erklärt. Der Beamte selbst betrachtete seine Stellung, die ihm direct nur wenig einbrachte, nicht als einen Beruf, in einem gegebenen Kreise nach Kräften für das Wohl der Gesellschaft zu wirken, sondern als eine Belohnung für seine Parteiverdienste; und da das Volk, für welches und über welchem er amtirte, ihn weder befördern noch stürzen konnte, so war sein ganzes Streben nur dahin gerichtet, sich die Zufriedenheit seiner Partei zu erwerben und dieser ihre siegende Stellung im Municipium zu sichern. Dieses Verhältniß der Beamten zu ihrer eigenen und zu ihrer Gegenpartei machte auch das strenge Sondern der Geschäftszweige und die nähere Bestimmung des Wirkungskreises eines jeden Beamten unmöglich, und so wurde Vieles vernachlässigt, weil es von Jedem als nicht zu seinem Berufe gehörig bezeichnet wurde, Anderes wieder von Mehrern zugleich gehandhabt, weil sich Mehrere um die Befugniß dazu stritten.

Mit der Regierung stand das Municipium entweder in einem jeder Selbständigkeit entbehrenden, dienerischen, oder in einem höchst feindlichen, trotzenden Verhältnisse, je nachdem die mit der Regierung im Bunde stehende conservative, oder die mit ihr in ewiger Opposition lebende liberale Partei obsiegte.

So kam es, daß in manchen Municipien den Gesetzverletzungen der unverantwortlichen Regierung alle Thore geöffnet wurden, während in manchen andern selbst die für das Municipium nöthigen Reformen auf unbesiegbare Hindernisse stießen, wenn sie von der Regierung ausgingen, weil einestheils die liberale Opposition die verhaßte Regierung kein Terrain gewinnen lassen wollte, und andererseits die Regierung ihre Reformen meist auf anticonstitutionellem Wege ein-

schmuggeln wollte, um so für jedes Stückchen materiellen Vortheil, den das Land erhalten sollte, einen Paragraphen von der Verfassung abzwacken zu können. — Die Nichtverantwortlichkeit der Regierung ließ es nicht zu, daß das Municipium zu seinem Obergespann, der auch als Regierungsbeamter betrachtet wurde, je ein wirkliches Vertrauen gefaßt hätte, und so trachtete man stets seinen Wirkungskreis zu beschränken; der Mangel an positiven Gesetzen für viele Zweige des Staatslebens ließ bei jeder Regierungsverordnung eine parteiliche Deutung zu, die Regierung konnte, ohne sich selbst zu compromittiren, nicht auf wirkliche Verantwortlichkeit der Beamten dringen, und sie controlirte die Handlungsweise der Beamten der liberalen Partei nicht als überwachende Behörde, sondern als Opposition machende Partei.

Diese Mängel wurden von der vormärzlich-liberalen Partei wohl erkannt, und eine ihrer Hauptbestrebungen war, die Municipien radical zu reformiren; allein bei den Grenzen, welche die alte Verfassung der liberalen Partei setzte, konnte, wie wir soeben auseinandersetzten, eine eingreifende Reform des Municipalwesens nicht wohl vorgenommen werden. Daß die liberale Partei auch dies wohl eingesehen, bezeugt ihr Programm von 1847, in welchem sie der Mangelhaftigkeit des Municipalwesens erwähnt, und zugleich der Wegräumung jener Haupthindernisse gedenkt, welche die Reform desselben unmöglich machen. Unter a) wird auf Vertheilung der Staatslasten auf alle Einwohner des Landes, und auf Verantwortlichkeit der Regierung, unter b) auf Ertheilung der staatsbürgerlichen Rechte an alle Classen der Bevölkerung gedrungen, denn mit diesen Errungenschaften mußte ein großer Theil der Uebel des Municipalwesens von selbst wegfallen, das Uebrige ist dann sehr leicht zu beseitigen.

In den Märzgesetzen hat die liberale Partei ihr Ziel erreicht, und die Municipien sahen einer schönen Zukunft, einer für alle Classen der Bevölkerung nur heilbringenden Umgestaltung entgegen. — Bei der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit aller Einwohner des Municipiums mußten Beamte an die Geschäfte kommen, die wirklich nur ihrer Befähigung und ihrer volksfreundlichen Gesinnung ihre Berufung zu verdanken haben; der Sieg der Partei konnte nicht mehr Zweck sein, sondern mußte Mittel werden, um das der Gesellschaft zugedachte Gute zu errichten; die Verantwortlichkeit der Verwaltung mußte bei der Verantwortlichkeit der Regierung zu einer Wahrheit werden; das Mißtrauen gegen diese und das absolute Opponiren mußten aufhören; der Beamte durfte nicht mehr um die Gunst einer Partei buhlen, sondern mußte sich die Anhänglichkeit des Volkes zu erwerben streben, wenn er bei der nächsten Wahl in seiner Stellung belassen oder gar befördert werden wollte; die Verantwortlichkeit mußte die Beamten selbst drängen, sich ihren Wirkungskreis und ihre Machtvollkommenheit genau bestimmen zu lassen u. s. w.

Nun ist Ungarn in fünf Kreise getheilt, die Namen der Comitate und der

Beamten sind beibehalten, aber nicht das Volk erwählt sich diese, sondern sie werden bis hinab zum letzten Schreiber von der Regierung ernannt; von Comitatsversammlungen keine Spur; die Statthalterei mit ihrem Statthalter an der Spitze ist auch ein bloßer Name, denn an der Spitze der fünf Kreise sitzen fünf Obergespänne, die nicht dem Statthalter, sondern direct dem Wiener Ministerium untergeordnet sind: an die Stelle des lebendigen Municipalwesens ist die todte Bureaukratie getreten. Δ.

Eine Stimme aus England über Haynau und die Brauer Barclay's.

Brighten, 24. September.

Am Ufer des ewig blaugrünen Meeres läßt sich am unbefangensten über den blaugrünen Rücken eines geprügelten östreichischen Feldzeugmeisters räsonniren. Wenn in Deutschland nur halb so viel über diese mißliche Geschichte geschrieben wurde, als bei uns in England, dann dürfen Sie diese Zeilen ungedruckt bei Seite legen, sie werden Ihnen schwerlich etwas Neues sagen, aber bei uns ist jetzt die parlamentslose Zeit, die Riesenspalten unserer Blätter bedürfen außer der Riesenschlange noch menschliche Nahrung. Sie dagegen haben in Deutschland — wo ich nicht irre — irgendwo ein Parlament sitzen, Sie werden daher wahrscheinlich Haynau nicht so breitgeschlagen haben, als unsere Journalisten zu thun Muße haben. Hören Sie eine Stimme aus England.

Die Prügel sind historisch und die östreichischen Schulbücher, welche die alte griechische Geschichte nach ihrem eigenen Geschmack verstümmelt haben, werden kaum im Stande sein, sie wegzuleugnen. Daß Haynau in London eine praktische Lehre erhielt, wie schauerlich einem Menschen zu Muthe ist, wenn er dem Tode wehrlos gegenüber steht, das — man darf es kühn behaupten — ist den Meisten von uns Engländern gar nicht unlieb; dagegen muß ich offen gestehen — es wäre uns lieber gewesen, wenn die einseitige Schlacht von irländischen Fäusten geliefert worden wäre. Die Nemesis hätte ihr Recht behalten, und wir Engländer hätten immer noch sagen können: „jeder Britte ist ein geborener Gentleman, er respectirt den Wehrlosen und den Fremden." Es ist dies eine Schwäche, wenn Sie wollen, aber daran ist zum Theil Deutschland Schuld: man hat es uns von drüben so lange eingeredet, daß wir lauter feinerzogene Jungen sind, bis wir daran geglaubt haben.

Zu ehrlich jedoch, um am Factum auch nur ein Komma in Gestalt eines Brauerbesens wegleugnen zu wollen, begnügen wir uns, die Sache im rechten Lichte zu erblicken. Wir haben unsern Mob, wie Sie Ihren Pöbel. Unser Mob hat oft das Herz auf dem rechten Flecke, wie Ihr Pöbel, den ich aus eigener

Anschauung kenne. Unser Mob war uns diesmal ganz dasselbe, was Haynau dem Fürsten Schwarzenberg und dem Herrn Dr. Bach war. Das Werkzeug hat zu unserer Zufriedenheit seine Schuldigkeit gethan; jetzt erlauben wir uns mit salbungsvoller Bildung, ihm ein hartes Urtheil zu sprechen. Das ist nicht edel, und die radicalen Journale, die heute noch rufen: „Recht gethan, Ihr Brauer" sind moralischer als wir, trotz ihres ungentilen Anstrichs.

Von der deutschen Presse, soviel mir hier davon zu Gesichte gekommen, ist die Sache sehr deutsch, d. h. in sehr submisser Weise aufgenommen worden. Die deutsche Presse, welche so blutige Geschichten von Haynau zu erzählen wußte, die zur Zeit, als er in Ungarn hauste, einstimmig über ihn den Stab brach — wer in aller Welt that es nicht — hätte jetzt füglich sagen müssen: Dem unbarmherzig strengen Mann geschah sein Recht, John Bull war aber wieder einmal ein roher, ungezogener Bengel." — Roh, ungezogen, bengelhaft, unritterlich hat uns wohl die deutsche Presse gescholten, aber daß nur ein Journal den Muth hatte, zu sagen: „dem unbarmherzig strengen Manne geschah sein Recht," das habe ich nicht gefunden. Vielleicht ist die Landeinsamkeit, in der ich lebe, wohin sich nur wenig deutsche Blätter verirren, an meiner Unwissenheit Schuld, vielleicht, — und das scheint mir wahrscheinlicher — liegt der sanfte Ton der deutschen Presse in dem unsanften Druck Eurer Zustände. — Die eine Ansicht scheint sich jedoch in den conservativen deutschen Blättern ziemlich allgemein geltend gemacht zu haben, daß die Brauer von Bankside durch fremde Emigranten, oder was der östreichischen Reichszeitung dasselbe bedeutet: „durch flüchtige Hochverräther" inspirirt worden seien. Das Verdienst dieser schlauen Erfindung gehört unserer Times, wie sie überhaupt in dieser Angelegenheit die Schlauheit bis zur Plumpheit getrieben hat. Fremden Blättern ist dergleichen verzeihlich, sie kennen London und seine Verhältnisse nicht, sie wissen nicht, daß man sehr viel Geld haben muß, um in London etwas zu erfahren, bevor es die Penny a liners den Verdauungswerkzeugen der Zeitungen übergeben, sie wissen auch nicht, daß in London große Mittel dazu gehören, um Verbindungen, Clubs und dgl. zu organisiren, sie wissen endlich nicht, daß die hier lebenden Emigranten sehr vereinzelt und zerstreut leben, weil sie zu sehr aufs Sparen angewiesen sind, um — bei der kostspieligen Londoner Ortsbewegung — regelmäßig zusammenzukommen. Alles das jedoch weiß die Times; sie selbst hatte erst die Anwesenheit Haynau's erfahren, nachdem der Willkommruf von Bankside so viel Eclat gemacht hatte; die armen flüchtigen Ungarn sollten aber schon Zeit gehabt haben, die armen schwerbeweglichen Brauer in Feuer und Flammen versetzt zu haben!? —

Times ging in ihrem Eifer, sich Oestreich verbindlich zu machen, noch viel weiter. Sie griff ihr Herzenskind, den Herzog von Wellington an und wir mußten es erleben, daß ein englisches Blatt Wellington mit Koth bewarf, um Haynau weiß zu waschen. Der edle Herzog, der vor der Börse zu Pferde sitzt,

macht seitdem ein sehr albernes Gesicht; das hatte er von seiner alten Muhme in der City nicht erwartet. Die liberalen Wochenblätter, welche mit bei Wellington Thee getrunken hatten, halten es unter ihrer Würde, den alten Herzog gegen die ungerathene Muhme in Schutz zu nehmen, aber sie waren geschäftig wie alte Kaffeeschwestern, der Times ihr Sündenregister in allen Tonarten vorzuspielen, während Weekly-Dispatch, Weekly-News, Sunday-Times, Weekly-Chronicle 2c. im Bunde mit allen Provinzverwandten die Times geradezu ein foreign paper nannten, das für russisch-östreichisches Geld aller Welts und Englands Ehre verschachere; ging ihr der feingeschriebene Examiner am härtesten zu Leibe, indem er die Ansichten der Times vom Jahre 1849 und 1850 fein säuberlich zusammenstellte und ihr boshafterweise bewies, sie selbst habe durch ihre vorjährigen fulminanten Artikel gegen den „Butcher" den Mob zu jener „Missethat" aufgestachelt, die sie jetzt so salbungsvoll verdamme. Arme Times! sie stand mit Morning-Chronicle ganz vereinzelt. Selbst die Toryblätter zogen von doppeltem Haß gegen sie und Rothschild gepeitscht gegen sie zu Felde. Standard und Morning Herald, die beiden Herren in Glacéhandschuhen, drückten den Brauern von Barclay Perkins die rußigen Hände, und wollten vom Patchouli der Times nichts wissen. Jetzt hat sich der Baron von Rothschild freilich entschuldigt, aber der Times wird das nicht so leicht werden; sie kann ihre Artikel nicht desavouiren, sie hat keinen Buchhalter, keinen Associé, den sie vorschieben konnte. Arme Times, wenn schon die City Dich verdammt, wenn schon die conservativen Banquiers von Lombard-Street ihr den Rücken drehen! Sie könnte versucht werden, nach Wien oder Petersburg auszuwandern, wenn sie nicht die Annoncen am Kleide festhielten! —

Endlich zog Times den letzten Pfeil aus ihrem Köcher, er hatte die Spitze und die Schwungfedern der Wiener Zeitung abgeborgt. Ueber 400 magyarische Schaudergeschichten sollten uns Engländern beweisen, daß wir uns mit unsern Sympathien für Ungarn, gelinde gesagt, lächerlich gemacht hatten. Daily News übernahm es frischweg, uns vor einem Ridicule zu schützen. Die große Liste magyarischer Verbrechen machte auf unsere Fischnatur nicht mehr Eindruck, als wir sie englisch in der Times lasen, denn damals, als sie uns die Wiener Zeitung deutsch brachte. Die Quelle ist doch gar zu sumpfig. Times ist dadurch unserm gesunden Menschenverstande, wie früher unserm alten Herzog nahe getreten. Wird doch ein von der Cholera Hingeopferter der Barbarei der Magyaren aufgebürdet! Braucht es mehr, um die ganze spaltenreiche Schauergeschichte zur Fratze zu machen? Und dann — ich erinnere mich eben an eine Anekdote, die aus den Grenzboten in ein hiesiges monthly magazine überging: an den komischen Zorn jenes gutmüthigen Wiener Dummkopfes, der Haynau mit den Worten entschuldigte: „Die Cholera hat mehr Menschen abgeschlachtet, als er und Windischgrätz zusammengenommen, und damals hat kein Mensch deshalb so großen Lärm ge-

schlagen, wie jetzt wegen der paar Dutzend Hingerichteten.“ Der harmlose Verfasser jener Reiseberichte aus dem östreichischen Oberlande wohnt zwei Häuser von mir am Meeresstrande; wir treffen uns täglich; er sucht von mir Englisch, ich von ihm Deutsch zu profitiren, und da erzählte er mir, er sei auch ein Verbannter, ein von Oestreich Verfolgter! Seine besten, vernünftigsten Bürger stößt Oestreich übers Meer, und traut ihnen hinterdrein die Beschränktheit zu, einen Haufen Brauerburschen gegen einen alten Corporal zu hetzen. Es ist doch gar zu lächerlich, für den Verstand eines Engländers unbegreiflich.

Jetzt zum Schluß nur wenige praktische Bemerkungen. Oestreich, so schreibt man, hat für Haynau auf Satisfaction gedrungen, Oestreich, so meint Times und Chronicle verblümt, hat ein Recht dazu, wenigstens ein ebenso großes, wie Palmerston dem blokirten Griechenland gegenüber hatte. Der Vergleich ist grundfalsch. Der englische Botschafter in Athen hatte vergebens bei der griechischen Regierung und den dortigen Behörden um Schadloshaltung für Pacifico angehalten. Sie wurde verweigert, oder vielmehr die Anfrage ganz ignorirt. Dann erst griff der Staatssecretär d. A. zu Gewaltmitteln. Wo Gerichte keine Klage annehmen, schafft sich die Faust ihr Recht, wie in den Zeiten des vielgelobten menschlichen Naturzustandes. Das ist bei uns in England doch nicht der Fall. Lassen Sie den General Haynau oder in seiner Abwesenheit den östreichischen Botschafter oder den ersten besten Advocaten für ihn eine Klage einreichen. Sie wird angenommen werden; es wird einen ehrlichen Proceß geben, bei dem zwei Advocaten Gelegenheit haben werden, ihren Witz zu zeigen. Wofern sich aber nicht ein absichtliches riot, eine Felonie, ein prämeditirter Angriff erweisen läßt, da wird die Strafe der Schuldigen sehr unbedeutend sein. Haynau's, als des Hauptzeugen, Gegenwart wird muthmaßlich von den Gerichten gefordert werden. Wird er nach England kommen, um einen Proceß gegen Karrenführer durchzufechten? — Schwerlich. Und kann er bei uns eine Bevorzugung vor jedem andern Privatmann fordern, weil er östreichische Epauletten trägt? Gewiß niemals. — Die Genugthuungsforderung Oestreichs ist eine Force einem Staate gegenüber, dessen Gerichte zu jeder billigen Untersuchung erbötig sind. — Das Einzige, wofern Haynau den Proceß nicht aufnimmt, bleibt Oestreich übrig: das Bild unserer Königin zu zersäbeln und unschuldige englische Reisende zu prügeln. Beides ist geschehen ad majorem gloriam der österreichischen Offiziere.

Anm. der Red. Die deutsche Presse hat doch Recht in ihrem Urtheil über jene Lynchjustiz, denn 1) hat der Pöbel kein Urtheil darüber, ob Haynau ein unmoralischer Mensch ist, er empfindet nur, was die Londoner „Reibeisen“ u. s. w., d. h. die Canaille der Presse ihm vorgesungen haben, 2) sind Barclayer Brauer weder Richter noch Executoren. — So gut wie Haynau kann eine solche Lynchjustiz Jeden treffen, der der Winkelpresse nicht convenirt.

Politik.

Parlamentarische Größen. Von R. Walter. 6ster Bd.: die Conservativen (Gerlach. Stahl. Walter. Radowitz. Dahlmann. Camphausen. Simson. Hansemann. Vincke.) 1850. Berlin, Hofmann.

Die gegenwärtige Lage unserer Politik zwingt uns zu einigen ernsten und unerfreulichen Betrachtungen, die wir dadurch zu mildern suchen, daß wir ihnen eine heitere Einleitung vorausschicken. Dazu giebt uns die Besprechung des genannten Buchs Veranlassung.

Die Nationalzeitung bezeichnet es als das Werk eines der geistreichsten Männer ihrer Partei, desselben, der die Portraits der Berliner Nationalversammlung in den Grenzboten gezeichnet. Für einen, der diese Portraits gesehen, muß es eine nicht geringe Ueberraschung sein, daß der Verfasser derselben zur Partei der Nationalzeitung gehört. Die Schilderungen, die er von Waldeck, Jung, Berg, Held, Dierschke, Weichsel u. s. w. gab, waren nicht geeignet, das vermuthen zu lassen. Aber die Nationalzeitung ist in dem eifrigen Bemühen, die zersprengten Fähnlein der sogenannten Demokratie zu sammeln, nicht sehr wählerisch; sie fordert nichts als das Schiboleth ihrer Partei, das Nichtwählen, im Uebrigen nimmt sie Jeden auf, der nur „recht weit geht," wenn er auch so weit geht, die gesammte Partei der Nationalzeitung und des passiven Widerstandes — die „Staats-Demokratie" — für einfältig zu erklären.

Wenn wir uns erlauben dürfen, uns über den politischen Standpunkt des Verfassers ein Urtheil zu bilden, so wäre es folgendes. Im Jahr 1848, als er jene Schilderungen in den Grenzboten schrieb, war er, wie die meisten Berliner, die nicht Minister waren, nicht in der Nationalversammlung saßen, und nicht Emeuten machten, — und auch unter diesen noch viele — mehr Tourist (Bummler) als Politiker. „Der Bummler steht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei." Ich muß übrigens dabei hinzusetzen, ganz wie er selber, als er die Gothaer „Wetterfahnen" nennt: diese Bezeichnung soll nicht die geringste sittliche Entrüstung enthalten. — Das Interesse des Touristen an den Narrheiten der Volksvertreter war ein ästhetisches, objectives; ohne alle Beimischung eines politischen Interesse. Im Gegentheil diente das gravitätische Kopfschütteln, das hin und wieder die muntere Erzählung unterbrach, nur dazu, den Reiz des Humors zu erhöhen. — Wir hatten freilich ein anderes Interesse dabei; wir wollten diese Versammlung, deren wüstes Treiben den Staat an den Rand des Unterganges brachte, wenigstens ärgern, da wir ihr nicht mit stärkern Waffen entgegentreten konnten.

Seitdem hat Herr Walter allerdings einen politischen Standpunkt gefunden. Es ist der Standpunkt der Abendpost, des Freihandels und der Staatlosigkeit,

— ein Standpunkt, der für den Kritiker sehr bequem ist, weil man von ihm aus ziemlich alle diejenigen, die sich in den letzten Jahren mit Politik beschäftigt haben, als Narren und Einfaltspinsel darstellen kann.

Auf eine Frage werden uns die Anhänger der Abendpost die Antwort wohl immer schuldig bleiben. Gesetzt, ihr Ziel, die Absorption alles Staatslebens in kündbare Privatverträge, wäre das höchste Ziel aller Politik — auf welchem Wege gedenken sie dieses Ziel zu verfolgen? — Einer ihrer Propheten, Max Stirner, behauptete vor den Märztagen, eine Revolution werde nicht mehr erfolgen, denn eine solche vertiefe die Menschheit nur immer noch mehr in jene Staatsinteressen, denen man sich eben entwinden müsse; dagegen werde eine allgemeine „Empörung" stattfinden. Das ist aber ein leeres Spiel des Witzes, denn allgemeine Empörung und Revolution ist identisch. — Da der Staat einmal ein thatsächliches Verhältniß ist, so kann man, um ihn loszuwerden, nur zwei Wege einschlagen: entweder den der gesetzlichen Thätigkeit, wo man die vom Staat gegebenen Organe gegen ihn selber benützt, oder den der Revolution. Der letzte scheint der zweckwidrige zu sein, denn jede Revolution verstärkt die Energie des politischen Bewußtseins und die Herrschsucht der Sieger, und die letztern — welcher Partei sie auch angehören mögen — werden schwerlich geneigt sein, den Interessen jene vollständige Autonomie zu lassen, welche die Freihändler fordern. — Der constitutionelle Weg bliebe also auch für die Abendpost der rathsamste, gleichviel, ob sie mit dem Princip des constitutionellen Staats übereinstimmt oder nicht. — Den Staat zu ignoriren, wäre der Weg des Straußes, welcher der Kugel des Jägers zu entgehen glaubt, wenn er den Kopf versteckt.

Aber die Freihändler werden auch nach ihrem Sieg über den Staat daran denken müssen, die alte Ordnung der Dinge durch eine neue zu ersetzen, denn die Ueberzeugung, daß der Grundsatz, auf den sie ihr System bauen: die Interessen, richtig verstanden, widersprechen sich nie, an zwei Grundfehlern leidet, wird sich ihnen bald handgreiflich aufdrängen. Der erste Grundfehler ist, daß er nicht wahr ist: denn wenn zwei Schiffbrüchige auf einem Balken sitzen, der nur einen von ihnen tragen kann, so widersprechen sich ihre Interessen allerdings; der zweite, daß er nicht ausreichte, auch wenn er wahr wäre: denn die Menschen werden nicht blos durch die Interessen bestimmt, sondern ebenso durch Leidenschaften und durch Ideen; ohne diese abzuschaffen, wird man den ewigen Frieden unter den Menschen nicht herstellen, wird man also eine staatliche Ordnung zur Ausgleichung dieser Differenzen nicht entbehren können.

Wenn aber der Grundsatz für die Praxis nicht geeignet ist, so giebt er dafür dem Kritiker jene Vogelperspective, das Gewühl der thätigen Menschen in seiner Nullität zu betrachten — freilich auch in unrichtigen Verhältnissen. Denn in Verhältniß zu diesem unnahbaren Princip gestellt, wird jede politische Thätig-

keit, die nothwendig einen Gedanken der Vermittelung in sich schließt, als eitel erscheinen.

So ist es auch Herrn Walter gegangen. Aber davon abgesehen, ist in den neuen Portraits ein großer Fortschritt. Sein Styl ist besser geworden, und der Umfang seiner Beobachtungen reicher. Zwar ist noch Manier darin, z. B. die schlechte Art, am Schluß die Geschilderten zu apostrophiren. „Nein, Herr Hansemann, mit Ihrem Grundsatz ist es nichts, gehen Sie weg" u. s. w., „nein, Herr Camphausen" u. s. w.; zwar führt ihn das Princip zuweilen auf eine solche Höhe, daß ihm der Verstand ausgeht, wie den Luftschiffern der Athem, wenn er z. B. mitleidig über die Verblendung der Constitutionellen lächelt, die noch an die Existenz der englischen Verfassung glauben. Aber im Allgemeinen sind die Portraits nicht nur brillant ausgeführt, sondern auch zum Theil sehr gut getroffen — freilich getroffen, wie die Bilder des Punch, des Kladderadatsch, des Charivari — man erkennt sie sogleich, aber es sind Carricaturen.

Oder wenn dieser Vergleich zu wenig schmeichelhaft sein sollte, so will ich mich dazu verstehen, sie den Schilderungen des Herrn von Cormenin an die Seite zu stellen. Wer die portraitirten Personen kennt, wird durch einzelne frappant getroffene Züge an sie erinnert werden; wer sie aber erst aus den Portraits kennen lernen will, wird ein falsches Bild von ihnen bekommen. Denn gerade wie im Punch sind einzelne, besonders hervorspringende Züge wiedergegeben, aber die Verhältnisse verändert und die verbindenden Glieder ausgelassen. Wellington's große Nase und Kinn, sein Feldherrnhütchen darauf und ein Paar kleine Beinchen daran, wird wohl an Wellington erinnern, aber es ist kein Abbild.

Am besten werden daher solche Portraits gelingen, deren Originale schon an sich Carricaturen sind. Bei Herrn v. Gerlach z. B. ist es einerlei, ob man ihn auf den Kopf oder auf die Beine stellt, es bleibt immer der nämliche Hanswurst. Am schlechtesten kräftige, naturwüchsige Figuren, wie Vincke, den der Verfasser dadurch lächerlich zu machen sucht, daß er nachweist, er sei kein Philosoph; wofür den edlen Freiherrn noch Niemand gehalten hat. Denn daß nur durch kräftige, eigensinnige, einseitige Charaktere, wie Vincke, die Größe Englands, Amerika's, aller freien Staaten möglich geworden ist, dieser Gesichtspunkt ist dem nihilistischen Dogmatiker zu gemein. Auf eine ähnliche Weise wird auch sonst die Lage der Dinge verdreht, z. B. Camphausen wird vorzüglich deshalb angegriffen, weil er immer der Ausdruck des Massenbewußtseins gewesen sei — was nicht einmal wahr ist. Ein solcher Vorwurf ist das höchste Lob für den Staatsmann; nur dadurch ist Robert Peel groß geworden, denn die Masse ist nicht im Handeln respectabel, wie der Verfasser mit einem falschen Citat Goethe sagen läßt (Goethe spricht vom Zuschlagen), sie hat zum Handeln kein Organ, sie ist eben das Bleigewicht, dessen Beistimmung den Thaten der Staatsmänner Dauer giebt. Die großen Individuen haben klar zu erkennen und mit Plan

und Entschiedenheit auszuführen, was die Masse in dunkelm Instinct begehrt. — Am häßlichsten macht sich die sophistische Bildung in der Unsicherheit des sittlichen Gefühls geltend. Wenn z. B. Dahlmann, als seine persönliche Existenz durch seinen Protest in der hannöverschen Sache im höchsten Grade gefährdet ist, an die Königsberger schreibt: „Das ist ein beklagenswerthes Ereigniß, welches die Geschichte unnützer Weise verlängert und von ihrem wahren Ziel ablenkt!", und Herr Walter bemerkt: „Es liegt so viel Uninteressirtheit in diesem Satz, daß man dem Schreiber nicht böse werden kann! Ein Professor der Geschichte, der doch bei jeder Verlängerung derselben nur gewinnen kann, betrauert sie aus reinem Gefühl für das Wohl seiner Mitmenschen!" — so liegt in diesem Witz bei einer solchen Gelegenheit so viel Jüdisches, trotz der christlich-germanischen Abkunft des Herrn Walter, daß er kaum in den Kladderadatsch gehört.

Der Nihilismus des Verfassers wird offenbar, wenn man das Büchlein in seiner Totalität übersieht. Sämmtliche dargestellte Personen: Gerlach, Stahl, Walter, Radowitz, Dahlmann, Camphausen, Simson, Hansemann, Vincke, erscheinen als vollkommene Schwachköpfe; die Männer der Linken, die „Staats-Demokraten", werden, wenn sich der Verfasser irgend consequent bleibt, nicht besser wegkommen. Blos dem Wauwau „Volk", d. h. den Choristen ohne Namen, ohne gesellschaftliche Stellung, ohne eignen Willen und ohne Bildung wird beiläufig gehuldigt, was nichts weiter sagen will, als eine captatio benevolentiae an das Publicum. Wenn man nun fragt, was denn noch eigentlich für Menschen übrig bleiben, auf welche Deutschland die Hoffnung seiner Erlösung setzen kann, abgesehen von den Herren Prince Smith, Faucher und R. Walter, deren Abendpost leider nicht so viel Abonnenten finden konnte, um die Caution zu decken, so kann man in der That nur finden — die Gelehrten des Kladderadatsch! So lange dieses Blatt noch nicht verboten ist, darf das Vaterland nicht verzweifeln.

Wir knüpfen die ernsthafte Betrachtung, zu welcher uns die gegenwärtige Situation Preußens und Deutschlands treibt, gleichfalls an das besprochene Büchlein an. Unter den Helden desselben figurirt einer, dessen Einfluß auf diese Situation im Augenblick von unermeßlicher Bedeutung ist: Joseph von Radowitz. Der Verfasser stellt ihn als völligen, noch dazu geistig sehr unbedeutenden Charlatan dar, der den einzigen Zweck habe, Fortune zu machen. Wenn wir unsererseits auch ein gutes Theil kalte Schwärmerei und skeptischen Dogmatismus — diese Widersprüche muß man bei Radowitz hinnehmen — in ihm finden, so wird doch im Wesentlichen unsere Ansicht auf dasselbe herauskommen; und es sind nicht allein die Blätter unserer Partei, die so urtheilen, sondern auch die demokratischen und die reactionären. Die Kreuzzeitung z. B. brachte bei Gelegenheit der Er-

nennung des Generallieutenant zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen Artikel, den wir vollständig unterschreiben könnten. — Und dieser Mann, der seit langer Zeit in sicherer Verborgenheit die grande politique Preußens geleitet hat, zum Spott ziemlich aller Parteien, tritt nun officiell an die Spitze der Geschäfte, in dem Augenblick, wo es sich um eine Frage handelt, die man nicht, wie die principielle der Union und des Bundestages, auf eine unbestimmte Zukunft hinausschieben kann, sondern die unmittelbar zur Entscheidung drängt.

Seine erste Thätigkeit macht nicht einen sehr erhebenden Eindruck. Es sind dem Fürstencollegium drei preußische Noten in der kurhessischen Frage vorgelegt; die beiden ersten (vom 12. und 21. September) noch vom Grafen Brandenburg, die 3. (vom 26. September), die gegen alle diplomatische Convenienz direct an die kurfürstliche Regierung gerichtet ist, von Radowitz unterzeichnet. Alle drei haben augenscheinlich denselben Verfasser, und es kann nicht zweifelhaft sein, wo dieser zu suchen ist. Aber während Radowitz als Privatmann die Regierung eine sehr ernste und energische Sprache führen läßt, tritt er als Minister schon entschuldigend auf, vergißt bei seinem Protest, der in den beiden vorigen Noten noch eventuell gehalten sein konnte, jetzt, wo der Fall eingetreten ist, die Hauptsache, nämlich die Andeutung, auf welche Weise Preußen das Einschreiten des Bundestags zu verhindern gedenke, und scheint mit großer Ostentation das Hauptgewicht seiner Erklärung auf den Umstand zu legen, daß es seiner Regierung lediglich darauf ankomme, die fürstliche Autorität in Kassel wiederherzustellen. — Das können freilich bloße Formeln sein, aber sie sind nicht geeignet, bedeutende Hoffnungen zu erregen.

Die Sachlage ist in den beiden ersten Noten sehr richtig formulirt. Preußen hat nicht blos im Namen der Union, deren Rechtstitel durch die Unschlüssigkeit der Regierung sehr zweifelhaft geworden sind, sondern durch seine geographische Lage das Recht und die Verpflichtung, eine Unterwerfung Kassels unter das Spielwerk Oestreichs zu verhindern. Denn so steht die Sache. Mit den einfältigen Sophismen, durch die man sie in das weite Capitel der Rechtsverdrehungen zu bringen sucht, ist nichts gethan; der Vergleich mit der Lage Preußens im November 1848 ist lächerlich. In Preußen war durch einen Handstreich eine Partei an's Ruder gekommen, gegen welche die Majorität — ich will nicht gerade sagen, des Volks, aber jedenfalls derjenigen, die einen unmittelbaren Antheil am Staatsleben hatten — empört war; im Namen und mit der Unterstützung dieser Majorität hat das Novemberministerium den Staat regiert. In Kassel ist aber das gesammte Volk, die Behörden und die Aristokratie mit einbegriffen, gegen die Clique, welche sich zum Hohn alles Staatsrechts Regierung nennt. Um eine solche Stellung anzufechten, bedarf man keiner constitutionellen Theorie; es ist auch im absoluten Staat unmöglich. Es ist nur möglich in einer eroberten Provinz. Dazu soll Kassel gemacht werden, und nicht blos Kassel allein,

sondern voraussichtlich im nächsten Augenblick auch Darmstadt und Würtemberg. Duldet Preußen eine Occupation dieser Länder, die in seinen natürlichen Rayon gehören, durch die Armee eines Staats, der seinen politischen Zwecken entschieden feindlich ist, so spricht es sich damit selbst das Todesurtheil.

Es wäre dies der Augenblick, wo alle Parteien, bei denen der preußische Patriotismus die Leidenschaft und das Interesse der einseitigen politischen Richtung überwiegt, sich die Hand reichen müßten, die Regierung zu stützen und zu treiben. Unsere Partei wird sich dieser Verpflichtung nicht entziehen, und was auch die politische Vergangenheit des Herrn von Radowitz sein möge, wie gerecht die Vorwürfe, die wir ihm zu machen haben, wir werden, wenn er es einmal in seinem Leben lernt, ein Mann zu sein, uns nicht einfallen lassen, die Schwierigkeiten seiner Lage, die wir nicht verkennen, zu vergrößern, wenn sie auch aus seiner Schuld hervorgegangen sind, denn es handelt sich nicht um diese oder jene Regierung Preußens, sondern um Preußen selbst, und uns geht das Vaterland über die Partei.

Kassel und Berlin.

Der Beschluß, den die sogenannte Bundesversammlung in Frankfurt in der kurhessischen Frage gefaßt hat, erinnert unwillkürlich an einen vor nunmehr fast zwei Jahren ebendort, nur ein paar hundert Schritte vom Bundespalais entfernt, in der Paulskirche gefaßten Beschluß, der auch gegen die Volksvertretung eines Einzelstaats gerichtet war, auch ein Verdammungsurtheil gegen eine Steuerverweigerung enthielt, also äußerlich diesem jetzigen gleich und doch innerlich von ihm verschieden erscheint.

Die Parallele ist interessant und lehrreich genug, um sie in einigen Zügen zur Anschauung zu bringen.

Am 20. November 1848 erklärte die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung „den auf Suspension der Steuererhebung gerichteten, offenbar rechtswidrigen, die Staatsgesellschaft gefährdenden Beschluß der in Berlin zurückgebliebenen Versammlung für null und nichtig.“

Am 24. September 1850 erklärt ein Congreß von Bevollmächtigten mehrerer deutschen Regierungen, der sich „Bundestag“ nennt, „die kurhessische Steuerverweigerung für bundeswidrig und fordert die Regierung zu Herstellung des gesetzlichen Zustandes durch geeignete Mittel auf, behält sich auch die geeigneten Maßregeln vor.“

Der Act der preußischen Volksvertretung, gegen welchen die deutsche Nationalversammlung einzuschreiten für nothwendig befand, war nicht eine Steuerverweigerung im staatsrechtlichen Sinne, d. h. eine Nichtbewilligung von Steuern, die

erst ausgeschrieben werden sollten, sondern es war ein rein revolutionärer Act, eine Suspension der Steuererhebung, eine Aufforderung ans Volk, die bereits ausgeschriebenen Steuern nicht zu zahlen.

Die Berliner Versammlung besaß gar nicht das Recht der Bewilligung von Steuern, sie konnte also auch nicht solche verweigern. Die Steuern, deren Erhebung sie durch jenen Beschluß zu suspendiren versuchte, waren von der Regierung ausgeschrieben kraft eines Rechtes, welches ihr damals noch unbeschränkt zustand. Ein Recht der Volksvertretung, die Erhebung bereits ausgeschriebener Steuern zu suspendiren, kennt überhaupt das constitutionelle Staatsrecht nicht.

Der Beschluß der kurhessischen Volksvertretung, gegen den der angebliche Bundesbeschluß sich richtet, ist ebenfalls keine eigentliche Steuerverweigerung. Die aufgelöste Kammer hatte beschlossen, die Forterhebung der Steuern für die nächste Zeit zu bewilligen, nur aber deren Auslieferung an die Verausgabungsstelle so lange zu suspendiren, bis die Regierung die verfassungsmäßige Vorbedingung einer jeden Steuerbewilligung, die in §. 144 der kurhessischen Verfassungsurkunde ihr ausdrücklich auferlegte Pflicht der Vorlegung eines Voranschlags der Ausgaben und Einnahmen erfüllt haben würde.

Die kurhessische Volksvertretung übte also nur ihr verfassungsmäßiges Recht und ihre verfassungsmäßige Pflicht, wenn sie ihre Zustimmung zu Verwendung der Abgaben auf so lange zurückhielt, bis sie in den Stand gesetzt sein würde, die Nothwendigkeit des Bedürfnisses gewissenhaft auf Grund verfassungsmäßiger Unterlagen zu prüfen. Sie ging dabei mit Mäßigung zu Werke, sie that Alles, was sie ohne Verletzung ihrer Pflicht thun konnte, um ihrerseits nicht zu einer Störung des Staatshaushalts Veranlassung zu geben; daß eine solche gleichwohl eintrat, war lediglich Schuld der Regierung, die, ihre Verpflichtungen nach §. 144 zu erfüllen, beharrlich sich weigerte.

Der Beschluß der Berliner Versammlung war also wirklich, wie ihn die Nationalversammlung bezeichnete, ein „rechtswidriger;" er „gefährdete die Staatsgesellschaft" indem er die Grundlagen aller Staatsordnung erschütterte, allen Rechtsbestand unsicher machte.

Der Beschluß der kurhessischen Volksvertretung war ein durchaus legaler, verfassungsmäßiger Act; er war nothwendig zur Sicherung des Rechtszustandes, den die Regierung unsicher machte, indem sie sich außerhalb der Verfassung stellte und Rechte beanspruchte, ohne die entsprechenden Pflichten zu erfüllen.

Daher ist es denn auch gekommen, daß der sogenannte Steuerverweigerungsbeschluß der Berliner Versammlung, weit entfernt, den Erfolg zu haben, den man sich davon versprochen haben mochte, vielmehr die ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, die Sympathien im Lande für die Versammlung zum größten Theil vernichtete, einen Umschlag der öffentlichen Meinung nach der andern Seite

hin hervorrief und die Regierung, die man dadurch zu entwaffnen glaubte, im Gegentheil stärkte und befestigte.

Das Verfahren der kurhessischen Volksvertretung dagegen hat die Achtung, die man zeither vor derselben hegte, keineswegs vermindert, vielmehr durch die Mäßigung, die auch noch in jenem Beschlusse sichtbar war, solche noch verstärkt und eine compacte öffentliche Meinung in ganz Deutschland zu ihren Gunsten geschaffen.

Blicken wir auf die Urheber der Beschlüsse, die in jenen beiden so verschiedenartigen Fällen den Steuerverweigerungsbeschlüssen entgegengesetzt wurden, so finden wir als Urheberin des Beschlusses vom 20. Nov. 1848 eine Versammlung, deren Befugniß zu einer Einmischung dieser Art in die Angelegenheiten und Rechtszustände eines Einzelstaates, formell betrachtet, sehr zweifelhaft war. Aber ihr Beschluß ward als gerechtfertigt durch das Gebot politischer Nothwendigkeit anerkannt, und so half er die Wirkung vollenden, die jener Beschluß, gegen den er gerichtet war, vermöge des natürlichen Rückschlags schon durch sich selbst zu äußern begonnen hatte.

Worauf aber kann jene Versammlung in der Eschenheimer Gasse fußen? Das formelle Recht ist gegen sie, denn so gewiß die Nationalversammlung durch förmlichen Beschluß des alten Bundestages zusammenberufen, so gewiß die Centralgewalt durch einen gleichen Beschluß anerkannt und mit den Befugnissen der höchsten Behörde über Deutschland bekleidet worden ist, so gewiß ward durch einen nicht minder förmlichen Beschluß der Bundestag selbst aufgehoben, und seine Wiederherstellung ist daher ein einseitiger, rechtswidriger Act, seine Beschlüsse sind ungültige und rechtlich nichtige. Aber allerwenigsten aber steht diesem Bundestag und seiner Wirksamkeit, wie sie in dem vorliegenden Beschlusse zuerst thatsächlich sich ankündigt, irgendwie ein Bedürfniß der Nation oder eine politische Nothwendigkeit zur Seite, die jene formellen Mängel heilen könnte. Die Nation verwirft einmüthig — eine ganz kleine Coterie fanatischer Reactionäre ausgenommen, — diesen Versuch, den alten Fürstenabsolutismus wieder aufzurichten; alle Einsichtigen erkennen mit tiefer Besorgniß die Gefahren desselben für die öffentliche Ruhe und Ordnung, und nur jene Partei, welche nicht die mit Ordnung gepaarte Freiheit, sondern den Umsturz, die Anarchie, die Herrschaft der rohen Gewalt wünscht, reibt sich schadenfroh die Hände über die Verblendung, womit die Reaction in Frankfurt ihr den Weg bereitet und ihre Pläne fördert. Das ist dieselbe Partei, die über jenen Beschluß der Nationalversammlung vom 20. November 1848 so wüthend war, weil sie daran erkannte, daß die Majorität derselben die Ordnung aufrichtig wolle und entschlossen sei, anarchischen Bestrebungen, selbst um den Preis einer augenblicklichen Gefährdung der Freiheit, mit aller Energie entgegenzutreten.

Der Beschluß der Nationalversammlung vom 20. Nov. 1848 bezeichnete

einen Wendepunkt von größter Bedeutung in der Bewegung des Jahres 1848. Es war die in gesetzlicher Form ausgesprochene Trennung derer, welche nur die Freiheit mit der Ordnung im Bunde, welche eine volksthümliche, aber auch eine starke Regierung erstrebten, von jenen, denen jede Regierung, jede Ordnung im Staate zuwider war, die unter dem Namen der Volkssouveränetät nur die rohe Massengewalt herbeiführen wollten. Diese Letztern hatten es leider dahin gebracht, daß ein solcher Rückschlag erfolgen mußte — sie sind anzuklagen, wenn dieser Rückschlag zum Theil wieder über das Ziel hinausführte, welches wenigstens die Frankfurter Majorität bei ihrem Beschlusse vom 20. Nov. 1848 fest im Auge hatte, wenn die Freiheit und die constitutionelle Entwickelung zum Theil mit unterdrückt und gehemmt ward, während man dort nur deren reine, unverfälschte Herstellung bezweckte durch Unterdrückung der anarchischen Elemente, die sich ihr beigesellt hatten.

Der sogenannte Bundesbeschluß vom 24. Sept. d. J. wird auch einen Wendepunkt bilden in der Geschichte des Jahres 1850. In ihm hat die Reaction ihren Höhepunkt erreicht, und der Rückschlag wird nicht ausbleiben. Wie im Jahre 1848 eine Zeit lang die Constitutionellen mit der Demokratie gingen, bis der Riß zwischen den lediglich destructiven Tendenzen dieser letztern und den aufrichtig organisatorischen Bestrebungen jener erstern unheilbar ward, so haben gar manche wohlmeinende Leute in dieser letzten Zeit sich der sogenannten Partei der Ordnung angeschlossen, weil sie meinten, daß diese wirklich ehrlich nur eine vernünftige Ordnung wolle, welche den besonnenen, gemäßigten Freiheitsgebrauch nicht ausschließe. Diese aufrichtigen Freunde der Ordnung werden jetzt inne werden, wie man sie getäuscht hat, wie die Reaction mit dem Symbol der Ordnung einen nicht minder schnöden Mißbrauch treibt, als ein gewisser Theil der Demokratie mit dem Namen der Freiheit und der Volkssouveränetät, wie die Reaction keineswegs den vernünftigen Fortschritt erstrebt, sondern den unvernünftigsten Rückschritt. Der Beschluß vom 24. Sept. wird die Grenzscheide und der Markstein sein für die sich maßlos überstürzende Reaction, wie der Beschluß vom 20. Nov. 1848 sammt dem, was ihm vorausgegangen, ein solcher für die Zügellosigkeiten der Demokratie ward. Wie die Strömung der öffentlichen Meinung, die bis zum November 1848 immer noch, namentlich in Preußen, nach der Seite der demokratischen Idee hin ging, damals sich plötzlich auf die andere Seite hinüberwarf und eine Richtung nahm, in der sie seitdem oft selbst über das rechte Maß hinausfluthete, — so wird aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt abermals eine Gegenströmung eintreten, und gebe nur Gott, daß nicht auch diesmal wieder das rechte Gleichgewicht verloren gehe, die rechte Mitte verfehlt werde!

Durch die Ereignisse, welche den Beschluß vom 20. November 1848 herbeiführten, so wie durch diesen selbst, ward das monarchische Princip, und nicht in Preußen allein wesentlich wieder gekräftigt, nachdem es lange fast nur noch eine

ohnmächtige Scheinexistenz gehabt hatte. Der Beschluß vom 24. September d. J. kann ein Todesstoß für die Monarchie in Deutschland werden, wenn man nicht rasch Anstalten trifft, um die galvanische Kette, die denselben in die Fundamente aller Throne fortzupflanzen droht, zu unterbrechen und die übrigen Throne, insbesondere den für Deutschlands Ruhe wichtigsten preußischen Thron, von der durch jenen Beschluß erzeugten gewaltigen Strömung antimonarchischer Ideen zu isoliren. Denn wie die letzten Monate des Jahres 1848 Tausende republikanisch Gesinnter in Deutschland plötzlich in Monarchisten umwandelten, so ist in der neuesten Zeit eine große Anzahl aufrichtiger Monarchisten von Neuem irre geworden an der Möglichkeit einer monarchischen Zukunft für Deutschland, da sie sehen, wie verblendet und fast wahnwitzig hier, wie schwach und würdelos dort das monarchische Princip in seinen Trägern und Vertretern sich zeigt.

Es thut dringend noth, daß gegenüber den Versuchen, die in dem Bundespalais zu Frankfurt mit so viel Behagen und so wenig gesundem Menschenverstand gemacht werden, das monarchische Princip gründlich zu ruiniren, von dem Throne, auf den alle aufrichtige Constitutionellen hoffend und erwartend hinblicken, von dem preußischen Throne ein Wort und eine That ausgehe, an denen man erkenne, daß es noch Monarchen gebe, denen Deutschland seine Zukunft getrost anvertrauen möge!

Alfred Tennyson.

Die germanischen Stämme wohnen unter einem farblosern Himmel, als die Romanen, ihre Sprache fließt nicht mit dem schmeichlerischen Wohlklang der südlichen Laute über die Zunge; dafür hat ihnen die Natur ein seelenvolles Auge für die Natur, ein innig empfängliches Ohr für Melodie und Rhythmus gegeben. Die germanische Poesie hat von den ältesten Zeiten an mit sinniger Neugierde und contemplativer Sammlung den Geheimnissen der Natur zugesehen und sie mit Rührung wiedergegeben; den Völkern des Südens mußten die Schätze, die sie unbeachtet liegen ließen, erst von den nordischen Barbaren erschlossen werden. Ebenso gehört die geheimnißvolle Magie der Musik dem Norden an. In der lyrischen Poesie spricht sich das augenblicklich aus. Freilich scheint der sinnliche Wohlklang der romanischen Sprachen die lyrischen Dichter zu unterstützen; im Italienischen giebt es kein unsangbares Wort, während die deutschen und englischen Gurgellaute sich gegen alle Melodie zu sträuben scheinen. Das ist aber nur scheinbar, vielleicht weil die Kunst nur dann gedeiht, wenn sie gegen Schwierigkeiten kämpfen muß. Die Rhythmen, welche die Romanen erfunden haben — Sonett, Canzone, Stanze, Alexandriner — sind ein wahrer Hohn gegen alle

Melodie, während die Germanen von den ältesten Zeiten her erfinderisch waren in sangbaren Weisen, so daß das Ausmalen der Empfindung durch den Rhythmus bisweilen zur Manier ausartet.

Ein solcher Vergleich drängt sich auf, sobald man das erste beste neuengliſche Gedicht in die Hand nimmt. Mir fiel, als ich in Tennyson blätterte, zuerst ein Wiegenliedchen auf; ich setze es her, seiner artigen Melodie wegen.

Sweet and low, sweet and low,
Wind of the western sea,
Low, low, breathe and blow,
Wind of the western sea!
Over the rolling waters go,
Come from the dropping moon, and blow,
Blow him again to me;
While my little one, while my pretty one sleeps.

Sleep and rest, sleep and rest,
Father will come to thee soon;
Rest, rest on mother's breast,
Father will come to thee soon;
Father will come to his babe in the nest,
Silver sails all out of the west
Under the silver moon:
Sleep, my little one, sleep, my pretty one, sleep.

Wie viele dergleichen Liedchen hat nicht die englische, wie die deutsche Poesie schon hervorgebracht, und sie nehmen noch immer kein Ende, eines immer hübscher als das andere. Das germanische Gemüth ist so reich auch im Kleinsten, daß es nicht zu erschöpfen ist. —

Alfred Tennyson, geb. 1816, Sohn eines Pfarrers in Lincoln, ist seit 15 Jahren als lyrischer Dichter aufgetreten, und hat einen bedeutenden Rang neben Wordsworth, Coleridge und den übrigen Poeten der contemplativen Schule eingenommen. Seine ältesten Stücke waren, abgesehen von zerstreuten lyrischen Gedichten: Mariana in the Moated Grange, The Dying Swan, The Lady of Shalott; später (1842) gewannen Loksley-Hall und Two Voices einen großen Ruf; von den neuern hat the Princess, a Medley bereits die dritte Auflage erlebt, und das neueste, vor Kurzem erschienene Werk: In Memoriam, wird von der englischen Kritik als die Krone seiner Schriften gerühmt. Loksley-Hall ist ein Versuch, über den Gefühls-Skepticismus einer Wertherschen Anlage hinauszukommen; the Princess eine Verklärung der Weiblichkeit, die von ihren Ueberschreitungen des Geschlechts zurückgeführt wird. In Memoriam hängt mehr dem sittlich-poetischen Inhalt nach, als durch die Form zusammen; es zerbröckelt sich in eine Reihe lyrischer Ergüsse, die aber in Stimmung und Tendenz übereinstimmen.

Die reflectirende Lyrik hat in England, Frankreich und Deutschland in unserm Jahrhundert so überhand genommen, daß ein rüstiger Geist, der nach Ursprünglichkeit strebt, leicht zu einem gewissen Raffinement verführt wird, wenn nicht in den Empfindungen, so doch in der Form. Auch England ist durch die Blasphemien Shelley's, Byron's, Bailey's und der übrigen Dichter der diabolischen Schule in so ungewohnte Vorstellungen gedrängt worden, daß auch die Vertreter der alten, hergebrachten, historischen Gemüthswelt sich nicht mehr in dem alten Geleise bewegen können. Tennyson's Sprache enthält Kühnheiten, vor denen Pope und Addison erschrecken würden; aber von der Maßlosigkeit der neuen Romantiker ist keine Rede. Auch seine Opposition gegen die Frivolität des Zeitalters überschreitet nicht die Grenze des Schönen; er weiß so gut wie Uhland und seine Jünger die alten epheuumkränzten Ritterburgen zu besingen, und in ihren dunkeln Mauern blondhaarige Ritterfräulein zu träumen; aber er ist in seinen Phantasien nicht herausfordernd, er will das Mittelalter und seine Feudalrechte nicht wieder herstellen, er führt nicht Krieg gegen die Eisenbahnen und die Dampfmaschinen, er schwärmt nicht für die Poesie der Straßenräuber und der Hexenprocesse, sein Gemüth lebt in der Menschheit, und was diese erleichtert und fördert, ist ihm willkommen. Auch in dem religiösen Sinn, durch welchen er den Sturm und Drang eines skeptischen Denkens, einer überreizten Phantasie überwindet, ist keine Bigotterie, sein Gott ist nicht der Gott des Schreckens, vor dem die Gläubigen und die Teufel zittern, es besteht vielmehr zwischen ihm und seinem Anbeter ein gemüthliches Verhältniß, das mit der Freude des Lebens nicht unverträglich ist. In seiner Naturanschauung ist endlich hinlänglich Mystik, um die blos descriptive Thätigkeit zu beleben, und dabei doch wieder genug plastischer Sinn, um das Verschwimmen in's Formlose zu verhüten. Er sieht das Einzelne mit guten Augen, und läßt ihm seine bestimmte Gestalt, auch wenn er es zuerst verklärt, und selbst sein Spiritualismus fügt sich dem Gesetz der Natur. Sein Mysticismus hat immer eine naturalistische Basis, wie die Sehnsucht der heiligen Agnes nach dem Himmel, die sich so plastisch ausspricht, daß sie Mignon's nicht unwürdig wäre:

Break up the heavens, oh Lord! and far
Through all yon starlight keen
Draw me, thy bride, a glittering star,
In raiment white and clean.

Adam Oehlenschläger.

Neue dramatische Dichtungen. 2. Bd. 1850, Leipzig, Brockhaus. (Enthalten: das Land gefunden und verschwunden — Amleth — Dina. Ein Trauerspiel — Garrick in Frankreich. Ein Lustspiel.)

Wir behalten uns vor, von dem trefflichen Dichter, der auf die literarische Entwickelung Deutschlands und Dänemarks von bedeutendem Einfluß gewesen ist, und dessen Tod im vergangenen Jahre beide Völker betrauerten, ein ausführliches Charaktergemälde zu geben*); wir begnügen uns hier mit der Besprechung seiner letzten Dramen, die in der oben angeführten Ausgabe vor uns liegen.

Wir müssen uns, um sie gerecht zu würdigen, vor Allem daran erinnern, daß sie zunächst dazu bestimmt sind, uns die dänische Literatur zu vermitteln. Dadurch wird — abgesehen von den Sprachfehlern, die eigentlich in zu großer Zahl vorkommen — manches Anstößige vermieden, z. B. der aus der romantischen Schule mitgebrachte beständige Wechsel des Versmaßes, bald Trimeter, bald fünffüßige Jamben, bald skaldische Rhythmen, namentlich aber ein lyrisches Versmaß, in dem zur Verzweiflung alles dramatischen Gefühls lange Dialoge gehalten werden:

> Ach liebes Kind, was das betrifft,
> Der Körper zwar wird reifer;
> Der Geist, der wird wohl nicht so bald
> Ein besserer Begreifer. — U. s. w.

Wir gehen sofort an das Einzelne.

„Das Land gefunden und verschwunden" hat einen ausschließlich lyrisch-idyllischen Charakter. Erster Act. Biörn, ein isländischer Seeheld, findet nach langen abenteuerlichen Fahrten seine ehemalige Geliebte mit einem Andern verlobt, aus Pietätsrücksichten u. s. w. Er will mit seinem Nebenbuhler auf Tod und Leben kämpfen, als er entdeckt, daß dieser ihm einst das Leben gerettet. Dankbarkeit treibt ihn zur Entsagung. Er segelt in der Schlußscene auf seinem Kahn an dem offenen Fenster vorbei, dem „Weinland" zu, welches schon vorher isländische Seefahrer entdeckt hatten, und wünscht zum Abschied den Vermählten ein freundliches Lebewohl. Thorilde liebt eigentlich nur ihn und behält einen

---

*) Wir geben vorläufig die Reihenfolge seiner Schriften. — Er ist geboren 1779, zuerst als dänischer Dichter aufgetreten 1803. — Das erste seiner Werke ist: Aladdin oder die Wunderlampe, 1808; dann folgt: Axel und Walburg 1809, Hakon Jarl 1810, Palnatoke 1811, Correggio 1816, Haybarth und Signe 1818, Hugo von Rheinsberg 1818, Starkother 1821, Erich und Abel 1821, der Hirtenknabe (dramatische Idylle) 1821, die Ludlamshöhle 1821, 1821, Robinson in England (Lustspiel) 1821, die Räuberburg (Singspiel) 1821, Freya's Altar (Lustspiel) 1821, Hroar 1822, deutsche Uebersetzung von Holberg's Lustspielen 1822, Tordenskiold 1823, Bearbeitung des alten Romans: Insel Felsenburg 1826, die Blutbrüderschaft 1826, die Währinger in Constantinopel 1828, die Götter des Nordens (Gedichte) 1829; außerdem Morgenländische Dichtungen, ein nordisches Epos: Hrolf Krake, und vermischte Gedichte.

Ring als theures Angedenken. — Es ist zwar nicht viel Dramatisches in diesem Act, aber es ist eine anmuthige Heldenidylle von guter Zeichnung und Farbe, nur nicht immer gleichem Ton; das skaldische Pathos wechselt mit nachlässiger Conversation. Wie schlecht nehmen sich z. B. folgende Redensarten im Trimeter aus: „Wir scherzen, Halfdan reitet nur den alten Witz" . . . „Damit die Mähr' zu steif nicht in den Beinen wird" u. s. w. — Der zweite Act spielt ein Menschenalter später. Biörn's Schiff ist in Amerika gestrandet, er ist aber von den Wilden aus Gründen, die näher zu erörtern überflüssig ist, als eine Art überirdisches Wesen aufgenommen und verehrt; sie kennen ihn unter dem Namen Quetsalcoath. Ein neues Schiff aus Island landet; er beschützt die Seefahrer gegen die Wuth der andringenden Wilden, begrüßt sie mit starken Reminiscenzen aus dem Philoktet von Sophokles, erfährt, daß Thorilde gleich im ersten Jahre nach seiner Abreise gestorben, daß mittlerweile im Nordland das Christenthum eingeführt sei, ohne durch diese Nachricht bekehrt zu werden, erhält jenen Ring seiner Geliebten zurück, und fordert seine Landsleute auf, vorläufig, da sie gegen die Uebermacht der Eingebornen zu schwach seien, nach Hause zu segeln, aber bald mit Verstärkung zurückzukommen, um den neuen Welttheil für Island zu erobern. Er selbst läßt sich ein steinernes Grab bauen:

— So findet man nach vielen hundert Jahren noch
Am Strand vielleicht den seltnen großen Runenblock,
Erstaunt, und gräbt man weiter, um zu finden mehr,
Mein Beingerippe mit dem goldnen Ring am Arm
Dann finden sie, Thorildes Namen lesen sie:
So wissen sie, daß Nordenhelden dieses Land
Entdeckt, eh' Andere kamen, und so reißen wir
Die Ehre, die nur uns gehört, aus fremder Hand. —

Ein größeres dramatisches Interesse erregt die Tragödie: Amleth*). Zwar versichert Oehlenschläger in der Vorrede, er habe, der Erzählung des Saxo Grammaticus folgend, einen ganz andern Gegenstand behandelt, als Shakespeare; wenn man sich aber durch das nordländische Costüm nicht täuschen läßt, so entdeckt man sehr bald einen tiefen Einfluß des britischen Dichters. Ehe wir darauf kommen, noch einiges Einzelne.

Das Stück beginnt mit der Rückkehr des Königssohns Amleth von einer mehrjährigen Seefahrt. Er hat Schiffbruch gelitten. Ein befreundeter Skalde findet ihn am Ufer und erzählt ihm, sein Vater sei todt, wahrscheinlich durch seinen Bruder (Fengo) ermordet, der sich des Reichs bemächtigt und mit der Wittwe des Verstorbenen, Geruthe, vermählt habe. Ich bemerke beiläufig, daß das nordische Costüm sehr seltsam mit der geschraubten Redeweise contrastirt, die mitunter, wahrscheinlich durch eine Reminiscenz, dazwischen fährt. Als z. B. der Skalde zu

*) In einer Schrift, auf die wir noch zurückkommen: Andeutungen zu einem System der Mythologie von F. Nork, ist auch die Sage von Hamlet zu einem wesentlich astronomischen, agrarischen Mythus gemacht. Wer sich dafür interessirt, möge daselbst p. 255—8 selber nachlesen.

Amleth sagt: „Gar Vieles findest Du verändert hier," erwiedert ihm dieser: „des Menschen That ist wie der Wolken Zug." Welcher Schwulst, um den einfachen Sinn auszudrücken: Es verändert sich mancherlei im Leben. — Als er das Verbrechen erfährt, bemerkt er wieder sehr schwülstig:

Dein Wort schlägt wie ein Blitz in meine Eiche,
Zerknickt die Zweige, spaltet nicht den Stamm. —

Amleth beschließt also Rache. Um aber Gewißheit zu haben, will er zuvor den König versuchen. So wird der geheuchelte Wahnsinn pragmatisch motivirt. — Scene zwischen Fengo und Geruthe; Letztere wird vom Argwohn gequält. Häßlich plastische Bilder, wie diese:

— Reden muß ich, eh der Tod
Mit Erdpech mir den blassen Mund versiegelt. —
So sprich! Verjagen wir in dem Gespräch
Die Trauer, die in stiller Einsamkeit
Wie Schimmel wuchert an der Kellermauer. —

Der Argwohn ist theils durch das allgemeine Gerücht, theils durch eine Art Vision hervorgebracht; Geruthe bildet sich ein, die Statue ihres ermordeten Gemahls, die in ihrem Zimmer steht, in Bewegung gesehen zu haben. Das Gespräch führt zu keinem Resultat; Geruthe ist im Grund ihres Herzens schon überzeugt. — Ein Vertrauter des Königs (Wifil) berichtet die Ankunft des schiffbrüchigen und wahnsinnigen Prinzen: „das angestrengte Schwimmen hat seines Hirns Geräder überspannt!" — Amleth erscheint, von vielem Volk begleitet; er redet, wie Hamlet, halb Unsinn, halb versteckten Sinn, und kommt durch allerlei Kreuz- und Querfragen zu der Ueberzeugung von der Schuld des Königs. — Warum drängt er diese Ueberzeugung nicht sofort dem Volke auf, und bringt das Geschäft in Ordnung? — Ich weiß es nicht; bei Hamlet's Charakter ist der Grund klar, Amleth, der ein Held sein soll, und sich am Schluß des Acts damit begnügt, am Grabhügel seines Vaters verwundersame Reden zu halten, fällt dadurch aus seiner Rolle. — Den König täuscht die Maske keineswegs, er beschließt, sich des Gefährlichen zu entledigen. — Der zweite Act beginnt mit einer Mondscheinscene in dem oben erwähnten lyrischen Versmaß, zwischen Sigrid, der ehemaligen Geliebten Amleth's, und ihrer Amme; Sigrid beschließt, von einer berühmten Hexe einen Trank zu holen, der Amleth's Verstand wiederherstellen soll. Amleth's bruskes Benehmen gegen Sigrid bei seinem ersten Auftreten wird dadurch pragmatisch motivirt, daß sie ihm auch verdächtig ist, diese Waldpartie zur Hexe im Mondenschein steigert den Verdacht, er folgt ihr heimlich, sie zu belauschen. — Die Hexe phantasirt in skaldischen Rhythmen, die im Gespräch mit der eintretenden Sigrid wieder durch jenen leidigen Balladen-Vers unterbrochen werden; sie hat Fengo das Gift zum Morde seines Bruders gegeben, und zum Lohne einen goldenen Becher erhalten, den sie triumphirend vorzeigt. So erhält der lauschende Amleth zugleich den Beweis von der Unschuld seiner

Geliebten und der Schuld seines Oheims. Bei seinem Eintritt stirbt die Hexe vor Schreck, und zwischen den beiden Liebenden findet Verständigung statt. — Dritter Act. Die Mörder vermuthen, daß Amleth seine Mutter besuchen wird; sie wollen ihn belauschen, und zwar soll sich Wifil (Polonius) in die hohle Rüstung stecken, welche die Statue des Todten vorstellt. Der König bekommt einige philosophisch-mystische Anwandlungen. Auf dem Schloßhof hält Amleth wieder einige halb wahnsinnige Reden an das Volk, deren Zweck man nicht recht absieht, und begiebt sich dann zu seiner Mutter, die durch Sigrid vollständig von der Sachlage unterrichtet ist, und natürlich ganz auf ihres Sohnes Seite steht. Ebenso ist Amleth in Kenntniß gesetzt, daß ein Verräther in der Rüstung steckt, er findet Gelegenheit, sie zu durchbohren, wird durch den eintretenden König verhaftet, und wirft nun völlig die Maske ab, indem er sich in den heftigsten Invectiven gegen den Brudermörder ergeht. Ebenso Geruthe. Da der König es nicht für rathsam hält, ihn hinrichten zu lassen, so schickt er ihn an einen Vasallen — nicht mit einem Brief, sondern einem Stab, auf welchem gebundene Runen eingeschnitten sind, die den Befehl enthalten, Amleth zu hängen. — Vierter Act. Der Hof dieses Vasallen (Hadding), der als finsterer Wüthrich sehr gut charakterisirt wird. Ankunft des gefangenen Amleth mit seiner Wache. Der Runenstab nützt nichts, da Hadding nicht lesen kann, die Andern mögen es ihm nicht entziffern, bis sich endlich Amleth selbst dazu hergiebt. Hadding ist nach einigem Bedenken auch schon entschlossen, ihn hängen zu lassen, als sich — von Amleth weder angestiftet noch vorhergesehen — ein Aufstand erhebt: der Tyrann wird erschlagen, Amleth will sich in einem Sarge zu Fengo tragen lassen, um ihn dort unversehens zu überfallen. — Fünfter Act. Fengo macht mit der ausgestopften Rüstung Experimente; einmal, als das Mondlicht darauf fällt, verwandelt sie sich für einen Augenblick in einen Geist, und eine hohle Stimme verkündet dem Brudermörder den Tod. — Die angebliche Leiche Amleths wird gebracht; schon ehe Amleth aus dem Sarg aufsteigt, erkären die sämmtlichen Ritter, daß Fengo sterben muß; Amleth führt dieses Urtheil aus, indem er ihn im Zweikampf erlegt. Draußen schießt eine Sternschnuppe vorbei — es ist der erlöste Geist seines Vaters, der, durch den Sohn gerächt, zur Ruhe geht.

Wenn in dem ganzen Stück Oehlenschläger sich bemüht hat, Amleth zu einem Helden und vernünftigen Menschen zu machen und das düstere Chaos der Einfälle, denen wir Hamlet bei Shakespeare unterliegen sehen, zu erleuchten, so ist ihm das nicht gelungen. Was Amleth thut, ist doch zweckwidrig, so pragmatisch es auch immer motivirt wird, und der günstige Erfolg ist nicht sein Werk: er ist nicht That, sondern Ereigniß. —

Das dritte Stück: Dina, ein Trauerspiel, ist sehr reich an charakteristischen Momenten. Es stehen sich zwei gewaltige Naturen gegenüber, die beide aus ihrer Sphäre treten: Dina, ein Mädchen aus dem Volke, ein durch Studien

und Leichtsinn emancipirtes Weib, und Graf Corfik Ulfeld, Reichshofmeister des König Friedrich III. von Dänemark. Sie haben einmal, ohne einander zu kennen, ein platonisches Liebesverhältniß unterhalten; erst später erfährt Dina, daß sie es mit einem verheiratheten Manne zu thun gehabt hat. Eines Tages beschließt sie, ihn zu besuchen, halb aus alter Anhänglichkeit, halb um ihn zu necken. Er erklärt ihr, daß er jetzt seiner Frau treu ergeben ist. Sie ist darüber doch etwas pikirt. Die Dazwischenkunft der Gräfin Ulfeld unterbricht die Unterredung. Sie trägt eine Giftflasche in der Hand, und sagt zu ihrem Mann, ohne Dina zu bemerken: Ich bin noch immer in Schreck über Deine Aeußerung; Du wolltest den König vergiften; ich möchte am liebsten die Flasche vergraben. Dina hörte es, und entfernt sich erschreckt, ihn anzugeben, nicht aus Rachsucht, sie warnt ihn vielmehr und fordert ihn auf, zu fliehen, sondern aus Loyalität, den Königsmord zu verhindern. — Ulfeld schwört vor Gericht seine Aeußerung ab, und Dina soll nun, da auf eine solche Verleumdung die Todesstrafe steht, hingerichtet werden, Ulfeld will sie retten: er erklärt ihr, sein Schwur sei eigentlich nicht falsch gewesen, er habe jene Aeußerung zwar gethan, aber im Fieberwahnsinn, ohne sie irgend ernst zu nehmen; jenes Giftfläschchen sei durch einen Doctor der Medicin aus Versehen bei ihm stehen geblieben; er bietet ihr darauf den Weg zur Flucht, ein edler Oberst, der sie schon lange liebt, will sie heirathen, aber sie verschmäht die Rettung.

— Wozu soll ich
Noch leben! Meine Blum' sie ist zertreten,
Die Liebe, die ich trug zu Dir, so sündlich
Sie auch gewesen ist, war meine Blüthe!
Sie ist dahin, nun bin ich gar nichts mehr.
Ich will mit prahlerischen Worten nicht
Das Laster schminken, während ich es beichte;
Ich überschritt die Schranken der Natur
Und phantasirte mich in einen Traum
Hinein, der nimmermehr dem Weibe ziemt.

So wird sie wirklich hingerichtet, und Ulfeld entfernt sich mit Kummer, um seinen abenteuerlichen Lauf im Ausland weiter zu verfolgen. — Es ist in diesem Stück wirklich eine Art dramatische Spannung, und zugleich der ernste Versuch, dieselbe in die psychologische Entwickelung zweier bedeutender Menschen zu verlegen. Allein Beides wird systematisch versteckt: das Erste durch Einmischung einer Menge von Lustspielfiguren, die sich um einen der beiden Havpthelden gruppiren, die zum Theil, nach englischer Manier, sehr charakteristisch ausgemalt sind, die aber eben ihrer Breite wegen den Blick verwirren, so daß man von dem tragischen Ausgang vollständig überrascht wird; das Zweite durch die gewaltsamen Sprünge in der Seele, die wie Capricen auf einander folgen, nicht aus einem sittlichen Gesetz sich entwickeln. So kann man dem Stück das Prädicat: interessant, aber nicht befriedigend beilegen. —

Das letzte der Stücke: Garrick in Frankreich, ein Lustspiel, ist ganz schlecht. Die Anlage ist nicht übel. Garrick, der zufällig mit einem englischen Lord, der den Spleen hat, in einem französischen Hotel zusammentrifft, soll von Pariser Schauspielern, die auf ihn eifersüchtig sind, mystificirt werden. Er wird davon unterrichtet und legt eine Contremine an. Es wird ihnen in den Kopf gesetzt, er sei der Lord, und der Lord sei Garrick, so wird mit ihnen Komödie gespielt, während sie eine zu spielen glauben, und bei der Gelegenheit wird der Lord von seinem Spleen geheilt. — Aber die Ausführung ist mehr als hölzern, keine der Figuren weiß sich recht zu bewegen, der Humor ist gezwungen, der Witz wiederholt sich beständig. Es hat ganz den Anstrich eines englischen Lustspiels, das im Einzelnen drastisch genug wirkt, als Ganzes aber langweilt. — Ich höre allgemein, daß das Lustspiel in Kopenhagen vortrefflich besetzt ist. Nun pflegt aber mit der Vortrefflichkeit der Bühne auch die Dichtung Hand in Hand zu gehen, und ich muß gestehen, daß ich mir aus den übersetzten dänischen Lustspielen dies Verhältniß nicht vorstellen kann. Vielleicht werden die kleinen Vaudevilles von Heiberg und Anderen uns ein genaueres Bild vom dänischen Theater geben.

Die Aufklärung und das Christenthum.

II.

Das Buch der Religion, oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutschen Volks dargestellt von einem deutschen Theologen. 2 Bd. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Andeutungen eines Systems der Mythologie, entwickelt aus der priesterlichen Mysteriosophie und Hierologie des alten Orients. Von F. Nork. 1850. Leipzig, Dyk.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen. 1850, Leipzig, Brockhaus.

Dr. Friedrich Groos, der Weg durch den Vorhof der politischen Freiheit zum Tempel der moralischen Freiheit. Religiös-Philosophisches, Stoisch-Moralisches und Psychologisches. Mit einer Autobiographie des Verfassers. Herausg. von Friedrich. 2. Aufl. 1850, Ansbach, Gummi.

Francis William Newman, die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele als der wahren Grundlage für die Theologie. Deutsche Ausgabe von Dr. Ad. Heimann. 1850, Leipzig, Brockhaus.

Es gab eine Zeit in der deutschen Literatur, wo jedes Individuum, welches eine höhere geistige Potenz in sich fühlte, Herzensergießungen schreiben mußte,

ohne wissenschaftlichen Zweck und ohne künstlerische Form. Die schöne Seele fühlte sich schon durch ihr Dasein berechtigt. Jene Zeit, in der Schleiermacher seine Monologen, seine Reden über Religion, seine Weihnachtsfreuden schrieb, Jacobi seine verschiedenen Betrachtungen, Wackenroder seine Herzensergießungen, Jean Paul die Extrablätter, Goethe die Bekenntnisse einer schönen Seele, Novalis und die Schlegel ihre Aphorismen, Fichte die Anweisung zum seligen Leben u. s. w., die schreibenden Damen nicht zu rechnen. Das eben emancipirte Gefühl glaubte nicht breit genug ausströmen zu können.

Diese Zeit scheint wiedergekommen zu sein. Aufs Neue werden wir von einem Strom der Empfindung heimgesucht, der zu breit und zu unruhig fließt, um sich in das enge Bette der Kunst oder der Wissenschaft eindämmen zu lassen. Auf diese Weise kommt die Religion zu einer neuen Stellung. Sie wird wieder dem grübelnden Denken entzogen und in's Herz gelegt.

Die angeführten Schriften stehen alle in einem nähern oder entferntern Verhältniß zu dieser neuen Stellung der Religion. Sie sind alle im Interesse einer aufgeklärten Religiosität geschrieben, welche die Mystik und Ekstase einer trüben Schwärmerei ebenso zu vermeiden strebt, als die Nüchternheit eines einseitig lichtfreundlichen Denkens. Der Zweck der Erbauung — wenn auch nicht in dem gewöhnlichen theologischen Sinn, drängt entschieden die sonstigen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen in den Hintergrund. —

Nur uneigentlich gehört das Buch von F. Nork in diese Reihe. Wir können in dem Augenblick nur eine vorläufige Anzeige geben, da uns bis jetzt die unabsehbare Masse von ebräischen, indischen ꝛc. Citaten zu sehr verwirrt, die Allgemeinheit des Resultats — die Auflösung aller möglichen Sagen und Geschichten in astronomische Symbole — zu sehr überrascht, um auch nur vom Standpunkt eines Laien eine einigermaßen unbefangene Ansicht zu gewinnen. — Wir müssen daher für jetzt unsere Kritik ganz allgemein halten. — In jeder Religion findet sich neben dem ethischen, menschlichen, oder specifisch geistigen Moment (des Ausdrucks der Volksindividualitäten in den Eigenschaften ihrer Götter und den Geschichten, die sie von ihnen erzählen) auch ein naturalistisches: eine Beziehung auf wiederkehrende Ereignisse der Natur, namentlich des Himmels, und deren Gesetz in Festen, hieroglyphischen Bildern u. dgl. Beide Momente gehen im Cultus, den Dogmen und der Mythologie zuweilen neben einander, so daß die Kritik sie deutlich von einander unterscheiden kann; zuweilen vermischen sie sich in unklaren Vorstellungen, indem entweder in eine Mythe von ursprünglich ethischem Gehalt eine astronomische Vorstellung eingeschwärzt wird oder umgekehrt: das Letztere häufiger; denn die auf die Naturerscheinungen sich beziehenden Hieroglyphen bleiben ein Geheimniß der Wissenden, während das Volk und seine Dichter, denen diese Beziehung fremd ist, sie sich menschlich zurecht zu legen suchen. Es ist ferner leicht begreiflich, daß gerade dieses Moment, weil es an fertige Formeln gebunden und ohne Tra-

dition unverständlich ist, bei der Uebertragung einer Religion von dem einen Volk auf das andere reiner und vollständiger überliefert wird, als der ethische Gehalt der Sagen und Lehrsätze, den jedes Volk nach seiner Individualität sich entweder selbstschöpferisch bildet, oder, wenn es ihn von Außen her empfängt, ihn modificirt. So wird sich z. B. in der Mythologie der Griechen und Römer, die wir in ihrer höhern Ausbildung nur durch die Dichter kennen, und die für uns daher einen lediglich ethischen Inhalt haben, bei genauerem Studium, innerhalb dieser Mythen und neben ihnen, ein kosmisches Moment vorfinden, welches ihnen wahrscheinlich von einem ausgebildeteren naturalistischen System, z. B. dem ägyptischen, überliefert ist.

So wird sich auch in den Festen der christlichen Welt, wie in einzelnen Dogmen und Legenden dieser aus dem Heidenthum herzuleitende Ursprung nachweisen lassen, ohne daß dadurch die wesentlich spiritualistische Bedeutung des Christenthums irgendwie verkümmert würde. — Es wäre für den Forscher, der an Detailarbeit Vergnügen findet, von großem Interesse, diese Scheidung im Einzelnen durchzuführen, nur gehört dazu neben einer umfassenden, wahrhaft ungeheuern Gelehrsamkeit eine ängstliche, mühsame Geduld, die auch die kleinste Rechnung nicht abschließt, ohne nach allen Seiten hin Probe zu machen; und selbst wenn diese Bedingung erfüllt wird, wäre es zweifelhaft, ob sich ein glänzendes und zugleich unumstößliches Resultat ergeben würde. — Im Gegentheil charakterisirt die Forscher nach dieser Richtung hin — die Creutzer, Görres, Schubert u. s. w. — abgesehen von der trüben Mystik, in die sie gewöhnlich verfallen, eine wahrhaft fieberhafte Ungeduld, die sich mit dem Abschluß der Rechnung übereilt, und darum sehr schnelle, blendende, aber keine dauerhaften Resultate gewinnt. Außerdem entspringt aus dem Chaotischen des Stoffs gewöhnlich eine Regellosigkeit, ein unorganisches Ueberspringen aus dem einen Gebiet in das andere, welches das Studium und die Kritik sehr erschwert, namentlich, seitdem die vergleichende Sprachkunde sich zur Geltung gebracht hat, und man sich berechtigt glaubt, sobald im Sanskrit oder im Chinesischen ein Wort, wenn auch nur ganz undeutlich, an ein ebräisches erinnert, darauf sogleich die wunderbarsten Schlüsse zu bauen. — Doch wie gesagt, sollen diese Bemerkungen nur als vorläufig gelten. —

Die übrigen Schriften stehen sich ihrem Inhalt und ihrer Tendenz nach näher. — Am weitesten links steht der „deutsche Theologe." Er findet in Strauß einen Fortschritt gegen Hegel, in Feuerbach einen Fortschritt gegen Strauß, in Ruge einen Fortschritt gegen Feuerbach, in Noak *) einen Fortschritt gegen Ruge. Diesen Standpunkt hält er in seiner Geschichte der verschiedenen Reli-

*) Man vergleiche meine Kritik von Noak's Wesen des Christenthums in Heft 24 und einigen ähnlichen Erscheinungen in Heft 38.

gionen im Wesentlichen fest, ohne darüber einseitig zu werden, im Gegentheil bringt diese philosophische Betrachtung eine fast zu weit gehende Toleranz mit sich. — Die Schrift macht keinen Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sie ist auf den Laien berechnet, und mehr philosophisch-constructiv, als historisch-kritisch gehalten. Sie soll „einen sichern Leitfaden abgeben, um das weite Gebiet der Religion nicht als einen Irrsaal menschlicher Vorurtheile und abergläubischer Meinungen zu betrachten, sondern in der Entstehung und innern Entwicklung der Religionen die waltende Vernunft des Weltgeistes als den einheitlichen Faden zu entdecken, der die Religionen der Menschheit und ihre Geschichte zu einem planvollen Lebensganzen verbindet.“ Daß eine solche philosophische Construction der Geschichte aus dem vorgefundenen Material mit der vorgefaßten Ueberzeugung, daß der Lauf der Dinge ein vernünftiger sein müsse, sein Mißliches hat, und daß ein eingestanden erbaulicher Zweck die wissenschaftliche Sicherheit nicht eben fördert, wird dem Kenner nicht unbekannt sein; für das große Publicum ist aber das Werk als ein gebildetes, vorurtheilsfreies Räsonnement über den Lauf der Geschichte und als ein wesentlicher Beitrag zur Aufklärung zu empfehlen. —

Der „deutsche Philosoph“ steht mehr rechts; nach den Worten der Einleitung:

Und durch die Klage hör' ich hell erschallen
Wie Glockenklang, der Gottesstimme Laut:
Weil ihr vom Herrn des Lebens abgefallen,
Ihr seinen Lebenshauch verschmähet habt,
Ward nach Verdienst ein Loos zu Theil euch allen.
Weil euch der Selbstsucht Taumelbecher labt,
Sinnt Jeder nur, wie er das Seine finde,
Dünkt Jeder keck zu Allem sich begabt,
Und in des Erdendaseins Irrgewinde
Sucht er des Himmels Frieden sich allein: *)
Erkennt ihr, wie ihr Knechte seid der Sünde? U. s. w.

— sollte man schließen, er habe einen starken Anstrich von Rechtgläubigkeit und Pietismus, aber dem ist nicht so, es ergiebt sich nachher, daß das alles nur bildlich zu verstehen sei, und daß der Redner die „Reaction“ ebenso bekämpft als die „Anarchie.“ — In formeller Beziehung hat er gegen den „Theologen“ den großen Nachtheil, daß sein Stoff sich nicht selber eine Form schafft; es sind vermischte Betrachtungen über verschiedene Gegenstände, die sich mehr oder minder auf Religion beziehen, bald in Prosa, bald in Versen, mit vielen eingestreuten Citaten aus Dichtern und Prosaikern, Kerkergedanken eines deutschen Republikaners u. s. w. Es ist eigentlich Schade, daß der Verfasser, dem eine edle poetische Sprache und eine leichte Versification zu Gebote steht, nicht aus dem Ganzen ein didaktisches Gedicht gemacht hat, wie es bei den Engländern

*) Es ist nicht deutlich, ob sich dieses „allein“ auf „Erdendasein“ oder auf „sich“ bezieht.

zuweilen geschieht; dadurch würde wenigstens eine formale, künstlerische Einheit hineinkommen. In der Prosa begnügt man sich jetzt nicht mehr mit „Monologen" in der Schleiermacherschen Manier; man will dialektische Schärfe und die Sicherheit einer gelehrten Bildung. —

Der „Stoiker" macht, menschlich genommen, einen sehr wohlthuenden Eindruck; ein Greis, der sich doch noch rüstig und mit jugendlicher Lebendigkeit mit den ernsten Problemen der Philosophie und des Lebens beschäftigt. Er kann mit Goethe's Künstler sagen:

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen. —

Bei weitem den meisten Werth unter all den angeregten Schriften hat die von Newman, obgleich man bei der Sentimentalität des Titels sich auf Schlimmes gefaßt macht. Aber gleich der erste Satz der Einleitung verscheucht diese Furcht: „Alles menschliche Wissen ist, wie die menschliche Kraftanstrengung, beschränkt; und unser Wissen besitzt dann die höchste Klarheit, wenn wir die Linie scharf ziehen können, welche die Grenze anzeigt, wo das Nichtwissen beginnt." Diesen ersten und wichtigsten Grundsatz aller Wissenschaft, den unsere deutsche Philosophie, die jede Frage unbesehen beantwortet, nur zu häufig aus den Augen läßt, wird in dem ganzen Werk, das sich mit der genetischen Entwickelung des Gottesbegriffs aus der Natur der menschlichen Seele beschäftigt, streng festgehalten, und obgleich es der Verfasser fast ausschließlich mit Gefühlen zu thun hat, verliert er darüber doch nie den gesunden Menschenverstand. — Freilich geht ihm jene höhere philosophische Kühnheit ab, die uns eine Reihe der größten Denker errungen hat: die Kühnheit, das Wesen nicht außerhalb der Erscheinung, sondern in ihr; den Gegenstand der Empfindung in ihr selbst zu suchen. —

— Das Wesen der Religion, im Gegensatz zum Götzendienst gefaßt, hat in der Seele eine doppelte Geburt; theologisch ausgedrückt, die Anbetung und die Sünde. Das Erste ist der Uebergang aus dem Entsetzen von der ihrem Wesen nach uns fremden und schrecklichen Natur zum künstlerischen Gefühl ihrer innern Harmonie und ihrer Größe, zum Schauer des Erhabenen. Das Zweite ist das erschreckende Gefühl einer uns fremden, absolut unverständlichen Natur in uns selbst, das Entsetzen vor uns selbst. Beides kann begreiflicher Weise nicht in alle Ewigkeit hin fortgesponnen werden, denn jedes starke Gefühl geht seiner Natur nach schnell vorüber, die eigentliche Religion ist also ein Act, den die Theologie nicht ungeschickt als Wiedergeburt bezeichnet. Sie enthält ferner in beiden Fällen in ihrer Vorstellung einen Mangel an Befriedigung und die Sehnsucht nach einer „Vermittelung," denn es befremdet uns selber, wie ein Conglomerat von Stein, Erde, Creaturen, die wir einzeln geringschätzen, als Totalität das Gefühl des Erhabenen in uns erregen will, und wir substituiren dieser Empfindung, die eigentlich unserem eigenen Geist gilt, der diese Totalität künstlerisch producirt, ein

höheres Wesen; ebenso verlangt die Entzweiung unsers Innern eine Ergänzung, einen „Heiland,“ den wir in einem äußern Ideal suchen. Dieser „Heiland“ kann dann natürlich kein anderer sein, als jenes „höhere Wesen.“ Wenn die Philosophie diese Doctrin zerstört, so hebt sie also damit die Religion nicht auf — denn die Religion ist ein Act des Gefühls.

Kleine Correspondenzen.

Aus Wien.

Wenn man Klutschak's neuerliche Verhaftung in Prag ohne Vorwissen des Statthalters, der deshalb seine Demission eingereicht haben soll, mit andern Momenten der jüngsten Vergangenheit zusammenhält, so kommt man unwillkürlich zu der Frage: Befinden wir uns denn in einem geordneten, civilisirten Staate? Ein solches Verfahren führt nothwendig zu einer totalen Verwirrung der Begriffe; wer früher conservativ hieß, ist heute Umsturzmann — und die Demokraten müssen unter solchen Verhältnissen unbedingt Conservative werden. Ein klarer Beweis, auf welches Ziel die Reaction mit vollen Segeln losgeht, sind die „Bekenntnisse eines alten Soldaten“ — eine Broschüre, nur in 50 Exemplaren abgedruckt unter persönlicher Aufsicht des Verfassers, der unmittelbar nach dem Abzug den Satz zerbrechen und sein geniales Geistesproduct blos an Gleichgesinnte vertheilen ließ. Es wird darin der krasseste Absolutismus gepredigt und mit militärischer Taktik dargethan, das Heil der Welt liege einzig und allein in der gänzlichen Ausrottung der verpestenden Freiheitsideen und in der einfachen Rückkehr zu den alten Zuständen. Wahrhaft komisch klingt die Argumentation, welche sich auf einen Vergleich zwischen der Krankheit der Völker — dafür hielt nämlich der Verf. das Streben nach durchgreifenden Reformen — und der Zerrüttung des menschlichen Organismus stützen will; wie hier — meint er — sei auch dort Reaction der Zeitpunkt beginnender Heilung. Einen ferneren Beleg liefert das am 13. v. M. zu Brüx in Böhmen vorgefallene Bubenstück — eine freie Uebersetzung obiger Theorie ins Praktische. Zwei Officiere äußerten nämlich in dem Apothekerladen des Herrn Diettrich daselbst ein so ungezogenes Benehmen, daß sich derselbe bemüßigt fand, um mehr Anstand zu ersuchen. Darauf gab ihm der eine davon einen Faustschlag in's Gesicht und etliche Hiebe mit dem blanken Säbel. Der Apotheker flieht auf die Gasse und sucht den Obersten auf, kann ihn aber nicht sprechen. Inzwischen war von dem Apothekergehülfen eine Gensd'armeriepatrouille herbeigeholt worden, deren Führer jedoch auf die Erklärung, er erscheine im Namen des Gesetzes, von dem Officier barsch zurückgewiesen wurde; und als derselbe im Namen Sr. Maj. des Kaisers Einlaß begehrte, herrschte ihm jener dictatorisch entgegen, der Gensd'arme sei blos Corporal — er aber Officier, und werde es schon zu verantworten wissen — — und die Schutzwache der persönlichen Sicherheit des constitutionellen Staatsbürgers zog ab, weichend der Gewalt des allmächtigen Wortes. Kaum war der Apotheker wieder zurückgekehrt und eben damit beschäftigt, seine Wunden mit nassen Tüchern zu verbinden, als die beiden Helden in das Zimmer drangen,

ihn neuerdings mißhandelten, am Halse packten, würgten und unter den rohesten Beschimpfungen herumzerrten. Der Unglückliche sucht in ein anderes Zimmer zu entkommen — da erscheint der Oberst, und erklärt auf eine Bemerkung des Apothekers, er wolle zur Genugthuung für die einem Officier angethane Grobheit sogleich eine Patrouille holen und demselben 50 aufhauen lassen!! Endlich kommt der Bürgermeister — der Vorfall wird mitgetheilt, und der Oberst erbietet sich, 50 fl. zu geben; und als man sich natürlich damit nicht zufrieden gibt, verspricht er, den Officier in Profoßenarrest zu schicken. Aber begreiflicherweise genügt dem an seiner Ehre gekränkten Bürger diese Satisfaction keineswegs und er verlangt 100 fl. und Abbitte des Officiers in Gegenwart des Bürgermeisters. Dazu wollen sich jene nicht verstehen, und die Sache wird vor Gericht gebracht. Wie verlautet, soll die in der Person ihres allgemein geachteten Mitbürgers in ihren heiligsten Interessen verletzte Bürgerschaft der Stadt Brüx, welche leider schon mehrere ähnliche Scenen erleben mußte, die Erklärung abgegeben haben, nur mit einer Entschädigung von 400 fl. C. M. sich zufrieden zu stellen. —

Ein anderes Haupt der Hydra ist die klerikale Partei, welche namentlich durch die berüchtigten Missionspredigten die Flamme zu schüren sucht. Einen deutlichen Fingerzeig ihrer Bestrebungen gibt die Versammlung der Katholikenvereine in Linz, wohin von hier unter andern Graf Mailath und Dr. Veit abgeordnet wurden. Möchte doch unser Ministerium recht bald diese gefährlichen Elemente aus dem Staatsorganismus mit kräftiger Hand ausscheiden, wenn es nicht will, daß er, statt zu neuem Leben zu erstarken, verdorre wie ein von ekeln Würmern zerfressener Baum!

Aus Kassel.

Wer die Vorfälle in Kurhessen während des letztverflossenen halben Jahres und die giftigen Früchte, welche dort in diesen Tagen zur vollen Reife gediehen sind, recht beurtheilen und begreifen will, muß sein Auge auch auf die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse dieses Landes vor der Revolution von 1848 wenden. In kurzen Andeutungen wollen wir dem Prüfenden eine Orientirung zu ermöglichen suchen.

Nachdem seit der Vertreibung der Franzosen und dem Sturze des westphälischen Reiches Kurfürst Wilhelm I. unter dem Jubel der aus einem aufopfernden Kampfe zu den Friedenshoffnungen rückgekehrten Bevölkerung in Kassel wieder eingezogen war, wandte er bald seine ganze Sorge und Thätigkeit auf die unverkümmerte Wiederherstellung aller Verhältnisse, wie sie vor der Invasion der Franzosen gewesen waren. Es geschah dies mit Härte, Rücksichtslosigkeit und Unbilligkeit; überall ward Mißmuth rege. Sein Sohn regierte darauf in vollständiger Unbeschränktheit und mit harter, oft unverständiger Willkür, bis er nach der Julirevolution dem Lande eine Verfassung gewähren mußte. Diese entsprach den Forderungen der Zeit und ein ächt constitutionelles Leben schien sich verwirklichen zu müssen, wenn dieselbe zur vollen Wahrheit gemacht werde. Man gab sich um so mehr dieser Hoffnung hin, als kurze Zeit nachher der Kurfürst selbst sich in die Stille des Privatlebens zurückzog und seinem Sohne als Kurprinz-Mitregenten die Regierung überließ; denn dieser war überall im Lande als liberal angesehen und hatte bei mehrern Gelegenheiten seine Anhänglichkeit an die neue Verfassung ausgesprochen. Aber bald genug mußten es die Stände des Landes wiederholt und bitter beklagen, daß die Regierung immer entschiedener sich von dem Geiste des Regierens abwende, wie es der Verfassungsurkunde zu Grunde gelegt war. Es ward dieses allem Zweifel enthoben,

nachdem Hans Daniel Hassenpflug in das Ministerium getreten war. In immer größerer Schroffheit, mit immer empfindlicherem Druck stellte es sich heraus, daß nicht nur die offen erkennbare Idee der Verfassungsurkunde in absolustischem Sinn umgeformt der Regierung zu Grunde gelegt wurde, sondern es fing auch zu derselben Zeit eine Deutelei und Verdrehung und Umschreibung der Worte des Staatsgrundgesetzes an, dessen deutsche Sprache urplötzlich auch in ihren zweifellosesten Ausdrücken eine andere Bedeutung erhalten zu haben schien. Weit öffneten sich die berüchtigten „Löcher", breit auf flogen die „Hinterthüren" der Verfassungsurkunde. Mit Entrüstung und Schmerz sah das Land zu; da ward es zum Sprichwort, daß Hassenpflug Hessens Haß und Fluch habe. Er nahm ihn mit sich, als er, selbst ein absolustischer Herr, sich mit dem höchsten absolutistischen Herrn über das absolutistische Regiment überwarf. Die Minister, die nach ihm kamen, waren größtentheils seine Adepten, sein Körper war weggegangen, sein Geist blieb; das Bewußtsein davon und die Schuldschreibung auf den Fälscher des klaren Wortes war im Hessenvolke verbreitet wie ein Katechismussatz. Man hatte es selbst da nicht vergessen, als zuletzt vor den Märzstürmen 1848 Scheffer das Ministerium leitete und mit der ganzen breiten Kernfülle eines „Dreschflegels von der Schwalm" die absolutistische Grobheit und Willkür über das Land handhabte und vor den Ständen lehrend entfaltete. Auch der wucherisch-pietistische Beigeschmack, den die kurhessische Regierung bis zu eben jener Zeit zeigte, war eine Saat Hassenpflug's. Doch genug davon; die Regierungsweise des kurhessischen Ministeriums noch unmittelbar vor jenem Februar ist weltbekannt geworden. Es war in einem Zuge der Mauerbrecher des Absolutismus und sein Don Quixote.

Die Erhebung des kurhessischen Volkes im März 1848 nach einem langen und bitter empfundenen verhaßten Regimente war erfolgreich, obwohl es nirgends zu einer eigentlichen Empörung mit Waffengewalt kam. Nach einigem Widerstreben gewährte der Fürst alle Forderungen des Volkes und beschwichtigte damit die für ihn selbst drohende Gefahr. Er soll sich später, nach den bekannten Vorgängen in Berlin freudig die Hände gerieben haben, daß er „klüger gewesen sei, als sein königlicher Bruder." Die Verwirklichung des ganzen bekannten Programms der Märzerhebungen schien in Kurhessen kein Hinderniß zu finden, zumal nachdem auch der ganze seitherige Personalbestand des Ministeriums verabschiedet war und der kurfürstlichen Proclamation vom 11. März gemäß, „daß stets nur volksthümliche Minister als Rathgeber der Krone berufen werden sollten," Eberhard, Wippermann ꝛc. an die Spitze der Verwaltung gestellt waren. In ununterbrochener Arbeit, mit rastlosem Eifer ward von diesem Ministerium im besten Einverständniß mit der Ständeversammlung eine große Zahl von Gesetzen durchgeführt, in welchen der veränderten Zeit mit ihren billigen und gerechten Ansprüchen genügt ward. Doch mußte in den meisten Fällen der von Tag zu Tag entschiedener widerstrebende Wille des Fürsten erst überwunden werden. Wiederholt kam es an den Tag, daß der Kurfürst, seitdem die Bewegung im Rückflusse begriffen war, dem Ministerium wie aufgedrungenen „Fremdlingen in seinem Hause" gram war und bei jeder Gelegenheit sich seine frühern Freunde oder Analogieen derselben wieder herbeiholen wolle. Die „Ministerkrisis" war zuletzt so gut wie permanent. Und doch hatten die Minister vielleicht einen Theil ihrer Popularität dadurch eingebüßt, daß sie das starke Interesse des Fürsten an der unverkümmerten Aufrechthaltung der wahrhaft enormen Civilliste, sobald dieselbe zu einer Rechtsfrage für die Gesetzgebung gemacht werden sollte, mit Entschiedenheit

vertheidigten, da die Sache trotz aller Rodomontaden der Demokraten rechtlich gar nicht gegen den Fürsten zu erledigen war. Dem Ministerium wird zuletzt die Selbsterhaltung nur dadurch möglich, daß es an der Spitze eines unabhängigen, ihm ganz vertrauenden Beamtenstandes stand; allseitig wurden von den höhern Persönlichkeiten des letztern die Anträge des Fürsten zur Bildung eines andern Ministeriums zurückgewiesen. Man wußte, daß der Kurfürst ganz besondees auch wegen der unionsfreundlichen Politik Eberhard's nach einem andern Ministerium sich sehnte; um so weniger wollte man jenen von seinem Platze verdrängen. Da überraschte um die Jahreszeit der Februarrevolution das Land die Kunde, daß ein neues Ministerium unter Hassenpflug gebildet sei. Die Entrüstung über dieses Ereigniß mischte sich mit brennender Schaam; das Land erröthete über diese That des Fürsten. Nur die schlechteste Sorte der „entschiedensten" Demokraten blieb gleichgültig oder begrüßte wohl gar den neuen Premier charakteristisch genug als den ganz ebenbürtigen Gegner. Mit freundlichem Antlitz entließ der Fürst die Märzminister, die ihm den Thron erhalten hatten. Nur der für das Auswärtige erhielt einen kleinen Seitenhieb. Königliche Hoheit wollten „nicht mediatisirt sein." Preußen hat für diese Worte weder Augen noch Ohren gehabt.

Bemerkungen über den sächsischen Preßgesetzentwurf. Wir haben es uns aus leicht begreiflichen Gründen zur Vorschrift gemacht, über sächsische Angelegenheiten, soweit sie sich nicht auf das allgemeine Vaterland beziehen, so wenig als irgend möglich zu sagen. Wir machen diesmal eine Ausnahme, theils weil ja erst von einem Entwurf die Rede ist, theils weil diese ministerielle Conception weder im Inhalt noch in der Form irgend ihres Gleichen kennt. Es steht einem der Verstand still, wenn man hört, daß diese Arbeit von Beamten herrühren soll, die doch sonst daran gewöhnt werden, sich möglichst deutlichst auszudrücken. — §. 22 lautet wörtlich: „Die Herausgeber von Zeitschriften sind verpflichtet, von Behörden und Privatpersonen Berichtigungen der auf diese Bezug habenden Artikel derselben Zeitschrift in der nächsten nach Eingang der Berichtigung zum Abdruck gelangenden Nummer dieser Zeitschrift aufzunehmen. Für deren Abdruck, welcher mit gleichen Lettern, wie der Druck des zu berichtigenden Artikels, zu bewirken ist, dürfen Insertionsgebühren nach dem bei der betreffenden Zeitschrift angenommenen Satze nur insoweit verlangt werden, als die Berichtigung den doppelten Raum des zu berichtigenden Artikels übersteigt." — Ich erinnere mich, daß ich im Juli 1848 einen Aufsatz über Robert Blum schrieb, der beinahe ein ganzes Heft Grenzboten (circa zwei Bogen) einnahm, und in welchem ich nachzuweisen suchte, daß Blum's Richtung, der Radicalismus, im höchsten Grade schädlich für Deutschland wäre. Hätte damals die Preßverordnung schon Rechtskraft gehabt, so hätte mir Blum 4 Bogen oder zwei volle Hefte Grenzboten zur Entgegnung vollschreiben können, und das Publicum der Grenzboten wäre nicht wenig erstaunt gewesen, seine Freunde plötzlich in den extremsten Radicalismus verfallen zu sehen. — Dasselbe hätte mir Ottersoffer, Jung u. s. w. anthun können; ja Hebbel, Gutzkow, Köberle, Langenschwarz hatten in jedem Augenblick das Recht, mir und meinen Lesern ihre besondern ästhetischen Theorien zu octroyiren. — Die handgreifliche Ungereimtheit dieser Verordnung zwingt uns, sie lediglich vom psychologischen Standpunkt zu betrachten: irgend ein Secretair im Ministerium wird im Reibeisen angegriffen sein, und da er nichts Anderes liest als das Reibeisen und die Fackel, so findet er den Ausweg ganz natürlich. — Der gute Secretair über-

sieht nur die Zweischneidigkeit seiner Waffe. Seine eigenen Blätter, die Fackel und die Freimüthige Sachsenzeitung, enthalten ja fast nur Angriffe auf die Gegner des Ministeriums; es steht also denselben frei, unter drei Nummern immer zwei mit Entgegnungen auszufüllen, das Organ der Reaction also zu einem zwei-drittel-oppositionellen zu stempeln. — §. 12: „Die verantwortliche Redaction einer Zeitschrift dürfen nur solche, im Königreich Sachsen wesentlich wohnhafte, männliche Personen übernehmen oder fortführen, welche die zur Stimmberechtigung bei den Landtagswahlen, mit Ausnahme resp. der Ansässigkeit und des Census, erforderlichen Eigenschaften besitzen." — Ein Lichtzieher, der sich zur Ruhe gesetzt hat, kann also die Redaction übernehmen; ein Gelehrter aber, der keine Lust hat, sich den Segnungen der sächsisch n Staatsbürgerschaft zu unterziehen, nicht. Der Zweck einer Beschränkung des Rechts, eine Zeitschrift zu redigiren, kann doch nur sein, zu verhindern, daß die Strafe für Preßvergehen einen Andern trifft, als den intellectuellen Urheber desselben. Dieser Zweck wird aber gerade verfehlt. Denn da unter den landtagsfähigen Seifensiedern, Faßbindern, Strangdrehern, Messerschmieden ꝛc. sich nicht übertrieben viele vorfinden, die im Stande sind, ich will nicht sagen, mir von mich zu unterscheiden, aber wenigstens die Bedeutung eines Hegelschen Satzes zu übersehen, und demnach die reale Leitung einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu übernehmen, da andererseits die Rechtsverhältnisse, in welche das Eingehen eines größern Journals eingreift, zu bedeutend sind, um ohne Weiteres daran denken zu können, so tritt der Zwang ein, einen Schein-Redacteur zu bestellen, der sich für Geld und gute Worte unter jenen landtagsfähigen Strangdrehern ꝛc. schon finden wird, dessen Stellung aber Lüge und Unsittlichkeit der ärgsten Art mit sich bringt. — Und so denkt dieses Ministerium die Presse zu purificiren! — Es sind in dem Entwurf noch viel schlimmere Dinge; der Postdebit wird der Polizeiwillkür übergeben (§. 19), und dadurch eine Parteiherrschaft hergestellt; auf die Denunciation eine Prämie gesetzt (§. 27); die Strafe tritt ein in Folge eines noch nicht völlig rechtskräftigen Erkenntnisses, und damit zuweilen der vollständige Ruin eines Unschuldigen (§. 31), ꝛc. — Soll es nun ein Trost sein, oder eine neue Demüthigung, daß Vieles von dieser Verordnung so eingerichtet ist, daß es beim besten Willen nicht ausgeführt werden kann!!

Der Erbe von Kilmarmor. Roman von Bertha Werder. Magdeburg, Bänsch. — Zu Anfang eine hochländische Staffage, wie bei Walter Scott; gewürfelter Tartan, blaue Mütze mit der Feder, ein alter Diener des Hauses So und So, ein Stück Harfner mit einer Tochter, die ein Mondscheinantlitz mit blonden Ophelialocken hat, und aus Liebe wahnsinnig ist; adelstolze Väter und Familienfeindschaften, die sich dem Glücke liebender Herzen entgegensetzen; Studentenleben in Heidelberg mit Duellen; Verwundung, die an Tod grenzt, mit darauffolgender Reue; Türkinnen mit untergeschlagenen Beinen; Entführungen, die Marmorbecken und Springbrunnen der Alhambra: zum Schluß Entlarvung der Bösen, Sieg des Guten und mehrere Hochzeiten, Alles, was das Herz begehrt: es ist ein Roman aus der guten alten Zeit, und wir sehen mit Freuden, daß durch die Eisenbahnen noch nicht alle Romantik verwischt ist.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Deutsche Romane.

William Shakespeare.. Ein Roman von Heinrich König. 2te, neu bearbeitete Auflage. 2 Bde. 1850. Leipzig, Brockhaus.*)

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow. 1. Bd. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Die Käserei in der Vehfreude. Eine Geschichte aus der Schweiz von Jeremias Gotthelf. 1850. Berlin, Springer.**)

Als ein neuer Industriezweig soll also jetzt auch der Feuilleton-Roman bei uns eingeführt werden! Früher waren es lediglich die belletristischen Journale, die Abendzeitung u. s. w., welche doch nur gewisse Classen des Publicums mit etwas Aehnlichem versorgten; jetzt scheinen auch die eigentlichen Zeitungen damit anfangen zu wollen. Und zwar ist es eine Zeitung, die dieses sinnlichen Reizmittels gar nicht bedarf. Seitdem die dilettantische Philosophie eines halbgebildeten Autodidakten, die sich bis zu Anfange dieses Jahres in der Allgemeinen Deutschen Zeitung in den seltsamsten Capriccio-Sprüngen bewegte, glücklich daraus entfernt ist, gehört dieses Blatt zu den tapfersten und verständigsten Vorkämpfern unserer Partei, und hat in seiner Politik hinlänglich soliden Werth, um diesen äußerlichen Flittertand verschmähen zu können. Da indeß diese Zugabe der Politik keinen Raum entzieht, so kann man sie sich schon gefallen lassen, und wenn man einmal

*) Wir führen bei dieser Gelegenheit die übrigen Schriften H. König's an (sämmtlich bei Brockhaus erschienen): Die Waldenser. Roman. 1836. — Die Bußfahrt. Trauerspiel. 1836. — Die hohe Braut. Roman. (2. Aufl. 1848). — Regina. Eine Herzensgeschichte. 1842. — Veronika. Eine Zeitgeschichte. 1844. — Die Clubisten in Mainz. Roman. 1847. — Spiel und Liebe. Novelle. 1849.

**) Die frühern Schriften sind: Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des J. G. — Der Knabe des Tell. — Uli der Knecht — Uli der Pächter — Hans Joggeli der Erbvetter. — Käthi die Großmutter. — Leiden und Freuden eines Schulmeisters. — Doctor Dorbach der Wühler. — Erzählungen und Bilder aus den Volksleben der Schweiz (in den Grenzboten besprochen Heft 26).

ein Feuilleton zugibt, so mag die novellistische Besprechung der Zeitereignisse, wie sie in Gutzkow's Plan gelegen hat, noch immer die zweckmäßigste Verwerthung desselben sein.

Allein Gutzkow hat zu dergleichen kein Geschick. Er sagt selber mit einem gewissen Selbstgefühl, daß er sich von den französischen Feuilletonisten wesentlich unterscheide; diesen kommt es nur darauf an, zum Schluß jedes Capitels eine Spannung eintreten zu lassen, die das Publicum auf die Fortsetzung neugierig macht. Zugegeben, daß das eine sehr untergeordnete Kunstform ist, so wird man doch nicht bestreiten, daß sie zum Wesen des Feuilleton-Romans gehört, denn ohne sie ist es auch für den geduldigsten Leser unmöglich, die Erzählung tropfenweise einzunehmen. Man wird ferner nicht bestreiten wollen, daß auch zu dieser von der Suffisance unserer Romantiker so niedrig angeschlagenen Manier ein Talent gehört, welches z. B. Gutzkow nicht besitzt; er ist eine viel zu subjective und reflectirende Natur, um einfach, unbefangen und anschaulich erzählen zu können. - In der Beilage zur Zeitung ist es mir also unmöglich gewesen, den Roman zu verfolgen. Wie ich glaube, wird es den meisten Lesern nicht besser ergangen sein. Der Wiederabdruck desselben in einem getrennten Bande verschafft uns jetzt eine Gelegenheit dazu.

Es geht mir ganz eigenthümlich mit Gutzkow. Für mich hat diese unermüdliche, ängstliche, fieberhafte Thätigkeit, die sich so herzlich danach sehnt, etwas recht Neues und Großes zu leisten, etwas Rührendes; bei jedem neuen Werk, das mir von ihm in die Hände fällt, gebe ich mir die aufrichtigste Mühe, das Gute, Anerkennenswerthe, Dauerhafte herauszufinden. Aber diese Mühe hat denselben Erfolg, wie Gutzkow's eigne Anstrengung. Die Prätensionen, die der Dichter macht, sind so groß, und das, was er leistet, so gering, daß die Kritik treulos gegen ihre Aufgabe sein würde, wenn sie nicht jedesmal eine sehr ernsthafte Zurechtweisung eintreten ließe.

In jeder neuen Phase seines Lebens hat Gutzkow das Publicum zu überreden gesucht, und ist vielleicht selbst davon überzeugt gewesen, daß er ihm etwas ganz Neues, Unerhörtes, noch nie Dagewesenes darböte. Nach der Reihe hat er sich im vollsten Ernst für den Erfinder des socialen Romans, der Tendenz-Novelle, des bürgerlichen Drama's gehalten. Die Weisheit unsers seligen — oder noch nicht seligen? — Bundestags, der in Ermangelung einer bessern Beschäftigung sich bemüßigt fand, mit den Kräften des gesammten Deutschlands gegen die Herren Gutzkow, Mundt u. s. w. zu Felde zu ziehen, um das Vaterland vor dem sicher bevorstehenden Untergang zu retten, und der elende Zustand unserer Journalistik, die sich damals fast ganz, und auch jetzt noch zum Theil, in den Händen weggelaufener Commis und Jünglinge von einer entsprechenden Bildung befand, die mit einigen abgelauschten philosophischen Brocken und Reminiscenzen aus Heine und Börne ihre Gedankenlosigkeit aufputzten, und die über-

glücklich waren, wenn sich ein Mann wie Gutzkow zum Handwerk rechnete, hat eine solche Selbsttäuschung möglich gemacht.

Auch diesmal ist Gutzkow überzeugt, eine neue Phase des Romans herbeigeführt zu haben. Er findet, daß der alte Roman sich auf das „Nacheinander" beschränkt habe. „Der neue Roman ist der Roman des Nebeneinander. Da liegt die ganze Welt! Da liegt die Zeit wie ein ausgespanntes Tuch! Da begegnen sich Könige und Bettler! Die Menschen, die zu der erzählten Geschichte gehören, und die, die ihr nur eine wiederstrahlte Beleuchtung geben. Der Stumme redet nun auch, der Abwesende spielt nun auch mit. Das, was der Dichter sagen, schildern will, ist oft nur das, was zwischen zween seiner Schilderungen als ein Drittes, dem Hörer Fühlbares, in Gott Ruhendes, in der Mitte liegt. Nun fällt die Willkür der Erfindung fort. Kein Abschnitt des Lebens mehr, der ganze, runde, volle Kreis liegt vor uns; der Dichter baut eine Welt und stellt seine Beleuchtung der der Wirklichkeit gegenüber. Er sieht aus der Perspective des in den Lüften schwebenden Adlers herab. Da ist ein endloser Teppich ausgebreitet, eine Weltanschauung, neu, eigenthümlich, leider polemisch. Thron und Hütte, Markt und Wald sind zusammengerückt. Resultat: Durch diese Behandlung kann die Menschheit aus der Poesie wieder den Glauben und das Vertrauen schöpfen:

daß auch die moralisch umgestaltete Erde von einem und demselben Geiste doch noch könne göttlich regiert werden." —

Ich bemerke beiläufig, daß die betreffenden Stellen bereits im Original unterstrichen sind.

Und wozu diese ganze, weit aussehende Deduction? — Lediglich um sich zu rechtfertigen, daß man einen neunbändigen Roman schreibt; während das Publicum einem Dichter, der es neun Bände hindurch zu unterhalten versteht, nur Dank wissen wird, wenn er nicht früher abbricht, denn es scheidet von jedem Buch, das es amüsirt, mit Bedauern und Pietät. —

Nur in Deutschland ist es möglich, mit einem so vollständigen Gefasel der Welt in's Gesicht zu schlagen. Es ist kaum der Mühe werth, näher darauf einzugehen, doch darf man keine Gelegenheit vorüberlassen, unserm noch immer viel zu sehr von sich selbst eingenommenen Publicum die Schamröthe in's Gesicht zu rufen über das, was es sich bieten läßt. — Ich will mich dabei auf die Bilder, die man bei Gutzkow schon gewohnt ist, z. B. das von dem polemischen Teppich, während doch nur das Auge, das ihn aus der Vogelperspective betrachtet, polemisch sein kann, gar nicht einlassen. — Also der neue Roman soll nicht das Nacheinander, sondern das Nebeneinander darstellen. Wie man erzählen kann, ohne die Successivität der Zeit zu beobachten, ist nicht recht begreiflich, wenn man nicht annehmen will, Gutzkow meint jene Kunstform, die uns in medias res versetzt und das vorher Vorgefallene nachträglich berichtet — eine Kunstform, die

so wenig neu ist, daß sie bereits mit Homer beginnt. Oder meint er, daß zu dem Knoten der Entscheidung mehrere Fäden führen, die man einzeln abspinnt, bis zu jener Entscheidung, so ist auch das eine Methode, die bereits von sämmtlichen Romanschreibern angewendet ist. — Also eine hohle Phrase. — „Da liegt die ganze Welt!“ — Wir wollen abwarten, ob in den „Rittern vom Geist“ auch die Tscherkessen, Abyssinier, Hottentotten u. s. w. eine Rolle spielen, ob sämmtliche Zeiten darin auftreten, ob außer dem Erdball noch die Monde und die Fixsterne figuriren; bis jetzt bewegt sich der Roman in dem engen Kreis des bekannten, von Jean Paul entwickelten Flachsenfingen. Eine Weltanschauung! Eine Feige für die Phrase! — „Da begegnen sich Könige und Bettler!“ — Was sie in Jean Paul, dem eigentlichen Urbild Gutzkow's, ohne daß er es weiß, auch schon gethan haben. — „Die Menschen, die zu der erzählten Geschichte gehören, und die, die . . . .“ — Sonst hielt man es bei einer Erzählung allerdings für nöthig, daß nichts darin vorkomme, als was dazu gehört; aber Gutzkow will das eigentlich auch nicht ändern, er meint nur Figuren anzubringen, deren unmittelbare Beziehung zu der Haupthandlung man nicht sofort übersieht. Was auch nicht neu ist. — „Der Stumme redet nun auch —“ — Redet nun auch!! Gut. — „Der Abwesende spielt nun auch mit,“ was er früher, brieflich oder durch Intriguen u. s. w. gleichfalls gethan hat. — Ueber die Bedeutung des neuen Glaubens, der sich aus dem Romane ergeben soll, rede ich gar nicht, denn eine bloße Combination von Buchstaben entzieht sich der Kritik. —

Wie ist es nun möglich, daß ein Mensch von leidlichem Verstand einen solchen Galimathias zu Tage fördern kann? — Es ist hier nicht jene Ueberreizung des Gehirns, das in's Unklare geräth, weil es zu Vieles zugleich denken will, sondern die reine Leere, das blöde Stammeln der Impotenz. — Es drängt sich dabei der Vergleich mit Hebbel auf. Unter allen Kritikern habe ich diesen Dichter vielleicht am schärfsten angegriffen, und leider haben seine späteren Schriften, was ich damals vielleicht in zu jugendlichem Uebermuth aussprach, auf das vollständigste gerechtfertigt; aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß zwischen den Irrgängen eines starken Denkens, welches seine Grenzen überschreitet, und jenem Radotiren, das vor den unendlichen Vorbereitungen nie zum Anfang des Denkens kommt, ein himmelweiter Unterschied besteht. Um ein nicht neues Bild anzuwenden, trägt bei Hebbel, wie im König Lear, die Vernunft, auch wo sie irre redet, noch immer das Diadem ihrer göttlichen Abstammung an der Stirn. Und gerade darum erschreckt sie uns; die Muse der „Ritter vom Geist“ ist nicht in Gefahr, geisteskrank zu werden. —

Wenn wir nun die Vorrede bei Seite lassen und auf den eigentlichen Inhalt des Romans übergehen, so haben wir in ihm eine Espèce jener zahllosen Classe, die seit der Restaurationszeit bei uns alle übrige Dichtung zu unterdrücken scheint: der Conversationsromane. Es werden verschiedene Personen, die zu unbedeutend

sind, um etwas zu schaffen, oder auch nur ein eigenes Schicksal zu haben, combinirt, um die Ansichten des Autors über verschiedene Gegenstände des Menschenlebens auszusprechen. In diese Classe fallen z. B. Voltaire's Memoiren des Freiherrn von S—a, Goethe's Wanderjahre, Tieck's Novellen zum größten Theil, Immermann's Münchhausen und Epigonen, das Haus Düsterweg von Wilibald Alexis, Laube's junges Europa, die frühern Romane von Gutzkow und Mundt, zum Theil auch die Sachen der Hahn-Hahn, Radowitz Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche u. s. w. — Jean Paul's sentimentaler Humor und die Mosaik seines Raisonnements ist das erste, wenn auch noch naive Muster dieser Richtung. — Es wird zwar nicht wenig novellistischer Apparat, Genremalerei, Abenteurer u. dgl. bei der Gelegenheit angebracht, die Hauptsache aber sind jene Gespräche. Ob die besprochenen Zustände vor oder nach dem März fallen, thut nichts zur Sache. — Diese Methode des Romans ist in ihrem Einfluß auf Inhalt und Form sehr mißlich.

Was die Form betrifft, so befördert sie jenen Dilettantismus des Denkens, der sich begnügt, eine Meinung zu haben, und so das Seinige zu der Aufspeicherung des allgemeinen Meinungsvorraths beizutragen, ohne sich zu ihrer Begründung herbeizulassen; und jenes Verwaschene, Unbestimmte, Nebelhafte der Zeichnung, welche die Personen zu Trägern von Absichten herabsetzt, und die vermeintliche Unklarheit, Hohlheit und Langeweile des Zeitalters dadurch zu ironisiren glaubt, daß sie unklare, schattenhafte und langweilige Charaktere und Ereignisse malt; eine Absicht, die Immermann in seinen Epigonen geradezu eingesteht.

Mit dem Inhalt ist es noch schlimmer. Mit Recht wirft man es den französischen Romantikern vor, daß man nach ihren Schilderungen die Pariser Gesellschaft für einen Auswurf von Lastern und Verbrechen halten muß. Aber unsere Novellisten machen es noch schlimmer. Wer uns aus ihnen kennen lernen wollte, müßte uns für ein Volk von Cretins halten, Cretins, die weder zu lieben noch zu hassen, weder zusammenhängend zu denken, noch richtig zu empfinden, weder mit Energie zu handeln, noch mit Anstand zu leiden verstehen. Mit dieser flechen Novellistik verbündet sich die sophistische Philosophie, die den Unwerth der Zeit a priori nachzuweisen sucht — jene sogenannte kritische Schule, die wir so häufig zu bekämpfen Gelegenheit haben. Wir können unsern Belletristen und unsern Propheten zum Trotz wohl behaupten, daß wir besser sind als unser Ruf, und daß sie mit ihren wüsten Bildern Niemand schildern als sich selbst, ihre unreife Sentimentalität, ihre kindische Altklugheit und ihren Mangel an Gestaltungskraft. —

Man athmet auf, wenn man aus dieser verpesteten Atmosphäre des Lazareths in die scharfe, heitre Alpenluft des Schweizer Dichters versetzt wird. — Ich habe an dem neuen Buch von Jeremias Gotthelf große Freude gehabt; er hat ganz die alte Frische und ist in der Ausführung besser als seine letzten Schriften. — In Gotthelf und Gutzkow sind die beiden Momente auseinandergelegt, welche

Immermann in seinem Münchhausen zu vereinigen trachtete: die mit dem Firniß einer falschen Bildung überkleidete Lüge, und der kräftige Naturwuchs, dessen Säfte durch die Schmarotzerpflanzen der Reflexion noch nicht ausgesogen sind. — Jeremias ist nicht nur ein echter Dichter, der ursprüngliche, concrete, wahrhaft lebendige Gestalten zu zeichnen und in Bewegung zu setzen versteht, sondern er selber, wie er hinter seinen Schöpfungen schelmisch hervorlauscht, ist eine jener ursprünglichen Naturen, die so irrationell als möglich, hart, rauh, eckig, und nichts weniger als empfindsam, nichts weniger als bequem zum Umgang sind. Am allerwenigsten darf man philosophische Consequenz bei ihm suchen. Als tüchtiger Pastor, der seine Angelegenheiten auf Erden zu seinem Frommen und zum Wohl seiner Mitmenschen zu besorgen versteht, aufgewachsen in den Bildern seiner Religion, der er nur die plastisch-poetischen Seiten abgewonnen hat, inmitten zäher, halsstarriger, eigennütziger, aber kerngesunder Bauern, denen man derb entgegentreten muß, wenn man sie leiten will, ist er entschieden conservativer Gesinnung und ein Todfeind alles Radicalismus; er grübelt nicht viel darüber nach, wie es im Himmel aussieht, er zerfließt nicht in Thränen der Reue, verdreht nicht die Augen in brünstigem Gebet, aber es wurmt ihn, wenn so ein Lump von Schulmeister von Heute und Gestern über seinen Herrgott die Nase rümpfen will, der es nun schon seit so vielen Jahrhunderten mit den Eidgenossen so wohl gemeint hat, und er würde nicht abgeneigt sein, das Discite justitiam moniti et non temnere Divos mit einem derben Prügel auf den Rücken der Ungläubigen zu bläuen, obgleich der nämliche Ungläubige, wenn er in ernste Noth geriethe, keinen hilfreichern Freund finden könnte. Er brummt höchst bedenklich über den Atheismus dieser Zeit, die nicht mehr an den Teufel glaubt, aber er würde jeden leibhaftigen Teufel, der ihm zu begegnen wagt, augenblicklich mit der Heugabel an die Identität des Geistes und des Fleisches zu erinnern wissen. Was sind das für köstliche Figuren, denen wir in dieser engen, nicht gemüthlichen, aber tüchtigen Welt begegnen! Bursche, die, wenn sie in der Leidenschaft etwas recht Schlechtes gethan haben, aus verletzter Scham den ersten Besten prügeln, den sie nicht leiden können, die Händel anfangen, wie Mercutio, wo sie es am wenigsten nöthig hätten, die hochmüthig mit dem Geld in ihren Taschen klimpern, tyrannisiren, was von ihnen abhängig ist, und denen dabei doch das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, und die sich, wenn der Augenblick kommt, unfehlbar bewähren werden. Keine Engel, keine Teufel, aber Menschen von dem allerrealsten Fleisch und Blut, mit denen sich leben läßt, und über die man sich freuen kann. Und das Ganze in dem engen Rahmen einer Käserei eingespannt, von deren Gründung bis zu ihrer ersten Ausbeute, gerade wie — man thue nicht spröde gegen den Vergleich — die Herzensgeschichte der Wahlverwandtschaften in den Rahmen einer Parkanlage. Denn eine Herzensgeschichte ist auch hier der Hauptinhalt, und es ist eine Freude, zu verfolgen, wie der ausgeprägteste, beinahe spitzbübische Egoismus, eine wahrhaft

knöcherne, bäurische Convenienz, wie Rohheit und Trotz, mit andern Worten, wie eine kräftige, harte Natur in keiner Weise unverträglich ist mit den schönen, warmen Empfindungen der Liebe, mit den Aufopferungen eines rechtschaffenen Herzens. — Wie ich schon einmal sagte, der Pastor Gotthelf tauft seinen Gott anders, als wir, aber mit diesem Gott können wir schon auskommen. —

Noch auf Eines muß ich aufmerksam machen bei diesen lebendigen Schilderungen aus dem Schweizer Volksleben. Mit Recht legt man heute, nachdem die durch den französischen Convent hervorgerufenen trüben und blutigen Bilder einer centralisirenden Republik überwunden sind, den vorzüglichsten Nachdruck auf die Selbstregierung der Gemeinden. Und da wir trotz des augenblicklichen Drucks, den die von der Reaction des Volksgeistes getragene Fürstenmacht auf uns ausübt, in der That auf dieses Ziel lossteuern, so wird es gut sein, wenn wir uns so früh als möglich von einer solchen Autonomie concrete Vorstellungen machen, um nicht wieder in nebelhafte Ideale zu verfallen und dann bitter enttäuscht zu werden. Durch das Selfgovernment wird die Gemeinde nicht sogleich tugendhafter, die Vorurtheile werden nicht sogleich gehoben, die Freiheit und Gleichheit der Einzelnen nicht augenblicklich sicher gestellt. Im Gegentheil. Die Selbstsucht tritt freier hervor, und mit ihr die gegenseitige Ueberwachung des Einen durch den Andern, die Herrschaft der öffentlichen Meinung, d. h. des Vorurtheils, das Uebergewicht des Interesse über die Empfindungen, Sentimentalität findet in einer wirklichen Republik keine Statt. Damit soll nicht etwas Abschreckendes gesagt werden, im Gegentheil. Nur die communistischen Träumer mögen sich nicht mit republikanischen Ideen befassen, an die Realisirung ihres Völkerglücks dürfen sie viel eher in dem absoluten Polizeistaat denken, als in einem Verein freier Männer, wo Jeder zunächst für sich wirkt und schafft. — Ein interessanter Vergleich bietet sich ferner zwischen den Eidgenossen und den Nordamerikanern, so Manches auch durch die republikanische Verfassung bei ihnen gemein ist. Die Schweizer sind wesentlich conservativ, zäh, argwöhnisch gegen jede Neuerung; die Amerikaner unruhig strebsam, in dem Erworbenen nie zu Hause, von einem innern Drange in's Ferne und Unbekannte getrieben. Die eidgenössische Republik ist der allerdings sehr anerkennenswerthe Rest eines absterbenden Zeitalters; die transatlantische Republik der Keim eines neuen, von dem wir noch kein rechtes Bild haben. — Wir gehen zu dem dritten Dichter über.

— H e i n r i c h K ö n i g ist in seiner Form wie in seinem Inhalt ein Gegensatz zu dieser Naturwüchsigkeit; er ist ein gelernter Dichter mit jener Bildung der Reflexion, wie sie auch Gutzkow charakterisirt, aber er gehört doch in eine wesentlich andere Classe. Er fällt noch ganz in die Schule der Restauration, der spätern Goethe'schen Zeit, und möchte am nächsten mit Leopold Schefer verwandt sein, von dem ich in früherer Zeit ein Portrait gegeben habe. — Die Schule charakterisirt sich durch sehr feine, saubere, zierliche Zeichnung, durch einen so zu sagen vor-

nehmen Styl, einen Styl in Glacéhandschuhen. Die feine Welt hat auch Sinn für das Charakteristische, Irrationelle, für Somnambulismus, emancipirte Weiber, cigarrenrauchende Grisetten, Dichter, Teufel u. s. w., aber man wird sehr bald unterscheiden können, ob dergleichen von einem gläubigen Gemüth oder von einer Bildung aufgefaßt wird, die sich zur Abwechselung einmal auch mit grellen Farben zu thun macht, obgleich ihre eigentliche Farbe das interessante Blaßgrau ist. — Daraus ist auch ein zweiter Widerspruch in der Behandlung erklärlich. Während in der Regel die Arbeit mühsam und ängstlich ausfällt, wie mittelalterliches Elfenbeinschnitzwerk, wird man gerade in dem Augenblick, wo man ein sehr genaues Detail erwartet, durch einen plötzlichen und sehr gewaltsamen Sprung überrascht, der über alle Schwierigkeiten durch ein unbedingtes Nichtbeachten derselben hinwegführt. Von einer soliden, regelmäßigen Entwickelung der Charaktere oder Begebenheiten ist nie die Rede. Gerade darum sind diese Romane für die Aristokratie; das Volk mag lieber aus vollem Holze schneiden. — Es ist ferner erklärlich, daß diese reproductive Literatur gern einen Dichter oder Künstler zum Gegenstand wählt. Hier z. B. werden die einzelnen Scenen und Gedanken der Shakspeare'schen Stücke aus seinem Leben pragmatisch motivirt. Eine undankbare Mühe, auch wenn sie, was nicht der Fall ist, auf Forschungen gegründet wäre, denn eine solche aus „Dichtung und Wahrheit" zusammengesetzte Reproduction einer freien Dichtung macht immer den Eindruck des Wiederkäuens. — Doch wie dem auch sei, wir befinden uns bei König immer in guter Gesellschaft, und mögen ein wenig Langeweile und Caprice als unzertrennlich von derselben schon gerne mit in den Kauf nehmen.

Die Philologenversammlung in Berlin.

Sept. 30. — Oct. 3. 1850.

En Février, quand je récapitule, heißt es in einem französischen Vaudeville aus dem vorigen Jahre,

> Que de changemens arrivés!
> On a déplacé sans scrupule
> Les souspréfets et les pavés.
> Mais maintenant on cherche en vain la trace
> De ces incroyables méfaits:
> Les pavés et les souspréfets
> Ont été remis à leur place —

und was nicht sonst Alles, außer dem aufgerissenen Pflaster und den abgesetzten Land- und Geheimräthen, was der Februar- und Märzsturm spurlos verweht zu haben schien, hat sich wieder eingefunden und steht auf seiner alten Stelle, fester

fast als zuvor — wenigstens vorläufig! Nicht mehr als billig ist's also, daß auch unsere Professoren an Universitäten und Gymnasien wieder in's alte Gleis hineinkommen und, nachdem sie auf den politischen Congressen meist schlechte Geschäfte gemacht, es wieder einmal mit den gelehrten versuchen. Drei Jahre lang waren diese Opferfeste der Minerva unterbrochen. 1847 freilich hatte Herr Brüggemann, vortragender Rath im Eichhorn'schen Ministerium, die in dem altehrwürdigen, gastlichen Basel Versammelten in officiöser Weise eingeladen, die Metropole deutscher Wissenschaft zum Orte ihrer nächsten Zusammenkunft zu wählen. Trotz mancherlei antipreußischer, antiberlinischer und antigroßstädtischer Bedenken glaubte man eine solche Einladung, deren Ursprung man bis in allerhöchste Regionen hinaufleiten zu dürfen sich schmeichelte, annehmen zu müssen. Aber in den ersten Tagen des October 1848 dachte man in Berlin nicht an die Philologie, geschweige an den von Herrn Brüggemann in vormärzlicher Unschuld citirten Philologencongreß: die Nationalversammlung tagte dort und Brill interpellirte den Premier wegen der Bekanntmachung des commandirenden Generals des sechsten Armeecorps, der die Bewohner der Provinz Schlesien auf seine eigene Faust aufgefordert hatte, sich von dem wühlerischen Treiben nicht hinreißen zu lassen, da ihm mit der Pflicht auch die Mittel zu Gebote ständen, dem Gesetze Nachdruck zu verschaffen. — Ein Jahr später hatte dieser commandirende General, was er für die Provinz verheißen, für die Monarchie durchgesetzt: „Herr Brandenburg" war Ministerpräsident, das Gras auf den Straßen Berlins bereits eine Sage der Vorzeit: der Philister freute sich des geretteten Staats, der wiederhergestellten Ruhe und Ordnung. Aber er hatte auch wacker seine „Mittel" angewendet, der Retter des Staats mit seinen Herren Mitrettern: Geld hatten sie gebraucht und Geld und noch einmal Geld — natürlich, daß für den Philologencongreß in der Casse des hohen Unterrichtsministeriums nichts disponibel war und man der Zeitumstände halber die Uebernahme dieses Eichhorn'schen Passivums vorerst noch verweigerte. 1850 aber ließ sich das nicht noch einmal thun; man mußte befürchten, daß einer der preußen- und unionsfeindlichen Staaten die schöne Gelegenheit benutzen würde, den Ruhm des Führers der Intelligenz Preußen vor dem Munde fortzuschnappen und die „mit unerhörter Barbarei" von Berlins Mauern wiederum ferngehaltenen Gelehrten mit lockendem Köder in seine Netze zu ziehen, die guten Kammern hatten zudem 18 Millionen bewilligt, um die Würde des Staats aufrecht zu erhalten — man gab also Geld und die öffentlichen Blätter brachten Ende Juli die von den in Basel erwählten Präsidenten Böckh und Bopp unterzeichnete Einladung zu der „mit allerhöchster Genehmigung" am 30. September und den nächstfolgenden Tagen in Berlin stattfindenden „Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten."

Berlin sah dieser Versammlung mit der äußersten Gemüthsruhe entgegen. In kleinen Städten verbreitet die Kunde, daß sie für das nächste Jahr zum Sitze

einer solchen Versammlung gewählt seien, die höchste Aufregung, langer Monate bedarf es, um die Zurüstung zum Empfange einer so großen Anzahl von Gästen zu treffen, Bürgermeister und Schöffen einer=, die Damencafés andererseits pflegen Rath, die Bürger setzen ihre Logis zur Aufnahme von Fremden in Stand, und die Ressource annoncirt einen grandiosen Ball, auf dem man die anwesenden Gelehrten natürlich nur als Eckenverzierung benutzen kann; in Berlin nichts von alledem; die Fremden schickt man in die Gasthöfe, Naunyn hat mit seiner Candidatur zur Oberbürgermeisterstelle zu thun, wenn man tanzen will, braucht man nicht auf Schulmeister aus der Ferne zu warten, kurz alle Hebel für derartige Anstrengungen fallen fort: man überläßt es dem, dem es speciell angeht, für seine Gäste zu sorgen, und er mag sehen, wie er damit zu Stande kommt: fällt es schlecht aus, so raisonnirt die ganze Stadt, die zu einem Wohlgelingen nicht einen Pfifferling gethan und somit sehr unverdient von Herrn Klein aus Mainz bei einem der classischen Mahle einen Toast erhalten hat. Freilich war Alles so trefflich, so umsichtig vorbereitet und geordnet, daß kaum einer der Fremden geahnt haben mag, wie das alles in kurzer Zeit mit Hilfe einiger Freunde und Jünger nur von Böckh veranstaltet war. Der große Meister der Wissenschaft hatte auch hier wieder sein Talent für praktische Geschäftsführung in überraschender Weise bewährt. Noch körperlich durch ein lang anhaltendes und kaum verschwindendes Augenübel afficirt, hatte er mit der größten Umsicht, mit Beachtung selbst des scheinbar Geringfügigsten alle Anordnungen getroffen: die Aula der Universität bot ein schönes und imposantes Local für die Versammlungen, für die Sectionen der Orientalisten und Pädagogen waren in unmittelbarer Nähe passende Räumlichkeiten gewonnen; den ankommenden Fremden konnte man die mannigfachsten Erleichterungen in Betreff der Besichtigung und Benutzung der königlichen Bibliothek und der königlichen Kunstsammlungen gewähren und ein wohlgeordnetes Programm theilte die Zeit zwischen den wissenschaftlichen Versammlungen und den mannigfaltigen Genüssen, die zum Theil Humboldt's von Böckh gewonnene Fürsprache beim Könige der Gesellschaft verschafft hatte.

Ueber die eigentlichen Verhandlungen gehe ich kurz hinweg. Sie sind wirklich das Unwesentlichere bei diesen Zusammenkünften. Es kommt hier viel mehr auf gegenseitige Bekanntschaft und Anregung in der Gemeinschaft und im Verkehre mit Fachgenossen an, als auf das täglich mehrstündige Anhören von Vorträgen, die man gewöhnlich besser und angenehmer gedruckt liest. Jener Verkehr bietet Anknüpfungspunkte zur Förderung eigener oder fremder Studien und Unternehmungen, er reizt zur Erforschung manches neuen, angeregten Punktes, zur Verfolgung von Andern angedeuteter Seiten einer begonnenen Untersuchung, er mildert den Ton der sprichwörtlich groben, philologischen Polemik: auf den wissenschaftlichen Gegner, dem man in's Auge geschaut, dem man die Hand gedrückt, mit dem man ein Glas Wein getrunken, kann man nicht mehr rücksichtslos in

blinder Kampfeswuth sich losstürzen: es gilt fortan mit Beobachtung der Regeln der Courtoisie zu turnieren. Schon das Beisammensein mit vielen zum Theil ausgezeichneten Jüngern derselben Wissenschaft gibt ein erhöhtes Bewußtsein von der Bedeutung derselben. Nie wohl ist diese Bedeutung einfacher, edler, erhabener entwickelt worden, als in der Antrittsrede, mit der Böckh am Morgen des 30. Sept. die Versammlung begrüßte: im Gegensatze der Auffassung, die die Philologie als ein äußerliches Aggregat von Kenntnissen darstellen möchte, vindicirte er ihr eine lebensvolle und organische Einheit in der Erkenntniß des gesammten Lebens der antiken Welt und vertheidigte sie siegreich als ein nothwendiges und heilsames Bildungselement gegen Pietisten und Realisten. War hier die Form der Festrede die geziemende, so hätten wir dagegen gewünscht, daß die Verhandlungen über wissenschaftliche Gegenstände an den folgenden Tagen mehr in freier Discussion bestanden hätten, als im Ablesen langer, nur mit getheilter Aufmerksamkeit angehörter Vorträge: noch nie waren die Sitzungen in dieser Beziehung so dürr und leblos, als diesmal, so daß man es Rellstab kaum ernstlich übel nehmen kann, wenn er in der Mittwochsnummer der Vossischen Zeitung referirte, daß Mullach in der Dienstagssitzung „der Bestimmung des Programms entsprechend" den angekündigten Vortrag über Ducange's Wörterbuch gehalten habe, und in der Donnerstagsnummer in dem Berichte über die Mittwochssitzung ganz naiv meldete, daß in dieser „der schon gestern im Programm bemerkte und auch bereits in diesen Blättern erwähnte Vortrag des Prof. Mullach" gehalten worden sei; die Redner oder vielmehr Leser hatten zum Theil bekannte und vielfach behandelte Gegenstände gewählt, ohne ihnen wesentlich neue Gesichtspunkte abzugewinnen; anregend waren dagegen die in einer besonders berufenen Zusammenkunft weiter ausgeführten Betrachtungen über das archäologische Studium von Gerhard, ein bedeutendes Unternehmen stellte Mullach's eben genannter, im Einzelnen freilich ermüdender Vortrag über eine neu zu veranstaltende Bearbeitung des großen Ducange'schen Wörterbuchs über den Sprachschatz der späten Gräcität in Aussicht, die frischeste und lebendigste Aufforderung aber zu weiterer Thätigkeit bot ein Vortrag eines Theologen, des Prof. Piper, der von der durch ihn mit Sorgfalt und Eifer vorbereiteten Gründung eines christlich-archäologischen Museums Gelegenheit nahm, die Verwandtschaft dieser Studien mit denen des Alterthums nachzuweisen, von dem die Denkmäler christlicher Kunst in Bezug auf Stoff wie auf Form der Darstellung in mannigfacher Beziehung eben so abhängig sind, als andererseits beide Abschnitte der Kunstentwicklung auf einem neutralen, von beiden Seiten her gleichmäßig zu erforschenden Grenzgebiete sich berühren.

Höhere geistige Anregung als die Verhandlungen im Allgemeinen gewährten die dargebotenen Genüsse künstlerischer Art. Abgesehen von dem durch Gerhard's, Lepsius' und Bopp's Leitung erhöhten Interesse an der Besichtigung unserer mannigfaltigen Sammlungen, gehören hieher namentlich eine treffliche von der

Singakademie veranstaltete Aufführung des Saul, einer der großartigsten und reichsten, aber selten gehörten Schöpfungen Händel's, und die Darstellung der Antigone im K. Schauspielhause. Die ursprünglich beabsichtigte Vorstellung des Oedipus auf Kolonos war auf scenische Hindernisse gestoßen und man hatte deshalb die Medea zur Aufführung bestimmt, als ein Specialbefehl des Königs statt dessen die Darstellung der Antigone gebot, die längere Zeit wegen Beifallsäußerungen von Seiten des Publicums bei einigen, politisch bezüglichen Stellen geruht hatte; war es aber weise, oder nur verständig, bei der Aufführung vor einem eingeladenen, gelehrten Publicum den Vers:

Habgierig immer ist das Volk der Könige!

auszulassen: wie kommt Herr von Küstner dazu? Vom Director des théatre français wären dergleichen zarte Rücksichten vordem begreiflich gewesen — aber hier? Die Könige werden wahrlich selten ärger compromittirt, als durch die rücksichtsvolle Taktlosigkeit ihrer sogenannten treusten Diener. Am ärgsten freilich geht mit dem Volke der Könige Herr Rott um: etwas Gespreizteres und Geschraubteres, der Antike mehr Hohn Sprechendes als seinen Kreon erinnere ich mich nie gesehen zu haben: diese eckigen, ungestümen Bewegungen sind ebenso wenig hellenisch als diese unreinen verunstalteten Laute deutsch zu sein beanspruchen dürfen: sie versetzen uns aus dem Palaste auf die Börse, in die unmittelbare Nähe des berufenen Zwickauer. Sophokles freilich ist unverwüstlich und neben der Darstellung der Antigone durch die Crelinger, der man dasselbe Beiwort zu ertheilen sich versucht fühlt, und der Musik Mendelssohn's konnte es Rott nicht gelingen, die Wirkung des erhabenen Werkes zu zerstören. Diese Aufführung fand am Montag statt, das Concert am Mittwoch: den Abend zwischen beiden füllte eine glänzende, durch Alex. v. Humboldt's Gegenwart ausgezeichnete, auch von Herrn v. Ladenberg besuchte Soirée bei dem Präsidenten der Gesellschaft, der in Gemeinschaft mit seiner umsichtigen und taktvollen Gattin und seiner anmuthigen Tochter auf die gewinnendste Weise die Honneurs seines Hauses machte. In wunderbarer Weise verschmelzen sich in Böckh die Gewandtheit des Weltmanns mit naiver, süddeutscher Treuherzigkeit und mit der feinen und sokratischen Ironie, mittelst deren er die Trockenheit der Präsidialgeschäfte zu mindern und die geselligen Zusammenkünfte zu würzen und zu beleben wußte. Zu diesen war für die andern Abende und für die gemeinsamen Mittagsmahlzeiten das Mäder'sche, ehemals Jagor'sche Local unter den Linden bestimmt. Hatte schon in jener Böckh'schen Soirée troß der salonmäßigen Toiletten eine gewisse collegialische Vertraulichkeit und Ungezwungenheit die Oberhand gewonnen, so boten diese geselligen Zusammenkünfte ein noch belebteres Bild. „Die Wühler in gelehrtem Schunde" entsprachen wenig der Beschreibung des Hafis: nicht saßen sie da „mit stierem Aug' und trocknem Munde"; nur einzelne Gestalten und Gespräche riefen die Schilderung aus „So wie es Euch gefällt" in die Erinnerung:

In seinem Hirne, das so trocken ist,
Wie Ueberrest von Zwieback nach der Reise,
Hat er seltsame Fächer ausgestopft
Mit Anmerkungen, die er brockenweise
Nun von sich giebt!

und nicht nur die Orientalisten scheinen von der Lehre des wohlerfahrenen Derwisch profitirt zu haben:

Statt Dich auf Studien, ernste, schwere
Und tiefe gründlich zu verlegen,
Trink' und erwarte des Himmels Segen!

Niemand kneipt gemüthlicher, als der deutsche Gelehrte, wenn er einmal seiner Studierstube den Rücken gedreht und sich mit seinen Genossen um den runden Tisch zu vollen Gläsern gesetzt hat: Mittags und Abends kamen sie in hellen Haufen in die Kneipe gezogen. Hier fanden sie von fern und nah sich zusammen die gelehrten Herren: über viertehalbhundert Namen meldete das Verzeichniß. Unter diesen sind etwa 200 Einheimische, von denen nächst Böckh und Bopp nur Jacob Grimm, Lachmann, Meineke, Trendelenburg, Gerhard, Lepsius nebst Kramer, Director des französischen Gymnasiums, dem Vicepräsidenten der Versammlung, herausgehoben werden mögen. Auffallend war es, daß von den vier ordentlichen Professoren der classischen Philologie an der Universität zwei, Immanuel Bekker und Franz, sich der Gesellschaft entzogen hatten, obwohl bei jenem aus seiner bekannten Schweigsamkeit, bei diesem aus frühern Vorgängen zu erklären; auch unsere Romani en Dirksen, Keller, Rudorff, Savigny's zu geschweigen, hätten wohl beitreten können. Auffallender und nur aus dem zufälligen Zusammentreffen verschiedener Umstände zu erklären ist die Abwesenheit fast aller ältern Philologen von Ruf, die auf preußischen Universitäten lehren; von dieser langen Reihe glänzender Namen fand sich nur der des trefflichen Schömann von Greifswald auf der Liste der Mitglieder: Lobeck und Lehrs, Welcker und Fritsche, Bernhardy und Meier, Schneider und Haase suchte man schmerzlich und vergeblich. Aber die Achseln zuckte man lächelnd ob derjenigen, die uneingedenk, daß ein Gelehrtencongreß keine diplomatische Conferenz ist, aus Haß gegen die preußische Regierung oder gar aus particularistisch antipreußischem, beziehungsweise hannöverschem resp. sächsischem Stammesbewußtsein sich fern hielten: von allen Leipziger und Göttinger Professoren war Keiner gekommen, dagegen freilich einige ausgezeichnete Schulmänner: Kühne aus Hannover, Zimmermann aus Clausthal, Helbig und Schäfer aus Dresden u. A. Weniger exclusiv waren die Orientalisten: Wüstenfeld aus Göttingen befand sich in ihrer Mitte, ebenso die Hallenser und die Leipziger bis auf Herrn Tuch, dem es wohl nicht vergönnt wird, seinen mühsam errungenen Sitz in der sächsischen Pairskammer zu verlassen. Von andern Mitgliedern der Versammlung seien noch Göttling, Hand und Hoffmann aus Jena, Bergk und Gildemeister aus Marburg, Döderlein aus Erlangen, Gerlach aus Basel, Holtzmann aus Karlsruhe, Wex aus Schwerin, Kraft aus Hamburg, Schönborn aus

Breslau, Poppo aus Frankfurt a. O. genannt: von außerordentlichen Gelehrten besuchten die Versammlung außer Professor Reuß aus Straßburg das englische Parlamentsglied Milnes, Dr. Mackenzie aus London, ein junger Privatgelehrter aus St. Andrews in Schottland, Namens Wright, und der Rector Cygnäus aus Helsingfors.

Wer möchte sie Alle aufzählen, bis hinab zu den diis minorum und minimarum gentium, die von der Elementar- und Communalschule aus, soweit die spärliche Muße es erlaubt, mit den Wissenschaften liebäugeln? An langen Tafeln des Mittags, zu kleinern Kreisen des Abends fanden sie Alle, wie Zufall oder Neigung sie führte, bald mit alten Freunden, bald neue Bekanntschaften knüpfend, sich zusammen. Zwar zuerst rümpfte Mancher die Nase, wenn er, sich umschauend im hohen Saale, von der Galerie hochher leuchtend das preußische Landwehr-Kreuz erblickte, mit einer überreichen Garnitur schwarzweißer Fahnen umgeben, die Embleme der vaterländischen Gesellschaft, die hier ihren Sitz aufgeschlagen — aber bald schwand bei rothem oder goldenem Wein der Mißklang. War doch auch schon am Vorabend des großen Tages eine Ansprache der eigentlich constitutionellen Partei an Jac. Grimm verbreitet worden, die aber in ihrer allgemeinen Haltung nach rechts wie nach links zur Unterschrift reizte, er möge die Sympathie des Congresses für Schleswig-Holstein aufrufen, und hatte zahlreiche und ansehnliche Unterschriften gefunden. Am Dienstage, vor Beginn der Versammlung, kam Grimm mit warmen Worten diesem Wunsche nach, er forderte mehr als die frostige Phrase der „hartherzigen Theologen" in Stuttgart, nicht betend noch bettelnd verlangte er einfach, man solle erklären, die Sache Schleswig-Holsteins sei eine gerechte, heilige, unverbrüchliche Angelegenheit Deutschlands. Nur ein Ministerialrath und einige Kreuzknappen blieben sitzen, als die ganze Versammlung von ihren Sitzen sich erhob, freudig ihre Beistimmung zu erklären. Am Donnerstage freilich mußte sie büßen, was sie, dem Drange des Herzens folgend, gethan. Es war zum Schlusse des Congresses eine Lustfahrt nach Potsdam veranstaltet: königliche Municifenz hatte Wagen zur Disposition gestellt, um unter der kundigen Führung des Gartendirectors Lenné die königlichen Schlösser und Anlagen zu besuchen: die Führer des Zuges waren mit ihren Orden geschmückt, viele Mitglieder hatten die weiße, hofmäßige Cravatte angelegt, denn es waren halbofficielle Andeutungen gefallen, daß der König die Versammlung auf der Terrasse von Sanssouci bewillkommnen werde — aber um die Zeit, als die Gelehrten sich in der königlichen Residenz befanden, wohnte der König einem vom Offiziercorps des ersten Garderegiments veranstalteten Festschießen bei. Das bedarf keines Commentars. Aber auch Berichte über die Sectionen der Orientalisten, wo man sich lebhaft über die Bibliothek der morgenländischen Gesellschaft herumstritt, und der Pädagogen, in denen man vielbesprochene Thesen wieder durchsprach, ohne zu erheblichen Resultaten zu gelangen, erlassen Sie mir. Le secret d'ennuyer

est celui de tout dire, sagt schon Boileau — also nur noch, daß für das nächste Jahr die Versammlung nach Erlangen geht, wo sie weniger Kunst, aber mehr Naturgenüsse, weniger Zerstreuungen, aber auch geringere Zerstreuung erwarten, und wo hoffentlich auch ihre Verhandlungen gerade um deswillen lebendiger und angeregter sein werden, als es in Berlin der Fall war.

Deutsche Staatsmänner.*)

5.

Ludolf Camphausen.**)

Ein kritischer Rückblick in die Ereignisse unserer jüngsten Vergangenheit wäre ein ebenso undankbares als gehässiges Geschäft, wenn diejenigen Recht hätten, welche den Menschen ebenso die Fähigkeit wie die Neigung absprechen, aus der Geschichte etwas zu lernen. Allein es ist mit dieser Ansicht wie mit allen andern Paradoxien: sie imponiren zuerst, weil man mit Verwunderung findet, daß trotz ihrer auffallenden Unwahrscheinlichkeit etwas Wahres darin liegt, und dann gewöhnt man sich allmählig, aus dieser verhältnißmäßigen Wahrheit eine unbedingte zu machen. Die Empfindung freilich, die Leidenschaft, und was sonst in dieses dunkle Naturgebiet gehört — und fern sei es von uns, diesen wesentlichen Factor der historischen Fortentwickelung wegleugnen oder auch nur seine Bedeutung schmälern zu wollen — wird von der Geschichte nicht geschult werden; für den Verstand dagegen, der denn doch auch ein Wort mitzusprechen hat, ist die Einsicht in den Zusammenhang von Ursache und Wirkung in dem Kreislauf der menschlichen Angelegenheiten nicht verloren.

Für uns Liberale ist es um so nothwendiger, uns von Zeit zu Zeit unser eigenes Sündenregister vorzuhalten, da es leicht möglich ist, daß wir wieder einmal in die Lage von 48 zurückversetzt werden, und da es doch im höchsten Grade unzweckmäßig sein würde, wenn wir auf dieselbe Weise, wie damals, zu Falle kämen. Denn daß im Sommer jenes kritischen Jahres fast in ganz Deutschland die Macht in unsern Händen lag, und daß wir sie zum großen Theil durch unsere eigne Schuld verloren haben, wird wohl Niemand unter uns ableugnen.

---

*) Radowitz Heft 11. Manteuffel 12. Vincke 18. Arnim. 39.

**) Geb. 1803 in Hündheven, Reg.-Bez. Aachen, erzogen auf den Handelsschulen zu Rheidt und Burg, gründete 1825 mit seinem Bruder ein Banquierhaus in Köln, wurde Stadtrath in Köln 1832, Präsident der Handelskammer 1834, Director der Eisenbahngesellschaft zur Verbindung der Schelde mit dem Rhein, welche Stelle er aber wegen eines Zwistes mit Hansemann 1847 niederlegte, und der vorzüglichste Begründer der Dampfschleppschifffahrt auf dem Rhein seit 1843.

Die Hoffnungen wie die Schuld jener Zeit knüpfen sich für uns vorzugsweise an zwei verehrte Namen, Camphausen und Gagern. Wenn wir uns über die Ursachen jenes merkwürdigen Falles klar werden wollen, so können wir es nicht umgehen, alle Pietät bei Seite zu stellen, und diese Namen vor Gericht zu ziehen.

Die kurze Zeit, welche Camphausen die Regierung des preußischen Staats in der Hand hatte, war die entscheidende nicht nur für Preußen, sondern für Deutschland. — Um unser Urtheil über seine Thätigkeit vorauszunehmen: seine Ansicht von der vernünftigen Entwickelung der deutschen und preußischen Verhältnisse ist immer die richtige gewesen — auf Einzelheiten ist kein Gewicht zu legen, wo das Princip im Großen und Ganzen gewahrt wird — und sein Grundirrthum hat darin gelegen, daß er geglaubt hat, mit dieser vernünftigen Einsicht habe der Staatsmann seine Pflicht gethan. Er ist überall darauf ausgegangen, eine elegante Formel für die jedesmalige Phase des vernünftigen Verlaufs zu finden, und wenn die brutale Wirklichkeit diese Formel der Vernunft überschüttete, hat er sich schmollend zurückgezogen.

Ich beginne mit seiner Thätigkeit als Chef der vormärzlichen Opposition. Der Hauptgesichtspunkt seiner Politik war dieser: Preußen muß seine verschiedenen Bestandtheile durch die constitutionelle Staatsform centralisiren, und es muß seine natürliche, welthistorische Berechtigung dadurch finden, daß es sich von dem unnatürlichen System der heiligen Allianz und dem unmittelbaren Ausdruck derselben, dem deutschen Bunde in seiner historischen Form, losreißt. Den letzteren Punkt hat er auf eine meisterhafte Weise in den letzten Sitzungen der Ausschüsse, im Februar 1848, ausgeführt, wo es sich um ein neues, im preußischen Codex noch nicht vorgesehenes Verbrechen, den Hochverrath gegen den deutschen Bund, handelte.

Ich hebe diese beiden Punkte, in denen sich Camphausen während seiner ganzen politischen Laufbahn treu geblieben ist, darum hervor, weil sie die streitigen sind, und diejenigen, worauf es bei der Entwickelung Deutschlands vorzüglich ankommt. Während die Deutschthümler in der Existenz Preußens ein Attentat gegen die Einheit Deutschlands sahen, während sie jede constitutionelle Centralisation dieses Staats schon vor dem März als ein neues Hinderniß gegen die einstige Erfüllung ihres ersehnten Ziels mit argwöhnischen Blicken verfolgten, und viel lieber Preußen in einen Föderativverband selbstständiger Provinzen aufgelöst hätten (einer der eifrigsten Großdeutschen, Herr Wuttke, hat das schon zur Zeit des Centrallandtages in einer Broschüre auseinandergesetzt), während ihr Hauptbestreben vom März bis zum December, ja selbst noch später bei einem Theil der Weidenbuschpartei, darauf gerichtet war, Preußen zu Gunsten des Reichs zu mediatisiren, wenn auch zum Ersatz dem mediatisirten König die Kaiserkrone geboten werden sollte, während die Consequentern der Partei, nachdem der Traum

vom souveränen Volk ein Ende mit Schrecken genommen hatte, die eingebildete Einheit ihres Deutschlands selbst auf Kosten der Rückkehr zum alten Bundestag, selbst auf Kosten der Berufung auf die vertragsmäßige Garantie der auswärtigen Mächte retten wollten, um nur das rebellische Preußen nicht frei zu lassen: — hat Camphausen vor, während und nach der Revolution mit vollkommener Consequenz das entgegengesetzte Princip verfolgt, daß nämlich ein deutscher Staat sich nur dadurch bilden könne, daß die unberechtigten staatlichen Existenzen durch die berechtigten absorbirt werden; daß Preußens Trennung vom Bund (von Oestreich) und seine Hegemonie über die in seinen Rayon fallenden kleinen Staaten, die sich im natürlichen Lauf der Dinge bald in eine friedliche Eroberung verwandeln muß, die einzige Form ist, in der ein reales Deutschland gebildet werden kann; daß Alles, was zur Stärkung, zur Befreiung, zur Centralisation Preußens beiträgt, ein Schritt zu diesem Ziel ist; daß eine wirkliche Organisation des Staats nur dann stattfindet, wenn der Starke herrscht und der Schwache gehorcht. In diesem Princip, dem wir vollkommen beitreten, und das wir von Anfang der Märzbewegung an verfochten haben, ist er klarer, bewußter, consequenter gewesen, als irgend einer seiner liberalen Parteigenossen.

Im Uebrigen unterschied sich sein Liberalismus nicht wesentlich von dem der Partei. Er bekämpfte mit gleicher Schärfe das alte Polizeisystem, das den Staat mit dem Beamtenthum identificirte, und der eigentlichen Thätigkeit des Volks selbst in Privatangelegenheiten so wenig Spielraum als irgend möglich lassen wollte, und die moderne romantische Richtung, die an Stelle des bureaukratischen Staats jenen kirchlich-feudalistischen aufrichten wollte, den sie in den Geschichten des Mittelalters zu finden vorgab. Allein Camphausen's Stellung erhielt dadurch einen eigenthümlichen Charakter, daß er in vielen Beziehungen das Interesse des preußischen Staats den Sondergelüsten seiner Provinz gegenüber vertrat. Denn in der rheinländischen Opposition war eine Mischung sehr verschiedener Elemente enthalten. Die kirchlichen Antipathien gegen die protestantische Regierung, die sich bald auf den Adel, wie in der Angelegenheit des Erzbischofs, bald auf das Volk stützten, das Festhalten am Napoleonischen Recht, gegenüber den Uebergriffen der altpreußischen Justiz — beides conservative Momente, verbanden sich mit den demokratischen Tendenzen der großen Fabrikstädte, die oft genug einen communistischen Anstrich hatten, gegen das preußische Wesen überhaupt und gegen das Aufgehen der Rheinprovinz in dasselbe. In der Rheinprovinz war mehr als in irgend einer andern des preußischen Staats jene Art des Patriotismus zu Hause, die von der Herstellung einer deutschen Einheit ohne Rücksicht auf den eignen Staat träumte. Das „Volk“ schied sich sorgfältig von den „preußischen“ Beamten, dem „preußischen“ Militär. Selbst in nationalökonomischer Beziehung sonderte sich das Interesse der Provinz, wenigstens derer, die den Ton darin angaben, der Fabrikanten, von denen des Staats,

und verband sich mit dem Ruf der Süddeutschen nach einem energischen „nationalen" Schutzzollsystem.

In all diesen Punkten war Camphausen der Mehrzahl seiner Landsleute entgegen. Seine Idee von einer Centralisation des preußischen Staats erstreckte sich auch auf die national-ökonomischen Fragen. Camphausen hat in der Zollgesetzgebung stets das System des Juste-Milieu vertreten, sogar mit einer gewissen Hinneigung zum Freihandel. Er hat dem Staate in Beziehung auf denjenigen Zweig der productiven Thätigkeit, welcher damals vorzugsweise die finanziellen Kräfte in Anspruch nahm, die Eisenbahnen, einen Einfluß eingeräumt, der selbst über die Forderungen des Staats hinausging.

Daß Camphausen dennoch in den vormärzlichen Zeiten als Chef der rheinischen Opposition auftreten konnte, erklärt sich theils aus den Forderungen, die allen Fractionen der Opposition gemein waren, z. B. der Preßfreiheit, über welchen Punkt er dem Provinziallandtage zu Düsseldorf 1843 eine meisterhaft ausgearbeitete Denkschrift überreichte, theils aus dem Streben, einen gemeinsamen Anhaltpunkt zu finden. Der Antrag auf Ausführung des Gesetzes vom 22. Mai 1815, einer Centralverfassung für den preußischen Staat, gab damals diesen Haltpunkt her, wie im Jahr 1848 die Forderung einer deutschen Nationalrepräsentation. Wenn die Posener Stände, die sonst jede Art der Einfügung in den Staatsorganismus verabscheuten, sich dieser Forderung anschlossen, nur um Opposition zu machen, so war es noch viel leichter begreiflich, wenn der Landtag von Coblenz 1845 den in gleichem Sinne gehaltenen Antrag Camphausen's zu dem seinigen machte.

Das Patent vom 3. Februar und der Centrallandtag fand die Parteien durch die Provinziallandtage schon organisirt vor. Der wesentliche Inhalt der oppositionellen Ansprüche — Erweiterung der ständischen Rechte mit Beziehung auf die Gesetzgebung von 1815 — war allen Liberalen gemein; ebenso, daß sie sich vorläufig bei der alten Grundlage des Wahlgesetzes beruhigten, weil sie rechtlich auf keine andere gewiesen waren. Dagegen schied sich die Opposition in der Art und Weise, wie sie diesen Zweck zu verfolgen gedachte, und Camphausen war es, der seiner Richtung das Uebergewicht verschaffte.

Der liberale Adel — denn es kommt nicht auf die Masse an, sondern lediglich auf die Führer — stützte sich auf den Rechtsboden, auf die Verheißungen der Freiheitskriege, auf die Stein'sche Zeit: er begründete die Ansprüche auf Erweiterung der Landtagsbefugnisse juristisch. Der Bürgerstand, der diese Rechtsbegründung, weil sie ihm zum Vortheil gereichte, gleichfalls utiliter acceptirte, glaubte doch das Hauptgewicht auf die Gründe der Zweckmäßigkeit und innern Nothwendigkeit legen zu müssen. Darum hat er, unter Camphausen's Leitung, den Weg der Vermittlung, der Adressen und Petitionen eingeschlagen; er hat den Weg des Protestes — in der Declaration der Rechte — entweder gar nicht, oder

sehr schwach unterstützt, er hat zuletzt, als es zum Bruch kommen sollte — bei der Wahl der Ausschüsse — der Krone nachgegeben, wenn auch unter Vorbehalt.

Das Festhalten des Rechtsbodens, wie überhaupt jeder legitimen Autorität, wie jede Rechtgläubigkeit, hat etwas ungemein Bequemes und schmeichelt dem Selbstgefühl. Man weiß in jedem Augenblick sein Stichwort, man ist überall einig mit sich selbst, man darf sich nie etwas vergeben. Die Rolle eines Vermittlers ist stets peinlich, auch wenn sie ihren Zweck nicht verfehlt, denn sie ist unsicher, zweifelhaft. Aber in solchen Dingen hat das persönliche Selbstgefühl doch nicht ausschließlich das Wort. Das resignirte Zurückziehen aus der politischen Entwickelung, wo das volle Recht nicht gewährt ist, und wo gegen den Uebertreter des Rechts kein höherer Richter da ist, ist doch immer, wenn es überhaupt etwas bedeuten soll, eine entfernte Provocation auf die Entscheidung der Thatsachen. Wer dieser abhold ist, weil er noch andere Interessen zu vertreten hat, als das eine abstracte Recht, und weil er weiß, daß diese bei der thatsächlichen Entscheidung, wo die Leidenschaft über den Verstand, der Zufall über den Plan hinausgeht, untergehen müssen, wird doch wohl das Recht haben, sich auf den Weg der Verhandlung einzulassen, bei welchem sich, wenn auch nicht immer ein Ende, doch wenigstens ein Weiterkommen absehen läßt. Freilich hat diese Klugheitsregel ihre Grenze, es gibt Zeiten, wo auf alle Gefahr hin nur das persönliche Ehrgefühl zu sprechen hat.

In den Landtagsverhandlungen scheint mir dieser Augenblick noch nicht vorhanden gewesen zu sein. Die Aussicht auf ein allmäliges Entgegenkommen der widerstreitenden Absichten, wenn man vom Rechtspunkt absah, da die constitutionelle Centralisation Preußens nicht blos im Interesse des Volks, sondern auch in dem der Krone lag, war zu groß; der Erfolg der bloßen Protestation, da die öffentliche Meinung damals über sich selber noch gar nicht im Klaren sein konnte, zu zweifelhaft, als daß der praktische Mann sich nicht zu dem Versuch einer vermittelnden Thätigkeit hätte getrieben fühlen sollen.

Von diesem Gesichtspunkt aus vertheidige ich Camphausen, der übrigens darin consequent blieb, nicht nur wegen seiner Weigerung, die Declaration der Rechte zu unterschreiben — ein kühn aussehender Schritt, dessen Erfolg aber mehr als zweifelhaft war, sondern auch wegen seiner Theilnahme an der Ausschußwahl, gegen deren rechtliche Gültigkeit Protest eingelegt wurde. Trotz seines principiellen Widerspruchs stand ihm z. B. Vincke viel näher, als vielen der Unterzeichner jenes Protestes.

Die Ausschüsse gaben Camphausen — der übrigens sonst diese Gelegenheit, sich öffentlich auszusprechen, redlich dazu benutzte, der Krone zu drohen, und zwar auf eine Weise, die sich bald nur zu sehr bethätigen sollte — Veranlassung, das Verhältniß Preußens zum deutschen Bund in's Auge zu fassen.

Wenn in einer der kleinen deutschen Kammern irgend eine Frage angeregt

wurde, die über den gewöhnlichen Horizont deutscher Stände, den privatrechtlichen Gesichtskreis, hinausging, so schnitt die Regierung regelmäßig den weitern Streit durch das Gespenst des deutschen Bundes ab. Preßfreiheit, Steuerbewilligungsrecht, Reduction des Militäretats wurden unter der Aegide des Bundestags den ständischen Berathungen entzogen.

Es konnte nicht fehlen, daß diese blos repressive Wirksamkeit eine gewisse Mißstimmung gegen das erzeugte, was man den Bundestag nannte. Dieser Name war aber nur die Firma, hinter welcher sich die Mißstimmung gegen die beiden Großmächte verbarg, vor Allem gegen Preußen, den bureaukratisch-militärischen Staat der überall scheel angesehenen Berliner Ueberweisheit, weil man Oestreichs exceptionelle Stellung eigentlich immer anerkannt hatte.

Nun zog sich die preußische Regierung den Anforderungen der eignen Stände gegenüber hinter den Schutz eben der Macht zurück, welche die allgemeine Meinung nur für eine Larve der preußischen Bureaukratie hielt. Als die Majorität der Ausschüsse sich für das Recht der freien Association aussprach, verwies sie der Landtagscommissär auf das entgegenstehende Recht des deutschen Bundes. Die Regierung begnügte sich nicht damit, ihre Gründe oder auch ihren souveränen Willen der Einsicht der Volksvertreter entgegenzusetzen, sie zog sich auf ein Gebiet zurück, das um so unnahbarer war, je unbestimmter es darin aussah. Die Rechtsform war auf ihrer Seite, und so blieb den Ständen nichts weiter übrig, als die Regierung zu bitten, sie möge ihren Einfluß beim deutschen Bund verwenden, um dieses Gesetz, welches mit dem Interesse und der Ueberzeugung des preußischen Staats im Widerspruch stehe, aufzuheben.

Man mußte nun fragen: aber wo ist eigentlich dieser deutsche Bund, der der preußischen Regierung Gesetze vorschreibt? Und es war natürlich, daß die preußischen Stände das Verhältniß desselben zu ihrem eigenen Staat näher in Betracht zogen. Es geschah das durch Camphausen bei Gelegenheit eines neuerfundenen Verbrechens im Strafcodex: des Hochverraths gegen den deutschen Bund.

Der frühere, rationalistische Codex hatte sich den Hochverrath nur in Beziehung auf die wirkliche Obrigkeit gedacht. Die französischen Invasionskriege und der Rheinbund hatten die Nothwendigkeit einer nähern Verbindung unter den deutschen Staaten an den Tag gelegt. Aus dieser Nothwendigkeit war der deutsche Bund hervorgegangen. Er war wesentlich gegen Frankreich gerichtet. Frankreich aber wurde mit der Idee der Revolution identificirt, die Revolution mit der constitutionellen Staatsform, und so trafen die Verfolgungen des Bundes im Anfang selbst die Deutschthümler, die im Franzosenhaß vollständig mit den Regierungen sympathisirten, nur weil sie von einer deutschen Volksvertretung träumten.

Außer diesen Repressivmaßregeln ist von dem deutschen Bunde für die politische Entwickelung Deutschlands nichts gethan, und konnte seiner Natur nach nichts

gethan werden; alle Einrichtungen, die auf einen wirklichen Fortschritt hinzielten, gingen von der Uebereinkunft einzelner Staaten aus. — Das mußte, dem allgemeinen Vorurtheil gegenüber, welches in dem Bundestag nicht das Wesen, sondern den zufälligen Ausdruck zu bekämpfen glaubte, offen und unumwunden ausgesprochen werden, und dieses Verdienst hat sich Camphausen in den Ausschüssen erworben.

Ich lege darum auf diesen scheinbar unbedeutenden Umstand so großes Gewicht, weil er in diesem Augenblick wieder zur Hauptsache geworden ist. — Es hat nicht an dem bösen Willen dieses oder jenes Diplomaten, dieses oder jenes Fürsten gelegen, daß der Bundestag der Freiheit feindlich war, sondern es lag in der Natur des Instituts. Die im Bundestag concentrirte Macht der Fürsten macht ein über den Schein hinausgehendes Repräsentativsystem der einzelnen Staaten unmöglich, und setzt man ihm eine gemeinsame deutsche Nationalvertretung gegenüber, so wird diese illusorisch durch die Macht der einzelnen Fürsten, die über die Grenzen des Bundestags hinausgeht.

Es war nicht unwichtig, daß jene Erörterung der deutschen Frage in der preußischen Volksvertretung kurz vor der allgemeinen deutschen Bewegung stattfand, die eine entgegengesetzte, und darum eine illusorische Richtung nahm.

Es zeigte sich damals, daß die vermittelnde Rolle, welche Camphausen im Landtag gespielt, und welche ihn bei der jetzt eintretenden Krisis der Krone genehm machen mußte, ihm in der öffentlichen Meinung keineswegs geschadet hatte. Er war es, den die allgemeine Stimme schon am 18. März an die Spitze des neuen Preußen berief.

Bevor das geschah, hatte er Gelegenheit gehabt, in einer am 11. März zu Bonn mit Hansemann, Beckerath und andern Rheinländern abgefaßten Petition sein Programm aufzustellen. Es enthielt die Forderung: „den Vereinigten Landtag sofort einzuberufen und demselben Gesetzentwürfe folgenden Inhalts vorlegen zu lassen: 1) Abänderung des Wahlsystems in der Art, daß die verschiedenen Volksclassen in richtigem Verhältniß vertreten werden; 2) zeitgemäße Umgestaltung der Herren-Curie; 3) beschließende Mitwirkung des in vorgedachter Weise umgestalteten Vereinigten Landtags in der gesammten Gesetzgebung und im Staatshaushalt mit einfacher Majorität." In demselben Sinne verhieß das Ministerium Arnim am 22. März: „dem Vereinigten Landtag ein Wahlgesetz zur Begutachtung vorzulegen, welches eine auf Urwahlen gegründete, alle Interessen des Volks ohne Unterschied der religiösen Glaubensbekenntnisse umfassende Vertretung herbeizuführen geeignet wäre, und der durch dieses Wahlgesetz zu bildenden neuen Volksvertretung Vorschläge über Sicherstellung der persönlichen Freiheit, über freies Versammlungsrecht u. s. w. zu machen."

Damals war das Stichwort, welches die neue conservative Partei von der freilich noch sehr unklaren, im Gährungsproceß begriffenen revolutionären schied,

die Zuziehung des Landtags zu der neuen Gesetzgebung, also die unmittelbare Beziehung zu der ältern Rechtsentwickelung. Die Radicalen, welche durch die Revolution die alte Rechtsentwickelung für geschlossen ansahen, verlangten entweder die unmittelbare Einführung einer demokratischen Verfassung durch die Souveränetät des Königs, oder die Einberufung einer souveränen, constituirenden Versammlung.

Wenn die conservative Partei so entschieden auf Einberufung des plötzlich unpopulär gewordenen Landtags bestand, so konnte das nur den praktischen Sinn haben, daß sie mit dieser Vertretung des alten Preußens die neue Verfassung, die auf die Erfüllung der Forderungen der altliberalen Opposition herauskommen mußte, vereinbaren wollte. — Hier ist nun der erste Fall, in welchem Camphausen's Bestreben, überall zu vermitteln, zum Nachtheil des Staates ausschlug.

Als er das Ministerium angetreten hatte, vereinbarte er mit dem Landtage nämlich nicht die neue Verfassung, sondern die Einberufung einer Versammlung, mit welcher die neue Verfassung vereinbart werden sollte. Daß die leitenden Grundsätze derselben beiläufig dem Landtag zur Begutachtung vorgelegt wurden, änderte daran nichts, denn dieses Gutachten hatte nicht den geringsten rechtlichen Einfluß auf die Entscheidung der neuen Versammlung.

Unter diesen Umständen konnte man allerdings fragen, wozu man sich durch den Zusammentritt des Landtags eigentlich mit den Radicalen überworfen habe. Denn es war durch ihn die Revolution nicht geschlossen, es war nur tabula rasa gemacht, der Rechtsboden gelöst, der Staat ohne Verfassung, es traten zwei Paciscenten zusammen, um dieselbe zu vereinbaren, und was geschehen sollte, wenn diese Vereinbarung nicht bewirkt wurde, darüber war keine Auskunft gegeben.

Dem ersten Anschein nach sah dieser Zustand wie eine Concession an die revolutionäre Partei aus. Das wäre auch der Fall gewesen, wenn — die Revolution irgend anders vorgefallen wäre, als in den Köpfen der Leute. Ueber den Pariser Februarereignissen und dem Schreck der Barrikadennacht hatte das Königthum den Kopf verloren, und sich zu Concessionen verstanden, die weit über die reale Machtentwickelung seiner Gegner hinausgingen. Es war vorauszusehen, daß es bei dem ersten Abkühlen der revolutionären Gluth zur Besinnung kommen und zur Zurücknahme seiner Concessionen schreiten würde, wenn es sich rechtlich nicht gebunden fand.

Hätte Camphausen die Verfassung, welche er später der Nationalversammlung vorlegte, ohne Weiteres mit dem Landtag vereinbart, dessen Loyalität an einen ernstlichen Widerspruch nicht denken ließ, so hätte damals, wo die Furcht noch waltete, das Königthum, der Adel, der Hof mit Freuden zugegriffen, die Verfassung wäre beschworen, das Heer vereidigt worden, und hätte das Berliner Gesindel eine Emeute versucht, so wäre es von der vereinigten Begeisterung der Bürger und des Militärs leicht zu Paaren getrieben.

Freilich litt diese Verfassung an einem sehr demokratischen Wahlgesetz, das damals nicht zu umgehen war. Aber einmal war dann die Prätension der Kammer auf Unauflöslichkeit abgeschnitten, sie wurde außerdem durch eine conservativere erste Kammer controlirt, dann aber darf man überzeugt sein, daß auch bei dem schlechtesten Wahlgesetz der constitutionelle Staat sich selber corrigiren wird, wenn nur die Regierung ehrlich und energisch genug auftritt, um das Vertrauen der Bürger zu erwerben.

Indeß — das Geschehene war nicht zu ändern. Die constituirende Versammlung war beschlossen, und man mußte versuchen, mit ihr zu gehen. — Was in der Zwischenzeit vorfiel, hat nicht die Bedeutung, die man darauf zu legen pflegt. Camphausen hat, wie stets der Bürger, wenn er den Diplomaten spielen will, manche Ungeschicklichkeiten begangen, z. B. in der Form, wie der Prinz von Preußen zurückberufen wurde, aber eigentlich kam nicht viel darauf an. — Als aber die Nationalversammlung zusammengetreten war, mußte sich die Regierung die Aufgabe stellen, sich ihrer zu bemächtigen und mit ihrer Hülfe dem Pöbel wie dem Absolutismus, dem specifischen Preußenthum wie der Frankfurter Centralisationsidee Trotz zu bieten.

Die Regierung hat nicht einmal den Versuch gemacht. — Sie hat die Versammlung, wozu sie nach ihrer Erklärung nicht befugt sein sollte, in die unmittelbare Gesetzgebung gezogen, in constitutionellen Formen mit ihr gespielt, sich ihr untergeordnet, und, als sie den Streit nicht vermeiden konnte, sich verstimmt zurückgezogen. — Freilich war die Aufgabe eine sehr undankbare, mit dem feinen, vornehmen Wesen Camphausen's kaum in Einklang zu bringen. Denn die Versammlung, deren Unfähigkeit zwar mit einem unerhörten Selbstgefühl wetteiferte, war nicht eigentlich bösartig. Sie wollte nur beschäftigt und zugleich in dem Glauben erhalten werden, daß sie Großes schaffe. Um diesen Trieb zu befriedigen, hätte jeder der Minister täglich wenigstens eine Stunde lang über alles das Gute, was er vorhabe, so wie über seine Ehrlichkeit und seine demokratische Gesinnung reden müssen; er hätte zugleich keine Intrigue sparen dürfen, um sich ein Corps unbedingter Anhänger zu erobern. Die Centren waren ein weites Feld für solche Eroberungen. Aber wer erobern wollte, mußte imponiren; er mußte nicht durch die leidende Miene unschuldsvoller Ehrlichkeit, sondern durch die entschlossene Haltung eines energischen, unbeugsamen Willens die Masse mit sich fortreißen. Die stolze Demuth, mit der Camphausen eine Kritik seines bisherigen Verhaltens herausforderte, die Resignation, mit der er seinen Verfassungsentwurf fallen ließ, endlich der unnöthige, und dabei sehr schwach geführte Streit über das Princip der Revolution waren nicht geeignet, ihn in seiner Stellung zu sichern. Und doch lag in allen diesen Umständen nichts vor, seinen Rücktritt zu motiviren, denn in einer revolutionären Zeit ist es ein starkes Vergehen, die Macht aus den Händen zu geben, ohne zu wissen, wem sie über-

tragen werden soll. Der beständige Hinblick auf die englische Verfassung verwirrt unsere Politiker darin auf eine seltsame Weise. Weil dort, sobald das Whigministerium die Majorität verliert, Jedermann weiß, daß die Tories folgen, glaubt man bei uns, auf gleich ebenem Boden zu stehen, einerlei, ob wirkliche Parteien vorhanden sind, oder nicht.

Es war, unter dem Schein des Verdrusses über die Thorheit der Menge, eigentlich das stille Bewußtsein der Schwäche, einer drohenden Situation gegenüber, das seinen Rücktritt veranlaßte. Es ist nur zu menschlich, wenn auch nicht zu rechtfertigen, daß die geheime Empfindung, seine Nachfolger würden es nicht besser verstehen, seinen Entschluß nicht erschütterte. — Denn die Leichtfertigkeit, mit der später Hansemann mit der Nationalversammlung umsprang, war für einen liberalen Minister — der durch Herbeiziehen der bewaffneten Macht seine eigne Macht aus den Händen gab — und vor Vollendung der Constitution, auf die man sich hätte stützen können, auch nicht die richtige Methode.

Durch die Unfähigkeit, die Versammlung, das einzige legitime Organ des Volks, mit sich fortzureißen, war man nicht nur gegen Unten rath- und schutzlos geworden — denn nur das Vertrauen der Versammlung konnte die legitimen Mittel gewähren, den Excessen eines elenden Pöbels in Berlin und den fortdauernden Wühlereien der Linken ein Ende zu machen, — sondern, was schlimmer war, auch nach Oben. Denn obgleich Camphausen unter sämmtlichen Mitgliedern der altliberalen Opposition derjenige war, welcher sich am bequemsten in die Formen des alten Staats zu fügen wußte, und darum auch nach seinem Rücktritt unter allen Märzministern allein eine persona grata blieb, so wurde er doch vom Hof und dem Beamtenthum stets als ein Eindringling angesehen, dem man sich fügte, so lange es nothwendig war, und die täglichen Proben von der wachsenden Unpopularität seines liberalen Ministeriums mußten den König auf die Idee bringen, daß es nicht viel schlimmer sein könnte, wenn er sich seiner alten ergebenen Räthe bediente. Wir sind überzeugt, daß Camphausen nach dieser Seite hin eine unermüdliche vermittelnde Thätigkeit entwickelt haben wird, aber diese konnte nur dann fruchtbar sein, wenn er als der Führer einer unabhängigen, geschlossenen, organisirten Partei dem Monarchen gegenübertrat. Sich auf die Meinung der Gutgesinnten berufen, nutzte nicht viel, denn eine Partei ohne Organisation ist keine Partei. So blieb er in der undankbaren Stellung des wohlmeinenden Mannes, dem man mehr Kraft zugetraut hat, als er besitzt, den man schätzt, aber ohne ihn zu fürchten; die Mittel des alten Staats blieben in den Händen der altconservativen Partei, und es war eine innere Nothwendigkeit, daß diese, die gleich nach dem ersten Schreck sich wiederum kräftig organisirte, auch öffentlich in die Stellung zurückgeführt wurde, die zu behaupten sie ihre Leidenschaft und die alten Traditionen berechtigten. —

Dieser Vorwurf, daß er in Preußen versäumt hat, die liberale Partei zu

organisiren und zu leiten, trifft ihn in Beziehung auf die deutschen Angelegenheiten auf eine ähnliche Weise. Um seine Stellung als preußischer Bevollmächtigter in Frankfurt zu würdigen, müssen wir einen Augenblick zurückblicken.

Die preußische Politik in Bezug auf die deutsche Frage, wie sie Camphausen von seinem Vorgänger überkam, und wie sie mit seinen Ueberzeugungen übereinstimmte, war bereits in der Proclamation vom 18. März angedeutet, und die Unterhandlungen, welche der General Radowitz in Wien leitete, konnten wenigstens insofern damit in Uebereinstimmung gebracht werden, als sie die Lösung der Verpflichtungen Preußens gegen Oestreich herbeiführten. Sie ging Hand in Hand mit den Märzministerien der kleinen Staaten, und bestand darin, eine engere Coalition der regenerirten deutschen Staaten — mit Ausschluß Oestreichs — zu bewerkstelligen, die durch ein aus den Ständen der einzelnen Staaten gebildetes Parlament und durch eine für die gemeinsamen Angelegenheiten gemeinsame Regierung getragen werden sollte. Es ist ungefähr die nämliche Idee, die der spätern Union zu Grunde gelegt wurde, und die auch allein in die deutschen Zustände Ordnung bringen kann. — Allein es geschah von preußischer Seite nichts, diese Idee zu realisiren. — Man ließ das Vorparlament ruhig zusammenkommen, ohne dafür zu sorgen, daß Preußen darin vertreten war; man hatte versäumt, mit Gagern und den übrigen liberalen Ministern sich in Einverständniß zu setzen, und so geschah es, daß jene Versammlung, von der der Bundestag nicht verschmähte, sich Gesetze ertheilen zu lassen, einen Beschluß faßte, der folgenschwerer war, als alle übrigen, scheinbar viel revolutionäreren: die Zuziehung der Oestreicher zum deutschen Parlament. Damit war der preußischen Politik der alte Weg abgeschnitten.

Es läßt sich Manches zur Entschuldigung der preußischen Minister sagen: sie waren im Innern zu beschäftigt u. s. w. Aber soviel bleibt wahr: durch jenen Beschluß wurde dem preußischen Liberalismus ebenso das Heft in Deutschland aus den Händen gewunden, als durch Einberufung einer preußischen Constituante das Heft in Preußen.

Wenn nun Camphausen diese neue Wendung der Dinge soweit ignorirte, daß er die Wahlen zum Parlament dem alten Landtag übertrug, einem ständischen Institut, das eben im Begriff war, sich selber aufzulösen, so war das eben ein solcher Anachronismus, als der kurze Zeit darauf publicirte Verfassungsentwurf der Vertrauensmänner, der, auf die alten Voraussetzungen berechnet, in der neuen Lage der Dinge vollkommen unverständlich war. Und wenn sich dann Camphausen beeilte, auf den Befehl des Bundestags, der sich den Drohungen des Funfziger-Ausschusses fügte, seinen Beschluß zurückzunehmen, so war das — wenn auch vielleicht unvermeidlich — jedenfalls nicht geeignet, die Autorität der preußischen Politik zu erhöhen. Denn man mußte sich fragen: handelt der preußische Bundestagsgesandte unabhängig von seiner Regierung? oder muß er sich

der Stimmenmehrheit von Lippe-Detmold, Anhalt-Cöthen u. s. w. fügen? in welchem letztern Fall Preußen als mediatisirt anzusehen war.

Nach diesem Schritt war vorläufig für Preußen in Frankfurt nichts zu thun. Die Nationalversammlung war antipreußisch und antirepublikanisch, sie stand also, ebenso wie die von ihr geschaffene Centralgewalt, ohne es selber zu wissen, unter östreichischem Einfluß. Allein damit war noch nichts verloren. Es mußte eine natürliche Reaction eintreten, sobald Oestreich seine Maske abwarf und sobald man in Preußens Stärke, die man zu rasch als gebrochen angesehen hatte, wieder Vertrauen setzen konnte.

Es geschah dies nach den Novemberthaten. — Man vergesse nicht, daß Gagern's Amendement zu dem Großdeutschen Verfassungs-Entwurf noch im October höchstens auf einige 30 Stimmen rechnen konnte. — In kurzer Zeit änderten sich die Verhältnisse. Die Weidenbusch-Partei organisirte sich, und schon im Januar hatte sie die Majorität.

Es fehlte dieser Partei nur Eines. Ebenso wie die übrigen Fractionen des Parlaments hatte sie sich in die Taktik der parlamentarischen Intrigue so verloren, daß sie die viel wichtigeren, außerparlamentarischen Thatsachen nur durch ein gefärbtes Glas betrachtete. Es fehlte ihr ein Führer, der sie mit der Macht, in deren Namen und zu deren Gunsten sie operirte, in einem beständigen, realen Rapport erhielt. Zu dieser Stellung war Camphausen sowohl durch sein Amt verpflichtet, als durch seine parlamentarische Vergangenheit befähigt, denn ihm konnte der deutsche Liberalismus, dem das preußische Toryministerium immer verdächtig sein mußte, volles Vertrauen schenken. — Diese Pflicht hat Camphausen versäumt. Er spielte der Partei gegenüber den schweigsamen Diplomaten, und seiner Regierung gegenüber — spielte er ihn auch. Und doch kam es darauf an, die vollkommen sachgemäßen Bemerkungen, welche die Note vom 23. Januar mit der vornehmen Nonchalance einer Macht, die sich auf sich selber stützt, und daher in einer fast beleidigenden Form hinwarf, der Partei mit der Wärme einer sichern Ueberzeugung in's Herz zu reden. Es kam darauf an, ihr deutlich zu machen, daß sie ihren Accent auf ein ganz falsches Wort legte; daß es Preußen mit dem Erbkaiserthum, Deutschland mit der Volkssouveränetät nicht gedient sein könne, daß diese an sich unerheblichen Formen nur schädlich sein müßten, weil sie den Particularismus empörten, ohne ihn zu bezwingen, daß der Punkt, auf den Alles ankäme, vielmehr nichts sei, als — Trennung von Oestreich und parlamentarische Organisation des übrigen Bundesgebiets. In diesem Fall wäre selbst unter der bescheidenen Form eines Directoriums Preußen die Hegemonie zugefallen. Wäre der Partei ganz entschieden erklärt worden, daß dieses Preußens eigentliche Meinung sei, so hätte sie sich früher zu einem Schritt entschlossen, den sie in Gotha zu spät that. Camphausen's Verantwortlichkeit für diesen Fehler wird dadurch nicht aufgehoben, daß seine eigene Stellung zu den regierenden

Tories eine prekäre war. Jedenfalls war sie leichter zu ordnen, als die von vornherein falsche und scheinbar feindliche der Partei Gagern gegen die Personen dieses Ministeriums.

So erfolgte denn die Entscheidung in der Hitze. Das an bestimmte Bedingungen geknüpfte Anerbieten der Kaiserkrone zwang Preußen, das weder den Muth noch die Neigung hatte, troß allen Ehrgeizes, einen halbrevolutionären Schritt zu thun, mit dem Parlament zu brechen. Damals, aber zu spät, bemühte sich Camphausen ernstlich, zu vermitteln: die Fäden entfielen seiner Hand. Er wurde wieder verstimmt und überließ den Schauplatz einem Andern.

Wir finden ihn wieder in den revidirten Kammern, nachdem die reactionäre Partei sich offen des Staats bemächtigt hatte. Die Idee der Märzverfassung war aufgegeben, auch über die Durchführung des „engern Bundes" stiegen erhebliche Zweifel auf. — Unter diesen Umständen hielt Camphausen jene bekannte Rede, in der er darauf antrug, die in der preußischen Verfassung enthaltene Bestimmung, daß die Krone zu Gunsten der Reichsverfassung zu vorläufigen Abänderungen bevollmächtigt sein sollte, auf den Entwurf vom 26. Mai zu übertragen. — Die Rede war so specifisch preußisch, daß sie seine Gegner zuerst in Erstaunen setzte, später nur zu oft von ihnen als Waffe gegen ihn benutzt ist. — Er suchte nämlich nachzuweisen, daß Preußen allein für die deutsche Einheit etwas gethan habe, daß Preußen allein durch diese Einheit verliere, da es für sich ganz gut bestehen könne, daß es aber jetzt noch einmal seine rettende Hand bieten sollte, um, wenn sie auch diesmal verschmäht würde, sich in stolzem Selbstgefühl von Deutschland zurückzuziehen und sich lediglich auf seine eigene Kraft zu stützen. — Augenscheinlich war die Rede nach zwei Seiten hin berechnet. Einmal sollten die kleindeutschen Verbündeten von dem Wahn zurückgebracht werden, als ob sie Preußen durch ihren Anschluß eine große Wohlthat erzeigten, und dafür nichts wieder empfingen. Sodann sollte dem preußischen Selbstgefühl, in dem bei aller Suffisance doch viel Hochherzigkeit und Aufopferungsfähigkeit liegt, geschmeichelt werden, es sollte sich durch die Idee eines Opfers zu einem energischen Schritt aufgefordert fühlen. — Das ist alles sehr complicirt, und entbehrt jener Eigenschaft, die einer solchen Ueberredung allein Kraft verleiht: der innern, vollen Wahrheit. Denn die Hauptsache bei der Union bleibt doch die erweiterte Macht Preußens, darüber waren die übrigen Fürsten gar nicht zu täuschen, und die angeblich schwarzweiße, eigentlich aber schwarzgelbe Partei in Preußen konnte nun jene Vorstellung, an die sie selber nicht glaubte, daß Preußen durch die Union nur verlieren könne, auf die Autorität ihres Gegners stützen. Auf der andern Seite war es wieder ein übertriebener preußischer Hochmuth, wenn von der Möglichkeit einer isolirten Stellung Preußens gesprochen wurde, denn Preußen hat nur die Wahl, Deutschland zu erobern, oder in Deutschland, d. h. in Oestreich aufzugehen. Daß der König von Preußen als Reichsfürst dann noch eine ganz

ansehnliche Stellung behaupten kann, haben die Gegner der Union sehr glücklich hervorgehoben. — Außerdem war der Kern des Antrags unklar. Dem Anschein nach ein Vertrauensvotum für das Ministerium, mit dem damals überhaupt von Seiten der Liberalen viel zu schön gethan wurde, sollte es zugleich ein leises Mißtrauen, wenigstens eine Ermahnung enthalten; von den in der herrschenden Partei enthaltenen zwei Momenten sollte dem einen gegen das andere das Uebergewicht gegeben werden. — Und so vereinigte allerdings der Antrag eine ungeheure Majorität in beiden Kammern, die freilich in keiner Weise als Partei gelten konnte.

Indessen man darf die Art, wie Camphausen auftrat, nicht zu hart angreifen. Es wäre schwer zu sagen, was damals die liberale Partei anders hätte thun sollen. Sie litt an dem einen Fehler, daß sie noch immer wähnte, die Ereignisse leiten zu können. Und Camphausen's Stellung war noch viel günstiger, als die der eigentlichen Gothaer: er hatte nie offen und entschieden für die Annahme der Frankfurter Krone gesprochen, er hatte durch die Neutralität seiner Haltung ausgedrückt, was sein Bruder in der zweiten Kammer offen ausgesprochen: die Annahme ist gefährlich, das Ablehnen gefährlich, ich weiß nicht, wofür ich mich entscheiden soll. — Die Politik der Liberalen war eine sehr natürliche; sie wollten das Ministerium überzeugen, daß sie seine eigentliche Stütze ausmachten, und daß sie diese Unterstützung nur in der Voraussetzung gewährten, daß die Regierung im Wesentlichen auf ihre Ideen einginge. — Allein das Ministerium, wenn auch nicht mit übertriebenem Scharfsinn ausgestattet, mußte doch aus den Thatsachen wahrnehmen, daß seine Kraft anderswo liege. Es wurde von seinem Verhängniß weiter getrieben, ebenso wie die Liberalen.

Der Erfurter Reichstag zeigte das Illusorische jenes Beschlusses. Aber die Illusion war doch stark genug gewesen, daß ein Mann aus der alten Schule, ein Bodelschwingh, sich davon hinreißen ließ. Auch er glaubte an eine selbstständige, autonome Politik des neuen Preußen. Bodelschwingh und Camphausen, diesmal mit den Gothaern ganz im Einverständniß, glaubten durch rechtliche Formen die Macht der Verhältnisse überwinden zu können. Ein einfacher Naturalist, wie Manteuffel, konnte sie eines Bessern belehren: es war die Zeit gekommen, wo der Starke nach dem Recht nichts mehr fragte, und das preußische Ministerium gestand indirect zu, daß es sich nicht mehr als den Stärkern fühlte.

Es könnte nun scheinen, als ob ich die Liberalen wegen des Beistandes tadelte, die sie einem im Princip ihnen feindlichen Ministerium leisteten. Im Gegentheil. Ich tadle sie nur darum, daß sie sich den Anschein gaben, als hätten sie in der Politik noch die Initiative, daß sie sich gewaltsam in eine bewußte Illusion stürzten, die ihnen eine falsche Stellung gab.

Eine Partei ist darum nicht unmächtig, wenn sie die Initiative verliert. Aber sie muß warten lernen. Robert Peel hat sich durch die Reformbill nicht einschüch-

tern lassen; er reorganisirte im Stillen seine Partei und war in einigen Jahren stark genug, das Ruder des Staats von Neuem in die Hand zu nehmen. Es soll uns das eine Lehre sein. Bei uns ist die numerische Stärke der Partei im Parlament zwar nicht ein unbedingtes Kriterium für ihre thatsächliche Bedeutung; noch hat das parlamentarische Leben nicht so feste Wurzeln geschlagen, daß wir in ihm ein sicheres Thermometer hätten für unsere Politik. Aber es wäre eine falsche Rechnung, wenn man darum die Staatsgewalt der blos physischen Kraft beilegte. Auch unsere, der Tendenz nach absolutistische Regierung hält sich nur durch den Beistand der Masse. In der Masse ist das Angedenken an die materiellen Verluste der Revolutionszeit noch so groß, daß der conservative Fanatismus noch im Steigen ist; aber in Kurzem muß eine natürliche Reaction eintreten. Unsere Freunde sollen nicht vergessen, daß der einzig richtige Grundsatz einer politischen Partei ist: ich warte auf meine Zeit.

Es ist in dem gegenwärtigen Augenblicke um so nothwendiger, daran zu erinnern, da die Stimmung in den leitenden Organen der Partei von der Art ist, als gelte es einen rücksichtslosen Kampf, als gebe es in dem Bestehenden nichts mehr zu verlieren. — Diese pessimistische Stimmung, die den politischen Kindern des Jahres 1848 wohl anstand, ist unser nicht würdig. — Es ist allerdings noch sehr viel zu erhalten, noch sehr viel zu verlieren, und wir sollen uns ernstlich besinnen, ehe wir die Schiffe abbrennen.

Für den Augenblick ist doch nicht viel zu thun. Die zögernde Politik der Regierung ist jetzt ein nothwendiges Resultat der Verhältnisse. Außerdem wäre es ein eitles Vorhaben, sie jetzt stürzen zu wollen. — Eine Partei soll aber nur dann eine principielle, d. h. unbedingte, rücksichtslose Opposition machen, wenn sie im Stande ist, selber die Regierung zu übernehmen.

Sollten wir darum unthätig sein? Nichts weniger! Uns bleibt eine sehr wichtige Aufgabe. Wir sind durch die Februar-Verfassung, so schlecht sie ist, in die günstige Lage versetzt, conservativ sein zu können. Denn jede Verfassung gewährt wenigstens zweierlei: sie zwingt die Regierung zur Publicität, und hindert sie, wenigstens für die Dauer, willkürliche Gesetze zu geben; und sie gibt der liberalen Partei Gelegenheit, sich zu organisiren. — Für Preußen ist es aber noch ungleich wichtiger, denn mit der Verwirklichung derselben ist zugleich die Unmöglichkeit des Bundestags verknüpft, ist zugleich die Grundlage gegeben, auf der die Union sich aufbauen läßt. — Niemand wird aber leugnen, daß trotz aller Eidschwüre die preußische Verfassung noch in einer Krisis ist. — Die Opposition hat die Fähigkeit und die Pflicht, die allzu tollen Maßregeln der Regierung, z. B. in dem Preßgesetz, zu hintertreiben; sie soll dahin trachten, durch gesetzliche Formen die Wiederkehr ähnlicher Willkürlichkeiten zu verhüten; geht sie aber weiter, und macht eine Opposition, wie die würtembergischen Kammern — was man z. B. aus dem leidenschaftlichen Auftreten ihrer Organe, wo kein

sichtlicher Grund vorhanden war, bei der Ernennung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, so wie aus dem Programm eines so gemäßigten Mannes, wie Beckerath, leicht schließen könnte — so bleibt sie entweder in der Minorität, und schadet dann sich selbst, wie jede ungeduldige Minorität, oder sie gewinnt die Mehrzahl, und treibt dadurch die Regierung gewaltsam in eine Bahn, deren Ende man nicht absehen kann. Die Demokraten mögen auf eine Revolution speculiren, wir können das nicht, denn jede Revolution hebt den preußischen Staat auf, er kann nicht wie ein Naturstaat durch sie regenerirt werden, und unsere Hoffnungen kommen doch immer in letzter Instanz auf die Macht Preußens heraus. — Daher entschiedener Kampf gegen die einzelnen, bestimmten Maßregeln, die man noch abwenden kann; aber vorläufig kein principieller Krieg gegen das System, denn er entkräftet den Staat, ohne uns zum Ziel zu führen. Wir haben gesündigt durch zu lebhaften Anschluß an eine politische Richtung, deren principiellen Gegensatz wir uns nicht ableugnen konnten; wir dürfen nicht zum zweitenmal sündigen durch ein Ausspielen unserer letzten Trümpfe, ehe wir das Spiel berechnet haben. Sonst könnte man uns mit Recht den Vorwurf machen: das Wort war kühn, weil es die That nicht war.

— Leider ist die Lage der Sache jetzt so, daß die Krisis voraussichtlich vor der Eröffnung der Kammern eintreten wird. Das Volk des Kurfürstenthums Hessen hat eine so bewunderungswürdige Haltung bewahrt, daß diese geeignet sein kann, wenigstens einige Hoffnung für die politische Bildungsfähigkeit der Deutschen zu geben. Aber auf die Länge kann es einen thatsächlichen Conflict nicht vermeiden, und es fragt sich dann, wie Preußen in seinem Schwanken zwischen der Abneigung gegen eine unionsfeindliche Regierung und seinem Festhalten am monarchischen Princip sich entscheiden wird. Bis jetzt ist das Gewicht ziemlich gleich in beiden Schaalen; hüten wir uns, durch vorzeitiges Ankämpfen den Ausschlag in die eine zu werfen. Denn die Gefahr ist ungeheuer, nicht allein wegen des Elends, welches ein edles Volk betrifft, sondern auch wegen der Bahn, in welche Preußen dadurch gezwungen wird, und aus welcher die Angriffe einer machtlosen Opposition es später kaum zu treiben im Stande sein dürften. — Die Hoffnungen auf einen bessern Ausgang sind noch nicht völlig verloren, denn noch ist der Gegensatz zwischen Oestreich und Preußen — das Palladium unserer Freiheit — groß genug, um ein gemeinschaftliches Wirken in der Sache der Despotismus unmöglich zu machen; wenn aber nicht nur die persönliche Eitelkeit der preußischen Staatsmänner fortwährend verletzt, sondern ihnen auch die Ueberzeugung in die Hand gegeben wird, daß die liberale Partei und das Bürgerthum, welches sie vertritt, ganz auf demselben Standpunkt steht, wie die Demokraten, so könnte es leicht dadurch zu der Nothwendigkeit gedrängt werden, mit Aufopferung aller sonstigen Rücksichten jenen unbedingten Bund gegen die Revolution abzuschließen, zu welchem es die Kreuzpartei seit lange zu treiben strebt.

Kleine Correspondenzen.

Aus Pesth.

Den 5. October 1850.

Vor dem März 1848 gab es außer den exaltirten Nationalen nur Wenige, die nicht die Aufhebung der Zwischenzollschranken gewünscht hätten; denn der unsinnige Zolltarif machte, daß Ungarn in seinem Fett erstickt und von östreichischen Fabrikaten überschwemmt wurde; doch diese Aufhebung mußte eine vollständige, auf Uebereinkunft der beiden Regierungen — also der beiden Nationen — begründete sein, wenn sie wirklich ihrem Doppelzwecke: Förderung der ungarischen Industrie und Bewerkstelligung eines engern Verbandes zwischen Ungarn und dem Kaiserstaate, entsprechen sollte. Das Tabakmonopol konnte dann kein Hinderniß sein, da eine ungarische Regierung gerne einen großen Theil jener 8,000,000 Gulden, welche Oestreich durch Aufhebung desselben verlöre, übernommen hätte, in der Berechnung, daß dadurch den reichen Producten des Landes, und besonders dem Tabak ein neuer großer Markt eröffnet wird; aber auch Oestreich hätte leicht den andern Theil eines Staatseinkommens verschmerzen können, das zwar 8 Millionen in die Casse liefert, aber beinahe das Doppelte aus dem Beutel des Volkes nimmt. Doch heute sind es nicht die Völker, die sich durch ihre Regierungen einen; es sind octroyirte Minister, die uns ihre Verordnungen octroyiren, und die, da sie ohne Völker regieren und einen schlechten Haushalt übernommen haben, unmöglich jenen Schlüssel finden können, der einzig und allein die Thore zu Ungarns Herzen öffnet. Die Regierung kann unter den jetzigen Umständen, wo die alten Steuern in allen Provinzen der Monarchie vervierfacht, und Ungarn und seine Nebenländer mit nie gekannten Plagen in Form von Stempel und Verzehrungssteuer heimgesucht werden, ohne das große Finanzdeficit auszugleichen, unmöglich das Tabakmonopol aufgeben; die neue Zollmaßregel ist also wie alles Uebrige nur eine Halbheit; die Schranken bleiben ebenso hemmend für den Verkehr und so störend für den engern Verband der Gesammtmonarchie, wenn sie blos gegen Tabak und Cigarren dastehen, als wenn sie eine Scheidewand zwischen Leinwand und Wolle, zwischen Leder und Knoppern bilden sollen, und die Ausdehnung des Tabakmonopols auf Ungarn, die einzig und allein die Zolleinigung zur Wahrheit machen kann, muß Hunderttausende, die sich bei uns mit Tabak- und Cigarenfabrikation und Handel beschäftigen, brodlos machen und die Tabakpflanzung selbst zu Grunde richten.

Was die Zolleinigung für die octroyirte Einheit der Monarchie, das ist die Kronländermanie für die octroyirte Gleichberechtigung. Als wir mit der Charte vom 4. März beglückt wurden, die von der „Gleichberechtigung der Nationalitäten" wie von einem rothen Faden durchwebt ist, wollten uns die gouvernementalen Blätter glauben machen, die Regierung meine es ehrlich und werde auch die Mittel und Wege finden, dieses große Princip zu verwirklichen. Im Publicum waren die Meinungen getheilt; die Einen wollten an die Ehrlichkeit der Regierung, die Andern an die Ausführbarkeit des Princips nicht glauben: heute sehen wir bereits, daß die Gleichberechtigung in jener marktschreierischen Weise, wie sie den Slaven und Walachen verkündet wurde, wirklich eine Unmöglichkeit sei, und daß keine Regierung auf der Erde so dumm-ehrlich sein kann, um in einem streng centralisirten Staat an eine nur theilweise Gleichberechtigung zu glauben. Auch ist bereits an alle Dicasterien von Ungarn und Siebenbürgen der Befehl ergangen, daß alle Regierungsgeschäfte in deutscher Sprache abgemacht werden, und alle Beamten der deutschen Sprache kundig sein müssen; unter „Regierungsgeschäfte" versteht man nach der neuen politischen Organisation den amtlichen Bericht des letzten Adjuncten über eine abgehaltene Dorfgemeindesitzung, und unter „Beamten" jeden ernannten Gerichtsdiener.

Um aber zu dieser negativen Gleichberechtigung auch etwas Positives zu geben, wurden die Länder früher in Kronländer und werden jetzt diese in Bezirksländer (Sie

werden sogleich diese drollige Benennung entschuldigt finden) getheilt. Schon die Organisation unserer politischen Behörden zeigt darauf hin, daß Ungarn, nachdem Croatien, Slavonien, Siebenbürgen und die Woiwodina davon getrennt wurden, und das beschnittene Königreich als ein Kronland zurückblieb, in fünf von einander unabhängige Bezirke getheilt werden soll, und wie gut unterrichtete Leute behaupten, soll jeder dieser Bezirke einen eigenen Landtag bekommen; für Galicien ist es bereits eine ausgemachte Sache, daß dort drei Landtage: ein polnischer, ein russischer und ein gemischter geschaffen werden; auch in Siebenbürgen zweifelt Niemand mehr daran, daß die vier Nationen: Magyaren, Sachsen, Szekler und Walachen besondere Kreise und besondere Landtage erhalten werden, und im Sachsenlande haben sich bereits zwei Parteien gebildet, die eine will nämlich jene Theile des Sachsenlandes, wie Broos, wo die Sachsen in bedeutender Minorität sind, ganz aufgeben, um nicht durch die große Mehrheit der Walachen in ihrem ganzen Gebiete erdrückt zu werden; die andere will selbst die wenigen sächsischen Gemeinden, welche in jenen Gegenden leben, nicht dem Druck der Walachen preisgeben, und lieber in der Gesammtheit den Kampf gegen den massenhaften Feind aufnehmen. Ich will hier nicht jene oft gestellte Frage wiederholen, was die Sachsen dachten, als sie sich mit den Walachen gegen die Magyaren verbanden, denn diese Frage gehört bereits der Geschichte an; ich erlaube mir nur, für die Gegenwart die Frage zu stellen: ob es nicht besser wäre, dahin zu wirken, daß Siebenbürgen nur einen Landtag bekomme, wo die Sachsen im Verein mit dem kräftigen magyarischen Elemente dem rohen Walachenthum sehr wohl die Spitze bieten könnten, als sich aus Furcht, wie eine Schnecke, in ihr enges Haus zurückzuziehen, um da von einem schweren Walachentritt erdrückt zu werden, oder doch einen großen Theil ihres Hauses gänzlich aufzugeben.

Uebrigens wissen wir sehr wohl, daß es mit der Landtagsdivision nur auf die Zersplitterung der oppositionellen Kräfte abgesehen ist; aber die Landtage werden als kleinste Bruchtheile noch immer so viel Geltung haben und so viel Gährungsstoff in sich erzeugen, als ein vormärzliches Comitat in Ungarn; der Pesther Bezirkslandtag wird im schlimmsten Falle die Rolle des weiland Pesther Comitats übernehmen, und mit dem Schwerte der Opposition voranschreitend, wird es anstatt 20 oder 30 ungarische Comitate ebensoviele ungarische, italienische, polnische und siebenbürgische Landtage gegen das Olmützer Fort anführen, und entweder siegen oder doch jedenfalls zerstören.

Während sich so unsere Regierung vergebens abmüht, das divide et impera wieder zur Geltung zu bringen, bildet sich von außen her ein Scheidungsproceß, der an und für sich nur unbedeutende Folgen haben, aber doch nicht wenig beitragen kann, unsere unhaltbare Gegenwart noch mißlicher zu machen. Auch haben unsere Blätter den Gegenstand nach ihren Partei- und Commandoansichten vielfach gedeutet; ich will also hier den wahren Sachverhalt zu erörtern suchen. In Paris ist eine Spaltung zwischen den Mitgliedern der ungarischen Emigration eingetreten, die mit einer gänzlichen Trennung enden zu wollen scheint. Als nämlich nach der Katastrophe mehrere Emigranten in der Hauptstadt Frankreichs ihr Domicil aufschlugen, und die Zahl derselben sich täglich vermehrte, bildete sich daselbst ein Comité unter der Leitung des Grafen Ladislaus Teleki, der als früherer Bevollmächtigter der ungarischen Regierung geeignet erschien, die Interessen der Emigration bei der französischen Regierung zu vertreten. Dadurch übernahm Graf Teleki gewissermaßen die Verantwortung für das Benehmen der einzelnen Emigranten der französischen Regierung gegenüber, aber auch zugleich die Leitung jener Thätigkeit, welche die Emigration überhaupt im Interesse ihres leidenden Vaterlandes entwickeln sollte. Die Stellung des Grafen war aber eine doppelt schwierige, da einerseits die französische Regierung, bei den jetzt herrschenden Tendenzen, die ungarischen Emigranten überhaupt als sehr unwillkommene Gäste betrachtete, andererseits aber unter den Emigranten selbst die verschiedensten politischen Ansichten vertreten waren, und Parteiungen wie bei der polnischen Emigration zu befürchten

standen. Bisher ist es dennoch dem Präsidenten des Comité gelungen, durch freundschaftliches Entgegenkommen die auseinander strebenden Elemente zusammenzuhalten, und mehrere Mitglieder der Emigration von unnützen Demonstrationen zurückzuhalten; bis endlich die Frage der Altconservativen in Ungarn wie ein neuer Zündstoff in die Gemüther einiger jüngern Emigranten fiel und den lang niedergehaltenen Kampf der Parteien zum Ausbruch brachte. Die Altconservativen sollen sich, wie bereits mehrere Blätter meldeten, an die Pariser Emigration gewendet haben, um ihren Beistand bei der Verschmelzung der vormärzlichen Parteien in Ungarn zu erhalten. Graf Teleki sprach sich mit der Majorität des Comités für die Verbindung mit den Conservativen aus, während Csernatoni, Szarvadi und andere Vollblutdemokraten diese Mésalliance durchaus nicht eingehen, und wie ihre Glaubensgenossen in Deutschland und Frankreich entweder Alles oder gar nichts haben wollten. Dies brachte eine Spannung unter den verschieden gesinnten Mitgliedern der Emigration hervor, und da Csernatoni, der als Correspondent des Magyar Hirlap schon oft von Teleki ersucht wurde, im Interesse der Emigration seine Aeußerungen über die Maßregeln der französischen Regierung etwas zu mäßigen, in neuester Zeit seine Feder noch spitzer schnitt, und eine Beileidsadresse, welche die Emigration über den Tod des Präsidenten Taylor nach Nordamerika sendete, und die vor der französischen Regierung ein Geheimniß bleiben sollte, veröffentlichte, so glaubte sich das Comité berechtigt, Herrn Csernatoni, dessen Benehmen es vor der französischen Regierung nicht verantworten wollte, aus dem Verband der Emigrirten auszuschließen. Dies die Thatsache. Inwiefern Graf Teleki und das Comité zu streng oder gar anmaßend gegen Csernatoni verfahren sei, können wir, da die nähern Umstände uns unbekannt sind, nicht beurtheilen; so viel ist gewiß, daß Csernatoni jetzt zu weit geht, wenn er Teleki den Prätendenten von Montmorency nennt, und ihm unterschieben will, er hätte von ihm verlangt, seine Correspondenzen im Sinne Montalembert's, Larochejaquelin's u. s. w. einzurichten. Solche Beschuldigungen kann Ladislaus Teleki über sich getrost ergehen lassen, denn seine 20jährige politische Vergangenheit straft sie Lügen; aber der ungarischen Sache kann aus solchen Reibungen nichts weniger als Nutzen entsprießen.

Für diese von Westen kommende betrübende Neuigkeit wurden wir reichlich durch die Nachrichten entschädigt, welche durch Reisende und Journalcorrespondenzen von Osten einlaufen. Die Flüchtlinge in der Türkei werden von der dortigen Regierung mit größter Schonung, von der türkischen Bevölkerung mit wahrhaft morgenländischer Gastfreundschaft behandelt, und die Internirten in Kleinasien leben ein friedliches unter dem Patriarchen Kossuth geordnetes Familienleben. Kossuth, dessen große Seele nur von seinem großen Herzen übertroffen wird, sollte, wenn es ihm gelingt, aus der Türkei zu entkommen, mit einer Schaar ungarischer Flüchtlinge eine kleine Insel im stillen Meer oder im indischen Archipel beziehen; dort, fern von der verpesteten Diplomatie, wo die Politik keine Madaräße und der Krieg keine Görgey heranbildet, müßte unter Kossuths Leitung ein Völkchen erwachsen, wie Europa keins aufzuweisen hat; die Sorgen der Organisation könnten seine Thatenlust, die Liebe seiner Mitbürger sein frommes Gemüth, und das Bewußtsein, unter Freien der Erste zu sein, seinen Ehrgeiz befriedigen.

Aber nicht nur bei seinen Landsleuten, sondern auch bei den Muselmännern wußte sich Kossuth in solches Ansehen zu setzen, daß er in Kiutahia wie ein Fürst in seinem Reiche betrachtet wird. Unsere Regierung ist zwar sehr bemüht, die Geltung Kossuth's zu untergraben, und erst unlängst wurde ein gewisser J. nach Kleinasien entsendet, um — was durchaus nicht bedungen ist — „die Internirten zu überwachen", und „den weniger Compromittirten die Pforten der kaiserlichen Gnade zu öffnen," allein kaum war Kossuth von der Ankunft dieses Emissairs unterrichtet, als er dagegen Klage erhob, und Herr J. bekam den Befehl, sich binnen 24 Stunden aus Kiutahia zu entfernen. Nun meint der Correspondent eines Wiener Blattes, daß die östreichische Regierung diese „Beschimpfung"

durchaus nicht dulden darf, und daß dies „von der geringen Achtung zeige, welche man im Auslande noch immer vor der Wiener Großmacht hege," da man „einen östreichischen Unterthan, abgesehen davon, daß er ein Agent der Regierung sei, trotz seiner guten Legitimationsdocumente, auf Befehl eines verschollenen Agitators ausweist;" aber die Bewohner von Kleinasien kennen die östreichische Großmacht nicht einmal vom Hörensagen und sehen hingegen die dampfenden Delphinen des Lord Firebrand täglich an ihren Küsten vorbeischwimmen, und diese sind doch etwas mehr als die „Legitimationsdocumente eines östreichischen Agenten."

Von unsern Localverhältnissen kann ich Ihnen nichts Erhebliches melden. Die politischen Verbrecher werden verurtheilt, die Verurtheilten werden zu Festungsarrest begnadigt, die Begnadigten werden amnestirt, die Amnestirten werden vorgeladen und ausgeschafft, die Ausgeschafften werden unter besondere Ueberwachung der Polizei gestellt, bis man wieder ein Verbrechen entdeckt und vom Anfang beginnen kann. Verordnungen und neue Steuerarten regnet es auf uns in Strömen herab. So wurde jüngstens verordnet, die Buchhändler sollen die Zeitungsblätter nicht in die Auslagen vorlegen, weil die Leute sich dort versammeln, um diese Blätter zu lesen, und dadurch — glauben Sie vielleicht, zu viel demokratische Principien einsaugen? O nein! dafür hat unser Generalcommando schon gesorgt, sondern — das Trottoir verstellt wird. Es gibt doch nichts Höflicheres über einen östreichischen Soldaten! Ferner wurde die Anfertigung von Braceletten, Nadeln u. s. w. aus ungarischen Münzen bei strengster Strafe untersagt; und ein gewisser Abafi meldet seinen Freunden im Magyar Hirlap, sie mögen ihre Sendungen einstellen, da die Sammlung von Volksliedern, welche er herauszugeben beabsichtigte, durch die Polizei im Manuscript confiscirt wurde.

Graf Cziráky hat das Präsidium der Finanzverwaltung ausgeschlagen; Szögyéni wird die Statthalterstelle ausschlagen, und sollte bei Ihnen Jemand glauben, was die Wiener Blätter in jüngster Zeit ausposaunen, daß nämlich Deak gesonnen sei, ein hohes Amt bei der Regierung anzunehmen, so sagen Sie ihm, daß der Kaiser von Oestreich zwar viele Kronen hat, und sich vielleicht entschließen könnte, eine derselben für einen guten Dienst hinzugeben, aber Deack kann unmöglich die einzige, die er besitzt, muthwillig in den Koth werfen wollen. Δ

Literaturblatt.

Lyrische Poesie.

Gedichte von Julius Sturm. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Gedichte von B. Carneri. 2te Aufl. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Gedichte von Julius Schrader. 1849. Berlin, Trautwein.

Monatsmährchen, Bilder und politische Gedichte von Gustav v. Meyern. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Gedichte von Lebrecht Dreves, herausgegeben von Jos. v. Eichendorff. 1849. Berlin, M. Duncker.

Der Schuster zu Ispahan. Neupersische Erzählung in Versen von Fr. von Heyden. Leipzig, Brandstätter.

Hausschatz englischer Poesie von Dr. O. L. B. Wolff. 2te Auflage. 1848. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung.

Die conservative Partei hat gesiegt! Schon sammeln sich die weißgekleideten Jungfrauen, mit Rosen und Myrthen im Haar, um ihr Banner zu weihen! Das wilde Schlachtlied der Demokraten ist verstummt, die Dichter singen den Unterschied zwischen wahrer und falscher Freiheit. „Das Reich der Freiheit", lehrt uns Herr Sturm:

— ist kein Reich der Sünden!

Es muß der Geist das troß'ge Fleisch befehden
Und ihm als Sieger auf den Nacken treten,
Wenn er der Freiheit heilig Reich will gründen.
Freiheit des Fleisches ist ein sündig Grellen
Mit Allem, was die Lüste hält gefangen,
Ist frevelhaftes, trotziges Gottverneinen. U. s. w.

Und um diese allgemeinen Gedanken näher zu erörtern, widerlegt er einen, der behauptet, der Mensch solle sich selbst regieren, durch ein Argumentum ad hominem:

„So will ich mich nicht zieren,
Und will die neue Freiheit gleich probiren!"
Und rückte scharf ihm auf den Leib heran,
Und schnauzte grimmig: „Kerl mir aus dem Wege!
Sogleich zur Thür hinaus, sonst regnet's Schläge!"
Und scheinbar wüthend pack' ich ihn am Schopf:
Da rief nach dem Gensd'arm der Welterneuer u. s. w.

Herr Sturm ist übrigens entschieden religiös, hat in einem ziemlich langen Gedicht die verschiedenen Empfindungen auseinandergesetzt, welche eine Predigt bei den Guten und bei den Bösen erregt, und neigt sich zur kleindeutschen Partei, wenigstens hat er ein Sonett auf Welcker's Antrag gemacht, welches mit allgemeinem Jubel schließt:

Nur zwei sah ich verdrießlich ab sich wenden:
Der Eine seufzte: „O mein Bundestag!"
Der Andre aber brummte: „Reaction!"

Gleichfalls kleindeutsch und conservativ gesinnt ist Hr. v. Meyern; er feiert den Untergang des übermüthigen „Märzriesen", besingt Kaiser Rothbarts Erwachen, Kaiser Rothbarts Schlachtruf, das Kaiserschiff, vergleicht Klein-Deutschland mit Klein-Roland, und ist nur darüber betrübt, daß derjenige, dem Roland's Schwert übertragen wird, so lange zaudert. — Beide Dichter sind übrigens im Allgemeinen entschieden deutsch, und das ist auch der dritte, Herr Carneri, obgleich er zu einer entgegengesetzten Partei gehört: er ist leidenschaftlicher Oestreicher und Großdeutscher, was sich schon in seiner Sprache ausdrückt:

Hinweg mit dem Wortprunk, man schmücke damit
Zweideutige kernlose Thaten;
Die Mannesthat ist selber ein Lied, (— damit — Lied!)
Bedarf keiner fremden Zierrathen.
Hoch lebe Radetzki! U. s. w.

Wobei man nur fragen muß, warum er noch ein Lied auf den greisen Helden macht, da dieser doch keines Liedes bedarf.

Er beugte Mailand am sechsten August —
Dir, Deutschland, galt diese Feier;
Die Männer der That drück' an deine Brust,
Wahre Söldlinge sind deine Schreier. U. s. w. —
Kein deutsches Herz in dem Busen pocht,
Der die Nachricht gefühllos empfangen. U. s. w.
Das Lebhoch, welches dies Lied ihm bringt,
Verscheuche die letzte Wolke;
Es hat kein Mandat, doch die Brust, die es singt,
Ist dennoch die Brust vom Volke:
Alle Bürger Oestreichs sind frei und gleich,
Hoch lebe Radetzki und Oesterreich! —

Mir fällt bei diesem Refrain eine Anekdote ein, die ich mich nicht enthalten kann, zu erzählen, obgleich sie eigentlich nicht hergehört. — Der Director eines östreichischen Provinzialtheaters wollte den Wilhelm Tell aufführen und versicherte der Polizeibehörde, die gegen ein so revolutionäres und anti-östreichisches Stück ihre ernsten Bedenken hatte, er habe es so eingerichtet, daß das Vaterland sich nicht beklagen könnte. Die Behörde wohnte also der Probe bei, und glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, als die sämmtlichen politischen Ketzereien Schillers, eine nach der andern von den Brettern herab auf sie einstürmten; schon wollte sie den hochverrätherischen Director beim Kragen fassen, als dieser sie mit verschmitztem Lächeln aufforderte, nur das Ende abzuwarten. Und das Ende kam: als das Volk in den Jubelruf ausbrechen soll: Hoch lebe Tell, der Schütz und der Erretter! brüllte das gesammte Personal: Es lebe Oestreich! Tell ist ein Verräther! — So macht sich Alles, wenn man sich nur zu arrangiren versteht. —

Was der Kaiser uns gewährt,
Wird er fruchtlos stets verschwenden,
Wenn uns die Vernunft nicht lehrt,
Es zum Guten anzuwenden. — Oder anders ausgedrückt:

Der Schwache ist nur an Feigheit reich,
Ein elender Knecht unter Freien;
Wir wollen ein starkes Oesterreich,
Da wird die Freiheit gedeihen.
Frisch auf, wenn es gilt; Franz Joseph ist da,
Er führt uns zum Siege, Hurrah! Hurrah! —

Darum sagt er mit Recht zu Deutschland:

Nimm deine Brüder wie sie sind: Gott Lob!
Sie können ihre Fahne stolz entfalten;
Die letzten Jahre sagen dir es, ob
Sie Männer sind, die warm zusammenhalten.
Nicht wahr, vor Freude hüpfte dir das Herz,
Als unsre Helden bei Custoza schlugen u. s. w.

Was ist das Vaterland? fragt er mit Arndt. — Der Fahneneid!

Er einigt brüderlich den Slaven,
Den Deutschen, Wälschen, den Magyar,
Ihr Heimathland ist das der Braven,
Ihr Glaube ist der Doppelaar;
Sie fragen nicht, woher sie stammen,
Zu Einem schmelzte sie zusammen
Im heil'gen Glühn der Tapferkeit
Der Fahneneid. —

Wir könnten leicht ein zweckmäßiges Pendant aus der Erklärung Wallensteins geben, die Schiller ihm dem Oberst Wrangel gegenüber in den Mund legt. —

Einsam in dieser Reihe politischer Propheten, die nur in den Mußestunden lieben und küssen, steht Herr Schrader. Es sind unbefangene, heitere Gedichte, die eine gesunde Empfindung und ein verständiges Denken verrathen, was in unserer verschrobenen Zeit schon sehr anerkennenswerth ist. Einzelne der kleinen Lieder würden sich zur Composition empfehlen.

Weniger unbefangen und entschiedener gegen den Zeitgeist tritt der alte berühmte Romantiker auf, Joseph v. Eichendorff, indem er die Lieder eines jüngern Freundes einführt. Er kann die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, der politischen Poesie einige Seitenhiebe zu geben. — Allerdings ist uns diese sehr lästig gefallen, — in einer Zeit,

wo jeder junge Student seinen Einfällen über Politik dadurch die Weihe der Unfehlbarkeit zu geben glaubte, daß er sie in Verse brachte. Seitdem aber diese hohen Ansprüche aufgegeben sind, müssen wir wohl anerkennen, daß die politische Poesie wenigstens ebensoviel Berechtigung hat, als jede andere. Das Lied hat einen doppelten Zweck: entweder spricht es monologisch die Empfindungen und Reflexionen des Dichters aus, die sich an irgend einen Gegenstand knüpfen, oder es ist zum gesellschaftlichen Gesang bestimmt und soll der Stimmung, dem Glauben, der Begeisterung der Menge entsprechen. Für beide Fälle geben die großen Ereignisse der Politik, wenn man sie nur nicht philisterhaft behandelt, einen sehr geeigneten Stoff; denn die Empfindungen, die sie erregen, sind stark und lassen sich plastisch ausdrücken, weil sie sich an sehr concrete Gestalten und Bilder anknüpfen. Der Royalist und der Demokrat, der Serbe und der Magyar werden so ihre Poesie haben, obgleich die Lieder des Einen nicht den Anspruch machen werden, die des Andern zu widerlegen. — Schließt man die Politik aus, so ist namentlich in den kleinen Liedern à la Goethe, Uhland und Heine die Eintönigkeit zuletzt nicht zu ertragen. Die ewigen Vöglein, Waldhörner, Frühlingsstimmen, Glocken, weidende Schafe, Todtenwürmer, die in der Wand picken, die Uhr übertönen, aber gegen den heftigen Schlag des Herzens nicht aufkommen u. s. w., behalten zwar immer ihre Berechtigung, weil das Bedürfniß der Componisten ein unabsehbares ist, und sie werden diesem Zweck um so mehr entsprechen, je singbarer sie sind; aber für die Literatur haben sie keinen Werth. Wie in ihnen die Reminiscenz ihr schelmisches Spiel treibt, ist mir namentlich bei einem kleinen Lied aufgefallen: „Weinende Blumen" (p. 212), das Rhythmus, Reim, Inhalt und fast die Worte aus einem ähnlichen von Justinus Kerner entlehnt, gewiß, ohne daß sich der Dichter dessen bewußt wurde. Und wenn er gegen den Zeitgeist predigt:

> Verklungen ist vor ihren Ohren,
> O Herr, das sehnsuchtsvolle Lied,
> Das zu dem Land, das uns geboren,
> Uns mahnend stets hinüberzieht;
> So taumeln, wie verirrte Kinder,
> Im finstern Walde sie dahin,
> Vor ihren Augen wird es blinder
> Und dunkler stets vor ihrem Sinn u. s. w.

— so ist darin ebensoviel Anklang an Novalis als mitleidsvolle Entrüstung über den herrschenden Unglauben. — Das Formtalent des Dichters ist übrigens höchst anerkennenswerth, namentlich sind die lateinischen Kirchenlieder reizend übersetzt, z. B.:

Zu meiden ist, zu scheiden ist,	Parendum est, cedendum est,
Es fällt der Vorhang nieder,	Claudenda vitae scena,
Der Würfel sinkt, der Tod mir winkt,	Est jacta sors, me vocat mors,
Das Leben kehrt nicht wieder!	Haec hora est suprema!
Ade, mein Thun, mein Hoffen nun!	Valete res, valete spes,
So enden Lust und Lieder. —	Sic finit cantilena.

Herr Treves hat schon früher eine Reihe ähnlicher Uebersetzungen „Lieder der Kirche" bei Hurter in Schaffhausen erscheinen lassen. Es ist viel Poesie in diesem Kirchenlatein, wenn man auch zuweilen durch alberne Wortspiele, wie dieses, beleidigt wird:

> Congregavit Deus aquas,
> Sacro spiritu afflatas,
> Et vocavit maria,
> Ego aquas calidarum
> Congregabo lacrymarum
> Et vocabo Mariam;
> O Maria,
> Semper dulcis, semper pia! —

Der „Schuster von Ispahan“ ist gleichfalls mit einer geharnischten Vorrede gegen die Tendenz-Poesie und den Zeitgeist versehen. Der Verfasser, Herr v. Heyden, hat sich schon durch Theaterstücke (Nadine — die Modernen — der Liebe Zauber — Album und Wechsel — der Geschäftsführer — der Spiegel des Akbar — Geheimnisse und ihr Ende), durch einen Roman (die Intriganten), durch Novellen und ein ähnliches Gedicht (das Wort der Frau, eine Festgabe), bekannt gemacht. Das vorliegende Gedicht ist die Bearbeitung eines persischen Mährchens im Geschmack der Geschichten aus 1001 Nacht in Wielandscher Manier. Der Dichter legt sich in der Vorrede die Frage vor, warum er die gebundene Rede gewählt habe, und antwortet: „weil die Prosa das tägliche Brod des Verfassers ist, und er seiner Neigung, Verse zu machen, gern Raum gibt, wenn er sich einmal ein besonderes Vergnügen bereiten will.“ Subjectiv reicht der Grund wohl aus, dem Publicum wird er schwerlich genügen. — Ich glaube nicht, daß die Wielandsche Form für unsere Zeit mehr genügt, abgesehen davon, daß es nicht leicht ist, ihre Grazie und Liebenswürdigkeit nachzuahmen; wenigstens müssen die selbstgefälligen Excurse, in denen sich der Dichter von seinem Gegenstande trennt, vermieden werden. Der Knittelvers ist sonst für das Mährchen wohl geeignet, er verlangt aber dann eine sehr sorgfältige Behandlung der Sprache, die den Schein der Rhythmenlosigkeit poetisch überwindet, und jene Naivetät der Darstellung, die Göthe so glücklich dem alten Hans Sachs abgelernt hat. — In Beziehung auf die Form kann also der Dichter unsern ungetheilten Beifall nicht finden, das Mährchen selbst ist aber allerliebst, und mit gutem Humor erzählt; es wäre besser gewesen, die moralischen Anwandlungen, die hin und wieder die leichte Grazie der Mährchenwelt unterbrechen, zu vermeiden und Spaß für Spaß zu nehmen. —

Die englische Gedichtsammlung, die ich diesen deutschen Lieder-Versuchen angefügt habe, ist ihres umfassenden Inhalts wegen zu empfehlen. Wir finden darin von jedem der einigermaßen bekannteren Lyriker wenigstens ein Paar Proben, die im Ganzen mit Verstand ausgewählt sind, wenn es sich auch freilich nicht objectiv begründen läßt, warum an Stelle des einen nicht auch ein anderes Gedicht hätte genommen werden können.

Historische Schriften.

Mirabeau. Eine Lebensgeschichte von Franz Pipitz, Docenten in Zürich. 2 Bde. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Dritte Folge, zweiter Jahrgang. 1850. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der Untergang des Frankfurter Parlaments. Geschichte der deutschen constituirenden Nationalversammlung. Von Bruno Bauer. 1849. Berlin, Gerhard.

In dem diesjährigen Taschenbuch dürfte der werthvollste Aufsatz sein: Geschichte der deutschen Seemacht von F. W. Barthold, die Fortsetzung der im vorigen Jahrgang abgebrochenen Darstellung. Die Gründlichkeit der Studien, die uns in einen ziemlich vernachlässigten Theil unserer großen Vergangenheit einführen, wird um so werthvoller durch die beständige Perspective in unsere gegenwärtige Lage und die tüchtige patriotische Gesinnung, die sich in dem Ganzen ausspricht. — Der Congreß zu Carlsbad von Ad. Schaumann ist gleichfalls eine Fortsetzung zu der im vorigen Jahrgang enthaltenen Geschichte der Bildung des deutschen Bundes auf dem Wiener Congreß. Wir

wollen dem Fleiß, mit welchem beides gearbeitet ist, um so mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, da wir von der entgegengesetzten politischen Auffassung ausgehen. Herr Schaumann ist entschieden großdeutsch, und kann eine gewisse Abneigung gegen die preußische Politik, so sehr er sich bestrebt, unparteiisch zu sein, nicht verleugnen. Nach ihm besteht das Reich noch fort, und der Bundestag soll noch etwas Anderes sein, als die concentrirte Gewalt der einzelnen Staaten. Trotzdem ist er entschieden gegen die Beschränkung der Landesverfassungen auf die von Gentz dem Repräsentativsystem entgegengesetzte landständische Form. Er scheint dabei aus den Augen gelassen zu haben, daß die Einführung des Repräsentativsystems in einem der größern Staaten, namentlich in Preußen, mit dem Anstreben der vollen Souveränetät, mit der Emancipation vom Bundestage Hand in Hand gehen mußte. Denn die getheilte Souveränetät, wie sie das System des Bundestags mit sich brachte, ist mit Ständen, deren Bedeutung über das Privatrecht hinausgeht, unvereinbar. Ganz richtig ist es schon vor dem März von großdeutschen Publicisten hervorgehoben worden, daß das Verlangen der preußischen Liberalen nach constitutioneller Concentration des Staats der Idee der Reichseinheit verderblich sein müsse. Es kreuzen sich in dem wesentlichen Interesse Preußens — das mit den höhern Zwecken des deutschen Volks durchaus identisch ist — zwei Momente, die von einer widersprechenden Rechtsansicht ausgehen: das Streben nach der Freiheit des eignen Staats, und die Unmöglichkeit, dieselbe Freiheit den geographisch in sein Gebiet verwickelten Staaten zuzugestehen. Dieser Widerspruch entspringt nicht dem Gelüst dieses oder jenes Staatsmannes, sondern er geht aus der Natur der Sache hervor; wenn man ihn nie aus den Augen verliert, so wird man über das Schwanken der preußischen Politik, so widerlich es in seiner Erscheinung sein mag, ein billigeres Urtheil fällen. — „Zwölf Briefe über die Sitten und das Fürstenleben auf den deutschen Reichstagen" von Joh. Voigt, ist ein interessantes Genrebild, welches uns über die Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts einige merkwürdige Aufschlüsse gibt. — „Drei Portugiesinnen" (Ines de Castro, Maria und Eleonore Telles) von F. v. Raumer ist eine gut erzählte Episode aus der Geschichte des 14. Jahrhunderts. — Die zweite Abtheilung der im vorigen Jahrgang begonnenen Biographie: „Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford". Von Guhrauer, enthält in einem bescheidenen Rahmen viel beachtenswerthes Material für die Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Die Fürstin stand nämlich in genauester Beziehung zu den Philosophen und kirchlichen Neuerern der damaligen Zeit, und so hat der Erzähler Gelegenheit, die Verhältnisse der Cartesianischen Philosophie zu den Jansenisten, so wie die Beziehungen der einzelnen mystischen Secten zu einander, namentlich der Quäker zu dem Schwärmer Labadie, der im Kloster Herford vor den Verfolgungen der Rechtgläubigen seine Zuflucht fand, in ein anmuthiges Gewebe zu verflechten. — Mehr Ansprüche macht der letzte Aufsatz von Carrière über Cromwell, aber er gewährt nur geringe Befriedigung. Seitdem Thomas Carlyle (1845) die Briefe und Reden des Protectors herausgegeben hat, steht dem Geschichtschreiber ein reichliches Material zur Würdigung dieses außerordentlichen Mannes zu Gebot. Herr Carrière hat es auch allerdings benutzt, aber ohne alles Urtheil. Daß man zugleich ein Schwärmer und ein Schlaukopf, ein großer Staatsmann und ein determinirter Egoist sein könne, scheint ihm unmöglich; er schließt mit dem Wunsch, daß Deutschland einen Cromwell zu seiner Erlösung gefunden hätte, wobei er vergißt, daß es dann auch die Independenten und eine souveräne Armee von Schwär-

mern hätte in den Kauf nehmen müssen. Cromwell's eigenthümlicher Charakter — der übrigens noch immer von W. Scott in seinem leichtsinnig hingeworfenen Gemälde: Woodstock am besten getroffen ist — ging ganz aus den Bedingungen seiner Zeit hervor; eigentliche Wiederholungen kennt die Geschichte nicht. —

Wie Herr Carrière die Memoiren von Carlyle, so legt Herr Pipitz seiner Biographie von Mirabeau die Memoiren von Lucas Montigny zu Grunde, aber mit größerem Erfolg — wobei wir freilich nicht übersehen dürfen, daß die Aufgabe eine leichtere ist. Denn einmal können wir das abenteuerliche, aber in seiner Art immer verständige Leben und Denken des französischen Revolutionärs Schritt für Schritt bis ins kleinste Detail verfolgen; in dem, was uns von ihm vorliegt, ist eigentlich kein irrationelles Moment zu überwinden, während wir den wüsten Jargon, in den Cromwell seine tiefen Gedanken versteckt, erst wegschaffen müssen, um ihn zu verstehen. Sodann ist Mirabeau seinem Wesen nach viel einfacher und verständlicher, ganz wie die Zeit, die ihn hervorbrachte. Das soll übrigens dem Verdienst des Herrn Pipitz, diesen bedeutenden Menschen dem größern Publicum explicirt zu haben, keinen Abbruch thun, und ebensowenig soll uns die etwas zu weit getriebene Vorliebe für seinen Helden stören, die bei einem gewissenhaften, liebevollen biographischen Studium kaum zu vermeiden sein dürfte. —

Einen betrübenden Eindruck macht das Werk von Bruno Bauer. Die Art und Weise, wie dieser in Abstractionen verknöcherte dogmatisch-skeptische Philosoph Geschichte schreibt, haben wir schon früher auseinandergesetzt: aber jede neue Anwendung der alten Methode wird immer schwächer. Auch der beste Kopf muß zuletzt den Verstand verlieren, wenn er allen Erscheinungen des Lebens und der Geschichte ohne Unterschied mit gleicher Ironie nachgrinst, aber nicht mit dem heitern Phlegma des Cynikers, sondern mit der beständigen Kränkung eines verkannten Systems. — Wenn er die Revolutionärs tadelt, daß sie sich einbildeten, etwas zu wollen und zu vermögen, während sie eigentlich nichts wollten, nichts wollen konnten, so sollte man erwarten, die Centren, die das einsahen, oder die Reaction, die das benutzte, würden gelobt werden; aber nein, die Einsicht, zu der der Kritiker das Recht hat, ist bei dem Politiker verwerflich. So hat denn diese Darstellung keinen andern Zweck, als in dem beständigen, fruchtlosen Kampf der Impotenz mit der Impotenz nachzuweisen, wie das Zeitalter im Zustand der völligen Fäulniß begriffen ist — eine Darstellung, die nicht nur widerlich, sondern auch im höchsten Grade langweilig ist. Es kommen immer die nämlichen Tiraden zum Vorschein, die nämliche Ironie der Form mit Gänsefüßchen, eine zerstreute, principlose Lectüre, der vollständige Mangel an aller unmittelbaren Anschauung, an allem Sinn für das Charakteristische; die totale Abgestumpftheit für den Eindruck der gegenständlichen Welt, während doch nur die Freude am Objectiven den Historiker berechtigt. Wozu gibt er sich denn die Mühe, diese Misère zu schildern, wenn sie wirklich ganz und blos Misere ist? — Nicht einmal neue Witze und Paradoxien finden sich in dieser zweiten Auflage der „bürgerlichen Revolution", man kann halb im Schlafe weiter lesen, man weiß doch immer, wie es weiter geht. — Gegen diese fade, farblose Darstellung stechen die dreisten, pikanten Skizzen Walter's, auf den übrigens Bauer's Schriften großen Einfluß gehabt haben müssen, sehr vortheilhaft ab.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Die Zigeuner im Königreich Polen.

Eine Reiseskizze.

Außer Spanien und den Donaufürstenthümern möchte es schwerlich in Europa ein Land geben, welches so von Gesindel erfüllt ist, als das gegenwärtige Königreich Polen. Nach einem Berichte der Obwodschaftscommissariate befanden sich im Jahre 1841 nicht weniger als 1887 Nationalzigeuner im Lande. Man unterscheidet nämlich zwei Classen, die Nationalzigeuner, welche als Zigeuner geboren sind, und das liederliche Volk, welches die Lebensart der Zigeuner nachahmt und sich deren Privilegien anmaßt; dieses pflegt man auch „polnische Zigeuner" zu nennen. Wer die Lebensverhältnisse und Geschäftsweise der Zigeuner kennt, weiß, was es zu bedeuten hat, wenn sich auf einem Flächenraum von kaum 2300 Q.M. fast 2000 solche Leute aufhalten.

Im ganzen russischen Gebiete ist es Gewohnheit oder Pflicht der russischen Gouverneure, die Wege, welche ein Glied der kaiserlichen Familie zu betreten beabsichtigt, von „verdächtigen und bettelhaften Menschen" zu reinigen. Ist es Gewohnheit, so hat sie ihren Grund in dem Bestreben der Gouverneure, den höchsten Personen die ihnen anvertrauten Gebiete in dem vortheilhaftesten Zustande erscheinen zu lassen; ist dieser Act dagegen ein von oben herabkommender Befehl, so ist er eine absichtliche Selbsttäuschung, dergleichen nur in Rußland vorkommen kann. Und fast scheint ein höchster Befehl zu Grunde zu liegen, wenn aus folgendem Vorkommniß ein Schluß gezogen werden darf. Als nämlich der Kaiser Nicolaus bei seiner vorletzten Anwesenheit in Warschau die Citadelle besuchte, fiel ihm ein sonderbares Geräusch in einem großen Schuppen, der sich wenig entfernt in der äußersten Ecke des Wallcarré's befand, auf. Er begab sich kürzesten Weges nach diesem Schuppen und verlangte, daß er geöffnet werde. Allein weder der General Abramowicz, noch der Intendant besaß den Schlüssel; sie waren in arger Verlegenheit. Da meinte der Intendant, daß es vielleicht mit einer mündlichen Auskunft abgemacht sein dürfte, und versicherte der Majestät,

daß sich in dem Schuppen nichts weiter befinde, als die Bettler von Warschau, welche vor Ihrer Ankunft aufgefangen worden seien und bis nach deren Abreise hier eingesperrt bleiben sollen. Vollkommen befriedigt, äußerte der Kaiser auf diese Mittheilung nur: „„So““ und wendete sich einem andern Ziele zu.

Von solchen Maßregeln bleiben die Zigeuner völlig verschont. Während man auf den Wegen der kaiserlichen Hoheiten und Majestäten Alles ergreift und in Gefangenschaft führt, was der großen Corporation des Gesindels angehört oder anzugehören scheint, läßt man die Zigeuner ruhig an denselben Wegen bivouaquiren, obschon sie schwerlich den verwöhnten Augen so hoher Reisender einen bessern Genuß zu gewähren im Stande sind. Ihre Tracht ist abscheulich. Die Männer sowohl als die Frauen tragen nichts weiter auf dem Leibe als ein großes Tuch von weißer Leinwand, in welchem zwei Löcher so eingeschnitten sind, daß die nackten Arme bis zu den Achseln durchgesteckt werden können. Am Halse werden die beiden obern Zipfel des Tuches zusammengeknüpft, das Ganze vorn mantelartig um den Körper geschlagen und über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten. Diesen Gürtel pflegen die Zigeuner — vorzugsweise die jüngern Frauen — durch einen Behang von hunderterlei Scherben, Glassplittern, Metallstückchen u. a. zu schmücken. Die Beine vom Knie bis zu den Zehen bleiben nackt, der Kopf unbedeckt. Das Haar — durchgängig kohlschwarz und lockig — wird bei den Männern nicht verkürzt und bei den Frauen nicht geflochten oder sonst wie befestigt. Es hängt lose und wild vom Kopfe über die Schultern hinab, doch sucht man ihm durch fettige Substanzen so viel Glanz als möglich zu geben. Diese Pomadisirung und der Behang des aus Bast oder einem Weidengeflecht bestehenden Hüftengürtels möchten aber auch die einzigen Beweise dafür sein, daß auch dieser Classe die Eitelkeit nicht gänzlich mangelt. Wenigstens versicherte mir ein alter Zigeuner, „bei seinem Volke“ dürfe man sich nur am Tage des Vollmondes, außerdem vor der Trauung und vor dem Begräbniß eines Anverwandten oder einer zu der Horde gehörenden Person waschen. Die meisten Leute „seines Volkes“ thun es aber auch am Tage des Vollmondes nicht, und haben sie es in einem der andern beiden Fälle gethan, so beeilen sie sich, sich nach der feierlichen Handlung wieder zu schwärzen, was dadurch leicht geschieht, daß man ein Feuer von fettem Kienholz anzündet und sich nicht vor, sondern hinter dasselbe setzt. Uebrigens, erzählte er weiter, sei es keinem Zigeuner gestattet, sich die Haut mit seinen Händen zu verunreinigen. Dies werde für eine Uebelthat gehalten und durch eine Züchtigung von Seiten der ältern Stammmitglieder gleichen Geschlechtes bestraft. Bei seinem Stamme sei z. B. ein Bube von dreizehn Jahren darum, daß er sich mit Farbe geschwärzt, fast zum Krüppel geschlagen worden. Nur diejenige Schwärze, welche das Tag und Nacht auf dem Niederlassungsplatze brennende Feuer der Haut auflege, werde geduldet, aber auch in Ehren gehalten.

Man pflegt in Polen diese saubere Menschenclasse in Stämmen oder Horden von wenigstens vier Familien zu finden. Stämme von sieben Familien kommen nie vor. Die Sieben scheint bei den Zigeunern eine gefürchtete Zahl zu sein. Sind beim Stamme schon sechs Familien, so wird keine Trauung weiter vollzogen, dem Liebespaare aber ist es ganz unverwehrt, im Genusse derjenigen Vertraulichkeit zu leben, die nach unsern Begriffen nur ehelich verbundenen Personen geziemt. Befinden sich bei dem Stamme acht Ehestände und einer geht durch einen Sterbefall verloren, so muß von den übrigen sieben einer den Stamm nach dem Loose verlassen, wenn kein anderer freiwillig dazu bereit ist, oder der vom Loose Getroffene muß eine Familie von einem andern Stamme zum Anschluß an diesen vermögen, so daß die Zahl Acht wieder hergestellt wird. Ist weder der Rücktritt, noch die Herbeischaffung einer Familie leicht möglich zu machen, so hilft man sich, indem man eine Trauung vollzieht, so daß die achte Familie wieder ersetzt wird. In diesem Falle kommt es vor, daß man selbst unerwachsene Personen mit einander verbindet. Der Begriff von der Fähigkeit zur Ehe ist übrigens bei den Zigeunern noch umfassender als bei den polnischen Juden. Diese verlangen auf Seite des männlichen Geschlechts ein Alter von vierzehn, auf Seite des weiblichen von zwölf Jahren; die Zigeuner dagegen setzen für beide Geschlechter das zehnte Jahr für die Berechtigung sowohl zur Ehe, als auch zu geschlechtlichen Genüssen fest. Eine Person von noch nicht zehn Lebensjahren würde sich durch jenen Genuß eine thätliche Züchtigung zuziehen. Ueberhaupt wird bei den Zigeunern Alles körperlich und zwar durch Prügel bestraft und die Strafe stets durch die ältern Personen gleichen Geschlechtes vollzogen. Die Kinder über sieben Jahre sind eine Art Gemeingut; nur unter sieben Jahren sind sie Eigenthum ihrer Aeltern, und an ihnen vergreift sich nie eine andere Person.

Von einer Erziehung ist durchaus die Rede nicht. Wie die Erwachsenen keinen andern Lebensgrundsatz kennen als den niedrigsten Instinkt, so läßt man auch die Kinder ganz thierisch erwachsen. Schon daraus geht hervor, wie es um die Religion dieser seltsamen Menschenclasse steht, wenn gleich sie in Polen zu den Gläubigen der römisch-katholischen, wie in der Türkei zu denen der mohamedanischen, wie in Rußland zu denen der griechischen Kirche gerechnet werden. Aber nur ein kirchliches Gebot, das der Taufe, pflegen sie zu beachten, und zwar aus Gewinnsucht. Daher versäumen sie nie, eine ganze Ortschaft zum Zeugniß der christlichen Taufe ihres Kindes einzuladen, was ihnen eine Menge von Geschenken verschafft. Häufig genügt ihnen dieser Gewinn nicht und sie bringen dasselbe Kind in einem andern Kirchspiele abermals zur Taufe. Auf solche Weise hatte im Jahre 1839 ein Zigeuner Namens Ibsin sein Kind nicht weniger als fünf Mal taufen lassen. Die Sache kam durch einen Bauer, der, seinem Grundherrn entflohen, sich dem Stamme angeschlossen und durch eine Art Schwur verpflichtet hatte, zur Anzeige. Allein man konnte des taufgierigen Vaters nicht

habhaft werden. Da nun aber die Geistlichen auf Bestrafung dieses frechen Religionsbetrugs drangen, so nahmen die Gensdarmen die Mutter des Täuflings gefangen, was ihnen nur nach wochenlanger Mühe in einem Walde bei Kielce gelang, und die wilde Frau hatte nun das Unglück, 6 Wochen lang das Zuchthaus von Kielce bewohnen zu müssen. Zwei Geistliche vom Orden der Franciscaner, Herr Sterlecki und Bernardin Kopczywa, sollen sich dort große Mühe gegeben haben, der Nomadin einen Begriff von dem Wesen und Werthe der kirchlichen Satzungen zu verschaffen, aber keineswegs mit dem Resultate ihrer Bemühung zufrieden gewesen sein.

Da sie nicht zu den berechtigten Bewohnern des Landes gerechnet werden, so sollen sie sich mit einer schriftlichen Erlaubniß zum Aufenthalt in demselben versehen, und diese wird nur mit der Bedingung bewilligt, daß der Stamm den Anforderungen der herrschenden Kirche Genüge leiste. Diese Bedingung ist auch auf dem Erlaubnißscheine, der cykanski paszport (Zigeunerpaß) genannt wird und die Form eines Gewerbscheins hat, schriftlich bezeichnet, und das Amt pflegt noch besonders darauf zu bemerken, daß die Horde, oder der Anführer im Namen derselben, sich der Bedingung unterworfen habe. Die Zigeuner lassen sich bei den Taufen die Vermittelung der christlichen Kirche sehr gern gefallen, für Trauungen, Leichenbestattung und andere ähnliche Acte aber nehmen sie dieselbe niemals in Anspruch, vollziehen diese vielmehr nach ihrer eigenen halb oder ganz heidnischen Weise.

Durch die christliche Taufe erachten sie ihre eigenen Gebräuche keineswegs für überflüssig geworden. Dieselben sind roh wie bei den meisten wilden oder verwahrlosten Völkern, und so sonderbar, daß eine kurze Mittheilung wohl gerechtfertigt erscheinen mag.

Die Hilfleistung bei der Geburt ist eine Pflicht des Gatten, so wie bei der unverehelichten Tochter die Pflicht des Vaters. Weibliche Hände berühren die Gebärende nie; aber wenn diese auch männliche Hilfe nicht annimmt, so wird dies für etwas Preiswürdiges gehalten. Daher pflegen sich die Zigeunerinnen, wenn sie von den Wehen nicht völlig überwunden werden, selbst zu entbinden. In Südrußland findet dieser Act auf einem Schilflager im Beisein der ganzen Horde, selbst der Kinder, statt. Bei den in Polen lebenden Zigeunern dagegen hat sich die auf einem Anflug des Schaamgefühls beruhende Sitte gebildet, der Gebärenden ein besonderes Lager von Schilf in der Nähe der Höhle unter einer jungen Birke oder Eiche zu bereiten, deren Wipfel bis auf die Erde niedergezogen wird, so daß sich eine Art Laube bildet. Findet die Geburt zur Zeit des Winters statt, so räumt man der Gebärenden einen besondern Winkel in der Höhle ein und schmückt und sondert denselben durch Zweige und Aeste von Kiefern oder Fichten, in Ermangelung des Nadelholzes aber durch dürres Reißig, welches mit Immergrün, Epheu, Moos und andern frischen Gewächsen behängt wird. Während der Geburt entfernen sich sämmtliche Frauen des Stammes in die nächsten

Dörfer, um leinenes Zeug für ihre gebärende Genossin zu betteln, die Männer und Kinder dagegen bleiben vor der Höhle versammelt und unterhalten ein glimmendes Feuer. Mit ängstlicher Sorge wird bis nach vollbrachter Geburt das Emporschlagen der Flamme verhindert. Sobald die Geburt geschehen, läßt man das Feuer aufflackern und kräftigt es durch fettes Kienholz.

Nun erbaut man über dem Feuer aus drei hohen Stangen ein galgenartiges Gerüst, hängt daran ein mehrere Pfund schweres Stück Fleisch und läßt es so lange braten, bis sich die zweite oder Nachgeburt gelöst hat. Ist dies geschehen, so reicht man der Wöchnerin das Stück Fleisch, damit sie sich durch den Genuß desselben stärke, dagegen nimmt man mit einer gewissen Feierlichkeit die Nachgeburt und hängt sie an dieselbe Stelle, an welcher das Fleisch geröstet worden. Man läßt diese nun an der Gluth völlig zusammentrocknen und begräbt sie, in weiße Lappen sorgfältig eingewickelt, in einem hohlen Baume, zu dessen Innern nur durch verdorrte Aeste entstandene Oeffnungen von oben führen. Diese Oeffnungen werden durch Spunde von Holz oder Lehm geschlossen und diese durch aufgeheftete Baumschale verkappt. Dabei pflegt der ganze Stamm gegenwärtig zu sein und den Act durch einen Gesang zu begleiten, der keinen bestimmten Text hat, oder ihn vielmehr augenblicklich durch die Improvisationskraft jedes Singenden erhält. Lieder besitzen überhaupt die Zigeuner nicht, dagegen lieben sie ihre Rede im Gesang vorzutragen. Bei bestimmten Handlungen singt Jeder seine Gedanken, die sich natürlich wohl alle auf die Handlung beziehen und in einem allgemeinen Begriffe sich vereinigen, gleichwohl aber in ihrem musikalischen Chorvortrage eine fürchterliche Composition ergeben.

Der improvisirte Gesang ist auch eine Eigenthümlichkeit des polnischen Bauern. Junge Personen findet man stets damit beschäftigt, und gewöhnlich begleitet der durch die Kehle verkündigte Gedanke die Arbeit der Hand. Melkt die Dirne, so singt sie von der schönen Weiße der Milch oder von der Milchmenge, die die Kuh zu geben sich verpflichtet fühlen solle; reicht sie dem Vieh Futter, so singt sie von der Süßigkeit des Futters oder von dem Futtermangel und der nothwendigen Pflicht des Thieres, bescheiden und genügsam zu sein.

Während die Zigeunergesellschaft den oben beschriebenen Act ausführt, ist der Gatte der Wöchnerin am Lager derselben beschäftigt. Sein erstes Geschäft nach der Entbindung ist, das neugeborene Kind nackt, wie es zur Welt gekommen, in frische Erde einzugraben. Der Zweck dieses Gebrauchs soll die schnelle Verharschung der Nabelschnurwunde sein. Eine Unterbindung findet nie statt, dagegen verschlingt man die Nabelschnur und zieht einen Knoten. Nachdem das Kind eine kurze Zeit in der Erde campirt hat, wird es ungewaschen in die erbettelten Lappen gewickelt und der Mutter übergeben.

Am Tage des zweiten Vollmondes ist es abermals ein Gegenstand, der das Interesse des ganzen Stammes in Anspruch nimmt. Nachdem es von der Mutter

aus den Lappen gewunden und zum ersten Male gewaschen worden, kommt es in die Hand des Stammhauptes, welches stets der älteste verheirathete Mann ist. Er umschlingt das junge Wesen mit einem Gurt, bindet es an die Spitze einer langen Stange, hält eine Rede und reicht das Kind sieben Mal über die Flamme des Feuers. Durch diesen Act ist es erst förmlich und wirklich in den Bund der Zigeuner aufgenommen, erst eigentlich nationalisirt worden und darf von da ab bis zum siebenten Jahre keine Art von Kleidungsstücken tragen. So sieht man denn auch die Kinder der Zigeuner ohne Unterschied des Geschlechts bis zu diesem Alter nie anders als nackt.

Erst nach dieser Ceremonie bringt man das Kind zur christlichen Taufe. Aber die meisten Geistlichen nehmen Anstand, ein Zigeunerkind in der Kirche zu taufen. Meist geschieht es vor der geschlossenen Kirchthür auf dem Gottesacker und zwar unter einem Crucifix, oder auf dem Pfarrhofe. Dies Verfahren mag auch durch die Vorsicht motivirt sein, zu welcher das immer thätige Diebesgelüst der Zigeuner nöthigt. Außer den vielen Pathen (gewöhnlich Bauern) ist stets der ganze Zigeunerstamm anwesend, mit Ausnahme einiger Personen, die die Abwesenheit der gevatterstehenden Bauern von ihren Hütten zu Diebstählen benutzen. Und dies ist so gewöhnlich, daß bei den Bauern sich folgendes Sprüchwort gebildet hat: „Hast du Soldaten in der Hütte, so laß einen Wächter vor der Räuchereſſe daheim; stehst du mit einem Juden in Unterhandlungen, so laß zwei Wächter daheim, einen vor der Hütte, den andern vor dem Stalle; stehst du bei einem Zigeuner Gevatter, so laß drei Wächter daheim, einen vor der Hütte, einen vor dem Stalle und den dritten vor dem Speicher."

Ich wohnte drei Zigeunertaufen bei. Die bäurischen Pathen in ihrer plumpen Tracht, mit ihren dummgläubigen gutmüthigen Gesichtern, die vollkommenste Rohheit unter der gräßlichsten Unfreiheit gepreßt und geformt; dabei die Gesellschaft der theils ganz, theils halb nackten schwarzen Zigeuner mit den Mienen ohne Glauben, voller Spott und Spitzbubengier, die vollkommenste Rohheit einer maßlosen, fast thierischen Freiheit. Dazwischen der Geistliche mit seinem sichtbaren Bewußtsein von der Bedeutung des Actes und seinem Verdruß über den sichtbaren Mißbrauch desselben; es treten da Widersprüche hervor, die das Bild zum wunderlichsten in der Welt machen.

Für ihre Trauungen nehmen die Zigeuner in Polen niemals die Kirche in Anspruch, diese verrichten die Anführer der Stämme unter einer Menge äußerst roher Ceremonien, bei denen zum Theil der ganze Stamm ohne Unterschied des Geschlechts und Alters — nur die Personen unter sieben Jahren sind ausgeschlossen — mitwirkt. Es kommen dabei Scenen vor, welche dermaßen ekelhaft sind, daß der Schriftsteller keine Möglichkeit findet, sie zu schildern. Die letzte Scene vor der Verbindungsrede des Häuptlings besteht in einer allgemeinen Besichtigung des Brautpaares, wobei es an Ausbrüchen thierischen Jubels nicht

fehlt; und die erste Scene nach jener Rede läßt sich einigermaßen dem Beilager an fürstlichen Traufesten vergleichen. Der Unterschied nur ist, daß diese Scene bei den polnischen Zigeunern öffentlich ist. Kommt es vor, daß eine der beiden Personen sich weigern sollte, sich zum Gegenstand eines solchen Schauspiels zu machen, so wird die Echtheit ihres Zigeunerblutes bezweifelt und der Stamm fällt mit Knitteln über sie her und prügelt sie so lange, bis sie sich der Sitte Folge zu leisten entschließt.

Die Trauungen verpflichten eigentlich nur die Frau, dem angetraueten Manne allenthalben zu folgen und sich ohne seinen Willen nie mehr von ihm zu trennen. Und weigert sich die Zigeunerin dessen irgend einmal, so hat der Zigeuner das Recht, sie todt zu schlagen. Dieser Fall kommt denn auch bisweilen vor. Furcht vor dem Landesgesetz nöthigt natürlich den Zigeuner zur Vorsicht, und er wagt es nicht, sein Mordrecht in einer belebten Gegend auszuüben. Keine Person des Stammes wird zum Verräther, denn jede achtet die Zigeunergesetze viel höher als die fremden Gesetze des Landes. Gleichwohl kommen dergleichen Thaten bisweilen an den Tag; aber gewöhnlich erst, wenn an eine Bestrafung des Mordes nicht mehr zu denken ist. So zog man vor etlichen Jahren eine erschlagene Zigeunerin aus dem Wieperzsee zwischen Siemen und Ostrow, und eine andere eben solche Leiche fand man, gewaltsam in eine Fuchshöhle gestampft, in dem wilden Gebirgswald zwischen Miechon und Olkusz; allein weder in diesem noch in jenem Gubernium war man im Stande, die Zigeunerstämme aufzufinden, denen die beiden gemordeten Frauen angehörten, und es war eine Frage, ob dieselben sich noch in Polen befanden. Ueberhaupt möchte es den Behörden immer sehr schwer werden, den Wegen der Zigeuner zu folgen, da sich die Richtung ihres Zugs, Ort und Zeit ihres Aufenthalts stets nach den Umständen des Augenblicks richten. Sie gleichen fast den Verirrgeistern. Man begegnet einem Stamme bald hier, bald dort, dann erblickt man ihn mehrere Wochen lang nicht und glaubt, er habe die Gegend verlassen; plötzlich erscheint er wieder in der nächsten Nähe, und verschwindet ebenso. Die Wanderung der Zigeuner hält nie eine bestimmte Richtung fest, sondern bewegt sich wie der Flug der Schwalben im wunderlichsten Zickzack, fast immer auf öden und verborgenen Waldwegen und bald zur Nacht-, bald zur Tageszeit.

Durch die Trauung ist der Zigeuner nicht an die Zigeunerin gefesselt. Ihm verbleibt die vollkommenste Freiheit, und er kann die Angetraute, sobald es ihm beliebt, wieder verstoßen, wobei aber auch eine gewisse Ceremonie stattfindet. Dies geschieht oft, doch bedingt sich dadurch keineswegs für ferner eine Entsagung auf den Genuß des vertraulichen Umgangs. Der Communismus ist nirgends so vollendet, als bei den Zigeunern. Weder Verwandtschaft noch sonst etwas macht Beschränkungen. Der Bruder genießt nach Belieben die Reize der Schwester; gefällt es ihm, so läßt er sich auch mit ihr trauen. Der Verheirathete

genießt die Reize der ersten besten fremden Gattin, die der Zufall an seine Seite geführt, oder die er, durch eine flüchtige Neigung gereizt, von ihrem Gatten gegen seine eigne Frau für eine Nacht oder einige Stunden vertauscht hat. Er zieht eine Dirne an seine Seite und schiebt dafür deren Vater oder Liebhaber seine Frau oder Schwester hin.

Ihre Todten pflegen sie zu zerschneiden und stückweise unter den Bäumen des Waldes zu begraben. Eine Empfindung der Trauer wird bei Todesfällen nie sichtbar, vielmehr feiert man das Hinscheiden des Genossen durch eine Art von Tanz und ein zweites Feuer, welches ganz besonders für die entschlafene Person angezündet wird. In Dörfern rasten sie niemals, man erblickt sie darin immer nur durchziehend. Ihre Rastorte sind die Wälder, deren unzugänglichste Wildniß sie besonders für längern Aufenthalt auserwählen. Finden sie keine Höhle, so graben sie sich eine Vertiefung in die Erde, über der sie ein Dach von Zweigen, Schilf und Rasen errichten. Den Fußboden dieses Raumes bedecken sie mehrere Fuß hoch mit Reißig und Kalmusschilf, so daß er ihnen eine angenehm weiche Lagerstätte gewährt.

Dies ist das Haus der Spinne. Von hier aus werden nun alle möglichen Viehdiebereien versucht, und sie gelingen ihnen desto leichter, da die polnischen Viehhirten das Wächtertalent der Hunde noch nicht ausgebildet haben. Man pflegt den Verlust in die der polnischen Buchhaltung nie fehlende Rubrik „Wolfsraub" zu schreiben.

Da die Horden gewöhnlich sehr zahlreich sind, so drängt das Bedürfniß zu großen oder häufigen Räubereien. Sie sind daher eine fürchterliche Plage für den Ackerbürger, Bauer und Landedelmann, und ein Glück für diese ist es noch immer, daß die Zigeuner nie lange einen Lagerort beibehalten. Ihre Feigheit ist grenzenlos, daher sie jeder Gefahr durch schnelle Veränderung ihrer Niederlassung auszuweichen suchen.

So lange sie rasten, leben sie nur durch Viehdieberei und genießen nichts Anderes als Fleisch, und als Gemüse Pilze und Knoblauch. Brod findet man niemals bei ihnen, außer etwa bei ihren Wanderzügen ein erbetteltes Stück. Allein sie genießen es ungern und nehmen es selten an, wenn es ihnen angeboten wird. Dagegen verachten sie auch das Fleisch von gestorbenem Vieh nicht und erbetteln es zur Zeit des Winters, wo ihnen Viehdiebereien so häufig nicht gelingen.

Das Aas wie das gesunde Fleisch wird auf gleiche Weise zubereitet, nämlich zwischen drei zusammengelehnten Stangen aufgehängt und so der Flamme eines starken Feuers so lange ausgesetzt, bis es alle Fetttheile ausgeschwitzt und sich in eine trockene mürbe Masse verwandelt hat.

Wo ihnen viele Viehdiebstähle glücken und der Raub nicht consumirt werden kann, werden die überflüssigen lebendigen Thiere oder Fleischmassen an Pech-

brenner und andere Waldbewohner, die stets mit den Zigeunern Freundschaft halten, um ein Geringes verkauft.

Ungern verlassen sie die Waldwege in der Nähe großer Städte. Dagegen sprechen sie gern in waldumgebenen Dörfern ein, in denen kein Edelmann wohnt. Hier treiben die Frauen ihre Wahrsagerei und die Männer ihre scheinbare Thierarzneikunst. Schwangern Frauen wissen sich auch die Zigeunerinnen als Geburtshelferinnen durch sympathetische vorauswirkende Mittel werth zu machen, so wie denn auch die Zigeuner sich noch in mancher andern Gestalt darzustellen und werth zu zeigen wissen. Ihre fremde Sprache, die trotz der ziemlich starken Vermischung mit polnischen Klängen und Wendungen den Bauern ganz unverständlich ist, leistet ihnen bei ihren Gaunereien bedeutende Hilfe, indem sie denselben befangenden zauberhaften Eindruck macht, wie das Latein in der Kirche, dessen Mysterium den Bauer stets mit dem Schauer einer unbegreiflichen und darum desto unwiderstehlichern Glaubensgewalt erfüllt.

Aber die Verbrechen der Zigeuner sind oft viel bedeutender. Wo sie eine Entdeckung nicht zu fürchten haben, und eine Beute — und bestände sie nur in wenigen Groschen — machen können, sind sie sogar zu Mordthaten und Raubanfällen bereit. Jedoch wagen sie sich damit nie an Personen, die in der Gegend heimisch sind. Auf der Grundherrschaft eines Grafen Wodpicki habe ich mehrere Male inmitten einer Zigeunerhorde Tage lang ohne die mindeste Gefahr verweilt. Im Gegentheil, die wilden Leute hatten mehr Furcht vor mir, als ich vor ihnen. Einsam reisende Fremdlinge möchten freilich in dieser Gesellschaft nicht so sicher sein. Vier durch Zigeuner verübte Mordthaten sind mir während meines Aufenthalts in Polen bekannt geworden, und jede hatte eine weibliche Person betroffen. Bloße Räubereien an Reisenden kommen noch viel häufiger vor. Die Verbrecher sind fast nie zu erwischen und die Aemter weigern sich zum Theil geradezu, nur einen Versuch zur Verfolgung anzustellen. So wurde ein Freund von mir, Namens Herzberg, unfern der kleinen Stadt Grojec, seines Reitpferdes und seiner ganzen Habe bis auf Stumpf und Hemde beraubt. Nachdem ein Gastwirth der Stadt ihn mit Kleidern versehen, eilte er in das Polizeiamt und verlangte die Verfolgung der Diebe. Allein man wies ihn mit den Worten zurück: „Wer soll denn Zigeuner einfangen? Gott weiß, wo die jetzt sind. Und erreichte man auch die Bande, so werden sich doch sicherlich die nicht darin befinden, welche die That verübt haben."

Es ist kaum zu begreifen, daß die russische Regierung diesen Nomaden seit **1831** wieder freien Eintritt und Spielraum in Polen gewährt, wo ohnehin schon die Masse des Gesindels so groß ist. Von vielen Seiten wird geglaubt, daß die Zigeuner, wie auch vielfach die Juden, von den Behörden als politische Mittel gebraucht werden. Und gewiß ist, daß einige Gubernatoren, z. B. der vorletzte in Kielce und Herr v. S. in Kalisch, viel mit Zigeunerhorden verkehrten, sie

auf ihren Rastplätzen im Walde besuchten und die Häuptlinge bisweilen Stunden lang in ihren Zimmern behielten. Daß man darunter einen andern Grund als den bloßen Wohlgefallen an der widerlichen Menschensorte zu vermuthen berechtigt ist, darf wohl kaum bestritten werden. Allein es muß zweifelhaft erscheinen, daß wirkliche Zigeuner Geschick, Geisteskraft und Bildung genug besitzen, sich in politischen Operationen verwenden zu lassen.

Zudem aber sind die echten Zigeuner von den falschen nicht leicht zu unterscheiden. Die falschen sind nichts als gewöhnliche Spione, die in Zigeunergestalt durch's Land geschickt werden und deren Anzahl wohl zu manchen Zeiten ziemlich stark sein mag.

Die Centralisation.

Der Verfall Frankreichs von M. Raudot, Mitglied der gesetzgebenden Versammlung. Uebersetzt von C. van Dalen. 1850. Erfurt, Villaret.

Das vorstehende Büchlein, welches in gewisser Art, obgleich es viel besser ist, einen Pendant zu Ledru Rollin's „Verfall Englands" bildet, und alle die Fehler hat, die von einem auf einen bestimmten Zweck hinarbeitenden historischen Pamphlet unzertrennlich sind, enthält über die Nachtheile der Centralisation Bemerkungen, die so tief in das Wesen der Sache eingehen, daß wir uns nicht enthalten können, sie im Auszuge mitzutheilen, um ihnen die unsrigen, von dem entgegengesetzten Gesichtspunkte ausgehenden, entgegen zu stellen. —

„Die Centralisation der Armee, der Marine, der Staats-Finanzen, der Beziehungen mit den auswärtigen Mächten, kurz die Centralisation der Regierung, welche die Kräfte des Staates vereinigt und die Größe Frankreichs sichert, kann unter verständigen Männern nur Anhänger finden, aber die Centralisation aller Angelegenheiten der Provinzen und Gemeinden, aller Interessen, aller Lebensrichtungen, aller Ideen, die Centralisation des ganzen Ruhmes, des ganzen Lebens eines großen Volkes in seiner Hauptstadt, das ist eine der Hauptursachen des Verfalles Frankreichs.

Die französische Regierung hatte bis auf die neueste Zeit das Recht, fast alle öffentlichen Beamten in ganz Frankreich zu ernennen; die Zahl derselben ist ungeheuer. Da die Regierung selbst im Verwaltungswege alle directen und indirecten Steuern erhebt, so hat sie die Existenz einer unzähligen Menge von Personen in der Hand, und ihr Einfluß erstreckt sich auf eine noch größere Menge von Amtsbewerbern. Fast alle diese Beamten stehen in unbedingter Abhängigkeit von der Regierung. Sie können für Vergehen, deren sie sich bei Ausübung ihres Amtes schuldig machen, von Niemanden, sei es Bürger, Gemeinde, Ge-

sellschaft oder öffentliches Ministerium, ohne Ermächtigung von Seiten des Staatsrathes gerichtlich verfolgt werden, und der Staatsrath selbst war bis auf die neuesten Zeiten in völliger Abhängigkeit von der Regierung. Die Richter bei den Gerichtshöfen allein sind unabsetzbar, und sogar auf diese übt, Dank sei es den höhern oder niedern Stufen in der Bezahlung der Richter, die Regierung fast allgemein einen großen Einfluß durch die Hoffnung auf die Bewilligung einer bessern Stelle aus.

Die Gemeinderäthe können nicht den geringsten Beschluß fassen, die Verwaltungsbeamten der Gemeinden nicht die geringste Arbeit ausführen ohne die vorgängige Ermächtigung des Ministers oder Präfecten, sie haben nicht einmal das Recht, die vorzüglichsten von der Gemeinde bezahlten Agenten und Beamten zu wählen, und um einen namhaften Theil der Gemeindegüter, ihrer Waldungen, haben die Maires nicht einmal das Recht sich zu kümmern, da einer ganz Frankreich umfassenden Behörde ihre Verwaltung allein zufällt. Die Angelegenheiten der Departements, die mit dem Gelde eines jeden Departements ausgeführten Arbeiten, werden durch die Präfecten allein besorgt; die Departementsräthe haben nur einmal im Jahre ihre Meinung zu sagen, und die Präfecten sind unbedingt abhängig vom Minister. Ein einziger Hof, der in Paris seinen Sitz hat, stellt die Rechnungen aller Einnahmen und Ausgaben, nicht nur des Staates, sondern auch der Departements und Gemeinden fest. Die Streitigkeiten in der Verwaltung von ganz Frankreich gehören vor den in Paris residirenden Staatsrath. Man kann nicht ein Hüttenwerk, nicht einen Schlagbaum anlegen, nicht ein Bergwerk ausbeuten, oder eine Schlachthaus-Ordnung machen, nicht den Verkauf und die Vertheilung des Brunnen- und Flußwassers, oder die Baurichtungslinien regeln, nicht Sümpfe austrocknen, nicht anonyme Gesellschaften, Assecuranzen und Leibrenten unternehmen, nicht öffentlichen Anstalten eine Schenkung machen, ohne daß der Staatsrath seine Meinung, die Regierung ihre Entscheidung darüber ausspreche.

Um diese Centralisation möglich zu machen, haben alle Beamten nach besondern Zweigen eingetheilt werden müssen, in denen jeder eine einzige Arbeit und nie eine andere thut. Man ist sein ganzes Leben lang Mitglied einer Verwaltungsbehörde, z. B. der directen Steuern, der Post, der Registratur, der indirecten Steuern, der Forsten, Grenzzölle, des Tabaksverkaufs. Jeder, in seinen engen Kreis eingepfercht, tritt nicht aus demselben heraus; das Princip der Theilung der Arbeit ist auf die Ausbeutung Frankreichs im Großen angewendet, und dieses Princip bringt sein gewohntes Ergebniß hervor, jeder wird eines der Getriebe dieser Maschine.

Diese Beamten, welche fast immer sehr jung angefangen haben, das zu thun, was sie immer thun werden, sind Leute, welche die Menschen und Dinge nur aus einem einzigen Gesichtspunkte ansehen, deren Ideen endlich die Gestalt

einer Form, in die man sie geworfen hat, annehmen, und die an den Schädel gewisser Wilden erinnern, die von ihren Aeltern verunstaltet werden, um ihnen, wie sie sagen, mehr Regelmäßigkeit zu geben. Diese Beamten werden zuletzt überzeugt, daß es unmöglich sei, es anders und besser zu machen, als sie es immer gemacht haben; mit ihnen ist die Geschäftsübung souverän und die Abschaffung der Mißbräuche unmöglich. Die Centralisation will alle Beamten von Paris aus lenken, will Alles wissen, was sie thun; sie hält sie fortwährend am Gängelbande, sogar die vom höchsten Range; sie nimmt ihnen so allen persönlichen Einfluß auf die Bevölkerung; sie wünscht nicht, daß sie in ihrem Geburtslande bleiben, weil sie dort Unabhängigkeit, eignen Willen und Einfluß behalten könnten: sie gewöhnt sie, keinen Willen zu haben, ihren Anstoß immer von oben zu erhalten. Auch haben in den Departements die höchsten Beamten der Regierung kein Antragsrecht; wenn sie keine Befehle von Paris bekommen, schwanken sie und wissen nicht, wofür sie sich entscheiden sollen. Werden sie in schwierigen Fällen sich selbst überlassen, so gleichen sie dem blinden Bettler, der die Hand verloren hat, die ihn führte. Nicht Gewissensscrupel lähmen sie; mögen sie einen Befehl empfangen welchen sie wollen, sie führen ihn wohl oder übel aus, aber sie brauchen einen Befehl.

Wenn aber einerseits die Beamten ohne Würde, ohne Willen der Centralgewalt gegenüber sind, so lassen sie andererseits oft die Privatpersonen und die Gemeinden ihre Macht durch allerlei Händel fühlen; unverletzlich, weil sie vor den Gerichten nur mit Einwilligung des Staatsrathes belangt werden können, geschützt durch den immer so mächtigen Corporationsgeist, können sie ungestraft die Werkzeuge der Willkür und des Despotismus sein. Da die Centralverwaltung sich in Alles mengen, die geringsten Angelegenheiten der geringsten Gemeinde ordnen will, so ist sie die ärgste Actenkrämerin auf der Welt; jede Präfectur, jedes Ministerium ist überfüllt; jede Präfectur braucht eine Compagnie, jedes Ministerium ein Armee-Corps von Schreibern. Der Präfect, erdrückt unter der Last der einzelnen Kleinlichkeiten, gejagt durch die Masse der von ihm verlangten Unterschriften, hat nicht die Zeit, sich ernstlich mit den großen Verbesserungen zu beschäftigen, die in seinem Departement hervorzurufen sind; die Unterbeamten, die keine Verantwortlichkeit haben, die in der engsten Sphäre leben, und deren Gesichtskreis sich nicht weit über ihr Bureau hinaus erstreckt, gewinnen indessen einen um so größern Einfluß auf die Abfertigung der Geschäfte, als die Präfecten oft nur sich zeigen und wieder verschwinden.

Im Ministerium ist es noch schlimmer: die Angelegenheiten von ganz Frankreich strömen hier zusammen; die Zeit, die er braucht, die Bittsteller, welche aus allen Theilen Frankreichs auf ihn einstürzen, abzuweisen, Haufen von Schriftstücken, die er unmöglich lesen kann, zu unterzeichnen, die oft äußerst umständlichen Discussionen in den Kammern nehmen den Minister so in Anspruch, daß

es ihm unmöglich ist, sich mit den großen Maßregeln zu beschäftigen, und ernstliche Studien zur Reform schlechter Institutionen oder zum Schaffen großer Dinge zu machen. Der Minister wird eine Unterzeichnungsmaschine, er herrscht, und die Schreiber regieren.

Die den Beamten gesicherte Unverletzlichkeit, die Centralisation und ihre tausend Arme, die einen überall erreichen können, haben zur Folge, daß die Bürger jedesmal von Furcht und Zittern ergriffen werden, wenn sie Interessen gegen den Staat oder seine Beamten geltend zu machen haben; sie fühlen ihre Ohnmacht, schweigen oder beugen sich in Erwartung einer Revolution, die sie auch wohl selbst hervorrufen.

Dieser Zustand, in Verbindung mit dem geringen Belange des Privatvermögens, läßt es einer Menge von Personen wünschenswerth erscheinen, öffentliche Beamte zu werden, um ihren Antheil an der Macht und am Budget zu haben; und wie die Regierung andererseits oft in den Beamten ein Mittel der Einwirkung und des Einflusses sah, so haben das stellensüchtige Publicum und die Regierung an Eifer sich überboten, die Zahl der Stellen unaufhörlich zu vermehren.

Die Regierung hat an den um Stellen und Gunstbezeigungen sich bewerbenden Privatpersonen noch nicht einmal genug gehabt, sie hat verschiedene Mittel ersonnen, die Gemeinden, die Departements, die ganze Bevölkerung zu Bittstellern im Großen zu machen. Ohne die öffentlichen Arbeiten zu rechnen, die ein mächtiges Mittel sind, ganze Landestheile in Abhängigkeit von ihr zu erhalten, bewilligt die Centralisation Gelder, welche sie nach ihrem Willen an die Wohlthätigkeitsanstalten, an die Vereine zur Hebung des Elendes, an die Gemeinden und Departements vertheilt, um Schulen zu stiften, Gehaltsanlagen für die Professoren der Collegien zu geben, Gebäude zu errichten, historische Denkmäler wieder herzustellen, der Unzulänglichkeit der Mittel Abhilfe zu gewähren.

So wird die Bevölkerung unaufhörlich angespornt, Bittgesuche zu machen, um Almosen von der Regierung zu erhalten, und in Frankreich petitioniren Privatpersonen, Gemeinden, Hospitäler, Wohlthätigkeitsanstalten, Departements unaufhörlich, und strecken gegen das Ministerium die Hand aus.

Und wem wird alles dieses Geld gegeben? Denen, die es am nöthigsten haben? Das ist ganz einfach unmöglich. Wie kann unter den Tausenden von Wohlthätigkeits-Bureaux oder Anstalten der Barmherzigkeit in Frankreich der Minister diejenigen kennen, die auf seine Gaben das meiste Recht haben? Oft haben die ärmsten Gegenden, welche etwas empfangen müßten, Niemanden, der fähig wäre, die Gesuche schicklich abzufassen und durchzuführen, und die Landestheile, welche etwas erhalten, sind oft diejenigen, in denen die meiste Einsicht, die meisten einflußreichen Männer und die wenigsten Bedürfnisse sind.

Andererseits sind die gemeinsamen Fonds eine fortwährende Anreizung zu übertriebenen Ausgaben. Um eine unbedeutende Bewilligung zu erhalten, stürzt die Gemeinde sich oft in ungeheure Kosten; man gibt sie ihr nur unter der Bedingung, daß sie in einer gewissen Weise kauft, nach einem gewissen Plane baut. Was die Departements betrifft, so gibt man am meisten den Departements, welche den meisten Aufwand machen, und wenn ein Departement sparsam baute, wenn es nicht viel aufwendete, so würde man ihm nichts geben, so daß alle Departements, in der Hoffnung, Staatsgelder zu bekommen, in tollem Wetteifer verschwenden, und am Ende sind alle verschuldet.

Da die Centralisation ihre Hand bei allen Gemeindeangelegenheiten im Spiele hat, den Gemeinden nie erlaubt, irgend etwas ohne ihre Ermächtigung und Leitung auszuführen, so wird es den Gemeinderäthen und den Maires verleidet, Verbesserungen zu versuchen, welche diese Centralisation mit ihren Schreibereien, ihren Verzögerungen, ihren Umständlichkeiten so langwierig, so schwer zur That werden läßt; die Departementsräthe werden jährlich nur auf einige Tage versammelt, um ihre Meinung über oft sehr wichtige Gegenstände auszusprechen, aber sie führen nichts aus; die ganze Verwaltung des Departements ist den Präfecten und den Beamten der Regierung anheim gegeben. Die Departementsräthe haben keine Erfahrung, keine Ueberlegung in den Geschäften, und wenn etwa einige unter ihnen Reformen oder Verbesserungen versuchen wollen, so bringen die vis inertiae und der böse Wille aller Beamten der Centralisation, die mit der Vorbereitung oder Ausführung der Entscheidung beauftragt sind, diese Reformen und Verbesserungen an einer Menge von Klippen zum Scheitern.

Dieses System hat zur Folge, daß das Streben, der Eifer, die Lust etwas anzufangen unter den von den Bürgern gewählten Vertretern der einzelnen Oerter vernichtet werden; zur geringsten Verbesserung gehören, Gott weiß wie viele Anstrengungen, welche Beharrlichkeit; ein Menschenleben vergeht darüber; die Provinz wird von den reichsten Besitzern verlassen, die nichts dort zu thun finden, die Capitalien wandern immer mehr in die große Stadt, der Ackerbau wird der Armuth und dem Schlendrian überlassen. Die Franzosen werden unaufhörlich von ihrer Regierung behandelt, als wären sie Kinder, die einer beständigen Bevormundung bedürfen; bei diesem Verfahren bleiben sie Kinder, und auf der andern Seite können auch die Sachen ihrer Vormünder nicht gut stehen.

Was liegt den Beamten der Centralgewalt, den Schreibern der Präfectur und den Schreibern der Ministerien an den Verbesserungen, die in einer Gemeinde, in einem Departement gemacht werden sollen? sie sind im Gegentheil die natürlichen Feinde jedes neuen Geschäfts, weil das ein Actenheft mehr, Arbeit mehr ist, und weil ihr Bureau schon überfüllt ist. Was liegt den Präfecten und den Beamten der Regierung an den Verbesserungen, die in einem Departe-

ment zu machen sind, in dem sie weder Familie, noch Eigenthum, noch Interessen haben; in das sie oft wie an einen Verbannungsort geschickt sind, das sie vielleicht morgen verlassen werden, und aus dem sie noch heute entfliehen würden, wenn man ihnen anderswo eine bessere Stelle gäbe? Wenn sie Verbesserungen versuchen, so wird es in der Hoffnung geschehen, dadurch die Blicke des Ministers, des alleinigen Gebieters über die Beförderung, auf sich zu ziehen, und oft werden diese Verbesserungen, die nur dazu bestimmt sind, Aufsehen zu machen, den Verfall der Finanzen des Departements herbeiführen, und mehr kosten, als sie werth sind.

Kann in den öffentlichen Unternehmungen und Arbeiten Einheit und Zusammenhang sein, wenn die Verwaltungsbeamten in einem Zustande fortwährender Beweglichkeit sind? und was kann man ohne Einheit und Zusammenhang Gutes und Großes thun?"

— Wir übergehen die weitere Ausführung, und wenden uns zu der Wirkung, welche diese Centralisation auf die Revolutionen ausübt. —

„Zu allen Zeiten hat es Träumer gegeben, die sich damit belustigt haben, auf dem Papiere die ganze menschliche Gesellschaft neu zu bilden, aber fast immer entstanden und vergingen ihre unanwendbaren Ideen in der Einsamkeit, und bewegten nur eine kleine Anzahl forschender Geister. Die Idee, jedes Privateigenthum abzuschaffen, Alles gemeinschaftlich zu machen, als Brüder zu theilen, war mehr als einem Philosophen, mehr als einem Redner der vergangenen Jahrhunderte durch den Kopf gegangen, aber nie hatte eine große und mächtige Gesellschaft zu fürchten gehabt, von Grund aus durch solchen Unsinn verkehrt zu werden, welcher der Natur des Menschen entgegen ist, und dessen Folge das Elend und Verderben aller sein würde. Wie kommt es, daß diese Ideen in Frankreich Ausdehnung und Macht genug gewonnen haben, um das größte Unglück befürchten zu lassen?

Seit fünfzig Jahren sind die französischen Generationen von der Idee durchdrungen, daß die Privatleute, die Gemeinden, die Departements die Bevormundung des Staates unumgänglich nöthig haben, daß sie unfähig sind, etwas Gutes zu thun, wenn man ihnen nicht die Hand führt, sich zu bewegen und zu gehen, wenn der Staat sie nicht unaufhörlich am Gängelbande hält. Ungeachtet dieser fortwährenden Bevormundung sieht man doch noch viele Unglückliche, sieht man sehr wenig Glück für die Massen; dann denkt man nur, das komme daher, daß der Staat noch nicht genug thut, noch nicht genug Dinge lenkt, man macht es ihm immer mehr zur Pflicht, Barmherzigkeit zu üben, den Arbeitern Arbeit zu geben, man vermehrt unaufhörlich die den Gemeinden, den Wohlthätigkeitsanstalten, den Departements zu vertheilenden gemeinsamen Fonds; man will, er soll die Landbauer im Landbau unterrichten, soll Ackerbaucolonien errichten, man gewöhnt sich, ihn als den deus ex machina zu betrachten; man kommt endlich

so weit, die Freiheit des Einzelnen, der einen schlechten Gebrauch davon machen kann, das Privateigenthum, das man sehr schlecht anwenden kann, als eine Störung im Spiele des Räderwerkes und in jener Einförmigkeit zu betrachten, die der Staat allein vorschreiben und sichern kann. Da doch einmal der Staat seine Beamtenheere erwählt, alle Verwaltungsgeschäfte besorgt, Tabak fabricirt und damit handelt, da er Drucker, Schiffbauer, Waffen- und Wagenfabrikant, Schneider, Schuster, Sattler, Müller, Bäcker für die Armee und die Flotte, Eisenbahn-Postmeister, Professor und Schulmeister, Banquier des Volks durch die Sparcassen, Banquier der Departements, der Gemeinden und der öffentlichen Anstalten ist, deren Gelder er empfängt und benutzt, warum sollte er nicht auch den Auftrag erhalten, eine vollkommene Harmonie herzustellen, die ganze Gesellschaft in Gang zu bringen? Warum sollte er nicht der einzige wahrhafte Eigenthümer sein, der Jedem seinen Theil am Vermögen nach Recht und Billigkeit und nach seinen Bedürfnissen zutheilt? Alles muß gemeinschaftlich sein.

In einer andern Ordnung der Gesellschaft, bei andern Institutionen, wären diese Ideen von selbst abgestorben, weil ihre Urheber eingesehen haben würden, daß ihre Anwendung auf unüberwindliche Hindernisse stoßen würde, weil sie nirgends die Mittel gefunden haben würden, von der Träumerei zur That überzugehen. Aber bei den Gewalten dieser Centralisation gibt es keine tolle Idee, die nicht hoffen könnte, in's Werk gesetzt zu werden, wenn ihre Jünger sich an einem Tage des Kampfes jener Maschine bemächtigen können, die jeden Widerstand zermalmt. Der Communismus, geboren aus der Centralisation, wächst durch die Hoffnung, daß die Centralisation ihm die Bahnen bereitet, die Menschen zugerichtet hat, und ihm die Macht geben wird, Frankreich sein Joch aufzulegen. —

Es scheint, als ob eine so concentrirte Macht, die alle Kräfte des Staats in Händen hält, die über eine Menge von Existenzen zu gebieten hat, die alle schwachen und vereinzelten Individuen und alle Kraft und eigenes Leben entbehrenden Theile Frankreichs beherrscht, niemals fürchten dürfte, angegriffen oder gar gestürzt zu werden, und doch befindet sich seit 60 Jahren Frankreich fortwährend im Zustande der Revolution; woher kommt das?

Die Regierung, die in Frankreich Alles macht, hat die Verantwortlichkeit für Alles und schwankt unter dem Gewichte dieser Verantwortlichkeit. Jedes verletzte Interesse, eines Jeden, auch des Geringsten verwundete Eigenliebe, hält sich an die Regierung; um der geringfügigsten Ursache willen, die bei einer regelmäßigen Ordnung der Dinge nur die Versetzung oder Bestrafung eines Unterbeamten wünschenswerth erscheinen ließe, will man die Regierung stürzen. Die Classe, das Land, die für eine Sache oft über die menschlichen Kräfte hinaus leiden, werden, daran gewöhnt, zu denken, daß die Regierung Alles thut und Alles kann, sie für ihre Verluste, ihr Elend verantwortlich machen, und werden ihren Wechsel herbeiführen wollen. Die Regierung verfügt über eine Menge von Stellen, aber die

Zahl der Fordernden ist noch viel größer, und sie ist genöthigt, immer mehr Unzufriedenheit als Zufriedenheit zu verursachen: diejenigen, welche draußen bleiben, sind immer bereit, die Thore einzuschlagen, und oft öffnen im Innern der Festung Unterbeamte, die höher steigen wollen, diese Thore den Belagerern.

Und auf wen kann, im Augenblicke der Gefahr, die Regierung rechnen? Man stützt sich nur auf das, was Widerstand leistet, hat mit Recht ein sehr geistreicher Mann gesagt; der Servilismus verleiht keine Aufopferungsfähigkeit.

Da das Leben nur im Centrum wohnt und alles Uebrige Werkzeug ist, so haben die Feinde der Regierung immer die Hoffnung, sie zu stürzen, weil es für sie hinreicht, den Maschinisten zu ergreifen und sich an seine Stelle zu setzen, um die Thätigkeit der Maschine für sich zu benutzen.

Frankreich erleidet seit 60 Jahren die Veränderungen nach allen Richtungen, die ihm eine einzige Stadt, was sage ich, eine Handvoll Menschen in dieser einzigen Stadt auferlegt; man schreibt aus Paris an die ruhmvollste Nation Europa's, sie müsse heute rufen: es lebe der König, morgen: es lebe die Ligue, übermorgen einerlei was, und sie ruft oder läßt rufen. Niemals sah man bei einer großen Nation eine solche Selbstverleugnung, eine so vollständige Abwesenheit des Willens und der Würde; die Menschen sind auf die Stufe des Heloten hinabgestiegen, der dem Sieger gehorcht, er sei wer er wolle." —

So weit Raudot. —

Wir wollen durch die Bemerkungen, die wir daran zu knüpfen haben, den Eindruck dieser beherzigenswerthen Worte in keiner Weise schwächen. Wir wollen nur einem Vorurtheil entgegentreten, welches aus der Einsicht in die Uebelstände der französischen Centralisation hervorgegangen, die Centralisation überhaupt für ein Uebel anzusehen geeignet ist, und namentlich in seiner Anwendung auf unser Vaterland jene Zersplitterung, die der eigentliche Grund unsers Elends ist, zu einem Vorzug stempeln möchte.

Das Falsche dieses Vorurtheils liegt in zweierlei.

Einmal verwechselt man Centralisation der Regierung mit Centralisation der Verwaltung. Sodann vergißt man, daß diese zweite Art der Centralisation, die Ersetzung der autonomen Thätigkeit des Volks durch eine vom Volk getrennte Verwaltung in einem fictiven Staatswesen, wie es die deutschen Kleinstaaten sammt und sonders sind, eine noch viel gehässigere Form annimmt, als in einer mächtigen Nation, deren Beamte wenigstens von der gleichen sittlichen Idee getragen werden. Auf beide Punkte haben wir unsere Aufmerksamkeit zu richten.

Warum denken wir, wenn es sich um die Nachtheile der Centralisation, der Sammlung aller Culturkräfte eines großen Reiches in einem gewaltigen Brennpunkt handelt, nur an Frankreich? Warum nicht an England? — Eben weil wir jene bureaukratische Centralisation mit der gouvernementalen verwechseln. — London ist als Knotenpunkt Großbritanniens noch viel bedeutender als Paris; schon das

numerische Verhältniß der Einwohnerzahl dieser Stadt zu der Einwohnerzahl des Reichs gibt darüber einen genügenden Aufschluß. — In einem wohl organisirten Staat ist es aber nicht nöthig, daß ein so gewaltiges Zusammendrängen aller Kräfte des Volks in Einem Punkt den Lebenssaft aus den Gliedmaßen des staatlichen Organismus absorbirt. — Ich weiß kein besseres Bild als die alte Fabel des Menenius Agrippa von dem Bauch und den Gliedern; Arm und Bein wird nicht schwächer, wenn der Magen gut ist. — Im Gegentheil ist, wie im Naturreich, derjenige Organismus der höhere, der ein Centrum hat. Auch für das Polypenleben der Vereinigten Staaten kann man sagen: es ist der Ausgang abzuwarten.

Was in der ganzen Geschichte, was für die Culturentwickelung der Menschheit Großes geschehen ist, hat nur die Centralisation gethan. Im Alterthum waren Athen, Alexandria, Rom, im Mittelalter Rom, Venedig, in der neuen Zeit Paris und London die Träger des Fortschritts. Damit das Leben der Menschheit groß und gewaltig pulsire, muß es sich zusammenfassen. — Freilich hat alles Große seine Schattenseiten. In großen Städten sammelt sich ein Pöbel, der Ehrgeiz und die Genußsucht wird fieberhaft, die Laster werden kolossal, je mehr der Horizont sich erweitert. — Allein in der neuern Zeit werden die Uebelstände der Centralisation durch zweierlei gemildert: durch die Bildung der Nationen und durch die Erfindung des Repräsentativsystems. Im Alterthum wie im Mittelalter war beides unbekannt. Die Culturstaaten bildeten sich dadurch, daß sie den natürlichen Organismus der Völker zerstörten; Alexandria und Rom waren politische Monstrostäten, und sie erhielten ihre Macht und ihren Einfluß nur durch einen unerhörten, unmenschlichen Despotismus. In unserer Zeit ist das nicht mehr nöthig. Die gemeinsame Nationalität gibt die sittliche Basis, auf der die Centralisation sich erheben kann, ohne der Natur Trotz zu bieten, und das Repräsentativsystem macht einen rückwirkenden Einfluß der Provinzen auf die Staatsregierung möglich. — Das constitutionelle Königthum ist eine große Erfindung, denn es schafft dem natürlichen Dasein die Form und das Bewußtsein, durch welche es sich zu den geistigen Mächten erhebt. Freilich ohne eine solche natürliche Grundlage ist die bloße Form eitel und wesenlos.

Diese nationale und politische Verdichtung ist der Idee des Weltbürgerthums, das die neue Philosophie predigt, keineswegs hinderlich; es ist vielmehr ohne sie nicht zu denken. Wir am wenigsten werden verkennen, wie unendlich die letzten Friedensjahre die Menschheit gefördert haben. Die Macht der realen Interessen, die in ihrer ungeheuren Ausdehnung die Mittel gefunden haben, sich zu begreifen, hat, ebenso wie die erneuerte Politik, ihre angemessene Gestalt gefunden; die Ausbildung des Maschinenwesens, der Communicationsmittel — Dampfschiffe, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen — die wie ein Nervengeflecht bald den ganzen Erdball durchziehen werden, fördern die Einigung der Menschheit mehr, als die

wohlgemeinten Missionswerke unserer frommen Pastoren. Aber wenn in diesem atomistischen Kreislauf der materiellen Interessen das höhere geistige Leben nicht ersticken soll, so sind als Gegengewicht geschlossene Individualitäten nothwendig, in denen ein eigenes Leben herrscht. Die Wissenschaft wird auch ohne das gedeihen, aber die Kunst bedarf ein Vaterland, und zwar ein Vaterland, das mächtig genug ist, um festzustehen in diesem Wirbel der Interessen und des Erkennens.

Die Freihändler wollen die Staaten aufheben, die Schutzzöllner wollen sie zu großen Handelscompagnien herabsetzen. Das Letztere ist noch materialistischer, noch beschränkter als das Erste. Die staatliche Centralisation soll mehr umfassen, als die bloßen Interessen. Selbst was man in der deutschen Entwickelung so zu rühmen und zu Gunsten der Decentralisation anzuführen pflegt, die eigentliche Blüthe unserer Literatur, spricht gerade für das Gegentheil. In der Zeit, als sie wirklich blühte, war sie auch centralisirt; Weimar war damals die Hauptstadt von dem Deutschland, welches allein in Betracht kam, und was unsere Poesie Krankhaftes hatte, kommt einzig und allein davon her, daß diese Hauptstadt eine willkürliche, künstliche, eingebildete war. Wo die Kunst den großen Weltbegebenheiten fern liegt, verliert sie sich in Hofdienst oder in einsamen Grübeleien. Seitdem strebt unsere gesammte Literatur in unhaltsamem Drange nach Berlin, und weil sie auch dort mehr Tendenzen als Wirklichkeit findet, bleibt sie ebenfalls in der Tendenz stecken. Sie leidet am Berlinerthum, sobald sie aufhört, zu schwäbeln oder in der Dorfsprache zu stammeln. Mit dem Augenblick, wo Berlin als reale Hauptstadt von Deutschland das specifische Berlinerthum abwerfen wird, kann erst die eigentliche Entwickelung unserer Literatur beginnen.

Wir mögen auf die jetzigen Zustände Frankreichs lästern so viel wir wollen, im Grund des Herzens beneiden wir doch jeden Franzosen. Selbst jene Unbehilflichkeit in höhern politischen Dingen, die Raudot aus der zu weit getriebenen Theilung der Arbeit ableitet, darf doch nur sehr relativ verstanden werden, denn trotz ihrer augenscheinlichen Unsittlichkeit hat die Revolution von 1848 gezeigt, wie schnell und behend die Franzosen sich in mißlichen Umständen zu organisiren verstehen. Sie lernen es freilich zum Theil in ihren Conspirationen, durch die sie sich eine bewunderungswerthe Disciplin aneignen. Zuerst hat ein Haufe von Journalisten ein paar Monate lang den Staat regiert, so gut oder so schlecht als es gehen wollte, kurz, er hat ihn regiert — ich möchte sehen, was bei uns in ähnlichen Fällen herauskommen würde; nachher hat sich die Reaction, ohne eigentliches Haupt, und mit sehr divergirenden Interessen, einen Feldzugsplan ausgearbeitet, den sie mit unerschütterlicher Consequenz festgehalten hat, ohne dabei die rechtlichen Formen der Verfassung, das Erbtheil der Revolution, zu verletzen, obgleich diese unendlich beschwerlicher für sie waren, als die Rechtsinstitutionen unserer Demokraten, während unsere Machthaber überall nur durch brutale Verletzung der letzten Rechtsentwickelung, die doch auch eine war, vorgehen zu können glaubten.

Der Franzose hat vor uns immer den großen Vortheil, daß er neben seiner Privatehre noch eine nationale Ehre zu vertreten hat; eine Ehre, die durch eine Unzufriedenheit mit der augenblicklichen Regierung nicht aufgehoben wird. Daß der Nationalstolz ein sehr wichtiges sittliches Moment ist, haben wir endlich begreifen gelernt, und wir haben uns zu einer Art Patriotismus heraufgeschraubt, der in Augenblicken der Leidenschaft sich sogar auf eine ziemlich krankhafte Weise äußerte. Aber diese Hitze kann nicht von Dauer sein. Wenn es der Reaction gelingt, die letzten Hoffnungen unserer staatlichen Centralisation aufzuheben, so wird es auch mit dem Patriotismus zu Ende sein, denn für ein blos eingebildetes Vaterland kann man nicht lange schwärmen.

Unsere Regierungen glauben stets, uns Liberalen gehe der Sinn für Autorität, für Disciplin, für Gehorsam ab. Im Gegentheil! Aber um einer Autorität folgen zu können, muß man eine haben. Möge doch einmal die conservative Partei quand même den Lauf der elenden Winkelzüge, in denen sich unsere Regierungen seit dem März bewegen, unparteiisch verfolgen — sie darf dazu nur die im Staatsanzeiger abgedruckten officiellen Noten nachsehen — und sich dann die Frage vorlegen: ist da eine Autorität, ein Glaube an die Regierung, Disciplin und Gehorsam möglich? Die conservative Presse hat zwar zuweilen wunderbare Anwandlungen, in denen sie den Spiegel schlägt, weil er ihr Runzeln und graue Haare zeigt; so hat z. B. einmal die „Deutsche Reform" mit der Miene der ehrlichsten Unbefangenheit erklärt, der schlechte Credit, in dem die preußische Politik stehe, rühre lediglich von den Verleumdungen der liberalen Presse her, während sie nur eine beliebige preußische Note aus dem vorigen und eine aus diesem Jahr mit einander vergleichen durfte, um ohne alle liberalen Verleumdungen sich selber in's Gesicht zu schlagen. — Und doch ist es nicht der König von Preußen, nicht die Könige von Sachsen, Hannover u. s. w., nicht die 34 souveränen Fürsten, die wir angreifen, auch nicht ihre Minister; denn wir sehen wohl ein, daß der Schlangengang ihrer Politik der Macht der Verhältnisse entspringt, daß sie von einem Verhängniß getrieben werden, welches mächtiger ist als sie. Ihre ganze Stellung, gegen ihre Unterthanen, gegen ihre Mitfürsten, gegen den „Bund", gegen das Vaterland ist eine innere Unwahrheit, sie können nicht constitutionell, sie können nicht absolut sein, sie sind nicht souverän, und auch wieder nicht abhängig von einer bestimmten Macht, einem bestimmten Recht — das sind alles Zustände, an denen sie persönlich nicht schuldig sind, aber das überhebt sie nicht der Einsicht, daß es so nicht bleiben kann. Wir haben vor dem März Jahr aus Jahr ein gepredigt: wenn von Seiten der bestehenden Autorität nichts geschieht, um diesem Elend abzuhelfen, so wird, so muß es zu einer innern Explosion kommen! Man hat unserer nicht geachtet, und was wir vorhergesagt haben, ist eingetroffen. In dem Augenblick, wo die „hohen Diener" der Fürsten, deren Allwissenheit plötzlich lächerlich wurde, entweder davon liefen,

oder so vollständig den Kopf verloren, daß sie Alles über sich ergehen zu lassen bereit waren, da sind wir, ohne äußere Mittel, der Sphinx der Revolution entgegengetreten und haben sie gebannt, indem wir das Wort ihres Räthsels aussprachen: staatliche Centralisation! Und als der Schrecken vorüber war, sind die Allweisen aus ihren Schlupfwinkeln wieder herausgekrochen, und haben gemeint, es sei Alles blos Spaß gewesen! Die wilde Bestie habe nur gebrüllt, ein paar Zwirnsfäden an ihre Klauen, und man könne sich unbesorgt schlafen legen. — Hütet euch vor der Bestie! sie ist freilich nur dann zu fürchten, wenn sie wild wird, sie wird es langsam, und ihre Wuth dauert nicht lange; aber diese Augenblicke reichen hin, euch zu zerfleischen und zugleich Alles, was dem Deutschen bis dahin heilig gewesen ist. Eure Zwirnsfäden werden euch dann nichts helfen.

Ihr glaubt, uns düpirt zu haben, und eure Gegner, die Revolutionärs, glauben es auch; sie schelten uns Verräther. — Wir sind nicht düpirt, es ist uns keinen Augenblick eingefallen, aus Liebe zu den Fürsten zu handeln. Wenn wir uns dann das Heft aus den Händen winden ließen, so ist das freilich unsere Schuld, aber nicht die Schuld unserer Pietät. Dank ist uns die Reaction nicht schuldig; was wir gethan haben, haben wir nicht um ihretwillen gethan. — Nicht ihr Herz, aber ihr Verstand sollte sie mit uns verbinden. Denn es steht heute so wie vor dem März; wir haben beide gleich sehr die Revolution zu fürchten; und vor der Revolution rettet nur der Weg, den wir bezeichnet, den wir gebahnt haben.

Warum fürchten wir die Revolution? — Es ist nicht das Gespenst des Terrorismus, das uns ängstigt. Freilich ist es eine fürchterliche Zeit, in der man sich an den Geruch des Bluts so gewöhnt, daß man es gar nicht mehr bemerkt, aber sie geht vorüber. Wenn auch Tausende unter der Guillotine gefallen sind, Menschen finden sich immer wieder. — Was wir fürchten, ist die Unfähigkeit unsers Volks, eine Krisis zu überleben. Das ist es, worin sich die Demokraten täuschen. Die Sünden unserer Herren lasten auf unserm Haupt; wir haben nicht die Kraft und daher auch nicht das Recht, mit den Geistern der Finsterniß zu spielen. — Die Franzosen können leicht eine Revolution unternehmen, denn sie thun es nur auf die Gefahr, daß die nächste Generation dabei zu Grunde geht; das Volk geht nicht unter, irgendwie wird es sich schon herausfinden, denn es hat in seiner staatlichen Centralisation gelernt, sich als Nation zu fühlen und sich eine Form zu geben, sobald es sie bedarf.

Wir sind durch unsere Kleinstaaterei von allen Uebeln der bureaukratischen Centralisation, die Raudot so vortrefflich schildert, von allen heimgesucht, ohne eines von den Heilmitteln, welche die gouvernementale Centralisation gewährt. Nicht in unserm Privatleben, welches — und das ist unser einziger Trost! — reiner und sittlicher ist, als das aller unserer Nachbarn, aber in unserm politischen Denken und Empfinden sind wir vollständig geschwächt und depravirt. Wir wissen

uns nicht zu helfen; an's Bauen müssen wir denken, so lange wir bei Verstande sind; kommt die Zeit der Leidenschaft, so ist es zu spät; die eine Hand wird sich gegen die andere erheben, und wir werden so lange in unsern Eingeweiden wühlen, bis unsere lauernden Nachbarn uns das Schicksal Polens angedeihen lassen.

Man verkenne nicht den Ernst unserer Lage! Für den Augenblick ist freilich nichts zu fürchten. Sobald das letzte edle und schöne Aufflackern unsers erlöschenden Rechtsgefühls — in Kurhessen und in Schleswig-Holstein — unterdrückt sein wird, können die Regierungen Alles thun, was ihnen einfällt; sie können verordnen, daß der zehnte Mann gehängt werden soll, die neun Uebrigbleibenden werden keinen Widerstand leisten. Es ist überall eine Muthlosigkeit und Schlaffheit, ein Ekel an dem ganzen politischen Wesen, der sich den Schein lächelnder Blasirtheit gibt, eine pessimistische Resignation, die etwas Unheimliches hat. Man will aus der Geschichte nie lernen, wie eine solche Gährung allerdings Zeit braucht, um zu explodiren, aber auch eine Zeit, wie sie langsam wächst, ohne daß man es merkt, bis ein elektrischer Funke sie berührt, und dann jene entsetzliche Gewalt zu ihrer eignen Ueberraschung sich entfaltet. Wenn man in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft zu beobachten Gelegenheit hat, wie mehr und mehr alle Empfindungen des Rechts, der Liebe und des Vertrauens untergraben werden, was für eine Fülle von Grimm und Haß, von schlechter Leidenschaft sich hinter jener anscheinenden Resignation versteckt, so muß man die heitere Sorglosigkeit unserer Machthaber unbegreiflich finden. Römische und türkische Kaiser haben sich freilich immer in solchen Zuständen bewegt; sie wußten, daß ihnen vielleicht morgen der Strang bevorstand, so ließen sie heute nach Herzenslust stranguliren. So ist aber das Verhältniß unserer legitimen, mit dem Volk großgewordenen Obrigkeit nicht. Sie darf nicht durch bloße Gewalt herrschen, sie kann es nicht: denn auch unser Volk ist ein anderes als das römische und türkische, unser Heer ein anderes, wir haben keine aus geraubten Sclavenkindern zusammengesetzte Janitscharen, keine Prätorianer. Unsere Zustände sind auf sittliche Verhältnisse zugeschnitten; wo diese gelöst werden, ist Alles in Frage gestellt. Und man vergesse nicht, daß wir jetzt viel schlimmer stehen, als vor dem März. Damals waren im Ganzen die Unzufriedenen eine verhältnißmäßig kleine Partei, die Masse folgte nachher blind dem Impuls. Es war kein positiver, auf bestimmte, leicht übersichtliche Ereignisse bezüglicher Haß, keine Erbitterung getäuschter Hoffnungen, kein Ingrimm verletzten Selbstgefühls im Volke vorhanden. Heute ist es umgekehrt. Die Zufriedenen sind eine Partei.

Diese Betrachtungen sollen keine müßige Declamation sein. Ein unvermeidliches Uebel zu prophezeien, wäre ein sehr müßiges Geschäft. Das Uebel ist aber nicht unvermeidlich. Fortwährend vernachlässigt, bietet die Geschichte den deutschen Staaten fortwährend neue Gelegenheiten, sich zu rehabilitiren. Das gibt auch den Machthabern Muth: wie so Mancher, der seine Buße bis zum

Sterbestündchen verschiebt, denken sie, es wird immer noch Zeit sein zum Nachgeben, wenn Noth an Mann ist. Aber der Augenblick, in dem der Tod, der Augenblick, in dem die Revolution eintritt, sind nicht zu berechnen. Jedes Säumniß nähert die Zeit der Gefahr, vermindert die Wahrscheinlichkeit des Gelingens. Noch vor einem Jahr konnte Preußen mit kleinern Opfern Größeres erreichen, als heute. Ohne Opfer, ohne einen Entschluß, ohne Gefahr ist allerdings der böse Geist nicht zu beschwören. Wenn man aber fortfährt, in der Revolution nicht den Geist der Unordnung und Willkür, sondern die leitende sittliche, berechtigte und nothwendige Idee zu bekämpfen, so wird man sich einen Pfad des Heils nach dem andern verschließen, bis das sehr triviale, sehr abgedroschene, aber immer wahre: Zu spät! sich geltend macht. Die Stunde ist nicht zu prophezeien, so wenig wie der Moment des Gewitters in drückender Sommerschwüle, aber kommen muß sie, und mit ihr unser aller Verderben.

Aus dem siebenbürger Sachsenland.

Es fehlt nicht an Stimmen, welche die eben im Werke begriffene Reorganisirung Siebenbürgens, wie seines Schwesterlandes Ungarn, in den deutschen Zeitschriften besprechen. Dennoch dürfte es nicht überflüssig sein, der deutschen Lesewelt auch des sächsischen Volkes Wünsche in dieser Beziehung mitzutheilen, da seine Anschauung gerade hierin bedeutend von der seiner Nachbarnationen abweicht.

Während die Walachen es als Hauptaufgabe ihrer gegenwärtigen politischen Thätigkeit betrachten, nicht nur die Integrität des Landes, sondern auch den von allen Nationen desselben gemeinsam beschickten Landtag aufrecht zu erhalten; während dieses Streben auch durch eine starke Partei unter den Magyaren unterstützt wird, dringen die Sachsen nachdrücklich auf eine, jeden fremden Einfluß auf die innern Angelegenheiten abschneidende Scheidung der Nationalitäten. Sie verlangen, daß entweder ihr Territorium zu einer selbstständigen Provinz erklärt, oder mindestens ihrem Kreistage der Charakter eines unabhängigen Landtags verliehen werde.

Die Gründe, welche bei Magyaren und Walachen ein gleiches Streben bewirken, sind sich selbst sehr ähnlich, denn beide Nationen streben darnach, sich die Präpotenz zu verschaffen, nur der Unterschied waltet zwischen ihnen ob, daß die Letztern ihre Pläne auf die gegenwärtige Gestalt der Dinge bauen, während die Magyaren blos die Vergangenheit im Auge behalten.

Es liegt offenbar in der Absicht der Walachen, durch allseitige Geltendmachung ihres numerischen Uebergewichtes Siebenbürgen nach und nach zu einer

exclusiv daco-romanischen Provinz zu gestalten und sich auch für ihre frühere politische Bedeutungslosigkeit schadlos zu halten; ob hiermit nicht auch ein anderer, mit ihrer griechisch-orientalischen Religion und ihrer halb slavischen Abstammung in Verbindung stehender Plan zusammenhängt, wie einzelne Erscheinungen befürchten lassen, mag für jetzt noch unentschieden bleiben. Genug, daß es außer Zweifel ist, es werde ihnen gelingen, die absolute Majorität auf dem Landtage zu erlangen, da sie 1,500,000, Magyaren und Sachsen zusammen aber nur 900,000—1,000,000 Seelen zählen.

Der Magyare dagegen kann sich schwer an den Gedanken gewöhnen, eine Versammlung aufgelöst zu sehen, wo, nach der bisherigen, die Walachen ganz ausschließenden Verfassung seine 3- — 400 Deputirten leicht den Sieg über die 22 sächsischen Abgeordneten davontragen, und also dem Lande, wo er die Minorität bildete, dennoch Gesetze geben konnte. Dabei vermißt er aber, oder vielmehr sein allzu hohes Selbstgefühl läßt ihn nicht darauf Rücksicht nehmen, daß nun die Nullen, welche ehemals die adligen Herrn seines Volks zu großen Zahlen machten, auch zur selbstständigen Bedeutung gelangt sind, daß in Zukunft auf einen Magyaren, welcher wahlfähig ist, 3 gleich berechtigte Wallachen kommen.

Daß diese Gründe für die Sachsen nicht entscheidend sein können, daß gerade dieses Streben nach der Hegemonie von Seite der andern Nationen ihnen den gemeinsamen Landtag verhaßt werden läßt, ist wohl natürlich. Sie sehen darin, daß sie sich vor dem ihre nationale Existenz, ihre Cultur gefährdenden Einfluß eines rohen übermächtigen Nachbars sicherzustellen suchen, nur die Erfüllung einer Selbstpflicht, die Erfüllung einer Pflicht gegen Oestreich, das deutsche Volk und die Civilisation des Westens, deren Träger an der Ostgrenze Europa's sie sich wohl ohne Anmaßung nennen dürfen; sie sehen darin durchaus keine Beeinträchtigung eines fremden Rechtes.

Noch bleibt aber ein Grund übrig, der wohl am ersten die sächsische Nation bestimmen dürfte, für die Bildung eines siebenbürgischen Centrallandtages zu votiren. Dieser Grund ist darin zu suchen, daß ein solcher Landtag weit mehr, als einzelne Kreistage, geeignet ist, dem Stabilitätssystem oder anticonstitutionellen Handlungen der Regierung eine kräftige Opposition entgegenzusetzen. Wir erkennen die Richtigkeit dieser Behauptung in abstracto an, müssen aber, dieselbe auf unsere eigenthümlichen Verhältnisse angewandt, sie entschieden für falsch erklären. Wir fragen, ob sich wohl im wallachischen Volk der Jetztzeit die Elemente einer gesinnungstüchtigen Opposition vorfinden, oder ob Hoffnung vorhanden, daß sich dieselben im Lauf der nächsten Jahrzehnte entwickeln würden? Wir fragen, ob sich auf einem Landtage, der schon in seiner Zusammensetzung den Keim ewigen Haders zwischen seinen Mitgliedern in sich trägt, wo langwierige Discussionen über die parlamentarische Sprache und ähnliche Lappalien voraussichtlich die Zeit rauben werden, wo immer, bald hier, bald da sich eine Partei

für die Regierung bilden wird, um mit ihrer Hilfe ihre Separatzwecke zu fördern, eine kräftige Oppositionspartei wird bilden lassen? Wir Sachsen glauben nicht; wir meinen, das föderative Zusammenwirken unter sich einiger Kreistage werde wirksamer sein, als die vereinzelten Stimmen einiger, über das kleinliche Gezänk des Centrallandtags erhabener Deputirten.

Dies sind die Gründe, welche die Sachsen bestimmen, die Aufhebung des gemeinsamen Landtages zu verlangen. Sie haben dazu die Pflicht, denn die Ruhe und der Frieden des Landes und die Verantwortlichkeit ihrer Nachkommenschaft gegenüber, der sie ihr Deutschthum zu sichern verbunden sind, fordern es gleichmäßig. — Sie haben dazu das Recht, denn Niemand darf fordern, daß sie unnützer Weise zu Gunsten eines Andern auf ihre Existenz verzichten; und außerdem sichern ihnen die kaiserlichen Rescripte vom 21. und 22. December 1848 und der § 74 der Charte vom 4. März die Aufrechthaltung ihrer, mit den Rechten der übrigen Nationen vereinbaren Gerechtsame zu. —

Wie nahe, wie groß der sächsischen Nation die Gefahr, vom walachischen Element absorbirt zu werden, erscheint, geht daraus wohl am deutlichsten hervor, daß dieselbe selbst zu dem äußersten, sie im Innersten verwundenden Entschluß, einige von Sachsen bewohnte Ortschaften, welche als Enclaven mitten in dem von Walachen bevölkerten Territorium liegen, aus dem Verbande der sächsischen Nation auszuscheiden, sich entschlossen, um nicht durch ihre Beibehaltung genöthigt zu werden, die zwischen ihnen und der Hauptmasse des sächsischen Gebietes gelegenen rein walachischen Dörfer mit einzubeziehen und dadurch eine Majorität des walachischen Elementes selbst auf Sachsenboden zu erzeugen. Die bedeutendste sächsische Gemeinde, der das harte Loos gefallen, vom Nationalkörper losgetrennt zu werden, um ihn zu retten, ist die Stadt Broos. Sie hat ungefähr 3000 sächsische Einwohner, welche ihren durch und durch deutschen Sinn, ihre aufopfernde Liebe für ihr Volk wie immer, so auch in der letzten Versammlung der Nationsuniversität (Nationalvertretung) dadurch bekundeten, daß sie selbst unaufgefordert die Universität ersuchten, Broos auszuscheiden, und zugleich den Entschluß aussprachen, sich in irgend einer andern sächsischen Stadt ansiedeln zu wollen. Lange schwankte die Unionsuniversität, ob sie ein so schweres Opfer annehmen dürfe oder nicht; ob es innerhalb ihrer Befugniß läge, das von den Vätern ererbte Gebiet zu schmälern; ob es nicht vielmehr rathsam sei, daß die sächsische Nation in ihrer Gesammtheit den Kampf gegen die hereinbrechenden Fluthen des Daco-Romanismus aufnehme, statt einzelne ihrer Glieder rettungslos von ihnen verschlingen zu lassen. Die Rücksicht auf das allgemeine Wohl überwog und die, den in Wien mit der Regierung in der Landesverfassungsangelegenheit verhandelnden Deputirten zugesandte Instruction enthielt die Weisung, selbst dies schwere Opfer zu bringen, damit nur der Kern des siebenbürgischen Deutschthums gerettet würde. Davon, ob nun ein gemeinsamer Landtag für Siebenbürgen zu bestehen haben

wird, oder ob die innern Angelegenheiten jeder Nation ihrem Kreistage zugewiesen werden, hängt es ab, ob das gebrachte Opfer die gewünschten Früchte tragen wird; ob in fünfzig Jahren noch deutsch an den Ufern der Aluta gesprochen wird; ob der Protestantismus ein unsichtbares, aber festes Band zwischen Deutschland und der Ostmark Oestreichs knüpft, oder ob das goldne Kreuz auf der griechisch-orientalischen Metropole dem Patriarchen zu Moskau den doppelten Sieg über Deutschthum und Ketzerglauben verkündet. Quod deus bene vertat! —

Correspondenz aus Wien.

1.

Das östreichische Drama beginnt recht-interessant zu werden für das blos zusehende außeröstreichische Publicum, obwohl etwas angereifend für diejenigen Mitwirkenden, und beziehungsweise Mitgewirkten, welche seit März 1849 blos als stumme Statisten verwendet wurden, nämlich für die sogenannten Oestreicher selber. Die merkwürdige Geschichte zu Kassel, wo sie den Obercommandanten mit gemüthlichem Hausarrest belegten, wird ohne Zweifel in Oestreich die Armee oder doch ihre Führer bestimmen, einen Contrecoup zu führen und nächstens nach Prätorianerart einen absoluten Kaiser auszurufen, und dann wird's endlich gethan sein, was man seit langer Zeit schon spinnt und präparirt in dem Cabinete des Herrn v. Grünne, in den permanent minirenden Adelscliquen zu Teplitz und anderwärts. Man wird dann den Soldaten jedes Semester andere Mützen aufsetzen, neue Flitter anhängen, sie werden mit neuen Trommelpauken und neuen Querpfeifen den Dessauer Marsch aufgespielt bekommen, und dieser wird der Todtenmarsch sein für die scheintodtgeschlagene Volksfreiheit.

Eine etwas schmerzhafte Operation ist das allerdings, ungeachtet des ätherisirenden seit bald zwei Jahren angewendeten Ausnahmezustandes; aber endlich mag's darum sein, gibt es kein anderes Heilmittel mehr für Oestreich, nun so versuche man es mit der Moxa des restaurirten Absolutismus, mit der Wiedereinführung der Hörigkeit, der Robot und ihren schönen Prügelannexen, das wird wirken besser als Preßfreiheit, besser als alle Wühlerei des Jahres 1848. An den heutigen Wühlern der Restauration mögen die erbärmlichen Mineurs des Jahres 1848 sich ein beschämend Beispiel nehmen, sie sind geradezu nur Maulwürfe und Hamster, verglichen mit Herrn v. Grünne, seinem literärischen Croupier-Major Barbaczi und dem Ficquelmont'schen Congresse zu Teplitz. Gehet eines Tages die Mine dieser Herren los, hup! wie fliegt nicht rasch das einige provisorische Oestreich in definitive Fetzen und begräbt sich in werthlosen Papierlappen.

Wir wußten's lange, daß der Ministerrath eigentlich nur eine gesetzmachende Gesellschaft sei, welche Gesetze erzeugt für eine Zukunft, die niemals kommen soll, während die theresianischen Kriegsartikel die eigentliche in Praxi gehandhabte Constitution bilden, während die Herren Generäle die eigentlichen Minister sind und die executive Macht im Staate bilden; Letzteres bewiesen und beweisen die vielen Executionen wohl unumstößlich genug.

Nunmehr aber scheint es den Säbelregenten an der Zeit, die sogenannten Minister ihres Amtes, in welchem man sie bisher wie zu ihrer Privatunterhaltung sich fruchtlos

abmüden ließ, zu entsetzen und die kleine Komödie Hassenpflug's im Großen aufzuführen. Während der Execution wird man ohne Zweifel einer hohen Person auf den neuerfundenen Kesseltrommeln und Querpfeifen ein Probeconcert vorspielen lassen, die hohe Person wird über den Lärm dieser wichtigen Staatshandlung es nicht hören, wie man die Minister aus ihrem Cabinete fegt, und eines schönen Morgens ist die Armee eben Oestreich, die östreichischen Völker aber sind leibeigene Bettler der Armee.

Aus der Arche, oder besser aus dem trojanischen Pferde, welches sich das Ministerium selbst nach Oestreich eingeschleppt und seine Mauern, des Volkes Vertrauen, zuvor umgerissen hatte, ließen die darin verborgenen Schwertmänner jüngst eine Probetaube, eigentlich einen Geier heraus, nämlich jene Brochüre des Major Barbaczi, in welcher der sublime Scribent sehr schlagend nachweist, außer der Armee gebe es kein Oestreich, diese Armee aber wolle den Absolutismus, also müsse dieser wieder proclamirt werden! wer will 'was einwenden gegen dergleichen schlagende Argumente?

Diese Brochüre war, wie das heute alle Welt weiß, nur in 50 Exemplaren gedruckt und an die vertrauten Chefs der Prätorianer gesendet worden, zur gemeinsamen Verständigung, aber dennoch kam die Geschichte heraus, die Oeffentlichkeit hat sich der Sache bemächtigt, hat den Verfasser genannt, grauenhafte Citate aus der Brochüre mitgetheilt, der Verfasser aber, obwohl Umsturz der Verfassung predigend und empfehlend, ist nicht vor das Kriegsgericht gestellt, nicht cum infamia cassirt worden, oh gar nicht! im Gegentheile, er reist mit dem allerhöchsten Hoflager über Innsbruck nach Bregenz.

Die Motivirung jener Säbelbrochüre muß man gelesen haben, um die Jammerzustände Oestreichs gehörig würdigen zu können. Weil es einem Reichstage möglicherweise einfallen könnte, die Militärdienstzeit auf 4 Jahre herabzusetzen, weil ein Reichstag die abgesonderte Militärgerichtsbarkeit aufheben, die Beeidigung der Armee auf die Verfassung verlangen könnte, weil der Reichstag die Gensdarmerie der Civiljurisdiction unterstellen, und in derselben hinreichende Garantie für die Sicherheit im Innern erkennen, also eine Armeereduction beantragen könnte, **darum** soll nach der hochpublicistischen Ansicht des Herrn Verfassers ein Reichstag in Oestreich nicht bestehen dürfen, darum soll die Armee Alles leiten und beherrschen. Die Finanzen besonders werden bei dieser Leitung unendlich gewinnen; denn ein Finanzminister der Prätorianerregierung wird bald ganz entbehrlich sein, es wird sehr rasch gar keine Finanzen mehr geben, und im Wege des Fouragirens und Acquirirens wird man den Staatshaushalt zu decken wissen.

Man muß in der That den naiven Säbelverstand bewundern, der sich den Staat nur als Kaserne zu denken vermag, der den Baum umhauen will, damit er die Aepfel recht bequem pflücken und verschlingen könne. Weit ist es gekommen mit Oestreich, wenn der Soldat mehr sein will als gehorchendes Werkzeug; geht man tiefer ein, belauscht man die eigentlichsten Motive dieser ganzen, heute offenkundigen Bestrebung, so ist es zunächst eine Aristokratenclique, welche einen bankerotten Grafen in der Berliner Kreuzzeitung für den Absolutismus schreiben läßt, und auf diesem Wege später die Robot wieder einzuführen denkt, in wahnsinniger Stupidität, und in den Soldaten kleinliche Antipathien gegen das Bestehende sorgfältig pflegt und nährt. Den Herren Offizieren ist es vorzüglich ganz unerträglich, daß die Beamten in schmucke Uniformen gesteckt wurden und in diesen aussehen, als ob sie Soldaten wären; auch das ärgert die erleuchteten Herren Offiziere, daß die Beamten vom Rathe aufwärts breite Goldtressen am Rockkragen

tragen und den Staabsoffizieren ähnlich sehen, daß ein Bezirkshauptmann erster Classe beinahe so viel Gage bezieht, als ein Regimentscommandant. Erwägt man die breite Kluft zwischen einem Justizrath und einem Major! so wird man den Grimm begreiflich finden, man wird so billig sein, einzusehen, daß solche gewichtige Gravamina allerdings der Art sind, daß zu ihrer Beseitigung die Verfassung nothwendig abgeschafft und der Absolutismus eingeführt werden muß!

Man könnte freilich den Herren Offizieren bescheiden einwenden, daß es bei ihnen löbliche Sitte sei, einem Offizier, der sein Wort bricht, zu erklären, man könne ferner nicht mehr mit ihm dienen, daß es also etwas eigenthümlich erscheinen müsse, vom Herrn Major Barbaczi den Wortbruch im großen Style empfohlen zu sehen; doch derlei rabulistische Einwendungen wird der große Staatsmann Barbaczi mit der Säbelfeder wohl rasch zu widerlegen wissen, über solche Minutien ist der Herr Major erhaben; gilt es doch Höheres, als eines Kaisers Wort, nämlich Gage und Traktement der Herren Offiziere fortan auf den Kriegsfuß zu erhalten und den Krieg in eigenem Lande zur Permanenz zu machen.

Höchst bezeichnend ist es übrigens, daß die ministeriellen Blätter, die Reichszeitung und der Lloyd, in energischen Artikeln gegen die Idee des zu restaurirenden Absolutismus auftreten, daß die Reichszeitung, man denke! der Wiener Märzbewegung eine Lobrede hält, den Absolutismus in Oestreich für eine Unmöglichkeit erklärt.

In der That, es ist dieser Artikel der Reichszeitung von einem Geiste durchweht, der unsere Herzen zu freudigen Pulsschlägen weckt; schade, daß er in diesem Blatte so wenigen Lesern zugänglich wird, schade, daß der Einsender diesen Artikel aus dem Ministerium des Innern nicht andern Organen der Presse gleichzeitig zusandte.

So weit also ist es gekommen, daß sich die Regierung gegen ihre eigenen Schaarwächter, gegen die von ihr großgezogenen und fettgemästeten Büttel durch die Presse vertheidigen muß! Der Kampf im nebelverhüllten Olympe Oestreichs tönt nieder bis zu uns, wir sehen mit Bangigkeit zu und erwarten den Ausgang.

Zum Kampfe, zum offenen mußte es endlich kommen, wer wird der Sieger sein? Den Feind zu schlagen, genügt nicht, hier gilt es, den Feind zu vernichten; wird des Ministeriums Kraft so weit reichen, Herrn Grünne und Consorten in's Exil zu senden? Wir zweifeln beinahe daran, die nächsten Ereignisse müssen uns darüber belehren. Jetzt oder nie gilt es, den Soldatenübermuth zu brechen, die Ausnahmezustände aufzuheben, das geschriebene Wort zur That zu machen.

Die Völker werden nach Völkerart Beleidigung, Unrecht und Schmach verzeihen und vergessen, werden dem Ministerium Beifall zujauchzen, hat es erst die Soldatenhydra besiegt, sie werden regierungsfreundliche Kammern wählen, die Nationalkämpfe werden ruhen und verstummen im heiligen Bündniß Aller gegen den gemeinsamen Feind. Ein viel verkannter Mann wird vielleicht dennoch gerechtfertigt dastehen vor der Welt, und mit ihm jene, welche scharfsichtig genug waren, nie ganz an ihm zu verzweifeln.

von der Freyung.

2.

Noch erhält der erschöpfende Wahlact der *freien* Belagerungscommune das „Capua der Geister" in matten Schwingungen — und schon stehen wieder neue Ereignisse von weit größerer Bedeutung an der Schwelle. So mancher loyale Reichsbürger, der, statt

seinen Stimmzettel abzugeben, viel lieber die Michaeliszinse eigenhändig eingehoben hätte, prüft mit scharfem Späherblick die eingelaufenen Geldvorstellungszeichen in Gestalt papierner Lappen von allen Farben und Qualitäten, und denkt mit Wehmuth an die schöne Zeit, da er noch Silberzwanziger durch seine dürren Finger gleiten ließ — der Habsucht stündlich Rosenkranzgebet. Da reißt ihn mit einem Mal die Lärmtrompete aus seinen idyllischen Betrachtungen. „Was? Krieg?" — ruft er in gerechter Entrüstung — „jetzt auch noch Krieg mit Preußen?! Wo soll denn das Geld dazu herkommen? Aus unserer Tasche etwa?? Jetzt haben wir Einkommensteuer, Verzehrungssteuer, Grundsteuer, Häusersteuer, Kalenderstempel, Tabakmonopol, Salzmonopol, freiwillige Zwangsanleihen; das Fleisch wird immer theurer, das Brod alle Tage kleiner; man bekommt keinen Zins mehr herein und das Wenige nur in Papier, die schönen Muttergottesbilder sind alle außer Land spaziert — und über alle dem vielleicht noch zu guter Letzt eine Kriegessteuer?? Und wenn sie nur was nützten, die heillosen Kriege! So aber — was haben wir denn in Italien erreicht? Daß hinterdrein Palmerston uns durch seinen Handelsvertrag mit Sardinien den Vortheil vor der Nase wegfischt! Was hat uns der Krieg in Ungarn genützt, wo unsere besten Kerntruppen aufgerieben worden sind? Daß wir eine ungeheure Armee von Militär und Gensd'armerie erhalten müssen, weil die böswillige Fraction trotz Windischgrätz und Haynau noch immer nicht ausgerottet ist! Und selbst die kann nicht einmal verhindern, daß ganze Räuberbanden in den Gebirgen hausen und sogar die Straßen unsicher machen. Und was das Schönste dabei ist — die Croaten und übrigen Slavenstämme, mit deren Hilfe wir Ungarn unterjochten, treten in's Lager des besiegten Feindes über und lassen sich bei der Conscription als Madjaren einschreiben! Der Teufel hat den Krieg erfunden, wobei der ruhige Bürger, mag's gut oder schlecht ausfallen, am meisten gestraft wird. Uns Besitzenden kostet so ein Spaß immer ein Heidengeld — und am Ende ist doch nichts damit erreicht, und das Pacificiren kostet neue Summen, die das verwüstete Land in 20 Jahren nicht ersetzen kann. Da fange man doch lieber gleich beim Pacificiren an!" Gemüthlich nimmt er nach diesem echauffirenden Selbstgespräch eine Prise, und kommt durch einen natürlichen Ideengang auf das zweite Gerücht, das seit einer Woche unsere Stadt durchirrt. „Und um was raufen sich die Leute eigentlich herum? Um die Herrschaft in Deutschland!? Mein Gott! da lob' ich mir die gute alte Zeit; da haben wir kaum gewußt, daß überhaupt ein Deutschland existirt. (Pause.) Aber wenn man die Sache beim Lichte betrachtet — unterm Metternich war's freilich ruhig — sehr ruhig; allein wenn ich denke, was wir hier in Wien schon alles ausgestanden haben um der Freiheit willen, Katzenmusiken, Krawalle und zuletzt gar die blutige Octobergeschichte, wobei ich selber meinen Schwiegersohn verloren habe — — und jetzt sollen wir das alles umsonst, ganz umsonst erlitten haben?? Nein! das geht nicht, das kann nicht sein. Einen Sinn muß das Ganze denn doch haben; hat doch unser guter Kaiser Ferdinand selbst die deutsche Fahne geschwungen! Und unser jetziger Kaiser Joseph kann doch seinen Onkel, der ihm zulieb vom Thron gestiegen ist, nicht so vor den Kopf stoßen, daß er das wieder umwirft, was jener aufgebaut. Zwar ist er noch jung — aber er ist Soldat, und die halten viel auf Ehrenwort, wie ich von meinem sel. Bruder weiß, der sich wegen einer Spielschuld, für die ich durchaus nicht mehr caviren wollte, erschossen hat. Der sagte stets: point d'honneur — das ist des Kriegers oberstes Gesetz!"

Ein russisches Urtheil über Radowitz.

Einen Minister zu tadeln, hält die moderne Presse nicht nur für ein Recht, sondern auch für eine Pflicht. Radowitz, der vielbesprochene, vielgetadelte, wird natürlicherweise, nun er den Ministersitz, den deutschen Moquirstuhl, eingenommen hat, erneute und verdoppelte Angriffe erfahren. Zeigen ihm doch auch die Grenzboten die scharfen, blendenden Zähne, die sonst immer ritterlich zuerst Front machen gegen jede Uebertreibung, jede blinde Manie des Tags und sie in ihre Schranken zurückweisen. Mit der Sicherheit ihrer ehrlichen Kraft versprechen die Grenzboten zwar dem gequälten Minister, ihm seine täglich schwerer werdende Lage, unter gewissen Bedingungen, nicht noch schwerer zu machen. Aber weiß Gott, ob es dann nicht zu spät ist, ihren guten Willen auszuführen; das Mißtrauen, welches die Presse fortwährend aussäet, wird einmal sehr zur Unzeit giftige Früchte tragen.

Es ist vielleicht eine zu starke Zumuthung, die wir an die Grenzboten stellen, trotz der allgemeinen Mode, gegen Radowitz aufzutreten, auch einmal einige Freundesworte für ihn abdrucken zu lassen; wenigstens als Curiosität wird man ihnen die Aufnahme nicht versagen. Eine Art Curiosität ist aber unsere Mittheilung in der That; wir schöpfen sie aus einer Broschüre, die vor einiger Zeit in Karlsruhe gedruckt, aber nur für Freundeskreise bestimmt, nicht in den Buchhandel gekommen ist. Der Verfasser hat sich zwar nicht genannt, wir kennen ihn jedoch und haben das Büchlein, unter dem Titel: „Joseph v. Radowitz, wie ihn seine Freunde kennen, Briefe eines Nichtdeutschen in die Heimath", aus seinen Händen empfangen. Es ist Wassilei Jukowsky, der greise russische Dichter, der seit vielen Jahren in Deutschland und jetzt in Baden-Baden lebt. Wie er, der einstige Erzieher des russischen Kaisers, sich über die Einheitsbestrebungen in Deutschland ausspricht, wird gewiß gern, wenn auch nur als Curiosität gelesen werden. Das hohe Alter des Verfassers und der Umstand, daß er zum ersten Male in deutscher Zunge schrieb, wird ihm eine natürliche Anwartschaft auf die Nachsicht des strengen Kritikers geben.

. . . . . . „Man muß die geschehene Revolution abschließen, ohne eine neue hervorzurufen; man muß eine wohlthätige Reform schaffen, um die Anarchie, durch die Aneignung des Guten, welches in ihren gesetzlichen Errungenschaften liegt, zu überwinden. Durch die Verwirklichung jenes Guten, d. h. durch das Erschaffen der wahren Freiheit und der kräftigen Einheit Deutschlands, werden die Regierungen die Führer der Revolution mit ihren eignen Waffen niederwerfen und für die Zukunft jeden Vorwand neuen Aufruhrs unmöglich machen. Diese Führer waren dreierlei Art. Die Einen hatten zum Ziel die Revolution selbst, das heißt eine fortwährende, nur ihnen Vortheil bringende Anarchie. Das Ziel der Andern war allgemeine Errichtung der constitutionellen Regierung in Deutschland. Die Dritten wollten die Einheit Germaniens. Für Alle war der Weg und das Mittel die Revolution. Die Folgen sind vor unsern Augen: die Revolution konnte nichts als Zerstörung hervorbringen. Was bleibt den Regierungen jetzt zu thun übrig? Mit den Ersten ist keine Vereinigung möglich, man muß ihnen den Krieg erklären auf Leben und Tod. Das Ziel der Zweiten ist erreicht; ganz Deutschland ist constitutionell geworden; die endliche Entscheidung dieses allgemeinen Processes gehört jetzt jedem Staate im Besondern, für jeden ist es innere Angelegenheit geworden.

Das constitutionelle System, das aus der Theorie zum Factum übergegangen ist, kann nur durch das Factum der Erfahrung selbst gereinigt werden. Freilich es wird der schwere Gang eines hitzigen Fiebers sein; aber das Dasein dieses Fiebers ist schon nicht mehr zu leugnen. Und wehe dem Medicus, wenn er, die Krankheit leugnend, nicht die der Natur helfende Arzenei verschreibt, oder wenn er, die Hilfe der Natur verwerfend, die Krankheit nur durch die Gewalt seiner Kunst zu heben hofft. Es bleiben die Dritten, das heißt, die Verfechter der germanischen Einheit. Nur die blindeste Hartnäckigkeit kann die Heilsamkeit dieses Zieles leugnen. Das Verwerfliche lag in dem Mittel, es zu erreichen, nämlich in der Revolution, welche durch ihre Ungesetzlichkeit auch dem Ziele selbst verderblich sein muß. Das Streben nach dieser Einheit ist jetzt die Haupttendenz Deutschlands, weil durch sie die vielen einzelnen Kleinstaaten gekräftigt und mit Beibehaltung ihrer historischen Selbständigkeit in eine feste Gesammtheit eingeführt werden können. Diesem Streben zu willfahren, ist unumgängliche Nothwendigkeit. Die Gewalt vermag es eine Zeit lang niederzudrücken; dieser Druck wird aber nur seine Spannkraft steigern und beim ersten Stoß von Außen, der schwerlich ausbleibt, wird eine desto schrecklichere Explosion mit einer noch umfassenderen Zerstörung die Folge sein. . . . . Man weiß, was der König von Preußen für das Wohl Deutschlands schon vor einigen Jahren auszuführen wünschte. Die Ausführung seiner damaligen uneigennützigen Vorschläge hätte diese verderbliche Revolution abgewendet und Deutschland hätte aus den Händen der gesetzlichen Macht empfangen, was ihm jetzt in solcher Zerrissenheit aus den Krallen der Revolution zufallen sollte. Wer hat damals die rettenden Vorschläge Preußens zurückgewiesen? Oestreich, das am Ende sie anzunehmen sich entschied, als schon Gottes Gericht sein strafendes Zu spät! ausgesprochen. Und jetzt schlägt Preußen dasselbe vor — aber freilich dasselbe nach den Ereignissen von 1848 und 1849, die schon keine Macht aus der verhängnißvollen Kette der Zeiten auszureißen vermag. Damals galt es die Abwendung des Verderbens, welches die Stimme aller Zustände so laut prophezeite. Jetzt gilt es die Herstellung dessen, was dies Unabgewendete und umsonst Prophezeite in Trümmer verwandelt hat. . . . Preußen, welches in Gesammtheit mit allen übrigen Regierungen den bittern Kelch der Strafe geleert hat, schlägt das einzige Mittel der Rettung vor, dasjenige Mittel, welches am meisten ausführbar ist im jetzigen Augenblicke, den man nicht überspringen kann in die gewünschte Zukunft hinein, welche nicht ausbleiben wird, wenn man das Mögliche in der Gegenwart ohne Ungeduld und Selbstsucht begreifen und ausführen wird. . . . Der preußische Monarch, aufrichtig und selbstverleugnend, wünscht das Rechte und hat es schon mit der That bewiesen. Nicht er drängt Oestreich aus Deutschland hinaus, es hat sich selbst ausgeschlossen aus dem engern Bunde durch seine neue Constitution. Und wenn wir auf die Karte blicken, so werden wir finden, daß Oestreich durch alle seine erworbenen Besitzungen aus Deutschland herausgewachsen, daß Preußen hingegen durch denselben historischen Proceß in Deutschland hineingewachsen ist. Folglich wenn Oestreich durch seine Constitution nicht an der Spitze des vereinigten Deutschlands stehen kann, wer anders als Preußen muß diese Stelle einnehmen? Und wenn die kleinern Staaten den nothwendigen Vorrang Preußens nicht wollen gelten lassen, so ist es augenscheinlich, daß man hier dem dynastischen Hochmuth das Wohl Deutschlands zum Opfer bringt. Preußen hat keine feindseligen Absichten gegen die Selbständigkeit der Staaten, welche es zu dem Bunde mit sich einladet; im Gegentheil, gerade durch diesen Bund will es ihre Selbständigkeit befestigen. Der

schlagendste Beweis dafür liegt in dem, daß alle Anarchisten sich weigern, mit ihm zu wirken und im Lager seiner Gegner dawider arbeiten."

Bei diesem kurzen Auszuge darf nicht übersehen werden, daß Herr von Jukowsky in seiner Broschüre hauptsächlich bei seinen Standes- und Stammesgenossen, also bei den berüchtigtsten Gegnern der deutschen Einheit, die Vertheidigung derselben übernommen hat, sonst würden manche seiner Gründe füglich haben wegbleiben können. Es scheint ihn ganz besonders zu betrüben, daß die Royalisten und Aristokraten gegen Radowitz und seine deutsche Politik so erbittert sind; ihre Klagen und Vorwürfe hat er von Mund zu Mund gehört, die der eben so unzufriedenen constitutionellen Partei jedoch nur durch Zeitungsblätter. Doch richtet er seine Vertheidigung im Verlauf der Broschüre auch an diese. Aber der Erfolg ist dem greisen Verfasser selbst sehr zweifelhaft. Er sagt: „Viele werden mein Zeugniß für Radowitz und seine Gesinnung für einen Roman erklären, mich höhnisch verspotten und vielleicht auch neuen Stoff zu Schimpf und Verleumdung aus meinen Worten schöpfen." Jukowsky spricht mit der Wärme eines Freundes und der Beredtsamkeit eines Dichters über die moralischen Eigenschaften von Radowitz; sein Privatcharakter und sein Privatleben sind vortrefflich und fleckenlos, selbst seine Gegner vermögen dies nicht zu leugnen, eben so wenig als seine geistige Begabung. Sie haben dagegen seinen politischen Charakter der Falschheit, der Geheimnißthuerei, der Schwachheit und der Intrigue beschuldigt und jetzt neuerdings wieder behauptet, er wolle nur „Fortüne machen". Dies Wort ist nur für Abenteurer in die deutsche Sprache eingebürgert und zum Abenteurer will man Radowitz gar zu gern stempeln. Ist es consequent und human in unserer Zeit der Gleichberechtigungspredigten, Jemand nur deshalb der Abenteuerlichkeit zu beschuldigen, weil die Anfänge seiner Laufbahn nicht auf den Höhen des Lebens sichtbar waren, weil er von der Pike auf gedient und sich doch emporgeschwungen hat? Radowitz macht kein Geheimniß aus der beschränkten Lage seiner ersten Jugend, und was er später durch eigenes Verdienst erreicht hat, konnte ihm wahrlich vollkommen zur Ehre angerechnet werden, er hat keine seiner höhern Stellen erschlichen oder mißbraucht. Aber er brauchte auch nicht mehr Fortüne zu machen; ein solcher Verdacht war allenfalls gegründet bei den Portefeuille-Jägern des Jahres 48 und einiger neuerer Jahrgänge; Radowitz hat als Minister nur Aussichten auf Verlust, keine auf Gewinn. Es gehört wahrlich zur Annahme dieser Stelle so viel antiker Muth wie zu einem Schirlingsbecher. Der Kampf mit den Strömungen der Politik ist ein ewiger, ein siegloser. Ist das Staatsschiff über eine Woge glücklich hinweg, so bäumt sich schon wieder eine andere ihm entgegen. Wehe dem Steuermann ob seines glück- und ruhelosen Amtes! Daß jemals Radowitz den Lohn der Anerkennung und Rechtfertigung erlangt, bezweifeln wir selbst, denn der Erfolg, diese schwankende Wagschale der Welt, ist ihm nicht günstig. Durch jedes Menschen Dichten und Trachten zieht sich der schwarze Faden des tragischen Elements mehr oder weniger sichtbar, das Mißlingen seiner besten Wünsche scheint für Radowitz Fatum zu sein. Auch sein Freund Jukowsky bestätigt dies, indem er über ihn am Ende seiner Broschüre sagt: „Ein tief melancholisches Gefühl erfaßt mich, wenn ich den Gang seines Lebens in den letzten Jahren verfolge. Es war sein Geschick, stets zum Handeln berufen zu werden, wenn der Moment zum Siege vorüber war und es nur noch darauf ankam, welcher unter den einzuschlagenden Wegen noch einige Wahrscheinlichkeit darbot, Schlimmstes abzuwenden, höchstens etwa noch Leidliches zu gewinnen. So war seine Stellung zu der innern Verfassungsfrage seit des Königs Regierungsantritt,

so zu der deutschen Frage, so zu der Schweizerangelegenheit. Daher nirgends ein Erfolg — der Radicalismus siegte in der Schweiz, der Versuch der ständischen Monarchie mißlang, die deutsche Bundesreorganisation verklang in den ausbrechenden Stürmen. Eben dasselbe trat ein, als die Märzrevolution die alten Zustände niedergeworfen hatte. Er wurde in den Rath des Königs gerufen, als der Bruch mit der Nationalversammlung geschehen und ein rascher, umfassender Sieg auf diesem Wege unmöglich war. Warum hat er nie aus dem Ganzen schneiden, warum immer nur Flickwerk machen müssen? Wird man aber gerecht sein, wenn man ihn danach beurtheilt?" Bewiesen müßte doch erst werden, daß ein Anderer bessere Erfolge bewerkstelligt hätte. Die Scheu vor Blutvergießen, die ihm so viel Schmähungen zugezogen, hat außer der humanistischen Rücksicht noch eine wichtige Begründung. Die Kriegsfackel würde jetzt unausbleiblich einen Völkerkrieg entzünden, in dem Preußen seine edelsten Kräfte fast ebenso erfolglos verschwenden würde, wie das kleine Schleswig-Holstein jammervollerweise die seinigen. Die blutigen Thränen, die man über das Morden in diesem unglücklichen Lande weinen möchte, können eben nur durch die traurige Ueberzeugung einigermaßen gelindert werden, daß Preußens Hilfe nur einen größern Krieg mit ebenso geringen Erfolgen herbeiführen würde. Denn so stattlich das preußische Heer auch ist, gegen ganz Europa kann es nicht Stand halten. Daß Radowitz trotzdem immer von Zeit zu Zeit rüsten und doch die Soldaten nicht todtschlagen läßt, wird ihm ebenfalls zum bittern Vorwurf gemacht. Da aber das Erstere genügt, um dem Feind zu imponiren, wozu das Letztere? Erinnert diese Forderung nicht an die jüdische Maxime: da es 'mal bezahlt ist, muß es auch genossen werden?

F. v. H.

Aus Berlin.

— Wenn der Kladderadatsch auf der einen Seite den Herrn von Radowitz, auf der andern einen beliebigen Oestreicher Kanonen abfeuern läßt, die weder mit Kugeln, noch, wie die neuere Philosophie es verlangt, mit „Ideen", sondern mit „energischen Noten" geladen sind, so hat er freilich ganz Recht, in der Mitte den Banquier, der sich auf die sichere Realität des Geldsackes stützt, sagen zu lassen: Macht mir keine Flausen! — Ganz gewiß ist weder dem Einen, noch dem Andern der beiden Parteien ernstlich daran gelegen, sich den Chancen eines Krieges zu unterziehen. — Allein es ist doch ein gefährliches Spiel, das sie treiben, und es könnte sich leicht ereignen, daß sie sich eines schönen Morgens in der Lage Wallensteins fänden, als sein Vertrauter Sesyn gefangen war, und er sich selber sagte: Wär's möglich? könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte? — Zwar könnten die allgemeinen Theorien von der rechtlichen Fortdauer des Bundestags und von dem Recht der souveränen Fürsten, in eine freie Union zu treten, noch lange ganz bequem neben einander hergehen, wenn es nur nicht so viele Gelegenheiten gäbe, wo diese Theorien auf das Gebiet der Thatsachen angewendet werden müßten. — So steht es in Kassel. Preußen ist hier in einer ungünstigen Lage. Nach seiner Theorie muß es den einzelnen Fürsten verstatten, sich mit einander zu Schutz- und Trutzbündnissen zu vereinigen, also auch dem Kurfürsten von Hessen und seinen Alliirten der Eschenheimer Gasse; so wie es selber unzweifelhaft in einem der Unionsstaaten interveniren würde, wenn die Regierung gefährdet wäre, so ist nicht recht abzusehn, wie es der Liga innerhalb ihres Umfangs dieses Recht bestreiten will, da es sich zu der offenen Erklärung,

daß die Willkürherrschaft, die ein einzelner Mensch gegen Recht und Gesetz in einem Staat ausübt, das monarchische Princip ebenso verletzen muß, als das Recht, nicht herbeiläßt. So ist also nicht ein Conflict des Rechts, sondern der Interessen vorhanden, der auch wieder nicht kühn genug ist, sich offen zu erklären, sondern sich hinter eitle Formen versteckt. Wenn z. B. Oestreich oder Baiern erklärt, wir rücken als treue Bundesgenossen des Kurfürsten ein, um ihn gegen seine rebellischen Unterthanen in Schutz zu nehmen, wie Preußen es früher zum Heile Deutschlands in Baden und Sachsen gethan, so wird Preußen von seinem Standpunkt aus nicht viel zu erwiedern haben, und wird höchstens verlangen, an dieser Wiederherstellung seinen Antheil zu haben, was die Liga, wenn man sich über das Materielle einigte, im Interesse des guten Einverständnisses geschehen lassen dürfte. — Wenn dagegen Oestreich und Baiern nicht als gute Bundesgenossen, sondern im Namen des Bundestags einrücken, so wird Preußen das nicht anerkennen, und das Einrücken der beiderseitigen Heere wird einen so feindseligen Charakter annehmen, daß man trotz alles Widerwillens der beiden Mächte gegen einen ernstlichen Krieg nicht zu berechnen im Stande wäre, wie weit es führen könnte. — Für das gute Recht des hessischen Volks, das mit einer Vereinung von Maaß und Energie in dieser Sache aufgetreten ist, die einzig dasteht in der deutschen Geschichte, tritt weder der eine noch der andere ein, und wenn eine Meinungsverschiedenheit stattfindet über den Grad der Abhängigkeit, in welchen es zurückgezwungen werden soll, so ist auch diese aus ganz andern Motiven herzuleiten, als aus Sympathien des Rechts und der Freiheit. — In Kassel ist nun weiter nichts zu thun; wie aber die Sachen jetzt stehn, sollte in Darmstadt und Stuttgart die liberale Partei Alles aufbieten, um einen ähnlichen Conflict zu vermeiden, und nicht zu halsstarrig sein in dem Festhalten an einem Rechtsboden, dem ein anderer Rechtsboden gegenübergestellt wird, da es nicht praktisch ist, einen Proceß zu führen, wo man kein Gericht findet.

Aus Holstein.

1.

— Wir reisten an einem schönen Morgen von Altona per Eisenbahn nach Kiel. Die Sache dauert $3^1/_2$ — 4 Stunden. Die Gegend ist größtentheils ohne andern Schmuck, als ihn etwa fettes Wiesen- und Ackerland, hin und wieder blaue Seeen, weißstämmige Buchengruppen und saubre Dörfer und Landstädte zu bieten vermögen. Die Reisegesellschaft der III. Classe — und jeder Tourist „pure-sang" fährt in den Volks-Wagons — bestand aus einem Gemisch von Freiwilligen, Neunzehnjährigen, Bauern und Städtern. Eckernförde war Tags zuvor freigeworden; daß es schon wieder aufgegeben hatte werden müssen, war den Wenigsten bekannt, und so fanden sich auch viele Eckernförder zusammen, die, seit Monaten von Haus und Familie getrennt, die Sonnenblicke des Krieges zum Wiedersehen der Ihrigen benutzen wollten. —

Die Freiwilligen waren wunderbar bunter Mischung. Da war ein hübscher Handwerksbursch aus Meißen, den der Krieg in Ungarn überrascht und sammt Meister und Mitgesellen in seinen Strudel hineingezogen hatte, bis ihm ein östreichischer Lancier die Unterkiefer zertrümmerte. Zu Peterwardein in's Lazareth gebracht und leidlich hergestellt, trieb's ihn, nun wieder dem Schall der Trommel nachzugehen. Ein anderer statt-

licher Bursche, ein Ausländer, aber schon 14 Jahre lang in Preußen ansässig, hatte im Kaiser Franz Garde-Regiment gestanden und die Berliner, Dresdner und badener Affaire mitgemacht; er war Mitglied der freien Gemeinde und stand auf einem sehr weit vorgeschobenen Posten dieser Vernunftarmee; nebenher war er in der Politik noch wesentlich mehr links als die äußerste Linke der Berliner Nationalversammlung seel. Andenkens und versicherte in diesem Sinne, seine zurückgebliebenen Kameraden wären auch sämmtlich „gut" und dächten wie er. Die übrigen Freiwilligen waren Hannoveraner, Preußen, Sachsen und auch an südlichern Dialekten fehlte es nicht unter ihnen; es mochten in Allem 40 bis 50 Mann sein und jeder Morgenzug brachte in den letzten Wochen einen ähnlichen Contingent, so daß etwa 3300 — 3500 Freiwillige zusammen sein mögen. Es ist dies ein nicht zu verachtender Zuzug, aber geht es nicht besser fort, so kommen die fehlenden 10,000 Mann, ja die fast dringend nöthigen 15 — 20,000 Mann nicht bis zur rechten Stunde zusammen. Die Vereine mögen vor Allem in diesem Sinne ihre Wirksamkeit verdoppeln, wenn es möglich: verzehnfachen. Vor Anfang November ist auf ein ernstliches Wiederbeginnen des Kampfes nicht zu rechnen; so lange die Flotte nicht Winterquartiere gesucht haben wird, ist die Wiedereroberung Schleswigs, wenn nicht unmöglich, doch nicht von nachhaltendem Erfolg. Ende October pflegt der Termin zu sein, wo größere Kriegsschiffe in der Ostsee ihre Stationen verlassen müssen, da die wohlbekannten Grundwellen der Ostsee um jene Zeit beginnen und bis zum Frühjahre sich nicht wieder zur Ruhe geben. Das wird das Signal sein, welches das gute Holstein-Schwert wieder aus der Scheide ruft. Bis dahin aber muß zusammengebracht werden, was irgend zusammenzubringen ist.

Und da wir von der geraden Linie des Erzählers einmal so weit abgeschweift sind, mag hier noch hinzugefügt werden, was den Freiwilligen das ihrer wartende Verhältniß deutlicher machen kann. In Altona angelangt, erhalten sie vorläufige Uniform, werden nach Rendsburg befördert, daselbst erst gehörig eingekleidet und ihren Regimentern zugetheilt, wenn sie gediente Leute sind, oder den Exercircompagnien beigegeben, wenn ihnen der Waffendienst neu ist. Das Exerciren dauert etwa 4 Wochen. Die Feldwebel und Unterofficiere sind größtentheils gebildete Leute und ihr Verhältniß zu den Gemeinen ist ein ganz ungezwungenes. Die Officiere scheinen sich von dem gewöhnlichen Paradeton weniger emancipirt zu haben, wenigstens viele unter ihnen. In Rendsburg sind die Truppen bei den Bürgern einquartiert. Um Rendsburg bei den Bauern; Baraks werden gebaut. Nahrung ist reichlich und gut, jeden Tag Fleisch oder Speck, abwechselnd; Branntwein wird nicht gereicht, dagegen Kaffee. Der Dienst ist strenge, ohne im mindesten gamaschenartig zu sein. Alles geht regelmäßig zu; man sieht das Wohlgeschulte, Tüchtige, Ernste dieser Armee und fühlt die Sicherheit, mit der sie sich in entscheidenden Augenblicken als trefflich in einander greifende Gesammtheit bewegen muß. Wer also herüber kommt, verspreche sich nicht Freischaaren-Romantik, — sie läßt sich mit der Disciplin einer Armee nun einmal zu schwer vereinigen, um nicht ausgeschlossen sein zu müssen; aber er rechne dagegen auf alle die Vortheile, welche ihre Ausschließung eben bietet: Sicherheit im Kampf, Pflege vor und nach dem Kampfe, tüchtige Führung und umsichtige Verwendung aller zu Gebote stehenden Kräfte; er rechne darauf, daß er sich einer Armee anschließt, die jetzt schon ihres Gleichen sucht und sich noch täglich vervollkommnet; er rechne darauf, daß er sich einer Sache hingibt, die gut steht.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Meiningen.

In den glücklichen Zeiten, als die demokratische Staatsweisheit allerwärts in Deutschland in der erfreulichsten Blüthe stand, erlaubte ich mir, Ihnen von Zeit zu Zeit einige Mittheilungen zu machen, um Ihnen und Ihren Lesern das ergötzliche Schauspiel vor die Augen zu führen, wie sich die großen Bewegungen der Zeit in dem idyllischen Mikrokosmus unsers Kleinstaats wiederspiegelten. Jene glücklichen Zeiten sind vorüber und wir stehen mitten in dem Strudel der Reaction. — Wollte Gott, ich könnte hinzusetzen: wie ein Fels im Meere. Aber glauben Sie ja nicht, daß sich auch die Reaction von der heitern Seite auffassen lasse: sie ist durchaus ernst und traurig. Wir in unserm politischen Stillleben merken, aufrichtig gestanden, nur dann und wann den scharf wehenden reactionären Wind, der von unsern größern Nachbarn aus auch unser Ländchen durchbraust; im Allgemeinen haben wir noch Preßfreiheit, wobei freilich eine Kleinigkeit, die Presse, fehlt, verfassungsmäßige Volksvertretung und jetzt bekommen wir sogar Geschwornengerichte. Sie sehen, im Vergleich zu dem königlich sächsischen Staatsministerium besteht unser Ministerium, welches so gefährliche Institute fortbestehen läßt, oder gar erst einführt, aus einer Art von Revolutionären in Glacéhandschuhen, und ich kann es keinem königl. sächs. Unterthanen verdenken, der uns um dasselbe beneidet. Unsere Schuld an Schleswig-Holstein bezahlt die Staatsregierung zwar vor der Hand nicht, aber — ich rechne dabei abermals auf den Neid Kursachsens — aus constitutionellen Bedenken, weil die Kammer nicht versammelt ist. Denken Sie sich: aus constitutionellen Bedenken! Ich glaube, wenn Sie an Ihr Ministerium Friesen-Beust gedenken, werden Sie mit Lear ausrufen: Ein Königreich für ein constitutionelles Bedenken! An die Stelle der Staatsregierung ist in der schleswig-holsteinschen Sache das Volk eingetreten und die anderthalbhunderttausend Einwohner unsers Ländchens haben im Monat September mehr beigesteuert, als der Großstaat Sachsen, der von Würtemberg gelernt hat, sich keinem Hohenzollern zu unterwerfen. Aber hier zeigt sich wieder unsere eigenthümliche Lage als Kleinstaat. Während Sie in Ihrem Königreich in dem gerechten Selbstbewußtsein Ihres geretteten europäischen Einflusses Ihre innere Misère, Verfassungsumwälzung, Verlust der Preßfreiheit rc. leicht verschmerzen, kommen wir Kleinstaatler trotz aller inländischen Freiheit nicht zum Behagen und zur Zufriedenheit, weil — wir den Bundesstaat, den wir erstreben, sich auflösen sehen. Glücklich die 11 Großstaaten des Eschenheimer Klubbs, die eines Bundesstaats nicht bedürfen, weil sie in sich selbst fest, sich selbst genug — mit einem Wort Großstaaten sind. Wir Unglücklichen!

Aber endlich im Ernst zu sprechen: wir fühlen uns nicht glücklich. Apollon hat dem deutschen Volke den Ruhm der staatlichen Größe bis jetzt beharrlich verweigert. Was ist also natürlicher, als daß wir noch immer mit Vorliebe auf das Feld uns zurückziehen, in welchem der Gott uns so reich gesegnet — in den Garten der deutschen Poesie. Aber auch hier wohin uns wenden? Wir sind die erlogenen Liebeswehen, wir sind den Weltschmerz und die Zerrissenheit satt; wir sind es überdrüssig, Frivolität und Liederlichkeit uns für Genialität à la Heine verkaufen zu lassen. Wir glauben nicht mehr an die Naturwahrheit des „Reißt die Kreuze aus der Erde,“ seitdem wir durch eine seltsame Ideenassociation dabei an ein Spritzleder erinnert werden, und bei der Wiener Gemüthlichkeit und der schwäbischen Naturpoesie sind wir unschlüssig, ob wir lachen oder

weinen sollen. In solche Wüste ist ein Bändchen Lieder gefallen, die wie eine Oase den dürstenden Wanderer locken und erquicken. Die Gedichte von Julius Sturm scheinen mir von Ihrem Recensenten zu leicht genommen zu sein. Ich glaube zu dieser Bemerkung um so mehr verpflichtet zu sein, als sie größtentheils in unserer kleinen Residenz entstanden sind, obgleich der Verfasser einer andern der 34 deutschen Nationen angehört und jetzt in Ihrem Sachsen weilt. Lassen Sie mich mit einem Sonett des Dichters schließen:

Eins ist uns noth und ohne dieses Eine
Sind unsre Hoffnungsträume Selbstbethörung,
Und unsre Worte falsche Edelsteine,
Und unsre Thaten nichts als Glückzerstörung.

Eins ist uns noth, mit ihm nur im Vereine
Trägt unser Flehn in sich die Gotterhörung,
Und für dies höchste Eine, das ich meine,
Ihr Brüder, ruf' ich auf euch zur Verschwörung.

Wir wollen kämpfend mit des Geistes Waffen
Rastlos den eigennütz'gen Haß bedrängen,
Mit glüh'nden Kohlen ihm das Haupt versengen,

Bis wir der Liebe vollen Sieg verschaffen,
Der Liebe, die entstammt der Gottheit Schooße
Am Herzen trägt der Freiheit Alpenrose.

Bis das geschieht, hat es freilich wohl noch einige Zeit. Indessen bedeuten ja die grünen Blätter die Hoffnung: lassen Sie uns denn hoffen und der Zeit warten, da wir werden handeln können. Bis dahin leben Sie wohl.

Literaturblatt.

Ein neuer Roman, der in England viel Aufsehen und Verdruß erregt hat, heißt **Fashion, by Mrs. Maberly.** Er enthält eine Schilderung der vornehmen Welt in England, die nicht schmeichelhaft ist, aber den Stempel der Wahrheit trägt, daher der Verdruß der Betheiligten. Der Inbegriff des Wortes fashion ist eigentlich unübersetzbar: die Mode und ihre Tyrannei ist wohl annähernd der Sinn; jedoch bleibt die Deutung für deutsche Leser immer noch ziemlich unverständlich, weil man bei uns keinen Begriff von den launenhaften, albernen und despotischen Gesetzen der Mode in England hat. Sie beziehen sich nicht, wie bei uns, auf äußerliche Dinge, auf Kleidung, Hausrath u. s. w., sondern hauptsächlich auf die Geltung und die Stellung in der vornehmen Gesellschaft. Um darin eine Rolle zu spielen, muß man die geheimnißvollen Bedingungen und Eigenschaften kennen, welche die Despotin Fashion vorschreibt. Hohe Geburt und Reichthum, Geist und Schönheit finden keine Gnade vor ihr, wenn ihre eigensinnigen Gesetze nicht befolgt werden. Und worin diese bestehen, weiß eben kein Mensch zu sagen, sie enthalten doppelt und dreifach das Je ne sais quoi der Franzosen. Die Exclusivität der englischen Gesellschaft ist bekannt, sie soll darin neuerdings nur von ihrer Copistin der amerikanischen in Newyork und Boston übertroffen werden. Doch ist es noch nicht genügend, den Einlaß in den Zauberkreis erlangt zu haben, die Fashion verlangt darin unerbittlich ihre Opfer. Wie dem Moloch werden ihr irdische und himmlische Güter ge-

opfert, Reichthum und Seelenfrieden. Mistreß Maberly schildert dies in ergreifender Weise. Eine junge schöne Frau, die eine glänzende Heirath gemacht, bietet Alles auf, um die Geltung der Fashion zu erlangen, sie verliert dabei fast ihren Ruf und wird mit genauer Noth noch gerettet durch einen frühern Verehrer, einen vortrefflichen tugendstarken Mann, der von der Verf. dazu bestimmt scheint, neben den verschrobenen unnatürlichen Gesellschaftsmasken die versöhnende Wirkung eines gesunden fleckenlosen Charakters zu machen. Neben dem eitlen, hochmüthigen und herzlosen Gatten seiner schönen Geretteten nimmt er sich so gut aus, daß man eine Zeit lang befürchtet, die Verf. werde in den gewöhnlichen Fehler der meisten Frauenromane verfallen und einen der abgedroschenen Conflicte zwischen einem guten Liebhaber und bösen Ehemann abspinnen, aber sie geht mit vielem Tact darüber hinweg und zeigt im Verlauf ihres Romans, daß die Fashion ihre Opfer so leichten Kaufs nicht losgibt. Die Eltern sündigen ihr zu Liebe weiter an ihren Kindern. Eine höchst ergötzliche Entführungsgeschichte ihrer einzigen Tochter, durch einen falschen Herzog, bestraft und belehrt sie endlich; der Schluß ist versöhnlicher, als zu erwarten war, weil diese Schmach vernichtet wird dadurch, daß der Entführer ein verkleideter ältlicher Onkel des jungen Mädchens war, der sie nur wirksam von ihrer Thorheit heilen will und schließlich die zerrütteten Vermögensverhältnisse der Eltern durch seine reiche Erbschaft wieder herstellt.

Allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an bis zur Auflösung des weströmischen Reichs. Von Pölitz. In siebenter Auflage umgearbeitet von Dr. Karl Zimmer. 1850. Leipzig, Hinrichs. — Bei einem Geschichtswerk, welches weder auf den Ruhm kritischer Forschung noch die Eigenthümlichkeit einer spirituellen Darstellung Anspruch macht, das sich vielmehr darauf beschränkt, die Resultate der Wissenschaft in kurzer Uebersicht zusammenzudrängen, ist die Kategorie der Brauchbarkeit das entscheidende Kriterium. In solchem Fall wird das Geschäft der Kritik wesentlich durch den Erfolg erleichtert. Ein Werk, welches bereits die siebente Auflage erlebt, hat sein Dasein hinlänglich gerechtfertigt. — Die letzte Ausgabe ist eine Verbesserung; Herr Zimmer hat von den neuern Forschungen, was als ausgemachte Thatsache gelten kann, fleißig nachgetragen und viele Abschnitte zweckmäßiger umgearbeitet; daß er sich auf die Hypothesen Niebuhr's und Anderer nicht eingelassen hat, ist bei der Anlage des Ganzen nur zu billigen. — Das Buch enthält zuerst eine allgemeine Einleitung, dann China, Japan, Indien (p. 32—68); die westasiatischen Staaten — die auf einer Seite abgemachte Geschichte der Sassaniden mit eingeschlossen (p. 69—92); die semitischen Völker: Assyrien, Babylonien, Syrien (bis zur römischen Eroberung), Phönicien, Juden bis zur Zerstörung Jerusalems (p. 93—150); das übrige Asien; Aegypten bis zur Schlacht bei Actium, mit einem Nachtrag über ägyptische Cultur (179—212), Karthago; Griechenland bis zur Eroberung von Korinth (226—329), Rom bis auf Augustus (336—401), die Kaiserzeit bis 476 (402—422, also nicht sehr ausführlich), endlich die Literatur des classischen Alterthums (423—456).

Die preußische Revolution. Von Adolf Stahr. IV. 1850, Oldenburg, Stalling. Mit diesem Heft, welches bis zur Auflösung der Nationalversammlung geht, schließt der „erste Act im Drama der Revolution". Ueber den Geist, in welchem Stahr dieselbe betrachtet, haben wir uns schon bei Gelegenheit der früheren Hefte ausgelassen. Natürlich wird die Darstellung um so bitterer, je deutlicher sich die Reaction

geltend macht. — Können wir auch dem Herrn Verfasser, dessen Standpunkt ungefähr mit dem der Nationalzeitung zusammenfällt, in seinen politischen Voraussetzungen nicht beipflichten, so bleibt ihm doch der Ruhm einer klaren, übersichtlichen, anziehenden und, soweit das bei einer bestimmten Parteiansicht möglich ist, objectiven Ausführung.

Volkslieder aus Krain. Uebersetzt von Anastasius Grün. 1850. Leipzig, Weidmann. Wir glauben die allerliebsten kleinen Lieder am besten mit den Worten des berühmten Uebersetzers zu charakterisiren. — Seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart mit Oestreich unter einem Scepter vereiniget (mit alleiniger Ausnahme der kurzen Zwischenregierung 1809—1813) theilte Krain fortwährend treu und ehrlich die Kämpfe und Geschicke Oestreichs. Den glänzendsten und einen beinahe selbständigen Antheil nahm es aber an den langjährigen blutigen Türkenkriegen. Nicht nur unter den Fahnen Oestreichs stets in erster Reihe kämpfend, sondern auch unter eigenen Heerführern (Katzianer, Auersperg, Thurn, Lamberg, Lenkowitsch u. A. m.) dem Erbfeinde christlichen Namens selbständige und mörderische Schlachten liefernd, floß das Blut seiner Söhne in Strömen auf allen Wahlstätten jener Kriege. Durch seine geographische Lage den, trotz aller Friedensschlüsse, fast jährlich wiederholten Einfällen der Grenzpaschas bloßgegeben, war das ganze Land Krain durch Jahrhunderte ein großes Feldlager, eine von Geschützen und Rüstungen starrende Burg; die ganze waffenfähige Bevölkerung, wie die Mannschaft einer großen Vorpostenwacht, in jedem Augenblicke marsch- und kampffertig und der Signale (Kreuth- auch Creuzfeuer) gewärtig, die, von allen Höhen aufflammend, binnen wenigen Stunden das ganze Land zu den Waffen rufen konnten. Da war jedes Haus eine Schanze, Schlösser und selbst Kirchen waren befestigte Außenwerke mit Thürmen, Ringmauern und Gräben (Tabor), vornehmlich zur Aufnahme der Wehrlosen und der geflüchteten Habseligkeiten bestimmt. Diese Epoche der ausdauerndsten und erbittertsten Kämpfe ist der Glanzpunkt der Landesgeschichte, ihr gehören alle poetischen Erinnerungen an, ihr die Entwicklung eines eigenthümlichen kriegerischen Volkslebens und somit auch eines selbstständigen Volksliedes. Dieses nimmt die Helden, die es verherrlichen will, theils aus der Zahl eingeborener Kriegsmänner und Abenteurer, größerentheils aber, bei dem Verschmelzen der eigenen Landesgeschicke mit denen seiner Nachbarvölker, aus der Geschichte und Tradition der letztern. So hat, wahrscheinlich durch Kampfgenossen aus Slavonien und Croatien vermittelt, die abenteuerliche Gestalt des Serbenhelden Marko noch im Volksliede Krains einige Geltung; so überragt in diesem alle Andern ein fremdes, fast fabelhaftes Wesen, König Mathias (Kralj Maljas) genannt. Wo sich diese mythische Gestalt auf historischem Wege beikommen und erfassen läßt, gibt sie sich als Mathias Corvinus Hunjady, König von Ungarn (ungar.: Malyas Király) zu erkennen, welcher hier nicht nur die eigenen Thaten und Schicksale, sondern auch die seines Vaters Johann Hunjady und anderer Helden, ja vielleicht sogar die moralischen Fehltritte der letzten Grafen von Cilli auf sich nehmen muß. Seine bedeutungsvolle Rolle ist aber noch nicht zu Ende; denn das Volk ist dankbar gegen seine Lieblinge und Beschützer und läßt sich selbst vom Tode den kostbaren Besitz nicht rauben. So ist nach der Sage der Südslaven auch König Mathias noch nicht gestorben, sondern schläft nur, des Wiedererwachens gewärtig, in einer Grotte im tiefen Ungarn, wie Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser und Karl der Große im Salzburger Untersberge, wie Holger der Däne in einem Gewölbe bei Kronburg und

Artus der Britte in einem Berge seiner Heimath. Dort sitzt er mit seinen Kriegern (schwarze Legion, cerna voiska) an einem Tische unter dem in der slavischen Volkspoesie so charakteristischen Lindenbaume, unter welchem alle Haupt- und Staatsactionen vorzugehen pflegen. Ein Lied, das jedoch seiner sonstigen Unbedeutendheit halber in die Sammlung nicht aufgenommen wurde, läßt ihn sogar, wie Orpheus um Eurydice, mit einer Geige in der Hand zur Hölle steigen, um seine todte Geliebte heraufzuholen, was ihm aber, da diese unterwegs das gebotene Stillschweigen bricht, eben so wenig glückt, als seinem thrakischen Vorbilde. In solcher Art knüpft das Volk an die Personen seiner Lieblingshelden ohne kritische Sichtung deren eigene und fremde Eigenschaften, Handlungen und Erlebnisse, wie diese durch die Ueberlieferung zu seiner Kenntniß gelangt sind. Das belebende Element jener, nach dem Gesagten wohl größtentheils dem 16. und 17. Jahrhunderte angehörigen romanzenartigen Lieder ist ein unersättlicher, oft in blutdürstige Grausamkeit ausartender Türkenhaß; bezeichnend und für echt volksthümliche Abkunft zeugend ist das Uebertragen der eigenen Anschauungsweise, Geschäfte und Hantirungen des Volkes auf seine Helden, der eigenen Sitten und Gebräuche auf fremde Völker, der gegen die nächsten Nachbarn sich kundgebende Provinzialhaß und Spott u. dgl. m. Obschon Krains Volkslied sein nahes Verhältniß zur Poesie der übrigen slavischen Völker nicht verleugnet, steht es doch mit der serbischen Volkspoesie in allernächster Verwandtschaft. Wenn jedoch das serbische Volkslied, im Einklange mit der Geschichte Serbiens, als wohlgegliedertes Epos zur Feier vaterländischer Helden, als stolzer Triumph- und Siegesgesang nach glanzvoll beendigten Kriegen, breit und feierlich dahinrauscht, so klingt, eben auch im Einklange mit der Landesgeschichte, Krains Volkslied rasch und abgerissen, als kurze Romanze, als frisches Waffenlied, wie es Nachts am Vorpostenfeuer von wachenden Kriegern gesungen zu werden pflegt, die sich munter erhalten, die Nacht kürzen, vor allem aber den Faden, den jeder Augenblick durch Auszug oder Ueberfall durchschneiden kann, nicht über Gebühr ausspinnen wollen. Beachtenswerth ist in dem spätern Zeitabschnitte, bei wachsendem Verkehre mit deutschen Völkern, der allmälige Uebergang des altslavischen, gegenwärtig nur noch durch den serbischen repräsentirten Volksgesanges in die Auffassungs- und Darstellungsweise des deutschen Volksliedes, Aehnlichkeit der Motive und insbesondere die Aufnahme des den ältern Slaven fremden Reimes. Im 18. Jahrhundert verminderte sich durch die veränderte Art der Kriegsführung die Betheiligung des Einzelnen am Kampfe und mithin auch die des Volksliedes; so klingt aus den letzten Türkenkriegen ein Lied „Laudon vor Belgrad" bereits ziemlich matt und farblos. Der gemachte halbofficielle Patriotismus aus den Preußen- und Franzosenkriegen konnte auch nur erzwungene Früchte tragen. In neuerer Zeit ist mit der Physiognomie eines eigenthümlichen Volkslebens auch die des ältern krainischen Volksliedes in Allgemeinheit und Unbestimmtheit zerflossen und an seine Stelle ist eine aus kümmerlichen Inspirationen ländlicher Presbyterien, Schul- und Trinkstuben hervorgegangene Liederkunst getreten, welcher das belebende Element wahrer Volksthümlichkeit fehlt, und der sich aus dem Volke selbst gereimte Klagen über erhöhte Salzpreise, Abführung der Geliebten als Rekruten, drückende Steuern und Frohndienste u. s. w. traurig beigesellten." —

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Vom schleswig-holsteinschen Heere.

Zwar vermag meine Feder keine frohen Siegesnachrichten zu geben, denn die blutigen Tage von Missunde und Friedrichsstadt sind ohne Erfolg geblieben, dennoch kann ich manches Tröstliche, ja zu schönen Hoffnungen Berechtigende melden. Fester und unbeugsamer ist der Entschluß geworden, das letzte Gut und Blut herzugeben, um einen ehrenvollen Frieden uns zu erkämpfen. Werden die schmachvollen Zustände des Jahres 1850 in Deutschland im ewigen Buch der Geschichte niedergeschrieben, die Seite Schleswig-Holsteins wenigstens soll rein von Schmutz und Schande bleiben.

Zwei blutige Gefechte außer fast täglichen kleinen Scharmützeleien der Vorposten unter einander haben wir in den letzten Wochen gehabt, die uns zusammen nahe 700 Soldaten an Todten, Verwundeten oder Gefangenen gekostet haben. Wir haben beide Mal unter den ungünstigsten Verhältnissen kämpfen müssen, denn unsere Feinde standen hinter hohen Wällen gesichert vor unsern Geschossen, während ihre Kugeln verheerend in die Reihen unserer Soldaten schmetterten. Sieger sind wir an diesen beiden Tagen nicht geworden, denn wir mußten den Sturm aufgeben, besiegt sind wir aber auch nicht, denn die Dänen hüteten sich wohl, uns in's offene Feld hinein zu folgen, und ungehindert marschirten wir in unsere frühern Stellungen zurück. Verschiedene Truppentheile waren bei diesen Gefechten besonders thätig, bei Missunde sind das 1ste Bataillon, dann das 12. Bataillon und das 2., 3 und 5. Jägercorps am heftigsten im Feuer gewesen; während bei Friedrichsstadt das 6. Bataillon, dann das 5., 11. und 15. Bataillon und das 1ste Jägercorps von unserer Infanterie verwendet wurden. Ohne Ausnahme aber haben alle diese Corps sich gerechten Anspruch auf die Zufriedenheit des Oberanführers erworben, ja sich theilweise mit einem Muthe geschlagen, wie er bei keiner Truppe der Welt größer sein konnte. Als am Abend des 4. October eine Compagnie vom 1. Jägercorps und vier Compagnien vom 6. Bataillon den Befehl erhielten, die dänischen Schanzen und Wälle bei Friedrichsstadt zu erstürmen, da erscholl ein lautes freudiges Hurrah in den

Gliedern. Das Musikchor am Schluß der Sturmcolonne mußte unser Nationallied „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ blasen, die Soldaten begleiteten mit vollem Gesang und drangen im Sturmschritt auf dem schmalen Damme vor. Von allen Seiten schmetterten die Kugeln der Feinde in ihre Reihen furchtbare Verwüstungen anrichtend, sie setzten unerschrocken ihren Marsch fort, bis unübersteigliche Hindernisse demselben Einhalt geboten. An fünf Stunden von des Abends 6 bis 11 Uhr dauerte das Gefecht unaufhörlich fort; mehrmals zurückgedrängt, stürmten die Unsrigen immer wieder vor das gut geleitete Feuer der dänischen Geschütze; die vielen angelegten Minen, die krachend in die Luft flogen, die Blockhäuser, deren mehrere aufgebaut waren, verhinderten das weitere Vordringen.

Schleswig-Holstein ist leider nicht in der Lage, allen Officieren, welche es so nöthig braucht, eine sorgenfreie Zukunft sichern zu können; wir sind überzeugt, viele Hunderte deutscher Militärs würden mit Freuden ihren Dienst aufgeben, um in unsere Reihen zu kommen, die jedem deutschen Kameraden mit Freuden geöffnet sind. Sind doch an 120 deutsche Officiere seit dem Tage von Idsted in schleswig-holsteinische Dienste getreten und vergeht auch jetzt noch keine Woche, wo deren nicht noch mehrere zu uns kommen. Besonders preußische Officiere sind in letzter Zeit viele hier angelangt, und erwartet werden noch mehrere kurhessische Officiere, von denen wir jetzt schon 5 bis 6 unter uns zählen. — Aber auch Soldaten bekommen wir jetzt täglich aus ganz Deutschland, obgleich freilich der Zuzug nur gering zu der Größe von unserm gemeinsamen Vaterlande zu nennen ist. 4000 Streiter, die nicht aus Schleswig-Holstein selbst gebürtig sind, haben in den letzten Monaten wieder Dienste bei uns genommen. Etwa 200 Ungarn und Polen mögen sich unter dieser Zahl befinden, sonst sind alle übrigen Deutsche. Preußen, Hannover, Oldenburg und Mecklenburg haben im Verhältniß die größte Zahl zu diesem Contingente geliefert, obschon alle deutsche Staaten darin vertreten sind. Die wenigsten sandte Oestreich; doch sind 8 östreichische Officiere, darunter 3 Hauptleute, in letzter Zeit in Dienst getreten. Künstler, Studenten, Gelehrte, junge Beamte haben die Büchse oder Muskete ergriffen und sind als gewöhnliche Soldaten in Reih und Glied getreten. Auch unter den Schleswig-Holsteinern selbst sieht man Leute jedes Standes, Alters und Bildungsgrades, denn ohne Ausnahme muß Jeder, der nur die Waffen tragen kann, im Alter von 19 bis 35 Jahren jetzt hier dienen. Allein fünf Abgeordnete des Landtages in Kiel befinden sich in Reih und Glied als Soldaten, während zwei andere Abgeordnete Officiersposten bekleiden. Oft sieht man, daß 3 bis 4 Brüder neben einander in Reih und Glied stehen und der Vater dient oft neben dem Sohne. So fiel z. B. bei Friedrichsstadt der Gutsbesitzer und Landtagsabgeordnete Völlentsen aus dem Dithmarschen, von einer dänischen Kugel getroffen. Obgleich schon ein silberhaariger Greis, hatte der Mann, von glühender Vaterlandsliebe begeistert, schon im vorigen Jahre die Büchse ergriffen

und war als Jäger im trefflichen 1. Jägercorps mitgezogen. In dem siegreichen Treffen bei Kolding hatte er eine bedeutende Wunde davon getragen, war aber in diesem Jahre wieder eingetreten, [illegible]en ihm stand im Gliede sein Sohn. Gibt es doch bei uns Familien, wo dr[illegible]vier, selbst fünf Brüder im Heere dienen, hat doch schon manches Elternpa[illegible] bis drei Söhne in dem heiligen Kampfe verloren. Viel des edelsten Blut[illegible]st hier vergossen.

Jetzt freilich wird der Krieg anders geführt als früher, und wenn wir auch nur 28,000 Mann hier haben, während Wrangel 1848 über 64,000 Mann, Prittwitz im Jahr 1849 aber gar über 82,000 Mann zu verfügen hatten, so haben wir den Dänen doch schon viel mehr Leute getödtet. Aber mit welchem Feuer und mit welch furchtbarer Erbitterung kämpfen auch jetzt oft unsere Soldaten. Bei Missunde marschirte eine Compagnie des 1. Bataillons mit lautem Gesang des Liedes „Schleswig-Holstein meerumschlungen" in das feindliche Kanonenfeuer, und wenn auch von allen Seiten die Kugeln verheerend in ihre Reihen schlugen, so hat der Chor doch nicht eher gestockt, bis die Soldaten so nahe gekommen waren, daß sie sich mit einigem Erfolg ihrer Gewehre gegen die Geschütze bedienen konnten. So hat man bei Missunde manche Verwundeten nur mit Mühe aus der Gefechtslinie zu den Verbandplätzen zurückführen können, da sie trotz ihrer Wunden den Kampf noch fortsetzen wollten. Ein Jäger vom 2. Jägercorps, der schwer am Bein verwundet war, hat, noch auf dem Boden liegend, seine Büchse geladen und zweimal mit gutem Erfolg gegen den Feind abgeschossen. Als er endlich auf einer Tragbahre zurückgebracht wurde und bei seinem Bataillon vorbeikam, richtete er sich mit letzter Kraft noch auf und rief: „Hoch die 2ten Jäger, haltet Euch brav, sobald ich kann, bin ich wieder bei Euch." Am andern Tage war der Brave verschieden. Ein Musketier von der 3. Compagnie des 11. Bataillons ward bei Friedrichsstadt so verwundet, daß er nur durch 2 Kameraden aus dem Feuer getragen werden konnte. Diese vermochten aber mit ihrer Bürde eine schon halbverbrannte Brücke nicht mehr zu passiren und waren gezwungen, ihn zurückgelassen, um sich selbst zu retten, da raffte der Verwundete seine letzten Kräfte zusammen, warf Gewehr und Patrontasche in den Trenefluß, stürzte sich dann mit den Worten: „die verfluchten Dänen sollen mich nicht lebendig haben" in die Wellen und ertrank. Ein anderer Schwerverwundeter, der nicht mehr mit fortgebracht werden konnte, hat sich selbst erschossen, um nicht in feindliche Gefangenschaft zu gerathen. Auch ein verwundeter schleswig-holsteinischer Officier hat sich in Friedrichsstadt in die Flamme eines brennenden Hauses gestürzt, um so lieber den Tod wie die feindliche Gefangenschaft zu erdulden. Ebenso ehrenwerth wie unsere Armee benimmt sich das ganze Land. „So lange der dänische König den Krieg aushält, halten wir ihn auch aus und haben dann noch einen Thaler Geld mehr als er übrig," sagte mir in seiner plattdeutschen Mundart ein wohlhabender Bauer in Norderdithmarschen, als ich mit ihm über die Lasten des Krieges sprach.

Ein Anderer meinte: „Sieben Koppel (Feldtheile) habe ich, zwei davon kostet alljährlich der Krieg, aber wenn er auch noch zwei mehr kostet, so wollen wir uns doch unser Recht nicht von den Dänen nehmen lassen.“ Ich weiß einen größern Gutsbesitzer, der in diesem Jahr allein schon an 15,000 Thaler Kriegssteuer gezahlt hat und doch noch einen freiwilligen Beitrag von 1000 Thalern für die schleswig-holsteinische Invalidencasse einsandte. Ueberhaupt wird trotz des Kriegsdruckes noch von sehr vielen Seiten freiwillig für die Armee geliefert. Ganze große Wagen mit Bier, Branntwein, Speck, Würsten, Eiern und ähnlichen willkommenen Gaben kommen im Lager an als Geschenke von wohlhabenden Dorfschaften an solche Compagnien, die lange bei ihnen im Quartier gestanden haben. Auch in den Hospitälern wird für die Verwundeten auf das eifrigste gesorgt, und der weibliche Theil der Bevölkerung zeigt sich hier oft im schönsten Licht. Viele edle Frauen aller Stände widmen ihre ganze freie Zeit diesen wohlthätigen Werken und scheuen keine Widerwärtigkeit, um den Soldaten in den Lazarethen so viel als möglich ihr Schmerzenslager zu erleichtern.

Auch der Adel des Landes, von jeher durch Bildung und Tüchtigkeit respectabel, und darin vor dem mit Recht verrufenen Junkerthum des Nachbarlandes Mecklenburg ausgezeichnet, hält sich im Allgemeinen vortrefflich, zahlt genau alle ihm jetzt auferlegten großen Abgaben und sendet seine Söhne in die Reihen des Heeres. Viele Sprossen der edelsten Familien des Landes haben ihre Treue an Schleswig-Holsteins Recht schon mit ihrem Blute besiegelt. Nur einzelne wenige hocharistokratische Familien machen sich auch hier durch Erbärmlichkeit bemerkbar, suchen sich den allgemeinen Lasten auf jegliche Weise zu entziehen, ja sie sind theilweise öffentlich in das dänische Lager übergegangen. — Die Thätigkeit des schleswig-holsteinschen Heeres besteht jetzt darin, für einen Winterfeldzug alles Mögliche vorzubereiten. Sobald erst der Frost den Boden gehärtet, die jetzt überall überfluthenden Gewässer in ihre Schranken zurückgedrängt hat, sind für unser Heer viele Vortheile gewonnen. Die Hauptstärke der dänischen Stellung beruht auf den Morästen der Marschgegenden, und jetzt den Aufstauungen übergetretener Flüsse, Treene und Schlei, welche dieselbe an vielen Punkten unangreifbar machen. Hat der Frost dies geebnet, so haben wir Aussicht, das dänische Heer aus seinen Lägern bei Schleswig heraus zu manövriren, ohne viel unnützes Blut mit der schwierigen Erstürmung der festen Werke des Dannewerks vergießen zu müssen. Auch können im Winter die Dänen ihre Flotte nicht mehr gebrauchen. Alles dies läßt das jetzige System des Generals von Willisen als das richtige anerkennen. Daher vertraut das Heer ihm und den andern höhern Führern, unter denen die beiden Brigade-Generäle Freihr. von der Horst und von Gerhardt, der Chef der Artillerie General v. Wisselt und der Chef des Stabes, Oberst von der Tann, besonders rühmlich zu nennen sind, auch vollkommene und alle von manchen andern Seiten versuchten Verdächtigungen gegen den Commandeur sind

wirkunglos abgeprallt. Unsere Sache hat mit Feinden zu kämpfen, von denen die offenen im dänischen Lager nicht immer die unangenehmsten sind. So hat uns auch ein guter Theil der deutschen Presse durch Tactlosigkeit mehr geschadet, als genützt. Einzelne Correspondenten lungern in unserm Hauptquartiere umher, um irgend eine Neuigkeit durch dritte und vierte Hand zu erfahren und möglichst ausgeschmückt ihren Lesern mitzutheilen. So sind denn oft alberne Zeitungsnachrichten über unsere mährchenhaften Heldenthaten entstanden, die der schleswig-holsteinschen Sache nur geschadet, in unserm Heere selbst gerechten Widerwillen hervorgerufen haben, und von der dänischen Presse begierig aufgegriffen worden, uns in lächerliches Licht zu setzen. Einige Officiere von uns haben sich wiederholt den Scherz gemacht, bekannten Zeitungscorrespondenten Geschichten à la Münchhausen aufzubinden, die dann oft selbst in sonst achtbare Blätter übergingen. Jetzt ist übrigens durch eigenen Armeebefehl sehr vernünftig allen Officieren untersagt worden, sich öffentlich über Operationspläne und sonstige Kriegsangelegenheiten auszusprechen. Ein anderer Nachtheil, den uns die deutsche Presse zufügt, ist ihr ewiges, oft wirklich unverständiges Drängen zu entscheidenden Schritten, ohne daß sie die wahren Verhältnisse irgend zu beurtheilen vermag. Wahrlich, das Gesindel unter den Zeitungscorrespondenten scheint zu glauben, daß wir nur dazu da wären, um ja recht vielen Stoff zu pikanten Zeitungsartikeln zu liefern. Wenn solch unnützes Geschwätz auch hier bei uns im Heere selbst nicht den mindesten Einfluß hat, so dient es doch mit dazu, die kaum erwachten Sympathien für unsere Sache im übrigen Deutschland schwächen zu helfen, und schadet so dem schleswig-holsteinschen Volke nicht wenig.

Biographien unberühmter Russen.

2. Schicksale eines unirten Popen.

Bekanntlich war die unirte Kirche, die sich innerhalb des russischen Gebietes nur in den vormals polnischen Ländern, besonders in Kleinpolen und Lithauen findet, ursprünglich rein griechisch. Erst im 17. Jahrhundert, als die Jesuiten in Polen zu Ansehen gelangt waren, arbeitete die polnische Regierung darauf hin, die Griechen der römisch-katholischen Kirche zuzuführen. Eine völlige Einverleibung war nicht möglich, eine sehr bedeutende Annäherung aber wurde durch kluge Nachsicht der Regierung und durch den Patriotismus der Griechischgläubigen erwirkt. Denn öffentlich sprachen sie es aus: indem sie sich der apostolischen Kirche, soweit es ihr Gewissen erlaube, näherten, stehe ihnen besonders das Wohl der Republik vor Augen.

Die Annäherung an die römische Kirche bestand nun in der Hauptsache darin, daß die griechischen Gemeinden den Papst und die Lehre vom Fegefeuer und von der Gewalt der Messen anerkannten, im übrigen behielten sie die Satzungen der griechischen Kirche bei, z. B. die Priesterehe, den Gebrauch der Landes- und griechischen Sprache bei dem Gottesdienst, das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die griechische Form der Fasten.

Hauptsache war die Anerkennung des Papstes, und dies genügte der polnischen Regierung völlig; das ist es aber gerade, was die gegenwärtige russische Regierung gegen die unirte Kirche aufregt, und da die Regierung diese Concessionen als aufgedrungene betrachtet, so glaubt sie, ihr dieselben unnachsichtlich wieder abdringen zu dürfen.

Aus Grund solcher Annahme mußte natürlich die unirte Kirche im russischen Reiche ungleich rohere Angriffe zu ertragen haben, als die römisch-katholische in Polen und die protestantische in den Ostseeprovinzen. In Lithauen hatte man die Operationen schon in den zwanziger Jahren begonnen, jedoch mit einiger Vorsicht wegen der Stimmung des Königreich Polens, welches jeden auf das naheverwandte Lithauen ausgeübten Druck mitfühlte. Nachdem aber die polnische Revolution von 1830 und 1831 unterdrückt und die staatliche Organisation in den aufständischen Ländern wieder hergestellt war, begann man die Unternehmungen gegen die unirte Kirche auf's neue. Doch verfuhr man gegen die unirten Gemeinden wenigstens in größern Städten nicht ohne Verzicht auf Vorwendung irgend eines Scheins von Recht. Bei sehr isolirten Landgemeinden glaubte man auch auf diesen Schein verzichten zu dürfen.

Es war drei Jahre vor dem bekannten Kampfe der Regierung gegen die unirten Bischöfe im Königreich Polen, als im südlichen Lithauen an die Popen der unirten Landkirche in Lithauen bereits zweimal Aufforderungen erlassen worden waren, schriftlich den Irrthümern zu entsagen, welche im Verlaufe früherer Jahrhunderte durch die polnische Regierung in den Gottesdienst ihrer Gemeinden eingedrängt worden seien. Die erste dieser Aufforderungen war ohne Erfolg geblieben. Die zweite, welche einige Monate später stattfand, war schon so drohender und ernster Art, daß mehrere Popen sich dem Willen des Guberniums nicht zu widersetzen wagten. Sie erklärten sich bereit, für ihre Person in die orthodoxe Kirche zurückzukehren, wenn man ihnen die Gnade erweisen wolle, sie zu versetzen. Andere suchten durch Vorschläge zu einer Rückannäherung an die orthodoxe Kirche der Gefahr zu entgehen. Noch andere aber erklärten unverhohlen, daß auch die geringste Veränderung ihrer Glaubenssätze vor ihrem Gewissen nicht bestehen könne. Am entschiedensten bewiesen sich zwei Popen von sehr alleinstehenden unirten Gemeinden am Dniepr, deren Namen wir durch die Buchstaben O. und B. verbergen wollen. Beide, nahe mit einander verwandt und in stetem persönlichen Verkehr, ermuthigten sich gegenseitig zum Widerstande und suchten ihren Einfluß zu erhöhen,

indem sie um eine Versetzung baten, durch welche sie mehr in die Mitte ihrer Kampfgenossen gekommen sein und an deren Spitze ein größeres Gewicht erlangt haben würden. Allein die Regierung ging nicht darauf ein und beeilte ihre Operation, indem sie den beiden Männern eine Bedenkfrist von nur zwei Monaten gewährte.

Die Frist verstrich. Eine Commission, bestehend aus einem Polizeipräsidenten oder Kreiscommissär, einem Offizier aus der Kanzlei des Gubernators, einem orthodoxen und einem übergetretenen Popen, erschien. Allein jene Beiden beharrten bei ihrem Widerstreben. Die Commission gewährte im Namen des Guberniums eine nochmalige Bedenkfrist, verband damit aber so ernstliche Drohungen, daß beide Geistliche über die Folgen ihres Beharrens durchaus nicht in Ungewißheit sein konnten.

Am Tage nach Ablauf der zweiten Bedenkzeit bereitete sich O. mehrere Stunden in der Kirche durch Gebet auf einen Schritt vor, der Jedem in der Gemeinde, auch selbst den Personen seiner Familie, bis zur Ausführung ein Geheimniß war. Vom Altar begab er sich in sein Haus und zwar in sein Studierzimmer und schichtete bei verschlossener Thüre aus seiner Bibliothek, besonders aber aus seinen religiösen Schriften, eine Art Scheiterhaufen auf einem Strohsacke auf. Darauf ging er zu seiner Familie und benahm sich seiner Stimmung zufolge so, daß sich den Personen bange Ahnungen aufdrängten. Zurückgekehrt in seine Stube, öffnete er die obern Fenster und lauschte dem Tone der Klingel, durch welche die russischen Extraposten sich schon von fern ankündigen. Gegen Mittag wurde sie hörbar, da zündete der Pope den Scheiterhaufen an, warf sich darauf, und als die Commission anlangte, fand sie nur eine halb verbrannte Leiche. Die Commission setzte ohne weiteres den einen der bei ihr befindlichen Popen in das Amt des trotzigen Märtyrers. Nachdem sie noch einige mündliche Befehle dem Vorsteher der Gemeinde ertheilt, setzte sie ihre Reise zu dem Andern fort und erreichte ihr Ziel am andern Morgen, eines Sonnabends gegen sieben Uhr. Sie fanden ihn in der Kirche. Er hatte die Thüre hinter sich geschlossen, allein sein Knecht verrieth ihn, und da nun auf den Hollahruf und das Anklopfen die Oeffnung der Kirche nicht erfolgte, so zögerte der Polizeipräsident nicht, die Thüre des Gotteshauses durch die Gensdarmen, welche die Commission begleiteten, aus den Angeln heben zu lassen.

Man fand den Popen vor dem Altar im Gebet und mußte sich gedulden, bis er sein geistliches Werk vollendet hatte. Seltsamer Weise berührte die Commission zunächst den Zweck ihres Hierseins gar nicht, benahm sich vielmehr wie ein Freund, der beim Freunde zum Besuch kommt, und bat den Popen, in sein Wohnhaus zurückzugehen. Die Commission begleitete ihn in seine Wohnung und machte sich darin mit der naiven russischen Dreistigkeit heimisch, während die Gensdarmen wie zufällig zwei Posten, einen vor und einen hinter dem Pfarrhause besetzten.

Die Commission lud sich selbst bei dem Popen zum Frühstück und Mittagsmahl ein. Eine Stunde verging nach der andern, und mit keinem Worte that sie ihrer Mission Erwähnung, auch nicht als B. endlich selbst den gefährlichen Punkt berührte. Allein kaum war die Abenddämmerung eingetreten, als sie ihren gesellschaftlichen Anstrich mit einem streng amtlichen vertauschte und von B. einen definitiven Bescheid forderte. Dieser fiel nicht anders aus, als er früher schon unaufgefordert gegeben hatte. Die Russen zeigten eine seltene Langmuth, sie gingen so weit, den Widerspenstigen zu einer bekehrenden religiösen Unterhaltung mit dem der Commission angehörenden Popen in einem besondern Zimmer zu zwingen.

Daß dieser Mensch, der bereits vor einigen Jahren als Geistlicher aus der unirten Kirche in die orthodoxe griechische zurückgetreten war und seitdem den Ruhm der käuflichsten Creatur erworben hatte, in B.'s Augen den Werth eines Judas haben und daher gar keine Wirkung ausüben konnte, war natürlich. Bemerkenswerth aber ist, daß dieser Herr sein Bekehrungswerk durch eine Auseinandersetzung der politischen Vortheile bewirken wollte, welche der Regierung aus einer Rückvereinigung der unirten mit der griechischen Kirche besonders in Hinsicht der spätern Maßregeln gegen die römisch-katholische Kirche erwachsen müßten.

Als B. die Erklärung gab, daß jede Bemühung umsonst sei und die Maßregel gegen ihn in Anwendung gebracht werden möge, zu der man ermächtigt sei, zog der Polizeipräsident gravitätisch die Uhr und entgegnete, die Frist sei noch nicht um, aber er möge bedenken, daß sie um 9½ Uhr abgelaufen sei. Er ließ seine goldene Uhr vor sich liegen, und als es 9½ Uhr war, erhob er sich würdig und frug den Bekämpften: „Wie steht es nun?"

„Ich kann nicht meinen, daß Sie sich so täuschen, in mir siebenunddreißigjährigem Manne ein Kind zu erblicken," versetzte der wackere Pope.

„Was heißt das? ich fordere Ihre unbedingte Bescheidung!" entgegnete der Präsident.

„Die haben Sie schon. Es wird mich nichts bewegen, die Glaubenssätze meiner Kirche zu verletzen."

Dieser Erwiderung folgte unverweilt die Festnehmung durch die Gensdarmen und seine Abführung auf den zweiten Wagen, mit welchem die Commission gekommen war. Man gestattete ihm nicht einmal den Abschied von seiner Gattin. Der Adjutant des Gubernators nahm an B's Seite Platz, vier Gensdarmen wurden beordert, den Wagen zu begleiten.

Jener abgefallene Pope dagegen, der Polizeipräsident und zwei Gensdarmen blieben in dem Pfarrhause zurück, um am nächsten Tage, dem Sonntag, der Gemeinde die nöthige Rücksicht zu erweisen. Dies geschah in komischer Weise. Die Bauern und mit ihnen drei Grundherren waren versammelt und warteten ziemlich lange auf den Anfang des Gottesdienstes, denn der Sakristan konnte sich nur

schwer entschließen, auf den Befehl eines Andern, als seines bisherigen Kirchen herrn seine Dienstverrichtungen zu beginnen. Mit Mühe brachte ihn endlich der mit der Commission herbeigekommene Pope so weit. Als der Augenblick kommt, wo die Gemeinde die Erscheinung des Predigers erwartet, sieht sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Polizeipräsidenten auftreten. Dieser wohluniformirte Krieger der streitbaren Kirche unternahm es, in sehr beruhigenden Worten der Gemeinde zu erklären, daß die Abwesenheit ihres bisherigen Popen in einer polizeilichen Verwickelung ihren Grund habe, welche seine schleunige Berufung vor die Gubernialbehörde nöthig gemacht. Da nun aber nach den kaiserlichen Gesetzen in keinem Fall die Religionsübung unterbrochen werden dürfe, so sei der vorstehende Geistliche, Herr D., berufen und befehligt worden, bis auf weitere Bestimmung Herrn B. zu ersetzen. Nach dieser Eröffnung trat der orthodoxe Pope auf und vollzog seine kirchlichen Verrichtungen. Zwei der Grundherren, welche bei dem Gottesdienste anwesend waren, nahmen sich die Freiheit, nach der Kirche den Polizeipräsidenten zu fragen, worin denn jene polizeilichen Verwickelungen bestehen, an welchen ihr Pope betheiligt sei, und erhielten zur Antwort: er habe sich geweigert, das Gebet für das kaiserliche Haus zu verrichten und den Kaiser als den obersten kirchlichen Machthaber anzuerkennen.

Wahrscheinlich sind diese Gründe auch in den Acten vorgeschoben worden. Ein wirklicher Proceß ist aber nie geführt worden. Während seines kurzen Aufenthalts in der Gubernialstadt blieb der Pope fortwährend unter Bewachung. Seine Bitte, einigen Verwandten einen Besuch machen zu dürfen, wurde ihm abgeschlagen, dagegen erhielt er sieben Male den Besuch eines Adjutanten des Gubernators, der Hauptmann und dem Anscheine nach Naczobnik der Gubernialkanzlei war. Mit diesem zugleich erschien jederzeit ein Adjunct des Polizeicommissariates und ein Schreiber. Fünf dieser Besuche hatten zum Zwecke, den Popen zu Nachgiebigkeit gegen die Anforderungen des Gouvernements zu bewegen. Der vorletzte aber betraf ausschließlich seine anderweit persönlichen Verhältnisse, besonders sein Vermögen und seine Gattin. Im Betreff Letzterer wurde ihm versichert, daß derselben niemals ein Hinderniß in den Weg gelegt werden werde, wenn sie danach verlangen sollte, sich an denselben Ort zu begeben, an welchen er versetzt werden müßte; sollte sie aber diesen Schritt nicht unternehmen wollen, so werde ihr für ihre Lebenszeit ein kleiner Antheil an den Einkünften der Pfarrei, die er bis jetzt verwaltet habe, zugewiesen werden. Auf die Frage, an welchen Ort er versetzt werde, erhielt er die Antwort: an welchen Ort für immer? hänge noch von „höherer" Beschließung ab; wohin aber vorläufig? sei ihm mitzutheilen nicht gestattet. Auf die Frage des Popen: ob man ihn für einen Verbrecher und Staatsgefangenen anzusehen gesonnen sei, antwortete der Befragte nach langem verlegenem Bedenken mit einem zweifelhaften Achselzucken. Gegen elf Uhr des Nachts zwang man ihn, statt seiner priesterlichen Kopfbedeckung

eine grüne Pelzmütze und statt des Talars einen Rock und Mantel anzunehmen. Sodann führte man ihn in einen dreispännigen vor dem Hause stehenden Postwagen, der jedoch keine Aehnlichkeit von jenen scandalösen Kibitken hatte, auf welchen Verbrecher transportirt werden. Neben ihm nahmen ein Wachtmeister und ein Soldat Platz, auf dem vordern Sitz, mit dem Gesicht gegen den Popen gewendet, zwei andere Soldaten. Der Postillon saß auf den Pferden. Als der Tag grauete, befand er sich schon in völlig fremden Gegenden. Die aufsteigende Sonne gab ihm nur so weit Auskunft, daß man ihn ostwärts transportire.

Diese Reise, bei welcher die Escorte nicht ein einziges Mal gewechselt und nur ein Mal 16 Stunden lang gerastet wurde, währte fünf Tage und endete in einem bei einem elenden Städtchen gelegenen griechischen Kloster des Gouvernements Czernigów.

War der wackere Mann bisher nicht als Verbrecher behandelt worden, so wurde er es nun von seinen orthodoxen Amtsbrüdern. Anfangs zwar zeigten ihm die Mönche einige äußerliche Schonung, zugleich aber quälten sie ihn, er solle einsehen und bekennen, daß seine Voreltern ein ungeheures Verbrechen begangen, indem sie päpstliche Glaubenssätze angenommen. Da B. nach Möglichkeit ausweichend entgegnete, so faßten die Mönche bald den Muth, seinen Wiedereintritt in die griechische Kirche zu fordern. Seiner Weigerung folgte die abscheulichste Behandlung. Man suchte den wackern Mann durch Spott, Hohn und Verachtung, zuweilen auch durch Schläge förmlich zu erdrücken.

Nach Verlauf eines Jahres war ein Bericht über ihn bei „irgend einer" hohen Behörde eingereicht. In Folge dessen wurde er aufgefordert, dem geistlichen Stande für immer zu entsagen und eine Anstellung in einer Regimentskanzlei oder einem ähnlichen Amte anzunehmen. Allein er war nicht zu einer Verzichtleistung zu bewegen, und dies verzögerte seine Gefangenschaft in dem Kloster noch um drei Vierteljahre.

Endlich wurde ihm sein Schicksal so peinlich, daß er sich entschloß, auf jede priesterliche Berechtigung Verzicht zu leisten. Unter dieser Bedingung erhielt seine Bitte, sich fortan als Lehrer erhalten zu dürfen, die Genehmigung des Generalgubernators.

Aber in Betreff seines spätern Aufenthaltsortes hielt es das Gouvernement nicht für unnöthig, Bedingungen zu machen. Die erste war, daß er sich im Gubernium Saratow niederlasse, die zweite, daß er keine Stadt wähle, welche über dreißigtausend Einwohner enthalte. Der Pope wählte Saratow und reiste, nachdem er die nöthigen Briefe nach Lithauen befördert hatte, ab. In Tion bei Karsk erwirkte er sich die Erlaubniß, seine Gattin erwarten zu dürfen. Das arme Weib traf nach einigen Wochen mit ihren zwei Kindern ein.

Auf der weitern Reise wurde der Pope als politischer Gefangener behan-

delt. Bis nach Nowochopersk wurde er von zwei, von da bis zum Orte seiner Bestimmung von einem Soldaten begleitet, in Saratow aber hatte er eine polizeiliche Bewachung zu erdulden, die ihn einem strafweise und rechtlich hierher Verwiesenen beinahe gleichstellte. Anfangs wurde seine ärmliche Wohnung täglich, später nicht so regelmäßig revidirt. Dagegen legte man seiner Beschäftigung als Privatlehrer kein Hinderniß in den Weg, ja der Gouverneur ging in seiner Gnade sogar so weit, ihm eine Stelle als Lehrer an der kaiserlichen Soldatenschule anzubieten, welche er aber ablehnte. Das kleine baare Vermögen seiner Gattin und sein außerordentlicher Eifer als Privatlehrer bereiteten ihm nach und nach ein äußerlich fast erträgliches Leben, und als er endlich sogar Lehrer zweier Kinder des Gouverneurs wurde, verbesserte sich seine Lage außerordentlich. Mit dem Rufe, der vorzüglichste Gelehrte der Stadt zu sein, stieg auch die moralische Beachtung des wackern Mannes. Allein dieses glückliche Verhältniß währte nicht einmal zwei Jahre lang.

Der Zufall hatte es gefügt, daß sich in S. eine polnische unirte Familie von niederem Adel befand. An diese schloß sich — wie sehr natürlich — B. mit seiner Familie an und zog sich dadurch die Ungunst des Gubernators zu. Da die Aufforderung, die Verbindung mit jener Familie aufzugeben, von Seiten des Popen unbeachtet blieb, so betraf ihn nun eine Verweisung nach einem Landstädtchen desselben Guberniums.

In diesem elendesten Neste der Welt war dem wackern Manne jede Möglichkeit eines Erwerbs abgeschnitten. Seine Lebensverhältnisse gestalteten sich an diesem Orte so jämmerlich, daß, wie er sich selbst ausdrückt, „die der Verbrecher in Irkutsk dagegen günstig erscheinen müssen". Dort existirt er noch.

Die Juden in Ungarn.

Von der Vergangenheit der Juden in Ungarn finden wir nur einzelne Daten im Corpus juris und in einigen Stadtchroniken aufgezeichnet, aus welchen erhellt, daß die zerstreuten Söhne Israels sich noch vor den scythischen Magyaren in den schönen Karpathenkessel verirrt haben; daß sie hier wie überall verschiedene, aber meist traurige Schicksale erlebt; daß sie unter dem schwachen Könige Andreas II. und dem Luxemburger Sigismund, unter denen die monopolisirten Zoll- und Steuerpachtungen den Heißhunger ihres Säckels stillten, ihr goldenes Zeitalter gelebt; daß besonders nach den Verfolgungen in Spanien, Frankreich und Deutschland viele Juden nach Ungarn einwanderten; daß die ungarische Nation, die Manche noch heute gern zu den Barbaren rechnen, zur Zeit als dies unglückliche Volk von den civilisirten Völkern Europa's mit Feuer und Schwerdt verfolgt

wurde, die Bedrängten gastfreundschaftlich aufnahm, so daß die vereinzelt dastehenden Judenverfolgungen in einigen ungarischen Städten nur eine schwache Nachahmung jener Menschenhetzen bildeten, die im mittelalterlichen Europa so gewöhnlich waren.

Gegenwärtig kann man die Zahl der Juden in Ungarn und den Nebenländern auf **400,000** angeben. Die große Mehrzahl wohnt im eigentlichen Ungarn; eine nur geringe Anzahl lebt in Siebenbürgen, in Kroatien, Slavonien und der Militärgrenze sitzen sie nur spärlich in einzelnen Städten; von den Bergstädten sind sie bis jetzt noch gänzlich ausgeschlossen gewesen.

Ungarn war bis zum März 1848 das Land Gosen in dem für Jakob's Enkel zum zweiten Egypten gewordenen Kaiserstaate, denn in mehrern Provinzen des eigentlichen Oestreichs, wie in Ober- und Unteröstreich, in Tyrol, Steiermark, Kärnthen, Krain und Schlesien durften sie — mit Ausnahme weniger Städte und einiger patentirter Familien — durchaus nicht wohnen; in den übrigen Provinzen waren sie nicht nur mit directen und indirecten, sogenannten Judensteuern belastet — sie mußten an den Staat 4 Kr. Münze für das Schlachten eines Huhns, 8 Kr. für eine Gans, 2 Kr. für jedes Pfund Koscher-Fleisch, 2 Kreuzer für jedes am Freitag Abends angezündete Sabatlicht entrichten — sondern auch in bürgerlichem Erwerb und der Heirathsconcession sehr gedrückt. In Ungarn kam ihnen die Mangelhaftigkeit der Einwanderungsgesetze zu statten, und der ungarische Edelmann, der auf seinem Grunde ein unumschränkter Herr war, nahm den gut und pünktlich zahlenden jüdischen Pächter gern auf, und schützte ihn sowohl gegen die Reclamationen der erbländischen Behörden, die solche Auswanderer als Militärflüchtlinge und Koscher-Fleisch-Consumenten zurückforderten, wie auch gegen die Anfechtungen einheimischer Beamten, die oft im Interesse der polizeilichen Ordnung, oft im Solde neidischer Krämer den Eindringling beunruhigten. Anders verhielt es sich mit dem Bauern- und Bürgerstande; ersterer wollte die Juden an dem Erwerb von Grundeigenthum, letzterer an der Ausübung handwerklicher Gewerbe hindern. — Es war bei uns dafür gesorgt, daß jeder Stand seinen eignen Druck vergessen konnte, indem ihm ein anderer Stand preisgegeben war, an dem er sein Müthchen kühlen konnte. Die Regierung haßte den Magnaten, der sich als constitutioneller Vasall geriren wollte; der Magnat verachtete den Edelmann, der im Kotzenmantel seine goldenen Vorrechte theilte; der Edelmann haßte den Bürger, der Geschmack für den Reichthum des Bodens, aber keinen Sinn für die Größe seines Vaterlandes hatte; der Bürger verachtete den Bauer, der sich ohne jedes Privilegium auf dieser Erde zu mehren willig war; und sie Alle verachteten den Juden und den Zigeuner, die Rechtlosen; beide Letztere verachteten sich gegenseitig und haßten nach oben hinauf bis zum höchsten Stande.

Die neuere Zeit brachte einige Modificationen in dieser Scala hervor, denn die Reformbestrebungen Joseph's, das Toleranzedict, und die französischen Ideen

ließen den von Natur zur Toleranz geneigten ungarischen Edelmann gerechter gegen den Bürger und schonender gegen Juden und Bauer werden. Mit der Stärkung des liberalen Princips unter dem ungarischen Adel kam das Streben, den Bürger durch nähere Betheiligung an der Constitution zum Patrioten, den Bauer durch Ablösung zum Staatsbürger zu machen, und den Juden durch Entknechtung zum menschlichen Bewußtsein zu bringen. So entstanden seit 1790 die Städte-, Bauern- und die Emancipationsfragen, letztere wurde besonders im Reichstag 18$\frac{39}{40}$ mit großem Eifer und schönem Erfolg verhandelt. Die Ständetafel — das Unterhaus — trug mit großer Majorität auf völlige Gleichstellung der Juden mit den übrigen nichtadeligen Einwohnern an, und obwohl dieser Gesetzvorschlag von der Majorität der Magnatentafel zurückgewiesen wurde, so erhielten doch die Juden in diesem Reichstag das Recht, in allen königlichen Freistädten — mit Ausnahme der Bergstädte — auch außerhalb des Ghetto zu wohnen, Handwerke frei auszuüben, Fabriken zu errichten, bürgerliche und Bauerngründe zu kaufen u. s. w. Diese Concessionen waren zwar sehr ungenügend, da bei der damaligen Zügellosigkeit mancher Municipien besonders die städtischen Pfahlbürger den Juden bei der Ausübung von Handwerken und Erwerbung von Grundstücken alle mögliche Hindernisse in den Weg schoben; aber der moralische Eindruck, den die zu ihren Gunsten gehaltenen Reichstagsreden der Oppositionsmänner auf die Presse und die Denkungsweise des Volkes ausübten, so wie die Energie, welche einzelne Beamten in Vertheidigung der den Juden ertheilten Rechte entwickelten, waren von großer Rückwirkung auf die Einwohner des Ghetto; die Juden fühlten sich nicht mehr ganz fremd in einem Lande, in dem sich aus dem allein mächtigen Herrenstande so viele Stimmen zu ihrem Vortheil erhoben; und da ihre Sagacität bald herausfand, daß sie ihre Freunde in dem das Magyarenthum repräsentirenden niedern Adel, ihre Feinde aber in dem mit der Regierung und auf Ordre der Regierung handelnden Magnatenthum, und dem im eigenen Interesse eifernden Spießbürgerthum zu suchen hatten, so bildete sich schnell bei ihnen jene politische Richtung aus, welche sie in neuester Zeit verfolgt haben, Liebe zu dem Lande, welches sie als ihr Vaterland betrachten, mit fast gänzlichem Aufgeben Jerusalems*), Liebe zu dem der Toleranz und den liberalen Ideen am meisten zugänglichen Magyarenthume, Kampf gegen das Privilegium, es stehe unter dem Schutze eines schlichten Regenschirms, oder werde von einer gräflichen Carrosse getragen;

*) Noch heute ist das religiös-orthodoxe Element im ungarischen Judenthum stark vertreten; doch habe ich aus dem Munde vieler streng orthodoxen Juden die geläufige Ansicht aussprechen gehört: daß zwar der Messias gewiß kommen werde und kommen müsse, und es sie gewiß freuen würde, zu erleben, wie der Tempel Jehova's wieder erbaut und der Hohepriester wieder eingesetzt wird; allein folgen mögen dem Messias die gedrückten Juden aus Polen, Rußland, Böhmen, Mähren und der Türkei; ihnen, den ungarischen, werde Jehova vergeben, wenn sie bei ihren Häusern, Schafen und Rindern in dem gesegneten Ungarn bleiben, und ihre Opfer in baarem Gelde nach der heiligen Stadt senden.

Haß gegen die Regierung, welche den liberalen Ideen ebenso wie dem neu adoptirten Vaterlande feindlich gegenübersteht.

Von 1840 bis 1848 blieb die Judenfrage sonderbarerweise gänzlich stehen. Die liberale Partei hatte in dieser Zeit mit der neu restaurirten Regierungspartei vollauf zu thun, und konnte weniger an Erobern als an Abwehren denken; aber die liberale Presse, und besonders Kossuth in seinem Pesti Hirlap vertheidigte die Juden gegen die Angriffe der Conservativen; Kossuth sprach oft in seiner Weise ein kräftiges Wort für ihre Gleichstellung; Baron Eötvös schrieb eine eigene Brochure für die Emancipation. Die Juden selbst konnten nur wenig für ihre eigene Sache thun, da die Regierung in diesem Punkte unzugänglich war, und sie genug Einsicht hatten, die liberale Partei, die es gewiß ehrlich mit ihnen meinte, nicht zu drängen. Aber die Stockung, welche in ihrem politischen Leben eintrat, machte sich auf religiösem Gebiete Luft, und die in Deutschland durch Dr. Philipsohn's „Zeitung des Judenthums" und die dadurch angeregten Rabbinerversammlungen hervorgerufene Reformbewegung wurde auch diesseits der Karpathen gefühlt, es regten sich in den Gemeinden, besonders unter der jüngern Generation, viele Elemente der socialen Reform und des religiösen Fortschritts. Die Bestrebungen hatten in vielen Gemeinden, wie in Pesth, Preßburg, Gr. Kanizsa, Arad u. A. schönen Erfolg, und manche israelitische Schule in Ungarn, welche mit deutschen Schulen dieses Grades wetteifern könnte, verdankt dieser Epoche ihre Entstehung.

Dieser Action folgte aber schnell die Reaction, und das orthodoxe Rabbinerthum, welches bis dahin in einem friedlichen Zustande der Vegetation gelebt, und sich höchstens in casuistischen Windmühlenkämpfen, in neuen Speiseverboten und Genußbeschränkungen kundgegeben, rasselte jetzt mit seiner verrosteten Rüstung und den Waffen ohne Schneide zum Krieg gegen die Epikorsim*). An der Spitze dieser Krieger des Herrn stand der hochberühmte Moses Sopher zu Preßburg, ein mehr listiger als fanatischer „Kuku-Peter", der sich in allen ungarischen Gemeinden einer großen Popularität, und bei fast allen Rabbinern des Landes einer sichern Autorität erfreute, so daß er für den Landrabbiner Ungarns gelten konnte, obwohl diese Würde in Ungarn gar nicht existirte. Dieser kluge Rabbi hätte noch viel für den religiösen Stabilismus bei den Juden in Ungarn thun können, wenn nicht das Heer der Orthodoxen selbst schon in zwei Lager getheilt gewesen wäre. — Die Judengemeinden in Ungarn sind nämlich von zwei Seiten her gegründet und bevölkert worden: Deutschland lieferte sein Contingent für den Nordwesten, Westen und Süden, Polen und Rußland für den Nordosten und Osten Ungarns. Die deutsch-ungarischen Gemeinden an der Donau, Waag und

*) Epicuräer, — so werden von den orthodoxen Juden alle Reformer und Anhänger des Fortschritts genannt.

untern Theiß beriefen meist Einheimische oder Deutsche auf ihre Rabbinersitze; die polnischen in den Karpathengegenden, die noch zum großen Theil die Tracht und jenen unverständlichen Jargon beibehalten haben, welche man im Leipziger Brühl so oft zu bemerken Gelegenheit hat, bezogen ihre Seelenhirten und Religionslehrer — außer der Religion kannten sie keinen Unterricht — aus dem Mutterlande, und hatten unter dieser Leitung die Secte der sogenannten Chasidim (Frommen), die zwar die Größe und Gelahrtheit des Preßburger Sopher anerkannten, aber nichts desto weniger die Heiligkeit einzig und allein für ihren zu Ujhely in der Zemplényer Gespanschaft thronenden Dalai Lama in Anspruch nahmen, der allein im Stande sein sollte, Abtrünnige zu verfluchen, Kranke zu heilen, unfruchtbare Weiber zu — segnen, und durch sein Gebet die Wolken zu schwängern und Regen zu erzeugen*). Diese Spaltung der Orthodoxen unter einander, und die allen Rabbinern der alten Schule eigene Scheu vor öffentlichem Auftreten kamen den Reformern wohl zu Statten; hiezu kam noch der Tod des Preßburger Sopher im Jahre 1841, und bald darauf auch der des Ujhelyer Heiligen; denn nach ihnen wußte keiner der Schüler sich jene Bedeutung und Popularität zu erwerben, welche nöthig war, um die gelichteten und zwieträchtigen Reihen der Gläubigen zusammenzuhalten; und so mehrte sich die Zahl derjenigen zusehends, in denen geregelter Gottesdienst, deutsche Predigt und gewissenhafter Schulunterricht die Stelle des bacchantischen Synagogengeschreis, des fanatischen Eiferns und der jugendlichen Verdummung einnahmen. Noch einen Versuch machten die orthodoxen Rabbiner, ihre geschwächten Streitkräfte zu sammeln; in Paks, in der Tolnaer Gespanschaft, traten die von Neustadtel, Verbó, Unghvár, Baja, Bonyhard und andern Gemeinden zusammen und beschlossen, die Regierung in einer Petition um die Einsetzung eines aus sieben Rabbinern bestehenden Prüfungscollegiums anzugehen, welchem einzig und allein das Recht zustehen solle, über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit eines Rabbinatscandidaten zur jüdischen Seelsorge abzuurtheilen; aber dieser Vorschlag, welcher zu sehr nach geist-

*) In einem Proceß, den dieser Rabbi mit einem seiner abtrünnigen Pfarrkinder hatte, trat der Vater des damals noch kleinen Knäbleins Ludwig Kossuth, der bekanntlich in der Zempliner Gespanschaft gelebt hat, als Rechtsanwalt des Gegners unsers Rabbi auf, und leitete dessen Sache so gut, daß der Rabbi, trotz der großen Protection, die ihm das Ansehen und das Geld seiner großen Gemeinde zu verschaffen wußte, den Proceß verlor. Allein nicht lange dauerte der Jubel der Sieger, denn noch in demselben Jahre starb der Gegner des heiligen Rabbi, und auch sein Anwalt, der Vater des spätern Gouverneurs von Ungarn. Die Mutter Kossuth's, besorgt um die Zukunft ihres einzigen Sohnes, eilte zu dem beleidigten Rabbi, und indem sie Abbitte that für den Verblichenen, bat sie zugleich den Rabbi, er möchte doch das verwaiste Kind seines nun gefallenen Feindes segnen. Der Rabbi legte die Hand auf das Haupt des zarten Knäbleins und sprach: „Der Ewige gab Denen, die ihn fürchten, ein Zeichen des Triumphes, der ewigen Wahrheit.“ (Psalm 60, V. 6) und betonte stark das hebräische Wort „Koschet“, welches in diesem Vers vorkommt und so viel als „Wahrheit“ bedeutet.

licher Herrschsucht aussah, fand sowohl bei den Gemeinden, als selbst bei vielen orthodoxen Rabbinern heftigen Widerstand, denn bis dahin konnte jeder bereits angestellte Rabbiner die venia zur jüdischen Seelsorge ertheilen, und nur von der Gemeinde, welche den Candidaten anstellen wollte, hing es ab, ob sie sich mit dem Diplom irgend eines kleinen Rabbis begnügen wollte, oder die Anerkennung des Candidaten durch einen größern Rabbi verlangte; sie bezeichnete sogar oft selbst den Rabbi, dem sie in dieser Angelegenheit ihr Vertrauen geschenkt hat; nun sollten die einzelnen Rabbiner sowohl als die Gemeinden ihr Recht an eine Coterie abtreten, die ihnen in keiner Hinsicht genügende Garantien gegen Mißbrauch bieten konnte, einzig und allein um einigen jungen Leuten das Rabbinerwerden unmöglich zu machen: die Gemeinden und Rabbiner verhielten sich also zum größten Theil passiv, und mehr bedurfte es nicht, um das Bestreben der Pakser Versammlung scheitern zu machen.

Indessen gingen mehrere jüdische Jünglinge nach deutschen und andern ausländischen Universitäten, und holten sich von dort gründliche jüdisch-theologische Kenntnisse und jene wissenschaftliche Bildung, die uns allein befähigen kann, einer Gemeinde eine wahrhaft religiöse Leitung zu geben, und in ihre Heimath zurückkehrend, bemühten sie sich, als Lehrer und Prediger Licht und Aufklärung unter ihren Glaubensgenossen zu verbreiten. Das ungarisch-nationale Element, welches sich diese jungen Reformer bemühten unter den Juden einheimisch zu machen, kam ihren Bestrebungen in hohem Maße zu Hilfe. Mit den im magyarischen Elemente wurzelnden liberalen Principien befreundet, suchten sie die magyarische Sprache in Schule, Haus und Tempel der Juden einzuführen, und da die Juden überhaupt dem Magyarenthum zugeneigt waren, so setzten ihnen in dieser Hinsicht selbst die Orthodoxen keine Hindernisse entgegen. — So sehen wir auch hier die Nationalität zur Trägerin des liberalen und reformatorischen Princips werden, und manch' gut orthodoxer jüdischer Familienvater ahnte nicht, indem er einen jungen ungarischen Sprachlehrer in's Haus gehen ließ, daß mit Mártons und Töplers Grammatik der Ritus des Hamburger Reformtempels ein- und die Scheu vor unkoschern Speisen auswandern werde. —

So traf die Revolution die ungarischen Juden. Ihre Theilnahme an dieser, ihre patriotischen Opfer an Gut und Blut, ihre Leiden während und nach der Revolution sind bereits von der Presse gewürdigt worden; und der Patriotismus der Juden, den Manche gern für eine Emancipationsspeculation ausgegeben hätten, ist so wenig durch diese Leiden, als durch das unwürdige Benehmen der revolutionären Regierung — die bekanntlich erst dann die Emancipation aussprach, als sie bereits selbst auf dem Wege war, einer Emancipation zu bedürfen — nicht geschwächt worden, und wenn unsere Regierung bei der jetzigen Conscription die Nationalität nach dem Willen des Inscribenden bestimmen ließe, so könnten die Magyaren mit Sicherheit auf einen Zuwachs von 400,000 Menschen rechnen.

Aber der Jude war bisher in seiner bürgerlichen Stellung stets so sehr mit seiner Religion verbunden, daß er selbst zur Zeit der größten politischen Aufregung, wo anderwärts die Kirche ganz in den Hintergrund trat, seine religiösen Verhältnisse nicht vergessen konnte, und so entstand gleich nach den Märztagen eine bedeutende religiöse Bewegung unter den ungarischen Juden, besonders aber unter den Juden Pesths.

In jener Zeit der großen Anforderungen machte sich nämlich unter der jüdischen Bevölkerung Pesths der Wunsch geltend: die Vorsteher der Gemeinde möchten für ihre langjährige Verwaltung Rechnung ablegen, und die Angelegenheiten der Gemeinde möchten für die Zukunft durch einen von der Gesammtbevölkerung gewählten Repräsentativkörper geführt werden. Die Vorsteher sahen sich gezwungen, momentan nachzugeben, und ließen nach einem improvisirten Wahlmodus ein Comité aus allen Classen der jüdischen Bevölkerung Pesths zusammenberufen, welchem die Aufgabe wurde, ein Statut für die künftige Verwaltungsart der Gemeinde auszuarbeiten. In diesem Comité kamen auch die kundgewordenen Wünsche wegen religiöser Reformen zur Sprache, und diese Frage wurde einer Section übergeben, die auch unter dem Vorsitz des Rabbinatscandidaten und damaligen Redacteurs des „Ungarischen Israeliten", J. E. Einhorn, einen Entwurf ausarbeitete und dem Comité vorlegte. Nun aber wußte man nicht, was mit diesem Entwurf anzufangen. Die Orthodoxen wollten ihn gerade dem Rabbiner der Gemeinde, L. Schwab, übergeben, der zwar ihnen selbst zu viel Reformer ist, von dem sie aber wußten, daß er bei seiner allbekannten und unverzeihlichen Trägheit das Ganze wenigstens hinausschieben werde, und ihnen war es nur darum zu thun: Zeit zu gewinnen. Die Entschiedensten wollten die Reformen sogleich vom Comité ausführen lassen, was aber nicht wohl anging, da das Comité eigentlich kein kirchliches war, und sein Mandat nur der Verwaltung der Gemeinde galt. Die Mittelpartei wollte durch den Vorstand die Regierung um die Berufung einer aus Laien und Rabbinern zusammengesetzten Synode angehen lassen, um dieser Synode den Entwurf vorzulegen. Allein die Vorsteher, die weder religiöse noch Verwaltungsreformen wollten, brachten es in den bald darauf gefolgten politischen Wirren dahin, daß das ganze Comité zu wirken aufhörte; und nur die entschiedensten Reformer traten zu einer Privatgesellschaft zusammen, setzten sich aus dem Stegreif einige Glaubenssätze fest, schieden aus, was ihnen am Judenthum unbequem war, und schickten den von ihnen erwählten jungen Seelsorger Einhorn nach Berlin, um sich dort bei dem Rabbiner Holdheim das Muster zu einer in Pesth zu errichtenden Reformgenossenschaft zu holen. Diese Gesellschaft zählte mehrere reiche Familien, und einige Doctoren der Medicin — die bei allen Reformen im ungarischen Judenthum eine bedeutende Rolle spielen — in ihrer Mitte, und in kurzer Zeit hatte die Genossenschaft ein eigenes Bethaus im Valero'schen Gebäude mit Orgel und Choralgesang,

mit deutschen Gebeten, mit entblößtem Haupte, mit deutscher Predigt und Sonntagsgottesdienst eingerichtet. — Die Einsichtsvollern in der alten Gemeinde wollten zwar den Reformern solche Concessionen machen, mit welchen diese sich begnügen konnten, und den Ansichten der „bedächtig Vorschreitenden" Rechnung getragen worden wäre, aber eine von Schwab gegen die Genossenschaft geschleuderte Bannbulle und der Kitzel mehrerer Reformgenossen nach etwas Auffallendem und Außergewöhnlichem machte dies wohlmeinende Bestreben scheitern; und die Spaltung ist bis zum heutigen Tage unheilbar.

Mit dem Fall der Revolution begann ein neues Stadium in dem religiösen Leben der ungarischen Juden. Die Aufhebung des Placetum regium scheint auch auf die orthodoxen Rabbiner Ungarns nicht ohne Wirkung geblieben zu sein. In Preßburg, in der Stadt, wo die Judenkrawalle und die starrste Orthodoxie ihren gesegneten Boden haben — die Preßburger Judengemeinde ist so reich an religiösen Finsterlingen, daß diese Gemeinde im Landtag $184\frac{3}{4}$ eine Petition gegen die Emancipation der Juden einreichte — traten die verschollenen Helden von Paks zusammen und reichten bei der Regierung ein Gesuch ein um die Zusammenberufung einer Rabbinersynode und die Einsetzung des obenerwähnten Prüfungscollegiums. Unsere Regierung, die außer den Bayonnetten noch die Katholikenvereine und blutschwitzenden Madonnen gegen den bösen Geist der Revolution spielen läßt, wird vermuthlich auch die Bärte der frommen Rabbi nicht verschmähen, um mit ihnen die revolutionären Ideen der ungarischen Juden wegzukehren, und die wahren Freunde der Reform sehen sowohl dem finstern Treiben dieser eifernden Pfaffen, als dem Ueberstürzen der Sturmreformer mit Bangen entgegen.

Die Leiden der letzten Jahre hatten die verschiedenen Parteien im ungarischen Judenthume näher gebracht; der Umstand, daß Einhorn, der Prediger der Pesther Reformgenossenschaft, wegen einiger Ausdrücke in der gebotenen Unabhängigkeitspredigt landesflüchtig wurde, gab der Hoffnung Raum, daß die so sehr wünschenswerthe Einigung der Pesther Juden — und diese dienen einem großen Theile des Landes zum Muster — zu Stande kommen werde. Jetzt hören wir, daß Einhorn seiner baldigen Zurückberufung entgegensieht; möge er die Rückkunft in sein unglückliches Vaterland mit dem schönen und eines Priesters wahrhaft würdigen Amte der Versöhnung feiern, und die geistigen und pecuniären Kräfte, die bei jeder Bildung neuer Secten verloren gehen, zum Nutz und Frommen des wahren Fortschritts zu vereinigen streben. Δ

Bosnische Haidnken.*)

Es war in den dreißiger Jahren. Der Pascha von Nowy-Pazar hatte einige der berüchtigsten Haiduken und Arambassen aus der berühmten Bande des Mladen, Glavac und Serawicza gefangen genommen. Um diese wieder zu lösen, lauerten die Haiduken Mladen's und Serawicza's auf den Hochzeitszug, der Emire, des Nowy-Pazarer Pascha's Tochter, in den Harem des befreundeten Vezir's der Herzogovina bringen sollte, sie überfielen das Geleite und entführten Emire auf das Gebirge, als theueres Unterpfand für das Leben der gefangenen Kameraden. Der Pascha rief seine Aga's und Spahi's zusammen, die Tochter zu befreien und Mladen's und Serawicza's Banden zu vernichten. Es war an einem Herbstmorgen. Die Sonne beschien die blanken Spitzen der Minarete von Pazar und die gelbgedörrte berühmte Ebene von Kosowo-polja und spiegelte sich in den blauen Fluthen des Ibar. In Nowy-Pazar und weit rings um die Mauern wimmelte es von rechtgläubigem Kriegsvolk, das der Tartarine (Postreiter) aus allen Theilen Bosniens zusammengerufen hatte zum Heerzug gegen die Haiduken. Die Bundzuke mit den flatternden Roßschweifen starrten hoch in die Luft, die grünen Halbmondfahnen der bosnischen Begs wehten zu Hunderten: die Blüthe der waffenfähigen Osmanlis der Bosna hatte sich bei Pazar zusammengefunden, die räuberischen Christenhunde zu züchtigen. Ein lautes Getümmel herrscht, die Aga's mit den goldglänzenden Gewändern, unter welchen oft ein Panzer aus Stahlschuppen blinkt, tummeln die Rosse, das Fußvolk steht in Gruppen, laut fluchend dem Christengott und dessen Dienern und begierig auf den Kampf, der jedem ächten Bosnier-Osmanli hochwillkommen ist. Da tönt von den Spitzen der Minarete die Saba der Muezzin's, zum Gebete rufend, und Alles schweigt, die Stirn vor Allah beugend. Noch ist das Gebet nicht zu Ende, als sich schon Viele wild aufraffen, auf den Weg von Wucitrn (Wolfsdorn) sind ihre Blicke starr gerichtet. Staunen malt sich in den braunen Gesichtern und unter leisem Geflüster und Köpfezusammenstecken deuten die ausgereckten Zeigefinger gegen Wucitrn. Dort vom Wucitrner Wege kommen vier Reiter. Haiduken sind's! der eine trägt eine Kreuzfahne, von der ein weißer Schleier flattert. Ruhig im gemessenen Trabb kommen sie furchtlos immer näher und näher, stolz blicken sie und gleichsam verächtlich auf die Streitmacht ihrer Feinde von Nowy-Pazar.

„Hoj ho! was wollen die Djauren (Christenhunde)?" — rufen die Begs — „kommen sie, um unser zu spotten?"

---

*) Dies Stück ist eine Probe aus einem serbischen größern Werke, eine Schilderung alter serbischer Zustände. Wir haben unsern Correspondenten aufgefordert, über das interessante Original in diesen Blättern Näheres mitzutheilen.

„Das sollen sie nicht bei Glauben und Gesetz!“ — schreit zähnekirschend Ali Widaic, der Erbpascha von Zwornik. — „Ich will nie den siebenten Himmel und seine weißen Houris sehen, wenn ich zulasse, daß diese Hunde jemals ihre Berge wiedersehn! Mir nach, ihr Deli!“ Den Hamzar hoch über dem Haupte schwingend sprengt er den vier Haiduken entgegen, dreißig Deli ihm nach.

„Schone Dein Pferd, daß es nicht lahm wird!“ ruft ein Haiduk ihm entgegen. „Wir kommen zu unterhandeln mit dem ehrsamen Pascha von Nowy-Pazar!“

„Beschmuze nicht den Bart Deines Herrn mit Deiner Zunge, elender Sclave!“ zürnte Widaic — „und wenn noch einmal meines Herrn Name über Deine unreinen Lippen, die vom Fette des Schweins triefen, kömmt, so schützt Euch Alle der weiße Fetzen auf Eurem Galgenpanier, nicht vor der Schärfe meines Hanzars!“

Ein leichtes, fast verächtliches Lächeln verzog den Mund des Haiduken, welcher ganz gelassen antwortete: „Wolle das nicht, ehrsamer Widaic, der Pascha von Nowy-Pazar würde Dir diesen Dienst schlecht danken, denn unser Leben ist in dem Leben seiner Tochter gesichert. Besser dienst Du ihm, Herr, wenn Du mir sagst, wo wir jenen ehrenwerthen Pascha finden können.“

— „Ei, sucht selbst die Fährte Eures Gebieters, Ihr Hunde!“ schallte Widaic's Antwort und zornentflammt riß er sein Roß zurück und sprengte mit seinen Delis weiter. Die Haiduken ritten ruhig weiter gen Nowy Pazar. Finster und drohend blickten die Türken und bosnischen Renegaten nach ihnen und manche Faust zuckte unwillkürlich nach dem Pistol oder dem Heft des Hanzars.

— „Seht die Christenhunde!“ rief ein Türke dem andern zu. „Seht, wie sie frech sind und trotzig herumschauen, als hätten sie Hunde ihres Gleichen vor sich, und nicht einmal die Waffen legen sie ab und steigen nicht von den Pferden, wie der Christ soll vor dem Muselmann nach Gottes heiligem Gesetz. Wer hat solche Frechheit je gesehen!“

— „Absteigen sollten sie und die Stirn auf die Erde legen!“ bestätigte ein Zweiter.

— „Bei Allah's und des Propheten Gesetz,“ — expectorirte sich ein Dritter. — „Es sind nur Christenhunde, aber tapfer, sehr tapfer sind die Bursche! ich kenne sie.“

— „I! i! was redest du da, Paswan! so ein Christenhund, ein Knecht, und — tapfer?!“

— „Und doch, doch!“ bestätigte jener. „Ich kenne die frechen Bursche und Ihr werdet Euch wundern, wenn ich sage, wer sie sind. Es ist Glawac und Serawicza und zwei Söhne des Mladen.“

Ein stummes Brummen kam aus den glotzenden Opiumgesichtern und in

dem Antlitz der bosnischen Aga's konnte man leicht einen Zug stolzer Bewunderung lesen, denn der Bosnier, wenn auch mit Leib und Seele Mahomedaner, ist doch gewissermaßen stolz auf die Tapferkeit seiner christlicher Stammgenossen, auch wenn sie ihm und seinem Glauben geradezu als blutige Feinde gegenüberstehen. — „Glawac! Serawicza! die Söhne des Mladen!" Diese Namen gingen wie eine Losung durch's ganze Lager und neugierig drängte sich Alles zur Straße, um die zu sehen, von denen Jeder so viel gehört und um deren Verwünschung willen der Muezzin oder Hodza so oft sein Gebet verlängert hatte.

— „Die zwei Jungen sind die Söhne des wolfsäugigen Milan, dem der Teufel die Seele verunreinigen wolle. Seht doch, seht!"

— „Und der dort ist Glawac, der dem Skopejer Pascha allein zehn Panduren erschlug, die ihn fangen wollten, als er verkleidet von Sarejevo zog. Der Teufel wolle ihm die Seele verunreinigen. Seht den Glawac! seht!" —

— „Und das ist der Serawicza, der dem Vezier von Trawnik entwischt ist. Der Teufel wolle ihm die Seele verunreinigen."

— „Das war ein Höllengeist, der ihm bei der Flucht geholfen, ein schwarzer Hund von Höllengeist, vor dem sich unsere Christen neigen, wenn sie ihre Popen, die Allah verdammen wird, in die Berge führen, zu beten.

— „Hört, Bursche!" — warf ein Bosnier hin — „ich war dabei; es war ein Wunder!"

— „Ei so erzähle!" verlangten die Umstehenden.

— „Ihr wißt doch, wie der Hund, der Serawicza, gehaust hat auf den Straßen. Des Vezier's Kadunen wollten schier verzweifeln im Harem zu Trawnik, weil der Serawicze keine Seidenstoffe, keine Salben und riechenden Oele über den Balkon hinüberließ. Kein Bewaffneter durfte sich von seinem Haufen entfernen, wenn er nicht Haidukenkugeln kosten wollte." —

— „Der Hund! möge er selbst an einer Kugel ersticken!"

— „Wißt Ihr aber, was ihm einmal bald geschehen wäre?" — fuhr der Erzählende fort. — „Es ist wahr, so ein Christenhund ist auch manchmal klug, aber was gilt seine Klugheit gegen die Klugheit eines Rechtgläubigen. Die Klugheit eines Rechtgläubigen ist größer, als die eines Ungläubigen, und erhabener, als das Kameel, dessen Rücken das Sitzfleisch des großen Propheten geheiligt hat, größer ist und erhabener, als das unreine Erdwieselchen. Aber der Bart des Veziers von Trawnik duftet vor überschwenglicher, rechtgläubiger Klugheit. Allah möge den Vezier und dessen Klugheit segnen! Also wisset, die übermenschliche Klugheit unsers Veziers von Trawnik ließ sich von den Kadunen bestimmen, endlich eine Karavane mit Macht zu führen über das Gebirge Balkan und sich zu rächen an den Haiduken. Die Karavane ging gen Skopej. Viele und kostbare Waare und ha! ha! ha! nur die gewöhnliche Bedeckung! Ha! ha! ha!

Aber auf den Seiten jedes Saumthiers hingen zwei Körbe, und in jedem Korb steckte ein bewaffneter Pandur. Das war eine feine Waare! ha! ha! ha!"

— „Gott ist groß und Mahomed sein Prophet! Es geht doch nichts in der Welt über die Klugheit eines Rechtgläubigen!" jubelten die horchend Herumstehenden.

— „Ja fürwahr!" — ergänzte der Erzähler — „Gott ist groß, und weise der Vezier von Trawnik, unser Herr. Serawicza überfiel die Karavane mit zehn Haiduken; es waren ihrer nur zehn, aber riesenhafte Kerle. Wie erschraken die plötzlich, als die Strohdeckel von den Körben fielen und aus hundert Körben hundert gerüstete Panduren hervorsprangen. Da sahen die Christenhunde ein, daß wir ihrer Klugheit auf den Bart gespuckt. Aber was wahr ist, ist wahr, bei Glauben und Gesetz, als der Serawicza sah, daß er in einer Wolfsgrube sei, schrie er seinen Gesellen zu, sie sollen davon laufen und sich retten, und diese liefen davon und retteten sich. Seravicza aber ging uns mit den Seinigen entgegen und ergab sich endlich, nachdem fünf Panduren von seiner Hand gefallen waren."

— „Und Ihr erschlugt ihn nicht, den Hund?!"

— „Nein, wir fesselten ihn, führten ihn nach Trawnik, damit Jedermann sehen könne, der Serawicza sei wirklich gefangen, damit Jedermann kommen könne, zu sehen, wie Serawicza an die Ketten des Galgens gehängt wird. Aber wie ich Euch schon sagte, wenn der Serawicza auch nur ein Christenhund ist, ist er doch tapfer. Als wir ihn zum Galgen führten, und Tausende rechtgläubigen Volkes jauchzend zusahen, wirft der Serawicza, wie er beim Vezier vorbeigeführt wird, seine Begleiter rasch zu Boden, springt auf das Pferd des Veziers und stößt den strengen Vezier vom Pferd herab, gerade wie unser eins den Djaur, der uns beim Begegnen nicht absteigend im Staube grüßt. Und ehe wir uns noch vom Staunen erholen und den Vezier, dem ein Bein verrenkt war, aufheben konnten, war der Serawicza auf dem Zelter des ehrenwerthen Veziers, dessen goldbeschlagene Sattelpistolen in der Hand, durch unsere Reihen gebrochen, und ehe wir ihn verfolgen konnten, unsern Augen entschwunden. Nun, was sagt Ihr dazu?

— „Schade! Jammerschade, daß der Serawicza nur ein Djaur ist!" war die einstimmige Antwort der Hörer, und stiller, ja beinahe mit Ehrfurcht sahen sie die Haiduken zurück aus Nowy Pazar durch das Lager reiten, die befreiten Kameraden heimbringend, welche am andern Tage Emire, des Pascha's Tochter, an die äußersten Posten des Lagers von Pazar ablieferten.

Anlage deutscher Capitalien in den Vereinigten Staaten.

Unter dem Titel: Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Dr. Otto Zirckel *) ist ein Buch erschienen, welches nächst einem frühern von C. L. Fleischmann: Der nordamerikanische Landwirth, ein Buch für Ansiedler, zu dem Besten gehört, was für Auswanderer geschrieben wurde. Der Verfasser, ein Deutscher, welcher durch ein ungewöhnliches Schicksal aus einem preußischen Husarenlieutenant zu einem praktischen Arzt und wohlhabenden Landbesitzer im Staate Ohio umgeformt worden ist, erscheint durchweg als ein gebildeter und erfahrener Mann, welcher durch langjährigen Aufenthalt in Amerika, wie durch genaue Kenntniß der verschiedensten Lebenskreise das Recht erworben hat, guten Rath zu geben. Zweierlei zeichnet sein Werk vor vielen ähnlichen aus. Er betrachtet die Zustände seiner neuen Heimath ohne jede Illusion, und er ist seiner Politik, wie seinen Interessen nach ein Conservativer, welcher Belehrungen und Rathschläge vorzugsweise auf die Menschen, welche größere Interessen haben, berechnet. Das Buch beginnt mit einer Schilderung der Seereise, und der drei großen Theile, in welche der Staat der goldenen Sterne zerfällt, des Ostens, Südens und Westens der Union. Dann stellt er die Lage des Landwirths, Arztes, Predigers, Lehrers, Juristen, Kaufmanns und Zeitungsredacteurs dar; die günstigen Chancen, welche der Einwanderer etwa hat, die Gefahren, das Mißliche und Thörichte bei jeder einzelnen dieser Speculationen auf Geld und Glück. Sein Urtheil erweckt überall Vertrauen durch ruhige Klarheit, und imponirt oft, weil es weise ist. Wahrlich, wenn der Verfasser nicht bereits ein tüchtiger Mann war, als er aus Deutschland schied, so hat ihn Amerika dazu gemacht! Auch die Darstellung ist gut, die Methoden, sich Geld zu erwerben, und die Zustände des Strebsamen sind lebhaft, und wo es geziemend war, mit hübscher Laune beschrieben. Der wichtigste Abschnitt des Buches aber ist eine faßliche Darstellung der Speculationen, Geld- und Creditverhältnisse und der Rechtsformen, nach denen in Amerika Geschäfte gemacht werden. Er ist nicht nur für Solche geschrieben, welche auswandern wollen, sondern auch für deutsche Capitalisten, welche Lust haben, amerikanische Zinsen für ihre Gelder zu erhalten. Und zu allen diesen Vorzügen des Buches kommt noch einer, nicht der geringste: der Verfasser versteht all das viele Nützliche und Verständige auf wenig Bogen zu sagen. — Wir hoffen den deutschen Lesern Willkommenes zu geben und im Sinne

*) Der vollständige Titel des Werkes ist: Skizzen aus den und über die Vereinigten Staaten. Ein Beitrag zur Beurtheilung der Aussichten für die gebildete deutsche Mittelclasse in der Union, für Auswanderer, Politiker und Capitalisten von Dr. Otto Zirckel. Berlin, 1850. G. W. F. Müller.

des Verfassers zu handeln, wenn wir, seinem Buche folgend, einige seiner Rathschläge, über Anlage deutscher Capitalien in den Vereinigten Staaten im Auszuge mittheilen.

Von Staatspapieren des Gesammtstaats existiren: 1) Mit 6 Procent verzinsbare Schatzkammernoten, 2) eine 5 Procent Anleihe, zahlbar 1855, 3) eine 6 Procent Anleihe, zahlbar 1856, 4) eine 6 Procent Anleihe, zahlbar 1862, 5) eine 6 Procent Anleihe, zahlbar 1867, 6) eine 6 Procent Anleihe, zahlbar 1868, — welche in Hamburg und London gegenwärtig c. 106 Procent stehen.

Die Schuldscheine der Vereinigten Staaten sind zum großen Theile im Besitz englischer Privatleute; diejenigen, welche in Amerika sich befinden, sind in den Händen von Wittwen, Waisen und anderer Personen, die durch ihre Stellung abgehalten werden, sich mit Geldgeschäften zu befassen, um ihr Capital besser zu benutzen. Die ganze Nation muß für ihre Einlösung einstehen, und da ein guter Credit die wahre Lebensluft eines handeltreibenden Volkes ist, so sind sie wahrscheinlich die besten Papiere der Welt. Die Centralregierung ist stets scrupulös pünktlich, sowohl bei der Zahlung der Interessen, als bei der Auszahlung der schuldigen Capitale gewesen.

Dem Europäer, welcher wirklich nach den Vereinigten Staaten übersiedelt, ist es nicht anzurathen, sich mit diesen Papieren zu befassen, da er sein Geld auf eine eben so sichere Weise doppelt höher benutzen kann, dagegen verdienen diese Papiere unstreitig die Aufmerksamkeit der Europäer, da sie sechs Procent Zinsen tragen, welche mit der größten Regelmäßigkeit in London und selbst in den deutschen Seestädten erhoben werden können und in Rücksicht ihrer Sicherheit gewiß von keinem europäischen Staatspapiere übertroffen werden; wer sie kaufen will, thut wohl, sie nicht in den Vereinigten Staaten, sondern in London zu kaufen, da sie dort um mehrere Procente niedriger stehen.

Die Scheine der einzelnen Staaten bezahlen von 5—7 Procent Interessen und mehrere derselben stehen über Pari. Dies gilt besonders von den Papieren der Staaten New-York und Ohio, da dieselben als Garantie der in diesen Staaten circulirenden Banknoten deponirt werden müssen und daher sehr gesucht sind. Während der durch die unsinnigsten Speculationen herbeigeführten commerciellen Krisis in den Jahren 1837 und 1838 erklärten sieben Staaten: Pennsylvanien, Maryland, Michigan, Indiana, Illenois, Arkansas und Missisippi, sich für zahlungsunfähig, die Papiere aller Staaten fielen dadurch tiefer, als dies durch den verhängnißvollsten Krieg hätte geschehen können. Diese sogenannte Repudiation wurde hier von der Masse des Volks bitter getadelt und die Mehrzahl der Staaten brachte in dieser drückenden Lage die größten Opfer, um ihren guten Namen zu erhalten. Ohio, damals zu einer Anleihe gezwungen, war genöthigt, dieselben Papiere zu 60 zu verkaufen, die am heutigen Tage 106 stehen. Es zeigte sich jedoch bald, daß „Honesty is the best policy“ ein wahres

Sprüchwort ist, und ein zweiter solcher Staatsstreich ist nicht zu erwarten. Pennsylvanien, Maryland und Indiana wurden bald durch die allgemeine Meinung und den Nachtheil, den sie durch Creditlosigkeit erlitten, gezwungen, mit der Zahlung der Interessen nicht nur wieder zu beginnen, sondern auch den Inhabern der Papiere die rückständigen Interessen nachzuzahlen. Michigan, Illenois und Arkansas haben in der neuesten Zeit ebenfalls Anordnungen getroffen, um sich von ihren Flecken zu reinigen, nur bei Mississippi tritt ein Fall ein, der eine nähere Beleuchtung verdient, da er zeigt, wie vorsichtig europäische Capitalisten sein müssen, wenn sie sich auf eine neue Anleihe mit einem amerikanischen Staat einlassen. Mississippi erklärt sich einer Schuld von fünf Millionen für gänzlich entbunden, aus dem Grunde, daß sie ungesetzlich gemacht sei. Die Sache verhält sich wie folgt: Die Gesetzgebung gab ein Gesetz, daß keine Staatsanleihe gemacht werden solle, wenn der dazu berechtigende Gesetzvorschlag nicht von zwei auf einander folgenden Gesetzgebungen angenommen würde. Von einer Gesetzgebung wurde ein dergleichen Gesetzvorschlag angenommen, der Staat hatte Geldmittel dringend nöthig und der Gouverneur, in der gewissen Voraussetzung, daß die nächste Gesetzgebung den Vorschlag ebenfalls billigen werde, sendete Agenten unter dem großen Siegel des Staats und mit seiner Bescheinigung versehen nach England, um die Anleihe zu machen. Diese Agenten waren allerdings genöthigt, unter den drückenden Verhältnissen der damaligen Zeit diese Papiere zu einem sehr niedrigen Preise zu verkaufen, der Ertrag wurde durch die Unredlichkeit der Beamten noch geschmälert, so daß die Summe der wirklich dem Staate gezahlten Gelder sehr gering war. Die nächste Gesetzgebung trat zusammen, sah den Stand der Sachen und verweigerte die Annahme des Gesetzes. Dieser Streich ist ohne Zweifel ehrlos; findet der Amerikaner aber einen Winkel, wo er sich hinter ein bestehendes Gesetz bergen kann, so wird er ihn stets benutzen. Wenn nicht durch das Gesetz, so ist der Staat durch jedes Gefühl der Ehre verbunden, die Schuld anzuerkennen; ein Theil des Capitals floß in den Staatsschatz und wurde zum Besten des Staats verwendet und die Bescheinigung des Gouverneurs unter dem großen Siegel des Staats mußte jedem Ausländer als eine volle Sicherheit für die Gesetzlichkeit der Anleihe erscheinen. Hat der Gouverneur gesündigt, so bestrafe ihn der Staat, unterziehe sich aber den Folgen, welche entstehen, wenn man Männer zu Gouverneuren erwählt, welche fähig sind, unter dem großen Siegel des Staats ungesetzliche Handlungen zu begehen.

Will ein Capitalist Gelder in Schuldscheinen der einzelnen Staaten anlegen, so würde ich zu dem Ankauf der Papiere von New-York, Pennsylvanien und Ohio und der städtischen Papiere der Städte Boston, New-York, Philadelphia und Baltimore rathen; sie sind mit Coupons versehen und die Interessen können mit der größten Regelmäßigkeit durch ein Handelshaus in London, in Hamburg oder in Bremen bezogen werden. Die Krisis der Sclavenfrage wird auch diese

Papiere herunterdrücken, es ist jedoch ganz undenkbar, daß, welche einstweilige Folgen auch der Zusammenstoß haben wird, eine mit solchen Hilfsquellen versehene, so thätige und scharfsinnige Nation sich nicht schleunig wieder heben werde, und da jedes commercielle Interesse es streng gebietet, daß der Credit im Auslande selbst mit großen Opfern aufrecht erhalten werde, so halte ich diese Scheine trotz der drohenden Wolken, die jetzt den Horizont bedecken, und trotz der in Europa viel besprochenen Repudiation für die sichersten Papiere der Welt.

Dagegen hüte sich jeder Fremde, nordamerikanische Eisenbahnactien zu berühren; eine sehr geringe Zahl derselben ist gut und trägt ihre Procente, die große Mehrzahl jedoch ist keinen Cent werth. Die Eisenbahnen haben während ihres Baues die Directoren bereichert, tragen, wenn man die Unterhaltungskosten abrechnet, wenig ein, und dieses Wenige muß auf die Interessen der gemachten Anleihen verwendet werden; den armen Actionären hat man grausam mitgespielt, und es ist zu verwundern, daß man jetzt noch Gimpel findet, welche, eingeladen, zu einem dergleichen Unternehmen beizusteuern, den Agenten nicht augenblicklich zur Thür hinauswerfen. Der befolgte Plan bei Ausführung dieser Werke war dieser: Einige schlaue Männer der wohlhabendern Classe, welche auf das Directorium des vorgeschlagenen Werkes speculirten, ließen sich von einer Anzahl der ersten Handelshäuser des Landes ein Gutachten abgeben, daß eine Eisenbahn zwischen zwei angegebenen Punkten nicht nur dem ganzen commerciellen Interesse höchst dienlich sein, sondern auch den Actionären eine Revenüe von 20—30 Procent eintragen würde. Nachdem die Presse für einige Monate das Publicum mit diesen Gedanken vertraut gemacht hatte, wurde eine Abschätzung der Kosten gemacht, welche z. B. auf fünf Millionen ausfiel. Diese Abschätzungen waren sehr geeignet, den Unerfahrenen zu täuschen, gingen bis in das kleinste Detail und zogen selbst alle erdenkliche Hindernisse und Unglücksfälle in Berechnung. Mit der Billigung und den Unterschriften so vieler angesehener einflußreicher Namen versehen, fanden diese Actien bald Käufer, in wenigen Monaten war das Capital unterschrieben, oben erwähnte Herren schlichen sich in das Directorium und der Bau begann. Von nun an dachte Niemand mehr an den Vortheil der Actionäre, bei jedem abgeschlossenen Contract für Arbeit oder Materialien füllten sich die Directoren die Taschen, und die Folgen dieser oft ins Unglaubliche gehenden Betrügereien und Verschwendung waren, daß nach einem gewissen Zeitraume die fünf Millionen verausgabt, die Eisenbahn jedoch noch nicht zur Hälfte fertig war. Die Directoren wendeten sich nun um Zuschuß an die Actionäre, diese, theils unfähig, mehr zu geben, theils entrüstet über die Art der Verwaltung, verweigerten eine weitere Beisteuer. Die Herren Directoren negociirten in diesem Dilemma eine Anleihe von fünf Millionen und verpfändeten zur Sicherheit der Interessen die Einnahmen der ganzen Eisenbahn, wenn sie fertig sein würde. Für eine Zeitlang hatte das Geschäft wieder seinen glänzenden Fortgang, doch auch

diese Millionen wurden ausgegeben und der Bau war noch nicht vollendet, es wurde eine zweite Anleihe gemacht und den Inhabern dieser Papiere der Rest der zukünftigen Einnahme der Eisenbahn als Interessen zugesichert, welcher nach der Abzahlung der Interessen der ersten Anleihe übrig bleiben würde; diese letztern Papiere konnte man schon nicht mehr Pari verkaufen, sie brachten oft weniger als 60 Procent. Das Resultat dieser Finanzspeculation ist leicht zu errathen. Nachdem die Eisenbahn fertig und in Activität war, erhielten die Inhaber der ersten Anleihe ihre Interessen, die Inhaber der zweiten Anleihe zuweilen etwas, zuweilen nichts, die Actionäre jedoch keinen Cent. Leider malt dies gegebene Bild die finanziellen Verhältnisse der Mehrzahl unserer Eisenbahnen, einige haben sich schon bankerott erklärt, bei andern wünschen die Directoren noch eine Galgenfrist, leihen Gelder für 20 Procent, um die Interessen der Schuldscheine und selbst den Actionären halbjährlich noch etwas zu bezahlen; wie lange eine dergleichen Wirthschaft dauern kann, ist zu denken; dabei werden die von den Directoren gestellten Rechnungen so geheimnißvoll und dunkel abgefaßt, daß es keinem der unerfahrenen Actionäre möglich ist, ein Urtheil über den wahren Werth seiner Actien zu fällen, er wird erst enttäuscht, wenn die ganze Angelegenheit explodirt.

Ueber die Beschaffenheit der Hypothekenscheine, welche eine ganz andere Einrichtung haben, als in Deutschland, und der Handnoten, welche in den mittlern und westlichen Staaten sehr häufig die Stelle der Baarzahlungen vertreten, lese man das Werk selbst nach. Zwei Grundsätze aber sind zu merken: Erstens, daß der Amerikaner Geld wie jede andere Waare betrachtet und für den Gebrauch desselben sich so viel geben läßt, als er nur immer erhalten kann, daß dieser Gebrauch bei dem Boden- und Mineralreichthum des Landes und durch die durch Natur und Kunst erleichterte Transportation von Gütern einen doppelten, wenn nicht dreifachen Werth hat, als in Europa, so daß selbst in den mittlern und westlichen Staaten die größten Handelshäuser 10 Procent geben können und wirklich geben. Zweitens, daß Gelder mit größter Sicherheit hier angelegt werden können, daß dagegen, um dies zu thun, eine genaue Kenntniß der Verhältnisse und der bestehenden Gesetze nothwendig ist und stets eine Prüfung der Besitzrechte des Hypothekenausstellers auf das Grundeigenthum vorgenommen werden muß.

Summen unter 100 Dollars können schon nicht mehr für 10 Procent erhalten werden, selbst wenn die höchste Sicherheit geboten wird, für diese hat man von 15—40 Procent zu geben.

Die Engländer haben ein Sprüchwort, welches heißt: „Wer würde wohl es vorziehen, in einem neuen Lande zu leben, wenn er in einem alten leben kann?“ und ein zweites: „Armuth in einem neuen Lande ist der Mangel des Luxus, Armuth in einem alten Lande ist der Mangel nothwendiger Lebensbedürfnisse“.

Beide Sprüchwörter sind buchstäblich wahr und sagen in drei Worten, was man in drei Bänden nur wiederholen kann. So sehr ich daher Gliedern des deutschen gebildeten Mittelstandes anrathe, nicht voreilig den Entschluß zu einer Uebersiedlung zu fassen, so beachtenswerth erscheinen mir die Verhältnisse Amerikas für die wohlhabendern Classen der alten Welt. Ich sollte meinen, es sei nicht ganz gleichgiltig, ob man Capitalien bei gleicher Sicherheit zu 4 oder zu 8 und zu 12 Procent benutzt.

Eine große Menge englischen Capitals wird in Amerika benutzt, ebenso haben die Seehäfen des Continents, welche in einer lebhaften Verbindung mit Amerika stehen, manche Summe hier angelegt. Im Inlande Europas ist es zu wiederholten Malen ebenfalls versucht worden, doch haben diese Unternehmen gewöhnlich mit dem Verluste der angelegten Capitalien geendet. Der Grund dieses ungünstigen Erfolgs lag stets in der Unredlichkeit der Agenten und in der durch die große Entfernung und Unbekanntschaft des Europäers mit den amerikanischen Gesetzen bedingten Unmöglichkeit, den Agenten zur Rechenschaft zu ziehen. Einen gleichen Erfolg würde trotz der jetzt bewirkten großen Leichtigkeit und Schnelligkeit der Verbindung zwischen beiden Welttheilen noch das Unternehmen am heutigen Tage haben, wenn man unbekannte und unverantwortliche Agenten zu dem Geschäft gebraucht. In dieser Hinsicht halte ich für den einzig sichern Plan, daß mehrere Familien sich vereinigen, aus ihrer Mitte einen intelligenten Mann mit gesetztem Charakter nehmen und diesen mit der Weisung nach Amerika senden, sich dort für eine Reihe von Jahren häuslich niederzulassen und das Geschäft zu betreiben. Dieser Agent wähle eine Mittelstadt der mittlern oder westlichen Staaten zu seinem Wohnorte und beschränke sich im ersten Jahre darauf, sein Geld für die niedrigsten Procente, sage 8 Procent, unterzubringen, wozu er schon in den ersten Tagen, und zwar gegen eine zehnfache Sicherheit, Gelegenheit haben wird; während dieses ersten Jahres beobachte er den Geschäftsgang und er wird im zweiten Jahre fähig sein, mit gleicher Sicherheit seine Capitalien besser zu benutzen. Das zusammengeschossene Capital sollte nicht viel kleiner, als 60000 Thaler sein, so daß der Agent ein Procent erhalten könnte, eine Summe, die ihn befähigt, in einer Mittelstadt, nicht mit Glanz, aber mit allem geforderten Anstande, selbst mit einer kleinen Familie, zu leben. Die durch die Sendung der Interessen nach Europa nöthigen Ausgaben belaufen sich, wenn man die Wege kennt, auf nicht mehr als ¼ Procent. Ein mehrjähriger Aufenthalt würde ihn befähigen, mit Umsicht noch vortheilhafter mit seinen Geldern zu arbeiten, geeignetes auf dem Wege der Execution gegen Baarzahlung verkauftes Grundeigenthum an sich zu bringen, wodurch er nie verlieren, wohl aber in einem Jahre oft 100 Procent gewinnen kann; ich glaube, der Fall ist nie dagewesen, daß auf diese Art gekauftes liegendes Eigenthum später mit Verlust verkauft wurde.

Eine größere Umsicht, eine noch intimere Bekanntschaft mit allen amerika-

nischen Verhältnissen gehört dazu, mit Vortheil mit den öffentlichen, gutgelegenen fruchtbaren, aber uncultivirten Ländereien zu speculiren. Diese steigen allerdings und zwar unfehlbar jährlich im Preise, zuweilen, wenn der Besitzer durch Glücksfälle begünstigt wird, um das Tausendfache, doch kann man gewöhnlich nicht rechnen, daß ein gut auf Interessen angelegtes Capital schlechter rentirt, als ein in uncultivirten Ländereien angelegtes, welches für eine Reihe von Jahren ganz todt liegen bleiben muß, um dann das Interessendeficit durch den erhöhten Kaufpreis zu decken. Mein Rath ist, dem Agenten diese allerdings oft sehr verführerischen Speculationen zu untersagen und ihn rein auf eine sichere Anlage seiner Capitalien auf Grundeigenthum gegen Zinsen zu beschränken. Dem Manne, welcher zu diesem Geschäfte gewählt wird, kann ich sagen, daß er, wenn er später vielleicht, von einem andern Gliede abgelöst, nach Europa zurückkehrt, die hier zugebrachten Jahre nie bereuen wird. Amerika ist eine excellente Schule für das Leben und ich möchte jedem jungen Manne von Bildung wünschen, daß es ihm möglich wäre, einige Novizenjahre hier zu verleben, er würde, an Weltklugheit sehr bereichert, sein Vaterland wiedersehen. Der von mir oben angeführte Operationsplan wird schon seit vielen Jahren von englischen Familien befolgt.

Das Minimum, von dessen Interessen eine Familie aus dem deutschen Mittelstande in den mittlern Staaten (Ohio) mit einiger Annehmlichkeit leben kann, sind 5000 preußische Thaler, diese betragen nach amerikanischem Gelde 3500 Dollars, da das preußische 3½ Guldenstück 1 Dollar 40 Cents gilt. Diese niedrigste Annahme werde ich als normal betrachten, und mir einen Mann von 40—50 Jahren denken, er gehöre der deutschen Mittelclasse an, verstehe keine Kunst, kein Handwerk, sei nicht willens oder geeignet, ein kaufmännisches Geschäft zu treiben, und wünsche nur, die letzte Hälfte seines Lebens in einer ruhigen, bescheidenen, doch sorgenlosen Zurückgezogenheit zuzubringen und über das Fortkommen seiner Kinder beruhigt zu sein. Erwähnter Mann besitze, wie wir oben annahmen, nachdem er die Reisekosten gedeckt, bei seiner Ankunft in Columbus noch 3500 Dollars. Die ersten acht Tage wohne er in einem Gasthofe und suche während der Zeit die Bekanntschaft einiger Deutschen der bessern Classe zu machen, zu gleicher Zeit wird er eine Gelegenheit haben, mehrere solide Handelshäuser kennen zu lernen, deren bedeutender Grundbesitz und Reichthum Vertrauen verdient. An eines dieser Häuser wende er sich, um 2000 Dollars seines Capitals für das erste Jahr zu 6 oder 8 Procent unterzubringen. Um ganz sicher zu gehen, traue er selbst der von der ganzen Stadt anerkannten Rechtlichkeit und dem Reichthume dieses erwählten commerciellen Hauses nicht, sondern nehme sich einen guten Advocaten, dem er für seine Bemühung 5 Dollars zu zahlen haben wird, und lasse sich von dem erwähnten Handelshause entweder Hypothek auf Grundeigenthum oder noch zwei andere reiche Leute der Stadt zu Bürgen geben, welche Forderung man ihm ohne Schwierigkeit gewähren wird, da es eine große

Seltenheit ist, daß zu so niedrigen Procenten eine Anleihe auf Jahresfrist gemacht werden kann. Seine übrigen 1500 Dollars lege er als Depositum in eine Bank, wofür er zwar keine Interessen erhält, dafür aber ermächtigt ist, stündlich die Gelder in größern oder kleinern Summen wieder herauszuziehen. Nach der ersten Woche miethe er sich in einem abgelegenen Theile der Stadt ein Häuschen mit einem Garten; ein solches, mit einem Keller, einer Küche, die zugleich Speisezimmer ist, einem Schlaf- und zwei Wohnzimmern, kann er für 6—8 Dollars monatlich erhalten, er kaufe sich für's Erste nur die nothwendigsten Meubles, da er an jedem Wochenmarkttage Gelegenheit haben wird, bei den öffentlichen Versteigerungen oft dergleichen recht elegante Meubles sehr wohlfeil zu erhalten.

Nachdem er sich auf diese Art häuslich eingerichtet hat, suche er die Bekanntschaft eines Friedensrichters zu machen, in den größern Städten wird er gewöhnlich einen gebornen Deutschen oder wenigstens einen von deutscher Abkunft, welcher noch deutsch spricht, in diesem Amte finden; auf dem Geschäftszimmer dieses Beamten sich täglich wenigstens zwei Stunden aufzuhalten, mache er sich zur Regel, um die vielfältigen kleinen Klagen und Schuldforderungen, die hier anhängig gemacht werden, mit anzuhören. Befolgt er während einiger Monate diesen Rath, so wird ihm der hiesige Geschäftsgang bald klar werden.

Nach einigen Monaten fange der deutsche Fremde an, Excursionen nach allen Richtungen im Umkreise der Stadt zu machen, um sich einen 5—10 Acker großen Platz für seine feste Niederlassung zu suchen. Bei der Wanderungssucht der Amerikaner ist ihnen stets ihre Heimath feil, doch übereile er sich nicht mit dem Ankauf und lasse den Eigenthümer des Platzes, für den er eine Vorliebe fühlt, nie diese Neigung merken; wird es bekannt, daß ein Einwanderer einen dergleichen Ankauf zu machen gedenkt und fähig ist, das Grundstück baar zu bezahlen, so werden ihm Anträge genug gemacht werden. Beim Ankauf sehe er auf eine gesunde, möglichst trockene Lage und einen guten, auch während der nassen Jahreszeit nicht bodenlosen Weg zur Stadt, er ziehe es außerdem vor, daß er auf dem Grundstück ein passendes oder wenigstens mit geringer Mühe für ihn passend zu machendes Haus vorfinde, da er bei dem Neubau eines Hauses von den Arbeitern sowohl, als von den Verkäufern der Materialien leicht übervortheilt wird. Muß er nothwendig bauen, so thut er wohl, den ganzen Bau bis zur Ueberreichung des Hausschlüssels einem Meister in Accord zu geben. Dieser Contract muß dagegen sehr ausführlich gemacht werden, muß sich auf das kleinste Detail erstrecken und wird am besten von einem Advocaten oder einem Notar verfaßt. Passendes Land wird er in einem Umkreise von 1—2 Meilen von Columbus oder einer ähnlichen Mittelstadt für 50 Dollars für den Acker finden, doch sind die Gebäude bei dieser Schätzung ungerechnet.

Die Ausgaben für den festen Wohnsitz und das Inventarium werden sein:

1) Ein Grundstück von 5 Ackern . . . . 250 Doll.

2) Ein von Backsteinen gebautes Haus mit Keller und vier Räumen	350	Doll.
3) Ein von Brettern gebauter Stall und Heuraum für eine Kuh und ein Pferd	100	=
4) Ein ausgemauerter Brunnen nebst Pumpe	25	=
Diese Ausgabe wird wohlfeil erscheinen, man findet aber stets mit einigen 20 Fuß Wasser.		
5) Ein Gartenspalier von gesägten mit weißer Oelfarbe angestrichenen Latten	25	=
6) Ausbesserung der vorgefundenn Feldumzäunungen	25	=
7)—15) fünf Bettstellen, zwei Dutzend Stühle, fünf Tische, ein Kochofen mit allem nöthigen Kochgeschirre, Porzellan und Gläser, zwei andere Oefen, drei Spiegel, zwei Kommoden, verschiedenes anderes Hausgeräth	134	=
16) Ein brauchbares Reitpferd nebst Sattel	50	=
17) Eine gute Milchkuh	20	=
18) Hühner, Enten und anderes Geflügel	5	=

Diese Auslagen belaufen sich demnach auf 984 Doll., oder mit den 175 Doll., welche ein sechsmonatlicher Aufenthalt in der Stadt ihm wird gekostet haben, auf 1159 Dollars, er hat demnach, wenn er seine neue Heimath bezieht, mit den 60 Dollars, welche er als halbjährige Interessen wird erhalten haben, 421 Dollars in Händen. Von seiner kleinen Besitzung benutze er 2 Acker als künstliche Wiese oder Kleefeld, 2 Acker als Sommerweide für Pferd und Kuh, 1/2 Acker als Kartoffel- und Kohlfeld und 1/2 Acker als Hofraum. Nach dem ersten Jahre wird es ihm möglich sein, den größten Theil seines Capitals zu 10 Procent auf hypothekarische Sicherheit, den übrigen Theil in kleinen Summen gegen Verpfändung von beweglichem Eigenthum zu 20 Procent zu benutzen, wir wollen daher seinen mäßigsten Zinsertrag auf 230 Dollars jährlich festsetzen, seine jährlichen Ausgaben, die Familie zu 4—5 Personen angenommen, stellen sich nun wie folgt:

1) 4 Faß Weizenmehl à 200 Pfund, à 5 Dollars . . .	20	Doll.	—	Cts.
2) 4 Schweine à 150 Pfd., 100 Pfd. zu 3 Dollars . .	18	=	—	=
3) 150 Pfund Zucker à 8 Cents	12	=	—	=
4) 70 Pfund Kaffee à 10 Cents	7	=	—	=
5) 25 Pfund Reis	1	=	50	=
6) Frisches Fleisch; auf dem Lande wird es selten gebraucht, man begnügt sich im Sommer mit selbstgezogenem Geflügel, Eiern und Schinken, es ist wohlfeil und es werden jährlich für den Ankauf hinreichen	10	=	—	=
7) 100 Pfund Salz	1	=	—	=
8) 5 Gallonen Essig	—	=	50	=
9) 60 Buschel Mais als Futter für Pferd und Geflügel. .	12	=	—	=

10) 50 Pfund getrocknetes Obst	2 Doll.	—	Cts.
11) 10 Klaftern Feuerholz à 1 Dollar 50 Cents	15 „	—	„
12) Der Familie Kleidung und Schuhwerk	36 „	—	„
13) Des Mannes Kleidung nebst Schuhwerk	24 „	—	„
14) Arbeitslohn während des Heumachens	5 „	—	„
15) Wäsche, monatlich einen Tag Tagelohn für eine Waschfrau à 50 Cents	6 „	—	„
16) Staatsabgaben	10 „	—	„
	180 Doll.	—	Cts.

Alle Gartenarbeit zur Erzeugung seiner Gemüse, nehme ich an, wird von dem Eigenthümer und seiner Familie selbst verrichtet, eine Arbeit, die seiner Gesundheit zuträglich ist und ihm selbst Freude machen wird, er hat demnach nach Abzug der 180 Dollars noch 50 Dollars für kleine Ausgaben. Diese Berechnung ist ein Auszug aus dem seit einer Reihe von Jahren mit Pünktlichkeit geführten Journale eines Freundes, der in ähnlichen Verhältnissen lebt, und ich kann mich für deren Richtigkeit verbürgen. Schon ein flüchtiger Blick wird zeigen, daß eine Familie in solchen Verhältnissen nicht mit Glanz leben kann, da alle Hausarbeit von der Familie selbst gethan werden muß. Die gnädige Frau und die Fräulein Töchter haben die Kuh zu füttern und zu melken, zu buttern, die Betten zu machen, die Stuben zu kehren u. s. w., während der gnädige Herr seine Stiefeln putzt, die Kleider bürstet und Striegel und Kartätsche zur Hand nimmt, um sein Pferd zu reinigen, eine Arbeit, welche in unserer nassen Jahreszeit nicht unter die angenehmen gehört. Dieser Lebensplan paßt nur für den Mann, welcher in seinen spätern Lebensjahren seiner Kinder wegen sein Vaterland verließ, die Existenz ist im höchsten Grade unabhängig, sorgenfrei und nicht ganz freudenlos. Er wird mehrere gebildete deutsche Familien finden, in deren Häusern er wöchentlich einige Abende zubringen und eine Partie l'Homber oder Whist spielen kann. Lebt er glücklich in seiner Familie, kann er wissenschaftlich sich beschäftigen, ist er fähig, die englische Literatur zu benutzen, so wird ihm seine Situation bald theuer werden, und er wird sie nicht leicht mit einer andern vertauschen wollen. Den jungen thatkräftigen Mann freilich wird diese passive Existenz um so weniger befriedigen, je mehr er sich von dem regen amerikanischen Geschäftsleben umgeben sieht. Ich habe hier das Minimum des Besitzes angenommen; wer mehr hat, kann seine Wohnung eleganter einrichten, kann sich kostbarer kleiden, kann sich Wagen und Pferde halten und sich bedienen lassen, darauf beschränkt sich aber auch sein Mehrgenuß. Wer ein bedeutend größeres Vermögen hat und nicht durch ein kaufmännisches Geschäft sich zu bereichern gedenkt, ist ein Thor, wenn er Europa verläßt, um hier zu leben; jede europäische Mittelstadt wird ihm mehr Lebensfreuden gewähren, als er in Amerika erwarten kann, er suche die amerikanischen günstigen Verhältnisse in Europa auf die von mir oben angegebene Weise zu benutzen.

Schließlich will ich noch darauf aufmerksam machen, daß eine Bill im Congreß vorliegt, nach welcher auch die im Auslande wohnenden Verwandten im mexikanischen Kriege gefallener oder während der Campagne gestorbener Soldaten zu dem rückständigen Solde, der Gratification eines dreimonatlichen Gehaltes und zu einem Landwarrant von 160 Ackern berechtigt werden. Die Hälfte der Armee bestand aus Deutschen und es schlummern wenigstens 6000 deutsche Söhne in mexikanischer Erde. Manche arme deutsche Eltern, welche ihr Kind auf diese Art verloren, werden dadurch befähigt werden, eine Summe von beinahe 200 Dollars zu erhalten. Sollte die Bill Gesetz werden, so werde ich dafür sorgen, daß die Bestimmungen derselben in deutschen Zeitungen veröffentlicht werden, auch werde ich die Wege angeben, welche einzuschlagen sind, um die Gelder zu erhalten. *)

Viel Lärm um Nichts.

Jede neue Erfahrung bestätigt mehr die Ueberzeugung, daß die Aufführung Shakespeare'scher Lustspiele auf unserm Theater ein sehr mißliches Unternehmen ist. Um nicht mißverstanden zu werden, bemerke ich sogleich, daß ich damit die Theater von einem derartigen Versuch keineswegs abwendig machen will. In unserer unfruchtbaren Zeit darf das Theater sich kein Körnlein der Poesie entgehen lassen, wo es dasselbe auch suchen mag, und bei Shakespeare wird wenigstens immer derbe Charakteristik und frischer lebensmuthiger Humor zu finden sein.

Andrerseits dürfen wir aber auch nicht aus den Augen lassen, daß im Lustspiel noch mehr als in der Tragödie nur diejenige Kunst auf uns einen Eindruck macht und einen Eindruck zu machen berechtigt ist, die uns unsere Empfindungs- und Vorstellungsweise idealisirt wiedergibt. Die Empfindungsweise des Shakespeare'schen Lustspiels ist aber nicht die unsrige, und gerade durch die Macht der Poesie, welche es entwickelt, entzieht es sich jedem Versuch, unserer Denkart assimilirt zu werden.

Das tritt auch in der Holtei'schen Bearbeitung unsers Lustspiels sehr schlagend hervor. Holtei hat ganz richtig empfunden, daß die Härte und Kälte Claudio's bei dem Tode seiner Geliebten, daß seine Frivolität selbst, nachdem er von ihrer Unschuld überführt ist, unsere sittlichen Vorstellungen beleidigen muß; daß ferner die Art, wie er sein Unrecht gut zu machen meint, die Heirath auf Commando, mit der Convenienz unserer Liebespflichten, die eine Art von Treue bis über den Tod hinaus erheischt, nicht in Uebereinstimmung zu bringen ist; daß ferner in der

---

*) Die Grenzboten werden zur Zeit Näheres darüber bringen.

Frivolität, mit welcher die beiden lustigen Personen zusammengebracht werden, zu viel bloßes Lustspiel liegt, um nicht gegen den Ernst der übrigen Handlung, der durch alle einzelnen Späße nicht verwischt werden kann, zu sehr abzustechen. Er hat darum in seiner Bearbeitung alles dieses zu lindern versucht, indem er Claudio seine tiefere Empfindung durch den Schein der Frivolität verstecken läßt, um seiner Manneswürde nichts zu vergeben; indem er ihn die zweite Heirath ausschlagen läßt, und indem er die zwischen Beatrix und Benedict schon vor der Intrigue, die sie zusammenbringen soll, stattfindende Liebe schärfer betont.

Allein wenn dadurch auch in der That jene Charaktere unserm Geschmack so zu sagen appretirt werden, so ist dieser scheinbare Gewinn ein Verlust an poetischer Ursprünglichkeit und an folgerichtiger Empfindungsweise. Es liegt das nicht an dem Mangelhaften der Ausführung. Zwar hätte Manches geschickter gemacht werden können, namentlich hätte sich die Sprache mehr der Shakespeare'schen anschließen müssen, allein der wesentliche Uebelstand wäre doch geblieben. — Andrerseits mußte der Versuch gemacht werden. Denn Gervinus mag es uns noch so sehr in's Herz reden, daß die Charakterentwickelung und die Empfindungsweise des Shakespeare'schen Lustspiels die wahrhaft ideale sei, und unendlich höher stehe, als unsere moderne Sentimentalität: beim Lesen erkennen wir es wohl — soweit es überhaupt richtig ist; in der Anschauung aber werden wir davon beleidigt.

Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Gervinus' Behauptung, Shakespeare's Stücke könnten nur durch die Aufführung, nicht durch die Lectüre gewürdigt werden, nur relativ richtig ist. Es liegt eine Verwechselung darin. Allerdings haben alle großen Dramatiker für die Bühne geschrieben und nicht für's Lesezimmer: Shaefspeare wie Aeschylus, Molière wie Aristophanes. Aber eine ganz andere Frage ist es, ob wir jetzt den richtigeren Genuß von ihnen haben, wenn wir sie lesen, oder wenn wir sie vor uns sehen. Die Lectüre der Frösche, der Eumeniden u. s. w. wird uns durch die hohe Poesie, die sie uns aufschließt, immer über die Verschiedenheit des Geschmackes hinwegsetzen, denn in der Lectüre können wir abstrahiren; bei der Aufführung dagegen, wo der Eindruck ein unmittelbarer sein soll, werden uns die Späße des Dionysos in der Unterwelt ebenso abgeschmackt vorkommen, als die juristische Entscheidung des Processes zwischen Orest und den Eumeniden.

Allein der Grund, warum Shakespeare's Lustspiele auf der Bühne einen schweren Stand haben, liegt nicht blos in der Verschiedenheit der zeitlichen Voraussetzungen, der Einrichtung des Theaters, der Schauspieler u. s. w.; er liegt auch im Wesen der Kunst. Es muß ausgesprochen und fortwährend wiederholt werden, daß die Kunstform des Shakespeare'schen Lustspiels keineswegs die ideale ist, daß vielmehr die französische, an welche wir jetzt gewöhnt sind, und die im Wesentlichen auf die Principien von Menander und Terenz zurückkommt, weit höher steht.

Man hat sich in früherer Zeit mit den sogenannten aristotelischen Einheiten in unfruchtbarem Streit abgequält, weil man diese Einheiten immer abstract auffaßte. Die Einheiten des Orts (bei den Griechen durch den Chor bedingt) und der Zeit sind jedenfalls secundärer Natur, und nur quantitativ zu verstehen. Man kann sich durch die erste beste Erfahrung überzeugen, daß ein beständiger Scenenwechsel, indem er die Aufmerksamkeit zerstreut, auf die Länge unerträglich wird, während eine mäßige Anwendung desselben zuweilen sogar nützlich wirken kann, weil sie der Spannung einen Ruhepunkt gewährt. Die Regel kann aber nichts enthalten als fixirte Erfahrung. Was ferner die Willkür in den Zeitbestimmungen betrifft, so wird auch hier ein gewisses Maaß nicht wohl überschritten werden dürfen. Vor Allem muß man den Unterschied zwischen dem Lustspiel und der Tragödie festhalten. Wenn z. B. Shakespeare in seinem Othello, wie es ein englischer Kritiker aus der Successivität der einzelnen Scenen sehr scharfsinnig nachweist, zwischen der Ankunft Othello's auf Cypern und der Ermordung Desdemona's keinen längern Zeitraum verstreichen läßt, als ungefähr 48 Stunden, während der Inhalt der in diesen Zeitraum eingerahmten Ereignisse wenigstens die Dauer mehrerer Monate erfordert, so wird diese doppelte Zeitrechnung durch die tragische Spannung vollkommen versteckt und dadurch gerechtfertigt, denn das Ungeheure, was im Gemüth vorgeht, läßt die äußern Begebenheiten und deren Gesetz als blos accidentell erscheinen. Im Lustspiel, wo wir uns in endlichen Bestimmungen bewegen, ist das nicht möglich; wir sind zu pragmatisch gestimmt, um uns der äußerlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung entschlagen zu können. Durch die Bearbeitung, welche den Scenenwechsel vermeidet, wird diese Unwahrscheinlichkeit nur noch gesteigert. So sollen wir z. B. in unserm Stück die Intrigue von der Ankunft des Prinzen mit seinem Gefolge bis zu dem Augenblicke, wo Benedict und Beatrix durch die Einbildung gegenseitiger Liebe sich wirklich in einander verlieben, in der Continuität Eines Actes, d. h. in der Zeit einiger Stunden verfolgen. Das geht nicht, wir glauben nicht daran.

Indessen diese Einheiten des Acts und der Zeit sind, wie bemerkt, secundärer Natur; es ist da nur ein relatives Maaß festzuhalten. Ein Gesetz dagegen, von dem man nichts abhandeln kann, welches unbedingt befolgt werden muß, wenn der ästhetische Eindruck ein reiner sein soll, ist die Einheit der Handlung (oder im Lustspiel besser: der Intrigue) und der Stimmung. Gegen Beides versündigt sich Shakespeare mehrfach in seinen Komödien.

Der beständige Scenenwechsel wird dadurch nicht gebessert, daß man die Handlung auf neutralem Boden vor sich gehen läßt, und dadurch die Veränderung der Decorationen vermeidet. Die Hauptsache ist das Zerhackte der Darstellung. Es treten einige Leute auf, unterhalten sich mit einander in Beziehung auf den Gegenstand des Lustspiels, gehen dann wieder ab, und geben andern

Raum. — Allerdings ist das viel bequemer, als wenn man sich bemüht, die Scenen sorgfältig in einander zu verflechten, und eine innere Continuität der Handlung hervorzubringen; aber um diese lose Manier als die höhere Kunstform der regelmäßigen Komödie des Mandrischen, des französischen und selbst des spanischen Theaters gegenüberzustellen, dazu gehört der verschrobene Geschmack unserer romantischen Kunstlehrer. Man führe mir nicht Lessing an! Freilich hat er die Marotten der Pedanterie, den blos äußerlichen Calcul Boileau's bekämpft, aber er hat in seinen eigenen Stücken die Einheit der Handlung viel strenger und gewissenhafter festgehalten, als irgend ein deutscher Dichter.

Ebenso schlimm ist die Gewalt, welche der Stimmung angethan wird. Man pflegt dabei zweierlei zu verwechseln. Sehr häufig ist bei Shakespeare die Willkür, in welcher die Stimmung gewechselt wird, nur eine scheinbare; sie hat einen künstlerischen Zweck. Entweder soll sie durch den Contrast wirken — wie es Shakespeare vortrefflich versteht, eine Spannung durch Retardiren in's Fieberhafte zu steigern; oder, was noch poetischer ist, er entwickelt das Entsetzliche an seinem Gegensatz. So wird z. B. das Fürchterliche in der Leidenschaft Othello's durch die teuflischen Cynismen, mit denen Jago ihn stachelt, indem er zugleich seinem innern Jubel Luft macht, keineswegs vermindert, jeder neue wilde Scherz schärft vielmehr unsern Schauder. — Das Gesetz dieses Wechsels läßt sich in den einzelnen Fällen ganz genau nachweisen, gerade wie in der Musik, wo über dem scheinbaren Contrast der Grundton nie vergessen werden darf. — Aber kein aufrichtiger Kritiker wird leugnen, daß die Willkür auch nur zu oft eine nicht blos scheinbare, sondern sehr reale ist. Wenn z. B. nach Julia's Tod der Hanswurst des Stücks mit den Musikanten seine faden Späße macht, so ist für diesen Gegensatz nicht der mindeste Grund vorhanden, denn daß dergleichen russische Dampfbäder im wirklichen Leben vorkommen, daß z. B. der Held in dem Augenblick, wo er sein Königreich oder seine Ehre verloren hat, auch noch wegen Verletzung der Diät in Bauchgrimmen verfällt — diese Rechtfertigung der Kunst als die angebliche Copie des wirklichen Lebens wird heute wohl Niemand mehr so dreist sein, zu übernehmen.

Ich glaube, nicht zu viel zu behaupten, wenn ich die Einmischung tragischer oder rührender Motive in die Burleske noch unnatürlicher finde, als das Umgekehrte. — Der Grundton unsers Stücks ist offenbar der derb komische; dabei tritt aber auf einmal, unversehens, eine ängstliche Spannung ein, die über den Spaß geht, und wir wissen nicht recht, in welche Stimmung wir uns versetzen sollen. In solchem Zustand kommt man sich immer albern vor. — Es liegt das nicht unbedingt im Stoff. Scribe z. B. in seinem vortrefflichen Lustspiel: Une chaine spielt auch beständig mit sehr bedenklichen Zuständen und Conflicten, aber er hat es verstanden, für diese Spannung den durchgehenden heitern Ton zu finden. „Viel Lärm um Nichts" hetzt uns aber aus einer Empfindung in die

andere. Erst die tragische, erschütternde Scene in der Kirche, dann die wahrhaft empörende zwischen den jungen Edelleuten und dem gekränkten Vater; dann wieder die Tölpelei der Clowns — die beiläufig in der Aufführung sehr langweilig sind — es ist kein Grundton darin, der uns über diese Widersprüche beruhigt, denn die bloße Ironie des Scheins, die in dem Titel angedeutet ist, kann diesen nicht ersetzen. Es ist ein Geschmack, der uns bereits fremd ist.

Und doch ist „Viel Lärm um Nichts" von allen Shakespeare'schen Lustspielen nicht nur dasjenige, welches auf der Bühne noch am leichtesten sich herstellen läßt, sondern welches auch den meisten innern Werth hat — „Was ihr wollt" allenfalls ausgenommen. Es ist ein Leben und eine Gesundheit in diesen Figuren, die unsere Dichter beneiden müssen. Aber die angeführten Uebelstände — zu denen noch kommt, daß es bessere Schauspieler verlangt, als die sind, deren wir uns erfreuen — scheinen mir doch zu groß, als daß es in unserer Zeit noch eine andere Rolle als die einer Studie spielen sollte.

Englische Literatur.

Von William Wordsworth ist ein posthumes Werk erschienen: The Prelude or Growth of a Poet's Mind; an Autobiographical Poem. Es ist eigentlich schon 1799 angefangen und 1805 beendigt, und wurde von Coleridge in seinen sibyllinischen Blättern als eine „göttliche Geschichte hoher und leidenschaftlicher Gedanken, die nach ihrer eignen Musik gesungen wären", gefeiert, aber der Dichter hielt es dennoch in der Mappe zurück, um erst nach seinem Tode veröffentlicht zu werden. Es enthält eine Art Selbstbiographie in fünffüßigen ungereimten Jamben (blanc verse), in vierzehn Bücher getheilt, in welchen der Dichter die Ereignisse seines Lebens und seiner Empfindungen von Kindheit an mittheilt; seine Erfahrungen zu Hause, in Cambridge, in London und in Paris während der französischen Revolutionszeit; bis zu seiner Rückkehr nach England. Es ist erfüllt von dem Bewußtsein des hohen Berufs, welcher dem Poeten vorgezeichnet ist, und von seiner eignen Wichtigkeit. Die Diction schwankt zwischen äußerster Prosa, wenn er bis in's kleinste Detail seiner jugendlichen Beschäftigungen eingeht, und einer ziemlich geschraubten Bildersprache, die nicht frei ist von unmittelbaren Reminiscenzen früherer Dichter, namentlich Milton's. Die idyllischen Darstellungen der Kinderspiele, z. B. des Eislaufs, durch Coleridge's Citate schon früher in England bekannt gemacht, sind mitunter vortrefflich; es fehlen auch nicht alle die einsamen Träumereien, die ersten Liebesgefühle u. s. w., welche ein geborner Poet durchzumachen hat. Aber auch Reflexionen über Parlament, Zuckerfrage, Parteikämpfe, Whigs und Tories u. s. w.; von den letzteren kann man keineswegs sagen, daß sie durch das Metrum gewinnen. Von Interesse ist, daß er die französische Revolution im Princip wie in den Thatsachen vollständig billigt, eine Anerkennung, die so weit geht, daß er offen seine Freude darüber ausspricht, wenn die Truppen seines eigenen Landes von der Revolutionsarmee geschlagen werden. Doch besänftigen sich diese epischen Em-

pfindungen in dem Idyll seines spätern Lebens, wo er unter den benachbarten Pächtern und Bauern die eigentliche Sprache der Natur und den Ausdruck des wahren Glücks studirt. —

Von einem andern seiner Zeit sehr gefeierten Dichter, Thomas Campbell, hat W. Beattie die Biographie nebst den Briefen u. s. w. in 3 Bänden herausgegeben. Diese Biographie gibt der Revue de deux mondes (1. September) zu einer lesenswerthen Abhandlung Gelegenheit, in welcher J. Milsand nachzuweisen sucht, daß Campbell zu jenen leicht empfänglichen Naturen gehörte, die den herrschenden Geschmack und die herrschende sittliche Gesinnung reproduciren, und darum von ihrer Generation ebenso rasch anerkannt und überschätzt, als von der Nachwelt vergessen werden. — Thomas Campbell ist 1777 in Glasgow geboren, und 1842 zu Boulogne gestorben. — Seine Hauptwerke sind, außer den kleinern Elegien, Balladen u. s. w., ein größeres Gedicht: die Freuden der Hoffnung 1799, welches einen so ungeheuern Erfolg hatte, daß ihm kaum Chateaubriand's Atala an die Seite gestellt werden kann; Gertrude de Wyoming (1808), eine Art Idyll, in Folge dessen man ihn Spenser an die Seite stellte (der Inhalt ist in Kurzem folgender: ein britischer Knabe wird von einem indianischen Häuptling gerettet; er lebt in einem glücklichen Thal und heirathet die Tochter seines Beschützers; ruhiger Genuß der Liebe und der Natur; dann Kriegsscenen; die Indianer überfallen das friedliche Thal von Wyoming; Gertrude stirbt für ihren Gatten, Oulassi, jener Häuptling, der ihn vergebens zu retten sucht, stimmt auf seinem Grabe den Todtengesang an). Die beiden folgenden Gedichte: Theodorich (1824) und der Pilgrim von Glencoe (1842) fielen bereits in eine Zeit, welche sich an einen andern Vorstellungskreis gewöhnt hatte, und gingen ziemlich unbeachtet vorüber. Außerdem machte er sich noch durch seine zu London (1812) gehaltenen Vorlesungen über Literaturgeschichte, durch seine Redaction des New Monthly Magazine (1821 bis 1830), seine Biographie der Miß Siddons, seine Briefe aus dem Süden (Algier), und seine Lebensbeschreibung des Petrarca berühmt. — Er ist stets dem Liberalismus seiner Zeit treu geblieben, und hat namentlich mit großer Ausdauer für die Wiederherstellung Polens geschwärmt. —

Thomas Carlyle hat mit der achten seiner Flugschriften: Jesuitism, die Reihe seiner Latter-Day-Pamphlets geschlossen. Wir behalten uns vor, diesen geistreichen, aber wunderlichen Schriftsteller, der uns das vollständigste Bild der englischen Romantik gibt, im Zusammenhang zu charakterisiren. — Ein anderes Mitglied des sogenannten jungen England, jener Tories aus Reflexion, die eigentlich in einem so verständigen Volk, wie die Engländer, keine rechte Stelle finden: Baillie Cochrane, hat eine leidenschaftliche Flugschrift gegen das junge Italien losgelassen, in welcher die modernen Freiheitskämpfer als eine Horde von Räubern und Mördern dargestellt werden. —

Von historischen Schriften ist nicht viel Bedeutendes erschienen. Die Geschichte der päpstlichen Staaten von ihrem Ursprung bis zur Gegenwart von Dr. John Miley, Verfasser von: Rome under Paganism and the Popes, ist eine leichtsinnige Compilation, und lediglich geschrieben, um à tout prix die Kirche zu verherrlichen, und gegen das Princip der Revolution, die Befreiung des weltlichen Wesens, zu Felde zu ziehen. — Die Geschichte der Religion von John Evelyn, herausgegeben von Evanson, ist einer von den vielen wohlgemeinten Versuchen, an denen wir ebenso wenig Mangel leiden, als unsere Vettern jenseit des Canals. — Werthvoller ist eine Monographie von

J. B. Marsden: The History of the Early Puritans from the Reformation to the Opening of the Civil War in 1642, die zugleich in versöhnlichem Geist geschrieben ist. — Eine Huldigung für den englischen Patriotismus ist die erste der historisch-kritischen Abhandlungen von Joseph Hunter: Agincourt; sie ist in England mit großem Beifall aufgenommen. —

Eine ähnliche Aufnahme hätte in Leipzig die Reisebeschreibung der Baroneß Blaze de Bury: Germania, its Courts, Camps and People zu gewärtigen. Sie beginnt ihre Schilderung unserer vortrefflichen Stadt mit dem classischen Citat: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute," wozu sie bemerkt: „Ein klein Paris ist vielleicht un peu beaucoup, aber daß Leipzig eine einzige Stadt in Deutschland ist, steht außer Zweifel, und es ist auch gut so, denn wenn es mehrere dergleichen gäbe, so wüßte man nicht, zu wessen Nutzen." Dann folgt: „Dem Völkchen hier wird jeder Tag zum Fest u. s. w.: This is Leipsic, the very Kernel of the democratic nut (!Der Kern der demokratischen Nuß!), the capital of Professor-ism (J must coin the word), and the headquarters of Studentenwesen." — Alles drei Dinge, die uns bisher in Deutschland unbekannt waren. „Eine Stadt von Büchern und Burschen, von Weinkellern und Druckerpressen, wo sich der Dunst übelgeleiteter, schlecht verdauter Kenntniß mit dem Dunst von Bier und Wein vermischt, und zusammen eine Dampfmasse bildet, für welche ein Sicherheitsventil schwer zu finden sein möchte. Ist es auch blos Dampf und Rauch, so drängt es sich doch zuweilen gewaltig zusammen und kann eines schönen Morgens explodiren, wie es schon geschehen ist." — O Du, mein gutes Leipzig! wer hätte das von Dir gedacht! — Der Vergleich mit Paris wird gerechtfertigt durch die nach Gebühr gelobten Promenaden und durch den unlenksamen Geist seiner Bewohner. „Sobald sie Ihren Fuß nach Leipzig setzen, fühlen Sie sich in einer andern Atmosphäre, als in irgend einer andern Stadt. Sie fühlen sich frei, aber nicht ruhig, nicht sicher. Sie sind nicht länger in dem traditionellen Deutschland, sondern in einem Mittelpunkt der Thätigkeit, des Handels und — des Kampfes!! Von Höflichkeit ist keine Rede, der Kellner betrachtet sich, wie in Amerika, als Ihresgleichen, der Ihnen aus gutem Willen gefällig ist. Wenn Sie zufällig sich im Speisesaal nach einer Zeitung umsehen (von denen wenigstens zehn Dutzend auf den Tischen liegen), so sehen Sie die Tafel besetzt mit Männern in Brillen, blassen Gesichtern und schmutzigen Händen, von denen Jeder den Andern „Herr Doctor" anredet. Gehen Sie in eine Buchhandlung, so wird der Mann hinter dem Laden Politik zu Ihnen sprechen, als verstände es sich von selbst, daß Sie zu den Radicalen gehörten. Einer von diesen Ehrenmännern wollte mich verleiten, die Portraits der ungarischen Rebellen zu kaufen. Zufällig hatte sich eine Lithographie Haynau's darunter verirrt; als ihn der Buchhändler sah, warf er einen unwilligen Blick darauf und rief: „Was für ein verdammenswürdiges Gesicht! Nicht wahr?" — Nach Auerbach's Keller ist die größte Merkwürdigkeit Leipzigs die Druckerei von Brockhaus. „Herr Brockhaus ist ein großer Mann (a great man), in seiner Art ein Patriarch und mit seiner ruhigen Manier, mit seiner Feder hinter dem Ohr, hat er unendlich mehr zu thun, als der Premierminister so manches Duodezfürsten." — Bei den Druckern bemerkt sie eine große Neigung zu Blumen, Ephen u. dgl. „Die Hälfte von den Leuten, die in der Druckerei beschäftigt waren, haben unzweifelhaft an dem Gefecht Theil genommen, in welchem 1845 Prinz Johann den Sieg davon trug (!!), und wissen die brandmörderischen Verse, die Freiligrath auf diese Begebenheit machte,

auswendig; das hindert sie aber nicht, sich an langen Spaziergängen durch die Felder zu ergötzen und mit Entzücken den Melodien Weber's zu lauschen. Sie sind unreal und phantastisch, voilà tout . . . Mangel an praktischem Sinn, das ist der Fluch der Norddeutschen, und so eingewurzelt bei ihnen, daß er auch durch die ernsthaftesten Veranlassungen nicht ausgerottet werden kann. Manche verschwören sich gegen den Staat, und lesen Klopstock (??) oder cultiviren Wirthshäuser; manche reden davon, die Monarchie über den Haufen zu werfen, und sind nicht im Stande, ihre Pfeifen und Kneipen aufzugeben, während andere am musikalischen oder malerischen Wahnsinn leiden, und drei Viertel der vorbereiteten Meetings versäumen würden, die zum Gebräu einer ernsthaften Verschwörung nöthig sind, um nur nicht bei einem Cirkel auserwählter Geister zu fehlen, die Quartette spielen oder Figuren mit der Kohle zeichnen. The Künstlerwesen is as deep-rooted in these towns as the Studentenwesen; und in diesem Mangel an praktischem Sinn liegt der Grund, daß aus den Revolten Norddeutschlands keine Revolutionen werden. — The Northern German derives his unpractical spirit from two causes: schwärmerei and liederlichkeit. Das Erste ist eine Art Träumerei, welche, mit dem Genius vermählt, einen Jean Paul erzeugt, aber welche, wenn sie ein gewöhnliches Hirn verwirrt, es unfähig macht für gesunde Thätigkeit. Das Zweite ist eine krankhafte Sucht nach Vergnügungen aller Art, nach Vergnügungen ohne Eleganz, Vergnügungen, welche entehren. „Such a one is a liederlicher Kerl!“ ist eine in Deutschland häufig angewendete Phrase; denn ach! das Ding existirt nur zu häufig. „Liederlicher Kerl“ heißt ein Wesen, in welchem weder Solidität noch Zusammenhang ist, ein Wesen ohne Gewicht. Er weiß ein Wenig von allerlei Dingen, und thut ein Wenig von allen Dingen, außer seine Schuldigkeit, an die er niemals denkt.“ — In München wird Lola Montez durch das Beispiel der schönen Rosamunde gerechtfertigt. Berlin kommt sehr schlecht weg, namentlich im Vergleich mit Wien. „In Berlin gelten die abstrusesten Fragen für täglich Brod, und für die feinere Würze der Existenz müßt ihr zu den nebelhaften Speculationen der transcendentalen Philosophie eure Zuflucht nehmen. Lherminier sagt von den Berlinern mit Recht: ils ont l'habitude de l'infini; das macht sie pedantisch und unpraktisch. Jeder von ihnen hat sein Utopien, das macht sogar die Weiber excentrisch und setzt den Staat in Gefahr. — Als Beleg der norddeutschen Bildung wird ein Steckbrief angeführt: „N. N. ist lutherischer Confession, mittlerer Größe, stark gebaut, von gesundem Ansehn, hoher Stirn, langer Nase; er hat schönes, gelocktes Haar, und hat Theologie in Leipzig studirt.“ — „Die Berliner Damen sind entsetzlich gelehrt; ihr könnt von Glück sagen, wenn man euch in einem Damen-Caffee nicht auffordert, einen häkligen Knoten aus der Literatur zu den Zeiten des Königs Rhamises zu lösen, während ihr in aller Unschuld eine Apfelsine schält, oder wenn nicht ein Stück Hamburger Rauchfleisch in eure Kehle eingerammt wird durch einen unerwarteten Schuß von Hegel oder Kant. Diese Damen-Caffee's, wo die Ladies sich nach Tische versammeln, um sich über Cotelette, Brüsseler Spitzen und Psychologie zu unterhalten, sind ein gefährliches Ding. Corinna's Thee war nichts dagegen! Laßt euch bei Zeiten warnen.“ — Bei aller Uebertreibung ist etwas Wahres selbst noch an diesen Bildern, das wir uns zu Herzen nehmen könnten.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Friedrich Hebbel.

Der Rubin. Ein Mährchen-Lustspiel in 3 Aufzügen. — Ein Trauerspiel in Sicilien. Tragikomödie in 1 Aufzuge. — 1851, Leipzig, Geibel.

Seit der Recension, welche ich vor drei Jahren über Hebbel schrieb (Grenzboten 1847, Heft 25), hat sich das Material zu seiner Beurtheilung nicht unbeträchtlich vermehrt. Außer einer Reihe von Gedichten, kleinen Novellen, politischen, ästhetischen, orthographischen Abhandlungen (z. B. über die tiefere Bedeutung des Semikolons), und den obenangeführten zwei Theaterstücken, sind noch zwei größere Dramen: „Julia" und „Herodes und Mariamne" erschienen, zum Theil auf der Bühne, und ein kleines Stück: „Der Moloch." — Wenn es auch zunächst nur meine Absicht ist, jene beiden Dramen genauer zu erörtern, so muß ich dabei doch auch auf die Gesammtthätigkeit des Dichters Rücksicht nehmen.

Jene frühere Kritik hatte den Fehler, daß sie unter dem ersten, unmittelbaren Eindruck einer mächtigen, aber incommensurablen, widerspruchvollen Natur geschrieben war, und daher mehr pathologisch als analytisch verfuhr; daß sie voreilig jene Anarchie des Werkes in die Seele des Dichters legte. — Bei ruhigerem Nachdenken, wenn man die Art des Producirens aufmerksamer belauscht, verliert sich Manches von dem Schrecken, den jene Natur einflößt, aber auch freilich Manches von der Macht des Eindrucks.

Hebbel's Fehler gehen mit seinen Verdiensten Hand in Hand, und zwar so, daß, wenn ich die einen aufzähle, die andern implicite darin schon enthalten sind.

Einmal. In der Zeichnung seiner Charaktere läßt er sich niemals, weder durch Nachgiebigkeit gegen das Publicum, noch durch eigne Bonhommie, verführen, von dem ursprünglichen Plane abzugehen; er behauptet eine unerbittliche Consequenz, und man wird jeden Einfall, jede Empfindung, jede Handlung, die er von ihnen darstellt, mit dem beabsichtigten Grundton ihres Charakters in eine directe Verbindung bringen können. Dies ist ein großes Verdienst, und um so anerkennenswerther, je seltener es ist in einer Zeit, wo die Reflexion alle Be-

stimmtheit so zersetzt und zerfressen hat, daß die meisten poetischen Figuren, nach dem Bilde ihrer Urheber, in der Form von Mollusken auftreten. — Was von den Charakteren gilt, ist auch von der Handlung zu sagen; Hebbel würde in der Erfindung und Durchführung der Fabel, der Anekdote, sich lieber der Barbarei zeihen lassen, als der kleinsten liebenswürdigen Schwäche.

Zweitens. Er versteht, was ein wesentliches Erforderniß des dramatischen Dichters ist, das Fieber der Leidenschaft mit einer Virtuosität, einer hinreißenden Gewalt zu schildern, daß sie unter den jetzt lebenden Dichtern nirgend, vielleicht unter allen deutschen Dichtern überhaupt nicht ihres Gleichen findet. Ich führe nur die Scene an, in welcher Holofernes der Judith Gewalt anthut, inclusive des Vorspiels (der Schauder ihres Gemahls in der Hochzeitnacht) und der Nachwirkungen (der Mord des Holofernes und die darauf folgende Stimmung der Heldin bis zum Schluß). Die Schilderung wird vielleicht empören, aber sie wird hinreißen. — Ebenso die Reihenfolge der Empfindungen Klara's in der Maria Magdalena. — Hebbel hat scharf genug beobachtet, und die Saiten seines Innern vibriren lebhaft genug, daß ihm dieses Fieber im Detail aufgeht. Dieses Detail zeigt aber deutlicher als eine weitaussehende Intention die dramatische Begabung: Ich möchte ihn darin mit der Rachel vergleichen, die z. B. in der Scene der Horatier von dem ersten Auftreten des Valerius mit der Nachricht von dem Ausgang der Schlacht bis zu ihrem Tod so viel Hebbel ist, als ein Schauspieler mit dem Dichter überhaupt Verwandtschaft haben kann. Beiläufig, würde sie eben darum Hebbel's Stücke unter keiner Bedingung spielen, weil die Production des Dichters ihre eigene Schöpfungskraft einengt, wie sie auch Victor Hugo verschmäht, der wenigstens in der Intention, ungewöhnliche Leidenschaften zu detailliren, wenn auch keineswegs in der Sicherheit der Ausführung, mit Hebbel verglichen werden kann, und dafür mit besonderer Vorliebe die nach einem allgemeinen Schema hingeworfenen Charakterskizzen Corneille's, Racine's, Ponsard's zu beleben oder zu galvanisiren strebt. — Es zeigt sich diese Kraft auch in den wilden Sprüngen, die Golo's Leidenschaft macht, aber nicht mehr rein, weil ein Moment, auf das ich nachher komme, darin schon das Uebergewicht hat: das Moment der Willkür, des unklaren Verhältnisses zwischen Wesen und Erscheinung, Motiv und Action; — das Moment des Wahnsinns. — Hebbel verkennt vollständig sein Talent, wenn er in den meisten seiner neuern Stücke sich in Stoffen bewegt, die eine detaillirte Entfaltung der Leidenschaft nicht zulassen. Oder vielmehr: die Art, wie ihm die Leidenschaft aufgeht, treibt in ihrer Consequenz zu Combinationen, die keine Detaillirung mehr zulassen, weil sie wesenlos sind. Doch davon später.

Drittens. Hebbel geht von einer hohen Auffassung der Kunst aus; er hat darüber, wie über die einzelnen Aufgaben, die er sich gesetzt hat, sehr ernsthafte Reflexionen angestellt, die nicht immer richtig sind, nicht einmal immer klar,

die aber, wie namentlich seine Vorrede zur Maria Magdalena, zu fruchtbarem Nachdenken anregen. Die Ansicht, welche er in jener Vorrede von der höheren Bedeutung des Drama's überhaupt, und insbesondere von der sittlichen Tendenz unserer Zeit ausgesprochen hat *), ist in der That der Gordische Knoten, in welchem sich alle Bestrebungen der modernen Wissenschaft und Kunst begegnen. — Wenn trotzdem in der Aufgabe, welche sich die Poesie auf Grund dieser Tendenz stellt, wie nachher zu erörtern, etwas Irriges und selbst Krankhaftes liegt, so ist das nicht in der Anwendung des Nachdenkens, der Reflexion, der Philosophie auf die poetische Production überhaupt zu suchen, denn nur in einer naiven Zeit genügt die lebhafte Schilderung, das natürliche Gefühl u. s. w.; wo die Reflexion so tief in alle Adern und Nerven des Volks eingedrungen ist, wie bei uns, muß der Dichter, der die Zeit wahrhaft hinreißen, der sie nicht blos als Curiosität amüsiren will, an Tiefe der Bildung, an Macht des Gedankens ihr ebenso überlegen sein, als in dem, was überhaupt den Dichter macht, an Gestaltungskraft.

— Wenn ich diese Vorzüge, deren Bedeutung durch die nachfolgende Analyse keineswegs abgeschwächt werden soll, zusammenfasse, so würden sie zu seinen am meisten hervortretenden Untugenden in folgendes Verhältniß treten. — Sie sind entsprungen, nicht, oder wenigstens nicht blos aus einer natürlichen Freude am Schaffen, sondern aus einer bewußten Reaction gegen eine verkehrte Richtung der Zeit, und diese Reaction, die wie alle Absicht, wo man sie herausfühlt, verstimmen muß, treibt den Dichter, der in seiner Seele kein Maaß findet, über die Grenzen der Kunst, der Schönheit, der Wahrheit hinaus, endlich — wie alle Extreme sich berühren — gerade in die Richtung, die er bekämpft, hinein. — Das ist nun im Einzelnen nachzuweisen. Ich bleibe, der Uebersicht wegen, bei der vorher angenommenen Eintheilung.

Zuerst also über die Art, wie der Dichter seine Gestalten, seine Fabeln concipirt. Ich habe vorher rühmend die Consequenz anerkannt, mit welcher er die ursprüngliche Anlage festhält; ich muß aber hinzusetzen: diese Consequenz ist im strengsten Sinn des Worts eine gemachte. Hebbel ist aus gerechter Opposition gegen die Unbestimmtheiten, Schwankungen und Trivialitäten der geistreichen Zerflossenheit, die er in dem Gebährden der meisten gleichzeitigen poetischen Figuren, namentlich aus der Schule des jungen Deutschland wahrnahm, in das entgegengesetzte Extrem getrieben. Er führt den Entschluß, seine Personen nichts Anderes sprechen und thun zu lassen, als was ihre Eigenthümlichkeit an's Licht setzen kann,

*) „Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie . . . den äußern Haken, an dem sie bis jetzt zum Theil befestigt waren, gegen den innern Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen." — Die Philosophie nennt das: Aufhebung der Transcendenz.

und diese Eigenthümlichkeit durch alle Mittel aus ihnen herauszuforciren, mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit durch, die etwas Aengstliches hat; er läßt sie nichts sprechen, als Epigramme, und zwingt dadurch selbst seine Sprache in barocke, unbehilfliche, zuweilen geradezu unverständliche Formen. Das imponirt, so lange man die Methode nicht weg hat. Aber eine Sammlung von Epigrammen nach einer bestimmten, gleichen Richtung hin macht noch keinen organischen, lebensfähigen Charakter; ebensowenig wie man die Caricaturen La Bruyère's Charaktere nennen kann. La Bruyère ist aber sein directes Vorbild; an zwei kleinen Stücken: der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd (1837, in Engländer's Salon) und: Herr Haidvogel (in Ruge's poetischen Bildern) kann man das ganz genau verfolgen, nur daß noch die Sprache und Ideenassociation Jean Paul's sehr bedeutend mit einwirkt. — Nepomuk Schlägel ist ein schwarzgalliger Charakter, der den ganzen Tag nach Stoff ausgeht, sich über alle Welt zu ärgern, und diesen Stoff in den scheinbar am wenigsten dazu geeigneten Veranlassungen findet. Dieses Thema wird in endlosen Variationen abgespielt, die ebenso halsbrechend und barock sind, als die des Virtuosen Ernst über den Carneval von Venedig. Z. B. „Der Stelzfuß, der eben pfeifend vorüber stapft, gibt ihm zu einem Fluche Grund genug, denn er denkt: es wäre die Frage, ob Du ein hölzernes Bein bezahlen könntest, wenn Du, wie der da, das fleischerne einbüßtest. Als er einmal vom Lande einen Dieb einbringen sah, verdroß es ihn sehr, daß der kränkliche Mensch, den der Arzt für den Fußtransport zu schwach befunden hatte, auf einen Leiterwagen gepackt war, und er fragte einen Bekannten giftig, ob er glaube, daß man ihn in gleicher Lage ähnlich behandeln werde." — „Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil sie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Gesindel, denkt er, daß ich ein Lump bin! könnte ich nicht auch ein Sonderling sein, ein Engländer, der sich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider steckt?" — „Dem liebenden Paar, das, in sein süßes Geschwätz verloren, vorüberschleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier, oder um es zu stören, sondern um sich bei Laternenlicht aus des Mädchens Gesicht die Impertinenz zu abstrahiren, mit der sie ihn würde ablaufen lassen, falls er sich zum Seladon antrüge." — U. s. w. Die Einfälle könnten, gerade wie bei Theophrast, in's Unendliche geführt werden, da sie nur auf widersinnigen Combinationen beruhen. Uebrigens ist das Zerrbild nicht neu, es ist der Jacques aus As you like it. — Nur noch ein Beispiel, das ganz Jean Paul ist. „Bier- und Speisehäuser sind Bet- und Fluchhäuser für ihn; seine nah an den Atheismus streifende Ueberzeugung von der gebrechlichen Einrichtung der Welt hat er in dieser trüben Atmosphäre, und im eigentlichen Verstand aus Bierkrügen, aus solchen nämlich, die er nicht stürzen durfte, geschöpft." — Daß eine solche Sammlung synonymer Einfälle unkünstlerisch ist, darf nicht erst bemerkt werden; sie unterscheidet sich von der Conception ähnlicher abstracten Lächerlichkeiten im Lustspiel

(z. B. in Molière's Geizigen) dadurch, daß sie gezwungener ist, daß der verbindende Faden der Fabel fehlt, und daß der Spaß durch eine gravitätische Leichenbittermiene verkümmert wird. — Wir können aber diese Art, Gestalten zu concipiren, in all seinen Werken verfolgen. — So ist „Herr Haidvogel" eine Sammlung von Variationen über das Thema: liederlicher Lump mit einigen Anklängen an die Misanthropie Nepomuk Schlägel's, von dem im „Trauerspiel von Sicilien" eine zweite Auflage erscheint, Herr Gregorio, der in dem kurzen Raum, den er einnimmt, unter andern folgende Geständnisse einer schönen Seele von sich gibt: „Es mißfällt mir keineswegs, daß sich ein Anderer in dem Augenblick erhängt, wo ich mein Mädchen an mich drücke;" — „Hei, wenn es mir gefällt, die ganze Ernte im Halm zu kaufen und sie stehen zu lassen für's Wild und für die Vögel: kümmert's wen?" — „Ich will in meinem siebenzigsten Jahr das schönste Mädchen noch zur Frau. Ich will's! Ist das genug?" (Shylock) — „Wär' ich blind, so kauft' ich mir die besten Bilder auf und hinge sie in einem Saal herum, den außer mir kein Mensch betreten dürfte; und wär' ich taub, so setzt' ich die Kapelle aus allen großen Virtuosen zusammen, die mir täglich spielen müßte, mir ganz allein und keinem Andern mehr; denn hätte Raphael nur für mich gemalt und Palestrina nur für mich gesetzt, ja nicht einmal für mich, das wär' doch putzig; und wenn ich all das Zeug verbrennen ließe, die heiligen Familien und Messen, so wär's vorbei mit der Unsterblichkeit! Da ich nur alt bin, nehm' ich eine Frau." — Diese löblichen Grundsätze sind nur um ihrer selbst willen da, sie tragen zur Entwickelung der Handlung nicht wesentlich bei. — Auch die misanthropisch-epigrammatische Denk- und Empfindungsweise des Meister Anton in Maria Magdalena geht nach derselben Richtung, obgleich hier, durch Einmischung anderer Momente (sittliches und Ehrgefühl, so wie ein Rest ursprünglicher Gutmüthigkeit) und durch Einwirkung großer Schicksale wenigstens dem Anschein nach eine größere Lebensfähigkeit hervorgebracht wird, obgleich man bei genauerem Zusehn doch den Automaten entdeckt. — Ich übergehe die zahlreichen Conceptionen ähnlicher Art (obgleich ich dabei die Frage nicht unterdrücken kann, ob ich mit der Ansicht meiner frühern Recension so Unrecht hatte, daß eine poetische Anschauung, die sich beständig in dergleichen Häßlichkeiten bewegt, nicht gesund sein könne), und mache nur noch auf das Forcirte der Empfindung aufmerksam, das sich nothwendig aus einer derartigen Charakterbildung ergibt. Z. B. einer der Räuber im Trauerspiel von Sicilien, zu dem sein Vater einmal sagte: „Kauf mir den Segen ab, verdammter Bube, damit ich mich einmal betrinken kann, sonst gebe ich Dir meinen Fluch umsonst," und der, Dank seiner Erziehung, sobald er von einem recht edlen Menschen hört, sogleich bemerkt: „Den untern Tisch zu saufen und dann vor eine Kirchenthür zu legen, das müßte eine Götterwollust sein! Ich möchte ihn im Katzenjammer sehn, besonders wenn es just Charfreitag wäre!" — Ist das Natur? — Es ist Renommage! Und

zwar nicht des Banditen, sondern des Dichters. Eine ähnliche Renommage ist aber kaum zu vermeiden, wo man sich fast ausschließlich in chargirten Rollen bewegt, wo der starke Charakter, aus Mangel an Gelegenheit, seine Kraft in Actionen zu entfalten, mit seiner Kraft prahlen muß. Als ein abschreckendes Beispiel ist Holofernes zu nennen, bei dem man unwillkürlich an das Sprichwort erinnert wird: Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Hier kaum mehr ein Schritt. Wollte man die Judith parodiren — wozu die Versuchung sehr nahe liegt — so könnte man die Rolle des Holofernes vollkommen so lassen, wie sie jetzt ist. Es ist in seinem Auftreten etwas vom Puppenspiel. Er erklärt gravitätisch: Ich bin der grausame Holofernes, und schlage Jedem, dem ich will, den Kopf ab, und nun läßt er Einem nach dem Andern den Kopf abschlagen, und füllt die Zwischenpausen durch Jagdgeschichten à la Münchhausen aus, z. B., daß er einmal, um zu probiren, ob es wehe thut, sich auf einem glühenden Rost habe braten lassen, wo er uns die Erklärung schuldig bleibt, wie es zugegangen, daß er davon gekommen ist. Es sind das sehr unkünstlerische Mittel, sowohl die Aufzählung equilibristischer Künste, — in denen ihn ein Renz und Tourniaire doch immer übertreffen werden, ohne deshalb die fanatische Anbetung irgend eines Menschen zu erregen, als die willkürlich gehäuften Blasphemien, die man immer noch überbieten könnte, denn die Willkür hat kein Maaß und keine Grenze. — Ganz anders wird es freilich in der Scene, wo die Leidenschaft in Fluß kommt, wo der wilde Schwindel der Action auch dieser Marionette den Schein des Lebens gibt. Die unnatürlich gesteigerte Hitze, die der Dichter anwenden muß, um das spröde Erz zu schmelzen und in Fluß zu setzen, ist der **zweite Punkt**, auf den wir nun übergehn.

Ganz ähnlich nämlich wie die Charaktere, wird auch die Handlung chargirt. Weil die sentimentalen Dichter einen großen Lärm schlagen über Begebenheiten, die nicht der Rede werth sind, bewahrt Hebbel bei den haarsträubendsten Handlungen eine raffinirte, imponirende Kälte, die ebenso gezwungen aussieht, als die hohle Declamation der Empfindsamkeit. Auch über die Art, wie er die Fabel concipirt, geben uns einige kleine Novellen einen genauen Aufschluß. So die Erzählung „Anne" in Engländer's Salon (1836), die nur fünf Seiten enthält, und in der u. a. Folgendes vorkommt: Eine junge Magd wird von dem Herrn in Gegenwart der Knechte geohrfeigt, von einem der letztern verhöhnt. „Oh! oh! stöhnte sie krampfhaft zusammenzuckend, sprang auf und packte den hohnsprechenden Buben bei Brust und Gesicht. Rasende! rief er erschreckend, und stieß sie, sich ihrer mit aller Manneskraft erwehrend, zurück. Sie, als wüßte sie selbst nicht, was sie gethan, starrte ihm nach mit weit aufgerissenen Augen." Während die Andern sich zur Kirmeß putzen, muß sie in die Flachskammer an die Arbeit, „die sie in dumpfer Emsigkeit begann, und wenn sie auch zuweilen in unbewußtes Hinbrüten versank, doch sogleich aus diesem wie vor Schlangen- und Tarantelstich

schreckhaft auffahrend, mit verstärktem, ja unnatürlichem Eifer fortsetzte." Abends holt sie Licht; ihr Bräutigam, der sich aus Aerger betrunken hat, besucht sie, und fordert sie auf, trotz des Verbots mit ihm auf die Kirmeß zu gehen. Sie weigert sich, er geht wüthend ab und erklärt, er wolle sie nicht mehr sehn. Das Licht fällt unversehens in den Flachs, die Kammer brennt, sie sucht vergebens zu löschen, da hört sie ihres Bräutigams Stimme, der ein lustiges Lied singt; sie ruft: „Ei was lösch' ich! laß! laß!" und eilte, die Thür mit Macht hinter sich zuwerfend, mit einem gräßlichen Lachen hinaus ihm nach. Bald aber sank sie kraftlos, halb ohnmächtig zusammen, und drückte laut stöhnend ihr Gesicht in's kalte nasse Gras. So lag sie lange Zeit. Da ertönten die Feuerglocken. Sie richtete sich halb auf, doch sah sie sich nicht um; sie legte sich wieder der Länge nach am Boden nieder, ihr war, als ob sie schlafen könne, doch schreckte sie im nächsten Augenblick aus diesem, dem Tod ähnlichen Zustand das Gespräch zweier Vorübergehenden: es brennt im Dorf!" — Sie stürzt hin; Brandscenen. — „Anne, mit der Tollkühnheit der Verzweiflung, weinend, schreiend, sich die Brust zerschlagend, dann wieder lachend, stürzte sich in jede Gefahr, rettete, löschte, und war Allen zugleich Gegenstand des Erstaunens, der Verwunderung und unheimliches Räthsel. Zuletzt sah man sie in einem brennenden Hause auf die Knie sinken. Da rief der Pfarrer: Um Gottes willen, rettet das brave Mädchen! Anne, seine Worte hörend, blöckte ihm, noch immer auf den Knien liegend, mit einer Gebährde des heftigsten Abscheus die Zunge entgegen und lachte ihn wahnsinnig an." — Endlich verbrennt sie. — „Als der Herr am andern Morgen erfuhr, was sich mit Anne begeben hatte, befahl er, ihre Gebeine aus dem Schutt herauszusuchen und sie auf dem Schindanger zu verscharren. Dies geschah." — Finis. — Es ist unglaublich, wie viel Coquetterie in diesem: „Dies geschah" sich versteckt; eine ellenlange Polemik gegen die empfindsamen Belletristen, welche diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen würden, zu klagen und zu ächzen.

Es ist in dieser Geschichte, die uns in nuce ein Bild von der Conception des Dichters überhaupt gibt, zweierlei zu tadeln — abgesehen davon, daß eine Häufung von Gräueln immer ein sehr zweifelhafter Gegenstand der Kunst ist.

Einmal in Beziehung auf die Form. Wenn fürchterliche Geschichten auf uns wirken sollen, so müssen wir Zeit haben, den Eindruck in uns zu verarbeiten. Eine ununterbrochene Folge von Schauder stumpft uns ab, wir werden gleichgiltig und lachen zuletzt. Es ist im Leben nicht anders. Wenigstens ist das Entsetzen kein wohlthuendes, ist unheimlich, wir möchten immer fragen: ist das Spaß oder Ernst? — Es trifft dieser Vorwurf sämmtliche Stücke Hebbel's, selbst die Maria Magdalena, obgleich hier durch die vortreffliche Charakteristik der Gemüthsbewegung der Lapidarstil der Fabel gemildert wird. Es sind nicht blos mehr Hieroglyphen.

Der zweite Vorwurf berührt mehr das Wesen. Es ist kein Verhältniß zwischen dem eigentlichen Gegenstand (der häuslichen Misère, den Leiden der Dienstboten) und den aufgewandten Mitteln. Wir empfinden keine innere Nothwendigkeit, wir sehen nur das Walten des Zufalls. Was Hebbel sehr richtig gegen das gewöhnliche bürgerliche Trauerspiel sagt: — „Daraus geht viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor, denn das Tragische muß als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Gesetztes und gar nicht zu Umgehendes auftreten; sobald man sich mit einem: Hätte er (dreißig Thaler gehabt) oder einem Wäre sie (ein Fräulein gewesen) helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial." — trifft ihn selber und seine Compositionen. Denn auch hier kann man sich mit einem Hätte sie (Wasser bei der Hand gehabt, das Feuer zu löschen), Wäre er (nicht betrunken gewesen) helfen, und der Eindruck wird, zwar nicht trivial, aber beleidigend, denn das Schreckliche, in dem der Zufall waltet, beleidigt. — Hebbel hätte die Greuel noch mehr häufen können, hätte er z. B. eine schwangere Frau durch den Schreck über die Flamme zu einer vorzeitigen Niederkunft kommen lassen und darüber wahnsinnig werden. — Er ist übrigens in diesen Pragmatismus des Zufalls so verliebt, daß er das Feuermotiv in einer zweiten Auflage hat erscheinen lassen, in der Erzählung: die Kuh. Ein Wiener Bürger will eine Kuh kaufen, er hat zu diesem Zweck Banknoten gespart, ein kleiner Junge verbrennt diese aus Unbedacht, darüber in Wuth, schlägt ihn der Bürger mit dem Kopf gegen die Wand, daß das Gehirn herausspritzt, dann thut es ihm wieder leid, er geht auf den Boden und hängt sich auf, die Frau kommt herauf, stößt an ein Paar baumelnde Beine, erschrickt, holt Licht, sieht ihren Mann, fällt in Ohnmacht, das Licht zündet das Haus an, sie verbrennt, und nur die Kuh bleibt übrig, um über den Untergang des Hauses das Klagelied anzustimmen. — Ganz ähnlich ist es in unserm: Trauerspiel in Sicilien. Erste Scene. Wald. Zwei Gensdarmen unterhalten sich über verschiedene Dinge, unter andern darüber, daß sie bei guter Gelegenheit auch wohl stehlen würden. — 2. Angiolina tritt auf; sie ist ihrem Vater, der sie mit einem alten Manne (dem schon beschriebenen Herrn Gregorio) vermählen will, entlaufen und will mit ihrem Geliebten Sebastian entfliehen. — 3. Die beiden Gensdarmen plündern sie und schlagen sie darauf, um nicht verrathen zu werden, todt. Eine Stimme von draußen ruft: Oh! 4. Sebastian erscheint, jammert, die Gensdarmen springen hervor und sagen: Du bist der Mörder. Ihm ist Alles so gleichgiltig geworden, daß er nichts dagegen einwendet. 5. Der Vater kommt mit Gregorio, die Tochter zu suchen. Die Gensdarmen bringen ihre Klage vor, verwickeln sich aber schon in Widersprüche. 6. Ein Bauer erscheint. Er hat Aepfel gestohlen, ist vor den Gensdarmen auf den Baum geflüchtet, hat die Sache mit angesehen, jenes Oh ausgestoßen, und wäre dann vor Schreck beinahe eingeschlafen. Mit seinem Zeugniß ist die Sache

erledigt. — Ich bemerke, daß dieser Rahmen nur dazu dient, eine Menge chargirter Charaktere aufzuführen, deren jeder eine Portion unnöthiger Greuel in der Tasche hat, und nach der Reihe producirt; Gregorio ist schon erwähnt, der Vater und die beiden Gensdarmen sind von demselben Kaliber. — Wenn man früher vollständig im Unklaren war, was das Ganze sollte, so gibt nun Hebbel in seiner Dedication an Th. Rötscher darüber Aufklärung. Zunächst ist es eine wahre Anekdote, die ihm imponirt hat. Beiläufig, schon diese Symbolisirung der gemeinen Empirie ist charakteristisch für Hebbel. Was hat ihm aber daran imponirt? „Wenn sich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln, und der Verbrecher, der sich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, so ist das eben so furchtbar als barock, aber ebenso barock als furchtbar. Man möchte vor Grausen erstarren, doch die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Frösteln beschleicht uns wieder, ehe uns das gelingt.“ — Ist das ein natürliches, gesundes Empfinden? Jene Art von Geschichten ist ja schon in allen möglichen Ammenmährchen abgeleiert, als Zeichen von dem sichtbaren Walten einer höhern Fügung, und was daran barock oder grausenvoll sein soll, kann man nur im Fieber herausfinden. Hatte ich Unrecht, eine poetische Individualität, die so empfindet, krankhaft zu nennen? — Aber die Erklärung ist nicht einmal wahr, wenigstens nur halb wahr; denn im Gedicht selbst ist auf diesen Umstand nicht der geringste Accent gelegt, die eigentliche Moral des Stückes ist in dem Schluß ausgedrückt: „Gregorio. Wie jählings kommt der Tod! (schüttelt sich.)“ — Die Erklärung ist nur dazu bestimmt, Herrn Rötscher aufzufordern, eine neue Kunstgattung philosophisch zu begründen: die Tragikomödie. „Sie ergibt sich überall, wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Mensch, auf der andern jedoch nicht die berechtigte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern hinunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen.“ — Ich zweifle nicht daran, daß Herr Rötscher bereitwillig an diese Arbeit gehen wird, glaube aber um so mehr auf das Unkünstlerische einer solchen Kunstgattung hinweisen zu müssen, da mit jener Definition eigentlich nicht blos das „Trauerspiel in Sicilien“, sondern sämmtliche Dramen Hebbel's gemeint sind. Seine Muse ist überall die Hyäne, die Leichen aufwühlt; seine ganze Welt von Leichenduft erfüllt. Ich glaube mit Goethe, daß die Welt kein Tummelplatz für Larven sein darf, am wenigsten die Welt der Kunst. — Abgesehen davon, daß Hebbel in seiner Tragikomödie sein Versprechen nicht einmal erfüllt, denn wir lernen nicht die sittliche Grundlage der Zeit als einen Sumpf fauler Verhältnisse kennen, sondern nur einzelne unsittliche Menschen, deren es aller Orten und zu allen Zeiten gibt, so scheint mir, auch ideal gefaßt, jene Aufgabe keine Aufgabe der Kunst zu sein. Ich halte es z. B. für verwerflich, wenn Dumas in seinem Caligula, oder

Gutzkow in seinem Nero (obgleich beide ihrem Zweck, die Unsittlichkeit als Totalität darzustellen, näher kommen als Hebbel) eine in ihrer Grundlage verfaulte und wahnsinnige Zeit wiedergeben; verwerflich nicht vom moralischen, sondern vom ästhetischen Standpunkt. Denn ein tragisches Geschick soll immer in tragischer Form (in der Form der Nothwendigkeit) auftreten, sonst hat es kein Interesse und keine Wirkung, und wenn die Zeit, in der ein Dichter lebt, so beschaffen ist, daß sie ihm nur den Kampf mit dem Walten der widersinnigen Zufälligkeit darzustellen erlaubt, so ist das nicht, wie Hebbel meint, ein Zeichen, daß sie zur Tragödie ganz vorzüglich berufen, sondern daß sie gar nicht dazu berufen ist. Doch davon mehr, wenn wir auf die eigentliche „Weltanschauung" unsers Dichters kommen.

Hier haben wir es zunächst nur mit den Mitteln zu thun, die er anwendet, um seine knöchernen Figuren in Fluß zu bringen. Bisher sahen wir ein mechanisches Mittel: er erregt einen so heftigen Wirbelwind, daß sie alle mit ihren Gebeinen krampfhaft schlottern und klappern. — Doch wendet er auch ein chemisches an. Er schärft die Hitze der Leidenschaft nämlich dadurch, daß er das physikalische, thierische, unverständlich trübe und darum geheimnißvoll dunkle Moment über das menschliche hervortreten läßt. So das wesentliche Motiv in Golo und Genoveva, die physikalische Geschlechtslust, jener Zustand, in dem das Licht des Geistes vollständig von den dunkeln Mächten der Natur absorbirt wird. Sobald aber die Naturmacht die Zurechnungsfähigkeit des Geistes aufhebt, hört die Aufgabe des dramatischen Dichters wie der Justiz auf; es tritt dann die Krankenpflege oder das Irrenhaus ein. Freilich muß ich zugestehn, daß der Punkt, wo das Psychologische der Leidenschaft in das Physiologische übergeht, schwer abzugrenzen ist, aber er ist abzugrenzen, und der Dichter, der ihn überschreitet, tritt aus dem Gebiet der Kunst. Die Darstellung der Brunst ist ebenso unkünstlerisch, als z. B. die Darstellung von dem Verlauf eines Cholerafalles rc., so naturgetreu sie sein mag.

Eine solche Darstellung rächt sich auch jedesmal, denn sie führt in Regionen, die nicht mehr blos häßlich, sondern ekelhaft sind. Bordell und Schindanger stehen nahe zusammen. Wenn Hebbel z. B. den Grafen Bertram, der in Folge früherer Liederlichkeit bei lebendigem Leibe verfault, sich beständig in Vorstellungen der Verwesung bewegen läßt*), so ist das eine natürliche Folge jenes Abwegs

*) Die auch sonst zu den abschreckendsten, obgleich nicht unrichtigen Einfällen Veranlassung geben, z. B.: „Hab' ich nicht einen vortrefflichen Mist aus mir gemacht? hab' ich den Elementen, die einen gesunden Körper gewiß nicht ohne Magenweh verdauen können, nicht wacker vorgearbeitet? Wird ein Baum, wie dieser hier, nicht vielleicht, wenn ich ihn dünge, noch einen letzten Schuß thun, so übermüthig keck, daß die Himmelsdecke erschrecken um tausend Meilen weiter zurückweicht, damit der schöne blaue Atlas, womit sie ausgefüttert ist, nicht Schaden nehme an irgend einem scharfen Zweig?" — Ist man einmal der unbedingten Sinnlichkeit verfallen, so gibt es keine Grenze mehr. Es ist in dieser Sinnlichkeit noch ein anderes Moment: das aus der Abneigung gegen die

in das physikalische Gebiet. Z. B.: „Ist mir doch zu Muthe, als wüchsen aus meinem Fleisch die wüsten Disteln und Brennesseln schon heraus, die sich auf meinem Grabe brüsten werden, ich brauche mich nur nach Art der Todten auf den Rücken zu legen und die Augen zu schließen, so hab' ich ein Gefühl, als ob ich ein wucherndes Beet voll Kirchhofunkraut wäre, das neigt und beugt sich gegeneinander: auch schon da, Frau Muhme? und ein kalter Wind bläst hindurch!" „Wie eine von Wind aufgeblasene Menschenhaut mit verklebter Mundritze kam ich mir vor!" „Nicht wahr, Alter, es müßte reizender sein, in den Armen eines schönen Mädchens zu verwesen, als im Grabe! Für ein staubiges Leichenkissen eine schwellende Brust, die den Schlummernden wiegte, und milde, sanfte Augen, die statt kalt blickender Sterne auf ihn herabschauten, vielleicht gar auch ein Finger, der mit überwundenem Ekel den ersten Wurm zurückschnellte!" — Was das für Phantasien sind! es ist, als ob einer im delirium tremens redete! Und doch kann man sich nicht enthalten, über diese Virtuosität in der Ausmalung des Scheußlichen wenigstens zu staunen. Und man kann nicht einmal den Vorwand gelten lassen, jene Bilder sollten nur zur Zeichnung des Charakters dienen; Hebbel kommt immer wieder auf ähnliche Vorstellungen zurück, z. B. wenn Julia in demselben Stück phantasirt: „Ich werde nicht wimmern, wenn mir d'runten die Luft nicht früh genug ausgeht und ein thierischer Hunger mich vielleicht zwingt, mit den Würmern gemeinsame Sache zu machen oder ihnen gar zuvorzukommen!" — U. s. w.

Indem Hebbel durch die Uebersteigerung der Hitze, mit welcher er seine starren Gestalten schmilzt, die Form zersprengt, in der allein die Kunst sich geltend machen kann, sündigt er damit auch gegen die Philosophie, der sein Schaffen dienen soll. Das ist der dritte Punkt.

Hebbel fordert in seinem Glaubensbekenntniß, und zwar ganz mit Recht, von den dramatischen Dichtern: „Nur wo ein Problem vorliegt, hat eure Kunst etwas zu schaffen, wo euch aber ein solches aufgeht, wo euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in euerem Geist, denn beides muß zusammenfallen, das Moment der Idee, in dem es die verlorne Einheit wieder findet, da ergreift es u. s. w." Damit spricht er sich selbst sein Urtheil; denn ein Problem, das keine andere Lösung findet, als den Schauer vor der univer-

herrschende verschwimmende Reflexionssprache entsprungene, ängstliche und autirte Bestreben, die Sprache in jedem Augenblick plastisch zu individualisiren, z. B. „ich will ihn reizen, diesen Kasten (den Sarg) wieder aufzuschließen, mich hineinzupacken und den Schlüssel in den Brunnen zu werfen, aus dem ich achtzehn Jahre trank", welcher letztere Zusatz nur daraus zu erklären ist. Zu gründliche Ausführungen verleiten stets zum Barocken, z. B. wenn Hakam im Rubin erklärt: „wäre ich Kalif, so würde ich unsern Herrn langsam zu Tode peitschen lassen, und während das geschähe, Feigen essen; nein, Datteln! denn die Datteln haben Steine, und diese spie ich ihm ins Gesicht!" — Diese Art zu individualisiren ist bei Hebbel schon vollständig Manier geworden.

fellen Fäulniß, der wahrhaftig kein ideales Moment ist, hat demnach keine Berechnung in der Kunst. In seinem voreiligen titanischen Streben, der Prophet einer neuen Zeit zu sein, geschieht es ihm, daß er nicht einmal seine eigne versteht, wie Meister Anton, und statt welterschütternde Fragen zu lösen oder auch nur zu stellen, sich mit individuellen Krankheitsgeschichten beschäftigt.

Allerdings sind die Anforderungen, die er an den Dichter stellt, ebenso übertrieben als ungenau. Wenn er neben Sophokles und Shakespeare allenfalls nur Goethe als dramatischen Dichter gelten läßt, von den übrigen mit der größten Verachtung spricht, und andeutet, in seinen Werken solle nun eine neue Phase der Kunst aufgehen, so ist man nicht wenig überrascht, wenn er statt des Brodes der Welt nur Steine vorsetzt — freilich Diamanten und Rubinen. Es ist mit jener Anforderung, das Drama solle eine „Weltanschauung" geben, nicht viel zu machen. Dieses leidige Wort, bei welchem man sich ungefähr so viel oder so wenig denken kann, als bei dem Ausdruck „Volkssouveränetät," ist seit dem Faust durch unsere halbphilosophischen Kunstkritiker so im Katechismus festgesetzt, daß ein Drama, welches nicht eine Weltanschauung enthält, d. h. nicht de rebus omnibus et quibusdum aliis handelt, gar nicht mehr angesehen wird. Die Schüler Goethe's und Hegel's sollten doch allmälig gelernt haben, daß „nur in der Beschränkung sich der Meister zeigt," und daß das Endliche höher steht als das (blos) Unendliche. Das angeblich Unendliche, welches natürlich nicht wirklich dargestellt werden kann, verflüchtigt sich in Symbole und Allegorien, d. h. in Anspielungen, zuletzt geradezu in Rebus, die zu errathen für einen leidlich gesunden Menschenverstand zu langweilig ist.

Jene großen Dichter, denen wir in der That eine „Weltanschauung" verdanken, haben für sehr endliche Zwecke, für bestimmte Feste, bestimmte Bühnen, bestimmte Schauspieler geschrieben. In der großen Seele eines Sophokles und Shakespeare, in deren weichen und wohlgestimmten Saiten alle Töne des Zeitalters nachzitterten — eines Zeitalters, das nicht, wie Hebbel meint, die Geburtswehen einer neuen Zeit ausdrückt — der Untergang des Griechenthums im Alexandrinischen, des Römerthums im Zeitalter der Völkerwanderung hat kein Theater hervorgebracht — vielmehr in einem mächtigen Gesammtbild eine vollendete Entwickelungsperiode der Menschheit zusammendrängt — erstanden jene Gebilde, die späteren Jahrtausenden nicht nur die Vergangenheit wiederherstellt, sondern als Ausfluß der ewig gleichen Menschheit die Ideale eines edleren Seins versinnlichen. Der moderne Dichter dagegen, der sich hinsetzt mit der Absicht, eine Weltanschauung zu schaffen, und der mit ängstlicher Reflexion den Schein einer Warte über die Zeit hinaus herzustellen sucht, wird nicht einmal den beschränkten Forderungen der endlichen Kunst gerecht werden.

Weil er, trotz seiner Verachtung gegen die Anekdote — den endlichen Stoff — die Anekdote doch nicht vermeiden kann, wird er ihr eine Idealität aufkünsteln

wollen, die sie nicht erträgt. Er wird auch das Unbedeutende mit Gravität behandeln, und seinen Werth übertreiben, wie er es z. B. mit dem Semikolon gethan; er wird den Spaß durch weit hergeholte Andeutungen, hinter denen man etwas suchen muß, ohne zu wissen was, verkümmern; das Tragische des einzelnen Falls durch falsche Verallgemeinerung aufheben. So wird er seinem eignen Zweck beständig zuwiderarbeiten, sein realistisches Talent wird durch Abstractionen gestört und seine Idealität durch forcirte Plastik, sein scharfer, zersetzender Verstand durch gewaltsame Erhitzung der Phantasie in's Trübe, Chaotische verleitet; seine Einbildungskraft durch weitaussehende, aber unbestimmte Reflexionen abgeschwächt. Ja in der nebelhaften Atmosphäre seines Scepticismus werden zuletzt die Motive so subtilisirt, daß seine scheinbar in knöcherner Festigkeit erstarrten Charaktere sich in Staub auflösen und in alle vier Winde verfliegen. Ich behalte mir vor, dies im Einzelnen an seinen neuesten Werken zu verfolgen. J. S.

Eine Erinnerung an Agnes Franz.

Vor mir liegt ein Haufen Bilderbücher für Kinder, welche das Christkind, oder Knecht Ruprecht in Ballen einzukaufen und zu Nutz und Freude der Jugend am Weihnachtsabend zu vertheilen pflegt. Wie zärtlich unsere Buchhändler auch dies Jahr wieder für die Kinder sorgen, es sind der Weihnachtsbücher sehr, sehr viele! Bunte und schwarze Bilder, große und kleine Buchstaben, vornehme Kinderschriften von starkem Leibchen mit schönem bemalten Mantel und arme kleine dünne Bettelmannsbüchel von grauem Papier mit undeutlichen Holzschnitten. Viele rothkämmige Hähne krähen in diesem Bücherhaufen Groschen aus; sehr viele unartige Jungen fahren auf Kähnen, oder klettern auf Bäume, oder necken böse Hunde, bis sie zum warnenden Beispiel für ihr Jahrhundert ins Wasser fallen, Beine brechen und gebissen werden; unzählige artige Mädchen spielen mit ihren Puppen, während sich rothe Bänder in kühnen Windungen um die weißen Kleider herumschlängeln; viele häßliche schwarze Köhler verwandeln sich in gute Berggeister, welche hungrigen Eltern goldene Aepfel einbescheeren; unbegreiflich und höchst überraschend wird die allerverborgenste Tugend an das hellste Kerzenlicht gebracht, und das allerkleinste Unrecht auf das Allergenaueste bestraft. Und wie verständig und wohlwollend benehmen sich selbst die zahllosen Thiere jeder Art! was der Hund sagt, und der Frosch erzählt, und das Rothkehlchen erlebt, und das Pferd gegen das Zebra äußert, es ist Alles unglaublich verständig und gebildet. Und vollends die Figuren unserer Märchenwelt! Viele Prinzen in rothen Sammethosen bestehen furchtbare Abenteuer, in denen Jeder stecken bliebe, ihnen aber ist die Sache Kleinigkeit, weil sie ungeheuer tapfer sind und vortreffliche Zauberhilfe

haben. Was kann uns der grünliche Drache mit seinem feurigen rothen Maul ängstigen, oder der schändliche Oger, welcher sich bemüßigt sieht, kleine Kinder zu fressen? Wir wissen recht gut, daß diesen nichtswürdigen Bösewichtern von unsern Lieblingen der Kopf abgeschlagen wird. — Nein, und gar die kleinen braunen Männchen, und die Feen und die guten Zauberer! Wie freundlich sie hin und her trippeln, wie sie immer grade zu rechter Zeit erscheinen, wenn's Noth thut, welche vortrefflichen Geschenke sie zu geben wissen, kleine Nüsse, in denen ungeheure Zelte stecken, und ambulante Stecknadeln, welche selbstständig unsere Feinde in die Beine stechen. O es ist eine allerliebste, höchst gutmüthige und tugendhafte Welt, die sich vor meinen Augen ausbreitet. Und selbst für den verstocktesten Herrn ist es unmöglich, beim Anblick dieser Kinderlectüre finster zu bleiben und sich nicht an die Jahre zu erinnern, wo er selbst klein, fröhlich und unschuldig war.

Aus dem Bücherhaufen vor mir fallen mir zwei Bücher*) in die Hand. Sie sind von einer Frau geschrieben, die seit mehreren Jahren todt ist, und die von dem, der dies schreibt, herzlich geliebt wurde. Diese Frau ist die schlesische Dichterin Agnes Franz. Wer sie gekannt hat und an sie denkt, der sieht sie vor sich, wie ein schöner grüner Christbaum neben ihr brennt und viele Kinder im Weihnachtsjubel um sie herumtanzen. Von Aussehn war sie ein ältliches verwachsenes Fräulein, mit einem etwas großen Kopf und etwas kurzem Hals, sie trug eine schwarzseidene Mantille mit Krausen, welche leise und geisterhaft raschelten, wenn sie in Bewegung gerieth. Eine Schwester hatte ihr auf dem Todtenbett vier kleine Waisen vermacht, welche ihre Familie bildeten; sie bewohnte daher drei Treppen hoch eine Kinderstube und eine gute Stube, welche als Gesellschaftssalon betrachtet wurde. Ein großes Mansardenfenster mit Epheu umzogen, ein altes Fortepiano, ein Bücherschrank uad ein freundlichglänzender gelber Schreibtisch gaben dem bescheidenen Raum ein respectables, gleichsam poetisches Aussehn. In der Stube erzog sie die Kinder, schrieb ihre Gedichte, Parabeln und Novellen und empfing ihre Freunde beim Thee. Mochte sie aber thun, was sie wollte, es lag sehr viel Frieden, Freude und Seligkeit auf ihrem gar nicht hübschen Gesicht. Das war das Eigenthümliche an ihr. Auch wenn sie weinte, sah sie glücklich und zufrieden aus. Und was noch merkwürdiger war, wer in ihre Nähe kam, gerieth in eine ähnliche zufriedene Stimmung. Es war eine ewige Weihnachtsluft um sie herum, und wenn man bei ihr Thee trank, glaubte man das leibhaftige Christkind zu erblicken, oder wenigstens eine gute Frau Holle oder einen entsprechenden Weihnachtsgeist. In der Stube roch es ordentlich nach Wachsstock und Tannen, die Bretzeln auf dem Teller hatten ein so pfiffiges Aussehn wie Zauberbrillen, die man nur auf die Nase zu setzen braucht, um Elfen tanzen zu sehen, und man

*) Buch der Kindheit und Jugend und Buch für Mädchen von Agnes Franz. Breslau, Ferd. Hirt.

mußte sich sorgfältig hüten, irgend ein Ding, welches an irgend einem Orte lag, anzusehn, weil man immer fürchten konnte, daß es ein kleines Geschenk sei, welches die Freundin vergnügt bis zum rechten Augenblick versteckt hatte.

In ihren Gedichten und Erzählungen hat sie oft mit Engeln, Blumen und unsrem Herrgott Verkehr. Wenn ein Weltkind das liest, wird ihm manchmal des Guten zu viel; wenn man mit ihr umging, merkte man davon nicht mehr, als nützlich für die gute Laune war; ja man merkte überhaupt nicht, daß man bei einer Dichterin saß. Ein Jahr lang waren wir mit einander gute Leute gewesen und ich hatte noch kein Wort von ihr gelesen. Und als ich ihr einmal bei gelegentlichem Händeschütteln das erzählte, gerieth sie in außerordentliche Sorge und meinte, ich sollte das niemals thun, denn ihre Poeterei könne uns Männern nicht gefallen, und sah dabei so liebevoll besorgt und befangen aus, daß selbst der Mensch hingebend wurde und Alles las, was sie geschrieben hatte, der sonst wie ein grober Nußknacker unter den hellen freundlichen Geräthschaften ihrer Wohnung stand.

Ihr ganzes Leben war ein Christabend. Und nun vollends die Weihnachtszeit! Da wurde ihre innere Heiterkeit riesengroß und ihre Stube glänzte vor Behagen. Schon vom frühen Morgen ab sah man Leute zu ihr hinaufschleichen, solche Leute, die nicht auf der Sonnenseite des Glücks stehn, mit Krücken, mit zerrissenen Schleiern vor dem Gesicht und Bettelkinder auf allen Vieren. Und häufig konnte man kurz darauf die Fränzchen sehn, wie sie im Hut und der Mantille aus ihrem Dachstübchen herunterstieg und eilig durch den Winterschnee raschelte, bald in schlechte Hütten, bald in große Häuser, wo die Reichen wohnten. Doch da sie selbst nie von diesen Gängen sprach, wollen wir auch nicht davon reden.

Aber an den Winterabenden, wenn die vier Kleinen um den Sessel der Tante standen und kauerten, das Lampenlicht wohlgefällig auf den weißen Theetassen glänzte, da gab's eine endlose Reihe von Kinderfesten. Da war das Bratäpfelfest, wo die Kinder wie Indianer um die große Schüssel voll Pelzäpfel eine Art Kriegstanz aufführten und allerliebste Lieder sangen, welche Fränzchen auf dem alten Clavier begleitete, bis zuletzt Alt und Jung in der Stube herumwalzte, während die Freundin unaufhörlich und lächelnd die Musik machte, ja bis selbst Tische und Stühle zuvorkommend ihre Beine einzogen und ihr eckiges Wesen merkwürdig verbargen, weil ohne ihre Nachgiebigkeit das Tanzen in dem engen Raum ganz unmöglich gewesen wäre. Dann das Fest des Bleigießens, wo Agnes sich nicht nehmen ließ, allen jungen und alten Gästen die Bedeutung ihres Gusses auszulegen. Und wie schelmisch und fein that sie das, so daß das Gelächter und sanftes Erröthen der jungen Damen gar nicht aufhörte; — und ferner der Abend der schwimmenden Nußschalen, wobei ungewöhnlich viel Nüsse verbraucht, und zuletzt den Nüssen zum Trotz Volkslieder und Canon's gesungen wurden, z. B.

Prinz Eugen der edle Ritter und: die Glocke von Capernaum! — und endlich gar das eigentliche Christfest!

Schon vier Wochen vorher war die Freundin in großer stiller Aufregung. Die Mantille rauschte doppelt geisterhaft und geheimnißvoll, die Stube war unwegsam, wie eine Cajüte von lauter namenlosen, herrenlosen Effekten, welche durch große Tücher so sorgfältig verdeckt waren, daß nur selten ein Hanswurstbein, oder eine Bandschleife hervorzugucken wagte. Und wie nähte, schneiderte und strickte die Agnes. Traf ich sie nicht einst allein in ihrer Stube, als sie über einen riesigen alten Regenschirm von rothem Baumwollenzeug hergefallen war und mit der Scheere begeistert in ihn hineinschnitt; sie hing an ihm, wie eine Hummel in dem Kelch einer Tulpe. Und als ich sie frug, weshalb sie gegen den guten alten Schirm wüthe, wie schlau und selbstgefällig setzte sie mir auseinander, daß er ein prächtiges Futter abgeben werde für den Bournus ihres kleinen Pflegesohns. Und das ist wahr gewesen, kein Mensch hat dem Mäntelchen angemerkt, woher sein Inwendiges stammte, und wenn der kleine Kerl darin umherstapfte und wir ihn ansahen, dann winkte sie mir mit sehr glücklichem Gesicht geheimnißvoll zu.

Die Pracht der Einbescheerung aber zu schildern, bin ich gar nicht im Stande. Diese vielen Wachsstöckchen und dieser furchtbar große Weihnachtsbaum, und diese Masse von kleinen Geschenken auf zwei langen Tafeln in vielen Portionen, und bei jeder ein allerliebstes grün und roth gemaltes Licht. Zuerst kamen die Armen, dann die Kinder, dann die Freunde. Jeder erhielt und versuchte zu geben. Das war ein staunenswerthes Durcheinander von Danksagungen und Händedrücken, von freudigem Entsetzen und hübsch gespieltem Erstaunen. An dem Abend saß die kleine Dame zuletzt da, wie eine Königin, etwas müde und angegriffen von dem Lärm und der Freude, aber ihre Augen glänzten von Seligkeit und Rührung.

Gute Freundin! Deine Bücher für Kinder liegen in neuer Ausgabe vor mir, du selbst schläfst seit Jahren den ewigen Schlaf. Doch die Kleinen, die du erzogen, gedeihen; die Lieder, die du geschrieben, werden von vielen Kinderlippen gesungen, und die Menschen, die dich gekannt, wären nicht im Stande, dich zu vergessen, auch wenn sie wollten. Wie auch die Gegenwart unsre Seele in Anspruch nimmt, wenn Weihnacht herankommt, der Schnee an den Fenstern hängt und die Klingel den Kindern die Gegenwart des Christkinds meldet, dann wenigstens werden die Erwachsenen, die Dich geliebt haben, Dein gedenken!

Der sechste October 1848.*)

In der Jägerzeile stießen wir auf eine kleine Völkerwanderung. Summende Gruppen hielten alle zehn Schritt den Strom der Neugierigen auf, hastige Fragen, die keine Antwort erhielten, kreuzten sich in der Luft, in der Mitte der Straße standen hoch bepackte Bagagewagen, für die abziehenden Truppen bestimmt, still, einigen waren die Pferde ausgespannt, und die wachthabenden Soldaten saßen, Gewehr über's Knie, auf der Last oben und blickten verlegen auf die fluthende Menschenmasse herab, vielleicht eines Angriffs gewärtig, während sie Niemand beachtete.

Vor dem Eingang zum Bahnhof endlich trafen wir eine Colonne Nationalgarden mit aufgepflanztem Bajonnet. Darf man wissen, rief mein Begleiter den ersten Mann im Gliede an, was es gibt? — Das pfeifen ja die Spatzen auf den Dächern, schrie mit heiserer Stimme der Garde, dem die Aufregung das Blut in's Gesicht und den Schweiß auf die Stirn getrieben hatte. Unser deutsches Militär soll von Wien fort, weil es mit uns fraternisirt hat, dafür will uns Latour; Böhmaken, Pollacken und Slavaken in's Haus bescheren, und unsere Deutschen sollen noch dazu sich hergeben, dem kroatischen Diebsgesindel aus der Klemme zu helfen, denn die Magyaren legen dem Jellachich das Handwerk, das ist gewiß. — Nun? — Nun, die Soldaten wollen keinen Fuß rühren, und wir — schloß er, mit dem Kolben auf den Boden stampfend — Ihr werdet sie hoffentlich nicht aus Wien hinauswerfen, ergänzte mein Begleiter.

Wir sind kaum bis zur Ferdinandsbrücke zurückgelangt, da trifft unser Ohr ein mark- und beindurchbohrendes Geschrei. Hacken und Schaufeln schwingend stürzen eilige Schwärme nach der Jägerzeile, andere durch's Rothenthurmthor, durch einander rufend: Blut ist geflossen! — Zu Hilfe! — Militär feuert auf's Militär! Sieben Studenten gefallen! — Zu den Waffen! — Latour läßt Kanonen auffahren! — Zu Hilfe! — Zu den Waffen! — Zu den Waffen! — In der innern Stadt rennen einzelne Arbeiter, wie Sturm laufend, Gassen auf und ab. Barricaden! ist der allgemeine Ruf. Aber wo und gegen wen? weiß Niemand. Friedliebende Bürger sogar, fortgerissen von der Stimmung des Augenblicks, schreien instinktmäßig aus den Fenstern herab nach Barricaden; sie schienen diese Revolutionsaltäre als probate Rettungs- und Beruhigungsmittel an-

*) Die folgende ausgezeichnete Schilderung eines verhängnißvollen Tages ist aus einem größern Manuscript, welches unter dem Titel „Reisebilder aus Oestreich in den Jahren 1848 und 49" nächstens im Buchhandel erscheinen soll. Die Scenen des 6. Octobers in Wien sind oft beschrieben worden, der Red. ist keine andere Darstellung bekannt, welche so lebhaft und ergreifend wäre und der Tendenz dieses Blattes so verwandt. Leider gestattet der Mangel an Raum hier nur, das Wichtigste aus den beschriebenen Scenen aufzunehmen.

zusehen. Wir schlagen den Weg nach der nahen Aula ein. Da klingen in abgemessenen Pausen die ersten Töne der Sturmglocke, minder lärmend als die Alarmtrommel, aber ominöser, ein schauriger Grabgesang des Friedens, vom Himmel herab. Studenten sind's, die den Thurm der Dominikanerkirche erklommen haben und den verhängnißvollen Strang zerren, aber die Stimme von St. Stephan antwortet noch nicht. Ueber den Platz vor der Kirche ziehen ungeordnete Gruppen von Legionärs, die vom Bahnhof zurückkehren, staub- und schweißbedeckt, einige verwundet; zwei Kameraden führen einen hinkenden Kämpfer, einen blühenden schönen Burschen; den Kalabreser hat ihm eine Kugel durchbohrt, die rechte Hand liegt rückwärts auf dem Kreuz, das einen Kolbenhieb erhielt, das grüne Halstuch ist blutgetränkt von einem Bajonnetstich. Also kam es zum Handgemenge! — „Ja", erzählen die Studenten rasch, „die vom Regiment Nassau, galizisches Volk, sind schwarzgelb, wollen ausrücken, haben zuerst auf die deutschen Grenadiere und Studenten gefeuert, jetzt fahren sie drei Kanonen auf, Deutsche und Galizier sehn sich das Weiße im Auge, in solcher Nähe wird gefochten, wir holen Succurs!" — Von der Aula her marschirt im Doppelschritt, aber stumm und geräuschlos, eine frische Compagnie von Legionären dem Rothenthurmthor zu, neben her von Glied zu Glied springend vertheilt während des Marsches ein junger Führer Patronen. Der Universitätsplatz verändert jetzt von Secunde zu Secunde seine Physiognomie; bald leer und mäuschenstill, man könnte den Flügel einer Mücke rauschen hören, bald in allen Winkeln widerhallend vom Geschrei einer Volkswoge, die gleich einem Wasserschwall über ihn hinschlägt und im Nu weggeschwemmt, den Platz wieder öde und schweigend läßt wie früher. Keine zehn Minuten vergehen, so läuft über den Lugeck, den hohen Markt, über die Basteien Fama mit flatternden Haaren und freudeglühenden Wangen: „Die Nassauer sind geschlagen, wehrloses Volk hat sich auf die drei Kanonen geworfen, eine in die Donau gestürzt, zwei im Triumph den Studenten zugeschleppt; ein Joch der Eisenbahnbrücke und die Schienen der Bahn auf eine halbe Stunde weit ausgehoben, der Ausmarsch glücklich verhindert, Grenadiere und Studenten kehren sogleich Arm in Arm nach der Stadt zurück!" Die vollbrachten Heldenthaten gehen von Mund zu Mund und wachsen in's Wunderbare. „Die Grenadiere hoch! Das sind Streiter, echt deutsche Recken! Griff jeder sein Paar kleine Nassauer, einen beim Kragen, den andern beim Bein und warf sie wie junge Hunde vom Eisenbahndamm herunter! Vivat die Grenadiere, würdige Brüder des Volks! Und dieses Volk! Zehnjährige Jungen packten im Kugelregen die Speichen der Kanonenräder, kein Haar wurde ihnen gekrümmt, Gott beschützte sie!" Vieles davon bestätigte sich am folgenden Tage; General Breda fiel wirklich im Augenblick, wo er Feuer commandirte, vom Roß, durch die Büchsenkugel eines Studenten, der frei vor die Front seiner Kameraden heraustretend, ihn mit feierlicher Stimme aufforderte, Frieden zu halten. Der

Hut des gefallenen Generals wurde bald darauf durch die Leopoldstadt auf einem langen Stock getragen. Die Verluste an Menschenleben und der Widerstand der Nassauer wurden anfangs unterschätzt, denn hundert Leichen, darunter sechzig im Rock des Kaisers, bedeckten den Kampfplatz am Tabor. Was jedoch wunderbar, die Kunde von diesen Ereignissen schien früher, als sie sich ereignet hatten, die Stadt zu durchfliegen.

Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! Ich eilte zur Reitschule. — Die Reitschule war leer, Niemand konnte sagen, ob der Reichstag Sitzung halten, ob das Ministerium einen Schritt zur Beruhigung des Volks unternehmen oder das Schicksal Wiens und der Monarchie den Händen des Kriegsministers allein anvertrauen werde.

Unbegreiflich, dachte ich, warum das Ministerium gerade deutsche Truppen gegen Ungarn entbot. Kannte es ihre drohende Stimmung nicht? Gab es nicht genug zuverlässige slavische Bataillone in Wien? Hastig ging ich von der Reitschule durch die Dorotheengasse über den Graben und Stephansplatz zurück. Hier und da gellte noch der Ruf zu den Waffen, vor dem Dom standen zwei Colonnen Nationalgarde, einander gegenüber, maßen sich mit zweifelnden Blicken und murmelten ängstlich, aber der Kampf am Tabor schien ausgefochten, wenigstens war eine Pause eingetreten, und man konnte seine Gedanken sammeln.

Horch, ein Schuß, wieder einer, darauf knatterndes Pelotonfeuer, — das ist in der innern Stadt, es klingt zu nahe, und schreiende Weiber fliehen über den „hohen Markt." Wir eilen auf die Tuchlauben-Gasse, uns krampfhaft bei den Händen fassend, wie zaghafte Wanderer, die im schweren Gewitter durch den Wald gehen und sorgsam in der Mitte des Weges forteilen, gleich weit von den hohen Bäumen an jeder Seite, deren Wipfeln der Blitz droht. Die Tuchlauben verengern sich an ihrem Ende zur schmalen Spänglergasse, sie ist von dunklem Rauch erfüllt, aber gedankenlos, wie man trotz des aufrichtigsten Herzpochens in solchen Momenten zu sein pflegt, bleibe ich mit meinem Freund gerade vor der Nebelwand stehen, als ein Garde, der hinter der Ecke des vorspringenden ersten Hauses der Spänglergasse lauert, herantritt. „Gehen's links!" herrscht er uns zu, legt an und ein rothgelbstrahlender Blitz schlägt in den dunkeln Qualm, in dessen Hintergrund auf einen Augenblick die verschwimmenden Umrisse einer gradlinigen finstern Männerreihe sichtbar werden. Da drängte der Knäuel müßiger Zuschauer, schreckergriffen, uns bis in das Thor des Conservatoriums zurück, aus den Seitengassen stürzen einzelne Kämpfer, die Kleider zerrissen, Wangen und Hände pulvergeschwärzt, mit wüthendem, aber unverständlichem Geschrei vor; das inarticulirte Gebrüll verstummt plötzlich, und nach einer bangen secundenlangen Pause bricht das Gewitter los; geschäftsmäßig wie in regulärer Schlacht, man hört nichts als abwechselnd trommeln und schießen; recht dramatisch, wie Rede und Gegenrede in der spannendsten Scene eines Trauer-

spiels. Die kaiserliche Trommel faßt sich kurz, in wenigen harten Schlägen wirbelt sie ihr Drohwort, darauf eine Pause, nicht länger als ein Augenzwinkern, und der Donner kracht. Kaum haben die Aufrührer geantwortet, so mahnt die Trommel, kracht der Donner von neuem. Und welch ein Donner! Ich dachte anfangs an Geschützfeuer. Also dahin ist es gekommen, wie in den Pariser Junitagen schmettert das Militär mit der ultima ratio Mauern und Menschen zusammen, dann gnad' euch Gott, Legionäre! Es war jedoch nur Pelotonfeuer, das in der engen Straße so mächtig widerhallte. Wir hörten noch einige Gänge an, bis das Gefecht sich in die Ferne zog. Niemand unter den versprengten Leuten, die im Thorweg des Conservatoriums ängstlich kauerten oder unruhig durch einander liefen, wußte etwas über den Stand der Dinge oder errieth, auf wessen Seite der Sieg sich neige; die Frauen beteten und bekreuzten sich bei jeder Salve, die Männer ballten die Fäuste, verwünschten bald den schwarzgelben Reichstag, bald die verrückten Studenten, Viele zitterten vor Kampflust. „Ein G'wehr, ein G'wehr, ich schlag Alles z'samm", kreischt ein baarhäuptiger junger Bursche, der in Hemdärmeln aus einem nahen Hause herbeilief; seine Schwester beschwört ihn mit Thränen in den Augen, nach Hause zu gehen, und sucht ihn an beiden Armen fortzuzerren; Niemand achtet auf das Paar.

Wieder scheint die Ruhe hergestellt, die Menge verläuft sich, und wir eilen die Treppen zum „rothen Igel" im Hintergebäude hinauf, um in der Eile Trank und Speise einzunehmen. Von Minute zu Minute pochte es mit Ungestüm an die Saalthür, und die Zimmer füllten sich mit verstörten Gästen. Ein lauter Schreckensruf entfuhr mit 'einmal der Gesellschaft, in den Viele mechanisch einstimmten, ehe sie wußten, warum. Was gibt es? Was geht vor? hieß es und ein Gedränge entstand am Eingang um die Küchenmagd, die blaß wie die Wand hereingeschlottert kam. Ein Kämpfer, dem der Kopf gespalten war, wurde in's Haus getragen; der Anblick machte sie halb ohnmächtig. Am Stephansplatz, stöhnte sie — Jesus Maria! — die Träger erzählten's, am Stephansplatz schießen schon die Garden. — auf einander! Gott und Heiland! Garden auf Garden, Bürger auf Bürger! scholl es unter den Anwesenden nach, ein sympathetischer Schauder überflog alle Gesichter, die schwarzgelben wie die schwarzrothgoldenen.

Neue Ankömmlinge bestätigten die Hiobspost. Die von der Vorstadt Wieden hatten die Sturmglocke von St. Stephan läuten wollen, was die Nationalgarde des Kärnthnerviertels zu hindern suchte. Von welcher Seite der erste Schuß fiel, blieb dunkel; genug, die Raserei war im Gang, bis in's Innere der Kirche zog sich das Gefecht, am Fuß des Altars rauchte Menschenblut, lag die Leiche eines Hauptmanns der Kärnthner.

In der That hatte die schwache Contrerevolution, welche die wohlhabenden Bürger des Kärnthnerviertels versuchten, nur Oel in die Flammen der Volkswuth

gegossen. Wir mußten selbst ein Beispiel von der blinden Furie des Haufens erleben. Vom Platz unter unsern Fenstern klang ein entsetzliches Gejohl herauf. Alles stürzte an's Fenster, hinabzusehen. Ein Dutzend Personen riß sich um einen Unglücklichen, der beschuldigt war, aus dem dritten Stock eines Hauses auf dem Stockameisenplatz auf seine eigene Compagnie (von der Garde) geschossen zu haben. Es war, wie man später erfuhr, ein harmloser Schneider, der zufällig aus dem bezeichneten Hause trat und nach seiner Wohnung flüchten wollte. Sein Laufen, das doch sehr natürlich war, lenkte den Verdacht auf ihn und heftete die Verfolger an seine Fersen. Athemlos vor Schreck konnte er kaum stottern, und das galt für einen neuen Beweis seiner Schuld. Den Hut hatte er auf der Flucht verloren, sein Haar war zerrauft und blutig; es war empörend, den Wehrlosen von allen Seiten angefallen zu sehen. Nur zwei in dem ganzen Haufen erbarmten sich seiner und suchten, seinen Rücken deckend, ihn zum Ausreißen zu ermuntern. Allein auch dazu schienen ihm Kraft und Muth ausgegangen; rathlos, sprachlos, wankend, wälzte er die Augen flehend rechts und links, während ein Gardist mit blankem Bayonnet, unter gräßlichen Verwünschungen, ihm wiederholt zu Leibe ging, mit Noth abgewehrt von den beiden Samaritanern, die selbst Gefahr liefen, überschrien und überwältigt zu werden. Der Anblick versetzte uns den Athem, das Leben des Verfolgten hing an einem Haar. Endlich stürzte der Volksredner Becher, dessen Wort auf der Straße galt, hinunter, die Rasenden zu besänftigen. Inzwischen raffte sich der Verfolgte zu einem Fluchtversuch auf und kam glücklich drei Schritte weit, als ein Arbeiter ihm nachsprang und, eine mannshohe faustdicke Stange mit beiden Armen schwingend, gerade nach seinem Kopfe ausholte. „Crepir', schwarzgelbe Canaille!" brüllte er, die rohe Waffe sauste nieder und zersprang auf dem Pflaster in Stücken, hart an den Fersen des Opfers, welches sie kaum um zwei Zoll gefehlt hatte. Hinter dem Gehetzten schloß sich die nächste Hausthüre.

Tiefe Stille folgte endlich dem terroristischen Auftritt, der keine volle Minute gewährt hatte, obgleich diese Minute uns eine Ewigkeit schien. Noch gellte mir das blutlechzende Geschrei in den Ohren, noch sah ich die hilfeflehenden Blicke des armen Schneiders vor mir, rings an den Fenstern die regungslosen Zuschauer den Ausdruck lähmender Feigheit oder stumpfer Gedankenlosigkeit in den erstarrten Gesichtern, darüber den blauen Himmel, gleichgiltig niederlächelnd, als sei dergleichen mitten in Wien eine Alltagsscene. — „Wie schnell das Volk häßlich wird im Rausch des Kampfes", sagte ich. — „Bah!" entgegnete mein Freund, kaltblütiger als ich; „zum Glück gab's mehr Geschrei als Prügel. So was pflegt bei jeder Wirthshausschlägerei vorzukommen. Wir wollen sehen, wie die Revolution steht; gehen wir."

Das Wirthshaus war mit einem Mal wie ausgestorben, auch in den nächsten Gassen zeigte sich keine Seele. Erst auf dem Graben fanden wir einzelne be-

waffnete und unbewaffnete Gruppen, die sich eilig durch Seitengassen und Durchhäuser jagten, während auf dem leerbleibenden großen Raume des Platzes Scherben zertrümmerter Fensterscheiben und kleine Blutpfützen eine stattgefundene Straßenschlacht erzählten. Aufwärts nach dem Mehlmarkt eilend, begegneten wir einem Gardisten, der, das Gewehr auf der Schulter, langsam und matt vorüberstampfend, auf unsere Fragen mit heiserer, kaum verständlicher Stimme antwortete: „Kartätschen!" — „Wer schießt mit Kartätschen?" — „Jetzt nit mehr!" krächzte er, mit einem wilden Lächeln auf die Mitte des Grabens deutend; „er hat schießen lassen mit Kartätschen, hier und dort, der Latour — geht's nur nach'n Hof — sie hängen ihn grad." — Ich prallte zurück, aber Kurt riß mich mit starker Hand weiter. „Es ist unmöglich!" rief ich. — Mein Begleiter wurde blaß, und schweigend blieben wir eine Weile stehen. Die böse Ahnung, es könnte wahr sein, und die Angst vor dem Eindruck eines abscheulichen Schauspiels hielt uns zurück; die Begierde, Gewißheit zu erlangen, und die Hoffnung, es sei ein Mißverständniß, trieb uns der verhängnißvollen Stätte entgegen. Gewiß, dachte ich, es ist ein leeres Geschrei, ein Mißverständniß, — aber vielleicht ein blutiges; das dumme Volk hat in seiner Hundstollheit den ersten besten armen Schneider, der ihm in den Weg kam, gepackt und — da faßte uns eine ungestüme Volkswoge, die sich vom Kohlmarkt herwälzte, wir waren mitten im Gedränge; es steuerte durch eine schmale Seitengasse am Kriegsgebäude vorüber nach dem Hof und trug uns mit. Jetzt erst fiel mir auf, daß bereits dunkle Dämmerung herrschte; in meinen Gedanken war es höchstens zwei Uhr nach Mittag gewesen. Wie inhaltsvoll und endlos manche einzelne Minute, eben so zauberschnell war der ganze Tag entflohen. Vom Hof her drängte sich uns ein Menschenstrom entgegen, die Fluth durchfurchend, in der wir schwammen; ein untersetzter, behaglich aussehender Mann in schmucker blauer Uniform, mit purpurrothem Gesicht, hielt einen schwarzen Fetzen zwischen den Fingern in die Höhe und rief mit entsetzlich naiver Lustigkeit, wie etwa ein Spanier, der eine Trophäe vom Stiergefecht heimträgt: „Henkt scho, i hoob a Stückerl von sein' Kutt!" Und im nächsten Moment standen wir ungefähr zehn Schritt von dem revolutionären Schaffott, umbraust von einer Sündfluth infernalischer Gestalten, die den ganzen weiten Hof anfüllte. Ueber der grün angestrichenen hohen Erzsäule des Candelabers vor dem Kriegsgebäude hackten und bandelten zwei Kerle, von denen einer ein Soldat schien, und als sie unter dem trunkenen Zuruf des Pöbels heruntersprangen, wirbelte eine formlose Masse, in ein weißes Laken gehüllt, mehrmals in der Luft herum, bis über den zerfetzten Ueberresten der aufgehenkten Menschengestalt ein Kopf sichtbar wurde, ein schwarzer, kraushaariger Negerkopf! Wieder blitzte mir der Gedanke von vorhin durch's Hirn: es ist ein Blendwerk der Hölle, der Satan hat dem Volke einen Unglücklichen in die Hand gespielt, der vielleicht Latour ähnlich sah, nur um es zum Mord zu verleiten. Aber nein, er ist

es, ich erkenne das scharfe Profil und die gewölbte Stirn des mannhaften stolzen Gesichts, welches der grausame Krampf des Erstickens schwarz gefärbt hat; auf die Brust gesenkt, droht es finster auf den sinnlosen Pöbel nieder. Eine Vogelscheuche, aber eine tragische Vogelscheuche, die selbstentwürdigende Rohheit der Menschen anklagend, ist der Mann geworden, vor welchem heute Morgen Tausende gezittert. Schauerlich war das Aussehen der Leiche, abstoßender jedoch waren die Lebenden auf dem Hof. Hie und da flammten Fackeln auf und warfen ein grelles Licht auf die wahrscheinlichen Hauptspieler im Drama: wüste Gesellen, die der Unterwelt entstiegen oder durch Hexerei aus den verrufensten Vierteln der französischen Kothstadt hierher versetzt schienen, denn nie hatte ich von der Existenz solcher Gestalten in Wien eine Ahnung gehabt. Oder stampfte die Furie des Bürgerkriegs urplötzlich diese Erscheinungen aus dem Boden? Einige stießen mit schweren Eisenstangen triumphirend auf's Pflaster, während sie noch vor Schlachtwuth mit den Zähnen knirschten und die roth unterlaufenen Augen, aus den blassen, fieberzuckenden Gesichtern vorquellend, gierig das Opfer der Volksjustiz verschlangen; Andere drängten sich mit Fleischeräxten und Spießen im Arm dem Kandelaber zu, als brennten sie, das vergossene Blut, das ihre zerrissenen Kittel und Jacken besudelte, noch an der Leiche des ermordeten Feindes zu rächen. Dazwischen wohlgekleidete Herren in Glacéhandschuhen und Schwärme von Weibsbildern mit brutaler Neugier, manche sogar mit albernem Lächeln hin- und herglotzend; diese Gruppen waren die widerlichsten. Statt einer ergreifenden Todtenstille, die man auf solcher Stätte wohl erwartet, als Zeichen, daß im Volke ein Bewußtsein der begangenen That aufdämmert, Gesumm und Gemurmel wie im Parterre des Theaters, wenn der Vorhang des vierten Acts gefallen ist, dann und wann wildes Geschrei, ja zuweilen ein heiseres Gelächter! . .

Täuscht mich meine Erinnerung nicht, so ertrugen wir, ich und mein Begleiter, dessen Hand meinen Arm wie eine Eisenklammer festhielt, den Anblick über eine Minute; wir standen anfangs in den Boden gewurzelt, dann aber suchten wir uns mit gewaltigem Ruck aus dem Gewühl fortzuarbeiten; wir fürchteten, durch ein lautes Wort unser Gefühl zu verrathen, unwillkürlich einem der Heroen in's Gesicht zu spucken, und den Schlag einer Eisenstange zu erhalten. In dem Gäßchen, durch welches wir auf den Hof gekommen waren, stockte plötzlich der Menschenstrom, und kehrte um und drohte uns auf den Schauplatz der blutigen Orgie zurückzudrängen. Ein fernes Wagengerassel — so feige macht das unterdrückte Gewissen — verbreitete panischen Schrecken. Die Nassauer kommen, man schießt wieder auf dem hohen Markt — die Alarmtrommel! schrien ängstliche Stimmen durch einander. Es ist nichts! keine Maus rührt sich! beruhigten zuletzt zwei Sicherheitswächter, die vom hohen Markt kamen, und das Gewühl setzte sich wieder in Gang. Ein verachtendes Lächeln kräuselte Kurt's Lippen, und stumm lasen wir Einer in des Andern Mienen den Einklang unserer Em-

pfindungen. — Jetzt gingen wir zu einem gemeinsamen Bekannten, bei dem sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft eingefunden hatte; Niemand war, das kann man sich denken, am Abend des bösen Freitag gern allein.

Aber eine merkwürdige Ueberraschung war uns vorbehalten. Wir glaubten, es könne nur eine Ansicht über die Katastrophe geben, die wir erlebt hatten, aber allgemein wunderte man sich über unser verstörtes Aussehen, und Niemand sah etwas Anderes denn Uebertreibung, Verzagtheit und Unkenntniß des Wiener Charakters darin, als Kurt sich erschöpft in die Sophaecke warf und lakonisch bemerkte: „Es ist aus, meine Herren! Ich hatte nicht geglaubt, daß die östreichische Bewegung ein so rasches und schmähliches Ende nehmen wird." — „Da hört man den Norddeutschen!" lächelten die Wiener. — „Ich rathe Ihnen", sprach er zu einem Redacteur gewendet, „packen Sie Ihre Blätter zusammen, es ist aus! Altöstreich mag wieder auferstehen, sein Grab ist gesprengt, das freie Oestreich hat ein schmählich Ende genommen. Finis Austriae!

Der Kurfürst und Hassenpflug.

Man hat Recht, wenn man so manchen Schritt des Kurfürsten von Hessen in der letzten Zeit als einen unfreiwilligen ansieht, zu dem er durch die Abschüssigkeit der von ihm betretenen Bahn, durch den für sich allein rechnenden ordinären Egoismus Hassenpflug's und den fanatischen Eifer Vilmar's (welcher letztere von den gleichzeitigen Berichten der letztvergangenen Vorgänge ungebührlich übersehen ist) genöthigt wurde. Es sind viele Maaßregeln, welche in leicht erkennbarem Gepräge den Stempel einer Ausbeutung des Kurfürsten, seines Starrsinnes und seiner Herrschsucht zeigen; denn die, wenn wir nicht irren, ziemlich allgemein verbreitete Ansicht von einer bei dem Kurfürsten fehlenden geistigen Kraft zur Erkenntniß eines solchen seinen eigenen Intentionen entgegenstehenden Interesses Anderer an ihm ist eine durchaus irrige. Dagegen ist die Berufung Hassenpflug's zum Ministerpräsidenten in Kurhessen sein eigenstes Werk und von ihm allein ausgegangen. Nicht so der feindselige Gegensatz, in dem er sich schon längere Zeit gegen das Ministerium Eberhard befand, das ihm ohne alle Frage und trotz der widerlich gemeinen Lügen und Verdrehungen eines Vilmar und Consorten im „hessischen Volksfreund" seinen Thron und seine enorme, aber auf klarem Rechtstitel fußende Civilliste auch aus den gewaltigsten Stürmen gerettet hatte. Schon diese Thatsache konnte jedoch dem Ministerium bei dem Kurfürsten nur schaden, da ein der Dankbarkeit für geleistete Dienste entgegengesetztes Gefühl in ihm herrscht. Aber er vergaß auch zu keiner Zeit, daß es nicht sein unbedingt freier Eigenwille gewesen war, der dieses März-

ministerium herbeigerufen hatte.*) Von der Entfernung Eberhard's war wohl ein allgemeiner Oppositionsallarm der constitutionellen Partei, allein keine aufständische Bewegung zu fürchten, da die demokratische Presse und Partei in einer der Verrücktheit nahe gekommmenen Verblendung in lächerlichen Phrasen, „Consequenzen" und in den rohesten Wuthausbrüchen täglich ihr ceterum censeo gegen den Fortbestand des Märzministeriums erschallen ließ. Die Verhandlungen mit kurhessischen Beamten aus der vormärzlichen Zeit führten zu nichts; ja diese riethen sogar zum Theil geradezu dem Kurfürsten die dermalige Beibehaltung Eberhard's an. Die mit Hassenpflug wurden bis auf die letzte Zeit mit der größten Heimlichkeit betrieben. Der Kurfürst berühmte sich selbst bei dem allgemeinen Erstaunen auch seiner nächsten Umgebung, daß Alles verschwiegen geblieben sei. Und doch war die Wahl dieses Mannes für den Kurfürsten selbst ein sehr harter Schritt. Der Kurfürst mußte wissen, daß er eben deshalb denselben Mann früher verabschiedet hatte, weil dieser statt seiner als Fürst zu regieren unternommen hatte; sie waren durchaus ohne Freundschaftsbezeugungen für ein späteres Wiedersehen geschieden. Auch für die exclusiven Prätensionen der von Hassenpflug ministeriell über die Taufe gehaltenen Mystiker und für das von ihm gehätschelte muckerische Cliquewesen hat der Kurfürst keinen Sinn. Mit nüchterner hausbackener Verständigkeit steht er allen höhern Interessen, welche über den Erwerb und das Herrschen hinaus gehen, gegenüber. Hundertmal hat er sich die Menschen, die er in seine Nähe hatte herantreten lassen, dienstbar gemacht, darum verachtet er die Menschen überhaupt und glaubt nicht an ganz reine und edle Motive in denselben. Er braucht sie, dann läßt er sie ziehen und dem etwaigen Pudelgewedel der Günstlinge schickt er selbst das sardonische Lächeln hinterher. Von dem Augenblick an, wo er eine Ahnung davon erhalten hat, daß sein Premierminister für eigene und auswärtige Interessen arbeite, hat er ganz gewiß seine Gedenktafel mit einem unverwischlichen memento bereichert, wenn er auch jenen Menschen noch beibehielt, weil er ihm jetzt zum Weitergehen unentbehrlich war und er nichts mehr scheut, als den Tadel oder auch nur den Schein auf sich zu laden, ein anderer Mensch habe ihn hintergehen und für sich benutzen können. Ebenso steht er dem Vorwurf einer „Umkehr vom einmal betretenen Wege" und „halber Maßregeln" gegenüber. So unentschlossen und tausendmal hin- und hergezogen er vor einem Unternehmen auch von sehr untergeordneter Art steht, so starrsinnig bleibt er dann bei den einmal erklärten Entschließungen und geht um so weniger davon ab, je mehr sich von andern Menschen her Einspruch und Widerstand erhebt. Bei sämmtlichen Affairen der letzten Zeit hat dem Kurfürsten seine gewöhnliche Berathungshilfe vor seinen Entschließungen: die Gräfin

*) Ueber die charakteristische Abschiedsscene zwischen dem Kurfürsten und diesem Ministerium s. d. Grenzboten vom 4. October d. J.

von Schaumburg gefehlt. Sie war in Ostende und dies war für Hassenpflug um so günstiger, als sie, seitdem er, wie die Gräfin sagte, „Kurhessen in Berlin unverantwortlich blamirt hatte" entschieden gegen diesen Minister überhaupt gestimmt war. Daß diese Frau für die Abdication des Kurfürsten sei oder gewesen sei, läßt sich viel eher aus ihren häuslichen Verhältnissen, die auch von dem Erfolg der Herrscherthaten des Kurfürsten Färbung erhalten, erklären und annehmen, als das Gegentheil. Der Kurfürst selbst aber hat ganz gewiß zu keiner Stunde an seinen Rücktritt von der Regierung gedacht; wer das geglaubt hat, hat bewiesen, daß er diesen Fürsten nicht von ferne kennt. Leidend mag er aussehen, denn eine innersten Gefühle, seine heftigsten Stimmungen sind durch die Menschen, mit denen er sich verbunden hat, wie durch den Gang der Ereignisse in der stärksten Weise verletzt. Er muß zur Gewißheit gekommen sein, wie er getäuscht, gebraucht, in die peinlichste Situation gegen seinen sonst überall eingreifenden Willen gebracht worden ist. Der Widerstand der Behörden, die totale Erfolglosigkeit seiner landesväterlichen Ansprache an die Wähler, kurz alle für ihn so herbe Erfahrungen bis zu jenem Schritt des Officiercorps, in welchem er nur das ungehorsame Widerstreben gegen seine Befehle, nicht den Heroismus des Opfers, den mit brechendem Herzen besiegelten Gehorsam gegen ihn als Militärchef und die Landesgesetze zugleich zu erkennen vermögen wird — das muß ihn zerrüttet und gebrochen haben. Und wenn er auch vielleicht keine Ahnung davon hat, wie ein ihm theueres Gut, die ungeheuere Civilliste mit dem Angriff auf die Verfassungsurkunde, in welcher sie ihren Rechtsboden besitzt, den festesten Schild gegen die in dem so oft angeführten „höhern Recht" wohlbegründeten dereinstigen Angriffe und Abstimmungen verliert; wenn er auch nicht sieht, wie er nach Auflösung der kurhessischen Armee der Spielball eines östreichischen oder bairischen Tagesbefehls wird: sein: „Vorwärts mit Hassenpflug" hat er doch nicht mit der starken Stimme des siegahnenden Kämpfers, sondern kleinlaut wie ein entwaffneter Besiegter gesprochen — um den letzten Versuch zu machen, sich selbst Muth zuzusprechen; er mag ahnen, daß es leicht *sein* letztes Wort ist.

Auch der preußische Gesandte Herr v. Thiele hat die östreichischen Machinationen und dem aus der eigenen Noth entsprungenen Drängen Hassenpflug's zu immer derbern Gewaltstreichen die Wege sehr erleichtert, wenn auch wahrscheinlich sehr wider Willen und Wissen. Wir können wenigstens weder einer ungewöhnlich tiefen Strömung der Politik des preußischen Cabinets auf den Grund sehen, noch hat uns die thatsächliche Erfahrung über ein ganz besonderes Meisterstück der Diplomatie seitens des Herrn v. Thiele eine Ueberraschung bereitet, daß wir seine unbegreifliche längere Abwesenheit gerade während der critischesten Zeit einem andern Umstande als einer kurzsichtigen Sorglosigkeit und naiver Unbekanntschaft mit dem Gang der Ereignisse in Kassel zuzuschreiben vermöchten. „Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen — Kam Thiele

an, er kam aus weiter Fern' — Und war darauf an Kübeck's Arm zu sehen — Und schrieb darauf an seinen Herrn." So sagt ein Kasseler Volksblatt unter dem Titel: „Kin Poet — kommt doch zu spät." Ja es war ein sonderbarer Anblick für die Bewohner Kassels, welche ohne Ausnahme die östreichischen Parolen instinctmäßig herausfühlten, als sie am Tage nach der Flucht des Kurfürsten Kübeck und Thiele Arm in Arm auf der belebten Straße auf und abwandeln sahen, wo hinter den lebhaft freundschaftlichen Gesticulationen des Oestreichers der Schalk so offenen Antlitzes hervorblickte. Die Demonstration der entente cordiale schien andeuten zu sollen, daß der preußische und der östreichische Gesandte in der Beurtheilung der Flucht, d. h. in der kopfschüttelnden Mißbilligung derselben oder in einer entgegengesetzten arrière-pensée einig seien. War dies nicht der Fall, so mußte in jener Stunde der Eine von dem Andern als dupe gehänselt werden. Wenn nicht Alles, was später als Streit und Hader zwischen Oestreich und Preußen aufgetreten ist, sich als eitel Trug und Täuschung des deutschen Volkes herausstellt, so spricht der Erfolg wenigstens zu Gunsten des östreichischen Gesandten.

Dabei bleibt es immerhin möglich, daß auch Herr v. Kübeck die nächtliche Abreise des Kurfürsten mit seinen drei Ministern erst als vollendete Thatsache erfuhr, da sie mindestens ebenso stark wie durch die allgemeinen politischen Intentionen Hassenpflug's in Bezug auf das Kurfürstenthum, durch sein rein persönliches Interesse motivirt war, weshalb er von jeder andern Seite her, die zur Berathung hätte hinzugezogen werden können, Widerspruch erwarten konnte.

Hassenpflug, der jetzige Hassenpflug, ist ganz offenbar von einem großen Theile der Presse weit überschätzt worden. Seine Lebensgeschichte aus den letzten Jahren ist hinlänglich bekannt geworden. Sie zeigt ohne Widerrede, ganz abgesehen von den politischen Principien dieses Mannes, Schmutz genug, um ihn aus der Liste der ehrenwerthen und selbst der sogenannten „noblen" Charactere zu streichen. Daneben haben sich auch andere bedenkliche Schwächen bei ihm eingenistet. Er soll gar Manches, was für Freund und Feind unbegreiflich blieb, nach einem Glase Wein zu viel beschlossen und ausgeführt haben. Die schriftlichen Documente, mit denen er die Welt in Erstaunen versetzt hat, sind auch, wenn man von seinem Standpunkt aus urtheilt und seiner Lage Rechnung trägt, unter aller Kritik schlecht. Auf einer Stufe damit steht sein persönlicher Muth, wie groß auch die befehlshaberische Grobheit bei ihm ist, mit der er von den ihm untergeordneten Beamten unbedingte Folgeleistung für seine Befehle verlangt. Wer diesen Mann auch nur in dem Augenblick gesehen hat, wo er in der Ständekammer, gegen die er später aus der gesicherten Schußweite seine großmäuligen Phrasen in die Welt schickte, mit zitternden Händen und bebender Stimme sein schlecht gedrechseltes Programm vorlas, der wird ihn nie wieder für einen Helden der Reaction halten. Wie hat er sich nach der Stimmung der Be-

wohner Kassels erkundigt, wie hat er vertröstet auf die Zeit, wo man ihn erst recht kennen und würdigen lernen werde! Und bekräftigt nicht selbst die Flucht aus Kassel, über welche damals selbst die damaligen und spätern Freunde Hassenpflug's den Stab brachen, als über eine That der Muthlosigkeit, dasselbe Urtheil? Geschah sie nicht gerade in der Nacht, welche auf die erste Kunde von dem Spruche des Oberappellationsgerichtes folgte, dessen energisch ausgeführte Consequenzen den Ministerpräsidenten sehr möglicher Weise an einen ganz andern Platz bringen konnten, als nach Wilhelmsbad?

Wir sind durch die in unserer Zeit consequenter ausgebildeten politischen Systeme und die hervorgetretene radicalfeindliche Stellung der verschiedenen politischen Parteien zu einander über die Wahrheit hinaus daran gewöhnt worden, das: post hoc ergo propter hoc in die Seele und die Berechnungen hervortretender Persönlichkeiten zu verlegen. Was hat man nicht Alles gefabelt über die principielle und consequente Durchführung einer von Anfang an schlau überlegten, schlau eingefädelten, schlau durchgeführten Hassenpflugschen Politik! Raisonnements aus der Ferne, theoretische Constructionen, welche durch die offenkundigsten Thatsachen für den, der Augen hat, widerlegt werden! Kann man denn, um das Derbste, anscheinend am sichersten Stehende herauszugreifen, kann man auch nur einen Augenblick an einen von vorn herein gefaßten Plan Hassenpflug's zur Restauration des Bundestags denken, wenn man dessen wiederholt öffentlich abgegebenen Erklärungen über diesen Bundestag liest, ohne ihn für stellenweise ganz verrückt zu halten? Ebenso hat er sich selbst in der für die spätern Schritte so wichtigen Bestimmung der Verfassungsurkunde über eine „Zuziehung", d. h. Bestimmung des landständischen Ausschusses für die 2c. Steuerausschreibung officiell in Verordnungen Lügen gestraft. Hassenpflug kam, erbeten von dem nach einem entschieden vormärzlichen Minister sich sehnenden Kurfürsten, auf eigene Rechnung nach Kurhessen, nachdem er sich eines starken Gehaltes und für den Fall eines nothwendig werdenden raschen Rückzugs einer Anweisung auf eine tüchtige Summe aus der Privatcasse des Fürsten versichert hatte. Das letztere Verhältniß erleichterte ihm obendrein seine Stellung dem Kurfürsten gegenüber.. Vertrauend auf den schon beginnenden stärkern Wellenschlag der reactionären Strömung in den öffentlichen Verhältnissen Deutschland's, bauend auf seine früher erprobten Kunststücke gegen die Satzungen der kurhessischen Verfassungsurkunde und auf einen den Weisungen des Ministeriums folgsamen Geist in dem Beamtenstand glaubte Hassenpflug mit Erfolg — die alten Wege wandeln, die früher gekosteten Früchte noch einmal genießen zu können. Aber mochte der Fürst noch so bereitwillig auf alle Pläne und Insinuationen des rehabilitirten Ministers eingehen, Hassenpflug fand Verhältnisse vor, die er nicht vorhergesehen, Gegner, die er nicht bewältigen konnte, Untergebene, die für seine Pläne viel zu gut und charakterfest waren, und gar wenig Freunde und Helfer. Was er unternahm auf kur-

hessischem Grund und Boden, er wurde schmählich geschlagen. Aber die allgemeine Lage der Dinge, wie die specielle Situation Kurhessens zu ihr war eine so bedeutungsvolle, daß jeder Minister Kurhessens eine wichtige Stelle einzunehmen hatte, wenn er auch nicht in Preußen, dem Mittelpunkte der Union, gemeiner Verbrechen öffentlich angeklagt gewesen wäre. Wer sich nur einen Augenblick die kritische Entwickelungsstufe in der Politik Preußens, Oestreichs und der mittlern deutschen Staaten, welche bereits vor der Berufung Hassenpflug's an die Spitze des kurhessischen Ministeriums eingetreten war, vergegenwärtigt, muß bekennen, daß unter allen Umständen Kurhessen ein bedeutsames Gewicht in die Wagschale der civilisirten Mächte legen mußte. So lange Hassenpflug an eine Möglichkeit glaubte, trotz des ihm von der wohlbekannten Vergangenheit seines Lebens ausgestellten Signalements, trotz aller neuen Gewaltstreiche und hinterlistigen Ränke, mit den Landständen die alten Schleich- und Gewaltwege gegen die Stände und die Verfassung wandeln zu können, hat er nur die alten kleinen Mittelchen und Listen angewendet. Aber die Presse war frei und legte alle seine Mittelchen blos; der Beamtenstand war in der Zwischenzeit geläutert und für wahre Ehre und Pflicht gestählt worden; die an die Stadtbehörde übergangene Polizei war kein für Alles brauchbares Instrument mehr; selbst am Hofe war eine Partei, die nicht unempfindlich war gegen den brennenden Unwillen des ganzen Landes über die Schmach, einen solchen Mann an der Spitze des Staatsministeriums und speciell der Rechtspflege zu sehen, weil sie fühlte, wie diese Persönlichkeit ihrer Herzenssache schadete; endlich waren die Landstände bis auf den letzten Mann unzugänglich gegen Corruption und fest entschlossen, gegen diesen Mann Ehre und Recht und Pflicht zu wahren, wie gegen einen notorischen und charakterisirten Uebelthäter. Doch blieb Hassenpflug, eingehüllt in seine „Rhinoceroshaut", unempfindlich gegen die Aeußerungen des Mißtrauens wie gegen die zahllosen Documente der allgemeinen Verachtung im Amte, in welchem ihn gegen eine Willensänderung des Kurfürsten die Anweisung auf den Pensionsgehalt aus der Privatchatoulle desselben schützte. Auch die Stellung gegen Preußen und die Union und die Uebergabe Kurhessens an den Bundesembryo, der nach gewaltsamer Operation „verfrüht" als Siebenmonatskind das Licht der erstaunten Welt sah, ist nicht von ferne das für die Durchführung eines politischen Princips und Systems von weiter Ferne her erzielte freie Werk Hassenpflug's, wie man das hundertmal behauptet, nachgesprochen und nachgeschrieben hat. Der entscheidende Anstoß dazu kam vom Kurfürsten, der lange, ehe Hassenpflug kam, durch die Union „nicht mediatisirt sein wollte" und die Abwickelung seines Verbandes mit ihr als die conditio sine qua non für das Ministerpräsidium und die normalen und abnormen Gehaltsverhältnisse dem Greifswalder Angeklagten gestellt hatte. Nur das Eine hat Hassenpflug verstanden, daß er, als seine Stellung nachgerade nach allen Seiten hin unhaltbar geworden war, und er blos für eigene

Rechnung gar nicht mehr operiren konnte, seine Persönlichkeit und seine egoistischen Berechnungen in die Verwicklungen und Schleichwege der allgemeinen deutschen Politik zu verfädeln wußte; daß er, weil er ohne offensten Rechtsbruch und rohe Gewaltthat gegen die Landesgesetze als Minister nicht mehr existiren konnte, des Fürsten Neigung zu absolutistischen Heldenthaten in die Bahnen lenkte, auf denen allein er selbst fahren mußte, und auf denen er allein doch nicht fahren konnte; daß er die Landstände, wenn sie nicht aller Ehre und aller Pflicht vergessend erscheinen wollten, wenigstens zu dem Scheine einer von allen Fürsten gehaßten Steuerverweigerung durch die absichtlich unterdrückte, durch die Verfassung ausdrücklich verlangte Vorlage eines ordentlichen Budgets geradezu verdächtigte; daß er dann zuletzt, nach einem gegen ihn gerichteten Spruche des höchsten Landesgerichtes, den Fürsten zur Theilnahme an einer „Reise", die für Hassenpflug die Flucht vor einem Schub war, durch grobe Entstellung der wahren Sachlage bewog — darin hat er ein specifisch Hassenpflugisches Werk vollbracht, für welches ihm jetzt gewiß weder der Kurfürst noch seine absolutistisch gesinnten Collegen großen Dank wissen werden. Mit diesem Schritte hat aber auch Hassenpflug sich als Alliirter in ein größeres Feldlager begeben, dessen Operationen er ganz gewiß nicht mehr strategisch entwirft. Daß er sich nicht einmal als ein trefflicher oder auch nur als ein routinirter Taktiker in der Ausführung des von einem andern Kopfe entworfenen Schlachtplans bewährt hat, wird ganz gewiß die östreichische Diplomatie nicht in Abrede stellen.

Das ist der Meister in den Schlachtplänen und Kämpfen der Restaurations- und Reactionspartei in den von uns erlebten kurhessischen, durch die allgemeine Lage der öffentlichen Verhältnisse in einer kritischen Zeit und durch den Widerstand des Volkes mit Recht weltberühmt gewordenen Affaire. Von seinen Helfershelfern und Genossen wollen wir ein anderes Mal reden.

Kriegsgerüchte.

Wir leben von Gerüchten und werden mit Versprechungen gefüttert. Bei solchem Zustand ist es für ein Wochenblatt, welches längere Zeit in den Händen seiner Leser bleibt, kaum möglich, die Tagesereignisse zweckmäßig zu besprechen. Denn wenige Tage, nachdem ein Urtheil gefällt, eine Ueberzeugung ausgesprochen ist, haben sich wahrscheinlich die Voraussetzungen derselben als unwahr erwiesen. Da es gegenwärtig nur möglich ist, einzelne von den vielen Fäden zu erkennen, die von Thron zu Thron und von Cabinet zu Cabinet gesponnen werden, und da die spinnenden Diplomaten selbst weder überall etwas Bestimmtes wollen, noch ihren Willen zu behaupten wagen, so sind wir armen Deutschen gegenwärtig in

einem Zustand der Unsicherhtit über unsere Zukunft, über den guten Willen und die Tendenz unserer Regierungen, ja über unsere eigenen Gefühle gegenüber den leitenden Politikern, welcher sehr demüthigend und sehr demoralisirend ist. Eine ernste Wahrheit aber ist nicht zu erkennen, daß Preußen ringsum von offnen und heimlichen Gegnern umgeben ist, ohne einen starken Verbindeten, und ferner daß diese Isolirtheit nur theilweise Preußens Schuld ist.

Die finstere Nachricht, welche englische und französische Blätter in den letzten acht Tagen durch ihre Spalten wälzten, daß Frankreich und England ein Bündniß geschlossen hätten, um Preußen zur bewaffneten Intervention gegen Schleswig-Holstein zu zwingen, ist wahrscheinlich eine Uebertreibung, sie wird dazu dienen, unsern Patrioten zu zeigen, wie das Ausland die volksthümlichen Kämpfe in Deutschland betrachtet. Rußland ein unerbittlicher Feind Schleswig-Holsteins und des hessischen Widerstandes, England und Frankreich Bundesgenossen der dänischen Politik, Oestreich und seine Verbündeten offen auf Seiten dse Kurfürsten und Dänemark's, — dieselben Mächte, welche gegen den letzten preußischen Friedensschluß mit Dänemark heuchlerisch protestirten, weil er den Rechten der Herzogthümer zu viel vergäbe — das ist die traurige Situation, in welcher wir uns befinden. Ja noch schlimmer, nicht mehr in Deutschland werden die Decrete über unsere Zukunft erlassen, sondern von London aus und von Warschau heran, wo der Kaiser von Oestreich sich brüderlichen Rath erholt, während ein preußischer Prinz an der russischen Grenze ängstlich wartet, bis der Czar ihn durch einen Adjutanten in sein Hoflager entbietet.

So gefährlich ist unsere Lage, so unvermeidlich erscheint ein feindliches Zusammenstoßen der Parteien, so verhängnißvoll für die Zukunft Europas droht der beginnende Kampf zu werden, daß alle Sorge, alle Furcht und Hoffnung für uns in dem einen heißen Wunsche aufgeht: *Preußen möge seine Ehre wahren.* Es ist jetzt nicht mehr die Zeit mit der Regierung zu hadern, daß sie Dies und Jenes hätte anders machen müssen, daß ihre vertrauende Ehrlichkeit, ihr Mangel an Energie große Schuld an der jetzigen Krisis tragen. Jetzt ist die Gefahr, welche heranzieht, ob langsam ob schnell, so bedeutend, daß aller innere Zwist für uns aufhören muß, um das Banner des Staates zu stützen, der Deutschland angehört und dem wir angehören.

Wenn die Regierung in dieser Krisis die Entschlossenheit zeigt, bis zum Aeußersten vorzugehen, so wird sie gerade dadurch Waffen und Freunde gewinnen gegen ihre Gegner. Muth ist jetzt die beste Politik.

Auch würde schmähliges Nachgeben gegen auswärtige Mächte und die Liga nichts mehr helfen. Sehr groß ist der Uebermuth der Kleinen geworden, sehr trotzig die Forderungen Oestreichs, sehr tief das Mißtrauen Rußlands; jede Schwäche Preußens würde neue Zumuthungen und neue demüthigende Forderungen nach sich ziehen. Seit Friedrich Wilhelm IV. an jenem verhängnißvollen Tage

sich für den Schützer der deutschen Freiheit erklärte, hat er die Empfindungen der kleinen Könige Deutschlands und den Stolz der Kaiser unversöhnlich gegen sich aufgeregt. Wie er sich auch sträube und wie gern seine Regierung ausweiche, Preußen kann es nicht mehr vermeiden, in dem Kampfe der Freiheit gegen den Absolutismus auf die Seite der liberalen Partei, Englands, Sardiniens, der Hessen, der Holsteiner und aller übrigen deutschen Völker zu treten.

Was wir Deutsche daher zu fürchten haben, ist nicht ein Krieg Preußens gegen die Coalition der Despoten, so groß, so ungeheuer auch das Unglück eines solchen Krieges auf dem Einzelnen lasten würde, aber was wir sehr zu fürchten haben, ist ein schwächliches, halbes und resultatloses Manövriren zwischen der preußischen Politik, wie sie jetzt ist, und den Intriguen der Liga; und was wir am meisten fürchten müssen, ist ein ehrloses Nachgeben Preußens gegen die übermüthigen Forderungen, welche von allen Seiten seine Ehre zu beschädigen, sein Ansehn zu vernichten droht. — Möge Preußen seine Ehre wahren! —

Wir bestreben uns, in der letzten Erklärung des preußischen Ministers v. Radowitz an die kaiserlich östreichische Regierung Etwas von dem Stahl zu finden, welchen Preußen jetzt in seinen Worten und Thaten braucht: In Folge der Ratification des dänischen Friedens durch die einzelnen Staaten sei jetzt der im Friedensschluß vorhergesehene Fall eingetreten, daß die Bundesstaaten in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit einen Beschluß fassen müßten: Preußen zweifle nicht, daß Dänemark, das ja bereits einen Gesandten in Frankfurt habe, sich deshalb seiner Verpflichtung nach an den Bund wenden werde: Preußen werde aber die Beschlüsse einer Frankfurter Coalition, welche sich ohne jeden rechtlichen Grund als Bundesversammlung gerire, als nicht berechtigt ansehen, und eine etwaige Intervention in Holstein als casus belli und den Anfang eines europäischen Krieges betrachten; es schlage wiederholt freie Conferenzen aller deutschen Staaten etwa in Hamburg vor. — Wohl steht die preußische Regierung in dieser Antwort fest auf ihrem Wort und Recht, aber die Verwicklungen der Staaten sind unterdeß weiter gegangen. — Von Warschau und der Stimmung des Czaren hängt jetzt die nächste Wendung ab, welche die deutsche Sache nehmen wird, und gespannt warten die Regierungen, finster und mißtrauisch die Völker auf die Sprache des Nachbars. So weit ist es gekommen.

Möge Preußen unter allen Umständen seine Ehre wahren!

Kleine Correspondenzen.

Aus Wien.

Also Krieg! Krieg mit dem „einigen" Deutschland, das ist heute Oestreichs Losung; als ob sich ein solcher Krieg denken ließ, wie ein Hahnengefecht, welchem die übrigen Gentlemen Europas müßig zusehend, höchstens wettend auf den Hahn diesseits oder jenseits rechnen. Ein Krieg mit Preußen wird zum Kriege mit halb Europa, ein Krieg mit Preußen ist die Vernichtung Oestreichs, mag dieses Sieger bleiben oder besiegt werden.

Daß Oestreich, das seine 500,000 Soldaten gegen seine eigenen geliebten Unterthanen braucht, einen Krieg nicht führen könne ohne hyperboräische Hilfstruppen, das liegt auf der flachen Hand; siegt also Oestreich, oder wird beziehungsweise Preußen besiegt, so gehört die Siegespalme wieder den Helfern, und Oestreichs Feldherren haben nach dem Kriege nur allenfalls das Henkeramt selbständig handzuhaben, Oestreich bleibt dem Bundesgenossen für die Hilfe sammt allen Spesen verpfändet und hat aufgehört zu sein!

Wird Oestreich besiegt, fremder Hülfe ungeachtet, so hören dann die Motive auf zu wirken, welche bisher die verschiedenen Völker in der Ansicht bestärkten, nur im Verbande mit Oestreich sei für sie Heil und Gedeihen. Was slavisch ist, geht nach Osten über, was deutsch, schließt sich fest dem Westen an, und zwischen diesen beiden wird ein Leichenstein aufgerichtet mit dem Epitaph: Austriae defunctae hocce monumentum fieri fecit — Felix a Schwarzenberg. anno domini MDXXXL.

Seit den Tagesblättern die Mittheilung aller Nachrichten über Truppenbewegungen strenge untersagt ist, laufen die abenteuerlichsten Gerüchte um, und werden von der Agiotage gierig ausgebeutet, bald sind die Russen schon in Siebenbürgen eingerückt, um den östreichischen Truppen Operationen gegen Deutschland möglich zu machen, bald heißt es wieder, in Böhmen werde eine Armee von 180,000 Mann zusammengezogen, u. s. w. Der Börsenbarometer deutet auf Sturm, und setzet wohl dem kriegerischen Eifer heilsame Dämpfer auf. Nicht abzusehen ist es in der That, wie Oestreich, das nur provisorisch zusammengefügte, sich in das Wagniß eines Krieges einlassen könne, bei welchem nicht das wahre Bedürfniß Oestreichs, sondern übermüthige Frivolität und Eitelkeit gegen die naturgebotenen, und eben deshalb unüberwindlichen Bestrebungen Preußens kämpfen würde. Preußen muß seinem Verhängnisse folgen, es muß Deutschland werden, dieses Verhängniß ist stärker als preußische Persönlichkeiten, welche ihres innern Widerstrebens ungeachtet fortgerissen werden auf der Bahn, welche das Geschick diesem Preußen gebieterisch vorgezeichnet hat.

Ein Krieg wird endlich unvermeidlich. Heute spielen die Herren noch mit dem gefährlichen Kriegsspielzeug, es ist ihnen nicht Ernst damit, sie glauben die Sache mit Demonstrationen, mit drohenden Truppenbewegungen abthun den blutigen Ernst abwenden zu können, sie mögen auf ihrer Huth sein! Leicht geht eine Kanone los, der Signalschuß für einen Kampf, dessen Ende das blöde Auge unserer Diplomaten nicht abzusehen vermag. Unsere Wiener sind durch den zweijährigen Ausnahmezustand wieder die alten Wiener geworden, sie trösten sich über ihre Misère, wie unter Metternich, mit Bonmots, die sie im Kaffehause loslassen. Ihr Horizont ist wieder klein wie vordem, zur geistigen Capitale Oestreichs wird Wien nimmer, stets werden die Haupt-

städte der Kronländer eine entscheidende Stimme führen; und darum eben sind Oestreichs Verhältnisse, wie man sie eben heute gestalten möchte, ganz unhaltbar, darum ist das Oestreich von heute wirklich ein ephemeres Provisorium.

Unsere Wiener schwärmen für ihre emigrirten Zwanziger, die ungezwungen auswanderten und durch keine Amnestie zur Rückkehr zu bewegen sind. Da meinte jüngst einer im Kaffeehause, den Krieg mit Preußen habe Minister Kraus angerathen, eben der Zwanziger wegen. Daß die Preußen vorerst siegen und Oestreich besetzen würden, sei zwar nöthig, doch eben im Plane des Finanzministers begründet, denn die Preußen haben ja unsere Zwanziger im Ueberfluß und würden sie mitbringen. Hat man ihnen das Silber im Kauf und Handel abgenommen, dann jagt man sie wieder aus Oestreich heraus, so meinte der Wiener Kaffeehauspublicist. Der erste Theil der Prophezeihung kann wahr werden, ob auch der zweite? Von der Freyung.

Aus Pesth.

Den 25. October 1850.

Die östreichischen Zeitungen raunten in der letzten Zeit ihren Lesern in die Ohren, eine Pairskammer solle creirt werden. Es war eine von den unnützen nervösen Emotionen unserer kränkelnden Zeitungspresse. Wer nur einigermaßen mit den östreichischen Verhältnissen vertraut ist, weiß, in wie verschiedener Weise die Adelspartei in den einzelnen Kronländern ihre Interessen vertritt. Es ist bekannt, daß es in Italien die Nobili gewesen, deren reiche Schätze den Insurgenten die Mittel gaben, sich so lange Zeit zu halten. Dasselbe gilt von Ungarn, wo der größte Theil des begüterten Adels sogar selbstthätig am Kampfe theilgenommen hat. Welche Pläne die polnische Aristokratie verfolgt, ist ebenfalls bekannt; bei den mehrfachen Erhebungen dieses unglücklichen Volkes stand stets der Adel an der Spitze. Ueber die Tendenzen von einem Theil des böhmischen Adels haben uns die Unruhen vor 2 Jahren aufgeklärt. Es bleiben also nur noch die deutschen Erblande übrig, wo man auf Loyalität, auf blinde Ergebenheit rechnen kann; und wie die Adelsgeschlechter des deutschen Oestreichs im Stande sein sollen, der compacten Majorität der übrigen für ihre Nationalität glühenden die Spitze zu bieten oder sie gar zu überwiegen, ist schwer zu begreifen. Oder will man vielleicht aus Ruthenien und der Woiwodina die neuen Pairs verschreiben? Ja, schon das Motiv, welches man der Regierung unterschob, ist zu unlauter, als daß wir annehmen könnten, unsere Regierung beschäftige sich ernstlich mit der Durchführung derselben. Es hieß, man wolle damit den ungarischen Magnaten ein Zugeständniß machen, um sie für die Centralisation zu stimmen. Was wäre das für eine Regierung, die das vorgesetzte Ziel nur auf solchen Schleichwegen erreichen wollte! Und was wären das für Männer, die so kläglicher Eitelkeit ihre Grundsätze und ihren Stolz zum Opfer bringen könnten!

Bedeutender als die Babarczi'sche Schrift ist für die ungarische Sache die Ernennung des Grafen Anton Széchen — nicht zu verwechseln mit dem Namen „Széchényi" — zum Obersthofmeister der Erzherzogin Sophie. Graf Széchen ist eines der hervorragendsten Mitglieder der altconservativen Partei, und ein Mann von hoher Bildung, der in dem letzten Preßburger Reichstage bei der Magnatentafel eine bedeutende Rolle spielte, und an Feinheit und Hofpolitik den allmächtigen Leibadjutanten nicht nachstehen dürfte. Für jetzt sind die Gerüchte von einem Ministerwechsel in Wien für ungegründet erklärt, und wirklich scheint ein Compromiß zwischen den sich gegenüberstehenden Personen in

den höhern Sphären stattgefunden zu haben, denn die Baumeister des „neuen Oestreichs" sind, außer Schwarzenberg, sämmtlich von ihren Rundreisen und Ausflügen in die Residenz zurückgekehrt, und sorgen für ihre Constitutionen; auch die Adjutantur scheint aus dem Sturzbade mit den „Bekenntnissen" gestärkt hervorgegangen zu sein, denn vor einigen Wochen wurde von Sr. Majestät das eigentlich Kriegerische im Kriegswesen von dem Kriegsministerium getrennt, und dafür eine eigene Commission im Cabinette errichtet, zu der auch der Kriegsminister gehört, und auf dessen Verantwortlichkeit Rücksicht genommen werden soll; jetzt lesen wir eine Verordnung des Monarchen, der zufolge die Adjutantur in Angelegenheiten von „minderer Erheblichkeit" auch in Abwesenheit und ohne Unterschrift Sr. Majestät im Namen Sr. Majestät Befehle ertheilen kann. Aber auch der Partei der „Bekenntnisse" mußte Entschädigung für die gebotene Entfernung ihres Wortführers aus der Umgebung des Monarchen geboten werden, und es wird jetzt von Niemandem mehr bezweifelt, daß man mit der Schöpfung einer östreichischen Pairie oder Reichsraths beschäftigt ist, der noch vor Einberufung der Landtage eingesetzt, und dem die Lösung der schwierigen Fragen übergeben werden soll. Hiermit wären bei uns die „drei Gewalten" im Staate geordnet: Nr. 1) ein Reichsrath von 16ahnigen Thronstützen zur Lösung der „schwierigen Fragen"; Nr. 2) eine Adjutantur mit unumschränkter Vollmacht für „minder erhebliche Angelegenheiten;" Nr. 3) ein sehr beschränktes Ministerium für mindest erhebliche Dinge, wie Landesverfassungen, Gemeindeorganisation u. s. w.

Bei uns in Ungarn gehen die Dinge indessen ihren alten Gang. Wir haben uns in den passiven Widerstand so hineingelebt, daß uns die Experimente, welche in unserer Zeit der „kühnen Griffe" mit uns vorgenommen werden, am wenigsten interessiren, und man hört bei uns mehr von Hessencassel, Holstein, Claremont, Frohsdorf und dem kaiserlichen Elysée sprechen, als von Wien, Pesth, Agram und Temesvár. Wenn nur Jemand erfinden wollte, wie man mit dem passiven Widerstande den vielen Räubern auf unsern Straßen und den zahllosen Wölfen in unsern Gebirgen mit Erfolg begegnen könnte, denn sonst werden wir bald die Berühmtheit von Italien und Sibirien zugleich erlangen, und es könnte unserm jungen Monarchen bei einem Besuche, der uns bevorsteht — und der nur wegen der nöthigern Reise nach Warschau verschoben wurde — begegnen, daß er, anstatt wie Ritter Schmerling bei seinem jüngsten Abstecher nach Preßburg von den Vertretern der verschiedenen Nationalitäten und den Beamten der verschiedenen Verwaltungszweige, von der alleinigen Nation der Fleischfresser und einigen den Besitz repräsentirenden Braven bewillkommt würde. Unter den Letztern haben sich einige bei uns zu einem hohen Grad von Idealismus erhoben. Da werden Briefe an reiche Pfarrer, Gutsbesitzer und ganze Dorfgemeinden entsendet, in welchen ihnen angezeigt wird, zu welcher Stunde sie an einen gewissen Ort Lebensmittel und Kleidungsstücke für die „im heiligen Interesse des Vaterlandes Leidenden" oder „von den Söldnern des übermüthigen Siegers Verfolgten" niederlegen sollen. Die Adressaten unterwerfen sich gern einer solchen Contribution, da sie in diesem Falle vor eigentlichen Wegelagerern gesichert sind. In der Gömörer Gespanschaft soll eine dieser Banden unter dem Commando eines flüchtigen siebenbürgner Barons stehen, der die Reisenden durch seine Jünger über Zeitungsneuigkeiten und Aussichten auf allgemeine Amnestie ausfragen läßt, ohne ihnen mit Gewalt etwas abnehmen zu lassen.

Das traurig berühmte Neugebäude beherbergt seit einiger Zeit wieder eine große

Anzahl politischer Verbrecher, unter welchen Johann Besze, Deputirter des Graner Comitats und Commissar der revolutionären Regierung, dem mehrere kaiserliche Officiere und östreichisch gesinnte Bürger seines Comitats die Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums zu danken haben, besonders die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zieht. Auch der Pillwax — ein Kaffeehaus, in welchem die revolutionäre Jugend in den Märztagen ihre Berathungen hielt, und das darum auch Revolutionshalle genannt wurde — mußte diese Tage ihr Contingent für das Neugebäude stellen. Das Haus wurde von Gensdarmerie umringt und mehrere Personen abgeführt. Für die Amnestirten, welche, wie bekannt, von hier ausgewiesen wurden, ist der Termin ihrer Abreise aufgehoben worden, und man glaubt, die Maßregel werde nur gegen einige verdächtige Individuen zur Ausführung kommen; allein die übrigen sehen darum nicht minder das Schwert des Damokles über ihrem Haupte schweben. Als lindernder Balsam für so viel neue Wunden erscheint die uns zugegangene Kunde, daß die Wittwen der Barone Perényi und Jeszenak bei der Regierung die Zurückerstattung der confiscirten Güter für ihre verwaisten Kinder bewirkt haben. Durch solche Maßregeln könnte die Regierung manchen an Unschuldigen verübten Gewaltstreich — und nur so können wir die Bestrafung unmündiger Kinder für die Vergehungen ihrer Väter nennen — wieder gut machen, während sie durch die Veröffentlichung einer Liste von den durch die Revolutionsregierung Hingerichteten, welche nach einer langen Pause aus der Wiener Zeitung jetzt in unsere officiellen Organe gewandert ist, sich selbst nicht rein wäscht, und neue Veranlassung zu Parallelen gibt, die nicht zu Gunsten ihrer Generale ausfallen.

Ein neues Gerücht von der Ernennung des Grafen Ludwig Károlyi zum Statthalter von Ungarn durchzog unsere politischen Gruppen. Graf Ludwig ist ein schwaches Talent, und hat sich als Conservativer im Vormärz im Interesse der Metternich'schen Regieruug oft lächerlich gemacht. Und doch glaube ich, daß auch er, wie Deák, Zichi, Bay und Szögyéni das Amt nicht annehmen wird. Ueber Deák machen in letzterer Zeit wieder zwei Versionen die Runde durch unsere Blätter. Die einen sprechen von einer Zusammenkunft dieses Patrioten mit dem Minister Bach in Angelegenheit eines Regierungsamtes, die andern wollen von einer Unterredung zwischen ihm und dem altconservativen Samuel Josika wissen in Betreff der oft besprochenen Condition der beiden vormärzlichen Parteien. Ich halte das Eine wie das Andere für unwahrscheinlich; aber so viel ist gewiß, daß, wenn beide Zusammenkünfte wirklich stattfinden sollten, Baron Josika mehr Aussichten auf Erfolg hat, als Minister Bach. △

Aus Prag.

Gewöhnlich pflegt der Feind, um seinen bevorstehenden Rückzug zu maskiren, kurz vor demselben ein mörderisches Feuer zu eröffnen; man sollte also nach dieser strategischen Prämisse vermuthen, auch das Kriegsgericht auf dem Hradschin Prags mache Anstalt zum Rückzuge, denn es wirthschaftet brutaler als je und bevölkert allen disponiblen Raum mit Arrestanten; jedes Blatt der officiellen Zeitung beinahe ist in seinem Eingange geziert mit einer kriegsrechtlichen Urtheilspublication. Ein Arbeitsmann, Vater von so und so viel Kindern, wird heute zu vier Monaten strengem Arrest mit Fastenverschärfung verurtheilt, wegen Widerstands gegen einen Zollgrenzwächter; ein Andrer erhält morgen wegen Beleidigung eines Gensd'armen dreißig wohlgezählte Hiebe, dazwischen prangt in kurzen Zwischenräumen die Verurtheilung eines oder andern Redacteurs

zu beliebigem Profosenarrest; die eigentliche Verurtheilung jener unglücklichen seit Mai 1849, vornehmlich als Verschwörer und Hochverräther Eingekerkerten läßt aber noch immer und immer vergebens auf sich warten. Seit sechs Monaten, sagt man, liegen die Urtheile der Bestätigung der militärischen Oberbehörde vor, daß die Bestätigung so lange ausbleibt, berechtigt zu der wohlgegründeten Vermuthung, daß es mit den vermeintlichen Verbrechern eine ganz besondere Bewandtniß haben müsse, daß man sie endlich doch wird freisprechen müssen, daß man sie aber aus dem Grunde nicht freisprechen will, weil damit der ursprüngliche Grund oder Vorwand der Verhängung des Ausnahmezustandes nothwendig wegfallen müßte. Damit nun dieser von allem Anbeginn der Stadt illegal aufgedrungene Zustand fortbestehe, müssen die armen Prager, meist Bürschchen von 16 bis 18 Jahren, im Kerker schmachten.

Daß die Untersuchung längst geschlossen sein müsse, ergibt sich daraus, daß die Arrestanten zu zwanzig, ja zu dreißig in einem Raume zusammensitzen, was wohl vor dem Schluß der Untersuchung nicht denkbar wäre. Leute, die sich früherhin ganz fremd waren, sogar feindlich entgegenstanden, finden sich da zusammen als vermeintliche Mitschuldige ein und desselben großen Complottes zum Umsturz Oestreichs. Deutsche und Czechen, Landgeistliche, Beamte aus böhmischen Landstädten hat man zusammengerafft und in den böhmischen Monstreproceß verwickelt, aus welchem sich nun der Herr Inquirent selber nicht herauswickeln kann. Der unglückliche Bakunin und der ehemalige Deputirte Dr. Zimmer galten dem Herrn Inquirenten für die wesentlichsten faiseurs bei der ganzen idealen Verschwörung, und doch standen Beide von allem Anbeginn in ganz verschiedenen Lagern. Bakunin der Panslave, und Zimmer der Erbfeind der Slaven, wo sollen die Berührungspunkte für diese Beiden gewesen sein? Beide werden mit einer Sorgfalt bewacht, als wären sie Hexenmeister. Dr. Zimmer ist von Soldaten stets umgeben, ihm zugesendeter Braten wird vom Profosen vorher in kleine Stücke geschnitten, weil man besorgt, man könnte ein Briefchen in ein Rebhuhn convertiren. Jüngst sandte man ihm einige Blumenstöcke in Töpfen zur erfrischenden Erholung. Das Soldatenthum war vorsichtig genug, die Pflanzen aus den Töpfen zu reißen, die Erde auszuschütten, um Briefen auf die Spur zu kommen. Dann steckte man die Pflanzen wieder in die Töpfe, doch sie verwelkten und starben, es hatte sie Henkershand berührt. Des Gefangenen Verlobte hatte sie gepflanzt und dem Gefangenen als Gruß geschickt. Wozu Braut und Blumen, wenn man dem finstern Hradschin verfallen ist?

Bakunin, ohnehin zum Tode verurtheilt, wird als ein Cadaver behandelt, der nur per nefas lebt, daher man mit diesem Unglücklichen wenig Umstände macht. Es geht das häßliche, vielfach verbürgte Gerücht, er sei schon dreimal ganz fürchterlich geprügelt worden, um ihn zu Geständnissen zu zwingen. Und doch hat der Unglückliche nicht viel zu bekennen, setzt der Tortur einen beharrlichen Stoicismus entgegen und bringt dadurch seine Inquirenten in Verzweiflung. Hatten sie doch gehofft, durch Bakunin der Verschwörung gründlich auf die Spur zu kommen.

Als nach der Ermordung des Friedländers in Böhmen Kriegsgerichte und halsgerichtliche Commissionen ihr blutiges Handwerk trieben, war ein General Graf Schaafgotsch als Friedlands Mitschuldiger zum Tode verurtheilt worden, hatte jedoch jene Mitschuldigen nicht genannt, welche man von ihm als solche bezeichnet wünschte. Es entstand damals die Frage, ob man den Schaafgotsch, obwohl er bereits verurtheilt und zur Hinrichtung designirt sei, vor derselben noch mit der peinlichen Frage belegen könne,

und es wurde einigen Rechtskundigen (!) ein Gutachten hierüber abverlangt, welches zur Schmach für damalige Zeit dahin ausfiel: „Es seie der von Schaafgotsch, nachdem er ohnehin zum Tode verurtheilt worden und nächstens vom Leben zum Tode zu bringen seie, dermalen schon als ein bloßer Cadaver zu betrachten, mit welchem sonach zu Nutz und Frommen Sr. Majestät gerechter Sach vollkommen beliebig disponirt werden könne, es habe demnach die Anlegung und Anwendung der Tortur in allen gradus nicht das mindeste Bedenken, soferne nur so viel Leben in dem Delinquenten annoch conserviret werde, um nachhero die Hinrichtung in gesetzlicher Förmlichkeit in optima forma vornehmen zu können."

Das Kriegsgericht auf dem Prager Schloß scheint sich in der That bezüglich Bakunins ganz nach diesem parere juridicum benehmen zu wollen. Aus all diesem Gräul und Wirrsal sollte sich die constitutionelle Form entwickeln können? nimmermehr! Wir gehen einem Vandalismus entgegen, der bei der gegenseitigen grimmigen Erbitterung der Parteien nur die grauenhafteste Zukunft erwarten läßt. Und doch wäre das Wirrniß noch zu lösen, vermöchte man zu Wien den bösen Dämon des Mißtrauens zu bannen, die fixe Idee — der starken Regierung — endlich aufzugeben. In dieser eigenthümlichen Stärke eben liegt die Schwäche und Ohnmacht, denn die Regierung hat nur die Gewalt, aber keine Partei für sich, und selbst die Organe der Gewalt sind eigenwillig und erkennen das Ministerium nicht an, das beweiset Babarezi's Brochure. Der Adel haßt und befehdet das Ministerium noch bitterer, als die Volkspartei, nur die Beamten sind unterthänig, diesem, wie jedem andern Ministerium, das über Gehaltsanweisung zu disponiren hat.

Es gibt hier eine Partei der gemäßigten Liberalen, die sich als die Partei des Kremsierer Constitutionsentwurfes bezeichnen ließe, sie ist ziemlich zahlreich, sie würde mit geringen Zugeständnissen, hauptsächlich aber gegen Aufhebung der Ausnahmszustände, sich zur ministeriellen Partei organisiren lassen, sie ahnt den Dualismus in der Regierungsmacht, und schiebt wohl Alles dem Ministerium in die Schuhe; das Ministerium aber will blinde Unterwerfung, verfolgt eben diese Partei leidenschaftlicher, als die eigentlichen Radicalen, denn eben jene Partei zählt Intelligenzen und echte Patrioten zu den Ihren, und wird von den Organen der abhängigen Beamtenschaft als die gefährlichste geschildert, man neidet ihr das Talent und die Unabhängigkeit.

So lange man in Wien autokratisch zu regieren gedenkt, muß Alles schmählig mißlingen, eine kleine Wendung des Zugeständnisses, wenn noch so klug maskirt, vermöchte dem Ministerium eine achtbare Partei zuzuführen, welche, wie die Dinge stehen, gegen Wunsch und Willen täglich mehr nach links gedrängt wird, während sie früher zu sehr nach rechts überschlug. —h—

Literaturblatt.

Französisches Theater.

Im Théatre de la Gaîté: Frau von Laverriere, Drama in 5 Acten von Charles Lafont. — Diese vortreffliche Frau, die sich nichts Böses hat zu Schulden kommen lassen, wird gleich zu Anfang, weil der Schein gegen sie spricht, wegen Ehebruchs mit Mord verurtheilt. Zum Glück findet sich ein junger Arzt, der in sie verliebt ist, und ihr zur Flucht aus dem Gefängnisse verhilft. Aber das Unglück läßt nicht ab, sie

zu verfolgen. Ihr Mann wird vergiftet, der junge Arzt erhält auf der Straße ein Paar Dolchstiche, das Alles wird der armen Frau aufgebürdet, die natürlich in Gemeinschaft mit dem Dichter und dem Publicum, welches von ihrer Unschuld genau unterrichtet ist, viel Thränen vergießt. Endlich kommt Alles an den Tag, und die am meisten gegen sie eingenommenen Personen sehen sich genöthigt, der verfolgten Tugend zu huldigen. Eine Nebenbuhlerin nämlich, die böse Marquise von Beaucourt, welche die vergifteten Champignons und jene Dolchstöße bereitet hat, wird von Reue erfaßt und gesteht Alles. Die Moral ist: man traue keiner Marquise!

Im Odéon: Die Jugendsünden, Drama in 3 Acten von Emile Souvestre. Ein thränenreiches Stück. Ein alter Admiral, der in seiner Jugend ziemlich ausschweifend gelebt hat, findet sich 18 Jahre später durch die Entdeckung bestraft, daß das eine von den beiden Kindern seiner Frau, die er bisher für die seinigen gehalten, einem Andern angehört. Er denkt zuerst an Rache, aber auf die Dauer kann er das Mädchen, in dem er bis dahin seine Tochter geliebt hat, nicht entbehren, er gedenkt seiner eigenen Jugendsünden, und spricht allgemeine Amnestie aus. — Der Stoff muß für die Franzosen eine merkwürdige Anziehung haben: Scribe's Estelle behandelt ganz den nämlichen, abgesehen vom Ausgang, in mehrern andern Stücken ist wenigstens die Hauptsache der nämlichen Art. — Das älteste ist La mère coupable von Beaumarchais, in welchem sich ergibt, daß unsere Freundin Rosine, die schon in Figaro's Hochzeit auf eine höchst bedenkliche Weise mit dem liebenswürdigen Pagen Cherubin tändelt, später sich in ein allzu genaues Verhältniß einläßt, das mit einem unehelichen Sohn endigt, so daß Graf Almaviva, nachdem ihm früher so viel vergeben worden, sich zuletzt in der Lage sieht, selber zu verzeihen.

Im Théatre des variétés: Die kranken Trauben, Vaudeville von Michel Delaporte. Vor einigen Wochen hatte sich in Paris die Schreckensbotschaft verbreitet, die Trauben in Argenteuil hätten die Kartoffelkrankheit. Man sandte eine Sanitätscommission in diese Gegend, um die Sache zu untersuchen, aber mittlerweile hatte sich die Krankheit schon gelegt, die Commission fand Alles in der besten Ordnung vor. — Diese Begebenheit hat dem Dichter zu einer Aristophanischen Komödie Veranlassung gegeben, wie sie heuer in Paris Mode ist. Es treten darin mehrere allegorische Personen auf: die Thorheit, die Vernunft, Bacchus und eine Bacchantin, genannt Mutter Wollust. Die Thorheit hat den Vorsatz gefaßt, ganz Paris betrunken zu machen, die Vernunft will dagegen, daß Alles verständig sei, und erregt, um ihre Freundin zu ärgern, mit ihrem Zauberstab einen Sturm, der, wie gesagt, die Kartoffelkrankheit unter den Trauben von Argenteuil verbreitet. Selbst Bacchus bekommt davon einen Rheumatismus, und tritt in der nächsten Scene mit einer wollenen Nachtmütze auf. Die Thorheit singt einige Couplets, die Vernunft gleichfalls, Bacchus mehr als beide zusammengenommen, und am Ende finden sich die Trauben geheilt. —

Im Gymnase: Le Bonhomme Lafontaine, Vaudeville von Pierre Marie. Der gute Mann ist eifersüchtig auf seine Frau, und schlägt sich mit einem schnurrbärtigen Dragoner-Officier, der ihr die Cour macht. Er findet sich, zum Theil in Folge seiner Zerstreutheit, in eine Menge von Intriguen verwickelt, in Mitte deren ihm ein zwanzigjähriger Sohn vom Himmel fällt, von dem er nie etwas gehört hat. Aber Alles arrangirt sich auf das Beste, die Ehrlichkeit siegt über die Intrigue, der Sohn erhält ein Officierpatent, und der bonhomme versöhnt sich mit seiner Frau. —

Im Théatre du Vaudeville: **Marié au second, garçon au cinquième,** von Brisebarre und Couailhac. Herr Montreuil hält neben seiner Frau im zweiten Stock eine Maitresse im fünften; nicht gerade aus übertriebener Liederlichkeit, auch nicht weil ihm seine Frau im Allgemeinen mißfällt, sondern blos, weil sie die Thorheit begeht, ihm in ihrem Haushalt die Cigarre zu verbieten. Um ungestört rauchen zu können, hält er sich eine Liaison im fünften Stock. Daraus ergeben sich eine Menge haarsträubender Verlegenheiten, bis endlich Madame Montreuil sich in das Zimmer der Grisette verirrt und den Grund der Untreue ihres Mannes entdeckt. Es wird ihm Rauchfreiheit ertheilt, und die Grisette an einen jungen Gerichtschreiber verheirathet, der seit einer halben Stunde in einem Wandschrank erstickt. — Unsere Damen mögen sich daraus die Moral ziehen, daß es nie gut thut, gegen den Dampf ihrer Männer die Prüden zu spielen, denn man kann niemals wissen, was daraus entsteht.

Präsident Fillmore.

Unter allen Präsidenten, die bis jetzt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika regiert haben, ist der gegenwärtige, der Nachfolger Zachary Taylor's, der erste, welcher nicht den alten Familien, nicht dem aristokratischen Grundbesitz angehört, der erste, der mit Recht von sich sagen kann, er sei der Sohn seiner Werke. — Millard Fillmore ist im Staat New-York im Jahre 1800 geboren; sein Vater besaß zuerst einen kleinen Landsitz, und vertauschte ihn später mit einer Pacht in der Grafschaft Erie, wo er noch allwöchentlich auf den Markt geht. Als Millard die Primärschule verließ, trat er zuerst als Lehrling bei einem Schneider ein. Er war neunzehn Jahre alt, als ein bedeutender Jurist, der in Geschäften die Grafschaft bereiste, einen Schreiber gebrauchte; Millard bot sich an, und erregte durch sein intelligentes Wesen so die Aufmerksamkeit seines Gönners, daß dieser ihn als Secretär mitnahm und ihn zu juristischen Studien anhielt. 1821 verließ er seinen Beschützer, und setzte seine Studien in Buffalo fort; er ernährte sich von Privatstunden. 1823 fing er an zu plaidiren, 1827 wurde er als Advocat am Obergericht zu New-York angestellt. Hier zeichnete er sich bald so aus, daß er im Jahre 1829 von der Grafschaft Erie zum Repräsentanten in die Legislatur von New-York gewählt wurde. 1832 kam er in den Congreß, und wurde zum Vorsitzenden der Budget-Commission gewählt, und war von da an einer der Hauptführer der Whigs, die ihn 1847 einstimmig zum Vicepräsidenten der Republik wählten. Der Tod Taylor's vor Ablauf der Zeit seines Präsidiums führte ihn zur höchsten Stelle in den Vereinigten Staaten.

Gedichte van Dautzenberg. 1850. Brüssel, Muquardt. — Das vlämische Idiom hat sich doch mit großer Energie und Geschicklichkeit in der Poesie eingebürgert. In den vorliegenden Liedern, die freilich ganz unter dem Einfluß der deutschen Lyrik entstanden sind, und zwar der Lyrik aus dem ersten Jahrzehnt unsers Säculums, ist, abgesehen von dem Inhalt, der sich von dem anderer Gedichte nicht wesentlich unterscheidet, vor allem die Form anzuerkennen, die an Glätte und Correctheit keinem deutschen Lied etwas nachgibt. Und es sind nicht allein die bekannten deutschen Strophen, sondern auch die lyrischen Formen der südlichen Romanen, so wie sämmtliche antike Versmaße angewendet. Regelrechte Hexameter in einem Dialekt macht der phonischen Bildungsfähigkeit dieses Dialekts alle Ehre.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Das Ende der Krisis?

Preußischer Brief.

Durch eine Reihe „rettender Thaten" hat das Novemberministerium den preußischen Staat vor seinen angeblichen innern Feinden behütet; in seiner neuesten rettenden That hat es die höchste Palme erreicht, es hat in edler Aufopferung sich selber bezwungen, es hat den preußischen Staat vor sich selber gerettet. Leider ist es auch darin nur halb gewesen; es hat nur seine bisherige Politik nebst dem Herrn v. Radowitz, der als Sündenbock dienen mußte, über Bord geworfen, sich selber nicht. Indessen ist auch das gut, eben um des Beispiels und der öffentlichen Moral willen ist es besser, wenn das von andern Händen geschieht.

Die neueste rettende That des Novemberministeriums ist auch seine letzte gewesen. Daran kann nur zweifeln, wer das preußische Volk nicht kennt, das Volk in den alten Provinzen, die Landwehr. Das Novemberministerium hat sich darum gehalten, weil es nichts war, als der Ausdruck von der nothwendigen und darum berechtigten Reaction dieses Volkes, einer Reaction, die um so stärker und anhaltender sein mußte, je schwerer der Rausch des Jahres 1848 gewesen war. Zwar hat das Ministerium durch einzelne widerwärtige Maßregeln Mißfallen erregt, aber theils dehnten sich diese nur auf einzelne Kreise aus, ohne den Stamm des Volkes zu berühren und sein tiefes Bedürfniß nach einer ruhigen Entwickelung aufzuheben, theils waren sie vorübergehender Natur, man konnte sie aufheben, wenn bessere Zeiten kamen. Ein schlechtes Preßgesetz z. B. ist unstreitig ein Uebel, aber es hat keine Folgen in der Zukunft; wenn man es abschafft, so ist Alles wieder in Ordnung. Zwar hat es durch wiederholte Zurücknahme seines Worts das Rechtsgefühl schwer beleidigt, aber das Rechtsgefühl in politischen Dingen war nicht allein in dem Schwindel der Märztage, sondern seit einer ganzen Generation so systematisch untergraben, daß man darauf nichts mehr

bauen konnte; die Verhältnisse waren zuletzt von der Art, daß man in den einzelnen Fällen gar nicht mehr sagen konnte, das ist Recht und das ist Unrecht.

Aber die neueste rettende That gehört nicht zu denen, die wieder gut zu machen sind, sie verrückt die Fundamente des Staats. Und mehr noch, sie verletzt ein Gefühl, welches mit allen Institutionen des preußischen Staates, vorzüglich mit denen, die seinen eigentlichen Charakter ausmachen, so innig verwachsen ist, daß es nicht ganz ausgerottet werden konnte, das Gefühl seiner Ehre. Wilhelm Jordan behauptete einmal in der Paulskirche vom preußischen Volk, es sei deutsch gesinnt, es wisse es nur nicht; mit größerem Rechte kann man jetzt sagen: es hat Ehrgefühl, es weiß es nur nicht. Darin hat das Ministerium sich getäuscht. Wohl war der Krieg ein ungeheures Uebel für Preußen, und mit schwerem Herzen hätte der Kern der Bevölkerung sich dazu entschlossen; aber dieselben Männer, die jetzt im Stillen froh darüber sind, daß es so gekommen ist, daß es ohne ihre Betheiligung so gekommen ist, werden die Empfindung der Schmach so lange in sich herumtragen, bis sie mächtiger ist als sie, bis sie froh sind, die Urheber derselben zur Verantwortung zu ziehen. Von diesem Tage beginnt eine Reaction im entgegengesetzten Sinne als diejenige, welche zuerst durch die Frankfurter Mordthaten hervorgerufen wurde, eine Reaction, die mit dem Sturz des Ministeriums und mit der vollständigen Umwandlung des Systems schließen wird, denn die Einrichtungen unsers Staates, namentlich unserer Bureaukratie und unsers Heeres, sind von der Art, daß in den gewöhnlichen Fällen des Staatslebens das Volk zwar gar keinen Willen hat, daß, wenn es aber einmal dazu kommt, einen zu haben — das echte Volk, nicht die von den Demagogen gebildete Pöbelmasse — die ganze Heiligkeit und Majestät der Krone nicht im Stande ist, ihm Widerstand zu leisten.

Wir können dem Ministerium nachrühmen, daß es alle Kräfte aufbietet, die Schmach so eclatant, so auffallend, so unleugbar vor Aller Augen hinzustellen, daß auch das stumpfeste Gefühl davon berührt werden muß. Denn nicht allein, daß es durch seine herausfordernde Impertinenz den Haß aller entgegenstehenden Regierungen, durch sein späteres Zurückweichen im Augenblick der Gefahr ihre Verachtung so auf sich geladen hat, daß die Organe des deutschen Particularismus (die Sachsenzeitung u. s. w.) so frech sein können, dem preußischen Staat, welchen sie im Sünderhemde, den Strick um den Hals und mit gefalteten Händen vor sich auf den Knien zu erblicken meinen, großmüthigst zu verzeihen. — Die Sachsenzeitung dem preußischen Staat!! — nicht allein, daß seine Unterwerfung so vollständig, so demüthig ist, daß es ihr gar keine Grenze setzen, gar nicht den Punkt mehr finden kann, wo seine Demüthigung aufhört, nein, es läßt seine anerkannten Organe eine Sprache führen, die so feig ist, die nicht zu leugnende Schande durch die kläglichste Prahlerei noch schärfer hervorzuheben. In dem Augenblick, wo alle Gegner Preußens mit gezücktem Schwert ihm gegenüber stehen,

wo sie mit einer unerhörten Verachtung aller Formen, die sonst unter civilisirten Völkern üblich sind, von dem barbarischen Slavenstamm der Preußen sprechen, den man züchtigen, von dem intriganten Haus der Hohenzollern, das man demüthigen müsse, bricht die deutsche Reform in ein pietistisches Gewinsel aus, und versichert mit der unerhörtesten Naivität: alle Welt liebt und ehrt uns, alle Welt ist mit uns in Frieden, wir würden sie nur reizen, wenn wir uns wehren wollten; in dem Augenblick, wo die österreichische Partei Preußen willenlos zu den Füßen seiner Gegner wirft, radotirt das Organ derselben von dem Schwert Friedrichs, von den Rheinbundskönigen, und erklärt, jetzt solle der Widerstand erst losgehen: wir wollen Alles thun, was ihr wollt, Alles! Aber wenn ihr uns dann noch schlagt, dann stehen wir für nichts!

Der Ekel, den ein solches Treiben in einem noch nicht ganz verwahrlosten Gemüth erregen muß, ist zu groß, als daß die vorherrschend conservative Gesinnung des preußischen Volks ihm irgend ein Gegengewicht halten könnte. Und als der alleinige Gegenstand dieser Empfindung, auf den sie sich ganz und ungetheilt concentriren kann, bietet sich das Ministerium.

Denn es kann in dem vorliegenden Fall sich nicht damit entschuldigen — was es in der dänischen Frage allenfalls behaupten könnte, daß es in eine fertige Situation getreten sei, aus der auf eine andere Weise gar nicht herauszukommen war. Es hat vielmehr in der Hauptsache, auf die es hier ankommt, in der deutschen Angelegenheit, seine Lage ganz und gar sich selbst bereitet, ohne irgend eine äußere Nöthigung, ohne ein zwingendes Verhältniß, ohne eine anerkannte Verpflichtung gegen irgend Wen.

Die Krisis, welche jetzt zum Ausbruch gekommen ist, hat ihren ersten Ursprung in der Note vom 23. Januar 1849, alle folgenden Schritte haben sich mit innerer Nothwendigkeit daraus entwickelt. Wenn das Ministerium nicht aus Kindern bestand, so mußte es die Hindernisse seiner Pläne gerade so kommen sehen, wie sie gekommen sind, und wenn es den Willen hatte, was es wollte, männlich durchzuführen, so mußte es sich rüsten, diese Hindernisse mit Gewalt zu beseitigen.

Das erste selbstständige Auftreten Preußens in der deutschen Sache, die Note vom 23. Januar — an der wenigstens Herr v. Radowitz unschuldig ist, dem man so gern die spätern Schritte imputiren möchte, als ob ein unverantwortlicher Rathgeber der Krone die verantwortlichen Vertreter derselben decken könnte — war ebensowohl gegen Oestreich und die Particularisten, als gegen Frankfurt gerichtet. Doch stand sie den Ansichten der constitutionellen Partei in Frankfurt näher, und man konnte eine Verständigung hoffen. Daß diese nicht eintrat, daß man in April mit den Constitutionellen ebenso brach, als mit den Demokraten, das will ich heute dem Novemberministerium nicht zur Last legen. Es blieb sich darin wenigstens consequent, der Verfassungsentwurf vom 26. Mai, der von dem

siegreichen, freien, in keiner Weise gebundenen Preußen der deutschen Nation angeboten wurde, war im Wesentlichen die Erfüllung des Programms vom 23. Januar, und mit einem Recht, das wir jetzt ihm gegenüber anwenden können, hat das Ministerium uns fortdauernd daran erinnert, daß, was es wolle, etwas Anderes sei, als was wir wollten.

Konnte Preußen damals hoffen, daß Oestreich freiwillig seinen Einfluß in Deutschland aufgeben, daß die kleinen Königreiche sich freiwillig der preußischen Hegemonie unterordnen würden? — Es gab sich den Anschein, und auch wir wurden zum Theil getäuscht. Denn Sachsen und Hannover hätten zu unserm größten Erstaunen den Vertrag unterzeichnet, Baden war ganz in Preußens Händen, der Zutritt der kleinen Staaten — Würtemberg, das damals noch ganz in den Händen des Liberalismus war, mit eingeschlossen — schien unvermeidlich, und Oestreich war auf eine Weise in einen innern Bürgerkrieg verwickelt, daß man an ein unmittelbares Einschreiten seinerseits nicht denken durfte.

Freilich kam es schon nach einigen Tagen heraus, daß der Beitritt Sachsens und Hannovers an Bedingungen geknüpft war, die den ganzen Vertrag illusorisch machten. Das Novemberministerium hatte mit seiner gewöhnlichen, kleinlichen Pfiffigkeit diese Bedingungen verschwiegen. Aber es erklärte dann, und zwar auf nicht unhaltbare Rechtsdeductionen gestützt, diesen Vorbehalt für ungiltig. Die liberale Partei trat zu dem neuen Bündniß über, und so hatte das Novemberministerium, so lange die Krisis in Ungarn dauerte, volle Gewalt in Händen, den provisorischen oder vielmehr projectirten Rechtszustand in einen definitiven zu verwandeln.

Es hat es nicht gethan. Jetzt freilich brüstet es sich mit der preußischen Ehrlichkeit, welche die bedrängte Lage eines alten Bundesgenossen nicht zur Erreichung eigennütziger Zwecke habe mißbrauchen wollen. Aber ein Ministerium, welches für Preußen erst eine Verfassung octroyirt, dann, nachdem sie von den Kammern anerkannt ist, aus eigner Machtvollkommenheit das Wahlgesetz ändert, dann, nachdem die Verfassung von den neuen, nur aus conservativen Elementen zusammengesetzten Kammern in conservativem oder vielmehr reactionärem Sinn revidirt ist, erklärt, sie werde dennoch nicht beschworen werden, wenn man nicht noch diese und jene neuen Bestimmungen hineinrevidire; ein Ministerium, welches am 26. Mai für Deutschland eine Verfassung verkündet, welche die Regierung binden soll, vorausgesetzt, daß sie vom Parlament angenommen wird, und die dem Parlament, als es sie annehmen will, erklärt, in diesem Fall fände es sich nicht daran gebunden — ein Ministerium, welches sich dieser und ähnlicher rettenden Thaten rühmen kann, möge anderwärts hingehen, von seiner Ehrlichkeit zu erzählen.

Der eigentliche Grund, warum es nichts that, war ein doppelter. Es hat ebensowohl eingesehen, als wir es einsahen, daß auf die Dauer seine Entwürfe nur durch eine rückhaltlose Hingabe an das constitutionelle Princip durchgeführt

werden konnten. Das wollte es nicht, und doch wollte es von seinen Entwürfen nicht lassen, und doch konnte es sich der Ueberzeugung, daß Beides unzertrennlich sei, nicht verschließen. Daher dies Hin- und Hertaumeln aus einer Richtung in die andere, dies Intriguiren gegen die eigenen Zwecke — ein Schauspiel, wie es die Welt in der Art noch nicht erlebt hat, diese Rathlosigkeit und zugleich dieser Hochmuth, der das Volk ebenso empörte, als zum Lachen brachte.

Ferner hatte es jene Furcht, die Keiner vermeiden kann, der nicht einig ist in seinem Willen, in dem entgegengesetzte Wünsche sich bekämpfen. Es hoffte, immer ganz unbestimmt, es werde noch eine günstigere Lage kommen. Es übersah dabei, daß der Haß, den die in ihren dynastischen Ansichten durch seine Entwürfe gekränkten Fürsten gegen dasselbe hegen mußten, und der weit stärker war, als der gegen die Revolution, weil er sich an bestimmte, in ihrer Erscheinung sehr verletzende Persönlichkeiten heften konnte, darum nicht verkleinert wurde, wenn diese Fürsten lernten, was sie haßten, zugleich gering zu schätzen; daß die Gefahr mit jedem Augenblicke wachsen, daß die Krisis doch endlich eintreten müsse, wenn man nicht auch das aufgeben wolle, was man schon vor Anfang der Bewegung gehabt. Die Furcht ist die gefährlichste Rathgeberin in bedenklichen Zeiten.

So ist denn dieses unmotivirte Ueberspringen aus einem Extrem in das andere zu erklären. Zuerst gibt man sich den Anschein, als sei Alles in der besten Ordnung. Da bekommt Oestreich Luft, und sogleich fallen Sachsen und Hannover ab. Man läßt den „Verwaltungsrath" Schritte thun, den Weg Rechtens zu verfolgen. Dann läßt man diesen Weg Rechtens einschlafen. Ueberall befördert man den Sturz der kleindeutschen Märzministerien, denen nothwendig ein particularistisches folgen muß, und dann zuckt man die Achseln wie verkannte Unschuld. Die „bundesgetreuen" Regierungen, deren Haß gegen Preußen und deren Muth immer mehr anschwillt, remonstriren gegen die parlamentarische Constitution Kleindeutschlands. Man erwiedert mit ungemessenem Hochmuth und beruft das Parlament. Da droht Jemand an der Newa, und sogleich läßt man seinen kleinlichen Groll an dem Parlament aus. Dieses Parlament ist von einer Fügsamkeit, wie die Geschichte kein zweites Beispiel kennt, aber auch das ist nicht recht, es soll nicht fügsam sein; was sollen wir denn? fragt es. Darauf erhält es keine Antwort, man entläßt es ohne Resultat. — Ich bemerke beiläufig, daß sich zu dieser Posse, welche selbst den geraden Sinn eines vormärzlichen Ministers empörte, unter andern auch Herr v. Radowitz hergegeben hat, dem gegenüber Herr v. Manteuffel, der auch gern eine populäre Figur sein möchte, damals den Liberalen spielte. — Der Fürstencongreß wird zusammenberufen, und ihm zum allmeinen Erstaunen die Frage vorgelegt: wollen wir überhaupt noch bei der Union halten? Wir wollen, sagen einige, andere nicht, man geht auseinander, mittlerweile reconstruirt sich der alte Bundestag.

Aber freilich, man hatte ja noch andere Mittelchen in Händen! Man hatte

die Militärconventionen, man tauschte mit Baden die Truppen aus. Oestreich droht, Hannover verweigert den Durchzug. Erst wird, wie billig, mit dem Degen geklappert, dann aber schmuggelt man die Truppen bei Nacht und Nebel über die Berge, und brutalisirt, um sich doch einigermaßen zu entschädigen, das getreue Baden.

Da nun der Haß und die Nichtachtung gegen Preußen den höchsten Grad erreicht hatten, mußte sich das Unwetter wohl entladen. Die gerechte Nemesis führte es auf einem Punkte herbei, wo Preußen in der allerschlechtesten Lage war, — in Kurhessen. Der Bundestag beschließt auf Anforderung des Kurfürsten Intervention. Preußen protestirt. „Mit Erstaunen", erwidert Oestreich ganz mit Recht, „sehen wir den neuen Standpunkt Preußens. Bisher hat es das Recht der freien Vereinigung der einzelnen Staaten behauptet, jetzt will es uns dasselbe bestreiten, was es in Baden ausgeübt hat?" Was kann es darauf erwidern! Will es im Namen der Union einschreiten? Die Rechtsansprüche der Union hat es ja aufgegeben! Für die verletzten Freiheiten des Volks gegen die willkürliche Regierung? Um Gottes willen nicht! ruft Radowitz, wir schreiten ein — nur für das monarchische Princip!!

Und so hat es denn das Novemberministerium, trotz seines im Grunde festen Willens, nicht zu schlagen, zugelassen, daß eine solche Pulvermasse an einem Ort zusammenkam, daß nur eine Art Wunder die Explosion verhüten konnte.

Und nachdem es ein volles Jahr hindurch die Wetterwolken sich hat zusammenziehen sehen, die sich endlich entladen mußten, hat es in dem Augenblick des Ausbruchs, wie eine Schaar unschuldiger Kindlein, einen Rath gehalten, und hat gefunden, daß unter diesen unerwarteten Umständen man doch seinen Plan lieber aufgeben solle. Es hat die günstigste Stunde gewählt, sich vor aller Welt Augen in dem Lichte zu zeigen, das es auf ewig kenntlich machen muß.

Wir wollen die Vergangenheit lassen und die gegenwärtige Situation ernsthaft in Betracht ziehen. Wir haben, offen gesagt, nie an den Krieg geglaubt, wir haben nicht geglaubt, daß ein Ministerium, welches die Freiheit haßt und verfolgt, welches nie fähig ist, einen ganzen und vollen Entschluß zu fassen, sondern überall durch die Umstände sich treiben läßt, sich in ein Spiel einlassen würde, welches nur dann gewonnen werden konnte, wenn man die Freiheit zum Trumph machte, wenn man alle Bedenklichkeiten, alle Rücksichten auf Umstände und Verhältnisse von sich warf, und den Blick fest nach Vorwärts richtete. Mit Erstaunen und einem gewissen Grauen sahen wir den Bewegungen der letzten Monate zu, denn keinen Augenblick haben wir mit den Demokraten geglaubt, Preußen und Oestreich trieben die Sache zum Spaß, sie schlügen sich ins Gesicht und würfen sich Schimpfworte zu, nur um das Volk zu täuschen. Wir fühlten voraus, daß das Ministerium einlenken, daß es nicht mit Ehren einlenken würde, aber wir haben es uns allerdings so nicht ausgemalt, daß es unter allen mög-

lichen Augenblicken denjenigen wählen würde, in dem der Rückzug mit der größten Schande verknüpft sein, unter allen möglichen Formen des Rückzugs diejenige, die es dem Hohne und dem Gelächter auch der schlechtesten seiner Feinde Preis geben mußte.

Darüber würden sich nun freilich diese Männer hinwegsetzen, aber es ist damit nicht abgethan. Es kommt den verbündeten Mächten nicht blos darauf an, daß Preußen sich ihren Plänen fügt und die seinigen aufgibt, sondern daß es auf eine Weise in der öffentlichen Meinung herabgesetzt wird, daß es nie wieder daran denken kann, eine Rolle zu spielen, wie die, welche eine vorschnelle Hoffnung ihm im Jahre 1848 übertrug. Aeußerliche aufgezwungene Demüthigungen, auch der schwersten Art, sind nicht hinreichend, es muß sich selbst mit dem Schein der Freiheit öffentlich herabsetzen. Die Maßregeln der Verbündeten sind genau auf den Charakter unserer Novembermänner berechnet. Man wird sich hüten, ihnen auf einmal alles das, was man von ihnen will, vorzuzählen, so wenig es die Römer vor dem dritten römischen Krieg gethan. Man tritt, halb drohend, halb verheißend, mit einer Forderung nach der andern hervor, läßt sich jede nach einigem Sträuben und einigen eitlen Renommistereien bewilligen, und schließt endlich mit einer, die nicht bewilligt werden kann. Dann im letzten Augenblicke, wenn es zu spät ist, soll Preußen zu den Waffen greifen, und von den vereinten Kräften seiner Feinde erdrückt werden, der Erbe Friedrich des Großen, dem man seine That vom 22. März 1848 nie vergessen und nie verzeihen wird, soll sich dann wieder in die bescheidene Rolle eines Erzkämmerers, eines Marquis von Brandebourg finden.

Die Reihenfolge der Forderungen ist leicht zu bestimmen: Rückzug aus Hessen; Rückzug aus Baden; definitive Aufhebung der Union; Anerkennung des Bundestages mit östreichischem Präsidium; Intervention in Holstein; ist auch das noch nicht genug: Anerkennung des Londoner Protocolls und der Integrität der dänischen Monarchie; Aufhebung der preußischen Verfassung, die mit dem Bunde unverträglich ist; endlich und zuletzt: Kreistheilung Deutschlands nach der im Januar 1849 von Oestreich projectirten Anlage: die anhaltinischen, thüringischen Herzogthümer an Sachsen, Braunschweig an Hannover u. s. w., kurz, Herabdrückung Preußens in die Reihe der deutschen Kleinstaaten.

Durch sein gegenwärtiges Nachgeben hat also das preußische Ministerium den Krieg keineswegs vermieden; es hat ihn nur hinausgeschoben. Ihn in diesem Augenblick aufzunehmen, wo alle Feinde Preußens völlig gerüstet an seinen Grenzen stehen, während Preußen ohne Waffen und ohne Verbündete ist, daran ist nicht zu denken. Es kommt darauf an, jetzt nicht mehr den Begebenheiten blind zu folgen, sondern sie so zu leiten, daß die Krisis in einem Augenblick eintritt, wo Preußen besser steht, als jetzt.

Dazu ist aber Eines vor allen Dingen Noth: Entfernung des November-

ministeriums. Es hat seine völlige Rathlosigkeit, seine Unfähigkeit, auch nur den nächsten Tag zu berechnen, auf eine Weise an den Tag gelegt, daß auch der König sich nicht länger darüber täuschen kann. Dem König und dem Volk dieses klar, unumstößlich und rücksichtslos vor Augen zu legen, ist jetzt Sache der Presse, vor Allem aber Sache der Kammern, auf welche jetzt die Augen von ganz Europa gerichtet sind. Denn die preußische Frage ist jetzt eine europäische geworden.

Die conservative Partei darf sich auch nicht mehr durch die Scheu, mit den Demokraten gemeinsame Sache zu machen, abhalten lassen. In dem Zersetzungsproceß, der jetzt vor sich geht, fallen die alten Parteibildungen zusammen. Es ist weder von der Verfassung vom 28. März, noch von der des 26. Mai mehr die Rede; die Parteien der Demokraten und der Gothaer sind nur noch historisch, es muß eine Fusion eintreten, an welcher die gemäßigten Demokraten und die entschiedenen Constitutionellen Theil nehmen. Daß sie früher die entgegengesetzten Ansichten in Beziehung auf das, was dem Vaterlande zuträglich sei, vertraten, kann sie heute, unter gänzlich veränderten Umständen und Voraussetzungen, nicht mehr trennen.

Ich verkenne keinen Augenblick, daß auch die Kammern eine sehr bedenkliche Stellung haben, ich weiß, daß sie durch eine rücksichtslose Opposition nichts weniger auf das Spiel setzen, als die Fortdauer der Verfassung. Denn wenn die gegenwärtigen Machthaber auch keineswegs die Macchiavells sind, zu denen man sie gern machen möchte, die mit unerbittlicher Consequenz irgend einem verruchten Plane nachstreben, so werden sie doch in der Angst tollkühn, um nur einem augenblicklichen unerträglichen Uebel zu entgehen, und vergessen alle Bande der Sittlichkeit und des Rechts. — Aber wenn die Kammern schweigen, wenn sie es versäumen, den König und das Land über ihre Lage aufzuklären, so setzen sie etwas Höheres auf's Spiel: die Fortdauer des preußischen Staats.

Nachschrift. Die so eben eingetroffene Nachricht, daß der Ministerrath sich in der letzten Stunde dennoch besonnen hat und die Armee mobil macht, geleitet durch die factische Ueberzeugung, was kein Anderer bezweifelt hat, daß diese eine Demüthigung seinen Feinden noch nicht genügen würde, ist nur ein neuer Beleg für das taumelnde Hin- und Herspringen, das wir ihm zugeschrieben haben. Wie dem aber sei, wenn Preußen nur einmal Ernst macht, wir stehen — quand même — zu dem Staate, an dem allein noch die Wünsche und Hoffnungen deutscher Herzen hängen.

Die dramatische Behandlung des Mährchens.

Der Rubin. Ein Mährchen-Lustspiel von F. Hebbel. Leipzig, Geibel.

Der Rubin ist nicht mit dem Diamanten desselben Dichters zu verwechseln. Er ist nicht, wie dieser, ein bloßer Stein des Anstoßes, durch welchen die selbstsüchtige Natur aller Menschen, die ihn berühren, an den Tag kommt, nicht blos ein Prüfstein für ihre Moralität; es ist kein Zufall, daß Assad, als er den Rubin zuerst erblickt, vollständig die Besinnung verliert, Raub und Mord verübt, die ganze Welt mit Füßen treten will, und voller Entzücken ausruft: „Hier sehe ich den Mittelpunkt der Welt! Wer diesen Stein ergreift und dann in's Meer herab sich stürzt, der zieht die Könige sich wie die Bettler nach! Die ganze Erde wird menschenleer in Einem Augenblick!“ Denn die Gluth, die aus diesem Edelsteine in sein Auge strahlt, ist der Liebesblick der schönsten Prinzessin, die ein böser Zauberer in den Krystall gebannt hat. Ihr Blut hat ihn geröthet. Assad soll das engelgleiche Geschöpf erlösen. Aber wie schwer hat es ihm der verruchte Schwarzkünstler gemacht! Wenn es nur seine Aufgabe wäre, den Stein zu küssen, oder anzubeten, ihn aus einem Schmelzofen oder aus dem Abgrund der Erde, aus den Tiefen des Oceans zu holen, mit Riesen, Drachen und Dämonen um ihn zu kämpfen, für ihn zu sterben — Assad würde das Alles mit Entzücken und Leichtigkeit vollbringen. Aber — er soll ihn wegwerfen! Auf die Idee kommt kein Liebender, und ich fürchte, die schöne Fatime wird bis zum jüngsten Gericht in ihrem krystallnen Kerker schmachten.

Ja, wenn es ihr noch verstattet wäre, die Bedingung ihrer Erweckung dem sehnsuchtsvollen Jüngling zu offenbaren! Denn einmal, nur einmal ist es ihm vergönnt, sie zu sehen, als er um Mitternacht den Rubin dreimal an seine Lippen drückt. Sie erscheint, und kann sich ihres verzauberten Zustandes, der nun schon ein Jahr dauert, nicht mehr erinnern, wohl aber noch der letzten Worte des Zauberers. Könnte sie ihm nur einen Wink geben! Aber nein, der Fluch verschließt ihr den Mund, sie kehrt hoffnungslos in ihren kostbaren Sarg zurück.

Was hat es schon für Umstände gemacht, den Stein überhaupt nur in Assad's Hände zu spielen! Denn wenn Jemand, so ist Assad der Mann, der den Besitz der edelsten Jungfrau verdient. Er ist rechtschaffen und edel, er hat nicht nur seinen alten Vater treulich gepflegt, sondern auch die Sperlinge, die vor seinem Fenster nisteten. Diese Züge hat der Prophet in das Buch des Lebens verzeichnet, und ein gewisser Irad, der ein Engel, oder ein Geist, oder ein wohlthätiger Zauberer ist — genau wird man davon nicht unterrichtet — der sich aber jedenfalls zu jenem schwarzen Zauberer verhält, wie Ormuz zum Ahriman, hat ihn aus-

erwählt, Fatimen zu erlösen. Er selbst kann es nicht vollbringen, denn er ist kein Mensch. Aber wenigstens hat er den Rubin tief aus der Erde, wo er verscharrt lag, ausgegraben, und ihn einem Goldschmied in Bagdad überliefert. Dieser hat die seltsame Idee, sich für taub zu halten, weil er es vergessen hat, daß ihm Baumwolle in den Ohren steckt; er hat sie einmal bei einem heftigen Zahnschmerz sich eingepfropft. Eines schönen Morgens entdeckt er das Hinderniß seines Gehörs, und eilt auf die Straße, um sich zu überzeugen, daß er wirklich nicht taub ist. Der Erste, den er trifft, ist der junge Assad, der zum ersten Male in die Residenz kommt, und sich von seinem Erstaunen über die unerhörte Pracht noch gar nicht erholen kann. Der Goldschmied versteht, was er sagt, und ist darüber so entzückt, daß er ihm seine Juwelen zeigt. Sie lassen ihn alle kalt, nur bei dem Anblick des Rubins ergreift ihn eine so unerhörte Lust, daß er ihn an sich reißt, nach dem Juwelier, der dagegen reclamirt, sticht, und so sich darüber nicht verwundern kann, als der Kadi, vor welchen man ihn führt, ihn zum Hängen verurtheilt. Aber in dem Augenblick, wo man den Strick um seinen Hals zuziehen will, faßt ihn jener wohlthätige Geist bei der Hand, und entschwinde mit ihm durch die Lüfte.

Aber damit sind seine Prüfungen nicht zu Ende. Zwar hat er jenen trostreichen Augenblick, in welchem ihm die Prinzessin erscheint, aber gleich darauf geräth er auf der Straße auf's neue in Händel, wird wieder vom Kadi eingefangen, und kann diesmal seinem Schicksal nicht entgehen, obgleich es durch einen Incidenzfall zum zweiten Male aufgeschoben wurde. Der Kalif selber bricht ihm den Stab, und man will ihm vor seiner Hinrichtung den Edelstein abnehmen. Das kann er nicht dulden, lieber wirft er ihn in's Wasser. So hat er erfüllt, was ihm vorgeschrieben war; Fatime tritt aus dem Wasser hervor, und da der Kalif ihr Vater ist, und ihrem Retter seine Krone versprochen hatte, so schließt das Stück mit Assad's Erhebung auf den höchsten Thron des Orients, was ihm schon in seiner Jugend einmal geträumt hatte. —

Wenn ein anderer Dichter diesen Stoff behandelt hätte, so würde man sich nicht weiter die Mühe geben, nach einer tiefern Bedeutung zu forschen. Aber bei Hebbel, der eine neue Weltanschauung verspricht, und der jede Anwendung der Kunst untersagt, wo nicht ein Problem vorliegt — ein Bruch im sittlichen Wesen und eine neue Idee, die ihn versöhnt — stört uns fortwährend der Gedanke: was wird das alles zu bedeuten haben? Wir eilen ungeduldig von einer Scene zu der andern, um doch endlich zu erfahren, welch tieferes Lebensräthsel hinter diesen Maskenscherzen sich verstecken wird, und fühlen uns im höchsten Grade enttäuscht und verstimmt, wenn wir am Ende uns bekennen müssen, das Geheimniß des Stücks bestehe eben darin, daß keines darin ist.

Es ist dieser Umschlag in's entgegengesetzte Extrem nichts Neues. Wenn man mit den allerhöchsten, unmöglichen Intentionen an die Kunst geht, so geschieht es wohl, daß man zuletzt die höchste Intention darin findet, keine Inten-

tionen zu haben. So ist es unserer romantischen Schule ergangen, die mit Hieroglyphen angefangen und mit einem ästhetischen Nihilismus geschlossen hat.

Wir wollen aber den Dichter über dem Theoretiker nicht leiden lassen. Wir wollen von seiner Theorie, die wenigstens in dem Umfange, den er ihr geben möchte, unrichtig ist, abstrahiren, und uns an die Frage halten: welche Berechtigung hat die dramatische Behandlung des Mährchens überhaupt? und wie weit ist es Hebbel gelungen, den Ton zu treffen, welchen das Genre erheischt? —

Das phantastische Drama hat, namentlich seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, die modernen Meistersänger ebenso beschäftigt als die volksthümlichen Spruchsprecher und Pritschenmeister. Auf der einen Seite die Zauberflöte, das Donauweibchen und die ganze Reihe der Wiener Zauberopern und Localpossen, bis neuerdings zur Rosenfee, den Töchtern Lucifers u. s. w.; auf der andern Tieck's Fortunat, Kaiser Octavianus (1804), Däumchen, Oehlenschläger's Aladdin (1808), Brentano's Gründung Prags (1807), mehrere kleine Versuche von Arnim, Svend Dyring's Haus von Hertz, vor Allem Schiller nicht zu vergessen, der in seiner Bearbeitung von Gozzi's Turandot gleichfalls dem herrschenden Geschmack gehuldigt hat.

Es ist ein nicht seltenes, aber darum nicht minder handgreifliches Vorurtheil, daß man die naiven Formen der Volkslustbarkeit durch Einführung eines höhern Grades von Bildung veredeln und dadurch bessern könnte. Zu gewissen Dingen gehört ein gewisser Grad von Einfalt, sonst werden sie widerwärtig.

Warum benutzt die Localposse, die Zauberoper das Mährchen? Weil in demselben die Phantasie frei schaltet und waltet, weil sie dreistere Schwänke, überraschendere Verwandlungen darin anbringen kann. Allerdings ist auch schon das eine Verschlechterung des Ammenmährchens, denn das Gesinde und was sonst das Publicum der Zauberposse ausmacht, steht im Verhältniß zu dem eigentlichen Mährchenpublicum, der Kinderwelt, schon auf dem Standpunkt einer reflectirten Bildung. Der Schwank wird schon zur Zote, das freie Spiel der Phantasie, die sich an die Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen darum nicht bindet, weil sie dieselben noch gar nicht kennt, zur reflectirten Albernheit. — Wenn aber von Kreisen höherer Bildung aus einem andern Grund, als dem der bloßen Neugier, dergleichen cultivirt wird, so ist das schon ein bedenkliches Zeichen von Ueberreizung und Verwilderung des Geschmacks.

Wenn der gebildete Dichter sich auch noch so fest vornimmt, aus den Voraussetzungen seiner Bildung herauszutreten, und sie völlig zu vergessen, so gelingt es ihm doch nicht ganz; er muß motiviren, näher ausführen, muß Streiflichter werfen auf die Cultur, der er entflieht, ironischer oder sentimentaler Art. Aus dem Wunder wird ein unheimliches Hexenwerk, aus der Willkür haarsträubende Barbarei.*) Eine unserer Bildungsstufe vollkommen fremde Moral wird für

*) Vgl. meine Recension über Svend Dyring's Haus, 1848 Heft 50.

unsern Geschmack appretirt, und dadurch verdreht. Die luftigen, in ihrer Art schönen Gestalten der kindlichen Phantasie verwandeln sich in Fieberspuk; man denke an Hoffmann, Arnim (z. B. den todten Bärenhäuter, das Alräunchen 2c.), auch an Tieck (z. B. im Liebeszauber), obgleich es diesem seltener begegnet. Wir Deutschen gerathen noch dazu beständig in die Philosophie; man vergleiche z. B. Kleist's Amphitryon mit dem antiken: die von den Griechen naiv gedachte Verwandlung des individuellen Gottes Jupiter in den Ehemann der schönen Alkmene, und des Spitzbuben Mercur in Sosias wird hier, wenn auch halb im Spaß, auf die Allgegenwart und Universalität des rationalistischen höchsten Wesens bezogen. Der Spaß wird zur Verrücktheit.

Auch in Hebbel's Rubin macht sich dieser romantische Pragmatismus geltend. Abgesehen von den Fehlern, die ihm eigenthümlich sind — der Einmischung von Personen, die nicht in einer directen Beziehung zur Fabel stehn, sondern in einer reflectirten, wie hier z. B. des Spitzbuben Hakam, der dem tugendhaften Assad zum Relief gegeben wird, einer Einmischung, die entschieden gegen das Wesen des Mährchens verstößt, welches, eben weil es für Kinder berechnet ist, trotz seiner scheinbaren Formlosigkeit eine viel strengere Einheit der Phantasie fordert, als selbst das Drama; — ferner der Virtuosität in originellen schrullenhaften Details, welche die Stimmung stören, (z. B. die Baumwolle in den Ohren des Goldschmieds, und noch zuletzt ein Zug, der Hebbel so recht eigenthümlich ist: er läßt nämlich jenen Spitzbuben, als er sich vor dem neuen Kalifen niederwirft und ihm die Füße küßt, noch sein Müthchen dadurch kühlen, daß er ihn in den Fuß beißt*) — abgesehen von diesen individuellen Fehlern verfällt er noch in alle andern, die der Schule angehören. Einmal schildert er die Gräuel und die Widersinnigkeit des Hoflebens von Bagdad mit einer Ausführlichkeit und einem so empfindlichen reizbaren Rechtsgefühl, daß dem gemüthlichen Zuschauer der Spaß verdorben wird; denn wer kann sich über die Erhöhung des tugendhaften Assad freuen, wo er weiß, daß nun Gift, Verrath, Niederträchtigkeit von allen Seiten ihm Schlingen legen. Im eigentlichen Mährchen tritt dieser Widerspruch nicht in's Bewußtsein, der edle Jüngling wird reich und mächtig, kann so viel essen und trinken als er will, das ist dem Kinde genug. — Sodann wird der nöthige Zauber-Apparat so in's physikalisch-psychologische Gebiet gezogen, in das Gebiet der Mystik und des Somnambulismus, daß alle Heiterkeit vergeht. Eine

*) Auch Gräßliches darf nicht fehlen. So erzählt der Kalife einmal ganz ex abrupto den Grund, warum er Fatimen so liebt. Er hat einmal in der Trunkenheit ihre Mutter erschlagen: „habe sie erschlagen, ohne sie, die mir noch die Liebste war, auch nur zu kennen, bin dann auf ihrem Leichnam eingeschlafen, als ob's ein Kissen wär', und hätt' ihn fast mit mir emporgerissen, als ich Morgens erwachend aufsprang, ihre langen Locken vom Abend her noch um die Faust gewickelt, und ganz durchnäßt von ihrem kalten Blut." — Folgt eine moralische Erörterung über den Nachtheil des Saufens. Da soll man in der Stimmung bleiben!

Prinzessin in einen Rubin verwandelt, das läßt sich denken, wenn man überhaupt nichts dabei denkt; wenn man sich aber in die Empfindungen dieser Prinzessin während der Verwandlung versetzen soll, und nicht etwa mit Humor (wie in der Schilderung, welche der Feldmarschall Cornelius Nepos in Arnim von seiner Alraunen-Empfindung gibt), sondern mit allem Aufwand des Gefühls, mit dem Schauder, den eine so unangenehme Lage nothwendig hervorbringen muß, so ist das nicht zu ertragen.

Wenn ich also glaube, das Mährchendrama überhaupt verwerfen zu müssen, so findet das auf Hebbel doppelt seine Anwendung. Von seinem eigentlichen Talent kann er in diesem Genre keinen Gebrauch machen: er kann weder consequente Charaktere noch starke Leidenschaften malen; er geräth mit seinen Grübeleien nach allen Seiten hin auf Abwege, und knüpft seine Polemik gegen eine bestimmte Schwäche (z. B. im Diamanten gegen die Selbstsucht) nicht an eine fortgehende Entwickelung, sondern an parallel laufende Einzelheiten; er wird unklar, ohne tief zu sein, barock, ohne zu belustigen. Denn die einzige Eigenschaft, die dergleichen Poesien Reiz verleihen kann, geht ihm vollständig ab: der Humor. Humor kann nur bestehen, wo eine innige Freude an bunten, lebendigen Farben, an der Fülle des Lebens da ist; der Humor, den Hamlet auf dem Kirchhof anwendet — und Hebbel ist mit seiner zersetzenden Reflexion und mit seiner fieberhaften Phantasie ein potenzirter Hamlet — riecht zu sehr nach der Verwesung, um Freude zu machen. J. S.

Die Staatsmänner Kurhessens.

1.

Das März-Ministerium.

Obgleich Verfasser sich zu den entschiedenen Freunden des März-Ministeriums zählt, dessen verfassungstreue Wirksamkeit durch Hassenpflug's kopflose Gewaltschritte eine neue Folie erhalten hat, so würde er doch der von ihnen vertretenen Sache einen schlechten Dienst erweisen, wollte er als ihr Panegyriker auftreten; er wird auch begründeten Tadel nicht zurückhalten, treffe er Personen oder Sachen.

Als im Jahre 1848 die Märzbewegung in Kurhessen noch keinerlei Demonstration hervorgerufen hatte, berief der Kurfürst zum Ersatz für den im Februar verstorbenen Bickel den Director des Obergerichts zu Rinteln, Herrn Moritz v. Baumbach, in's Justizministerium. Von einem Wechsel des Cabinets war damals noch keine Rede, doch wollte man offenbar durch Berufung dieses allgemeinen in höchster Achtung stehenden Mannes der Zeit eine Art von Zugeständ-

niß machen. Aber ehe noch Herr v. Baumbach, welcher damals gerade unwohl war, sein neues Amt antreten konnte, kam der 5. und 6. März, und mit diesen Tagen das Bedürfniß bedeutender Concessionen und eines vollständigen Ministerwechsels. Als der Kurfürst am 6. März die große Kasseler Deputation mit der Erklärung empfing, daß er seine alten Rathgeber bereits zum Theil entlassen und neue an ihre Stelle berufen habe: da war Regierungsdirector Lotz in Marburg, ein durchaus braver Mann, aber ein alter steifer Bureaukrat, zum Minister des Innern, — der frühere Minister Herr v. Trott, damals Präsident der Ständeversammlung, aber wegen seiner intimen Stellung zu Scheffer mit großem Mißtrauen betrachtet, zum Minister des Aeußern berufen. Das waren halbe Maßregeln, die in Kassel ebenso wenig, als die in Stuttgart versuchten ähnlichen Schritte, zum gewünschten Ziele führen konnten. Beide Herrn lehnten in richtiger Erkenntniß der gesteigerten Zeitforderungen das Anerbieten ab. Den 9. März gaben sämmtliche vormärzliche Minister ihre Entlassung, Herr v. Baumbach war noch nicht angelangt. Unterdeß wurde für die dringendsten Geschäfte des Ministeriums des Innern der Polizeidirector Morchutt beauftragt, ein Mann, welcher seine Popularität hauptsächlich dem Umstand verdankte, daß er seinen Beruf nicht sowohl in Fortführung des von seinem Vorgänger Robert ausgebildeten Spionirsystems, als vielmehr in Handhabung einer kräftigen Sicherheitspolizei erblickte, übrigens kein besonders fester Charakter. Obgleich früher als Hauptinquirent bei der Criminalsection des Landgerichts zu Kassel so gefürchtet, daß die Mütter ihre unartigen Kinder durch die Drohung: „Der Morchutt kommt!“ zu Ruhe brachten, soll er sich doch in der vormärzlichen Zeit nicht selten nach Oben ebenso gefügig bewiesen haben, als dies in den Tagen der Märzaufregung nach Unten hin der Fall war. Durch manche Auftritte der März- und Apriltage compromittirt, wurde er für Kassel völlig unmöglich und ward bei der neuen Gerichtsorganisation als Staatsprocurator nach Fulda versetzt, wo er als ausgezeichneter Criminalist und gewandter Redner ganz an seinem Platze ist.

Die Constituirung des neuen Ministeriums wurde zu rascher Entscheidung gebracht durch das „berühmte“ Hanauer Ultimatum. Mit diesem in Zimmermann's „D. Revolution“ abgedruckten Actenstück hatte es folgende Bewandtniß. Der Kurfürst hatte trotz anfänglichem hartnäckigen Sträuben in der noch von Herrn Alex. v. Dörnberg unterzeichneten Proclamation vom 7. März so bedeutende Zugeständnisse gemacht, daß man in Kassel und im größten Theile Kurhessens zufrieden gestellt war. Wirklich schien auch mit dieser landesherrlichen Verkündigung, welche am Schluß die Erwartung aussprach, das Volk werde durch verständigen Gebrauch der Freiheit selbst zum allgemeinen Wohl mit beitragen und des Fürsten Huld durch treue Anhänglichkeit und gesetzlichen Gehorsam vergelten, — der so lang und schmerzlich entbehrte Friede zwischen Volk und

Fürst wieder hergestellt. Selbst Henkel war durch das Erlangte völlig befriedigt und forderte in einer begeisterten, als fliegendes Blatt gedruckten Ansprache seine Mitbürger auf, Gott auf den Knieen für die errungenen Freiheiten zu danken, Seidler aber, der Commandeur der Kasseler Bürgergarde, hatte schon am 6. März im Palais unmittelbar nach Ertheilung der Concessionen feierlich ausgerufen: „Verdorren möge die Hand, die sich nun noch gegen unsern Fürsten zu erheben wagt!“ Alles das, was wir noch brauchten, namentlich volksthümliche Minister, welche für unverkümmerte und rasche Ausführung der fürstlichen Verheißungen sorgten, wäre uns als sichere Folge der in raschem Aufschwung begriffenen Zeitbewegung in kürzester Frist von selbst zugefallen. Aber die durch die erbitternden Maßregeln der jüngsten Vergangenheit fieberhaft aufgeregten Hanauer wollten Alles im Sturm erobern. Das versammelte bewaffnete „Volk“ zu Hanau erklärte die von der Deputation aus Kassel mitgebrachten Zugeständnisse für ungenügend, setzte den 8. März einen Volksausschuß ein, bestehend aus „charaktervollen“ Männern aller Classen, welcher am 9. März auf dem Rathhause das s. g. Ultimatum berieth und durch eine neue Deputation nach Kassel absandte. Charakteristisch für diese Hanauer „Erhebung“ sind die Männer, welche damals an der Spitze standen und jenes Actenstück unterzeichneten. Da finden wir neben völlig unbedeutenden Personen auch den Namen eines polnischen Abenteurers, nachmaligen Anführers der Hanauer Freischärler im badenschen Aufstand; ferner einen ultraliberalen Advocaten, welcher es freilich schon seit 1831 nicht unter seiner Würde hielt, vom Kurfürsten einen ausbedungenen Ehrensold (!) von 600 Thlr. dafür zu beziehen, daß er der tiefgehaßten, von Kassel vertriebenen Gräfin Reichenbach durch seinen Einfluß auf die Hanauer Krawaller einen ruhigen Aufenhalt in der Nähe der Stadt Hanau verschaffte; ferner einen wegen gemeiner Vergehen wiederholt in Untersuchung gezogenen Lotterie-Collecteur, über welchen eine Nummer des Hanauer Provinzial-Wochenblattes gar unrühmliche Auskunft ertheilt, welcher übrigens späterhin als Vertheidiger im Proceß Auerswald-Lichnowsky sich sogar in den Augen seiner eignen Partei moralisch völlig vernichtet hat. Freilich lesen wir unter jenem Actenstück auch ehrenwerthe Namen, z. B. die des Obergerichtsdirectors Rommel und des damaligen Oberbürgermeisters Eberhard. Wer die politische Vergangenheit und den besonnenen Charakter dieser Männer kennt, der weiß auch, daß sie lediglich unterzeichnet haben, um den Fürsten zu warnen und dem Vaterlande eine wankende Provinz zu retten, während fast alle übrigen Unterzeichner offenbar eine terroristische Drohung bezweckten. Die in Hanau wohnenden Staatsdiener hatten eine besondere Adresse entworfen, die in ihrem Namen Mackeldey, früher Vorstand des Justizministeriums, seit Juli 1846 Obergerichtsdirector zu Hanau, persönlich überbrachte.

Das „Ultimatum“ redete zum Fürsten in der Sprache der höchsten Leidenschaft, erklärte ihm rund heraus, das Mißtrauen sei gegen seine Person gerichtet,

stellte weitere Forderungen im kategorischen Imperativ, mit deren vollständigster Gewährung „nicht einen Augenblick" gezögert werden dürfe, drohte unter Hinweisung auf den bereits begonnenen bewaffneten Zuzug aus den Nachbarstädten unverhüllt mit dem schon geläufig gewordenen „Gedanken einer Lostrennung und dem Gewicht der vollendeten Thatsachen." Binnen 3 Tagen vom 9. März an sollte Antwort in Hanau sein. Eine solche Sprache gegenüber dem rechtmäßigen Fürsten, welche nachher freilich durch die Frechheit der Hornisse noch weit überboten worden ist, war bis dahin in den hessischen Annalen unerhört gewesen. Gleichwohl wenn diese Adresse der erste Aufschrei der von dem Hassenpflug-Schefferschen Regierungssystem gewaltsam unterdrückten Volksstimme gewesen wäre, man würde sie nach dem, was Hessen erduldet, haben entschuldigen müssen. Nachdem aber in Folge der Proclamation vom 7. März der Bund der Versöhnung mit dem Fürsten eben erneuert worden, jetzt hätte jenes Schriftstück, zumal in Kassel, die allgemeinste Entrüstung hervorrufen, — jetzt hätten Kassels Bürger sich fest um ihren Fürsten schaaren und den Hanauer Schimpf von seiner Krone abwehren müssen, mochte er früher auch noch so viel gesündigt haben. In der That wurden anfänglich viele mißbilligende Stimmen laut. Henkel wollte nichts von ihnen wissen; der im Kampfe für die Freiheit ergraute B. W. Pfeiffer erklärte es für unmöglich, daß der Fürst sich den in solcher Weise ausgesprochenen Forderungen füge. Und doch dauerte es nicht lange, so machte in Kassel fast Alles mit den Hanauern gemeinschaftliche Sache. Wahrlich, ich sage es mit tiefem Bedauern, aber ich muß es sagen um der Wahrheit willen: Kassel's Bürgerschaft hat am 11. März 1848 nicht die ehrenvollste Rolle gespielt. Auch unter all' den Geistlichen, die am 6. März so bereit zur Mitwirkung gewesen, als es galt, den Fürsten zum Nachgeben zu bestimmen, fand sich keiner, der es gewagt hätte, am 11. März die Aufruhr drohenden Unterthanen an ihre Pflicht zu erinnern. Alles, Alles schien gelähmt. Dagegen hatte der damalige Erbgroßherzog, jetzige Großherzog von Darmstadt, in einem eigenhändigen Schreiben den Kurfürsten dringend zum Nachgeben ermahnt; dasselbe hatte der expreß herbeigeeilte Graf von Ysenburg mündlich gethan. Solchem allgemeinen Andringen konnte der Fürst bei allem persönlichen Muth und ungeachtet seines Eigensinns nicht widerstehen. Er mußte nachgeben; aber mit welchen Gefühlen dies geschehen sein mag, ist leicht zu ermessen. Im Berliner Schlosse, wo damals noch Herr von Canitz ministrirte, soll man in stolzer Sicherheit über die „Rathlosigkeit" des Kurfürsten gelächelt haben; am 19. März lachte man auch dort nicht mehr. — Genug, der Kurfürst vollbrachte nothgedrungen einen schweren Act der Selbstüberwindung. Der Justizminister, Herr v. Baumbach, welcher in der Nacht vom 10. auf den 11. März noch halb krank von Rinteln angelangt war, und Morchutt unterzeichneten die Proclamation vom 11. März, welche Alles gewährte. Zugleich wurden Eberhard (zuerst mit dem Titel Regierungsrath, später Staatsrath), Oberberg-

werksdirector Schwedes und Oberst Weiß zu „provisorischen" Vorständen des Innern, der Finanzen, des Kriegs erhoben; das Auswärtige versah einstweilen Legationsrath v. Meyer. Die Abneigung gegen Wippermann scheint zu jener Zeit an hoher Stelle noch nicht überwunden gewesen zu sein; doch wurde er auf Eberhard's Verlangen als vortragender Rath in's Ministerium des Innern gezogen und zum Landtagscommissar für den am 13. März wieder zusammentretenden Landtag bestellt.

Die Hanauer Deputation fuhr am Abend des 11. März bei Fackelschein triumphirend ab. Den Hanauer Bürgern oder vielmehr den damals aus ganz Süddeutschland dort zusammengeströmten Abenteurern soll die Gewährung ihrer dictatorischen Forderungen sehr überraschend, ja zum Theil sehr unwillkommen gewesen sein. Man feierte Sonntags den 12. März unter freiem Himmel einen Dankgottesdienst. Ob neben den Sünden der Fürsten auch die der Unterthanen zur Sprache gekommen sind, weiß ich nicht. Die Namen der populären Minister wurden im ganzen Lande mit Jubel begrüßt; doch äußerten viele besonnene Freunde der Freiheit schon damals die Besorgniß, daß an den auf solche Weise erpreßten Zugeständnissen ein Unsegen haften werde. Ohne Zweifel würde sich die Stellung des Märzministeriums bedeutend gebessert haben, wenn sich ein Weg hätte finden lassen, auf welchem dem Fürsten, gegenüber der durch die Hanauer Adresse ihm zugefügten öffentlichen Kränkung, auch irgend eine öffentliche Genugthuung hätte verschafft werden können.

Fassen wir nun zunächst den Mann in's Auge, nach welchem das Märzministerium gewöhnlich benannt worden ist, obgleich nicht er, vielmehr Wippermann der ausgezeichnetste staatsmännische Kopf und das beherrschende Princip in diesem Cabinet gewesen zu sein scheint. Bernhard Eberhard, aus der Grafschaft Hanau gebürtig, angehender Fünfziger, homo novus, früher vielgesuchter Obergerichtsanwalt, nachher Bürgermeister (seit Erlaß der Gemeindeordnung Oberbürgermeister) in Hanau. Er war eins der einflußreichsten Mitglieder des constituirenden Landtags, desgleichen Mitglied des langen Parlaments, nachher wiederholt zum Deputirten gewählt; doch hatte er die Wahl zum letzten vormärzlichen Landtag nicht angenommen, man sagt aus einer, allerdings wohl gerechtfertigten, Sorge für die Zukunft seiner Kinder. Als Landtagsabgeordneter hat er nicht blos in Rechtsfragen, sondern auch in Budgetsachen, und als Mitglied des permanenten Ausschusses die wichtigsten Dienste geleistet, wirkte in gemäßigt-liberalem Sinne, ging Hand in Hand mit Schomburg und Dedolph, stand indeß weiter nach links, als sein Ministercollege Herr von Baumbach. Schon zwei Tage nach dem Bekanntwerden der Februarrevolution wendete er sich mit dem Stadtrath in einer loyalen Beschwerdeschrift an den Kurfürsten, ohne zu ahnen, zu welchen hochgespannten Forderungen er schon wenige Tage darauf würde fortgerissen werden. Doch suchte er als Mitglied des Hanauer Volksausschusses den Ungestüm der

dortigen Bewegung zu mäßigen. Indessen mußte die Mitunterzeichnung des Ultimatums ihm nothwendig seine Stellung nicht allein dem Fürsten, sondern auch den Hanauer Unruhstiftern gegenüber späterhin sehr erschweren. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war es, dem Märtyrer Jordan und den Professoren Hildebrand und Bayrhoffer, desgleichen den Hersfelder Lehrern Jakobi und Berlit die Aufhebung ihrer zum Theil wenigstens willkürlich verfügten Suspension und dem Erstgenannten zugleich den Urlaub zum Eintritt in die Ständeversammlung zu verkünden, welche inzwischen durch freiwilliges Ausscheiden von den meisten unheimlichen Nachtgestalten der vormärzlichen Zeit gesäubert war, während mancher darin zurückbleibende Finsterling eiligst ein „demokratisches Lichtgewand" überzog. Rasch ging es an die Ausführung der verheißenen Reformen, in welchen Kurhessen dem ganzen übrigen Deutschland voraneilte. Man hat Eberhard von verschiedenen Seiten den Vorwurf gemacht, daß er sich der Anarchie gegenüber schwach gezeigt habe. Schwerlich ganz mit Unrecht. Eberhard ist ein strengrechtlicher, sehr wohlwollender und humaner Mann, von hellem Verstand und warmem Herzen, frei von Eigennutz und Ehrgeiz, nichts weniger als glatter Hofmann, aber kein Mann der energischen That. Die von den Ständen des Jahres 1847—48 auf Antrag der Deputirten König, Lederer, Victor wiederholt angebotene Mitwirkung zu kräftiger Unterdrückung der in verschiedenen Landestheilen ausgebrochenen anarchischen Regungen wurde nicht benutzt, obgleich die pflichtwidrige Haltung vieler Bürgergarden in Stadt und Land das von Victor beantragte Gesetz auf Haftbarmachung der Gemeinden für den in ihren Gemarkungen angerichteten Schaden, vorbehaltlich Regresses gegen die Uebelthäter — sehr wünschenswerth und wohlgerechtfertigt erscheinen ließ. Dennoch würde man Eberhard Unrecht thun, wenn man seine Handlungsweise blos aus Mangel an Thatkraft ableiten wollte; sie entsprang zum Theil wenigstens aus der Ansicht, daß man, um ein Zurücktreten der Krankheit zu vermeiden, dieselbe müsse austoben lassen. Dadurch sind allerdings blutige Conflicte in Kurhessen vermieden worden. Während seiner Advocaten- und Bürgermeisterlaufbahn fehlte es ihm für seinen Ministerberuf an genügender praktischer Vorbildung im höhern Verwaltungsfach, was sich namentlich bei der durchgreifenden Reorganisation der Verwaltung fühlbar machte.

Der Justizminister Moritz von Baumbach (vermählt in zweiter Ehe mit einer ihm in jeder Hinsicht ebenbürtigen Frau, Tochter des ersten Ministers v. Schenk zu Schweinsberg und Schwester von Wilhelm Herrn v. Schenck, Vorstand des auswärtigen Departements im März-Ministerium) stammt aus einer der ältesten hessischen Adelsfamilien, welche, später in zahlreiche Linien getheilt, durch ganz Hessen so viele zerstreute Lehngüter erwarb, daß ihnen über 50 Lehnbriefe ausgefertigt worden sind. *) Er gehört der ältern, Reinhardischen Linie

*) Der ursprüngliche Sitz der Familie ist das Dorf Baumbach an der Fulda; seit der

von Baumbach-Kirchheim an und ist der Bruder des nicht blos in Hessen, sondern auch bei den Mitgliedern der Paulskirche noch im ehrenvollen Andenken stehenden Ludwig von Baumbach, welcher bekanntlich im vorigen Jahre mit seiner zahlreichen Familie nach Amerika ausgewandert ist. Ueberhaupt haben sich zumal die Männer dieser ältern Linie durch uneigennützige Vaterlandsliebe ausgezeichnet. Moritz von Baumbach, geboren 1789 zu Mastricht, wo sein Vater Militär war, wurde in westphälischer Zeit (1808) Assessor bei dem Districtstribunal in Hersfeld, bald beim Tribunal in Kassel; nach der Auflösung des Königreichs Westphalen 1813 Staatsraths-Auditor, machte den Feldzug von 1814 als Oberjäger im freiwilligen Jägercorps mit, war bei dem verunglückten Versuch zur Ueberrumpelung der Festung Luxemburg, erhielt 1814 den Orden vom eisernen Helm (unser „eisernes Kreuz"), 1815 den K. Preuß. Johanniterorden, wurde Assessor bei der Regierung in Kassel, erhielt 1815 den Charakter als Justizrath, wurde 1816 wirklicher Regierungsrath, 1821 Obergerichtsrath bei dem Civilsenat des Obergerichts zu Kassel und Mitglied der juristischen Prüfungscommission, von 1825 bis November 1834 Mitglied des Civilsenats beim Oberappellationsgericht unter Hassenpflug als Obergerichtsdirector nach Rinteln versetzt, jetzt von demselben Minister als Ober-Präsident des Obergerichts zu Marburg bestellt. — Als Vertreter der Ritterschaft saß er in dem ersten verfassungsmäßigen Landtag (1831 bis 1832) und war in der letzten Zeit dieses Landtags Präsident der Ständeversammlung. Würdevoll präsidirte er auch den Landtagen von 1839 und 1842, er selbst Vertreter der Schaumburgischen Städte. Als Mitglied des Landtags von 1832 gehörte er zu Hassenpflug's Anklägern; hierdurch und durch die Zurücksendung des angebotenen Kammerherrnschlüssels soll seine Entfernung aus dem Oberappellationsgericht veranlaßt worden sein. 1839 brach er als Landtagspräsident auf den Protest des Landtagscommissar Scheffer die Discussion über den hannover'schen Verfassungsumsturz ab, weil er dieselbe für nutzlos hielt und Auflösung des Landtags fürchtete. So kam es, daß das Attentat Ernst Augusts allein in der kurhessischen Kammer unbesprochen blieb. Herr von Baumbach wirkte überall in versöhnendem, gemäßigt liberalem Geiste. Er ist ohne Zweifel einer unserer fleckenlosesten und nobelsten Charaktere, ein Edelmann im besten Sinn des Worts, von

Mitte des 14. Jahrhunderts besaß sie das Schloß Tannenberg, unweit Rentershausen, womit der Abt von Hersfeld das Haus Hessen belehnt hatte, als Afterlehen von Hessen. Viele Söhne des Geschlechts haben den Landgrafen in Krieg und Frieden wichtige Dienste geleistet, andere standen mit denselben in blutiger Fehde, weshalb Burg Tannenberg von den Landgrafen zweimal belagert und erobert ward. Ein Heinrich von Baumbach rettete z. B. 1260 während des hessischen Erbfolgekrieges den ersten Landgrafen Heinrich das Kind, den Enkel der heiligen Elisabeth, bei einem Kriegszuge durch Verwechselung der Kleider, während sein Bruder Lotz auf Meißnischer Seite focht. Der Name Baumbach kommt in Kurhessen so häufig vor, daß der ehemalige König von Westphalen damals, als ihm Namen zur Besetzung der neugeschaffenen Stellen vorgeschlagen wurden, sehr erstaunt ausrief: mais mon Dieu, toujours Baumbach!

strengster Gewissenhaftigkeit und hoher sittlicher Würde, bieder und gerade und doch an sich haltend und verschlossen, menschenfreundlich gegen Jedermann, aber ohne die Energie der schaffenden Kraft, bei einem bedeutenden Vermögen einfach in seiner ganzen Lebensweise aus Neigung und Grundsatz, aber gegen Nothleidende in großartiger Weise freigebig; sehr uneigennützig — als Landstand nahm er nicht einmal Diäten an —, wegen der Vorzüge seines Geistes und Herzens verehrt von Allen, die ihn kennen, und doch höchst bescheiden, ja fast schüchtern und leicht verlegen in seinem Auftreten, außer wo die Pflicht ruft; ein ausgezeichneter Jurist, doch als Gesetzgeber nicht immer praktisch, wie seine Gesetze zeigen, z. B. das über Abschaffung der körperlichen Züchtigung beim Civil-Strafverfahren, insbesondere wegen der darin enthaltenen Bestimmung über Behandlung der Schulkinder, welche denselben aus mißverstandener Humanität einen wahren Freibrief für alle polizeilich abzustrafenden Vergehen ausstellt, wie unser Altmeister, der Oberappellationsrath Kulenkamp, im „Rechtsfreund" überzeugend dargethan hat. Ein dem Fürsten nahestehender Militär hat Herrn von Baumbach jede staatsmännische Ader abgesprochen — das ist übertrieben; aber wahr ist, daß er seiner ganzen Natur nach mehr zum Richter, als zum Staatsmann geeignet erscheint. Das wird dem trefflichen Mann um so weniger zum Vorwurf angerechnet werden, als er nicht nach eigenem Wunsch Minister geworden ist, sondern aus Pflichtgefühl. Daß nicht einmal dieser milde, loyale und noch vor allen Zwangsdemonstrationen berufene Mann im Stande gewesen ist, eine Brücke zu schlagen zwischen dem Fürsten und dem Märzministerium, das ist uns immer als ein besonders betrübendes Zeichen dafür erschienen, wie schwer es bei uns sein muß, des Kurfürsten menschliches Vertrauen zu erwerben.

Das Portefeuille des Finanzministeriums befand sich vom März bis gegen Ende August 1848 in den Händen des Oberbergwerksdirectors Schwedes. Dieser alte Herr ist ein kluger und gewandter, in seinem Berufsfache hochverdienter und sehr von sich eingenommener Geschäftsmann. Er hat gewöhnlich für Kurhessen die Unterhandlungen mit auswärtigen Staaten geleitet; aber nicht jeder der vielen Orden, die er bei solchen Gelegenheiten erhalten, ist ein Zeugniß, daß er die hessischen Interessen mit der gehörigen Umsicht und Kraft vertreten habe. Er gilt für einen Mann nicht von festem Charakter, wohl aber von vieler natürlichen Bonhommie; als Märzminister saß er gemüthlich wie ein Saul unter den Propheten. Die übereilte Herabsetzung der Gewerbesteuer und die erfreuliche Regelung der Rotenburger Quart-Verhältnisse fällt in seine Dienstführung. Er trat zurück, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, eigentlich deshalb, weil er seine alternden Schultern der Last seines Amtes nicht mehr gewachsen fühlte. Der hessische nationale Katarrh: „allerhöchste Ungnade" traf ihn wegen Herabsetzung der Civilliste wenigstens in keinem höhern Grade, als jedes andere Mitglied des damaligen Ministeriums.

Sein Amtsnachfolger war der noch im kräftigsten Mannesalter stehende, durch unverwüstliche Arbeitskraft ausgezeichnete, im Feuer langjähriger Verfolgung erprobte Karl Wilhelm Wippermann. Auch er ist aus alter Familie. Sein Geschlecht stammt aus dem Braunschweigischen her und nannte sich ehemals von der Wipper. Der Adel reicht bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts hinauf, wetteifert also mit den ältesten Geschlechtern in Deutschland.*) K. W. Wippermann, geb. im Jahre 1800, studirte seit 1819 in Marburg und Göttingen die Rechte, wurde im Jahre 1823 Procurator, 10 Jahre später Bürgermeister in Rinteln. Als bester Advocat der Grafschaft und Herausgeber eines beliebten Volksblattes gewann er in Stadt und Land großes Vertrauen, besonders bei den Bauern. Ende 1832 wurde er von denselben in den Landtag gewählt und blieb auf den folgenden Landtagen Vertreter der Schaumburger Bauern, auch nachdem er seinen Wohnsitz nach Kassel verlegt hatte. Als bewährter Finanzmann wurde er im Landtag dauernd zum Referenten über die schwierige Budgetangelegenheit gewählt; man nannte ihn wegen seiner gründlichen und umfassenden Berichte scherzweise den „ständischen Probator.“ Als Mitglied des zur Prüfung der Anrechte des Landes auf die Rotenburger Quart niedergesetzten Ausschusses lieferte er eine zunächst freilich erfolglose, aber durch Gründlichkeit ausgezeichnete historisch-staatsrechtliche Deduction. Außerdem war er besonders thätig als Mitglied und

---

*) Schon in einer Urkunde von 1129 findet sich ein Ludwig von der Wipper und in einer andern ein Enno von der Wipper. Später nannten sie sich „von der Wipper, genannt Wippermann,“ endlich schlechtweg Wippermann. Der letzte Sprosse der Familie, welcher den Adel führte, war der im Jahre 1798 verstorbene hessische Oberst Friedrich David v. Wippermann. — Durch besondere Unglücksfälle ihrer Güter beraubt, zog die Familie sich 1255 zugleich mit den von Asseburg in's Paderbornsche. Nach der Reformation wegen ihrer Religion hart verfolgt, begaben sich die Glieder dieser Familie abermals in andere Länder, größtentheils in die Grafschaft Schaumburg, in das Bremische Gebiet, später auch in das Würtembergische und Badensche. Die Beneficien und Gerechtsame, welche die Familie noch jetzt genießt, schreiben sich her von dem reichen und kinderlosen Licentiaten beider Rechte, Domscholaster an der Metropolitankirche des vormaligen Erzbisthums Bremen und herzogl. holst. Geheimenrath Engelbert von der Wipper, genannt Wippermann. Er fundirte eine juristische Familien-Professur an einer evangelischen Universität, wozu die Testaments-Executoren die damals (1621) neu gegründete Universität Rinteln erwählten, und zu deren Besetzung der Senior der Familie nach gepflogener Berathung mit den Agnaten jedesmal zunächst ein qualificirtes Subject aus der Wippermann'schen Familie zu präsentiren verpflichtet war. Hierdurch war den Gliedern derselben ein mächtiger Antrieb gegeben, sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der Rechtsgelahrtheit zu widmen, und viele haben darin Ausgezeichnetes geleistet. Unser Karl Wilh. Wippermann ist der älteste Sohn des vor einigen Jahren verstorbenen letzten Rinteln'schen Professors, nachherigen Obergerichtsraths J. G. Liborius Wippermann, der Enkel des ausgezeichneten Primarius der Juristen-Facultät und Professors der Geschichte, Politik und Geographie K. W. Wippermann aus Ludwigsburg, und der Urenkel des berühmtesten herzogl. würtemb. Stallmeisters Joh. Libor. Wippermann zu Ludwigsburg, welcher zweimal einen Ruf nach Paris erhielt, den er jedoch in treuer Anhänglichkeit an seinen Herzog ausschlug. Mehr darüber für curiöse Antiquare in Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte und Siebmacher's Wappenbuch.

Berichterstatter des permanenten Ausschusses und des Rechtspflege-Ausschusses. Eine für die Thätigkeit des permanenten Ausschusses sehr wichtige Principienfrage, welche von der — wie es scheint — ermatteten Ständeversammlung übergangen wurde, nahm Wippermann als persönliche Angelegenheit auf und kämpfte sie siegreich durch. Hassenpflug nämlich, welcher fortwährend bemüht war, die Wirksamkeit des permanenten Ausschusses zu lähmen, weigerte sich, dessen Mitgliedern während ihres Aufenthaltes in Kassel die Tagegelder zukommen zu lassen, welche die Verfassungsurkunde den Mitgliedern der Ständeversammlung bewilligt; nach Gutdünken wollte er Tagegelder nur dann zahlen lassen, wenn von ihm die Nothwendigkeit anerkannt sei, daß der Ausschuß aus besonderer Veranlassung zusammentreten müsse. Wippermann führte dagegen eine Gerichtsentscheidung herbei, welche gegen Hassenpflug's Ansicht dem Ausschuß das Recht zuerkennt, nach freiem Ermessen sich zu versammeln und so lange, als er es für nöthig erachtet, versammelt zu bleiben, ohne daß diese Befugniß durch eine Staatsbehörde beschränkt werden dürfe. Eifrig half Wippermann die Anklage Hassenpflug's betreiben, während Henkel und der damals noch liberale Scheffer deren Erfolglosigkeit vorhersagten. Um den wichtigen Mann als ständiges Mitglied des permanenten Ausschusses in Kassel festzuhalten, wählte ihn, nach Schomburg's Wunsch, der Magistrat und Bürgerausschuß der Residenz zum zweiten Stadtvorstand; Hassenpflug versagte die Bestätigung. Da gab man ihm das Ehrenbürgerrecht und machte ihn zum zweiten Stadtsecretär. Auch das suchte Hassenpflug durch rabulistische Gesetzauslegung zu verhindern. Weil nämlich die Gemeindeordnung vorschreibt, daß der Stadtsecretär auf Lebenszeit gewählt werden soll, gab es Hassenpflug wegen des im Gesetz gebrauchten Singularis für eine Gesetzwidrigkeit aus, neben einem schon vorhandenen Secretär noch einen zweiten in Wippermann's Person zu wählen. Doch die Gerichte schützten die Gerechtsame der Stadt: Wippermann blieb seit 1835 als Argus-äugiger Wächter unserer fast stets bedrohten verfassungsmäßigen Rechte in Kassel. Männer von feinerem Ahnungsvermögen lebten schon in den dreißiger Jahren in der Erwartung, daß Wippermann einst noch Minister werden müsse, und machten ihm in auffallender Weise den Hof, zogen sich aber nach eingetretener Reaction scheu vor ihm zurück. Scheffer suchte den lästigen Gast im Jahre 1847 durch das von der Regierung höchst willkürlich aufgestellte Standes- und Wohnungsprincip — und als dieser Vorwand durch anderweitige Wahl beseitigt war, durch eine frivole Anklage wegen einiger in die „Deutsche Zeitung“ gelieferten Correspondenzartikel, worin die heillosen kurhessischen Zustände mit großer Mäßigung besprochen waren, von der letzten vormärzlichen Ständeversammlung auszuschließen; ja er suspendirte ihn sogar durch einen offenbaren Gewaltschritt von seinen städtischen Aemtern, wogegen die städtischen Behörden bei den Gerichten Schutz suchten und fanden. Natürlich wurde Wippermann freigesprochen; „die Hand des Richters streifte blos über ihn hin,“ wie er sich

selbst bei seinem Eintritt in die Ständeversammlung am 13. März 1848 ausdrückte. Bei dieser Gelegenheit war es, wo er unter andern folgende Worte sprach: „Jene Republik in Deutschlands Nachbarschaft soll mich nicht einen Schritt über meine bisherige Richtung hinausbringen; ich huldige auch ferner der constitutionellen Monarchie mit wahrer Vertretung des Volkes." Er hat Wort gehalten. Darauf wurde er zum Landtagscommissar ernannt, wohnte bald nachher dem Vorparlament bei, wurde Mitglied des Fünfziger-Ausschusses, endlich von der Grafschaft Schaumburg in's Reichsparlament, später auch in's Erfurter Volkshaus gewählt. In der Paulskirche bestieg er bei dem großen Andrang von Rednern die Rednerbühne fast nie, arbeitete aber desto fleißiger in den Ausschüssen, besonders im Verfassungsausschuß. Er gehörte dem linken Centrum an, nur in der Frage über den Malmöer Waffenstillstand stimmte er unbegreiflicher Weise mit der Linken. In der deutschen Frage anfangs großdeutsch gesinnt, brachte er noch nach der ersten Lesung der Frankfurter Verfassung einen Toast auf ein deutsches Reich aus, „so weit die deutsche Zunge klingt," stimmte im Ministerium, wie bestimmt versichert wird, gegen den Anschluß an das Bündniß vom 26. Mai, hat es aber nachher, als er überstimmt war, ehrlich mit aller Kraft unterstützt und gefördert. Seine parlamentarische Thätigkeit wurde unterbrochen, als er am 25. Aug. 1848 mit dem Titel Staatsrath das drückende Portefeuille der Finanzen übernahm. Es war gewiß mehr als Phrase, wenn er am 26. Aug. in der Kammer erklärte: „Ich fühle das ganze Gewicht der Last, die dadurch auf mich gelegt worden ist, und habe längere Zeit erwogen, ob ich in der That diesem Amt gewachsen sei. Endlich habe ich es für meine Pflicht gehalten, den drängenden Zeitverhältnissen nachzugeben." Die Finanzlage wurde immer schwieriger. Wippermann sah sich sogar einmal genöthigt, um den Staatscredit aufrecht zu erhalten, in Abwesenheit der Ständeversammlung zu einem verantwortungsvollen heroischen Mittel zu greifen, wofür er von der Kammer einer Indemnitätsbill bedurfte. Fürwahr nicht jedem Finanzminister würde dieselbe zu Theil geworden sein; wurde doch sogar gegen Wippermann von einer gewissen Seite her das Wort „Anklage" laut. Uebrigens scheinen seine finanziellen Talente im Ganzen doch mehr kritischer, als organisatorischer Natur zu sein. Wenigstens ist er auf den sehr beachtenswerthen, neuerdings von Hassenpflug ausgeführten Antrag des Deputirten Hildebrand auf eine Gesetzvorlage wegen Aufhebung der überaus kostspieligen und zum Theil als wahre Sinecuren zu betrachtenden höhern Finanzcollegien und Ersetzung derselben durch Referenten beim Ministerium — nicht eingegangen, vielleicht aber auch nur durch plötzliche Entlassung daran verhindert worden. Die durch dieses Ereigniß ihm octroyirte Muße hat er zur Bearbeitung der „Geschichte Kurhessens seit dem Freiheitskriege" benutzt. Zwar enthält sich Wippermann bei seiner Geschichtserzählung des eigenen Urtheils fast gänzlich; aber gerade dadurch, daß er die Thatsachen selbst reden

läßt, ist das Buch die beredteste Anklageacte gegen Hassenpflug und Scheffer geworden, wenn es auch in der Form viel zu wünschen übrig läßt. Wippermann ist ein ausgezeichneter rationalistischer Jurist, ein ungeheurer Arbeiter, im Märzministerium der beste Staatsmann, soweit es auf Klugheit, Gewandtheit, Festigkeit und Energie ankommt. Er brach zuerst offen und entschieden mit der Demokratie, drohete bei den sich wiederholenden Straßenexcessen mit dem Belagerungszustand und fiel darüber bei den „Rothen" in solche Ungnade, daß er eine Zeit lang einer Bürgergardenwache in seinem Hause bedurfte. Er ist gutmüthig, im höchsten Grade gefällig, jedoch auch nicht ganz frei von Ehrgeiz und Egoismus. Obwohl in religiöser Hinsicht auf einem keineswegs engherzigen Standpunkt stehend, soll er doch im Ministerium sich bisweilen intolerant gezeigt haben bei Anstellung orthodoxer Geistlichen, während Eberhard gegen alle religiösen Richtungen eine gleichmäßige und consequente Toleranz bewahrte. Ebenso haben die unter Wippermann stehenden Beamten ihrem Chef bisweilen Etwas von der Eberhard'schen Humanität gewünscht. Wippermann ist vorwiegend Verstandesmensch; daher hat er als Mensch nicht eben viele persönlichen Freunde, aber als politischer Charakter zahlreiche Verehrer. Indessen wird er sogar von manchen Parteigenossen mit Mißtrauen betrachtet; dies mag Wippermann zum Theil selbst verschuldet haben durch eine gewisse Neigung zur List und Intrigue, die Freund und Feind ihm übereinstimmend zur Last legen, vielleicht ein Ueberbleibsel seiner frühern Advocatenlaufbahn. Aus dieser advocatischen Richtung erklärt sich auch der formell vollkommen gerechtfertigte, und materiell doch sehr zu beklagende Antrag Wippermann's bezüglich der Steuererhebung, welchen die Ständeversammlung in der Sitzung vom 31. Aug. d. J. adoptirt hat. — Wippermann stand verhältnißmäßig am besten unter allen Märzministern beim Fürsten angeschrieben, obwohl es auch mit ihm nicht bis zu einem eigentlichen Vertrauensverhältniß kam. Jene günstigere Stellung mochte zum Theil daher kommen, daß Wippermann sich mit größerer Gewandtheit als mancher seiner Collegen in die glatten Formen des Hoflebens hineinzuleben gewußt hatte; zum Theil war sie aber auch die Folge davon, daß er bei Verhandlung der Civillistenfrage in der Kammer das Recht des Kurfürsten kräftig gewahrt hatte, und zwar zu einer Zeit, wo noch Muth hierzu gehörte. Vielleicht sog das Mißtrauen gerade aus dieser scheinbar bevorzugten Stellung Wippermann's Nahrung; obwohl ganz ungegründeter Weise. Er hat in bösen und — was bekanntlich schwerer ist — auch in guten Tagen politische Farbe gehalten. Er ist auch noch Minister der Zukunft geblieben, was sich nicht von allen seinen Ministercollegen behaupten läßt.

Den häufigsten Personenwechsel erfuhr während der kaum zweijährigen Dauer dieses Cabinets das Kriegsministerium hauptsächlich wegen der vielfachen persönlichen Conflicte, in welche der § 107 der Verfassungsurkunde den verantwortlichen Minister mit dem unverantwortlichen „obersten Militärchef" brachte. Verbrauchten

alle deutschen Staaten so viele Kriegsminister als Kurhessen, so würde man sie bald aus Rußland verschreiben müssen. Zunächst versuchte der von der öffentlichen Stimme fast einstimmig zu diesem Posten ausersehene Oberst Weiß sein Heil. Obwohl mit widerstrebendem Herzen übernahm er doch aus Pflichtgefühl das dornenvolle Amt, war aber als Gemüthsmensch dieser aufreibenden Stellung nicht lange gewachsen und sah sich schon im Juli 1848 in Folge seines höchst angegriffenen Nervenzustandes zum Rücktritt genöthigt. Er ist der Sohn eines verstorbenen Geistlichen, geboren in einer Garnisonsstadt unweit Kassel, trat als fünfzehnjähriger Knabe zu westphälischer Zeit in das Chasseursgarde-Bataillon ein, wurde bald Officier, machte noch sehr jung beide Feldzüge nach Frankreich mit, stieg, ohne sich besonderer Fürstengunst zu erfreuen, ziemlich rasch von Stufe zu Stufe, war auch kurze Zeit hindurch Chef des Generalstabs und ist jedenfalls einer unserer ausgezeichnetsten Stabsofficiere, überhaupt ein Mann von vielseitiger Bildung. Zu dieser Tüchtigkeit hat er sich so, wie der verstorbene Generalmajor Schmidt, durch Privatstudien emporgearbeitet. Noch als Lieutenant wollte der eben so bescheidene, als wissensdurstige Mann, der, indem er den strengsten Maßstab an sich selbst legte, immer auf's lebhafteste bedauerte, daß er in seinen Knabenjahren nicht mehr gelernt habe, gern die Universität besuchen, konnte aber keinen Urlaub erlangen; die Wachtparade ging natürlich vor. Weiß ist zwar kein Staatsmann, aber ein Mann von seltener Reinheit des Charakters. Selbst ältere Kameraden sahen zu dem frommen, aber nicht kopfhängerischen, zu dem sittlich strengen, aber nicht pedantischen „Pastorenjungen", der wohl nie einen martialischen Fluch über seine Lippen gebracht hat, mit einem gewissen Respect empor; jüngern Kameraden war er ein treuer Berather und Warner, dessen freundliches Wort fast immer guten Ort fand. Ueber die gewöhnlichen Schwächen und Vorurtheile seines Standes ist er weit erhaben. Obgleich von Natur weich und mild, hat er doch, wo es darauf ankam, Festigkeit, Entschlossenheit und kaltblütigen Muth gezeigt. Mehr beharrlich durchgreifende Energie wäre seinem Charakter allerdings zu wünschen; doch hat er auch von dieser Eigenschaft eine Probe abgelegt, die ihm sehr schwer angekommen sein muß, die aber gleichwohl beim Officiercorps scharfen Tadel gefunden und bis über Deutschlands Grenzen hinaus tiefe Sensation erregt hat. In die Zeit seines Ministeriums fiel bekanntlich der Gardeducorps-Exceß vom 9. April und die Erstürmung des Zeughauses. In Folge hiervon wurde am 10. April durch kurfürstliche Proclamation die Division der Gardeducorps für aufgelöst erklärt. Das war allerdings eine harte Maßregel; denn an dem Exceß hatten sich nur ungefähr zwanzig Soldaten aus zwei Schwadronen betheiligt. Und doch konnte Weiß, konnte das Ministerium nicht anders handeln, um das grenzenlose Mißtrauen, die traurige Nachwirkung früherer Jahre, — um die furchtbare, an den Grundfesten des Thrones rüttelnde Aufregung zu beschwichtigen. Hatten doch sogar

zwei zur Beruhigung der Gemüther herbeigeeilte hochgestellte Staatsdiener in jener Schreckensnacht laut ausgerufen: „das kann dem Kurfürsten den Thron kosten!" Die Aeußerung war unvorsichtig und konnte die Erhitzung der Gemüther leicht noch steigern; aber sie beweist auch, daß die Aufregung schon eine furchtbare Höhe mußte erreicht haben. Das ergibt sich auch daraus, daß ein fanatischer Mensch auf öffentlichem Platze vor einem versammelten Volkshaufen unangefochten den Schwur aussprechen konnte, daß er den Kurfürsten mit diesem seinem Gewehre erschießen werde, wofern derselbe nicht bis zum Mittag das Regiment aufgelöst habe. Die Auflösung des stolzen Eliten-Corps war damals durch die Rücksichten einer höhern politischen Klugheit im Interesse des Fürsten selbst geboten, wenn gleich sie ein „Schnitt in's Fleisch" war. Dagegen scheint Weiß von dem Vorwurf der Unvorsichtigkeit hinsichtlich der ungenügenden Bewachung des Zeughauses nicht ganz freigesprochen werden zu können, — ein Vorwurf, der freilich seine Amtsvorgänger ebensowohl mittrifft. Eine seiner ersten und dankenswerthesten Ministerhandlungen war die Erwirkung einer höchsten Entscheidung, wodurch die Festung Spangenberg und das Castell zu Kassel, soweit dieselben als Strafanstalten für Militär- und Civilpersonen dienen, so wie deren Commandanten, unter das Kriegsministerium gestellt werden, während sie früher unmittelbar unter dem „obersten Militärchef" standen. Durch diese Maßregel wurde das Schicksal der vorher oft mit übergroßer Strenge behandelten Gefangenen wesentlich erleichtert. Nachdem Weiß aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung genommen und sich einigermaßen wieder erholt hatte, wurde er als Regiments-Commandeur nach Hanau versetzt und befehligte 1849 im badenschen Feldzuge das linke Flankencorps, mit achtungsvollster Auszeichnung behandelt von dem trefflichen General von Peucker. So oft Weiß auch früher das „glänzende Elend" des Soldaten in Friedenszeiten beseufzt hatte, so mußte doch dieser Kampf gegen verblendete Brüder, die zum Theil sogar unserm engern Vaterlande angehörten, seinem edlen Herzen sehr weh thun.

Ein neues Werk über Galizien.

Aus Galizien. 1851. Leipzig, Costenoble und Remmelmann.

Das Buch ist von großem Interesse für Jeden, der sich über die eigenthümlichen Mischungen in dem polnischen Volkscharakter unterrichten will: wilde Barbarei und gleißende Politur, List und träumerisches Wesen. Eine Menge Geschichten, die zum Theil so unerhört sind, daß sie schon darum kaum erfunden

sein können, und die übrigens in ihrer Form das Gepräge der Wahrheit an sich tragen, versinnlichen diese Eigenthümlichkeit. — Wir glauben, zur Empfehlung dieser Schrift am meisten dadurch beizutragen, daß wir eine Episode im Auszug mittheilen. — Der Verfasser, der zum erstenmal nach Galizien kommt — lange vor der Bauern-Catastrophe — um dort einen deutschen Freund zu besuchen, wird von einem polnischen Edelmann eingeladen. „Sie kommen an. „Die Edelhöfe jener Zeit mit ihren Gärten und ihren vielen unabsehbar langen Wirthschaftsgebäuden bedecken einen großen Flächenraum und haben im Ganzen, von der Ferne aus gesehen, einen eigenthümlichen, man kann sagen großartigen Anstrich. Von Symmetrie ist freilich keine Spur. Diese Häuser, wenn man sie so nennen kann, sind alle außerordentlich niedrig, ihre Wände ganz roh zusammengezimmert, die Dächer sehr hoch und mit Stroh bedeckt — vermuthlich wegen Feuersgefahr eines vom andern ziemlich weit entfernt und hingestellt, wie es gerade die Laune mit sich brachte. Das Wohnhaus selbst, ein langes niedriges hölzernes Gebäude, steht inmitten eines großen abgeschlossenen Hofraumes, gegenüber dem Einfahrtsthore, so daß man von Weitem jeden Ankommenden sehen kann. Von jener Wohnlichkeit und Nettigkeit, welche unsere Landsitze zu kleinen Paradiesen gestalten, die in ihre heimlichen Kreise so lockend einladen, weil ihre ganze Erscheinung diese Ruhe und Sicherheit athmet, welche ein ordnender positiver Geist um sein Asyl ergossen hat — von allem dem ist hier keine Rede. Unwillkürlich stieg in mir der Gedanke an Attila's hölzernen Palast auf, in dem er in Panonien den Raub von Europa aufhäufte, die Gesandten des römischen Weltreichs empfing, und wo seine Unternehmungen und Züge vorbedacht und beschlossen wurden. Wenn man es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, ist es schwer sich einen Begriff zu machen, wie das Alles in der Nähe aussieht. Diese mannigfaltigen Gebäude, die in der Ferne durch ihre Größe — Länge, wäre der eigentliche Ausdruck — einiger Maßen imponiren, sind so schlecht erhalten, das Material, aus denen sie bestehen, von so geringer Art, daß manche Wände, obgleich neu, schon einer Stütze bedürfen, und auch andere Beweise ihrer Unhaltbarkeit geben, zudem bei mindestem Thauwetter der ungeheure Morast, der jedes auf eine Art umgibt, daß der Eintritt beinahe unmöglich scheint — diese Oede trotz der Fülle überall, dieser sichtbare und bei jedem Schritt fühlbare Abgang der ordnenden Menschenhand, zuletzt die auffallende Verleugnung aller und jeder Bequemlichkeit, aller Spuren der Cultur, — erwecken ein unheimliches Gefühl. Mit solchen Gefühlen fuhren wir an das Haus unseres gastlichen Wirthes vor. Mit mehrern andern Herren stand er schon uns erwartend am Eingange desselben, half uns vom Wagen, überschüttete uns mit den höflichsten Versicherungen, und wir traten an seiner Hand in eine sehr zahlreiche Gesellschaft, deren Putz, der besonders bei Frauen in sehr kostbarem französischen Stoffe, in Juwelen und reichem Geschmeide, alles nach letzter Mode, bestand,

in einem auffallenden Mißverhältnisse zu Allem, was ich draußen sah, ja selbst was sie unmittelbar umgab, gewesen ist. Das Zimmer, wo wir uns befanden, war groß, aber sehr niedrig, seine 6 Zoll dicken Wände waren mit papiernen Tapeten, welche Spuren von Schadhaftigkeit an sich trugen, beklebt, der Fußboden rohe Dielen, die Möbeln aus verschiedenen Zeiten und von ungleichem Alter, nirgends eine Spur von Kunst, ja nicht einmal von Eleganz oder auch nur Geschmack; ein improvisirter Salon, wobei man nicht sogleich begriff, wie diese Gesellschaft auf einmal hineingerathen konnte. Die Conversation wurde mir zu lieb in französischer Sprache gehalten, und wie man schon aus unserm ersten Zusammentreffen wußte, daß mir Paris nicht unbekannt sei, so hatte ich die Gelegenheit, die genaue Kenntniß der hiesigen Damen mit den dortigen Verhältnissen, berühmten Persönlichkeiten und allen dortigen Vorfallenheiten zu bewundern." — Bei Tische wird unerhört getrunken, und bald kommt man auf das Stichwort der polnischen Geselligkeit, die Befreiung ihres Vaterlandes. Der Gelehrte der Gesellschaft trägt dem jungen Deutschen, der gewonnen werden soll, eine förmliche Geschichtsphilosophie vor. — „So lange wir mit den Sorgen um unser Reich zu thun hatten, konnten wir für Europa wenig thun, jetzt sind wir frei — unser ganzes Thun und Denken steht jetzt zu Ihrer Verfügung. Wie wir früher die Repräsentanten der Freiheit waren, werden wir deren Träger und Apostel durch die ganze Erde sein, wir haben allein von Allen die Mittel, die Energie, den Geist hiezu. Man beschuldigt uns, gegen unsere Bauern im Widerspruche mit diesen Ideen zu sein, sie zu knechten, zur harten Arbeit zu zwingen, sie überhaupt mit Willkür zu behandeln und zu unterdrücken. Wir leugnen dies nicht — es ist wahr; aber in Verfolgung des großen Zweckes, den wir vor Augen haben, kann es wohl nicht anders geschehen. Diese Classe von Menschen muß selbst unbewußt auf diese Art für die allgemeine, wie für die eigene Freiheit arbeiten. Wir brauchen große Mittel, wenn wir Etwas ausrichten wollen, und zum zweiten, unumgänglich ihren blinden Gehorsam. Ihre Arbeit verschafft uns das nöthige Geld, ihr Gehorsam wird seiner Zeit uns die Massen liefern, mit welchen die Völker ihren Regierungen gegenüber zu agiren berufen sind. Wir müssen sie durch solche zeitweise harte Behandlung gewöhnen, unserm Willen lenksame Werkzeuge zu bleiben. Würden wir jetzt schon versuchen, ihnen Freiheit zu gestatten, welchen Lohn hätten wir ihnen dann zu geben, wenn wir ihre Mitwirkung brauchen werden? Bei einem so wichtigen Gegenstande darf man aber so wenig als möglich etwas dem Zufalle überlassen; unser Bauer kann uns nur als blindes Werkzeug von Nutzen sein. Ist der Zweck erfüllt, dann wird unser Erstes sein, einen Menschen aus ihm zu machen und ihn in die Rechte, die er mit erringen half, einzusetzen." Was kann man darauf erwiedern! „Mein Schweigen wurde von der Gesellschaft als ein Sieg über mich angesehen; mehrere Herren, die unserm Gespräche aufmerksam folgten, näherten sich mir freundlich mit den Worten: „nun bist Du der Unsrige,

nun gestehst Du, daß wir Recht haben. Deutschland soll leben, und alle, die so denken.“ Verbrüderungstoaste folgten, ich empfing nach der Reihe den Bruderkuß und wurde im Triumphe zu den Damen geführt, die ihrerseits mir sehr viel Schmeichelhaftes über meine Bekehrung sagten. „Wir sind überzeugt,“ sprachen sie,“ daß, was Sie auch eingewendet haben mochten, es nur dazu diente, um zu sehen, ob wir auch von den Gründen, welche unserm Denken und Thun zu Grunde liegen sollen, durchdrungen sind. Im Herzen gaben Sie uns gewiß vom Anfange her vollkommenes Recht. Jeder vernünftige Mensch muß es thun. Nur Unverstand und die knechtischen Schergen des Despotismus können allein hier leugnen, wo die Vernunft, wo die ganze Menschheit entschieden hat,“ und in diesem Sinne ging es fort. Mein Lächeln wurde als Zustimmung gedeutet, die Fröhlichkeit, die Toaste nahmen wieder überhand, bald wurden sie von den Männern knieend ausgebracht, wobei Mancher nicht mehr aufzustehen vermochte, und zuletzt zog ein Herr einer Dame den Schuh vom Fuße, füllte ihn mit Wein und verwandelte ihn zum Becher, der auch durch die Gesellschaft zu Ehren der Frauen die Runde machen mußte.“ — Dieser Scene folgen freilich, bei einem unbemerkten Morgenspaziergang, einige andere von minder poetischer Natur. Z. B. „Hinter einer Einfriedigung, welche jenen Theil der Wirthschaft umfaßte, wo die Fehsungen aufbewahrt und gedroschen zu werden pflegen, sah ich, selbst ungesehen, einen Landmann auf der Erde liegen. Sein Kopf und Füße wurden von zwei Andern gehalten, ein Anderer schlug auf ihn zu mit aller Kraft, die er hatte. Der Hausherr, im Schlafrock, eine lange Pfeife in der Hand, stand vor ihnen und leitete kaltblütig diese Execution. Ich zählte an 30 Schläge — obgleich ich schon zu spät gekommen bin. Mein Diener sagte mir, daß dieses schon der zehnte Mann heute sei, der so gestraft werde. Ihr Vergehen ist, weil sie nicht mit dem Sonnenaufgang zur Arbeit erschienen sind.“ U. s. w. — Eine andre Schattenseite der unerhörten Gastlichkeit erwähnt der deutsche Freund: „Wir sind hier wenigstens zwölfe, die mit eigenen Equipagen und Leuten angekommen sind. Jeder hat vier Pferde und zwei Dienstleute. Diese werden alle durch die paar Tage, die wir hier bleiben müssen, frei gehalten; und wie oft glaubst Du, daß sich das im Jahre wiederholt? Es geschieht so oft, daß ich nicht begreife, wie die Gutseinkünfte hierzu hinreichen. Es sind auch die Meisten in Schulden, und Du hast keine Vorstellung, was für Natur oft diese Schulden haben, ja auf welche Art sie oft gemacht werden. Die Erniedrigungen, welche sich diese Herren oft dabei müssen gefallen lassen, sind beispiellos. — Die Juden sind hierlands beinahe ausschließlich im Besitze des baaren Geldes, sie betreiben den ganzen Binnenhandel und kaufen dem Adel die Erträgnisse ihrer Landwirthschaft, die Producte des Bodens ab. Sie sind es, an die man sich im Allgemeinen wendet, wenn man Geld benöthigt. Vermöge der zwischen ihnen bestehenden engen Gemeinschaft sind sie alle in der genauesten Kenntniß der Lage

eines jeden Edelmanns, seiner Bedürfnisse, seines Einkommens, seiner Zahlungsfähigkeit und seines Charakters; darnach behandeln sie einen jeden von ihnen; denn sie wissen seinen Stand vielleicht besser als er selbst und irren sich selten über seine Zukunft, die in vielen Dingen von ihnen abhängig ist. Es geschieht demnach gewöhnlich, daß sie den übermüthigen Hochmuth und die wegwerfende Verachtung, womit ihnen, wenn man sie nicht braucht, begegnet wird, mit einer raffinirten Vergeltung entgegnen, wenn sie merken, daß man sich ohne sie nicht begehen kann. — Beleidigt ein Edelmann einen Juden, das ist aber dahin zu verstehen, daß er ihn an seinem Gewinne hindert, so trägt dieser seine Klage an den Rabbiner, welcher, wenn diese That von ernsterer Natur ist, oder den Charakter des Allgemeinen an sich trägt, einen Bannfluch in der Synagoge gegen den Thäter schleudert. Wie solche Aussprüche der Rabbiner von allen Juden gewissenhaft befolgt werden, so hat er zur Folge, daß kein Jude mehr etwas von einem solchen Edelmanne kauft, mit ihm kein Geschäft eingeht und ihm überall, wo es geschehen kann, schadet. Es bleibt demnach nichts Anderes übrig, als sich zu sühnen, wenn man einem unvermeidlichen Ruin entgehen will. Die Sühne besteht in einem ansehnlichen Geldopfer für die Synagoge zum Besten der armen Judenschaft und in einer reichlichen Entschädigung des Beschädigten. Aber um zu dieser Sühne gelangen zu können, muß man sich erniedrigende Bitten und einen oft sehr verletzenden Hochmuth von Seiten des Beschädigten und des Rabbiners gefallen lassen, ja sich durch eine längere Zeit solchem Verfahren unterwerfen." — So ist es freilich möglich, daß derselbe Hausherr, der nicht weiß, wie er ein paar Tage darauf seine dringendste Schuld bezahlen soll, ein edles arabisches Roß aus seinem Gestüt, das die Aufmerksamkeit des Reisenden erregt, ihm ohne Weiteres als Geschenk aufdrängt. Dieser wird übrigens, da die Einladungen 14 Tage hindurch ununterbrochen auf einander folgen, von der Liebenswürdigkeit der schönen Polinnen zuletzt so berauscht, daß sein Freund ihn mit Gewalt fortreißen muß, die Erzählungen eines deutschen Dieners kühlen ihn wieder ab. — „Sie können sich keinen Begriff von dem Treiben machen, das in diesen Edelhöfen, außer den herrschaftlichen Zimmern, stattfindet. Da gibt es weder Ordnung noch Sinn dafür, Jeder befiehlt und stößt den Andern, statt seiner die Arbeit zu verrichten, ein ewiges Zanken und Fluchen, ein so verworrenes Durcheinander, daß man sich ordentlich verwundern muß, daß doch etwas dabei herauskommt. Nichts hat seine bestimmte ordentliche Stelle, man stellt oder wirft die Dinge, ohne Rücksicht auf ihren Werth oder Eigenschaft, bald hier bald dort hin, je nach Laune oder wo man sich gerade befindet; braucht man es wieder, hat es des Suchens kein Ende, und das ganze Haus wird oft der geringfügigsten Sache wegen in Alarm gesetzt, wobei die Leidenschaftlichkeit eines Jeden sich durch Püffe und allerhand Anschuldigungen Luft macht, und oft zu den lächerlichsten, aber auch zu den empörendsten Scenen Veranlassung gibt. Die

Küche ist der allgemeine Versammlungsort, nicht nur für die Hausleute, sondern für Alle, die im Hofe, sei es bei der Herrschaft oder Dienerschaft, etwas zu thun haben. Was für Sachen habe ich da heimlich hinaustragen sehen! und zwar nicht sowohl die von den Angekommenen entwendet, als vielmehr solche, die ihnen von den Hausleuten zu verstecken übergeben wurden. Man könnte damit einen ganzen Haushalt an Geschirren, Effecten und Victualien einrichten; und was ist davon zerschlagen oder verdorben worden! Besonders was die Speisen anlangt, von denen kommt das Wenigste auf die Tafel, das Meiste verschwindet unter den Händen. Von einer Aufsicht, Controle oder dergleichen ist gar keine Spur; Jeder ist sich selbst überlassen, Jeder muß das, was er will, vom Andern erzwingen oder erschmeicheln; was mich aber bei dem allen am meisten verwundert hat, ist, daß die Dinge doch vor sich gehen, obgleich Niemand von Allen, wie sie sind, und niemals, nüchtern ist. Sie verrichten maschinenmäßig ihre Obliegenheiten, das heißt die Körper bewegen sich in gewohnter Weise darinnen, sonst wäre es unerklärbar, wie sie ihren Dienst, bei ihrer unausgesetzten Trunkenheit, zu thun im Stande sind. Oft und besonders bei Nacht, wo sie glauben können, daß man nicht mehr nach ihnen sehen werde, ist die ganze Dienerschaft in der Dorfschenke, und der Hof bleibt so leer und dabei so offen überall, daß man die Herrschaften sammt den Betten wegtragen könnte, ohne daß man dies nur merkte. Dort saufen sie die ganze Nacht, und solche Quantitäten von Branntwein, daß wir ganz erstaunt darüber waren, und wie sich das beinahe jede Nacht wiederholt, so läßt es sich schwer begreifen, von was für einem Stoffe diese Leute sind, die das aushalten können. Für die Dorfschenker sind das aber sehr angenehme und ersehnte Gäste, sie fragen sie über ihre Herrschaften und alle Fremden aus, lassen sich von ihnen beinahe jedes Wort, jede Miene erzählen und beschreiben. Von Zuneigung, Treue oder überhaupt nur Rechtlichkeitsgefühl gegen ihre Herrschaft ist bei diesen Leuten nichts zu finden. Sie werden freilich wie Hunde behandelt, schlafen auf ledigem Stroh, ihr Bettgewand ist ihre Kleidung, die sie am Tage anhaben, sie bekommen beinahe gar keine Bezahlung, aber Schläge alle Tage; dafür beißen sie auch an dem guten Namen ihrer Herrschaften, deren geheimste Dinge sie mit besonderer Schadenfreude jedem Fremden unaufgefordert an den Hals werfen." — So findet folgende Erklärung des Deutschen über die Gefahr, welche der Civilisation durch das Slaventhum droht, wohl ihre Begründung. — „Jetzt kannst Du die Gefahr am besten ermessen, welche nicht sowohl das Individuum, als die ganze menschliche Gesellschaft bedroht, die in ihrem Streben nach einem organischen Leben, in dessen einzelnen Arbeiten verfangen, das energische Bewußtsein für den ganzen Zusammenhang noch nicht in allen ihren Gliedern entwickelt hat; diese Gefahr ist jetzt vielleicht größer, als sie zu Zeiten der Völkerwanderung war, denn jene Barbaren fanden in der römischen Welt ein Element vor, das geeignet war, sie zu Menschen zu machen, und sie

dazu machte, nämlich das Christenthum — die Barbaren der Jetztzeit aber haben ein, in ganz Europa auftauchendes Element der Desorganisation zu ihrem Verbündeten, und den französischen Firniß, der mit einem Anscheine von geselliger Bildung ihre innere Rohheit und Wildheit bedeckt." —

Wir haben hier nur eine Episode mitgetheilt: in dem übrigen Theil, der sich bis auf die unmittelbare Gegenwart erstreckt, und der keineswegs parteiisch für Oestreich ist, sind noch wunderbarere Dinge enthalten.

Die preußische Politik.

Die letzten Concessionen der preußischen Regierung haben bei allen Parteien, gleichviel ob sie über die dadurch eröffneten Aussichten triumphieren oder trauern, doch die eine gemeinsame Empfindung lebendig gemacht: daß sie durch eine Reihe politischer Mißgriffe des Berliner Cabinets vorbereitet und zu Tage gebracht worden sind. Die ernsten Vorwürfe, welche in diesem Fall der vorsichtige Diplomat und der warmherzige Patriot der preußischen Regierung übereinstimmend zu machen berechtigt sind, werden von der Presse treffend durch den kurzen Satz ausgedrückt, daß Preußen seit Ablehnung der Kaiserkrone entweder zu weit, oder nicht weit genug gegangen sei. Entweder festes und consequentes Zusammenhalten mit den conservativen Regierungen, Allianz mit Rußland und Oestreich, oder festes und consequentes Eingehen in die Bahnen eines liberalen Systems. Beide Wege hatten für den preußischen Thron große Schwierigkeiten, aber auf keinem lagen die bitteren und ruhmlosen Kämpfe, welche die Leiter Preußens mit sich selbst und ihren zahlreichen Gegnern durch anderthalb Jahre durchzumachen gezwungen waren. Jene Scheu vor energischen Schritten, welche in der Politik zuweilen das größte Verbrechen eines Regenten wird, und außerdem leider die in Persönlichkeiten begründete Unfähigkeit, nach einem besonnen angelegten Plan mit Ruhe und Ausdauer zu arbeiten, haben bei andern Cabinetten Mißtrauen, Animosität und einen Mangel von Achtung hervorgerufen, welcher den wesentlichsten Antheil an der Coalition der Regierungen und der diplomatischen Niederlage Preußens hat; einer Niederlage, welche, kaum vollständiger, eclatanter und unrühmlicher sein könnte.

Durch die Folgen der Warschauer Conferenz ist Preußen für die Gegenwart nicht von dem Range einer Macht ersten Ranges, denn nur die Thronsessel Englands und Rußlands stehen so hoch, sondern von der Würde einer Macht zweiten Ranges sehr auffällig herabgesunken zu der abhängigen und bescheidenen Stellung, welche etwa Baiern in der europäischen Staatenfamilie einnimmt. Vielleicht wäre das kein Unglück, auch wo die Größe fehlt, kann Glück und

Behagen wohnen. Leider hat der Regent von Preußen keine Aussicht, durch das friedliche Glück seiner Bürger sich für die Verminderung seiner Autorität entschädigt zu sehen. Preußen ist kein abgeschlossener Staat; das Aufblühen seines Handels seiner Rhederei, seiner Industrie, jede bedeutende Zunahme seiner productiven Kraft ist abhängig von einer Vergrößerung seines Einflusses in Deutschland und Europa. Die östlichen Grenzprovinzen Preußen, Posen und Schlesien kranken tödtlich an dem russischen Prohibitivsystem, vor Stettin liegt der Sundzoll, vor Sachsen die Erbzölle, gegen die Industrie der Rheinprovinz und Westphalens kämpft der kräftige Egoismus des Franzosen, des Belgiers und der Niederländer; zwischen den östlichen und westlichen Provinzen liegen viele souveraine Staaten, deren Geldwerthe, Capitalien, Eigenthumsgesetze auf Hab' und Gut der preußischen Staatsbürger einen mächtigen Einfluß ausüben. Wer so ausgezeichnet viele Veranlassungen hat, fremdem Egoismus mit seinem eignen entgegenzutreten, dem ist die entsprechende Fülle von Kraft, Ansehen, Einfluß und Selbstgefühl unentbehrlich. Aber auch Preußens staatliches Gedeihen, das geistige Leben seiner Angehörigen, das Bürgerthum, die Entfaltung freier und kräftiger Institutionen sind abhängig von der Größe seiner Macht. Ein gesundes constitutionelles Leben ist in einem Staatskörper unmöglich, der so wenig geographischen Zusammenhang hat; dessen Söhne alle Schwäche, Zerrüttung und Schlechtigkeit in den deutschen Nachbarstaaten als ein Familienunglück aufnehmen und von allem Idealismus und allen Verirrungen der Nebenstaaten ohne das geringste Hinderniß massenhaft angesteckt werden. Preußen gleicht deshalb einem Hause, das im Bau begriffen ist; auch auf die lückenhaften unschönen Mauern kann man mit hoffnungsvollem Vertrauen sehen, so lange die Bauleute sich darauf tummeln, das angefangene Werk weiter zu führen. Geben die Maurer den Ausbau auf, so gleicht das einsame Gemäuer alsbald einer Ruine, welche die Faust der Zeit auseinanderwirft, bevor der Mörtel fest geworden ist.

Diese Ansicht ist in Preußen selbst so allgemein, daß die Beschlüsse des Ministerraths vom 2. November eine allgemeine Unzufriedenheit aufgeregt haben. Es wäre gefährlich, wenn das Cabinet sich durch die Stimmung des Volkes treiben ließe, mit halben Schritten vorzugehen und zögernd und unentschlossen wieder die Position aufzugeben, welche es soeben eingenommen hat. Denn selbst aus dem Wenigen, was über die letzten Kämpfe des Herrn v. Radowitz als sichere Nachricht in's Publicum gekommen ist, erhellt, daß die preußische Regierung in diesem Augenblick keineswegs vorbereitet ist, den Gefahren eines europäischen Krieges geschützt gegenüberzutreten. Eine lange Zeit ist über falschen Combinationen und täuschenden Perspectiven verloren worden, und wenn ein Staatsmann von Urtheil in diesem Augenblick das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernimmt, so wird er voraussichtlich Alles daran setzen müssen,

um ein halbes Jahr Zeit zu gewinnen. Diese Zeit, so kurz sie ist, kann hinreichen, eine durchaus andere Position Preußens vorzubereiten.

Unsere Diplomatentradition hat Recht, wenn sie Oestreich den natürlichen Bundesgenossen Preußens nennt. Nur ist dies Oestreich nicht der Staat des Kabinets Schwarzenberg, sondern das Oestreich, auf welches die sogenannte föderative Partei im Kaiserstaat hinarbeitet. Diese Partei, allerdings der natürliche Verbündete Preußens, ist zahlreich und mächtig, sie umfaßt außer den Ungarn aller Fractionen, trotz aller Meinungsdifferenzen die besonnenen Czechen, eine Anzahl liberaler östreichischer Staatsmänner, die Andrian, Pillersdorf u. s. w. und die große Anzahl der Liberalen in den deutschen Provinzen, von Italien ganz abgesehen. Es wäre für die preußische Regierung nicht schwer, bei den zu eröffnenden freien Conferenzen Oestreich brüderlich und artig daran zu erinnern, daß sein Beitritt zum Bündniß mit allen außerdeutschen Provinzen die zweckmäßige Organisation dieser Landestheile sowohl voraussetze als nothwendig mache, und daß diese Organisation jedenfalls eine solche sein müsse, welche alte Rechte der Länder ehre und dem Bunde die Garantie gebe, daß er seine Interessen nicht mit denen von 20 Millionen mißvergnügter und widersetzlicher Unterthanen verbinde. Eine solche Erinnerung wäre ebenso rechtschaffen als nützlich; sie würde Preußen mit einem Schlage die dauernden Sympathien einer intelligenten und rührigen Partei erwerben, welche in allen Eventualitäten sich förderlich beweisen dürfte. — Außerdem stehen jeder Regierung eine Unzahl Mittel zu Gebote, sich einzelne einflußreiche Bürger eines andern Staates zu befreunden, ohne das Selbstgefühl und die Unterthanentreue derselben zu kränken. Niemand z. B. hat eine feinere Empfindung für kleine Liebenswürdigkeiten, welche ihrer Nationalität erwiesen werden, als die Ungarn; und der Berliner Hof, die preußischen Gesandtschaften, sogar die Akademie der Wissenschaften haben vielfache Gelegenheit, schuldlose Sympathien zu zeigen, welche nicht compromittiren und doch schnell ein Band ziehen würden zwischen Berlin und Pesth.

Die gegenwärtige Regierung Oestreichs ist in der schlimmen Lage, durch ihr Princip den Staat aussaugen und die Völker demoralisiren zu müssen. Es ist unmöglich, daß Oestreich noch lange Zeit den ungeheuren Militäretat aushält, es ist unwahrscheinlich, daß es dem großen Talent des Finanzministers gelingen wird, selbst diesen Winter die Mittel zur Bestreitung des Staatsaufwandes zu beschaffen, es ist vorauszusehen, daß die Entwerthung des Papiergeldes fortwährend zunehmen und die dadurch hervorgebrachte Stockung in Gewerbe und Industrie eine drohende Höhe der Mißstimmung erzeugen muß. Aus diesen und andern Gründen läßt sich vermittelst einer Wahrscheinlichkeitsrechnung nachweisen, daß Oestreich im Ausgange dieses Winters sehr ernsten Grund haben wird, für sich selbst zu sorgen, und daß Preußen, falls es ihm gelänge, eine Entscheidung auf den Schlachtfeldern bis zum Frühjahr zu verzögern, dann nicht geringe Aussicht hätte, Oestreich in einer andern Situation, als in der eines

gerüsteten Gegners zu erblicken. Allerdings weiß das Kabinet Schwarzenberg das recht gut, die Zerrüttung der östreichischen Finanzen ist so vollständig, daß es auf einen Krieg gar nicht mehr ankommt, und eine Armee in Feindesland kostet überdem, — wenigstens meinen die Generäle so — weniger, als in der Heimath. Aus diesen Gründen hat die Regierung Oestreichs ebenso vielen Grund, einen Conflict mit Preußen jetzt zu suchen, als Preußen Grund hat, denselben bis über den Winter aufzuschieben.

Die natürlichen Bundesgenossen Preußens sind seit dem März 1848 und dem 26. Mai 1849 Sardinien und England. Einige Monate Zeit mögen hinreichen, zwischen Preußen und Sardinien ein Bündniß und gemeinsames Handeln zu bewirken, und mit England, dem zögernden und calculirenden, das nöthige Geschäft abzuschließen. Es würde eine intime Allianz, welche mehr als Subsidien und Hilfsnoten garantirt, bei fester Entschlossenheit Preußens nicht unüberwindliche Schwierigkeiten haben; denn die Führer Englands wissen genauer, als die deutschen Diplomaten, daß das Jahr 1851 in der Türkei und Italien eine große Menge von Brennstoff vorfinden wird, und daß ein Conflict mit Rußland fast sicher zu erwarten ist, der diesmal schwerlich zwischen Agenten beider Mächte, etwa zwischen Herrn Wyse und General Levsoff auszukämpfen sein wird.

Im nächsten Jahre vermehren sich auch in Frankreich die Verwickelungen. Die Intriguen der Parteien um die Präsidentschaft werden so viel von den Kräften der Nation absorbiren, daß bei der Unsicherheit der innern Zukunft die auswärtige Politik eine rein abwehrende wird sein müssen. Für einen möglichen Krieg in Deutschland ist eine solche streng neutrale Stellung Frankreichs in der nächsten Zeit das größte Glück; wenigstens würde keine Partei, Preußen am wenigsten, es vortheilhaft finden dürfen, eine andere Hilfe Frankreichs, als die seiner Flotte im Mittelmeere anzunehmen. Ebensowenig ist es dem Interesse Frankreichs gemäß, mehr als höchstens dies den Inhabern der Rheinländer zu bewilligen. Ueber die gegenwärtige Regierung Frankreichs hinaus würde eine vorsorgende Politik Preußens den Häuptern der beiden gemäßigten Fractionen, der Familie Orleans sowohl, als der Partei Cavaignac jede Art von freundlicher persönlicher Aufmerksamkeit zu beweisen haben. Ferner aber hätte der Minister des Auswärtigen in Berlin die Aufgabe, an den großen Organen der französischen Presse Bundesgenossen zu gewinnen. Bei den eigenthümlichen Verhältnissen der Presse in Frankreich ist dies allerdings in kurzer Zeit durch geschickte Operationen zu erreichen.

Und hier sei nebenbei erwähnt, daß es eine der ersten Aufgaben eines fähigen Ministeriums sein müßte, das sogenannte Zeitungscabinet zu reformiren und den Etat desselben zu erhöhen. Was die Presse in Deutschland und Europa für eine entschlossene, vernünftige Regierung Preußens thun könnte, wäre ebenso viel werth, als eine Armee von der Stärke der preußischen. Bis jetzt hat man in Berlin die deutsche Presse nachlässig und kurzsichtig behandelt. Die Be-

mühungen des preußischen Gesandten in London, durch die englische Presse die öffentliche Meinung in England für die Herzogthümer zu interessiren, machen den einzigen Fall, wo die Regierung sich ernstlich Mühe gegeben hat, auf dem Gebiet der Tagesliteratur Eroberungen zu machen. Daß diese ehrenwerthen Bemühungen keinen großen Erfolg hatten, wird man beklagen, auch wenn man die Ursachen des Mißlingens kennt.

Aus allen diesen Gründen wird Jeder, welcher auf der Seite Preußens steht, dringend wünschen, daß es einem entschiedenen Cabinet in Berlin gelingen möge, den Frieden über den Winter zu erhalten. Leider stehen die Sachen in diesem Augenblicke so, daß das Cabinet zu einem planvollen diplomatischen Operiren unfähig ist, und daß nur ein bewährter Charakter von großem Combinationstalent noch im Stande wäre, den Sturm aufzuhalten, welcher sich im preußischen Volke zu erheben beginnt und voraussichtlich die gegenwärtige Regierung fortreißen wird. Ein solcher Staatsmann müßte sogleich damit beginnen, die preußischen Truppen aus Kassel zurückzuziehen, und sich vorläufig darauf beschränken, in öffentlichen Erklärungen die Verfassung in Schutz zu nehmen und die Abdication Hassenpflugs für höchst nöthig zu erklären; er müßte mit größter Geschmeidigkeit vermeiden, irgendwo der Rage seiner Gegner eine Blöße zu geben, müßte mit imperturbabler Ruhe die brüske Eitelkeit des Avanturiers Baiern, wie die arroganten Intriguen der östreichischen Staatsmänner zu ertragen wissen. Er müßte zögernd und aufhaltend, mit sehr artigen, aber sehr populären Verwahrungen nicht nachgeben, sondern zulassen, daß vorläufig Hassenpflug in Baiern restituirt wird, daß die Oestreicher Anstalten machen, in Holstein einzumarschiren, daß die östreichische Partei bei den Bundesconferenzen Aufgeben der Union durchsetzt, daß Oestreich seine jugendliche Freude über das Präsidium genießt, die den Politikern Oestreichs soviel bedeutet, als Hegemonie über Deutschland. Er wird es nicht für unnütz halten, wenn Hessen-Kassel ein Vierteljahr unter Hassenpflug und dem restituirten Kurfürsten die Fäuste ballt; er wird sich sehr wundern, wenn die Holsteiner den verzweifelten Entschluß fassen sollten, die Oestreicher aus Holstein herauszuschlagen; er wird den Fürsten der Union die Hand drücken und laut bedauern, daß Preußen nicht in der Lage sei, die liebgewonnene Idee gegenwärtig zu realisiren, und gegen Brutalitäten seiner Gegner wird er seine und Englands, ja vielleicht Rußlands Einwendungen vorhalten. Er wird das Alles thun, bis — bis er für Preußen eine wünschenswerthe Position gewonnen hat.

Da Preußen das Alles nicht thun wird, weil die gegenwärtigen Lenker des Staats das nicht wagen können, so ist es auch nicht indiscret, öffentlich darüber zu sprechen. Eher wird man es müßig nennen, daß jetzt das erdachte Bild eines Staatsmannes in's Blaue hineingemalt wird. Man möge in einer Zeit der Hypothesen und phantastischer Combinationen auch diese entschuldigen. Unterdeß stehen sich Preußen und Baiern kampflustig gegenüber und der Allarmschuß einer

Vedette droht der Anfang eines ungeheuern Krieges zu werden, der von allen Parteien mit solchem Mangel an weiser Ueberlegung begonnen wird, wie kaum je ein anderer.

Noch hat jeder Einzelne das Recht, dies zu sagen, denn noch hat der Dämon der Schlachten seine ersten Opfer nicht gefordert.

Kleine Correspondenzen.

Aus Pesth.

Während die Warschauer Conferenz deprimirend auf die Partei der „Bekenntnisse" wirkte, athmet die Partei der besiegten Revolution tief auf und ruft mit Schadenfreude: „Wir sagten stets, daß es so nicht bleiben kann, die Warschauer Conferenz bringt jedenfalls eine Veränderung des Systems, und jede Veränderung muß uns Gewinn bringen." Sie werden diese Behauptung parador finden, sie ist doch ganz natürlich. Ungarn wurde von der plötzlichen Niederlage bei Vilagos wie vom Schlage getroffen; die Aerzte, welche ihm seine Lebensthätigkeit wiedergeben sollten, quacksalbern bereits 16 Monate an dem lebendigen Leichnam, der bei allen Aderläßen und Zugpflastern kein Zeichen des Schmerzgefühls von sich gibt: nur ein Mittel gibt es für den Kranken, nämlich auf seine Nerven zu wirken, das Wort „Krieg" besitzt die elektrische Kraft, die gelähmten Nerven in Zuckungen zu bringen. Daß diese Zuckungen nur künstlich hervorgebracht sind und den ganzen Organismus in einen gefährlichen Zustand von Starrkrampf zu versetzen drohen, das kümmert den Kranken wenig, er sieht seine gelähmten Glieder sich bewegen, und dies genügt ihm, durch sie seine Genesung zu hoffen. In Warschau, so denkt bei uns die große Mehrheit, wird die östreichische Politik in Deutschland mit dem legitimen Bundestage volle Anerkennung finden; Preußen aber kann unmöglich auf die gänzliche Vernichtung seiner Stellung eingehen, und es kann nur das Schwert entscheiden; und will Oestreich diesen Kampf aufnehmen, so muß es entweder den Ungarn bedeutende Concessionen machen, um sich nur einigermaßen zu rehabilitiren, oder es sieht den Zustand von 1848 erneuert u. s. w. Zwar ist diesen Politikern wohl bekannt, daß Ungarn von den letzten Kämpfen zu sehr erschöpft ist, und daß ein Volk einen Kampf auf Leben und Tod nicht zweimal in so kurzen Zwischenräumen zu wagen pflegt; allein dafür entschädigen sie die Massen ungarischer und italienischer Soldaten, welche die östreichische Armee als Strafanstalt betrachten und die erste Gelegenheit suchen werden, dem übermüthigen Dränger die Spitze zu bieten; besonders aber der höchst aufgeregte Zustand der Südslaven und Romanen. Diese nehmen in neuerer Zeit eine wirklich drohende Stellung ein, und waltete nicht ein Fatum über unserer Regierung, so müßte sie es klar sehen, wohin das Bündniß mit dem nordischen Freund führen muß. Ich hatte oft Gelegenheit, in diesen Blättern auseinanderzusetzen, wie wenig die südlichen Stämme Ungarns durch ihren Brudermord an Freiheit und Selbstständigkeit gewonnen, und wie viel sie an materiellem Gewinn verloren haben. Schon die vielen neuen Steuern machten auf das von Ungarn in dieser Hinsicht stets verschonte Kroatien einen

sehr schlechten Eindruck, und es war an der Tagesordnung, von diesen Stützen Oestreichs zu hören: „Wenn's wieder losgeht, werden wir nicht gegen die Magyaren, sondern gegen die Njemzen (Deutschen) ziehen, die uns unsere Söhne, Brüder und Väter nach Italien schleppen und sie selbst nach Beendigung des Kriegs nicht nach Hause schicken (nach dem alten Grenzstatut durfte der Grenzer nur in Kriegszeiten außer dem Lande gehalten werden), wir wollen gegen die Deutschen, die unsern Witwen und Waisen das einzige Kalb aus dem Stalle, und das letzte Kissen vom Bette nehmen, weil diese die vielen ungesetzlichen Steuern nicht bezahlen können." Die Einsetzung fremder, deutscher Beamten und die Germanisirungswuth der letztern mußte auch die Intelligenz, welche in dem nationalen selbstständigen Kroatien allein zu herrschen hoffte, in Opposition mit der Regierung setzen; nun kommt noch die Mobilisirung der Grenztruppen hinzu, wo gegen die Bestimmungen des neuen von Sr. Majestät als Errungenschaft und Belohnung herabgelangten Grenzstatuts die 4. Bataillone mehrerer Regimenter ausgehoben werden sollen: man sehnt sich also nach den Fleischtöpfen der magyarischen Pharaonen zurück. Viele Grenzer widersetzen sich thätlich der ungesetzlichen Aushebung, andere fliehen nach der Türkei, um den Gefängnissen zu entgehen, in welchen diejenigen schmachten müssen, welche die Steuern nicht bezahlen; und als sich vor einigen Tagen in den untern Gegenden das — vermuthlich von einem Possenreißer erfundene — Gerücht verbreitete, daß Casimir Batthyani im Auftrag Kossuth's nach Belgrad gekommen sei und dort mehrere serbische Notabilitäten mit einer ansehnlichen Zahl Truppen für eine Invasion nach Ungarn gewonnen habe, hörte man in allen Kneipen den Ausruf: „Wenn Kossuth kommt, gehen wir mit gegen die Njemzen." „Isivio Kossuth!" Isivio Madzsari!" — Die Walachen sehen sich noch mehr in ihren Hoffnungen getäuscht, denn sie hofften, fortan gar nicht regiert zu werden, das heißt zügellos leben zu können; jetzt werden sie nicht nur regiert, sondern sogar von Fremden, von Deutschen regiert, und dies heimtückische Volk sinnt jetzt nur auf Rache gegen seine frühern Verbündeten. Ueberhaupt hat das unglückliche Siebenbürgen in den Bürgerkriegen nicht nur mehr gelitten, als alle übrige Provinzen Ungarns, sondern auch jetzt setzen die Sünden der Vorzeit und die höchst ungünstigen Localverhältnisse der Reorganisation des Landes große Hindernisse entgegen. Das kleine Völkchen der Sachsen ist durch seine Intelligenz und gewerbliche Rührigkeit wohl berechtigt, einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten Siebenbürgens auszuüben; die Ereignisse der letzten Zeit haben ihm noch die Ansprüche dazu gegeben, und da die Regierung unter den Wallachen durchaus keine tauglichen Individuen findet, und die Magyaren theils durch ihr Benehmen während der Revolution unmöglich geworden, theils in den Versteck des passiven Widerstandes sich zurückgezogen, theils endlich durch die Einführung der deutschen Sprache als ausschließliche Amtssprache wirklich zu resigniren gezwungen waren, so mußte sich die Zahl der sächsischen Beamten, aber auch der Haß der, gleiche Ansprüche hegenden Wallachen täglich vermehren. Jetzt heißt es hier allgemein, das Statut für Siebenbürgen sei bereits gearbeitet, in welchem das Land in 3 von einander unabhängige Regierungsbezirke: den wallachischen, den magyarischen und den sächsischen getheilt wird; als Chef des ersten wird Popp, des zweiten Baron Kemény und des dritten Salmen, bisheriger Graf der Sachsen, genannt; die Statthalterwürde soll Herrn Eduard Bach (Bruder des Ministers) zugedacht sein.

Diese allgemeine Unzufriedenheit läßt unsere Antiöstreicher den Krieg wünschen, und sie hoffen dabei ihre Rechnung zu finden. Hiezu kommen noch die langentbehrten

Revolutionsklänge, welche sich neulich in dem Memorandum von Mazzini, und einem Aufruf von Ruge hören ließen, und hier allgemein als Verkünder eines nahen Sturmes bezeichnet werden. Die ungarische Emigration hat zwar noch nichts von sich hören lassen, doch dies wird nur der Spaltung zwischen der Pariser Majorität und Ludwig Cernatoni zugeschrieben, welch' letzterer von Irányi und Obrist Somsich — die er als seine Freunde und ebenfalls von der Emigration ausgetreten angab — öffenlich im M. Hirlap desavouirt und Lügen gestraft wird, und dem im Pesti Napló sogar der Vorwurf des Spionirens und der Angeberei gemacht wird u. s. w.

Diese Tage wurde auch unsern Redactionen der Befehl ertheilt, keine Kriegsnachrichten, außer nach amtlichen Mittheilungen, aufzunehmen; jede Uebertretung zieht Gefängniß und eine Geldstrafe von 300 Gulden — für Wien sind nur 100 Gulden bestimmt — nach sich. Heute erfuhren wir durch telegraphische Depesche, daß der alte Radetzki, der vor einigen Tagen in Brescia zwei Brüder, der eine von 18, der andre von 20 Jahren, wegen Waffenverheimlichung erschießen ließ, nach Wien berufen wurde. Diese Nachricht hob die Brust unserer Revolutionären mit einer Spanne, aber auch das Silberagio mit 2%. Der erste Schuß, der in Deutschland fällt, bringt unser Papiergeld gewiß auf 50%, und dies dürfte eher den zweiten verhindern, als alle Noten und Conferenzen der Erde. — Der Kaiser, der bereits am 29. v. Mts. in Wien eintraf, soll sich selbst auf der Reise im Wagen mit Ausfertigen von diplomatischen Depeschen beschäftigt haben. Hier fällt mir unser unvergeßlicher Petrichevich Horvath Lázár ein, der sich in seiner Blüthenzeit, als es seinem Honderü und seinem riesigen Schimmel noch nicht an Bewunderern fehlte, eine Loge im Nationaltheater miethete, diese in ein vollständiges Arbeitszimmer umwandeln ließ, und die Kritiken für seinen Honderü, — der wöchentlich nur einmal erschien — während der Vorstellung schrieb. Horvath Lázár ist jetzt Pförtner des heiligen Grabestempels zu Jerusalem; aber seine Methode lebt, und wird nicht mehr gegen spielende Helden und papierne Kronen, sondern gegen große Heere und mächtige Fürsten angewandt.

An unserer Universität haben die Vorlesungen begonnen. Der Sprachenstreit ist dahin entschieden worden, daß gewisse Disciplinen, als: Theologie, römisches, canonisches und Feudalrecht, ferner Physiologie, Pathologie, Pharmacologie, Botanik, Diplomatik, Archäologie, Numismatik und Philologie lateinisch vorgetragen werden; in den übrigen Wissenschaften sollen die deutsche und magyarische Sprache per turnum herrschen. Da es nach dem Princip der Lernfreiheit Jedem frei steht, in jedem Semester die ihm beliebigen Collegien zu hören, so wendeten sich in diesem Semester fast alle Studenten nur jenen Wissenschaften zu, die eben in magyarischer Sprache vorgetragen werden, die übrigen wollen sie im kommenden Semester hören, nachdem sie im Attila erscheinen werden. Die P. Z. klagt, daß Professor Shröer bei seinen Vorlesungen über deutsche Literatur nicht mehr als 4 Zuhörer habe; das M. H. will dies den neu eingeführten Collegiengeldern zuschreiben.*)

Unsere Commune schickte eine Deputation nach Wien, um bei dem Ministerium um baldige Organisation des Pesther Gemeindewesens zu petitioniren. — Die Altconservativen haben in einer Versammlung in Wien beschlossen, ein Programm zu veröffentlichen.

P. S. Soeben erhalten wir die authentische Nachricht, daß der Aufstand in

---

*) Bei uns ist dies eine durchaus nicht seltene Erscheinung, doch pflegen wir die Ursache anderwärts zu suchen. Anm. d. Redaction.

Bosnien mit erneuter Wuth ausgebrochen ist. Jussuf Pascha wurde erschlagen. Omer Pascha, der nicht nur gegen die Aufständigen, sondern als Renegat auch gegen die Alttürken zu kämpfen hat, mußte sich zurückziehen. Die ungarischen Flüchtlinge, welche unter seinem Commando standen, und 1500 an der Zahl sein sollen, sind schleunigst nach Constantinopel beordert worden. Bem liegt schwer erkrankt darnieder.

Rußlands Arme umschlingen die schöne Europa. △

Neuigkeiten der französischen Literatur.

Die Verwirrung, in welche die Revolution alle Ansichten und Glaubenssysteme gesetzt hat, macht sich auch in der Literatur geltend. Ein merkwürdiger Beleg dieser Verwirrung ist ein Buch von Romieu, welches nicht verfehlt hat, in Paris ein großes Aufsehen zu erregen: l'Ère des Césars. Wie unser Lassaulx ist Herr Romieu vollständig davon überzeugt, daß unsere heutige Civilisation ihren letzten Tag erlebt hat, daß sie unfähig ist, aus sich heraus ein neues Rechtsbewußtsein zu erzeugen. Es sei daher die Zeit gekommen, wo Gewalt allein die Ordnung der Welt herstellen könne, die Gewalt des Schwertes, die schon einmal, im Zeitalter der Cäsaren eine erkrankte Generation gerettet und beherrscht. Diese Paradoxien sind nicht ohne Geist verarbeitet, der freilich nicht directe Hinblick auf den Neffen des letzten Cäsar, dem schon sein Name einen ähnlichen Beruf vorzuschreiben scheint, gibt diesen Ideen noch den Reiz des Pikanten. Viel gefördert wird durch dergleichen nicht. — Eine ähnliche, aber ernsthaftere Schilderung des Zeitalters: l'Époque sans nom, von Bazin, ist durch den kürzlich erfolgten Tod des Verfassers (der sich beiläufig durch seine Histoire de Louis XIII. und durch seine kritischen Arbeiten über Molière einen der ehrenvollsten Plätze unter den französischen Geschichtschreibern erworben hat) wieder in Erinnerung gerufen. Alle diese französischen Satiren reichen nicht an die freilich nur leicht, aber in kühnen, sichern Zügen hingeworfene Darstellung des gegenwärtigen Zeitalters von Fichte, auf die wir um so eher einmal wieder zurückblicken könnten, da die Satire nicht in eine leere Jeremiade verläuft, auch nicht in einen faden Seufzer, an die unbegreifliche Vorsehung adressirt, sondern den Uebergang aus dem Zeitalter der Autorität in das der Freiheit trotz seiner unfertigen und darum häßlichen Formen als einen nothwendigen begreift. — In der französischen Philosophie nimmt die spiritualistische Schule, die sich bisher fast nur mit historischen Forschungen beschäftigte, einen neuen Anlauf. Drei bedeutende Werke: le dictionnaire des sciences philosophiques, bearbeitet von mehreren verdienstvollen Gelehrten, und geleitet von Franck; ein von der Akademie gekröntes Werk von Javary: de la certitude, und eine Einleitung in die Geschichte der Naturwissenschaften im Alterthume: Philosophie spiritualiste de la nature von Henri Martin (Erklärer des Timäus und Herausgeber des Theon Smyrnäus) haben ihr dazu die Bahn gebrochen. Die ältere scholastische Philosophie findet ihre fleißigen Ausleger: Cousin selbst hat sich entschlossen, die Werke Abälard's herauszugeben, und Hauréau hat sich die ungeheure Aufgabe einer Geschichte der Scholastik gesetzt.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Zum Schillerfest.

11. November.*)

Ich beabsichtige nicht eine Strohkranzrede, sondern eine ruhige Erwägung der Frage: in welchem Verhältniß steht Schiller's Poesie ihrem Inhalt wie ihrer Form nach zu dem poetischen Geist der Gegenwart?

Ganz unberücksichtigt bleibt dabei jene Epigonen-Literatur, die von dem Reliquien-Trödel lebt, jene Raritätenkrämer, die mit einem Fleiß, der einer bessern Sache werth wäre, die große Frage untersuchen, wie oft in der Woche Schiller und Göthe die Strümpfe gewechselt haben, nebst andern gelehrten Abhandlungen von ähnlichem Belang. Auch die pseudophilosophischen Commentatoren, die so viel Ideen in seine Werke hineinconstruirt haben, daß sie es für überflüssig hielten, sie zu lesen. Dergleichen ist in einem wesentlich unproductiven Zeitalter von der Pietät gegen einen großen Namen unzertrennlich, und es ist dabei wenigstens einiges Brauchbare zu Tage gefördert worden, wenn auch nicht viel.

Ich will auch nicht auf jene, namentlich in unsern Leipziger Schillerfesten so häufig abgeleierte Ansicht eingehen, daß der Dichter des Marquis Posa im Gegensatz zu dem aristokratisch resignirten Göthe ein Sänger der Freiheit gewesen sei. Sänger der Freiheit in weiterem Sinne waren beide; mit der politischen Freiheit dagegen, wie wir sie verstehen, haben beide nichts zu thun. In den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts hat das Schiller mit so dürren Worten ausgesprochen, daß man blind sein muß, wenn man es nicht sieht.

Ferner lasse ich die erste Periode von Schiller's dichterischer Wirksamkeit aus dem Spiel. Für das Studium jener Periode und des Bildungsganges unsers Dichters sind die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesco, die Gedichte an Laura u. s. w. von großem historischem Werth, ihr politischer Gehalt ist aber sehr gering, und in der Weltliteratur finden sie keine Stelle. Wenn in der all-

---

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit noch einmal auf den neuen Abdruck der Anthologie von 1782 aufmerksam (Heidelberg, Bangel & Schmitt), die wir bereits in Heft 32 besprochen haben.

gemeinen Literaturgeschichte von Schiller die Rede sein wird, so kann damit nur die Zeit seines gemeinsamen Wirkens mit Göthe gemeint sein, die Zeit von 1794 bis 1805. Auf diese beschränkt sich der gegenwärtige Aufsatz.

Ich spreche zuerst von dem Inhalt seiner Poesie.

Die große leitende Idee jener Entwickelungsperiode, als deren vorzüglichste Repräsentanten neben Lessing, Göthe und Schiller wir vielleicht am nächsten noch Herder und Schleiermacher nennen könnten, die eben so von den Philosophen der Zeit, wenn auch in einer durch die Formen des abstracten Denkens bedingten Weise verfolgt wurde, die sich selbst, wenn auch sehr trübe und gebrochen, in den wunderlichen Compositionen der gleichzeitigen romantischen Schule ausspricht, war die Idee der Humanität.

Daß dieses Ideal, zu dessen classischer Form unsere sittlich und ästhetisch zerfahrene Zeit hinaufblicken muß, dennoch nicht ganz das unsere sein kann, daß es sich nicht nur dem Grad, sondern dem Wesen nach von der Aufgabe, die wir uns setzen müssen, unterscheidet, liegt hauptsächlich in zwei Gründen.

Einmal war jene Blüthe der Poesie, deren wir uns an Schiller und Göthe erfreuen, nicht auf dem heimischen Boden gewachsen; sie war theils aus der griechischen, theils aus der gothischen Bildung entlehnt. Der daraus hervorgehende Humanismus war nicht national, sondern kosmopolitisch; sein Auftreten nicht energisch, sondern tolerant.

Sodann waren alle Sympathien der neuen Bildung gegen die Formen gerichtet, die den deutschen Geist bisher erzogen, aber auch gebunden hatten: gegen die französische Aufklärung, die in ihrer Art auch eine Form der Humanität war, und besonders gegen ihre materialistische Zweckmäßigkeitslehre, ihre gleichmäßige, conventionelle, gesellschaftlich verständige Kunstform, und gegen ihren Rationalismus im Gebiet der Poesie. Sie ergab sich im Gegensatz zu dieser nur mit halbem Rechte angefochtenen Bildung dem Cultus der freien, durch eignes Maß, nicht durch sittliche Bande beschränkten Individualität, des von der Wirklichkeit gelösten Ideals (des Reiches der Schatten), und einem durch die Reaction gegen die nüchterne Verstandeswirthschaft erhitzten, vergeistigten Denken und Fühlen, das etwas in's Mystische spielte, wie auch die gleichzeitige Philosophie, die sich die Existenz der Welt erst beweisen wollte, weil ihr die Gewalt des eigenen moralischen Gefühls die einzige unmittelbare Gewißheit war.

Beides will ich im Einzelnen, wenn auch nur andeutungsweise, bei unserm Dichter begründen.

Schon Schiller's Gedichte geben einen Orbis pictus verschiedenartiger Vorstellungen, bei denen es nicht leicht wird, die leitende Grundfarbe zu finden. Zwar herrscht die griechische Bildung vor; nicht allein breitet sich die Mythologie zuweilen auf etwas unbequeme Weise aus, z. B. in einzelnen Versen der Götter Griechenlands, wo sie einigemal geradezu zur Nomenclatur ausartet — ein Fehler,

den Göthe durchaus vermeidet — in dem Spaziergang u. s. w.; nicht allein ist es der unsern heimischen Erinnerungen, Geschichten und Traditionen wesentlich fremde Stoff, der mit einer, nicht aus unmittelbarer Anschauung, sondern aus der Lecture hervorgegangenen Vorliebe und Hingabe behandelt wird, einer Hingabe, die eigentlich nur einem erlebten, lebendig durchgefühlten Gegenstand ziemt, sondern auch die sittliche Idee ist äußerlich hergenommen. — Aber dann kommt auch wieder eine ganze Reihe gothischer Figuren dazwischen, die sich ebenso in ein Maskenspiel verlieren. Man vergleiche z. B. den Ring des Polykrates mit dem Gang nach dem Eisenhammer. Für die moderne Bildung ist in beiden die Pointe gleich unverständlich; dort der Neid der Götter, der bei jedem unerwarteten Glücksfall ein grauenvolles Ereigniß voraussetzt, weil die Unsterblichen keinen ganz Glücklichen dulden mögen, hier die fixe Idee von einem Gottesgericht, das sich in der Esse von ein Paar wüsten Handwerkern manifestiren soll. „Nun, ruft der Graf und steht vernichtet, Gott selbst im Himmel hat gerichtet." Das ist die Poesie eines sinnigen Gelehrten, sie strömt nicht aus dem Herzen. Dazu das Costüm, das, wie hier der katholische Ritus, in dem Fest der Ceres die Eleusinischen Gebräuche, mit einer solchen Virtuosität ausgemalt wird, daß man denkt, das eine Mal rede ein Katholik, das andere Mal ein Heide. Dazu nehme man den ästhetisirenden Katholicismus in der Maria Stuart und die heidnische Schicksalsverwirrung in der Braut von Messina, die mystisch-spiritualistische Grundidee in der Jungfrau von Orleans, von der man gar nicht mehr weiß, auf welche Art von Religion sie eigentlich zurückbezogen werden soll, und die Astrologie in Wallenstein, von der man auch nie recht erfiebt, ob es Spaß oder Ernst ist, denn einmal betrügen den Helden die Sterne, das andere Mal aber reden sie wahr, und er hätte gut gethan, ihnen zu folgen; man nehme dazu die allerdings sehr schöne, sinnige Benutzung des Aeschylus in den Kranichen des Ibykus, in welcher sich aber, ebenso wie in Cassandra und vielen ähnlichen Balladen nur der orientiren kann, der das Alterthum kennt — und man wird zugestehen, daß der Dichter sehr vielen Stoff, den er einer fremden Weltanschauung entlehnt, unverarbeitet gelassen und durch sein humanistisches Princip nicht vermittelt hat. Es ist dieser Stoff nicht aus dem Gefühl, nicht aus der Totalität des Dichters genommen, und er spricht auch nicht zum Gefühl, selbst nicht unmittelbar zur Phantasie, wir lassen uns nur durch den sinnlichen Klang täuschen.

Der Humanismus jener Zeit war tolerant, weil er nicht der Ausfluß eines unmittelbaren, schöpferischen Dranges war, sondern aus der Sehnsucht einer bleichen, „entgötterten" Zeit hervorging. Unser Humanismus ist intolerant, weil er von einem Princip ausgeht.

Für den Verständigen wird es kaum nöthig sein, zu bemerken, daß dies kein Vorwurf gegen Schiller sein soll. Nur die Einfalt kann mit Friedrich dem Großen darüber rechten, daß er sich mit Voltaire lieber beschäftigte, als mit Gott-

sched und Gellert. Der reiche Zaubergarten der griechischen Poesie, der damals eben den Deutschen in seiner wunderbaren Fülle erschlossen wurde, und selbst die bunte, burleske Adelswelt des Mittelalters, auf welche man seit langer Entfremdung zum erstenmal wieder seine Aufmerksamkeit richtete, mußte natürlich ein poetisches Gemüth mehr anziehen, als die leidige lutherische Theologie, welche damals das ganze deutsche Leben erfüllte. Damals mußte der Deutsche ein Weltbürger werden, weil er schicklicher Weise kein Deutscher sein konnte. Aber uns muthe man nicht zu, was damals unvermeidlich war, noch heute unter ganz veränderten Umständen, als Vorbild zu verehren. Seitdem wir uns als Nation gefühlt haben, müssen wir aus dieser romantischen Gräcität und diesem empfindsamen Mittelalter heraus. Der Geist der neuen Zeit ist nicht eine blos chemische Verschmelzung der griechischen und der gothischen Welt, wie es sich die Jenenser Kunstphilosophen vorstellten, und wie es z. B. der Alarkos anstrebt, sondern etwas Neues. Ebensowenig wie unser historischer Genuß am Faust verkümmert wird, wenn wir die moderne Faustpoesie und die Zopfphilosophen, welche Commentare dazu schreiben, gering schätzen. — Denn damals kam es darauf an, der in philisterhaften Verhältnissen verkümmerten Welt große Perspectiven zu öffnen, starke energische Empfindungen mit dem Schmeichellaut einer an Hellas gebildeten Sprache in die Seele zu hauchen; es wäre aber schlimm, wenn man fortfahren wollte, in Fragmenten zu empfinden, zu denken, zu gestalten: Perspectiven haben wir genug, mehr als genug, jetzt brauchen wir Form, ganze Gestalten, ein energisch sich zusammendrängendes Schicksal.

Die Universalität jenes gebildeten, aber energielosen Humanismus kann uns heute um so weniger zum Vorbild dienen, da sie in ihrem Cultus des Originellen, des Besondern, der in der Form der Willkür erscheinenden Freiheit in einer einseitigen Polemik gegen das unmittelbar vorhergehende Zeitalter der Aufklärung befangen war. Freilich gingen Schiller und Göthe, weil ihre Bildung eine höhere und freiere war, darin nicht so weit, als die Dilettantenschule, die, von ihnen angeregt, die Meister bald hinter sich ließ; eine Schule, deren ungesunde Sprößlinge noch immer unter uns wuchern. Göthe und Schiller tändelten mit der Dreieinigkeit, den Eleusinischen Mysterien, der Astrologie, der Incarnation ꝛc., weil sich daran wenigstens eine kühnere Bildersprache knüpfen ließ, als der herrschende Rationalismus und Pietismus es verstattete, aber es fiel ihnen nicht ein, auf diesen Widersinn ihre Weltanschauung zu begründen, ein historisches Gemälde aus Arabesken zusammenzusetzen. Aber weil in dem vorwaltenden materialistischen Interesse die höchsten Anforderungen des Geistes und Herzens unbefriedigt blieben, ließen sie sich in einen Idealismus treiben, der dem Wesen der Natur und der Geschichte, also dem Ideal des wirklichen Menschen, fast ebenso entgegensteht, als das Traumwesen der Mystik.

Wenn gleichzeitig die Kantische Philosophie in dem sogenannten kategorischen

Imperativ der von Leidenschaften, Wünschen und Hoffnungen in beständigen Widersprüchen bewegten Menschheit ein so hartes Gebot der Tugend entgegenstellt, daß schon das Zusammenfallen der Neigung mit der Pflicht als eine Entheiligung der letztern gilt; wenn Fichte die Verkehrtheit der gegenwärtigen Welt nicht anders begreifen kann, als indem er in ihr den nothwendigen, aber häßlichen Uebergang zu dem Reich der vollkommenen Glückseligkeit sieht, in dessen idealem Bilde die Wirklichkeit ihren vollkommenen Gegensatz erkennen muß; wenn man in Romanen, Monologen, und Philosophien aus dieser Welt der Lüge in das verlorene Paradies der Kindheit, der Unschuld, der Natur zurückzukehren trachtet, einer Natur, die nirgend anders vorhanden ist, als in der eigenen Phantasie: — so findet sich bei Schiller dieser Gegensatz der vollkonmenen Welt und der wirklichen nicht blos in den lyrischen Gedichten, in denen dem Menschen, um glücklich zu werden, kein anderer Rath geboten werden kann, als aus der Sinne Schranken zu fliehen, dem Genuß und der Begierde zu entsagen, und das Reich der Schatten zu suchen; in denen die strahlenden Göttergestalten der Ideale, die noch dem jugendlichen Gemüth als Traumbilder leuchteten, sich bang und schüchtern von der Erde abwenden, die für ihren zarten Bau zu wild bewegt und zu sinnlich ist; sondern auch in den Dramen: denn so tüchtig sich der Dichter in der geschichtlichen Welt zu bewegen weiß, so ist es doch nicht die Ueberwindung der Widersprüche durch die geschichtliche Kraft, welche ihn begeistert, sondern das in sich vollkommene Gemüth, das von der Welt nur befleckt werden kann, und das je eher je lieber ihrer Verwirrung entfliehen muß: so stehen dem in den Leidenschaften der Zeit befangenen und darum unvollkommenen Wallenstein nicht allein die vollkommenen Gestalten von Max und Thekla gegenüber, die über den historischen Widerspruch hinaus sind, sondern eigentlich auch die stillen, idyllischen Naturen, wie der alte Gordon; so verlangt die heilige Jungfrau von der Heldin, die ihr als Werkzeug dienen soll, vollständige Reinheit von den menschlichen Trieben, so sind Maria Stuart, Don Carlos, Beatrice u. s. w. bloße Leidensgestalten, die in dieser Welt der Gegensätze untergehen, weil sie zu gut sind für sie; so müssen endlich ein König Philipp, ein Wallenstein, ein Geßler u. s. w. wenigstens einen Punkt haben, an dem die Menschheit sie ergreift, um Gegenstand der Poesie zu werden, und nur personificirte Abstractionen, wie der Großinquisitor, bleiben frei davon.

Dieses Ideal der Humanität, welches Göthe in seinem Egmont, Iphigenie, natürlicher Tochter 2c. den geschichtlichen Mächten entgegenstellt, welches Herder, Jean Paul, Jacobi, Schleiermacher zu predigen nicht müde wurden, kann nicht das unsrige sein. Unsere Götter sind nicht die seligen, thatlosen des Olymp, sondern die kämpfenden und schuldig leidenden Erlöser der Menschheit, Prometheus, Herkules, Christus.

Wir würden aber in unserm Urtheil einseitig sein, wenn wir die Berechtigung

dieses Idealismus, gegenüber einer neuen, dämonischen Schule, mehr von Kritikern als von Dichtern, verkennen wollten, die nur die Kraft feiern und in ihrer genialen Paradoxie eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen Gut und Böse zur Schau tragen; die, auf den Vorgang eines großen Denkers sich stützend, die Freiheitsliebe der Athener als unberechtigt gegen den historischen Beruf eines Alexander proclamiren, die Innocenz, Robespierre und Alba als Helden verehren, weil sie sich in der Verfolgung ihrer fixen Ideen durch kein Blut irre machen ließen, ja die zuletzt die Höhe des Heldenthums nach dem Grade abmessen, in welchem man die Menschlichkeit von sich abstreift. Gegen diese toll gewordene Genialität sollen uns Göthe's und Schiller's Ideale ewige Warnungszeichen bleiben, die uns daran erinnern, daß, wo die Menschheit aufhört, auch der Dichter nichts zu thun hat.

Ich beschränke mich auf diese kurze Andeutung, und gehe auf die zweite Frage über: wie sich Schiller's Kunstform zu der Anforderung unserer Zeit verhält?

In einer Seite seiner Thätigkeit ist er noch immer zu wenig gewürdigt: ich meine die ästhetischen Abhandlungen. Mit Recht hat man diesen einen zu großen Aufwand von rhetorischem Pathos vorgeworfen; man kann noch hinzufügen, daß der Tact, den er in seinem Urtheil bewährt, nicht immer so treffend ist, als seine Reflexion, z. B. in seiner Kritik über Matthison's Gedichte, aber troß dieser Vorwürfe ist er noch ziemlich allen unsern Kritikern als Muster aufzustellen. Unsere heutigen Kritiker, wenn sie nicht als gute Feuilletonisten sich damit begnügen, über den vorliegenden Gegenstand allerlei schöne Dinge zu sagen, die nicht zur Sache gehören, urtheilen entweder, wie Tieck und Börne, nach dem bloßen Instinct, nach Einfällen, Launen und Stimmungen; oder sie haben eine solche Virtuosität im Construiren einer poetischen Idee, daß sie mit gleicher Vorliebe das Gute wie das Schlechte reproduciren, daß sie vollständig vergessen, wie die Hauptaufgabe der Kritik ist, zu billigen oder zu mißbilligen, die Hauptaufgabe der ästhetischen Theorie, die leitenden Grundsätze für diese Kritik herzugeben; daß, wenn sie einmal urtheilen, dieses Urtheil nicht aus ihrer Construction, sondern wieder aus Laune und Stimmung entspringt. In dieser falschen Objectivität sind nicht nur unsere halbgebildeten Philosophen befangen, sondern auch Männer, wie Gervinus, der in seiner Reproduction der Shakespeareschen Stücke vollständig vergißt, daß er es nicht mit Naturphänomenen, sondern mit Erfindungen des menschlichen Witzes zu thun hat. —

Die lyrischen, oder, wenn man will, didactischen Gedichte Schiller's sind in ihrer Art ein Maximum. So reiche Gedanken, mit vollkommener Methode entwickelt, und doch in einer wesentlich poetischen Form ausgedrückt, wie die Götter Griechenlands, die Künstler, das Ideal und das Leben, der Spaziergang u. s. w., stehen über der capriciösen Reflexionslyrik unserer Tage, die alles Maaß und alle Form verloren hat, die den Gedanken in Bildern erstickt, statt ihn auszudrücken, ebenso erhaben, als Schiller überhaupt über unsern Poeten.

— Ein Vorbild können sie uns dennoch nicht mehr sein. Die poetische Explication eines Gedankengangs ist immer ein Luxus, der dem eigentlichen Beruf der lyrischen Poesie, Empfindungen zu gestalten, nicht entspricht; die geringe Popularität jener Gedichte bethätigt es durch den Erfolg. —

Ich komme auf den Hauptpunkt, auf die Dramen. — Bekanntlich gehörte es eine Zeitlang zum guten Ton, Schiller's dramatisches Talent gegen Göthe herabzusetzen. Um ein richtiges Urtheil darüber zu gewinnen, muß man die Stücke nicht lesen, sondern sehen. — Beide Dichter haben darin gewetteifert, undramatische Stoffe zu behandeln. Fast möchte ich Schiller darin den Preis zuerkennen. Zwar sträubt sich Götz, Egmont, Tasso, die natürliche Tochter, so sehr als möglich gegen eine dramatische Darstellung, aber z. B. die letzten Acte von Maria Stuart und Wilhelm Tell übertreffen sie darin weit. Jeder andere Dichter wäre damit gefallen, denn es ist gar keine Spur von Spannung mehr darin. Und Schiller versteht doch noch, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, das Interesse rege zu erhalten.

Schiller's dramatisches Talent im Einzelnen zu analysiren, reicht hier der Raum nicht aus; ich will nur auf Einzelnes aufmerksam machen. — Kein Dichter versteht so gut, den poetischen Grundton zu treffen, der für die Stimmung des Ganzen paßt — gleichsam das Klima, in dem diese bestimmte Pflanze gedeiht. Im ganzen Tell glauben wir Alpenluft zu athmen. Und Schiller hat nie die Schweiz gesehen. Ich meine nicht blos die glänzende Localfarbe in der Einleitung, der Rütliscene, dem Schluß, sondern die Art und Weise, wie diese tüchtigen, aber schwer in Bewegung zu setzenden Bauern mit einander verkehren, wie sie denken und empfinden. — Der militärische Geist in Wallenstein ist unnachahmlich schön wiedergegeben; das Lager, die Zusammenkunft der Generale im 1. Act (welcher andere Dichter könnte dergleichen poetisch beleben!), das Banquet, die Deputation der Kürassiere; dazu der leise, aber höchst wohlthuende Humor, mit dem die einzelnen Nebenfiguren sich abschattiren, z. B. Illo, Isolan, der Kellermeister, und über dies bunte, kriegerische Getümmel anfangs unmerklich, dann immer deutlicher hervortretend, ein düsterer Nebel verbreitet, der uns zum tragischen Ausgang stimmt. — Wie verschieden davon, und wieder wie angemessen zum Stoff der unheimliche, etwas schwärmerische Ton in der Braut von Messina.

Eine zweite Seite ist die Fähigkeit, scheinbar ganz äußerliche Thatsachen, Erzählungen, Verhandlungen mit der Seele der betheiligten Personen in Verhältniß, und dadurch in Bewegung zu setzen. Die Erzählung des schwedischen Hauptmanns, die Unterhandlung Wallensteins mit Wrangel, der Jungfrau mit Burgund, der Königin Elisabeth mit ihren Räthen, ja Philipp's mit dem Großinquisitor (eine Scene, die man lächerlicher Weise ausläßt, da in ihr die Pointe des Stücks liegt) gehören dahin. Trotz seiner geringen Bühnenkenntniß, die ihn

zuweilen, in Aeußerlichkeiten, zu den sonderbarsten Mißgriffen verleitet, fühlt und gestaltet Schiller fast immer dramatisch.

Wie wunderbar versteht er es ferner, das Gefühl einer großen Krisis zu erwecken und sinnlich darzustellen! So die Scene, in der die Jungfrau ihre Ketten bricht, die Trennung zwischen Max und Wallenstein, die Reihenfolge der Stimmungen vor Wallensteins Tod, der Streit der beiden Königinnen in Maria Stuart. Wo es gilt, die Seele in Bewegung zu setzen, zeigt er sich überall als Meister.

Ich breche dabei ab. Ich halte diese Bemerkungen nicht für überflüssig, weil Schiller in einem solchen Rufe der Classicität steht, daß wir ihn in der Regel mit unsern Gymnasiastenjahren abfertigen, wo man ihn in Bausch und Bogen bewundert, gewöhnlich um seiner Fehler willen, ohne das, was ihn eigentlich auszeichnet, würdigen zu können. Später läßt man es dann gewöhnlich bei dieser allgemeinen Anerkennung.

Die erwähnten Vorzüge lassen sich eher beschreiben, als nachahmen. Auf seine Nachfolger hat Schiller sehr unglücklich gewirkt. Sie haben sein Pathos, seine Declamationen, seine bonnes sorties, seine Phrasen und mitunter seine kleinen Witze wiedergegeben; was er geleistet, haben sie kaum empfunden. — Später ist man dann zur Erkenntniß dieser Fehler gekommen, und hat das Gute darüber vergessen.

In unserer Zeit geht das Streben der dramatischen Kunst nach zwei Richtungen auseinander, die auch in Bezug auf die Stellung, die Schiller zur Entwickelung derselben einzunehmen hat, sich zu widersprechen scheinen. Einmal will das Publicum große historische Anschauungen; ein Pathos, das über blos subjective Gemüthsrichtung hinausgeht, bedeutende Perspectiven in die Weltgeschichte, Bewegungen der Masse, die an den Individuen nur ihren Träger hat. Dann aber ebenso Vereinfachung und Concentration des Interesses auf einzelne, leicht zu übersehende, und in ihrer Eigenthümlichkeit prägnant ausgeführte Charaktere, Klarheit und Durchsichtigkeit der Handlung, strenges Festhalten an dem Gesetz der Spannung, das in der Schiller-Göthe'schen Zeit in dem ersten Gefühl der Freiheit von den Fesseln der Convenienz und Tradition übertreten wurde.

Der Dichter, welcher diese beiden, freilich schwer zu vereinigenden Anforderungen gleichmäßig befriedigt — historische Bedeutung und classische Einfachheit — wird die nächste Phase der dramatischen Kunst darstellen; er wird Göthe und Schiller überwinden, und die deutsche Poesie in die verlassene Bahn der reinen Kunst zurückführen, ohne ihren Reichthum aufzugeben. J. S.

Niels W. Gade.

Neben Mendelssohn und Schumann lebte in Leipzig während der Jahre 1844—48 der Componist Niels W. Gade aus Kopenhagen. Er war wenige Zeit vorher noch ganz unbekannt in Deutschland, denn die kleinen Stücke, welche von ihm in scandinavischen Sammelwerken erschienen, waren nicht von genügender Bedeutung, um über die Ostsee nach Deutschland zu dringen. Erst da zog er die Augen der Musiker auf sich, als er seine Ouverture zu Ossian herausgegeben hatte, eine Composition, für welche er von der dänischen Regierung das Reisestipendium erhielt. Im Gewandhause zu Leipzig wurde sie das erste Mal im Winter 1842 aufgeführt und erlangte ihrer Eigenthümlichkeit wegen den entschiedensten Erfolg; solche nordische Tonweisen und diese nationalen Klänge waren noch nie in deutschem Raume gehört worden. Es that dem Publicum wohl, nachdem es seit Jahren unaufhörlich in dem glühenden Strome der Beethoven'schen Muse hatte schwimmen müssen, zur Abwechselung ein kaltes Sturzbad in den Eisbergen des Nordens zu genießen. Bald darauf erschien die erste Sinfonie in C-moll, welche, von Mendelssohn warm befürwortet und mit dem Orchester sorgfältig einstudirt, gleichen Beifallssturm erregte. Durch diese beiden Erfolge war Gade's Ruf in Leipzig gegründet; der Enthusiasmus stellte ihn neben Mendelssohn und machte Schumann's Fähigkeiten und Leistungen ihm gegenüber fast zweifelhaft. Der gute Eindruck seiner Werke wurde im Jahre 1844 durch sein persönliches Erscheinen in Leipzig wesentlich gesteigert; er war jung, von bescheidenem, freundlichem Benehmen, und, was die Hauptsache erschien, seine Gesichtszüge führten dem Beschauer unwillkürlich Mozart's schönes Profil vor die Seele, obgleich die unbeweglichen Mienen und das starre Auge bald wieder von dieser Aehnlichkeit abzogen und an den Norden erinnerten. Gade wurde schnell der Mignon Mendelssohn's, will heißen: des Leipziger Publicums; er ist das letztere eigentlich bis auf diesen Augenblick geblieben, wenigstens in einzelnen musikalischen Kreisen, obgleich sich auch schon manche Stimme gegen ihn erhoben und der Ketzerei schuldig gemacht hat. — Eine zweite Sinfonie (E-dur) erschien von ihm noch im Laufe des Winters von 1844. Auch diese wurde sogleich zur Aufführung gebracht und erlangte ebenfalls lebhaften Beifall, doch einen minderen, als die erste; das Publicum war nämlich enttäuscht, es hatte wieder die rauhen Gesänge nordischer Skalden erwartet, um sich in seinem Innern behaglich von Schauer und Grausen durchschütteln zu lassen, aber es fand nur wenig Schauerstoff in dem neuen Werke, es war modernes Empfinden darin, die Musik zeigte anständige Bildung und war fast zahm. Frischer und origineller, und als ein Ausfluß der Nationalität des Componisten erschien wieder die Ouverture „Im Hochland". Sie ist ein Pendant zu der Ouverture „Ossian",

eine einzelne Skizze des großen Ganzen, welches in der letztgenannten Ouverture geschildert sein soll. Gade scheint ein großer Verehrer von Ossian, denn noch zu einem dritten größern Werke entnahm er den Stoff aus dieser Dichtung, dies ist: Comala, dramatisches Gedicht nach Ossian, für Solo, Chor und Orchester (op. 12). Diese drei Compositionen nächst der ersten Sinfonie in C-moll sind ohne Zweifel die achtenswerthesten, es herrscht in ihnen keine Künstelei, kein Spiel mit inhaltslosen Phrasen, der Künstler hat seine Natur, seine Empfindungen und die Eigenthümlichkeiten seiner Nationalität einfach und wahr niedergelegt. Die Concertouverture in C (Nr. 3) und die dritte Sinfonie in A-moll, deren dritter Satz davon auszunehmen ist, bewegen sich im Ganzen wieder in der Richtung der Sinfonie in E-dur, es sind Versuche in der deutschen Schule, welcher sich der Componist mit allen Kräften anzubequemen sucht.

Von Kammermusik sind drei Compositionen zu erwähnen: eine Sonate für Violine und Pianoforte, ein Quintett und ein Octett für Streichinstrumente; für Clavier zu vier Händen: Nordische Tonbilder, in Form von kleinen Charakterstücken, und drei Clavierstücke in Marschform; von reinen Gesangswerken einzelne Hefte für Männerchor, gemischten Chor und Duetten für zwei Frauenstimmen mit Pianofortebegleitung. Eine komische Oper in dänischer Sprache, im Sommer 1849 in Kopenhagen aufgeführt, ist in Deutschland bis jetzt weder aufgeführt, noch durch den Druck bekannt worden, so daß sie ganz außer dem Kreise dieser Besprechung bleiben muß.

Schon aus den kurzen Andeutungen zu seinen aufgezählten Tonwerken geht hervor, daß Gade vor allen Dingen die Consequenz der Grundsätze in der Production vermissen läßt. So lange er sich naiv, gleichsam instinktmäßig der Ausübung seiner Kunst hingibt, schreibt er mit Glück und Geschick; sobald er darnach strebt, die Mängel seiner nationalen Musik durch fremde Hilfsmittel zu verbessern, wird er schwach und matt. Wohl fühlte er, daß eine Musik, blos auf die charakteristischen Tonweisen seiner nordischen Heimath basirt, durch die Monotonie und Uebereinstimmung der Motive und die daraus entspringende Einseitigkeit der Harmonisirung für die Länge der Zeit kein ersprießliches Feld einer gebildeten Kunstthätigkeit darbiete, und daß es sogar eine zeitliche Grenze gebe, wo die Sättigung des Publicums jedem erfolgreichen Fortarbeiten eine unübersteigliche Schranke aufbauen müsse. Deshalb warf er sich mit Wärme der deutschen Schule in die Arme; er versuchte beide Weisen mit einander zu verschmelzen, ja er ging noch weiter, indem er allen und jeden Scandinavismus über Bord warf und die deutsche Schule allein zu seiner Leiterin auserkor. Das Ergebniß dieses Strebens ist bis jetzt kein ganz günstiges gewesen; ob er sein Ziel in der Folge erreichen wird, darüber läßt sich bis jetzt kein sicheres Urtheil fällen, obwohl sich auch hier der alte Spruch zu bewähren scheint: ne naturam furca expellas! Ein wirklicher Vorwurf läßt sich Gade wegen dieses Strebens nicht machen, im Gegen-

theil gereicht es zu seinem Lobe, daß er das als mangelhaft Erkannte mit dem einzig möglichen Mittel zu verbessern suchte. Er ist Germane, wenn auch nordischen Stammes; ihm war es darum eher vergönnt, als jedem andern Ausländer, die Engländer selbst nicht ausgenommen, den Ernst und die tiefe Kunst der Deutschen zu verstehen, so weit als möglich sich anzueignen und annähernd treu wiederzugeben. Die musikalische Bildung, welche die scandinavischen Länder ihren Kindern angedeihen lassen, ist außerdem ganz auf die Classicität des stammverwandten Landes gegründet und von den deutschen Meistern geleitet worden. In Kopenhagen selbst haben sich seit Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts zwei deutsche Kapellmeister, Kunzen und Kuhlau, große Verdienste um die Musik erworben, auch ihr Nachfolger, Gläser, ist ein deutscher Künstler. Von einer dänischen oder nordischen Nationalmusik, im höhern Sinne des Wortes, durfte deshalb bis jetzt nicht die Rede sein, denn auch die Versuche, welche früher von Kunzen zur Gründung einer Nationaloper unternommen wurden (er schrieb mehrere dänische Opern: Holger Danska, Hamelichden, Naturens Roß, Erik Ejegad ꝛc.) sind erfolglos geblieben, da sie keine Lebenskraft in sich hatten und von nordischer Musik nichts weiter bieten, als eben nur einige Motive. Kuhlau's dänisches Liederspiel: Elvenhojen erregte lange Zeit in Kopenhagen Furore; es enthielt viele Volksgesänge und hat ein nationaleres Gepräge, als Kunzens Opern. Auch Hartmann und nach ihm Saloman betraten diesen Weg; der Erstere blieb trotz einzelner glücklich angebrachter Aeußerlichkeiten in der deutschen Richtung; der Letztere machte Furore zu einer Zeit, in welcher das ausschließliche Dänenthum eben im Entstehen war, muß aber unter den hier angeführten Musikern als der schwächste angesehen werden.

Da die hier genannten Vorgänger Gade's trotz ihrem guten Willen nicht vermochten, sich in eine nordische Kunstanschauung zu vertiefen, da das specifische Deutschthum zu gewaltig in ihren Compositionen hervortrat und selbst die Volkslieder unter ihren Händen viele Züge ihrer Eigenthümlichkeiten verloren, so würde, wenn überhaupt die Rede von einer nordischen Schule der Musik sein kann, ihr Entstehen von dem Auftreten Gade's zu datiren sein, denn er allein hat es bis jetzt verstanden, die rauhen, harten, melancholischen Weisen seiner Heimath für die höhere Kunstform zu verarbeiten, sie in Beziehung auf Rhythmus und Melodie charakteristisch hinzustellen und durch die Kunst zu idealisiren. Es ist dies als ein Zeichen von der Tiefe und Bedeutung dieser Melodien zu betrachten; die Verwandtschaft des Nordens mit deutscher Empfindungsweise zeigt sich auch in dem Reiche der Tonkunst. Freilich ist das deutsche Motiv ausschließend zu kunstreichen Verwebungen, zu tiefern Combinationen, zu geistreichen Umgestaltungen geeignet und alle Kunstwerke, die wirklich mit diesen Eigenschaften ausgerüstet sind, gehören nur dieser Nation an. Wenn in der neuern Zeit einzelne Italiener, Franzosen und Engländer tiefer Gedachtes und Erhabenes leisteten, so war dies

immer eine Wirkung der deutschen Schule, deren ernsthaftes Studium sie auf einen Standpunkt brachte, daß sie in der Musik fast deutsch denken und schreiben lernten. Im vollsten Maße wird dies einem Ausländer nie gelingen, weil jeder Mensch für sein ganzes Leben bis zu einem gewissen Grade von den Ideen abhängig bleibt, die seinem Stammvolke eigenthümlich sind, am meisten in der Sphäre des unmittelbaren Empfindens. Auch bei stammverwandten Nationalitäten werden diese Unterschiede nicht ganz wegzubannen sein, und so findet sich in Gade's Art und Weise, Musik zu denken und zu schreiben, Charakteristisches und Abweichendes in Menge, wenn auch die Grundsätze und das Muster der deutschen Schule bei ihm deutlich genug in den Vordergrund treten. Die nordische Schule, wie sie Gade geschaffen und wie sie vielleicht Nachfolger von ihm weiter ausbilden werden, wird, wie die deutsche, sich durch Ernst und Tiefe auszeichnen, mangeln wird ihr aber gewiß der Reichthum des Gemüths, die Zartheit und Innigkeit des Ausdrucks. Ihre starren Melodien gestatten nur eine einseitige Charakterzeichnung, nur eine beschränkte Art der Modulation; sie enthalten in sich keine Fügsamkeit für die höhern contrapunktischen Gestaltungen. Durch diese Sätze soll eine Charakteristik der Gade'schen Musik ausgesprochen werden, wie sie sich findet in seiner ersten Symphonie in Moll, in den beiden Ouverturen „Ossian" und „Im Hochland", und in dem dramatischen Gedicht Comala.

Diese vier Werke ruhen auf gleicher Basis, sie charakterisiren uns die rauhe kalte Poesie des Ossian, dessen seltsame Nebelwelt freilich ein Erzeugniß sentimentaler germanischer Bildung ist, und ihre Tonweisen klingen in unserer Zeit wie eine Erinnerung an die Edda und die Gesänge der alten Germanen in den Hainen Odin's und Freia's. Eine kleine Abweichung von den melancholischen, großen scandinavischen Gebilden macht die Ouverture „Im Hochland", welche in ihren Motiven und ihrer viel heitern Färbung an Walter Scott's Schilderungen des schottischen Hochlandes erinnert; ihre Zierlichkeit, Behendigkeit und Durchsichtigkeit gereicht ihr jenen andern Werken gegenüber zum großen Vortheil, darum muß man diese Ouverture als eine gute Einleitung zur Bekanntschaft mit dem Componisten empfehlen. Bis jetzt ist ihr auch nirgends in Concertinstituten ein Hinderniß entgegengestellt worden; das Fremdartige ist in ihr nicht überwiegend, und wo es hervortritt, geschieht dies auf so bescheidene und gewinnende Weise, daß man es willkommen heißt und sich gern fesseln läßt. Schon befremdender wirkt die Ouverture zum Ossian mit ihren düstern Klängen, ihrer kalten Luft. Ein wirklich wohlthuendes und erhebendes Gefühl erregt sie nicht, es ist, als ob man den nordischen Sänger unter lichtarmem Himmel zwischen den dunklen Föhren dahinschreiten sähe. Das ganze Gemälde ist monoton und farblos, dennoch aber macht es den Eindruck der Wahrheit, denn der zu Grunde liegende Stoff gestattete keine wärmere Behandlung. Man wird unwillkürlich an eine Ouverture Mendelssohn's erinnert: die Fingalshöhle oder die Hebriden, ja es ist sogar

nicht unwahrscheinlich, daß Gade von ihr den Anlaß zu seiner Schöpfung genommen, wie überhaupt jener Componist vielfach, sowohl fördernd als hemmend, in die Thätigkeit Gade's eingreift. Der Unterschied zwischen beiden Werken ist leicht zu finden, er ist der schon oben angedeutete zwischen der deutschen und nordischen Musik: Mendelssohn's Motive sind glänzender und freier, zu kunstreichen Verwebung geschickter, zu reicher Harmonisirung verwendbarer.

Die erste Symphonie in C-moll vertritt den specifischen Scandinavismus und stellt denselben so urkräftig dar, daß sein Erscheinen beinahe die Empfindung des Schreckens in dem Zuhörer erregt, der nicht darauf gefaßt war, so plötzlich in eine ganz andere Art, zu denken und zu fühlen, hineinversetzt zu werden. Es ist deshalb leicht erklärlich, daß das Concertpublicum vieler Orte sich mit dieser Composition durchaus nicht einverstanden erklären wollte, und daß die bittersten, absprechendsten Urtheile laut wurden. Ein Cölner Kritiker spricht „von einer Masse lächerlichen, gesuchten und breitgetretenen Zeuges", daß besonders „das Finale ein ekelhaft betäubendes Blechgetöse mache". Diese übertriebenen, aus Opposition entspringenden Ausdrücke enthalten einiges Wahre. Der Kritiker wußte sich in das Abweichende der Gade'schen Motive nicht hineinzufinden; was er lächerlich und gesucht nennt, ist nur fremdartig, aber schwerer in die Wagschaale fällt der Vorwurf, daß der Componist Unbedeutendes zu breit trete. Die Sinfonie leidet allerdings in ihrem ersten und letzten Satze an mancherlei lästig fallenden Längen, die um so mehr ermüden, als nicht immer vollständig ausgesprochene Motive in verschiedener Behandlungsweise wiederkehren, sondern kurze, willkürlich herbeigeholte Phrasen, deren eine die andere verdrängt, die in ihrer Zusammenstellung keine Beruhigung, keinen vollständigen Sinn gewähren. In den beiden andern Sinfonien tritt dieser Uebelstand noch mehr hervor, und es wird später noch einmal die Rede davon sein. Andere Fehler darf man mit Recht dieser Sinfonie nicht nachsagen, denn auch das angefeindete Blechgetöse ist weder so übermäßig, daß man es verhöhnen darf, noch ist es so unmotivirt für den, welcher Verstand genug besitzt, die Absichten des Tondichters zu begreifen. Der letzte Satz der Sinfonie ist besonders stark instrumentirt; die alten felsenherzigen, trotzigen Helden des Nordens dürfen mit Recht ein wenig laut reden, zumal sie nicht von Liebe girren, sondern einen Schlachthymnus anstimmen; es ist so etwas wie Berserkerwuth in ihnen und diese läßt sich keine Zügel anlegen. Der erste und zweite Satz der Sinfonie sind milder gehalten, doch weichen sie nicht von dem Charakter des letzten Satzes ab und dürfen als richtige Vorbereitung zu dem Finale angesehen werden. Der erste ist an Motiven arm, und die wenigen, welche hervortreten, sind kalt und starr, die Instrumentation allein trägt einiges Leben hinein und bietet eine Entschädigung für die Magerkeit der Gedanken. Das Scherzo hat lebendige, rhythmische Motive und zeichnet sich in der Instrumentation noch mehr aus, als der erste Satz, in ihm liegt das am meisten Bestechende des

ganzen Werkes. Nicht in vollkommene Uebereinstimmung mit den andern Sätzen läßt sich das Andante bringen; das nordische Bewußtsein ist hier wie durch einen Zauber zurückgedrängt, das deutsche Element, in seinem Urtypus Mozart, strömt hervor und geberdet sich recht angenehm und lieblich, das Ganze ist wie eine Oase aus südlicherem Himmel, mit glänzender Vegetation, hineingeschmuggelt in die felsumragten Fluren Norwegens.

Das dramatische Gedicht Comala enthält folgende Episode aus Ossian: Comala, die Tochter Sarno's, des Königs von Innistone, in heftiger Leidenschaft zu Fingal, dem König Morwen's, entbrannt, folgt ihrem Geliebten in Kriegerkleidung auf einem Kriegszuge gegen den König Caracul von Lochlin. Fingal läßt Comala am Tage der Schlacht auf einem Berge an den Ufern des Carun zurück, von welchem sie das Schlachtfeld überschauen kann, und verspricht, wenn er siege, am Abend dahin zurückzukehren. Comala, von bangen Ahnungen erfüllt, harrt auf Fingal's Rückkehr; im Brausen des Sturmes erscheinen ihr die Geister der Ahnen, welche nach dem Schlachtfeld ziehen, um die Seelen der Gefallenen heimzuführen. Sie wähnt die Schlacht verloren und Fingal getödtet; von Schmerz überwältigt, stirbt sie. Fingal, als Sieger aus der Schlacht heimkehrend, erfährt von den klagenden Jungfrauen den Tod der Geliebten; trauernd fordert er die Barden auf, sie im Gesange zu preisen, und die Chöre der Jungfrauen und Barden geleiten die scheidende Seele zu den Wohnungen der Väter.

Die Anordnung der einzelnen Scenen gibt dem Componisten reiche Veranlassung zur Entfaltung der verschiedenartigsten musikalischen Wirkungen; der Held Fingal, die liebende, ahnungsbange Comala, die Chöre der Krieger, die Schaaren der Geister bieten Stoff zu den contrastirendsten Charakterzeichnungen. Gade hat seinen Text verstanden und nichts versäumt, um ihn von der ergiebigsten Seite anzubauen, er fand in ihm eine gute Gelegenheit, seine heimathlichen Weisen auf Gestalten überzutragen, die nur auf diese Art richtig gezeichnet werden konnten. Diese eigenthümliche, nationale Behandlungsweise ist nicht blos auf die Einzelgesänge Fingal's und Comala's übergetragen, sie tritt auch in den Chören hervor, am meisten in dem Geisterchor, in welchem sich eine hohe Genialität der Erfindung offenbart.

Als bester Erfolg Gade's ist bis jetzt noch diese Comala zu nennen; den Werken, welche ihr folgten, mangelt im Vergleich zu ihr der tiefere Inhalt und die Entschiedenheit des Charakters, sie sind gesucht und reflectirt, und der schon früher angedeutete Fehler, statt mit vollständig ausgearbeiteten Motiven, nur mit kurzen Phrasen, von geringem Umfange zu arbeiten, und diese ohne bestimmten Grund an einander zu heften, verdient hier noch schärfere Rüge, als in der ersten Sinfonie. Freilich sind nur wirklich Kunstverständige, in die Construction größerer Musiksätze Eingeweihte, im Stande, diesen Mangel zu erkennen, für den Dilettanten, dem diese Geheimnisse verschlossen sind, wird sich kein richtiger Standpunkt der

Beurtheilung finden lassen, zumal in dem vorliegenden Falle eine Täuschung ihm die Augen blendet. Diese Täuschung besteht in Gade's Weise, zu instrumentiren; er übertrifft darin Schumann, ja selbst Mendelssohn, denn wenn dieser auch feinere Effecte zu erzielen wußte, so zeichnet sich Gade doch durch größere Mannigfaltigkeit und durch einen gewissen Pomp aus. Besonders diese letzte Eigenschaft ist es, welche bis jetzt verführt hat, die so schön ausgeschmückten Phrasen zu überschätzen und in ihnen einen Sinn und eine Bedeutung zu suchen, die keineswegs darin liegt. Die Enttäuschung hat übrigens bereits begonnen, wenigstens haben die letzten Aufführungen der Ouverture in C-dur (No. 3) und der E-dur Sinfonie im Publicum hier und da Verwunderung hervorgerufen, wie man jemals in so enthusiastischen Beifallsäußerungen sich habe ergehen können. Die Ouverture in C-dur, offenbar in der Absicht entstanden, einen Pendant zu Beethoven's op. 124 zu geben, besteht nur in einem Aneinanderreihen einzelner kleiner Sätzchen, ein wirklich ausgesprochenes Motiv bietet nur der Mittelsatz, und dessen Kraft besteht mehr im Rhythmus, als in der Melodie. Diese Schwächen sind sorgsam überdeckt durch eine pomphafte Instrumentation, durch einen Aufwand von Orchestermitteln, in so übertriebenem Maaße angewendet, daß am Schlusse derselben der Hörer kein anderes Gefühl übrig hat, als das der Uebersättigung. Die kurze Recension eines Musikers, der sie als Ouverture vor das Lustspiel „Viel Lärm um Nichts“ gestellt wissen wollte, ist zwar hart, aber fast wahr.

Die zweite Sinfonie in E leidet an denselben Fehlern, nur treten sie nicht so offen heraus. Das Thema des ersten Satzes besteht aus dem zweiten Takte der Schubert'schen C-dur Sinfonie; es kehrt unaufhörlich wieder, wenn auch in der Schreibweise und in der Instrumentation modificirt. Kunstreiche, contrapunktische Verwebungen und Combinationen fehlen in der Durchführung; lose neben einander gestellte Reminiscenzen vermögen diese Mängel nicht zu ersetzen. In diesem Werk zeigt sich am deutlichsten Gade's geringe Neigung zu kunstreicher Verarbeitung; er liebt das Großartige und Einfache, vermag es aber nur durch den Pomp der Instrumentation herzustellen. Der zweite und dritte Satz, Andante und Scherzo, sind in ihren Motiven besser, der letzte Satz ist eine bloße Nachahmung aus der ersten Sinfonie: nordische Volkslieder bilden seinen Hauptinhalt, wirken aber hier weniger, weil sie nicht mehr so originell und neu erscheinen. In der dritten Sinfonie in A tritt das deutsche Element in den Vordergrund, doch ist in ihrer Construction kein wesentlicher Fortschritt. Hervorzuheben sind aus ihr der zweite Satz, Andante, und der dritte, ein Charakterstück in höherer Tanzform, die Melodien mit wenig nordischem Anstriche, die Instrumentation voll der feinsten und zartesten Schattirungen.

Gade's Werke für Kammermusik bieten nach den bis jetzt besprochenen größern Tonstücken keine besondere Veranlassung zu nähern Erörterungen; die frühern schließen sich mehr der Periode an, welche sich auf seine Nationalität basirt, sein

letztes Octett für Streichinstrumente hingegen trägt mehr die Züge der A-moll Sinfonie an sich und dürfte unter den Werken, die nach den Grundsätzen der deutschen Schule gearbeitet sind, als das vorzüglichste zu betrachten sein. Wie im vollen Orchester, so ist auch in der Kammermusik seine Art zu instrumentiren gewandt und äußerst wirkungsvoll; die praktischen Erfahrungen, welche ihn sein langer Aufenthalt im Orchester selbst sammeln ließ, (er war früher Violinspieler in der Kopenhagener Capelle) verwerthet er jetzt mit großem Erfolge. Von geringerem Belange sind seine Gesangcompositionen, sie zeigen seine Schwäche in Erfindung fließender, singbarer und ansprechender Melodien, wozu noch kommt, daß seine mangelhafte Kenntniß der deutschen Sprache ihn zu mancherlei falschen Declamationen und Schwerfälligkeiten verleitete.

Wohl darf man von der Zukunft Gade's viel Gutes hoffen, er ist noch jung und rüstig, und an Aufmunterung zum Schaffen, sowie an Freunden, die sich für seine Leistungen interessiren, fehlt es ihm nicht. Kopenhagen schätzt ihn hoch, und seine Landsleute bestreben sich, den ersten bedeutenden Tonkünstler, der unter ihnen geboren wurde, zu ehren. Die Schwierigkeiten, mit denen Gade zu kämpfen hat, sind nicht äußerliche, sie bestehen vielmehr darin, daß seine Nationalität und seine Erziehung ihn auf eine Bahn gewiesen haben, auf welcher er keinen andern Wegweiser zu finden vermag, als sich selbst. Sehen wir zu, ob er sein schwieriges Ziel erreicht, oder ob er aus Mangel an Kraft auf halbem Wege stehen bleibt.

Die Kriegszüge der Tyroler Schützen im Jahre 1848.

Zu den Begebenheiten aus dem Jahre 1848, welche am wenigsten bekannt sind, gehört die Vertheidigung Tyrols gegen die wälschen Einfälle. Es sei mir daher gestattet, für dieses dunkle Blatt deutscher Geschichte Einiges aufzuzeichnen.

Die Piemontesen und die wälschen Freischaaren, welche nach dem Rückzug Radetzky's auf Verona die Südgrenze Tyrols aus dem Brescianischen, die Insurgenten und Kreuzzügler, die sie bei Valarga und aus den Sette Comuni bedrohten, störten auch den Gouverneur zu Innsbruck in seiner behäbigen Ruhe. In seiner leidenschaftlichen Vorliebe für die deutsche Bewegung sah er bereits entsetzt die Schaaren Hecker's mit Schwert und Brandfackel über Würtemberg und Baiern wie einen Lavastrom hereinbrechen. Er errichtete sonach, wie es in der guten alten Zeit bräuchlich gewesen, in Innsbruck eine ständische Schutzdeputation. Dies Institut stammte aus den Zeiten der Landsknechte Kaiser Max I., der für seine vielen Kriege zur Vergrößerung der habsburgischen Erblande die nöthigen Truppen vom deutschen Reich nicht erhalten konnte; im Land-

libell von 1511 hatte er den Tyrolern alte und neue Freiheiten verbrieft, gegen die Verpflichtung des Zuzugs mit einem Aufgebot in Masse, das nach Umständen 5-, 10- oder 20,000 Mann betrug. Aus den Kriegshelden entstanden im Frieden Steuerknechte, und um eine eingeübte Schaar zur Hand zu haben, bildete man später die Landmiliz. Ihre Uebungen waren dem Volke sehr zur Last, die invaliden Officiere kosteten viel, und man hielt sich der Verpflichtung ledig, weil man das Jägerregiment, das Tyrol stellen mußte, an deren Stelle getreten glaubte. Trotzdem, daß die tyrolische Verfassung von 1816 auch nicht eine der alten tyroler Freiheiten wieder herstellte, forderte der Kaiser dennoch die Institution der Landmiliz, deren Organisation er sich vorbehalten, von den Ständen, und siehe da, pflichtgetreu erhoben sie sich nach vorläufig genommener Verabredung mit dem damaligen Gouverneur Wilczeck auf dem Landtag des Jahres 1837 von ihren Sitzen, und nahmen die Miliz frohlockend wie die Erfüllung eines heißgehegten patriotischen Wunsches durch Zuruf an. *) Daß es ihnen damit nicht Ernst war, wußte man in Wien gar wohl, und nach der Erbhuldigung wurden sie im Jahre 1839 des bereitwillig übernommenen süßen Joches enthoben. Ganz wollte man aber die Volksbewaffnung behufs der Landesvertheidigung doch nicht fallen lassen. Graf Brandis suchte daher, beim Mangel an Begeisterung, durch das Spiel für den Ernst zu interessiren, das unerschrockene Corps sollte sich vorerst durch den muntern und beliebten Wettkampf auf der Scheibe bilden und einweihen. Der kriegerische Geist würde ihnen seiner Zeit schon durch den „frommen Gott ergebenen Sinn" eingeflößt, „schwände, was Gott behüte, der alte wahre Glaube, so würde auch die klügste Schützenordnung kein Feuer mehr anzünden in der Brust der Jünglinge." Jährlich wurden seit dem Herbste 1846 zwei große kaiserliche Freischießen gegeben, neue Schießstände gebaut, alte verbessert, die Zahl der Standschützen mehrte sich bedeutend. Da kam im Jahre 1848 die Zeit der Probe für diese Berechnung; das Institut stand bereits in kräftiger Blüthe. Die Landesschutzdeputation mit der Leitung in Innsbruck und zwei Filialen in Bozen und Vorarlberg hatte den Zweck, die Schützencompagnien und ihre Vertheidigungsmittel aufzubringen, die Verbindung mit den Sammlungsorten herzustellen und den Landsturm dem Militärcommando zuzuführen. Gleich

*) Congreßprotocoll vom 2. Mai 1837. Es hieß im Eingange des diesfalligen Gesetzentwurfes: „Seine Majestät haben im festen Vertrauen auf die bewährte Treue (der Tyroler) sich allergnädigst bestimmt gefunden, die Vertheidigungskräfte der Provinz im Geiste der alten Verfassung, aber auf eine den Erfahrungen der letzten Kriegsjahre, dem Bedürfniß der Gegenwart und den Wünschen der Nation mehr zusagende Weise zu ordnen." Joseph von Giovanelli erhob sich nach der Ablesung der ganzen Vorlage, und schlug den Dank der Stände an den durchlauchtigsten Verfasser vor, weil der neue Entwurf von ganz andern Principien ausgehe, als der frühere. Dieser Dank wurde abgelehnt, dagegen mit „freudiger und einhelliger Zustimmung" ein allerunterthänigster Dank an Se. Majestät beschlossen für die echt väterlichen Gesinnungen, die dem Entwurf zur Grundlage gedient.

am Tage nach ihrer Errichtung erließ Graf Brandis, diesmal in seiner Eigenschaft als Hauptmann, einen Aufruf an die Tyroler, die er mit bisher unerhörter Herablassung als seine „lieben und theuern Landesleute“ anredete: sie möchten sich um die Commission schaaren, die nur die reinste Vaterlandsliebe auf ihren schwierigen Posten berufen habe. Sie werde den Schützen mit Rath und That an bie Hand gehen, die Bitte um Waffen, Geld und Getreide sei schon nach Wien abgegangen. Zur Ermuthigung verwies er auf die Versorgung der verwandten Landesvertheidiger, die Provisionirung der Wittwen und Kinder der Gefallenen, die Gleichstellung der Officiere der Landwehr mit jenen der k. k. Armee, was alles der Kaiser schon im Jahre 1839 verheißen habe. Doppelte Aufmunterung gebe aber die Constitution und der erweiterte Wirkungskreis der Landschaft (d. i. der Stände), beide liehen sichere Bürgschaft: „daß die Landschaft den Wunsch des Landes um Erleichterungen, namentlich in Beziehung auf Herabsetzung des Salzpreises, Aufhebung der Verzehrungssteuern, Erleichterung der Stempelauflage u. s. w. mit größtem Nachdrucke vor dem Throne Sr. Majestät vertreten könne.“

Man mußte diesen geharnischten Worten nachrühmen, daß sie wenigstens nicht in den Fehler verfielen, zu viel zu verheißen; der Zauber, der darin liegen sollte, blieb für Jedermann wirkungslos. Von des Volkes künftiger Freiheit und Selbstständigkeit, von seinem Antheil an der Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung keine Sylbe. Freilich jede Volksvertretung galt dem blauen Blute, dessen Ahnen bis an die Zeiten Meinhard II. zurückreichten, für eine Mißgeburt der Revolution, Sünde und Greuel. Wie sehr konnte Brandis das materielle Interesse an der Landesvertheidigung durch den von innen und außen geforderten im Interesse von Oestreich selbst gelegenen Anschluß an Deutschland anregen! Wein, Seide, Transit, alle Nahrungsquellen Tyrols mußten ihre goldenen Becken aufthun, neue sich öffnen, wenn die schwarzgelben Schranken gegen das deutsche „Ausland“ fielen. Allein dies war ja lutherisch. Jede Hilfe von daher hätte ein viel untilgbareres Uebel über das Land gebracht, als es die Plünderungen, Mord und Brand der Wälschen je vermocht. Darum ward selbst die Freischaar, die sich unter dem ritterlichen Herzog Max aus baierischen Gebirgssöhnen bilden wollte, mit recht schwarzgelber Abwehr der Annäherung zweier Bruderstämme hintangewiesen. Nur Blei und Pulver, Geld und Getreide forderte Graf Brandis, selbst an das Ministerium in Wien richtete er nur diese eine Bitte. Die Männer der eisernen That, dachte er, zögen in Schaaren auf seinen väterlichen Lockruf herbei. Aus 20,000 Schützen bestand das stolze Häuflein, worüber er schon in seinen Träumen von der Burg zu Innsbruck lächelnd Heerschau hielt. Und als sie seinem Rufe nicht folgten, als selbst die 10,000 eingeschriebenen Standschützen uneingedenk der kaiserlichen Gnadengaben und erwirkten Freischießen nur im Schuldenbuch von Anno neun blätterten und keine Spanne mehr als

Haus und Hof vertheidigen wollten, hatte das Innsbrucker Gubernium, wie es einige Wochen später im Tyroler Boten erklären ließ, an ein großes Aufgebot von Schützen, die man nicht bewaffnen konnte, gar nicht gedacht, im ersten Augenblicke der Gefahr seien ihm ja nicht 100 Gewehre zur Verfügung gestanden, nur der Mangel an Stutzen, nicht an kampflustigen Männern habe das Schützenheer nicht aus dem Boden wachsen lassen. Man vergaß dabei offenbar, daß von der auserlesenen Reserve jener vorerwähnten 10,000, die in Friedenszeiten als gewappnete Schaar auf jeden Wink bereit stand, fast jeder seinen eigenen Stutzen führte. Allein die prahlerische Phrase, daß man zur Vertheidigung Tyrols nur Waffen, Geld und Getreide brauche, war viele hundertmal gedruckt zu lesen, wenn sie auch durch die Thatsache, daß die südlichen Pässe den feindlichen Einbrüchen bloßgestellt blieben, Lügen gestraft wurde. Die Landesschutzdeputation war, wenn man ihre Vorkehrungen mit der drohenden Gefahr vergleicht, im eigentlichsten Sinne rathlos. Der selbstgefällige Dünkel, der gleich dem alten Hofkriegsrath hinter dem grünen Tische den großen Zuzugsplan entwarf, und nach allen Seiten Decrete sandte, die keinen Hasen auf die Beine stellten, erinnerte an die „Zeit gepuderter Perücken, darauf Pfalzgrafen Lorbeeren drücken.“ Bei der letzten Filiale gab es sogar Leute, die von der Vertheidigung abriethen, damit die Piemontesen, die unabwendbaren fürchterlichen Gäste, ihnen nicht die Häuser über den Köpfen anzündeten. Die Landesschutzdeputation aber sandte zwei ihrer Mitglieder nach Wien, und verharrte heldenmüthig bei der wiederholten Bitte um Waffen, Geld und Getreide. In der Hauptstadt war man durch das allgemeine Drängen nach großen und durchgreifenden Reformen schon so verwöhnt, daß man über die zarte Rücksicht, die einem so einfachen Begehren unter den vorwaltenden Umständen zur Folie diente, nicht wenig staunte, noch mehr aber vielleicht über die von den Sendboten gegebene Versicherung, daß Tyrol betreff seines künftigen Organismus nichts wünsche, als die Gewähr der oft verbrieften Privilegien, die Wiedereinsetzung der Stände in die alten Rechte. Die bescheidenen Bittsteller hielten sich versichert, daß sie mit jeder andern Meinung das Vertrauen der geistlichen Gewaltträger ihrer Heimath, denen im ständischen Rathe wie überall die erste Stimme zukam, für immer verscherzen würden.

Die Noth des Vaterlandes, der Ruf der Feindesgefahr war mit mancher Uebertreibung auch zu den Ohren der in Wien studirenden jungen Tyroler gedrungen, dort fern von der Heimath hatte der Funke der Kriegslust für die väterliche Erde zuerst gezündet. Viele von ihnen hatten mitgewirkt in den Tagen des März. Freilich wußten sie, was es mit der Freiheit in Tyrol zu bedeuten habe, dies war aber grade ein zweiter Grund, der sie dahin trieb. Schon in den ersten Tagen des April hatten sich mehrere tyrolische Jünglinge das Wort gegeben, ihr Blut und Leben für die Heimath einzusetzen, am 4. fand auf den Wieden

eine Versammlung zu gleichem Zwecke statt, andere traten noch später bei; die aufstrebende Intelligenz war die erste, die ein Herz für die bedrängten Brüder und nächst den Helden von amtswegen Muth zur Vertheidigung des verjüngten Oestreichs zeigte. Der eine der Abgeordneten, der daheim im Rufe der Freisinnigkeit stand, verschaffte ihnen von der Innsbrucker Schutzdeputation 1500 Fl. Reisegeld; als er aber vernahm, die Schaar wolle über Innsbruck ziehen, und nebenher den Grafen Brandis nebst den Jesuiten verjagen, drohte er mit der Vorenthaltung der Beisteuer, was den meisten der Zugvögel diese Reise verwehrt hätte. Dies nöthigte den Akademikern die Bahn über Gratz auf. Am 15. April Nachmittags zog das Häuflein, 131 Mann stark, zur Fahnenweihe in den Sanct Stephansdom und von dort unter dem Schutze des schwarzrothgoldenen Banners durch ununterbrochene Spaliere der Nationalgarde in den Bahnhof, wo Wiener Bürger den Scheidenden manchen blanken Gulden in die Hände drückten; man betrachtete sie, die dem wachsenden Gerüchte nach in ein Blutbad zogen, als dem Tode geweiht. Andere freilich freuten sich über den Ausmarsch des Absud der Wiener Aula, und schrieben kleine Uriasbriefe nach Tyrol.

Hier war die Stimmung an beiden Orten schwierig. In Meran z. B. ließen sich die Gymnasialschüler auf Anstiften eines fanatischen Mönches beim Constitutionsfeste in lautem Pereat gegen freisinnige Männer aus, was bei der Kampflust der Bauernburschen, die im Hintergrunde nur auf einen Anstoß lauerten, der Beginn trauriger Auftritte zu werden drohte. Ein ehrenwerther Bürger hatte an der Spitze einiger andern den Muth, den Priester zurechtzuweisen, was diesen nur noch trotziger machte. Allenthalben zeigte sich im Burggrafenamte und Vintschgau nicht die geringste Lust, nach dem Stutzen zu greifen, kaum erhielten die Emmissäre der Schutzdeputation halbe Zusagen. Nur die von Prad und Taufers, denen für ihren eigenen Heerd bangte, waren 324 Mann stark an die nahe Grenze gezogen. Erst der blinde Lärm von einem am 12. April erfolgten Einbruche aufständischer Italiener am Stilfserjoche, die auf Raub ausgezogen, bei der Franzenshöhe eine Cantine abgebrannt hatten, rief auch die aus dem nahe gelegenen Nauders, Reschen, Graun und Heid in hellen Haufen und Compagnien aus Tschars, Latsch, Schlanders, Laas und Partschins zu Fuß und Wagen herbei. Aus der Meraner Gegend rückte nur ein kleines Häuflein von 43 Bürgern nach, die den widerspenstigen Bauern der dortigen Umgegend mit gutem Beispiel vorangingen. Alle begaben sich wieder nach Hause, sobald sie überzeugt waren, daß sie nur eine kleine Räuberbande geneckt habe.

Einige Tage früher hatten mehrere Freicorps, worunter ein regulärer mailänder Trupp von 600 Mann, das „Batallion della morte" genannt, unter Allemandi die türkische Grenze am Idroser überschritten. Ihre Anzahl betrug den vorläufigen Anmeldungen der Insurgenten zufolge 8000 in 20 Legionen, nach andern dem Schauplatz näher stehenden Berichterstattern etwa 1500 Mann. Die

Päſſe Tyrols vom Stilſſerjoch längs der ganzen Oſt= und Südſeite bis an den weſtlichen Kreuzberg waren von jeder Abwehr entblößt, die Dampfſchiffe auf dem Gardaſee von den Inſurgenten in Beſchlag genommen und zu Transporten benützt, das von der italieniſchen Armee und aus dem Norden herbeigezogene Militär vorerſt in Trient concentrirt, um dort die aufſtändiſche Bevölkerung in Schranken zu halten und Palliſaden zu errichten. So erfolgreich hatte die Innsbrucker Landes= ſchutzdeputation in den erſten 20 Tagen ihres Amtes gewirkt, daß ſie dem ſchwachen Corps im Mittelpunkte der drei ſüdlichen Straßen auch nicht eine Schützencompagnie zu ſenden vermochte. Mit der allgemeinen Herabſetzung des Salzpreiſes auf jenen des Viehſalzes, den ſie durch ihre Abgeordneten in Wien betrieb und vom Kaiſer bewilligt erhielt, glaubte ſie für den Bauern eine Gnade erwirkt zu haben, wofür er mit dem Stutzen in der Hand danken könnte. Und als ſich gegen das beſchränkte Gebahren öffentliche Stimmen erhoben, wies man im Gefühle des Verdienſtes im Tyroler Boten auf die Erfolge des Militärs hin, das der Beihilfe des Volkes gar nicht bedurft hätte. Karl Albert und ſeine Ge= neräle glaubten freilich den Sieg an den Beſitz des Plateaus von Rivoli gekettet, weil dort Napoleon mit einem Streich die Herrſchaft über Oberitalien errungen, und rannten ſich die Stirne wund an Radetzky's ſtärkſtem Bollwerk. Hätten ſie anſtatt deſſen ein geordnetes Corps über Judicarien, Trient und Valſugana ent= ſendet, den Oeſtreichern auch noch dieſe letzte Lebensader abgeſchnitten, und ſich im Verein mit Durando dem Erſatze Nugent's entgegengeworfen, ſo wäre es wahrſcheinlich um den wackern Feldherrn und ſein ganzes Heer geſchehen geweſen. Der kluge Alte rieb ſich die Hände, und lachte über die halsſtarrige Blindheit ſeiner Gegner. Den Tyrolern kam außerdem noch zu ſtatten, daß die bekannte wälſche Scheu vor Stich= und Kugelwunden nichts von ihrem Einfluß verloren hatte. Ohne auf ein öſtreichiſches Bajonnet zu ſtoßen, zogen die Freiſchaaren von der Grenze bis Alle Sarche, ungefähr drei Wegesſtunden vor Trient; das dreifarbige republikaniſche Banner flatterte luſtig aller Orten, wo ſie erſchienen, aber nicht einmal den erſten Poſten, der ſich ſeiner Schwäche halber auf das Schloß Dublino zurückziehen mußte, waren ſie im Stande aufzuheben. Trotzdem machten die Oeſtreicher bei dieſem Scharmützel 21 Gefangene, darunter 17 De= ſerteurs, und erſchoſſen ſie zu guter Warnung für die Trienter Tags darauf im dortigen Schloßgraben. Eine andere Abtheilung dieſes Freicorps, großentheils aus Studenten von Pavia gebildet, rückte durch das Ledrothal gegen Riva, und ein zweiter Haufen, die Brigade Scotty, über den Tonale durch das Sulzthal auf den Monsberg. Um ſich dieſer Streifzüge im Rücken des Heeres, die das ganze Etſchthal in beſtändiger Gährung erhielten, zu entledigen, unternahm der Commandirende, Feldmarſchalllieutenant Baron v. Welden, am 19. April einen allgemeinen Angriff auf allen gefährdeten Punkten. Er ſelbſt vereinigte ſich mit der Hauptcolonne, aus elf Compagnien und einer Abtheilung Cavalerie beſtehend,

mit Hauptmann Baß im Schloß Dublino und warf die Insurgenten von der Höhe über Sclemo und das Sarcathal entlang vorrückend bei Stenico, worauf sie, von keiner Vorhut ereilt, in einem Zuge nach Condino flohen. Ebenso siegreich hatte Tags zuvor Oberst Zobel einen Angriff auf Riva zurückgewiesen. Die durch das Ledrothal entsandte Abtheilung überrumpelte die Studenten aus Pavia bei Pieve, und trieb sie vor sich her bis Storo, wo durch ein glückliches Zusammentreffen eben auch Oberstlieutenant Signorini mit fünfthalb Compagnien den Rücken des Feindes bedrängte. Der von beiden Truppenzeilen am 27. unternommene Angriff, wobei auch die wackern Bozener Freiwilligen mitwirkten, nöthigten ihn, das tyroler Gebiet zu räumen.

Die Bozener Compagnie 108 Mann stark, wovon ein namhafter Theil aus intelligenten jungen Leuten bestand, hatte sich schon vor der Kunde der drängenden Gefahr unter Murmann's Leitung gebildet; auf sie hatte zunächst der Aufruf des eben in ihre Vaterstadt gekommenen Erzherzogs Rainer gewirkt, auf den sich auch zwei Compagnien aus der Finanzwache stellten. Der gegen die Mendel vorrückende Feind wies der erstern bald ein nahes Ziel; in Caltern stießen 41 geübte Schützen unter Adalbert V. Röggla dazu, die bei Malè die erste wälsche Fahne erbeuteten. Beide wurden von einer Abtheilung Jäger begleitet, die sich bei Cles mit den Truppen des Obersten Melczer vereinigten, und die Feinde nach wenigen Schüssen aus Malè vertrieben. Ein Theil derselben entfloh gegen den Tonale, der andere über das schneebedeckte Gebirge nach Tione, und sofort nach Storo, wohin ihm die Bozener folgten. Das Sturmaufgebot der vom Einbruch unmittelbar bedrohten Lanaer, Tisenser, Ultener, Möltener und Sarner kam mit ihrem Commandanten beim besten Willen um einen vollen Tag zu spät, und kehrte nach kurzer Frist nach Hause. Baron Welden versuchte nun die Vereinigung Nugent's mit Radetzky durch Ausfälle aus der Valarsa und dem Valsugan zu unterstützen, fand aber die Ausgänge beider Thäler von Insurgenten besetzt, und sicherte sofort auf Befehl des Feldmarschalls die Verbindung der italienischen Armee mit Tyrol, die durch die feindliche Stellung bedroht war.

Erst nach Mitte April machten sich einzelne Compagnien aus dem Unterinnthal, eine Kufsteiner, eine Kitzbüchler, und eine dritte unter Bergrath Zöttl auf den Weg, um dem Vaterlande beizustehen. Die frommen Diener des Altars, die bis dahin auch für die kräftigsten Stützen des Thrones gegolten, beachteten die Mahnung ihres Freundes und Gönners, des Grafen Brandis, mit nichten, gleichgültig und kalt für das Wohl des Volkes beobachteten sie eine Stille und Ruhe, die bei ihrem gerühmten Einfluß einer Art passiven Widerstandes glich. All der Dank, dessen sich die Regierung durch hundertjähriges Protectorat der geistlichen Pfründner versichert glaubte, ward aufgewogen durch die Gefahr der Aufklärung, womit die Constitution drohte. Nur Eins fanden

sie bei der vom Papst gegen Oestreich angenommenen feindlichen Stellung nöthig zu erinnern und unablässig zu erläutern: daß das Kirchenoberhaupt an dem blos von der weltlichen Regierung Roms begonnenen Kriege durchaus nicht Theil nehme, dies zeige das tiefe Bedauern, das der Papst dem östreichischen Gesandten über die Abreißung und Zertrümmerung des Adlers an seinem Hotel ausdrückte; die Fahnenweihe, wovon Durando in seinem Tagsbefehl sprach, wurde schlechtweg geleugnet. Da griff Erzherzog Johann, der eben in's Land gekommen, in seinem Aufruf vom 13. April einen Ton, der unter den jüngern Männern des Volkes manchen Wiederhall fand; er erinnerte daran, daß Tyrol ein deutsches Land, daß es von seinem deutschen Vaterlande nicht getrennt, überhaupt nicht zerstückt werden dürfe; er rief die Männer Tyrols auf, Zeuge zu sein ihres deutschen Sinnes, ihre Heimath nicht der Willkür Fremder preiszugeben. Daß es wenigstens der Mehrzahl nach deutschgesinnte Männer waren, die in den letzten Tagen des April zum Auszug spornten und an die Spitze der Compagnie traten, beweisen die häufigen schwarz-roth-goldnen Fahnen und Bandrosen, obschon die Innsbrucker Schutzdeputation weißgrüne, die alttyrolischen, angeordnet hatte. Wenn auch ohne Herz für die Sache, sah sich der Clerus nun doch genöthigt, den Schein anzunehmen, als ob es ihm damit Ernst wäre. Die Seelenhirten feierten nun Fahnenweihen, hielten salbungsvolle Anreden beim Auszuge, und schlossen sich wohl gar selbst als Feldcapläne den Zügen an.

In Innsbruck zeichnete sich die akademische Jugend durch ihre Begeisterung aus, wofür ihre Genossen in Wien mitgewirkt. Auch sie hatten schon im März vereint mit gebildeten Männern des Beamten- und Bürgerstandes eine Nationalgarde errichtet; nun zogen sie in zwei Compagnien nach der gefährdeten Grenze, und zeigten so durch die That, wie schnell sich aus der Nationalgarde ein Freicorps bildet. Den Regierungsmännern war freilich nichts unleidlicher, als dieses Jünglingsfeuer. Hatte doch die Wiener Aula schon zwei barricadenstürmende Adressen hieher gesandt, und huldigende Antwort erhalten, der einberufene kleine Landtagsausschuß sich aus Scheu vor einer Demonstration zurückgezogen, und selbst die Jesuiten es räthlich gefunden, zu erklären, daß keiner von ihnen „persönlich" von den Akademikern insultirt worden. Eine finstre Wolke schien mit den Akademikern den Innsbrucker Horizont zu räumen. Nur Eins war noch zu fürchten, ihr Zusammentreffen mit den gefährlichen Genossen aus Wien, die ihnen ihre treu- und gottlosen Gesinnungen einflößen konnten. Man gab daher den Letztern, die eben zwei Tage vor ihnen in Bozen angelangt waren, den Befehl zu augenblicklichem Aufbruch, und sandte jene an die Westgrenze nach Storo, diese aber nach der Westgrenze in's Valsugan.

Gegen die Wiener war man nach dem Rufe, der ihnen vorangeeilt, so erbittert, daß ihnen der unsicherste und gefährliche Posten angewiesen wurde. Man hatte sie an das äußerste Ende von Storo dem Feinde zunächst gestellt, ein Rück-

zug durch die weitläufigen Gassen des mit den Wälschen einverstandenen Dorfes war um so mehr in Frage gestellt, als die Jäger auf dem rechten Ende im Fall eines Angriffs den Auftrag hatten, in's Ampolathal zurückzugehen. Gleich fünf Tage nach ihrer Ankunft ward einer Abtheilung von zehn Akademikern, die mit drei Jägern bei Ponte tedesco aufgestellt waren, die schwere Aufgabe zu Theil, dem feindlichen Uebergang im Rücken eines zu weit vorgerückten Streifzugs zu wehren. Sie hielten wacker aus und hatten einen Todten, Dr. Frise, und zwei Verwundete. Als sie ihre vereinzelte bedrohliche Lage begriffen, sandten sie ihren Oberstlieutenant Heinrich Vittorelli zum Stationscommandanten Oberstlieutenant Signorini nach Condino und bestanden auf Verstärkung durch zwei Jägercompagnien, die ihnen auch sogleich nachgeschoben wurden. Tags darauf, am 22. Mai, gab Oberst v. Melczer Befehl zu einem allgemeinen Angriff, wobei acht Compagnien Feld- und Kaiserjäger, 4 von Badeninfanterie, 3 Kanonen und 2 Raketen und außer den Wiener Studenten auch die Wiltauer und Inbacher Schützen mitwirkten. Diese letztern hatten sich schon am 13. bei Darzo ausgezeichnet und rühmten sich, daß der Feind seither wiederholte „Blutspuren" in den Wäldern hinterlassen habe. Lodrone und Caffaro wurden genommen, und schon erholten sich die Officiere nach geschehener Arbeit im Schloß Lodron durch gemüthliche Tafelfreuden, als mitten in den Hof eine Kanonenkugel niederfuhr. Man hatte nämlich den Hügel Castaguida unweit Caffaro, der die Gegend beherrschte, unbewacht gelassen. Diesen besetzte der Feind, unterstützt von dem auf 4000 Mann angewachsenen Landvolk, und alle Versuche, ihn durch Sturm zu nehmen, waren Angesichts der steilen zuoberst von einer Mauer geschützten Anhöhe hoffnungslos. Dessenungeachtet betheiligten sich außer dem an's Commando gebundenen Militär die Schützen und ein Zug Wiener Freiwillige an diesem waghalsigen Unternehmen, wobei man 20 Verwundete zählte; Lodron und Caffaro mußten noch am selben Tage geräumt werden. Kurz nachher brannte der Feind das Schloß ab. Am 23. erhielt die Wiener Compagnie Befehl zum Aufbruch nach Riva. Wälsche und Deutsche lagen sich von nun an ohne einen weitern bedeutenden Vorfall noch wochenlang an diesem äußersten Vorsprung Tyrols friedlich gegenüber; die Akademiker hielten gute Zucht. Sie hatten unter sich ein Ehrengericht niedergesetzt, das aus acht Gemeinen bestand, öffentlich und mündlich verhandelte, und giltig entschied, auch der Hauptmann unterstand ihm. Die Schiedsrichter waren so strenge, daß sie schon zu Trient ein Mitglied der Compagnie wegen versuchten Betruges von 40 kr. C. M. ausschlossen, und selbst die aus ihrer Mitte ausgehenden Zeitungsberichte über Kriegsvorfälle ihrer offenen Prüfung unterwarfen. Dessenohngeachtet entging die Compagnie dem Lohne nicht, daß sie Graf Brandis nach ihrer Auflösung insgesammt angeblich auf höhere Weisung, vielleicht wohl in Folge eines rücksichtlosen Entscheides desselben Ehrengerichtes unter Polizeiaufsicht stellte.

Die erste Compagnie ihrer Genossen aus Innsbruck traf in Steinach die

Stubaier, die wie sie mit schwarz=roth=goldenem Banner ausgezogen. Diese hatten auch einen liberalen Feldcaplan, den Hilfspriester Anton Eberle, der später ihre Geschicke aufschrieb, und seines freien Sinnes halber viel Bitteres vom Brixener Consistorium erleiden mußte. Von Trient aus führte beide mit einer Abtheilung Militär und andern Schützen aus Zillerthal, Thaure und Sterzing General, oder wie ihn schon früher seine Kaiserjäger zutraulich nannten, „Vater" Roßbach, dem nunmehr das Obercommando der Schützen anvertraut war, und zum Gedeihen ihrer Züge auch bis zum Ende blieb. Er beabsichtigte einen Streifzug in's Valsugana zur Herstellung der Verbindung mit dem über Feltre anrückenden Nugent und reinigte vorerst mit einer Abtheilung das Seitenthal Caldonazzo von einem Haufen Insurgenten, die den Aufstand östlich von Trient verbreiten sollten. Sie stoben, obgleich mit zwei Bergkanonen versehen und um vieles stärker, als ihre Angreifer, in so wilder Flucht auseinander, daß diese noch ihren warmen Kaffee tranken; um nichts ihren alten Rechten zu vergeben, wollten aber die Tyroler die Verfolgung nicht über die Landesgrenze ausdehnen. Einen Haufen von 200 wälschen Freischärlern führten drei Frati an und commandirten mit dem Crucifix in der Hand. Dergleichen Beispiele von geistlichem Heroismus waren keine seltenen. Dieselben Stubaier fanden sich bald nachher bei einem Ausfall auf Primolano vom dortigen Pfarrer mit wohlgemeinten Schüssen begrüßt, die er unter dem Regenschirm seiner Haushälterin eifrig über ihre Köpfe pfeifen ließ; ein anderer Priester führte im Chorrock die Lanciers von Ampezzo an, und erlag trotz dieser geweihten Armatur einer profanen Kugel, wie mancher Andere, der das Kreuz auf die Brust geheftet hatte, das „unüberwindliche", wie Tomaser meinte. Erwünscht waren aber solche Vorfälle auch diesseits nicht, denn der tyroler Bauer unterschied nun unwillkürlich zwischen dem wälschen Clerus und seinem „alten wahren Glauben."

Nach diesem kleinen Ausflug ging es unmittelbar auf die Thalmündung von Primolano los, die jedoch bei der starken feindlichen Verschanzung und dem Mangel äußerer Hilfe eine Zeit lang gesperrt blieb. Die Stubaier bildeten nebst einer Compagnie Linientruppen die äußerste Vorhut in Tezze, erwiederten die Neckereien der Aufständischen mit gutgezielten Kugeln, und verkeilten ihnen bei einem Handstreich auf die Anhöhe unter ihrem tapfern Hauptmann Pfurtscheller einen Sechspfünder, den sie über die Felsen nicht mitzuschleppen vermochten. Nach ihrem Abzuge wirkten die Innsbrucker Akademiker bei dem Unternehmen auf den Paß Covelo mit, wobei ihnen von den in die Flucht gejagten Insurgenten ein neapolitanischer Dreipfünder in die Hände fiel, dessen Eigenthum sie als Siegestrophäe erhielten. Eine Ehrenrettung ihres Hauptmannes Aigner in der Schützenzeitung gegen die Verleumdung der Grödeer, daß es nur eine versandete Kanone gewesen, machte natürlich Aergerniß. Die zweite Compagnie der Innsbrucker Studenten streifte anfangs ebenfalls durch's Thal von Caldonazzo, versah dann den lästigen

Garnisonsdienst in Trient, Pezzano und Arco, und nahm mit einer Abtheilung an der Expedition des Obersten Favricourt im Lederthale Antheil. Daselbst focht auch die brave Fleimser Compagnie, die einzige aus dem Trienter Kreise, die man, der Auswahl und Leitung ihres biedern Hauptmanns, des Veteranen Agostini, und des Einflusses des deutschen Landrichters v. Isser versichert, des Vertrauens würdigte, an den Schützenauszügen Theil zu nehmen. Zum Aerger der wälschen Parthei in Cavalese ehrte sie in zwei Gefechten durch ihren Muth die deutsche Sache. Die Zöttl'sche Compagnie, die bei Rovereto lag, machte sich durch ihre Theilnahme an einem Streifzug in Valarsa und ihre Vertheidigung gegen den Dampfer Benaco bei Malcusine am Gardasee bekannt. Den Paß am Tonale schützten Kufsteiner und Hofgatener abwechselnd mit den Maisern, Hallern und Karneidern, jenen am Stilfserjoch die Telfser, Lautascher, Flaurlinger, Zirler und Zamser gegen wiederholte stets mit Glück zurückgewiesene Angriffe. An der westlichen Grenze schlugen die von Lienz, Sillian und Sexten am 26. Mai einen kleinen Sturm auf den Kreuzberg ab, ein größerer wurde schon früher am 2. und 3. Mai auf Ampezzo versucht. Das Gerücht von der Gefährdung der ganzen Grenze gegen das Venetianische hatte im Pusterthal ein Aufgebot von 1000 Schützen auf die Beine gestellt, in Apezzo selbst standen 900—1000 Mann Militär mit zwei Compagnien Landesvertheidiger. Nach mancher vergeblichen Kriegslist und blutigen Lehren zogen sich die Insurgenten auch aus ihren Schanzen zurück. Die Ampezzaner wollten in diesem glücklichen Ereigniß nahezu ein Wunder erblicken, und schrieben es der Hilfe ihrer Madonna della difesa zu, der sie, schon von den Verführungsgelüsten der Italiener erschreckt, noch vor dem Anrücken des Feindes eine große zweitägige Andacht gelobten. Endlich am 7. und 8. October kam das Dankfest auch zu Stande. Der Madonna wurde ein neues Kleid und ein von den Bruneckener Klosterfrauen kunstvoll gestickter Mantel umgehangen, zum Umzug ein „im besten Geschmacke gemachtes Ferculum" gespendet, ein mächtiger Triumphbogen errichtet, das Fest mit Mörserknall eröffnet, und mit Beleuchtung und Transparenten geschlossen. So ward auch die feierliche Uebergabe der später vom Erzherzog Johann den Ampezzanern gesandten deutschen Fahne wie ein kirchlicher Act mit Weihe und Feldmesse und Tedeum verherrlicht. Dies und Aehnliches wie die schon im Mai zu Meran gehaltene Schützenprocession, die Behängung der Ehrenwalder Schützen mit Gnadenpfenningen bei ihrem Auszug, manches improvisirte Hochamt bei der Heimkehr, die Art, wie man zu Feldthurns die Ordensverleihung an dem Feldcaplan Amon verherrlichte, waren der geistliche Gewinn, ohne den in Tyrol nichts gedeihlich scheint. Der gute Clerus wußte am Ende selbst den weltlichen Schützenauszug zur größern Ehre der Kirche und zum Heil der Seelen zu wenden; ihm dienen nach Pauli Spruch alle Dinge zum Besten.

Nachdem das Ausrücken der Schützen guten Anfang genommen, ging es auch

rüstig fort, eine Compagnie löste die andere ab, und selbst lange nachdem Radetzky die deutschen Grenzpfähle an den Marken setzte, die er vertheidigt, hatten die lustigen Burschen noch ihre Freude daran, die Pässe Tyrols zu hüten. Da die Wälschen immer zu hoch schossen, und den zwei einzigen diesseits Gefallenen jenseits vollzählige Hekatomben geopfert wurden, war viele Ehre ohne große Gefahr zu ernten; Mancher vom Lande mochte sich auch daheim kaum so viel erwerben, als die Löhnung für den muntern Wachtdienst abwarf. So kam es, daß bis zum 16. August nicht weniger als 16,653 Tyroler mit dem Stutzen ihre Heimath verließen, und mit Zuzählung der noch später Ausgerückten bei 17,000 mit der eigens dazu geprägten Schützenmedaille belohnt wurden. Einige davon begnadigte man auch mit einer goldenen oder mit einem Orden, was hie und da zu einer scharfen Analyse ihrer Verdienste führte. Wer könnte auch mit der Goldwaage den Werth eines Diamanten bestimmen?

Jenen aber, welche die Zügel der Herrschaft lenken, mögen diese Thatsachen erzählen, wieweit sie künftig in Tyrol auf clericale Hilfe rechnen dürfen. Die freie Hilfe des Volkes zu fordern, werden sie vorläufig nicht geneigt sein.

Preußischer Brief.

Mein letzter Brief schien durch die gleich darauf eintretenden Ereignisse ein Dementi zu erhalten; fassen Sie die heutige Sachlage in's Auge, und Sie werden ihn wieder vollkommen darauf anwendbar finden. Man kann bei unserm Ministerium darauf gefaßt sein, daß jeder morgende Tag den heutigen Lügen strafen wird.

In dem fürchterlichen Kriegslärm, der gleich nach Radowitz' Entfernung überall in Preußen geschlagen wurde, machte sich am lautesten die Stimme der Kreuzzeitung vernehmlich. Sie tobte sich in eine so merkwürdige Begeisterung hinein, daß sie zuletzt darüber vollständig den Verstand verlor. Als ein Artikel in der Cölnischen Zeitung (aller Wahrscheinlichkeit nach von Camphausen) sich durch die plötzlich auflodernde Gluth der reactionären Partei nicht abhalten ließ, die Politik des Ministeriums, welches sich jetzt auf einmal so kriegerisch gebärdete, ziemlich scharf zu kritisiren, aber doch nicht schärfer, als es die Kreuzzeitung einige Tage früher noch selber gethan, so brüllte diese: „Da seht ihr den Patriotismus der Rheinländer! sie denken auf Abfall! auf Abfall an Frankreich! nun wartet! wenn wir siegen, werden wir euch wieder erobern, und euch, die ihr Helotengesinnung habt, wie Heloten behandeln!" Nun mag es zwar für die Herren v. Gerlach, Ohm, v. Bismark-Schönhausen, Wagner, Stahl und Gödsche und das übrige Redactions-Personal der Neuen Preußischen eine ganz verlockende

Aussicht sein, nach Art des frühern Verfahrens in den Zeiten der Völkerwanderung sich jeder mit ein Paar Grafschaften in der Rheinprovinz belehnen zu lassen, und die darin befindlichen „Seelen" — die Camphausen, Beckerath u. s. w. — als Leibeigene mitzubekommen, um sie gelegentlich peitschen zu können; die Aussicht ist sehr verlockend; aber man fragt sich doch mit einiger Verwunderung: wie ist mit einem Tadel des Ministeriums der Gedanke eines Abfalls an Frankreich verbunden? und wie stellen sich diese Männer Gottes die Wiedereinführung der Leibeigenschaft im neunzehnten Jahrhundert vor?

Zwar kann ich die Aengstlichkeit nicht billigen, mit welcher einige liberale Blätter den längst antiquirten Unterschied zwischen specifischem Preußenthum und deutscher Gesinnung wieder hervorsuchen, denn in einem ernstlichen Krieg Preußens gegen Oestreich fällt Beides zusammen; wer dann preußisch gesinnt, ist auch deutsch gesinnt, und umgekehrt.

Wohl aber war jeder Preuße zu der Frage an seine Regierung berechtigt: was ist es eigentlich, das durch diesen Krieg erreicht werden soll? Denn man führt doch nicht den Krieg um des Krieges willen, wie man sich auf der Universität schlägt, sondern um etwas zu erreichen. Wenn man aber die Union und Alles, was sich daran knüpft, aufgibt, wenn man Holstein, Kassel, Baden im Stich läßt, wofür will man eigentlich die Waffen ergreifen?

Die einzige Antwort, die man darauf erhielt — denn die renommistischen Schmähungen auf die „Rheinbundfürsten", die „Zaunkönige", in einem Augenblick, wo es aller Welt klar werden mußte, daß nicht in München, sondern in Wien die Seele der Coalition gegen Preußen zu suchen wäre, die lächerlichen Anklagen gegen die revolutionären Antecedentien der Minister Bach und Schmerling, von denen angeblich die gut preußisch gesinnten Schwarzenberg, Radetzky u. s. w. zum Kriege gezwungen oder verleitet werden sollten, das alles konnte doch wohl nicht als Antwort gelten — die einzige Antwort war: Nachdem wir so große Concessionen gemacht, die Union aufgegeben, Radowitz abgesetzt haben, ist es höchst undelicat von unsern Gegnern, daß sie noch weitere, wenn auch geringfügigere Concessionen fordern, namentlich das Zurückziehen unserer Truppen aus der Schußlinie der Bundestags-Execution in Kassel, und unsere Ehre verlangt, daß wir zum Kriege schreiten, ohne viel nach dem Zweck und Ziel desselben zu fragen.

Nun ist es zwar ein sonderbares Verfahren, das Größere aufzugeben, und um des Kleinern willen ein Spiel zu unternehmen, wo der Gewinn in keinem Verhältniß zum Einsatz steht. Auch hätte man das Ministerium an die bekannten, in jedem Verhältniß richtigen Worte des Grafen Arnim erinnern können, die dieser in Beziehung auf die Revolution gebrauchte: man müsse sich Concessionen nicht einzeln abdrängen lassen, sondern was man zugestehen wolle, schnell und auf einmal zugestehen. Man konnte ferner die Regierung fragen, ob sie es denn

für möglich halte, den Krieg gegen eine augenscheinliche Uebermacht auf die ganz gewöhnliche Weise führen zu können, einen Krieg, in dem es sich um die Existenz des Staates und den Wohlstand einer ganzen Generation handelte; ob es nicht die Pflicht der Selbsterhaltung geböte, dasjenige Mittel anzuwenden, auf welches die liberale Partei schon so lange hingewiesen hatte, nämlich die Fahne des freien, constitutionellen Systems gegen den Despotismus aufzupflanzen. Man konnte das Ministerium fragen, ob es sich nach seinen Antecedentien für den geeigneten Vertreter dieses Systems hielte, und ob nicht die erste patriotische That, welche das Wohl Preußens von ihm erforderte, seine eigene Aufopferung wäre.

Allein man konnte in diesem Fall ein Auge zudrücken; denn wenn man sich rücksichtslos auf das Gebiet der Thatsachen begab, so war mit ziemlicher Bestimmtheit vorauszusehen, daß eine Folge die andere nach sich ziehen müsse.

Aber das konnte man freilich nicht einmal bei einem Manteuffel voraussehen, daß er unmittelbar nach dem Kriegsgeschrei damit anfangen würde, denjenigen Punkt freiwillig aufzugeben, den er nicht nur in einer Zeit, wo der Unruhstifter Radowitz noch über ihn dominirte, sondern nach Entfernung desselben, als einzigen Grund des Krieges bezeichnet hatte: den Schutz Kurhessens gegen die angeblichen Bundestruppen; ihn aufzugeben, nachdem das ungeheure Opfer der Mobilisirung der Armee bereits gebracht, das erste Blut bereits geflossen war. Das ist doch die sonderbarste Art von der Welt, Preußens Ehre zu wahren.

Daß aber die Räumung Fulda's nicht eine blos strategische Maßregel, daß sie ein politischer Schritt ist, kann man aus jeder Zeile der Deutschen Reform herauslesen. Sie winselt wieder ebenso wie an jenem Tage, als Radowitz gestürzt wurde, und die Blätter der Liga sprechen wieder ebenso human und milde von Preußen, als damals.

Zwar wird voraussichtlich in einigen Tagen wieder ein furchtbares Geschrei von der preußischen Ehre gemacht werden, denn das Ministerium geht nie in gerader Linie, es läßt sich, da es den Grund seines Handelns nicht in sich selbst findet, durch jede Stimmung leiten, die von dieser oder jener Seite vernehmlich genug auf es eindringt. Aber es wird dadurch seine Lage zu den Verhandlungen nur erschweren, so wie es jetzt schon nicht hoffen darf, daß ihm die fünf erschossenen Oestreicher geschenkt sein werden; zum Krieg wird es wenigstens durch seinen Willen nicht kommen — denn es handelt sich nicht um einen Gegensatz des Willens, sondern um bloße kleinliche Rancune — falls nicht der Krieg, wie es gar nicht unmöglich ist, wider den Willen der Betheiligten durch sich selbst entbrennt.

Wir dürfen uns nicht verschweigen, daß wir die Freude über einen im Princip von uns völlig gebilligten Krieg nur mit halbem Herzen empfanden. Ein Krieg ist kein Kinderspiel, am wenigsten ein Bürgerkrieg; wenn man um höherer Ideen willen ihn eingeht, so will man wenigstens, daß er mit einem klaren, leitenden Verstand geführt werde; daß, wenn man bei einem üblen Ausgang

die Gefahr des Untergangs übernimmt, bei einem günstigen Erfolg wenigstens ein bleibender Gewinn zu erwarten ist. So standen die Sachen nicht. Schon war die Grundlage der preußischen Macht, das Vertrauen, wenigstens theilweise untergraben, wenn auch Preußen aus seiner Situation ewig neue Hilfsquellen schöpfen wird. Das zweideutige Verfahren seiner Lenker hatte die Stärke und den Muth seiner Gegner gekräftigt. Unsere Lage bot wenig Hoffnung.

Zudem steigert die jetzige Wendung der Dinge die Zuversicht, daß das Ende des gegenwärtig in Preußen herrschenden Systems nahe bevorsteht. Wir haben einen mächtigen Bundesgenossen zu erwarten, der früher gegen uns war, das gekränkte Ehrgefühl der preußischen Armee. Die Aufforderung am Schluß meines vorigen Briefes an die Kammern, die Novembermänner um jeden Preis zu stürzen, bleibt in voller Kraft. Sie dürfen nicht säumig sein, denn daß jene einmal fallen, ist außer Frage, bei der Schnelligkeit aber, in der jetzt die Krisen auf einander folgen, handelt es sich darum, was früher eintritt: ihr Fall oder Preußens Untergang.

Kleine Correspondenzen.

Aus Kassel.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß das Ministerium Hassenpflug in der Presse durchweg mit dem Minister Hans Daniel Hassenpflug identificirt worden ist. In der That gingen alle ministeriellen Gedanken, Worte und Handlungen von Hassenpflug aus. Auch die wichtigsten Angelegenheiten, welche überall sonst nur nach einer Plenarsitzung und in Folge eines Collectivvotums zur Vollziehung gebracht werden, wurden von Hassenpflug allein beschlossen und ausgeführt. Um nur etwas zu erwähnen, so kam, nachdem Hassenpflug die Ständeversammlung hatte auflösen lassen und damit den salto mortale auch aus dem Schein der Verfassungsmäßigkeit in den unverhüllten Verfassungsbruch vorbereitet oder vielmehr herbeigezwungen hatte, noch etwa eine Stunde später Herr Duysing als Commissarius des Finanzministers Lometsch an, um den Ständen anderweitige Propositionen zu machen, von denen sich Lometsch doch noch ein befriedigendes Arrangement mit dem Landtag in der Budgetfrage versprach; so dictirte gradezu Hassenpflug die nächtliche „Abreise" des Ministeriums mit dem Kurfürsten, nachdem er diesem — was noch nicht widerlegt worden ist — allerhand sonderbare Lügen, wie die von einer in den Kasernen ausgebrochenen oder nahe bevorstehenden militärischen Meuterei, vorgemacht haben soll. Gerade diese beiden Thatsachen aber sind die entscheidendsten Wendepunkte in dem ganzen Verlauf der Dinge, wie wir sie erlebt haben. Die übrigen Minister haben um so weniger auch nur einen ernsthaften Versuch gemacht, sich von dem Schulmeisterscepter Hassenpflug's zu emancipiren, als sie im Ansehen bei dem Kurfürsten weit hinter jenem zurückstanden, von Haus aus untergeordnete Köpfe waren und nur so viel Courage besaßen, um auf dem Wege der Staatsverbrechen einem voranschreitenden Führer zu folgen, nicht aber, um in eine Linie mit ihm zu treten oder gar ihm voran zu schreiten.

Sonst war ja Veranlassung genug zu Dissens vorhanden, da der Kriegsminister Haynau persönlich mit Hassenpflug öfter sehr unfreundlich stand und Lometsch bei seinem Amtsantritt die entschuldigende Erklärung abgegeben hatte, er habe nichts von der gleichzeitigen Ernennung Hassenpflug's gewußt. Diesen alten bis dahin unbescholtenen Mann hatte wohl hauptsächlich die greisige Eitelkeit, vor dem Abmarsch auf immer auch erst noch einmal die höchste Staffel der Finanzpartei zu erklimmen, zur Uebernahme des Ministeriums bewogen. Als zum kurhessischen Septembrisiren commandirt wurde, wandte er sich in der zwölften Stunde zum Rückzug. Der Kriegsminister v. Haynau, der Sohn des kriegszuständlichen Oberbefehlshabers, der Neffe des östreichischen Haynau, gehört zu der reactionären Adelspartei in der Residenz, welche mit Hassenpflug schon früher manche Differenzen gehabt hatte, die auch neuerdings durch die büreaukratische Selbstherrschaft des Ministerpräsidenten eher vermehrt als vermindert worden sind. Indessen konnte man ja vorläufig Hassenpflug als Mauerbrecher gegen die „neuhessische constitutionelle Rotte" wie gegen die „Straßendemokratie" und die malitiösfreie Presse, wie sie die Hornisse handhabte, benutzen. Es haben wohl manche Bekannte Haynau's später geäußert: Dies oder Jenes hätten sie doch nicht von ihm erwartet: indessen von einem fanatischen „Frommen", wie deren einer der Kriegsminister ist, läßt sich Alles erwarten, sobald auch er mit einem Finger an das Heft der Regierung greifen darf, selbst daß er seinen alten Vater der sicher vorauszusehenden grandiosesten Blamage überliefert und Hunderte seiner Kriegscameraden für die heroischeste That für die Pflicht, das Recht und die Ehre dem Mangel und der Noth mit ihren Familien überliefert. Ein „Frommer" dient ja mit Allem, was er thut: „dem Herrn." Von dem Minister des Auswärtigen Herrn Alexander von Baumbach ist gar nichts zu sagen. Seine „Unschuld" ist sprüchwörtlich geworden bei allem Volke in Hessen. Hätte er auch, wie man sagt, die Correspondenz besorgt, in Folge deren Hassenpflug hieher kam, so wären doch seine Thaten vor seinem Amtsantritt situirt. Die „Baumbach'schen Noten" machte er wohl nicht selbst, obwohl sie mit Recht das lächelnde Kopfschütteln bei Freund und Feind hervorgerufen haben. Indessen konnte es nicht ganz unerwähnt bleiben, weil auch er Minister ist.

Die Spanier haben ein Sprüchwort: sage mir, mit wem du gehst, so will ich dir sagen, wer du bist. Für das Hassenpflug'sche Ministerium und dessen Freunde und Getreuen war die Situation obendrein der Art, daß sie einander bekennen mußten vor allen Leuten. Es gibt auch in Kurhessen noch Männer genug, welche viel „conservativer" und „monarchischer" sein zu müssen glauben, als diejenigen, welche in dem Kampfe für die Verfassung und das geurtheilte Recht gegen Hassenpflug und seine Gewaltstreiche voranstanden. Sie hatten starke Hoffnungen auf den neuen Minister gesetzt, aber sie sahen sich bald durch seine ganz ordinären Extravaganzen getäuscht, zogen sich zurück, wenn sie schon in den Dienst eines, wie sie glaubten, ehrlichen conservativen Ministeriums getreten waren, oder blieben ruhig zurückstehen, weil sie für das bald erkennbare Bubenspiel mit Recht und Gesetz doch viel zu viel Ehrgefühl, Rechtssinn und sittliche Würde besaßen. Wir erinnern hier nur an Professor Wetzell, der schon in Berlin und Erfurt enttäuscht wurde, und an Ministerialreferenten Abée, der vor den Septemberordonnanzen zurückschrak. Obschon das Ministerium mit den lockendsten Realien freundschaftliche Ergebenheit und dienstliche Arbeiten zu erhandeln unablässig bemüht war, wie wenige Menschen haben sich für es bereitwillig finden lassen, selbst nachdem von Frankfurt aus der schützende Arm des neuen Bundestags über Hassenpflug und seine Diener ausgestreckt wurde, und welcher

Art waren diese Wenigen! Das Ausland wird im voraus Erkenntniß genug über diesen zarten Punkt aus allen Zeitungen und selbst aus einem langen Correspondenzartikel der Deutschen Reform geschöpft haben, in welchem einige der neuesten Beamten, wie der vor nicht vielen Jahren cum infamia von der Universität Marburg relegirte, vom Assessor zum jugendlichen Justizbeamten und dann zum Bezirksdirector ernannte Herbart u. s. w. erwähnt werden. Doch kehren wir diesem Schmuz den Rücken, da hier nichts mehr zu constatiren ist. Für die Moralität und die Ehrenhaftigkeit des hessischen Beamtenstandes bleibt auch das für immer ein ehrendes Denkmal, daß sich so äußerst wenige Männer aus seiner Mitte zur Uebernahme einer mit dem glänzendsten und rapidesten Avancement verbundenen Amtsführung im Sinne Hassenpflug's gefunden haben. Angeboten war Alles, nach Belieben Staatsprocurator, Generalauditorat, Kriegsgericht, Bezirksdirection, Ministerialreferat. So stark war die Macht der öffentlichen Meinung, so entscheidend bis in das innerste Mark selbst grobnerviger jüngerer Reactionäre wirkte die allseitig auch in den höchsten Regionen gewahrte Amtsehre des Staatsdienerstandes, daß die Minister mit ihren paar getreuen Referenten selbst von Seiten Derjenigen, welche mit stierem Blick auf die gebotenen Fleischtöpfe Egyptens blickten, Reservate gegen verfassungswidrige Dienstleistungen entgegennahmen und auch unter ihnen eine allgemeine Fahnenflüchtigkeit eintrat, ansehen mußten, nachdem juristisch kein Zweifel mehr vergönnt war über Gesetzmäßigkeit oder Ungesetzlichkeit der ministeriellen Maßnahmen. Selbst ein Dehn-Nothhelfer verwahrte sich in dem Organ der „neuhessischen constitutionellen Rotte" in der Neuen hessischen Zeitung wie gegen eine verleumderische Insinuation gegen die Mittheilungen der Presse, welche ihn einer Uebernahme eines Amtes von dem kriegszuständlichen Oberbefehlshaber über Alles, was in Kurhessen lebte, beschuldigten. Etwas mag für Manche als Präservativ vielleicht auch die prompte Civiljustiz gewirkt haben, mit welcher mitten in der Suspension des ordentlichen Gerichtsverfahrens, oder wenigstens trotz des militärischen Schutzes im Kriegszustande einigen vorwitzigen Naschmäulern so derb auf die Nase geklopft wurde, daß sie sich sofort wieder in ihr ursprüngliches Stillleben zurückzogen. In dieser Partie unserer Erlebnisse, welche den Contrast zwischen dem „Soll" und dem „Ist" während der Dauer des Kriegszustandes enthält, ist eine Fülle drastischer Situationen und komischer Ueberrathungen zu Tag getreten, welche zu den schönsten Erfolgen gehören, die das Recht in Kurhessen gegen die Gewalt während der letzten paar Monate errungen hat. So mußte der Müller und der Obermüller erfahren, daß auf der kriegszuständlichen Mühle das rechte Treibwasser fehle. Letzterer wird gewiß nie den Schluß seiner Verhandlungen mit dem zweiten Bürgermeister der Stadt Kassel vergessen, in welche er im Auftrage der kurfürstlichen Regierung unter dem Schutz des Kriegszustandes seine „Kasseler" Zeitung gründen wollte; Ersterer hat offenbar die Geschichte mit dem ganz neuen Factum bereichert, daß ein von der höchsten Gewalt im Kriegszustande ernannter Polizeicommissar von der Bürgergarde am hellen Tag im Haus cernirt wurde, bis er die vom herbeigeholten Amtsphysicus bescheinigte Möglichkeit nach vollen zwei Stunden ohne Gefahr, das städtische Gefängniß unter Escorte betreten zu können, in die nackte Wirklichkeit übertragen konnte. In Rotenburg reicht der Arm der gewöhnlichen Justiz so weit, daß ein von dem Oberbefehlshaber ernannter Civilfunctionair nur in contumaciam zu sechswöchentlicher Festungsstrafe verurtheilt werden konnte, weil er das gegebene Wort, sich dem Gericht wieder stellen zu wollen, brach. Hat doch selbst ein wohllöblicher Senat der Universität Marburg, der

sonst alle ministeriellen Gewitterstürme ruhig über seinem altersschwachen Haupte ergehen läßt, eine Art zweiten Examens, und zwar in umgekehrter Ordnung, so zu sagen, eine Facultätsprüfung nach dem Staatsexamen, verordnet, in welcher erst der Beweis constatirt werden soll, ob der neu ernannte Professor der Staatswissenschaften Ilse nach seinen Wander-, Lehr- und Meistersänger-Jahren auch wirklich noch etwas mehr verstehe, als Baumbach'sche Noten zu concipiren.

Die Gerechtigkeit erheischt jedoch dringend, daß wir nicht ganz diejenigen Freunde und treuen Anhänger des kurfürstlichen Ministeriums Hassenpflug außer Acht lassen, welche, ohne mit wichtigern Amtsfunctionen betraut worden zu sein, doch sich in ihrem Gewissen gedrungen fühlten, Zeugniß abzulegen vor der enthessisch'ten Welt. Von einigen Pastoren werden wir später Notiz nehmen. Außer ihnen haben sich für den unumschränkten Kurfürsten und Hassenpflug öffentlich ausgesprochen in dieser Zeit des öffentlichen Aergernisses: ein Advocat in Hersfeld, der jedoch zu ernsthafte Abweichungen von der gewöhnlichen Beschaffenheit des menschlichen Geistes gezeigt hat, als daß wir ihn ernsthaft aufführen können; ein Amtsphysicus und ein „Privatförster, nicht Staatsförster". Letzterer närrische Kauz hat gewiß geglaubt, er allein wisse blos, daß sich zwar die bereits fungirenden Bezirksdirectoren u. s. w. gegen Hassenpflug entschieden hatten, dagegen für ihn einige Andere, welche Bezirksdirectoren erst noch werden wollten. Endlich hat der bekannte Staatsrath Scheffer die hinsichtlich des kurhessischen Urtheils über ihn ganz überflüssige Erklärung abgegeben, daß Alles, was im September und October geschehen sei, nach (bundestag-) menschlichem und (Vilmarisch-) göttlichem Rechte in vollständiger Ordnung sei.

Wie äußerst gering die Zahl der „treuen althessischen" Gesinnungsgenossen des Hassenpflug'schen Ministeriums im Militär, bei Ober- und Unterofficieren, wie bei den Gemeinen gewesen ist, hat sich zum Schrecken der entsittlichten deutschen Staatsordner so klar herausgestellt, daß darüber, trotz aller infamen Lügen und untermenschlichen Gemeinheiten unserer officiellen Presse, gar nichts mehr gesagt zu werden braucht. Nur ein Theil des frühern Gardecorps, der einst durch eine unruhige Nacht dem deutschen Parlament einen unruhigen Tag gemacht, hatten auch nachdem man ihnen die weißen Waffenröcke aus- und die blauen Kurfürsthusarenjacken angezogen hatte, den alten Grimm gegen Alles, was bürgerlich friedlich und civilrechtlich gesetzlich ist, treu bewahrt. Der Epaulettenausdruck dieser Gesinnung zeigte sich auch jetzt am ausgeprägtesten in eben dem Herrn von Zerschuer, der auch in jener Nacht der Stalljacke eines Gardeducorps sich nicht abhold gezeigt hatte. Es ist im Uebrigen hinlänglich von der Tagespresse auf die Verwandtschaft der paar executionslustigen Lieutenants mit der Firma Hassenpflug und Baumbach aufmerksam gemacht worden, und ebenso darauf, daß es uns durch Umgehung aller Disciplinarordnung möglich geworden ist, auch nur die dürftigen, in sich selbst immer wieder zusammensinkenden Versuche zur Durchführung des gerichtlich verurtheilten Kriegszustandes zuwege zu bringen. Man muß für die richtige Beurtheilung des spätern opferreichen, folgenschweren Schrittes fast des gesammten Officiercorps der kurhessischen Armee, dessen reine und echt militärische, vor jedem ehrenhaften Officier gewiß zu Recht bestehende Motive jetzt für jeden Unbefangenen klar vorliegen, selbst darauf aufmerksam zu machen nicht unterlassen, daß doch selbst der in dem strengsten Disciplinargehorsam ergraute, von Liebe und Treue zu seinem Fürsten überfließende erste Oberbefehlshaber für den Kriegszustand, Generallieutenant Bauer, seine verfassungswidrige Function

nicht länger fortführte, als bis er mit dem höchsten Militärgericht, mit dem Generalauditorat, in einen rasch gegen ihn entschiedenen Conflict kam, und daß ihn dann der Aerger und Gram über den Mißbrauch, den man mit seiner bis dahin unversehrten Kriegsmannsehre getrieben hatte, wirklich auf das Krankenlager warf.

Der Kriegszustand unter dem Oberbefehlshaber Bauer scheiterte an dem Widerspruch des Generalauditorats, das sich freilich leider auf eine kräftige Negative beschränkte; der seines Nachfolgers, des Generallieutenants v. Haynau, fiel in das Nichts zusammen vor der bekannten Gesammterklärung des Officiercorps. Niemand, der die lustige Person unsers Kriegszustandes kennt, wird uns zumuthen, dem Vater Haynau ernsthaft böse Worte nachzuschicken. Während er bei Trommelschlag die geschärfte Erneuerung des zum Spott gewordenen Kriegszustandes auf den öffentlichen Plätzen verlesen ließ und in einer kindischen Proclamation unter Anrufung Gottes und des Kurfürsten den erstaunten Leser in sein eben verlassenes „Stillleben" verwunderte Blicke thun ließ, glaubte man in der Stadt allgemein, das Obermedicinalcollegium werde ihm ein Attest wegen unverantwortlicher Geistesbeschaffenheit ausstellen. Es ist bekannt genug geworden, wie er neben dem sonderbaren Wechsel seiner äußern Stellung, die ihn von einem heftigen Opponenten gegen die kurfürstlichen Absichten auf speciell kurfürstliche Säle in den Eisenbahnstationsgebäuden durch die Feldwebelblouse eines Altschutzwachmannes hindurch in die Bellevueschloßsäle mit unumschränkter Machtvollkommenheit, aber immer unter der patriarchalischen Obervormundschaft seines alten Dieners Adam, führte, auch eine innerlich reiche Entwicklung durch Verkehr mit Engeln, Studien über das Todtenreich und die in der Entsittlichung des Menschengeschlechts beruhenden Ursachen der Kartoffelfäulniß gehabt hat. Freilich hat dies Alles unsere Officiere mit ihrem gesunden Menschenverstand und ihrer tüchtigen Bildung nicht vor der bekannten brutalen Ansprache vor der Front und vor jenen derben Tactlosigkeiten bewahrt, die auch die Herren in Wilhelmsbad bewogen, den militärischen Koryphäen des Kriegszustandes mit Scheltworten statt mit einem Lorbeerkranze zu empfangen.

Den Koryphäen in der Civilpartei, den Ministerialreferenten Vilmar, haben wir absichtlich in den seitherigen Notizen außer Acht gelassen. Wir thäten dem Manne und seinem „hessischen Volksfreund" Unrecht, wollten wir ihm nicht ein abgesondertes Plätzchen gönnen, in dem er dem Vergleich mit den Gesinnungsgenossen entrückt ist.

Aus Pesth.

Den 9. November 1850.

Der Charakter unsers jugendlichen Monarchen ist noch ziemlich unbekannt, und es ist eine erstaunliche Thatsache, daß die Fama, welche sich so gern mit den geistigen Fähigkeiten und Anlagen hochgestellter Personen zu beschäftigen pflegt, den 20jährigen Herrn so gänzlich mit Stillschweigen übergeht. So viel ist gewiß, daß Franz Joseph das Schwert mit besonderer Vorliebe, ja oft auf Kosten des Scepters, handhaben möchte. Diese Eigenschaft wäre vielleicht an Ferdinand im Jahre 1848 von Nutzen für die Monarchie gewesen, aber heutzutage, wo die Völker sich so sehr nach Ruhe sehnen, könnte ein solcher unruhiger Sinn leicht von mißlichen Folgen sein. — Günstigere Chancen hätte dieser kriegerische Geist in einem preußischen Monarchen für sich; denn obwohl die preußische Politik in der letzten Zeit nicht geeignet war, die Sympa-

thien der Völker zu erregen oder zu stärken, so hat man sich in unserer Rathlosigkeit doch zu sehr daran gewöhnt, auf Preußen wenigstens als den Gegner des verhaßten Bundestags zu blicken, das offene Bündniß mit Rußland mußte selbst die Mißtrauischen der preußischen Partei zuführen. Daß bei uns die öffentliche Meinung sich mehr als sonstwo den Preußen zuneigt, werden Sie ganz natürlich finden, denn die sogenannten Kossuthianer — und diese haben sich während der Schwarzenbergischen Experimente in den letzten 18 Monaten wenigstens nicht vermindert — begrüßen jeden Gegner Oestreichs schon als solchen mit einem stummen, aber herzlichen „Eljen". Die „Gutgesinnten" aus Liebe zum Frieden ärgern sich darüber, daß das verschuldete Oestreich einen Krieg provocirt, dessen Folgen und Ende unabsehbar sind; und ein sogenanntes „östreichisches Bewußtsein" ist trotz allen Proclamationen, Constitutionen und Organisationen bei uns noch ein unbekanntes Kraut, und dürfte es bleiben in alle Ewigkeit. Die neuen Ereignisse in Bosnien und die Gerüchte, welche sich über beginnende Unruhen in der Herzogowina und in den Donaufürstenthümern verbreiten, und welche nur zu deutlich darthun, wie das russische Netz sich allmälig enger um Europa zusammenzieht, haben Preußen, das nun jedem als Repräsentant Deutschlands und dessen Vertheidiger gegen Rußland erscheint, viele Freunde zugeführt, und sollte es wirklich zum Kriege zwischen Oestreich und Preußen kommen, so wird gewiß wieder jener eigenthümliche — ich möchte sagen unnatürliche — Umstand eintreten, daß, wie im italienischen Kriege, die Niederlagen der Oestreicher, welche Hunderten unserer Brüder Leben oder Gesundheit rauben müssen, bei uns mit dem bitterfreudigen Gefühl einer innern Genugthuung begrüßt würden.

Die politische Organisation unsers Vaterlandes ist durch die kriegerischen Ereignisse der letzten Tage in den Hintergrund geschoben worden. Man will für alle Eventualitäten gesichert sein, und glaubt für gewisse Fälle in den Concessionen für Ungarn einen letzten Rettungsanker zu finden, dürfte sich aber sehr getäuscht sehen. Derjenige Theil der ungarischen Bevölkerung, welcher wirklich noch große Kräfte in sich birgt, ist durchaus dem Kossuthianismus, das heißt, der national-liberalen Politik zugethan. Die Conservativen, welche jetzt wirklich viel über diese Partei vermögen, dürften, im Falle man diese Kräfte benutzen wollte, unwillkürlich weiter fortgerissen werden, als es der östreichischen Politik lieb wäre, und dann müßte der Plan Oestreichs: sich mit seiner ganzen Wucht in den deutschen Bund zu werfen, mehr als je an Möglichkeit verlieren. Für jetzt heißt es, wird Herr Geringer in seine provisorische Stellung nach Pesth zurückkehren, und die altconservativen Notablen, welche in großer Anzahl in Wien versammelt sind, halten auch mit ihrem versprochenen Programm zurück, um sich nicht etwa nach der einen oder der andern Seite hin zu compromittiren.

Auch die Aufhebung der Zollschranken hat bei uns nicht die gehoffte Wirkung gethan. Die Oestreicher klagen, daß die Preise der Lebensmittel bei der freien Einfuhr aus dem fetten Ungarn durchaus nicht gefallen sind, und bei uns droht die Concurrenz mit den östreichischen Fabrikaten unserer schwachen Industrie den Todesstoß zu geben; denn früher konnten, obwohl der Einfuhrzoll für östreichische Fabrikate ein sehr geringer war, unsere kleinen Industriellen, die bedeutend weniger an Steuern zu zahlen hatten, bei den billigen Lebensmitteln und geringen Regiespesen noch immer neben den großen Fabrikanten des Kaiserstaates bestehen; jetzt sind die Lebensmittel in Oestreich nicht billiger, bei uns aber bedeutend theurer geworden; — zum Beweis wurde nach dem

Brand der hiesigen Walzmühle Mehl von Wien nach Pesth verschrieben — an Steuern haben wir mehr als die übrigen Kronländer zu zahlen, und die Erbländer überschwemmen uns mit ihren Erzeugnissen. Diese Klagen werden in der gegenwärtigen Messe, die sich sehr schlecht anzeigt, allgemein gehört, und selbst der gutgesinnte Kaufmannsstand stimmt in den rebellischen Ruf ein: „Nein, so kann's nicht bleiben!"

Als freudiges Zeichen der Verbrüderung kann ich Ihnen melden, daß in der slavischen, aber durchaus ungarisch gesinnten Stadt Losonz, die von den Russen mit wahrer Vandalenwuth zerstört wurde, die evangelisch-lutherische und helvetisch-reformirte Gemeinde eine Union im Schulwesen eingehen wollen. Beide Gemeinden haben nämlich ihre Kirchen, Schulhäuser, Kunst- und Büchersammlungen verloren, und nur mit vereinten Kräften sind sie im Stande, ihrer Stadt einen Theil jener wissenschaftlichen Institute wieder zu verschaffen, welche sie vor dem Unglücksfall besessen hat. Die Idee einer allgemeinen Union dieser beiden, im Wesen gleichen Confessionen im ganzen Vaterlande wurde schon vor Jahren angeregt, aber sie scheiterte an der Schroffheit einiger Puritaner, und an dem Haß der lutherischen Panslavisten. Das Beispiel von Losonz, wo Nothwendigkeit die Parteien geschmeidiger macht, wird für weitere Kreise maßgebend werden, und aus den Trümmern dieser unglücklichen Stadt wird sich ein neuer Geist erheben, der — da bekanntlich die beiden protestantischen Confessionen von den Magyaren und Nordslaven repräsentirt werden — auch in politisch-nationaler Hinsicht die schönsten Früchte tragen könnte. —

Während wir aber hier zwei Concessionen zum Heile der Bildung und des geistigen Gedeihens sich vereinigen sehen, droht in Pesth eine Spaltung unter den Lutheranern selbst einzutreten. Diese Gemeinde besteht der großen Mehrheit nach aus Deutschen und Magyaren, die Slaven bilden kaum den vierten Theil derselben, und doch wurde noch vor dem März — wo man den Magyaren so gerne Unterdrückungsgelüste zuschrieb — dieser Minorität, die übrigens durchaus der deutschen oder magyarischen Sprache kundig ist, so sehr Rechnung getragen, daß für sie von einem eigens zu diesem Zwecke angestellten Seelsorger jeden Sonntag nach dem magyarischen Gottesdienste ein slavischer abgehalten wurde. Jetzt wird der slavische Theil der Gemeinde von einigen unruhigen Köpfen dazu bewogen, sich von der Mutterkirche zu trennen, und einen Theil der kirchlichen Fonds zu beanspruchen; und ist bereits von der Regierung ein Commissär in Person des Herrn Koller mit der Ausführung dieses Projects beauftragt. Einige Ultra's wollten sogar den berüchtigten Hurban zum Prediger dieser neuen Gemeinde wählen lassen, allein hierzu sind jetzt wenige Aussichten, da dieser panslavistische Communist, soeben von der Regierung seines Predigeramtes in Hluboka in der Neutraer Gespannschaft, wegen aufreizender Predigten gegen die Regierung, entsetzt wurde. Auch Stur, der Repräsentant des panslavistischen Professorenthums, wurde wegen gefährlicher Umtriebe eingezogen.

Aus Paris erfahren wir, daß die von den Blättern gebrachte Nachricht von der baldigen Abreise der Internirten in Kleinasien nach England sich nicht bestätigt. General Vetter, der seit einigen Monaten in größter Zurückgezogenheit in Hamburg lebte, wurde von dort ausgewiesen, und ist bereits in Paris eingetroffen. Das Magyar Hirlap, welches übrigens nichts weniger als preußenfresserisch gestimmt ist, macht die anspielende Bemerkung, daß die Daily News, bekanntlich das Organ der ungarischen Emigration in London, die Repräsentantin der preußischen Politik in England ist. Auch wundert sich das Magyar Hirlap über das seltsame Sehorgan der Diplomatie, welches von den

8000 Russen, die schon im Winter 1849 in Siebenbürgen einrückten, gar nichts wußte, und jetzt jeden preußischen Landwehrmann aufzuzählen weiß, der als Freiwilliger in die schleswig-holsteinische Armee eintritt.

In Ungarn sind Unruhen wegen der eingeführten Stempelsteuer ausgebrochen, die aber bald unterdrückt wurden. Auch in der Militärgrenze macht sich ein widerspenstiger Geist gegen die neuen Lasten kund, und die Regierung sah sich veranlaßt, in Rücksicht auf die jetzige Nothwendigkeit dieser östreichischen Thronstützen, für die Grenze einige „Erleichterungen" in der Stempeltaxe eintreten zu lassen. — Ein kaiserliches Manifest verspricht allen bisher entwichenen Honveds vollkommene Amnestie, wenn sie bis zum ersten März 1851 zu ihren Regimentern zurückkehren. Ein Witzbold stellte die Frage, ob auch diejenigen Honveds in die Amnestie mit einbegriffen sind, welche im Falle eines Krieges bis zum März 1851 noch davonlaufen werden?

Literaturblatt.

Literarisches Centralblatt für Deutschland, herausgegeben von Dr. Fr. Zarnke. (G. Wigand, Leipzig.) — Erscheint wöchentlich seit dem 1. October, Preis für das Vierteljahr 1 Thlr.

Dies nützliche Unternehmen stellt sich die Aufgabe, eine vollständige und schnelle Uebersicht über die gesammte literarische Thätigkeit Deutschlands zu bringen. Das Blatt zeigt deshalb jedes neu erscheinende deutsche Buch an, indem es zunächst mit würdiger Ausführlichkeit Titel, Preise, vorhergehende Lieferungen u. s. w. bibliographisch gewissenhaft vor Augen stellt; bei Büchern, welche aus verschiedenen Abhandlungen zusammengesetzt sind, die einzelnen Aufsätze benennt, und hier durch eine Note, dort durch eine Klammer dem Publicum jene kleinen unschätzbaren Fingerzeige gibt, die jedem Bücherfreund unentbehrlich sind, und nur von einem diplomatisch gebildeten Bibliographen gegeben werden können; und welche zu vergleichen sind mit den Baumkerben und Fußtapfen im ungeheuern Urwald, durch welche ein weiser Häuptling seinem Stamme den Weg andeutet. Das Blatt ist aber viel mehr als ein bibliographischer Anzeiger, es bringt auch von allen irgend wichtigen und merkwürdigen Büchern eine kurze Kritik, Angabe ihres Inhalts, den Standpunkt, welchen der Verfasser des Buches vertritt und die Stellung desselben zur Literatur und Wissenschaft unserer Zeit. In den sechs ersten Nummern, welche bis jetzt erschienen, ist diese Aufgabe so vortrefflich gelöst, daß auch ein durch Buchhändlerspeculationen verhärtetes Gemüth seine aufrichtige Freude und Bewunderung nicht unterdrücken kann. Sehr viele der Kritiken sind kleine Meisterwerke. Sie haben den ungewöhnlichen Vorzug großer Kürze und Gediegenheit und gehen doch mit Ernst, Gründlichkeit und Wohlwollen auf den Inhalt der Bücher ein, sie wissen das Charakteristische und Neue darin, Bedeutendes wie Verfehltes, so sicher und klar herauszuheben und den Leser, ohne sehr detaillirtes Wissen bei ihm vorauszusetzen, so geschickt mit dem gegenwärtigen Standpunkt der einzelnen Wissenschaften bekannt zu machen, daß sie das Beste erwerben, was eine Kritik für sich gewinnen kann, Vertrauen. Man fühlt aus den Recensionen heraus, daß sie von Männern geschrieben werden, welche eine ehrenvolle Stellung in unserm gelehrten Gemeinwesen einnehmen.

Das Erscheinen eines solchen Literaturblattes ist für Deutschland in der That ein

Gewinn. Frühere ähnliche Versuche: die Berliner literarische Zeitung, Gersdorf's Repertorium u. s. w. sind an Cliquenwesen, Seichtheit und mangelhafter Disposition des Materials verkümmert, hier aber zeigt sich einmal die größte bibliographische Gewissenhaftigkeit und liberale mannhafte Gelehrsamkeit im Bunde, und deshalb ist gegründete Hoffnung, daß wir endlich eine Literaturzeitung erhalten werden, welche zu halten weiß, was sie verspricht: „won Woche zu Woche ein vollständiges gegliedertes Bild von dem wissenschaftlichen Fortleben des deutschen Volkes zu geben."

Jede Nummer (1 — 2 Bogen in hohem Quart) ist nach den Wissenschaften geordnet, die fromme Theologie eröffnet den Zug der neuen Ankömmlinge in der Bücherwelt, die leichtsinnige Schöne: Poesie und der gefällige Commissionär, „Allerlei" oder „Vermischtes" schließen die lange Reihe. Wie viel wird doch wöchentlich in Deutschland gedruckt! und wie viel Unnützes, Schlechtes, Verschrobenes! freilich bringt uns auch jede Woche ein und das andere Buch, aus dem wir merken, daß es doch etwas Großes um den deutschen Geist ist.

Wohl ist die Zeit nicht günstig für ein solches literarisches Unternehmen, auch das Bild, welches unsere Literatur gegegenwärtig darstellt, ist im Ganzen kein erfreuliches. Trotzdem hoffen wir, daß die Zahl der Besonnenen nicht gering sein wird, welche selbst jetzt empfinden, daß dies Werk ihnen Bedürfniß ist. Der Gymnasiallehrer, der gebildete Beamte, der Arzt, der Theologe in der Provinz, sie alle finden hier Gelegenheit, in den wenigen Stunden ihrer Muße zu erfahren, was die Literatur ihrer Wissenschaft und der übrigen Disciplinen menschlicher Bildung für Fortschritte macht. Wer nur überhaupt Bücher liest und zuweilen kauft, der erfährt, was ihm Interesse und Nutzen zu bringen geeignet ist. Und so sei ein gutes Unternehmen ehrerbietig den Göttern unserer Zukunft und angelegentlich den Lesern der Grenzboten empfohlen.

Neuigkeiten des französischen Theaters.

Die Wunder des Cirque national scheinen in dieser Saison den Gaumen der Pariser so abgestumpft zu haben, daß sie für die minder aufregenden Vergnügungen des Theaters keinen rechten Sinn mehr behalten. Wie soll man es auch anfangen, sich für die kleinen Intriguen der Bühne zu interessiren, wenn man heute Herrn Poitevin zusieht, wie er unter dem Nachen seines Luftballons ein Pferd oder einen Esel befestigt, und auf demselben, hoch in den Lüften, entweder allein oder mit seiner Frau seine halsbrechenden Kunststücke macht? Wenn den andern Tag ein Haufe Beduinen auf Straußen in gestrecktem Galopp dahinjagen, von andern Beduinen zu Pferde verfolgt werden, endlich ins Handgemenge gerathen! Und was dergleichen mehr ist.

Von den neuen Stücken hat im Théatre français u. a. Un mariage sous la régence von Léon Guillard einigen Beifall erhalten. Ein Thema, welches von Scribe, A. Dumas (z. B. in seinen Demoiselles de St. Cyr) und ihren Nachahmern schon mit großer Virtuosität ausgeführt ist. Die Helden sind die Herzogin von Berry und der Herzog von Lauzun. Im ersten Act werden zwischen ihnen beständig Ringe, Amulette, Blumen und ähnliche symbolische Galanterien gewechselt, Lauzun gibt einem Nebenbuhler, der die Herzogin schon lange verehrt, einen Degenstich, und hat zugleich eine Intrigue mit einem Ehrenfräulein Beatrix. Letztere geräth in Verdacht, als Lauzun gerade von der

Herzogin in einem Alkoven versteckt ist; die strenge Mutter des Regenten, die Pfalzgräfin, geräth auf seine Spur, er soll Beatrix heirathen, um ihr die Ehre wiederzugeben. Im zweiten Act will Lauzun eine Maskerade, eine Art mythologischer Allegorie benutzen, um eine andere Tochter der Regentin zu heirathen; er ist Mars, sie Venus, und schon sind sie, bei Gelegenheit eines zierlichen Pas, welchen vier Grazien aufführen, im Begriff, Mann und Frau zu werden, als Beatrix dazwischen springt. — Im dritten Act will Beatrix bei den Carmelitern den Schleier nehmen. Mittlerweile erscheint jener erste Cavalier, der im ersten Act mit einem Degenstich versorgt war, unter den Lebendigen wieder, dann will die Herzogin Nonne werden, weil Lauzun sie nicht mehr liebt, aber dieser erfindet, im Einverständniß mit dem Regenten, eine Fabel, die Alles ins rechte Geleise bringt. Er heirathet die Herzogin, Beatrix den Cavalier mit dem Degenstich. —

Ferner im Théatre français: Les Contes de la reine de Navarre, in 5 Acten von Scribe und Légouvé. — Wie wir hören, besteht die Mitarbeiterschaft des Letztern darin, daß ihm Scribe die logisch gesteigerten Stellen, wo von Heriosmus oder von der Vortrefflichkeit der Damen die Rede ist, überträgt. — Daß es Scribe bei seinen historischen Stücken niemals darauf ankommt, wie er den König oder das Volk tauft, von dem er berichtet, wie es sich eigentlich immer nur um die bürgerliche Juli-Monarchie handelt, ist bekannt. — Franz I. ist gefangen in Madrid, seine Schwester Margarethe von Navarra ist geschäftig, tausend Intriguen anzuspinnen, um ihn zu befreien, theils beim Kaiser selbst, theils bei seinen Räthen, oder auch bei den Gouverneuren der Festungen. Aber Franz ist zu ritterlich, um sich dieser kleinen Mittel zu bedienen. Endlich kommen die beiden Monarchen zusammen; der Kaiser ruft aus: Attendez, je tiens une solution! und das Publicum bricht in helles Gelächter aus, denn eine solution ist es, die seit einem Jahre die Presse, die Kammer, das gesammte Publicum für Frankreich vergebens sucht. Die Lösung besteht dann darin, daß Franz die Schwester des Kaisers, Eleonore, heirathet.

Eine anmuthige Posse, die zugleich den Vortheil hat, tugendhaft zu sein, ist im Odéon aufgeführt: Un valet sans livrée, von Léonce und Moléri. Der Held hat eine jener seltsamen Anstellungen, die man nur in Paris antrifft: er kleidet sich fein und nach der neuesten Mode, trinkt Champagner, macht alle Corso-Fahrten mit u. s. w. und ist doch nicht im Besitz eines Sou. Wovon lebt er, da er auch keine Wechselschulden macht? Er leistet einer Anzahl junger Dandies jene kleinen Dienste, die ein Livrée-Bedienter nicht so gut besorgt; er besorgt ihnen die Logen, hält ihre Wagen in Bereitschaft u. s. w. Ein braver Freund, der von einer kleinen Anstellung im Bureau aus ihn um sein scheinbar glänzendes Loos beneidet, kommt noch zeitig genug dahinter, um nicht verführt zu werden; er kehrt zum Bureau und zur Tugend zurück.

Im Théatre des variétés: Le Concassé, Vaudeville von Duvert und Lauzanne. Arnal, einer der gefährlichsten „Löwen" von Paris, ein Jüngling mit schwarzem Schnurbart und feurigen Augen, dem kein Weib widerstehen kann, geht die Wette ein, dem ersten Frauenzimmer, das er trifft, acht Tage hindurch unausgesetzt die Cour zu machen. Caroline, der dies Loos zu Theil wird, ist so schön als tugendhaft; sie leistet der Verführung den kräftigsten Widerstand, und ergreift endlich, als ihr Nichts mehr helfen will, die Flucht. Arnal ihr nach. Sie kommen auf den Alpen vor einen Wald-

strom, über den die Brücke abgebrochen ist; sie müssen nothgedrungen in der nämlichen Herberge Quartier aufschlagen. In derselben finden sie aber schon einen dritten Gast vor, einen dicken Herrn mit einem ziemlich leichtfertigen Frauenzimmer, und dieser dicke Herr ist Niemand anders, als Carolinens Mann. Von nun an verwandelt Caroline den Löwen in ihren gehorsamen Diener; erst muß er mit dem dicken Herrn Händel anfangen, dann sich bei ihm entschuldigen. Endlich reist die ganze Gesellschaft in Frieden und Eintracht nach Paris zurück, und Arnal ist Hausfreund geworden, was für den dicken Herrn nicht viel Gutes verheißt.

Die Luftschifffahrten.

Das Interesse an dem Luftballon hat seine verschiedenen Phasen; es folgt der Mode, wie andere Vergnügungen auch. In diesem Augenblicke ist er wieder sehr en vogue, und aus diesem Umstand hat L. Figuier Veranlassung genommen, in der Revue de deux mondes eine kurze Geschichte der Aëronauten zu geben, aus der wir hier einige Notizen mittheilen. Die Erfinder der Luftballons sind die Brüder Montgolfier (1783); gleich darauf wendeten zu Paris die Brüder Robert das Hydrogen-Gas an. Noch in demselben Jahr wagte Pilâtre de Rosier, ein unternehmender Abenteurer, sich diesem gefährlichen Fahrzeug anzuvertrauen, und am Ende des nämlichen Jahres machte der Physiker Charles ziemlich alle diejenigen Erfindungen, welche die Sicherheit des Unternehmens zu befördern geeignet sind. Es wurde damals bei den Edelleuten Sitte, an derartigen Unternehmen Theil zu nehmen; auch der Vater des Königs Louis Philipp, der nachmalige Bürger Egalité, hat eine Luftschifffahrt gemacht. — Die merkwürdigste, von einem unerhörten Glück begleitete Fahrt, war die von Blanchard (7. Jan. 1785); er stieg zu Dover auf und kam bei Calais ans Land. Gleich darauf fand aber auch der erste Unglücksfall statt; er traf Pilâtre de Rosier, den ersten Luftschiffer. — Im Jahre 1794 fing man an, den Ballon, der nur bis zu einer mäßigen Höhe erhoben wurde, im Kriege zur Beobachtung der feindlichen Operationen anzuwenden. Man hat aber diese Versuche, die nicht ganz ohne Erfolg blieben, später nicht fortgesetzt. — Im Jahre 1803 machte der Physiker Robertson die erste Luftfahrt zu wissenschaftlichen Zwecken. Auch diesen Versuch, der nur noch ein Paarmal erneuert wurde, namentlich von Biot und Gay Lussac, hat man später fallen lassen, obgleich auf diesem Felde noch sehr viel zu thun übrig bleibt. — Seitdem kam das Unternehmen in die Hände der Aëronauten von Profession, und es hat ganze Familien gegeben, die sich in diesem Felde auszeichneten: die Blanchard, die Garnecin, die Robertson, die Green. — Die Versuche, die Erfindung dadurch praktisch zu machen, daß man dem Luftschiff eine willkürliche Bewegung mittheilt, sind gescheitert, weil man keinen Motor fand, und eine Gesellschaft von Pariser Gelehrten hat in unsern Tagen, nach sorgfältigen Studien, durch Navier das motivirte Gutachten abgeben lassen, daß in dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse und unserer mechanischen Hilfsquellen, mit den bewegenden Kräften, die uns heute zu Gebote stehen, es unmöglich ist, das Problem der Bewegung des Luftballons zu lösen.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Börne, Heine und das Judenthum unserer neuen Literatur.

Der Rücksicht auf das Unrecht, welches der christliche Staat den Juden zugefügt hat, ist es zuzuschreiben, wenn in Besprechung der jüdischen Eigenthümlichkeiten seit den letzten Decennien auf ihrer Seite eine Empfindlichkeit, auf unserer eine Sentimentalität herrschend geworden ist, bei der es fast scheinen könnte, als seien die Juden noch immer das auserwählte Volk, und durch ein besonderes Privilegium gegen alle die Angriffe geschützt, die sich jede andere Nation gefallen lassen muß. Gegen die Deutschen haben Börne, Heine und ihre Glaubensgenossen die ganze Scala von Schimpfworten angewendet, die einem genialen Gemüth zu Gebote stehen, vom „Bedientenvolke" an bis zum „Nachtstuhl", und gegen das Christenthum nicht minder; wagt man es aber, auf den „ewigen Judenschmerz" zu lästern, wagt man, zu bezweifeln, daß Shylock ein Märtyrer war, so ringt die gesammte Literatur die Hände über den Mangel an Aufklärung und Toleranz. Tadelt man die Eigenthümlichkeiten der jüdischen Nation, so ist das ein Angriff auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit; kritisirt man die religiösen Gebräuche, so ist es ein Hohn gegen ein Märtyrervolk. Noch neulich ist hier in Leipzig ein auffallendes Beispiel vorgekommen. In einer musikalischen Zeitschrift war behauptet worden, die Juden hätten keinen rechten Sinn für die Kunst, und die Manier, welche sie in die Musik eingeführt hätten, sei mit der Kunst unverträglich. Die Behauptung war, wie alle sogenannten geistreichen Paradoxien, so schief als möglich, denn Meyerbeer, Mendelssohn, Halevy u. s. w. in eine Kategorie zu bringen, hat keinen Sinn, und überhaupt wird wohl das Judenthum mit der Musik in keine andere Verbindung gesetzt werden können, als etwa durch Anklänge an die in der Synagoge üblichen Weisen; aber ähnliche falsche und einseitige Behauptungen sind in Bezug auf die Franzosen, Italiener, auch auf die Deutschen hundertfältig aufgestellt worden: man hat sich begnügt, sie zu widerlegen oder über sie zu lächeln, aber Niemandem ist es eingefallen, darin ein Aergerniß zu suchen, welches der öffentlichen Moral gegeben sei. Die Sünde gegen den heiligen Geist des Judenthums aber wurde mit einer Entrüstung aufgenommen, daß man zum Wenigsten hätte vermuthen sollen, Christus sei zum zweiten Mal an das Kreuz geschlagen, oder das Vaterland sei an die

Sereczaner und Kosaken verrathen. Es fehlte wenig, daß man mit dem unglückseligen Blatt und dem unglückseligen Redacteur dazu ein Auto da fé angestellt hätte. Solcher Verschrobenheit ist nur der Deutsche fähig.

Es ist Zeit, daß mit dieser Empfindsamkeit ein Ende gemacht werde. Wir Liberalen haben, wie es unsere Schuldigkeit war, nach Kräften dahin gearbeitet, daß der Staat sein Unrecht gegen die Juden wieder gut mache, und wenigstens die Hauptsache ist bereits geschehen. Jetzt aber muß man es uns nicht mehr verargen, wenn wir eine so merkwürdige Erscheinung, wie das Judenthum, eine Erscheinung, an der vier Jahrtausende der Unterdrückung vorübergegangen sind, ohne sie im Wesen zu verändern, einer freien historischen Kritik unterwerfen, sollte sie auch nicht günstig ausfallen, sollte sich auch als endliches Resultat die ernste Aufforderung herausstellen, nachdem wir sie von den Fesseln des christlichen Staats emancipirt, nunmehr sich selber und uns vom Judenthum zu befreien.

Für heute haben wir nur die eine Seite dieser Erscheinung in's Auge zu fassen: den Einfluß, den die Juden auf unsere neueste Literatur, und zwar auf die journalistische ausgeübt haben. Daß dieser Einfluß ein ungeheurer gewesen ist, lehrt der Augenschein, denn unter sämmtlichen Journalisten des heiligen römischen Reiches gehören zwei Drittel dem Judenthum an; in einzelnen Landschaften stellt sich das Verhältniß noch anders heraus: man wird z. B. nicht übertreiben, wenn man in Oestreich auf 100 Journalisten 99 Juden rechnet. Daß sie nicht in gleichem Verhältniß an der eigentlichen Wissenschaft und Kunst Theil genommen haben, liegt freilich zum Theil in den äußern Umständen, denn eine dauernde Beschäftigung mit der Wissenschaft ohne die entsprechende amtliche Stellung kommt nur ausnahmweise vor, und diese war ihnen bis jetzt versagt. Wie es sich herausstellen wird, nachdem diese äußern Fesseln gefallen sind, muß die Zeit lehren; daß einigermaßen auch der Volkscharakter darauf eingewirkt hat, davon ein andermal.

Wir finden sie in allen Parteiungen und Nuancen; zum größten Theil freilich in der Demokratie, aber auch stark in der Reaction *); am wenigsten in unserer Partei. Ueberall aber kann man behaupten, daß sie schädlich eingewirkt haben. Auf welche Weise, das wird sich am besten veranschaulichen lassen, wenn wir uns an die beiden glänzenden Talente halten, die diese Bahn gebrochen haben, an Heine und Börne.

Der Einfluß, den diese beiden Schriftsteller auf die deutsche Literatur der letzten 25 Jahre ausgeübt haben, ist eben so groß als schädlich. Man kann sagen, daß die ganze Generation, soweit sie sich überhaupt mit Poesie und Politik abgegeben hat, durch sie corrumpirt ist.

---

*) Das Organ der preußischen Regierung hat in seinem neuen Redacteur, Herrn Selig Kassel, eine derartige Acquisition gemacht; die östreichische war schon lange durch Landsteiner vertreten.

Wir wollen dabei nicht verkennen, daß auch in ihrer Richtung etwas Berechtigtes lag. Heine's Frivolität war die nothwendige Reaction gegen die krankhafte Tugendbündlerei der Görres, Arndt, Schenkendorf, Jahn, der Schwabenschule; Börne's populärer, polternder Menschenverstand die nothwendige Reaction gegen das Sehnen und Dämmern der letzten traurigen Ueberreste der alten romantischen Schule, der Houwald und Müllner, und gegen die überschwengliche Weisheit der Naturphilosophen. Durch das Eintreten des scharfen, ätzenden jüdischen Elements kam in das bereits sehr schläfrige, stumpfe deutsche Wesen wenigstens eine Art von Bewegung. Nur wollte das Unglück, daß man den bloßen Uebergangsmoment fixirte, an Heine poetische und an Börne politische Studien trieb. Man machte aus dem poetischen und dem politischen Weltschmerz ein dauerndes Geschäft.

Heine hat sich gern mit Byron vergleichen lassen, einmal hat er sogar den Einfall gehabt, er sei doch eigentlich viel tugendhafter und gottesfürchtiger als der englische Lord. Man weiß nicht, ob man über diesen Vergleich mehr lachen oder sich ärgern soll.

Der Unterschied springt in zwei Punkten in die Augen. Einmal ist Lord Byron durch und durch Gentleman. Sein Skepticismus setzt sich zwar über viele Formen der steifen und prüden englischen Sittlichkeit hinweg, aber nicht über die strengen Gebote der Ehre. Heine dagegen gehört, auch in seinen romantischen, rührenden und tragischen Momenten, immer zu jenen Possenreißern, über deren Einfälle man sich des Lachens nicht enthalten kann, an deren Stelle aber kein anständiger Mensch treten möchte. Er drängt sich mit seiner Person auf eine Weise hervor, wie es noch kein anderer Dichter gethan, er feiert sich selber als einen großen Dichter, er cokettirt mit der Tiefe seiner Empfindung, mit seinen Erfahrungen in der Liebe, ja selbst, trotz des Zeugnisses seiner ehemaligen Commilitonen, mit seinen Thaten auf der Mensur, er girrt, daß er, ein zweiter Atlas, das Elend der ganzen Welt tragen müsse und unendlich elend sei, weil er nicht unendlich glücklich sein könne; man fühlt aber überall heraus, daß diese Renommage nicht einem sichern Selbstgefühl entspringt, sondern der dunkeln Empfindung, daß er sich eine pikante Charaktermaske aufsetzen müsse, um in guter Gesellschaft gelitten zu werden, und auch dann kaum. Er pflegt sich selber einen ungezogenen Liebling der Grazien zu nennen, aber von der wesentlichsten Eigenschaft, mit welcher die Grazien den Sterblichen beglücken, von dem ästhetischen Maß, hat er keine Spur.

Diese persönliche Unsittlichkeit hängt mit der Art und Weise seines Skepticismus zusammen. Mit Byron's Skepsis hat es eigentlich nicht soviel auf sich; wir haben uns durch das Geschrei der englischen Puritaner, denen Alles Ketzerei ist, was nicht im Katechismus steht, verführen lassen. Die Heftigkeit der Empfindung, mit der er sich von dem herrschenden Sittengesetz loszureißen sucht, zeigt

nur, wie fest es in ihm selber wurzelt. Die Heiligenbilder der Menschheit sind auch die seinigen, in seinem Leben wie in seiner Dichtung hat er sie zuweilen angetastet, aber stets mit dem Gefühl, daß er eigentlich einen Frevel begehe. Die Stärke des Blutes und der Ernst des Gewissens collidiren mit einander; bald spricht das Eine, bald das Andere, aber immer ist der Streit lebhaft genug, um eine tragische Stimmung hervorzurufen.

Bei Heine ist das Gewissen vollkommen inhaltlos; er hat kein Heiligthum, an dem seine Leidenschaft Kirchenraub begehen könnte, und ehrlich gesagt, mit seiner Leidenschaft ist es auch nicht weit her. Er ist kein Räuber und Mörder, obgleich er mitunter dafür gelten möchte. Daß ein sentimentaler Kaufmannsjüngling, indem er sich vor seiner Schönen auf ein Knie niederläßt, statt der Erklärungen aus Alberti's Complimentirbuch eine originelle wagt, in welcher er seine eigene Empfindung ironisirt, „Madame, ich liebe Sie," u. s. w., ist noch kein übertriebener Heroismus. Wenn er einen gewaltigen Anlauf nimmt, wie z. B. in der Götterdämmerung, so sieht man wohl, daß seine Phantasie fähig ist, sich in schmutzigen Bildern zu ergehen, aber man sieht nicht die Nothwendigkeit davon, man merkt, daß nicht innerliche Wildheit, sondern die bloße Eitelkeit, Aufsehen zu erregen, ihn in den Sumpf treibt.

Wie seine Frivolität, so ist auch sein Pathos eine Lüge. Es ist in dieser hohlen Seele keine Liebe und kein Haß. Nicht seine Cynismen, sondern die Coketterie, mit der er mitunter ein salbungsvolles, leidendes Christusgesicht aufsteckt, um über Unschuld und Tugend, über Liebe und Ehre, über Freiheit und Vaterland zu declamiren. Es ist Beides, Frivolität und Pathos, auf seine ursprünglichen Standesgenossen berechnet, die Philister des Comptoirs, denen Beides neu ist, Beides imponirt.

Heine hat zwar die romantische Schule den Franzosen gegenüber in mitunter ganz treffenden Aperçus lächerlich gemacht, aber er nennt seinen „Atta Troll" in der Dedication an Varnhagen selber „das letzte Waldlied der Romantik". Mit Recht. Seine Poesie enthält die einzige Wendung, welche der Romantik noch übrig blieb. Das Ergötzen an einem leeren Klingklang, zu dem man sich gezogen fühlt, gerade weil man ihn nicht versteht, mußte zuletzt dahin führen, daß man in demselben Augenblick über das Mysterium lacht, wo man davor schaudert — ein Fortschritt, den zu machen Friedrich Schlegel nur durch seine Pedanterie gehindert wurde. In der Lucinde z. B. ist der Zopf zu sichtbar, als daß man die tollen Capricciosprünge für natürlich nehmen sollte.

Bei Heine sind diese Sprünge vollständige Natur. Er hat die confuse Bildung des Restaurationsalters nicht, wie seine nächsten Vorbilder, mit dem Fleiß eines über die neuen Vorstellungen erstaunten Gelehrten, sondern mit der Nachlässigkeit eines unbeschäftigten, aber empfänglichen und leicht beweglichen Dilettanten aufgenommen. Seine Phantasie ist ein Kaleidoskop, in welchem die

blaue Blume der Romantik und der Witz der Encyklopädisten, die rothe Fahne der Republik und der Glanz der Lilie, das Gespenst der schönen Herodias und die schmutzige Hexenhütte, die Inbrunst eines hohläugigen Werther und die Blasirtheit eines an Eroberung gewöhnten Banquiers, der auch Lotten fragen würde: wieviel kostet's? in wechselnden Combinationen willkürlich durcheinander gewürfelt werden. Es kommen dabei ganz anmuthige Bilder heraus, denn sein Witz ist lebhaft und seine Phantasie strömt von Einfällen, aber niemals eine ganze Gestalt, niemals eine gehaltene Stimmung. Am besten ist er, wenn er die Posse rein als Posse treibt, wie z. B. in Atta Troll, wo man sich zwar bei der Liebe der jungen Bärin zum Fürsten Lichnowski und ähnlichen Einfällen nichts Bestimmtes denken kann, wo aber die Einfälle so toll durcheinander sprudeln, daß sie fast Humor genannt werden können.

Aus dieser Art der Poesie aber eine Convenienz zu machen, die Vermischung der Frivolität und des Pathos, der Zote und des Gebets als das höchste Gesetz einer schönen Darstellung zu verehren, die Stärke der Empfindung nach der marktschreierischen Anpreisung derselben zu beurtheilen, das ist die ärgste Versündigung gegen den heiligen Geist der Kunst, und diese Verkehrtheit, die sich über unsere ganze Literatur der letzten 25 Jahre ausbreitet, verdanken wir Heine und seinen Jüngern. Freilich correspondirt sie mit einer andern Richtung unserer Zeit: der sophiphistischen Gewandtheit, ungewöhnliche und überraschende Gesichtspunkte aufzufinden, den Witz zum Maßstab der Wahrheit zu nehmen. Aber gerade weil er diesen Witz mit Sentiment würzt, hat ihn Heine unter den Deutschen populärer gemacht, als es der eigentlichen Schule der Sophistik möglich gewesen wäre. —

Wenden wir uns nach diesen flüchtigen Bemerkungen zu Börne, so tritt zwar beim ersten Anblick eine scheinbar sehr große Verschiedenheit hervor: dort der ungezogene „Liebling der Grazien", hier der polternde Alte, wie ihn die Komödie nur irgend erfinden kann; aber man entdeckt doch auch wieder eine große Familienähnlichkeit.

Die Aehnlichkeit besteht darin, das beide den objectiven Interessen, der objectiven Wahrheit nichts entgegen bringen, als die Energie ihrer subjectiven Eitelkeit, die an sich leer, doch unerschöpflich ist in ihrer Verneinung des Gegebenen; die ihr Urtheil über die Gegenstände nicht aus der Natur derselben schöpft, sondern aus den Beziehungen zu ihrer Stimmung und Laune.

Ich stehe nicht an, Börne's Einfluß auf unsere Entwickelung für viel schädlicher zu erklären, obgleich seine Berechtigung, den faulen Zuständen der Restauration gegenüber, eine größere ist. Denn dieser Einfluß auf unsere Jugend ist ungeheuer. Unser ganzer Radicalismus, unsere ganze Demokratie ist auf Börne gegründet, während Heine doch nur in exclusiven Salons zu Hause ist. Die unbehilfliche Ehrlichkeit unsers Volks, das sich nie recht in den Unterschied von Spaß und Ernst zu finden weiß, ist Schuld daran. Die Franzosen

haben ihren Charivari, die Engländer ihren Punch, sie amusiren sich daran, ohne daß es ihnen einfiele, dort die Quelle politischer Weisheit zu suchen. Bei uns gibt es aber ganze Kreise, denen der Kladderadatsch ein Evangelium ist, wie früher Held's Locomotive. Beides ist nichts als breitgetretener Börne. — Und das hat nicht allein den Nachtheil, daß man in allen politischen Dingen ein schiefes Urtheil erhält, ein Urtheil, das lediglich auf epigrammatische Knalleffecte begründet ist, sondern den viel schlimmeren, daß man mit diesem Urtheil eine That gethan zu haben glaubt, und sich vollständig damit befriedigt. Wenn der Berliner Demokrat auf die Gothaer Würste oder auf den Pater Radowitz einen Witz gemacht hat, so hat er seine Seele gerettet, und freut sich seines Lebens wie nach wohlgelungenem Tagewerk.

Ueber dem Haschen nach Contrasten, die er zu irgend einem komischen oder sentimentalen Effect combinirt, verliert der Witz den Sinn und das Verständniß für die Thatsachen; mit ein Paar Formeln, deren man mit leichter Mühe in ein Paar Tagen Herr werden kann, ist er über alles Detail der Staatswissenschaft hinaus. Alle praktische Politik ist ihm zuwider, denn er bewegt sich im Unbedingten, im Entweder-Oder, und für das Unbedingte hat das reale Staatsleben keinen Raum. Er speculirt lediglich auf den Knalleffect der Revolution, ein Zauberwort, welches die Formel enthält, das Unmögliche wirklich zu machen, wie der Himmel des mit der Erde unzufriedenen Christen; der glorreiche Vorbehalt, mit welchem man sein Gewissen salvirt, wenn man hienieden fünf gerade sein läßt. Diese permanente sittliche Entrüstung, dieser fixirte Hohn gegen die allgemeine Schlechtigkeit der Welt, dieser faule Pessimismus verdreht nicht nur den Verstand, er corrumpirt auch die Gesinnung. Denn da täglich ein Effect herausgetrieben werden muß, wenn man seiner Pflicht genügen will, so wechseln die Gesichtspunkte mit reißender Schnelligkeit, jedes Heute straft das Gestern Lügen.

Es ist wunderbar, daß Börne's Verehrer nicht durch die handgreiflichen Fehlgriffe außer Fassung gesetzt sind, die er jedesmal macht, wo er sich auf einen bestimmten Fall einläßt, was freilich selten geschieht, denn im Ganzen besteht seine Politik in Variationen auf das Thema: Hofrath, Wohlgeboren, Allerhöchstdieselben u. s. w. Das stimmt alles sehr gut, sobald er aber auf Odilon Barrot, oder die constitutionelle Verfassung, oder die Einrichtung der Gerichte u. s. w. zu sprechen kommt, wird jedesmal ein Unsinn daraus, denn von allen diesen Dingen hat er soviel Kenntniß, wie ein neugebornes Kind. Der souveräne Witz hat nicht nöthig, die Gegenstände zu kennen, mit denen er spielen will, im Gegentheil würde er dadurch an Grazie verlieren. Aber am tollsten macht er es mit den Widersprüchen in seinen Wünschen und Idealen. Heute poltert er darüber, daß die Deutschen nicht ein Nationalgefühl haben, wie andere Völker, daß man sie ungestraft beleidigen kann, während die Franzosen sogar für die Ehre ihres Klima's auf die Mensur zu gehen geneigt sind, morgen schlägt er einen ebenso

großen Lärm darüber auf, wenn dieses Nationalgefühl sich wirklich zu regen beginnt, wenn die Deutschen Franzosenfresser werden. Wie es grade seiner Laune bequem ist, oder wie sich eine Pointe daraus drehen läßt. Saphir, freilich mit ungleich weniger Talent, hat genau dieselbe Manier.

Um diese Manier genauer zu charakterisiren, darf man sich nicht auf seine politische Lyrik beschränken. — Der eine Band seiner gesammelten Werke enthält: „Fragmente und Aphorismen". No. 1. heißt: „Minister fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die gute Seite." No. 11: „Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse." — Es läßt sich dagegen nichts einwenden. — Am berühmtesten ist No. 18. „Unter Mäßigung wird verstanden: die Einen wollen den Tag, die Andern wollen Nacht, der Minister aber will Mondschein, um beide Parteien zu befriedigen." Das ist schlagend, handgreiflich, leicht zu übersehen, man kann es sich ausmalen, da ist kein Verstand so dumm, der das nicht begriffe. Darum ist es tausend und aber tausendmal wiederholt, und damit ist jeder verurtheilt, der nicht mit Robespierre oder mit dem Abbé Maury geht, der nicht alle Aristokraten oder alle Demokraten köpft. Die völlige Gedankenlosigkeit jenes Entweder-Oder kümmert die heitern Spaziergänger nicht, die nur darum Politik treiben, weil sie sich auf das neue Carricaturblatt in der Abendnummer ihres Lieblingsjournals freuen. Das Entweder-Oder ist das liebste Stichwort jenes sogenannten gesunden Menschenverstandes, als dessen Hauptvertreter sich Börne gegen den Mysticismus der Restaurationszeit gerirte. Der gesunde Menschenverstand glaubt, Alles widerlegt zu haben, was ihm Langeweile macht. Ein ernsthaftes Studium, oder eine Tag für Tag fortgesetzte Arbeit ist ihm langweilig, und er glaubt durch diese Erklärung mit dem constitutionellen Staat nicht minder fertig zu sein, als mit der Gelehrsamkeit. Aber dieser gesunde Menschenverstand reicht nur für den Kladderadatsch aus; auf das wirkliche Leben angewendet, geht er an seinen eignen Widersprüchen unter, die er darum nicht sieht, weil er sich lediglich in Abstractionen bewegt, und Abstractionen kennen keinen Widerspruch. Er spricht nur so lange geläufig und mit Witz, als er in der Opposition steht; am Ministertisch geht sein Witz aus, er hat von der sittlichen Entrüstung gelebt; wenn er produciren soll, weiß er sich keinen Rath; denn in Abstractionen zu gestalten, zu schaffen, ist eine Unmöglichkeit.

Daß dieses eintönige, polternde Pathos des gesunden Menschenverstandes das deutsche Volk nicht ermüdete, lag an zwei Umständen. Einmal hatte es den Anstrich eines vollen Gemüths, dann wurde es durch jene witzigen Paradoxien gewürzt, die den Reiz eines artigen, aber nicht schweren Räthsels haben. Das gilt ebenso von seinen Kritiken, Reiseberichten, Novelletten, die übrigens einen wahrhaft erstaunlichen Mangel an Gestaltungskraft verrathen. In jeder einfachen Theaterrecension ist die Totalität seiner Seele, der gesammte Weltschmerz über Deutschlands Verwahrlosung, die trauernden Juden und die Hofräthe, und wo

irgend der Stoff es zuläßt, auch jene paradoxe Genialität, die durch scharfe Betonung irgend einer Seite dem Bilde ein vollständig verändertes Ansehen gibt. Das Maximum in dieser Art ist die bekannte Kritik über Hamlet, die damit schließt, daß der König eine noble und würdige Person wird. Diese Neigung, die sittlichen Begriffe umzukehren, theilt Börne mit Heine, der auch lieber „ungeheure, colossale" Laster haben wollte, als die unästhetische Moral; der für das russische Reich schwärmte, weil es ihm imponirte, der einer Agrippina und Lucretia Borgia, weil sie sich eines wohlgeformten Beins erfreuten, alle die unschuldigen Kleinigkeiten, wie Giftmischerei, nachzusehen geneigt war. Bei Börne ist das nicht Frivolität des Gemüths, denn in diesen bürgerlichen Dingen ist seine Gesinnung ziemlich fest und gesund, sondern die bei einem recht verstockten „gesunden Menschenverstand" fast immer vorkommende Neigung, der Abwechselung wegen einmal über die Schnur zu hauen.

Auf unsere ästhetische Kritik hat Börne fast ebenso nachtheilig gewirkt, als auf unsere politische Empfindung, und zwar aus denselben Gründen. Die Kritik hat die Aufgabe, durch gründliche Verarbeitung des gegebenen Stoffs die Principien hervortreten zu lassen, und umgekehrt, die Principien auf die Gegenstände anzuwenden. Börne's Kritik macht sich weder ernsthaft mit den Gegenständen zu thun, noch geht sie von Principien aus; sie ist trotz mancher, nicht zu verkennenden Verdienste im Einzelnen, als Ganzes betrachtet, ein Spiel der subjectiven Eitelkeit. Zwar ist sie mit so viel Talent geschrieben, daß wir noch heute diese Sammlung von Recensionen über ziemlich gleichgültige Bücher nicht ohne Interesse lesen. Es ist ein anmuthiges Geplauder, das uns besticht, wenn es uns auch nicht belehrt. Am liebenswürdigsten, wenn es nur Geplauder ist und gar keinen Inhalt hat, wie der Aufsatz über Henriette Sonntag, mit dem er in Frankfurt seinen Ruf begründete. Aber je größer der Erfolg dieses unverkennbaren Talents war, desto mehr hat es seine Nachfolger verführt, buhlerische Künste zu treiben. Die Entartung unserer Kritik in inhaltsloses Feuilleton-Geplauder ist um so nachtheiliger, da eine ernste, consequente, von ihrem Gegenstand und ihren Principien wahrhaft erfüllte Kritik allein im Stande ist, unsere Literatur aus der babylonischen Verwirrung zu führen, in der sie jetzt befangen ist. J. S.

Lamartine's neueste Schriften.

Nach seinem verunglückten Versuch, den Negeraufstand in St. Domingo dramatisch zu bearbeiten, und nach der Rückkehr von seiner zweiten Reise in den Orient, wo er sein fabelhaftes Paschalik besucht und sich dem Sultan vorgestellt hat, sind von Herrn v. Lamartine wieder drei Schriften erschienen: ein Roman Geneviève, die Nouvelles Confidences und eine Reihe politischer Erbauungsreden in der von ihm redigirten Zeitschrift: le Conseiller du Peuple.

Alle drei haben einen ähnlichen Charakter: sie sind bestimmt, die frühern Poesien des Verfassers durch angeblich aus dem Leben gegriffene Züge zu illustriren, die aber wieder nichts weiter sind, als ein Mittelding zwischen Wahrheit und Dichtung, mit viel rhetorischem Aufwand, weder durch Kunstsinn noch durch Wahrheit befriedigend, in jener poetisirenden Prosa geschrieben, die weder an der Klarheit der echten Prosa, noch an dem Schwung der Poesie Theil hat.

Der Roman Geneviève wird durch eine sehr lange historisch-philosophische Vorrede eingeführt. — Es ist dieselbe an eine Näherin in Aix, Mlle. Reine, adressirt, die sich in ihren Mußestunden mit der Lecture poetischer Werke beschäftigt, und namentlich an den Versen unsers Dichters großen Geschmack gefunden hat. Herr von Lamartine gibt ihr einen kurzen Abriß der allgemeinen Literarurgeschichte, in welchem er ihr auseinandersetzt, wie keiner der bisherigen Koryphäen der Weltliteratur, Plato, Sophokles, Milton, Corneille, Calderon, Cervantes u. s. w., den hauptsächlichsten Anforderungen, die man an den Dichter stellen müsse, genügt habe: nämlich für das Volk zu schreiben. Diesem tiefgefühlten Bedürfniß soll nun abgeholfen werden. — Man sieht, unser Gutzkow mit seiner Theorie des „Nebeneinander" und „Nacheinander" steht nicht allein. — Nach den Dichtern folgt eine Kritik der Geschichtschreiber, die sammt und sonders an dem nämlichen Gebrechen leiden sollen. — Die Abhandlung ist von einem wahrhaft impertinenten Dilettantismus; abgesehen von den mehrfach darin vorkommenden Schnitzern, die man keinem Schüler verzeihen würde, ist über keinen der behandelten Gegenstände etwas gesagt, was zur Sache gehörte. Es sind lyrische Phantasien über Werke, die Lamartine entweder niemals studirt, oder gänzlich vergessen hat.

Was den Roman betrifft, so soll die Heldin desselben eine Ergänzung und Erläuterung zu der zweiten Person des Gedichts Jocelyn sein (Marthe), wie der Abbé Dumont in den ersten Confidences eine Ergänzung zum Jocelyn selbst. — Durch eine solche nachträgliche Erläuterung tragen die Dichter nicht viel zu dem Genuß bei, welchen uns ihre frühern Schöpfungen gewähren; sie zerpflücken die Blume, die uns nur als Ganzes ansprach, und geben uns dessenungeachtet keine wirkliche Analyse, denn die Phantasie geht doch mit ihnen durch. Wir haben eine

Fiction in zweiter, verwässerter Auflage. — Der Gegenstand des Romans ist die Aufopferung der Heldin für ihre Schwester Josette, deren uneheliches Kind sie auf sich nimmt. Es sind rührende Züge darin, obgleich der Schwulst die einfache Empfindung nicht rein hervortreten läßt. — Aber selbst dieser Eindruck wird geschwächt durch eine Anhäufung von Episoden, die das Interesse zerstreuen, und die eine Menge Bagatellen, Trivialitäten, und selbst Züge einer wahrhaft kindischen Sentimentalität enthalten. So sollen wir uns einmal, neben dem Interesse, welches uns die Hauptbegebenheit einflößt, noch dadurch rühren lassen, daß Geneviève ein Schaaf, welches sie persönlich liebt, mit Aufopferung eines Theils ihres kleinen Einkommens vom Opfertode befreit. —

An den Nouvelles Confidences können wir nur einen noch geringern Antheil nehmen, als an den frühern Bekenntnissen aus seinem Leben. Bekanntlich schrieb Lamartine dieselben, um das nöthige Geld zur Erhaltung seines väterlichen Erbtheils zu gewinnen. Die Kritik hatte ihm vorgeworfen, die Geheimnisse seines Herzens verkauft, und Dinge mitgetheilt zu haben, die kein Gentleman erzählt. Lamartine rechtfertigt sich durch die sonderbare Ansicht, daß eine solche Verschwiegenheit zwar einem kleinen Kreise von Bekannten, aber nicht dem gesammten Publicum gegenüber ziemlich sei. Er ruft in dieser Ausgabe mit etwas theatralischem Pathos jenen Kritikern zu: „Triumphirt, ihr Neider! denn ich habe meinen Zweck nicht erreicht. Jenes Geld hat nicht genügt, ich habe mein Erbgut doch verkaufen müssen."

Was seine Indiscretion noch unangenehmer macht, das ist die weibische Koketterie, mit der er seine Empfindungen zur Schau trägt, mit der er sein Gesicht beständig im Spiegel besieht. Wenn es einem Schriftsteller darauf ankommt, die Welt durch seine Bekenntnisse zu belehren, zu erbauen, zu warnen, wenn es ihm um vollständige Wahrheit zu thun ist, so wird man wenigstens nicht leicht einen allgemeinen Grundsatz aufstellen können, bis wie weit ein Eingehen in Privatverhältnisse schicklich und erlaubt sei. Wenn man aber aus der Schule schwatzt, nur um seiner Eitelkeit zu fröhnen, so hat die Kritik das Recht und die Pflicht, strenger zu sein.

Die Personen und Zustände, welche Lamartine schildert, und zwar mit einer minutiösen Gewissenhaftigkeit im Portrait, tragen nichts dazu bei, uns über seinen Entwickelungsgang aufzuklären. Er stellt es vielmehr so dar, als sei er all seinen Umgebungen stets überlegen gewesen, und habe von ihnen nichts empfangen, als Liebe und Verehrung. Er fährt fort, seine Schönheit zu schildern, wie sie von der jugendlichen Bildung in die männliche übergeht; daraus lernen wir nicht viel. Die Mitglieder der Familie Lamartine sind lauter Engel; alle ihre Gliedmaßen werden hervorgesucht, um einen neuen Rafael oder Titian zu begeistern. Die Erzählung macht den Eindruck, daß der Dichter sich in seinem Leben viel gelangweilt habe. Die eingeflochtenen Episoden sind von einer so raffinirten

Empfindsamkeit, daß die dichterische Umwandlung unverkennbar ist, selbst die mitgetheilten Briefe anderer Personen tragen zu sehr das Gepräge seines eigenen Stils, um als historische Documente gelten zu können. Es sind novellistische Versuche, die zum Theil mit einer sehr glücklichen Anlage anfangen, aber im Schwulst erstickt werden, und in einem eitlen, herzlosen Egoismus untergehen. Keine von ihnen erreicht an Interesse die liebliche Episode der Graziella aus den frühern Bekenntnissen, obgleich auch die Mittheilung dieser traurigen Begebenheit, wenn sie wahr ist, dem koketten Autobiographen nicht eben zur Ehre gereicht. Es scheint mir, daß in der Mittheilung erlebter Herzensgeschichten Göthe's Wahrheit und Dichtung noch immer dasjenige Buch ist, welches den meisten Tact zeigt.

Der Conseiller du Peuple ist, so zu sagen, die zweite Auflage der verschiedenartigen Reden, welche Herr v. Lamartine seit seiner vieljährigen parlamentarischen Wirksamkeit gehalten hat. Er ist in demselben erbaulich-prophetisch-belletristischen Ton, der die frühere Politik des Verfassers auszeichnet, seine auf der Reise nach dem Orient concivirten Visionen über eine politische Verbindung des Ostens mit dem Westen mit einbegriffen; eine Geschichtsphilosophie für das Volk, die ein solches Auditorium freilich nicht zu widerlegen weiß, aus der aber in der Praxis nichts zu machen ist. Der einzige rothe Faden, der sich durch diese Visionen zieht, ist das Eingeständniß, daß es eigentlich in Frankreich nur Einen Mann gebe, der die große Aufgabe der Zukunft zu begreifen und auszuführen im Stande sei: Herrn v. Lamartine. Und da ein beständiges Selbstlob des Verfassers dem Publicum doch zu einförmig werden könnte, so sorgt dieser dafür, daß zuweilen in seinem eigenen Journal ein Anderer auftritt und erklärt, er könne sich nicht helfen, Herr v. Lamartine sei doch der größte Mann des Jahrhunderts. Im Uebrigen eine vollkommene, lächelnde Toleranz gegen alle Personen und Systeme; eine Toleranz, die um so höher anzuschlagen ist, je weniger ihr ein gründliches Studium über die beurtheilten Gegenstände vorangeht, die sich aber eben darum dem Uebelstand aussetzt, von allen Seiten ein sehr derbes Dementi zu erhalten.

Lamartine's Zeit ist vorüber. Seine Gedanken sind von ziemlich allen Parteien in ihrer Hohlheit durchschaut; die sonoren Banalitäten, die er in beständiger Variation wiederholt, finden nirgend mehr Anklang, und seine Person hat er selber mit so viel Zudringlichkeit zur Schau getragen, daß auch ein nicht besonders begabter Verstand sich über den Werth derselben nicht länger täuschen kann.

Die letzte Nummer des Journals, die mir zu Gesicht gekommen ist, bietet wieder ein Interesse in anderer Beziehung. Herr von Lamartine hat in diesen Tagen eine Reise nach England gemacht, und theilt die Beobachtungen derselben seinen Lesern mit. Schon früher hat er sich zweimal dort aufgehalten: 1822 und 1830; beidemale war er durch den gedrückten Zustand der untern Volksclasse so erschreckt

worden, daß er einen nahe bevorstehenden Ausbruch verkündete, und einzelne kleine Besitzthümer, die er in England hatte, verkaufte, um demselben zu entgehen. Diesmal ist der Eindruck ein entgegengesetzter. Er findet einen ungeheuren Fortschritt, er findet, daß gegenwärtig das Volk glücklich und zufrieden, die Regierung untadelhaft, die religiöse Gesinnung nicht genug anzuerkennen — kurz, daß Alles in Allem göttlich sei. — So viel Wahres auch an den Bemerkungen ist, so kann man sich doch der Ansicht nicht erwehren, daß sich auch diesmal Lamartine durch den Widerspruchsgeist etwas weiter habe treiben lassen, als unumgänglich nöthig war. Sein republikanischer Nebenbuhler, Ledru Rollin, hatte nicht lange vorher England als ein modernes Sodom und Gomorrha dargestellt; die Versuchung lag zu nahe, seinerseits das Reich Gottes darin zu finden. — Denn die Gründe, die er anführt, sind nicht ganz stichhaltig. Ein brittischer Freund theilt ihm einen Katalog mit, in welchem die Namen der verschiedenen wohlthätigen Gesellschaften verzeichnet sind. Die Länge dieses Namensverzeichnisses ist der hauptsächlichste Grund seines Erstaunens und seiner Bewunderung. Wenn man aber dergleichen richtig würdigen will, so darf man sich nicht damit begnügen, ein Namensverzeichniß anzusehen, man muß im Einzelnen untersuchen, ob diese Gesellschaften auch wirklich ihren Zweck erfüllen; ob auch Alles Gold ist, was glänzt. Zu einer solchen Untersuchung hat es aber dem poetischen Sinn des Herrn v. Lamartine an Interesse, und auch wohl an Befähigung gefehlt. — Aber man traut seinen Augen nicht, wenn man in dem Bericht über das, was die gesetzgebende Thätigkeit zur Abhilfe der Armuth gethan hat, auf folgenden Passus trifft: ich führe ihn im Text an, weil man mir sonst nicht glaubt. Der Freund erzählt (Heft 9, 10. October 1850, p. 358): Enfin un grand homme d'État, Mr. Peel, est venu: il a osé blesser l'aristocratie propriétaire de son pays pour la guérir et la sauver. — **Qu' a-t-il fait?** lui dis-je. Und nun erzählt der Freund die Abschaffung der Korngesetze. — Also um zu erfahren, daß Peel die Korngesetze abgeschafft, und was es mit diesen Korngesetzen für eine Bewandniß gehabt habe, muß ein französischer Staatsmann erst nach London reisen, sich erst von einem guten Freund aus der Mittelclasse unterrichten lassen. In welchem Traumleben muß er bis dahin vegetirt haben. — Und man nehme es nicht für eine bloße Redefigur, die den Schein der eigenen Unwissenheit annimmt, um das Volk aufzuklären. Vielmehr kokettirt er vorher bei jeder Gelegenheit mit seiner Kenntniß der englischen Geschichte, von der Abschaffung der Korngesetze hat er aber nichts gewußt. Als er sie erfährt, bricht er in ein Hosianna auf die englische Verfassung und den guten Geist der englischen Aristokratie aus! Das ist der Mann, der Europa reformiren wollte!*)

*) Man vergleiche über Lamartine die frühern Aufsätze: 1847, 26. 1849, 32. 1850, 12. 13. 21. 22.

Die Staatsregierung Sachsens und die einundzwanzig Professoren.

Von einem aus ihrer Mitte. (Leipzig, Dyk.)

Es ist nicht gut, wenn man zu geistreich ist; wenn man es nicht möglich machen kann, seinen „Geist" wenigstens auf einen Augenblick bei Seite zu legen. Denn es gibt Verhältnisse, in denen lediglich der gesunde Menschenverstand und das Rechtsgefühl zu entscheiden haben; in denen jede Einmischung philosophischer Reflexionen die Sache verwirrt. — So ist es dem Verfasser der vorliegenden Schrift ergangen. Er hat sich durch die Mannigfaltigkeit seiner Gesichtspunkte so verwirren lassen, daß er nicht nur alle Parteien mit gleicher Ungerechtigkeit behandelt, sondern daß man auch, wenn man nicht wüßte, daß man es mit einem Ehrenmann zu thun hat, auf die seltsamsten Ideen über seine eigne Handlungsweise kommen müßte. —

Der Streitpunkt, um den es sich zwischen der Regierung und dem Senat einzig und allein handeln kann, ist der Rechtspunkt. Die Regierung hat sich für berechtigt gehalten, die Rechtsgiltigkeit der letzten Verfassung aus formalen und materiellen Gründen anzufechten und demnach die vorige Verfassung wieder in Kraft treten zu lassen; sie hat folgerichtig den Senat für verpflichtet gehalten, das nach derselben ihm zustehende Wahlrecht auszuüben.

Der Senat im Gegentheil (ich sage: Senat, denn der Wille einer Corporation kann nur durch die in rechtmäßiger Abstimmung sich ergebende Majorität ausgedrückt werden), der Senat hat die Regierung nicht für berechtigt gehalten, die Rechtsungiltigkeit der letzten Verfassung auszusprechen, und folgerichtig sich für verpflichtet, an einem nach seiner Ansicht rechtswidrigen Schritt keinen Theil zu nehmen.

Die Einfachheit dieses Rechtsstreits wird nicht durch die allgemeine Betrachtung alterirt, daß in Fällen, wo es sich um unser Wohl und Wehe handelt, das Recht erst durch Motive politischer Opportunität Fleisch und Blut erhält. Diese mitwirkenden Motive bleiben der Seele des Einzelnen anheimgestellt; zur Fällung des Urtheils können sie nichts beitragen. Wieviel in diesem Fall der Einzelne durch politische Erwägung bestimmt worden ist, den Rechtsboden mit Energie zu behaupten, hat auf das Urtheil darüber keinen Einfluß; die Regierung hat sich auf den Rechtsboden gestützt, der Senat, der nur insoweit politische Corporation ist, als die Verfassung es präcisirt, d. h. nur als Wahlkörper für die erste Kammer der Verfassung von 1831, hatte sich einzig und allein die Frage vorzulegen: sind wir noch dieser Wahlkörper? d. h. besteht die Verfassung von 1831 noch zu Recht? — Ließ er seine Renitenz aus irgend welchen andern politischen

Gründen eintreten, so überschritt er seine Befugnisse, und die Regierung war nicht allein berechtigt, sondern von ihrem Standpunkt aus verpflichtet, ihn durch die ihr zu Gebot stehenden Mittel in seine Schranken zurückzuweisen. Dieses Mittel hat sie in der That angewendet: sie hat ihn aufgelöst, denn die Suspendirung der renitenten Mitglieder ist nichts Anderes als partielle Auflösung.

Auch in diesem Punkt wird der Verfasser durch die Unbestimmtheit seines Gesichtspunkts verleitet, gegen die Regierung und deren Partei ebenso ungerecht zu sein, als gegen seine eigene. Wenn die Regierung und ihre Partei in ihrem Recht, oder, was hier auf dasselbe hinausläuft, wenn sie von ihrem Recht überzeugt war, — und das muß präsumirt werden, wenn man ihr späteres Verfahren vom Rechtsstandpunkt beurtheilen will, — so durfte sie nicht nur, so mußte sie den Abgeordneten der Universität so lange zurückweisen, bis er eine rechtmäßige Vollmacht einbrachte; jedes andere Verfahren wäre stillschweigendes, schimpfliches Eingeständniß von dem Bewußtsein des eigenen Unrechts gewesen. Es ist daher ganz ungehörig vom Verfasser, wenn er demjenigen Kammermitglied, welches diesen, in der Natur der Sache und dem Rechtsstandpunkt der Partei nothwendig begründeten Antrag stellte, Motive unterlegt, die ebenso gehässig sind, als sie nicht zur Sache gehören. Aber freilich ist das nur dasselbe Verfahren, das er gegen sich selbst und seine Partei anwendet.

Aber damit ist die Verwirrung noch nicht zu Ende. Es wird nicht nur erklärt, daß, wenn die Regierung nach Besiegung des Maiaufstandes denselben Schritt gethan hätte, den sie heute gethan, den man heute als einen ungesetzlichen angreift, Senat und Volk ihr freudig seine Beistimmung und Mitwirkung hätte zu Theil werden lassen; sondern es wird der Regierung ein ziemlich strenger Vorwurf daraus gemacht, daß sie es nicht gethan. Es wird ferner erklärt, daß in diesem Augenblick, wo Kammer und Volk die „rettende That" der Regierung nachträglich legalisirt hätten — eine Erfahrung, die wir dahingestellt sein lassen, da wir als Nichtsachsen weder die Lust noch den Beruf fühlen, darüber Beobachtungen anzustellen — man auf den Rechtspunkt nicht wieder zurückkommen dürfe.

Wir wollen von dem Schwanken dieses Rechtsprincips, das heute für Recht erklärt, was morgen Unrecht ist, nicht weiter sprechen. Also der Senat hat nicht aus Rechtsgründen, sondern aus höhern geschichts-philosophischen gehandelt. Aus welchen?

Natürlich wird der Verfasser nur für sich selbst Rechenschaft geben können.

Er hat der rettenden That des Ministeriums darum seine Mitwirkung versagt, weil er in dem Conflict mit den letzten Kammern, durch welchen sie hervorgerufen sein sollen, nicht auf Seiten der Regierung treten konnte. Namentlich nicht in ihrem Verhalten zur deutschen Frage.

Welches war dieser Conflict in der deutschen Frage?

Ein Theil der Opposition verlangte, sie solle die Märzverfassung anerkennen, ein anderer (die Gothaer), sie solle an der Union festhalten. Welcher von diesen Ansichten pflichtet der Verfasser bei?

Keiner von beiden. Er hält beide für unausführbar, beide, wenn sie ausführbar wären, für schädlich für Sachsen wie für Deutschland; er hält, auch wenn sie für Deutschland nützlich wären, das sächsische Ministerium dennoch nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet, die Ausführung derselben zu verhindern, denn die Regierung eines bestimmten Staats dürfe nie ihre Hand dazu bieten, aus angeblich höhern politischen Gründen zu einer Maßregel ihre Hand zu bieten, welche die Macht und die Souveränität dieses Staats, dem sie allein verantwortlich sei, beeinträchtigte.

Nach diesen Prämissen, die eigentlich eine vollständige Billigung der Regierungspolitik enthalten, ist man natürlich nicht wenig darauf gespannt, in welchem Punkt er eigentlich von ihr abweichen wird, und zwar so bedeutend abweichen, daß dieses allein ihn bestimmen konnte, eine politische Maaßregel, die er unter andern Umständen nicht nur für gerechtfertigt, sondern auch für nothwendig halten würde, als einen Rechtsbruch zu bekämpfen.

Er tadelt das Ministerium, daß es vom Bündniß vom 26. Mai abgefallen ist. — Aber dieses Bündniß war ja die Union? Und die Union war nach des Verfassers eigner Beweisführung unausführbar, schädlich für Deutschland, verderblich für Sachsen. — Ja, das Ministerium hätte durch diplomatische Verhandlungen Preußen dazu bestimmen sollen, von der Einberufung des Erfurter Reichstages und dem Uebrigen, was sich an die Union knüpfte, abzustehen.

Ist das nun Ernst oder Spaß? — Also das ist der Grund, aus welchem Weiß in Schwarz, Recht in Unrecht übergeht? — „Also darum Räuber und Mörder?!" —

Das kleine Schriftchen ist ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Erkenntniß, wie in den letzten Jahren die Rechtsbegriffe auf den Kopf gestellt sind. — Eine Bemerkung muß ich daran knüpfen. — Es ist eine Thorheit, von jedem Einzelnen zu verlangen, er solle in verwickelten politischen Fragen das Richtige treffen. Aber das kann man verlangen, daß Jeder, der in bestimmten Fällen zweifelhaft ist, ob er Ja oder Nein sagen soll, oder sich zum Ja oder Nein erst durch eine weit hergeholte philosophische Deduction bestimmen muß, sich der Theilnahme an der Politik enthält, denn seine Theilnahme kann die Entscheidung nicht fördern, sondern nur stören.

Oestreichs Devise: A. E. I. O. U.

Aus Wien.

Austriae Est Imperare Orbi Universo (Es ist Oestreichs Beruf, über den Erdkreis zu herrschen) ist eine alte Deutung der vorstehenden östreichischen Wappendevise. Eine andere Deutung besagt: Aller Ehren Ist Oestreich Voll, und der Satz hat Wahrheit in sich. Oestreich trägt drei Königskronen neben der eignen Kaiserkrone, und so jung auch dieses Kaiserthum ist, so hat es doch von dem alten, damals verblichenen, römischen Kaiserthum einige Erbschaft gemacht, das Kleinod der Kaiserkrone selbst, die Schutzherrlichkeit über den päpstlichen Stuhl (advocatio sedis Romanae) und den diplomatischen Rang. An diesen Ehren hat aber Oestreich nicht genug; es will andere haben, um die es jetzt streitet. Es prätendirt die Ehre, die Reconstituirung des deutschen Bundes zu leiten; ferner die Ehre, in der Bundesversammlung das Präsidium zu führen; außerdem die Ehre, Deutschland überhaupt zu commandiren, und als deutscher Kaiser anerkannt zu werden, um diese Würde jener Kaiserwahl der Frankfurter Nationalversammlung entgegenzusetzen.

Es hat keinerlei rechtlichen Grund zu allen diesen Forderungen, und es versucht vergebens, seine Prätensionen selbst auf die Bestimmungen des deutschen Bundes zu stützen.

Was den ersten Anspruch betrifft, die Reconstituirung des deutschen Bundes einzuleiten und zu Stande zu bringen, so würde an sich jede andere Macht in Deutschland qualificirt sein, dazu die ersten Propositionen zu machen, also z. B. Preußen und Baiern ebenso gut als Oestreich. Das letztere aber ist dazu nicht befähigt, weil es durch seine centralisirende Constitution vom März 1849 aus dem Bunde ausgeschieden ist. In der Bundesacte ist enthalten:

> Art. 1. Die Fürsten und Städte **Deutschlands** vereinigen sich zu einem Bunde, welche der **deutsche** Bund heißen soll, mit Einschluß des Kaisers von Oestreich und der Könige von Preußen, von Dänemark und der Niederlande, von welchen Oestreich und Preußen für ihre gesammten **vormals zum deutschen Reiche** gehörigen Besitzungen, Dänemark für Holstein, Niederlande für Luxemburg eintreten.
>
> Art. 2. Der Zweck ist Erhaltung der äußern und innern Sicherheit **Deutschlands** und der Unverletzbarkeit der **deutschen Staaten**.

In diesen mehrfachen Erklärungen ist deutlich ausgesprochen und im Einzelnen durchgeführt, daß der deutsche Bund geographisch auf die Grenzen des ehemaligen deutschen Reichs beschränkt ist. Wenn also Oestreich die nicht deutschen Länder, Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Italien mit den deutschen Erblanden in ein

politisches Ganzes verbindet, so hat es als solche europäische Großmacht nicht das Recht, als Bundesglied einzutreten, bevor es Erklärungen und Garantien gegeben hat, wie es demselben möglich ist, nur mit den deutschen Erblanden an dem Bunde zu halten. Nun kann man sagen, die zu dem deutschen Bunde vereinigten Fürsten und Städte können das ganze neu constituirte Oestreich durch eine förmliche Erklärung in den Bund aufnehmen. Dies ist aber erstlich nicht rathsam, denn in der Bundesacte wird gesagt:

Art. 11. Die Mitglieder des Bundes garantiren sich gegenseitig ihre sämmtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen.

Die deutschen Fürsten wären also durch eine dergleichen Aufnahme in den Bund verpflichtet, Oestreich in dem Besitze von Ungarn und der Lombardei zu schützen, was wegen innerer und äußerer Verhältnisse dieser Länder eine sehr bedenkliche Verpflichtung wäre. Zweitens ist aber eine Ausnahme des neuen Oestreichs durch die bisherigen Bundesgesetze verwehrt. Die Wiener Schlußacte enthält Folgendes:

Art. 6. Der Bund ist nach seiner ursprünglichen Bestimmung auf die gegenwärtig daran theilnehmenden Staaten beschränkt. Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes kann nur Statt haben, wenn die Gesammtheit der Bundesglieder solche mit den bestehenden Verhältnissen vereinbar und dem Vortheil des Ganzen angemessen findet.

Art. 4. Der Gesammtheit der Bundesglieder steht die Befugniß der Entwickelung und Ausbildung der Bundesacte zu. Die deshalb zu fassenden Beschlüsse dürfen aber mit dem Geiste der Bundesacte nicht im Widerspruch stehen, noch von dem Grundcharakter des Bundes abweichen.

Eine Aufnahme des jetzigen Oestreichs in den deutschen Bund würde demnach in Folge des bestehenden Bundesrechtes nicht erlaubt sein, weil sie dem Vortheil des Ganzen nicht angemessen ist wegen Uebernahme gefährlicher Garantien (Art. 6.), und weil sie von dem Grundcharakter des Bundes abweicht, welcher auf das Zusammenhalten der Länder des ehemaligen deutschen Reiches gestellt ist (Art. 4). Gegen diese Argumentationen kann man nun schließlich einwenden, daß es ungachtet der auf dem Papier enthaltenen Vorschriften der Gesammtheit der Bundesglieder nicht verwehrt werden könne, im Einverständniß unter sich und mit Oestreich das letztere ganz in den Bund aufzunehmen. Dies muß man allerdings zugeben, aber der so constituirte Bund würde nicht mehr der deutsche Bund sein und nicht diesen Namen führen können. Es wäre ein ganz neuer Bund, der den Grundbestimmungen des alten so direct entgegenstände, daß es eine Ungereimtheit ist, ihn rechtlich als Consequenz und Ausfluß früherer Verträge zu betrachten. Aus allen diesen Erörterungen ziehen wir den Schluß, daß Oestreich, so wie es jetzt steht, dem deutschen Bunde nicht angehört, und daher auf die Ehre, die Reconstituirung desselben zu leiten, nicht den geringsten Anspruch hat.

Das zweite Recht, welches Oestreich in Anspruch nahm, ist das Präsidium bei der Bundesversammlung, und dies ist ihm in Art. 5 der Bundesacte ausdrücklich zugesprochen. Nach den vorher gegebenen Erörterungen würde dies zu Recht bestehen, sobald Oestreich durch eine Erklärung, nur mit den deutschen Staaten dem Bunde anzugehören, sich als Mitglied des Bundes legitimirt hat. Bis jetzt ist aber eine solche Erklärung nicht erfolgt und daher jenes Recht, sowie überhaupt die Theilnahme am Bunde, für suspendirt zu achten. In der Wirklichkeit hat sich allerdings in Frankfurt ein Congreß von Gesandten deutscher Bundesstaaten unter dem Präsidio eines östreichischen Gesandten gebildet und in verschiedenen Formen die Qualification als reactivirter deutscher Bundestag beigelegt. In diesem ganzen Vorschritte liegen aber vielfache unheilbare Nullitäten. Erstlich hat sich im Jahre 1848 der ehemals bestehende Bundestag mit Einverständniß aller deutschen Regierungen aufgelöst, und wenn man ihn in seiner alten Gestalt wiederherstellen wollte, könnte dies nur durch gemeinsames Einverständniß derselben Regierungen beschlossen werden. Zweitens liegt eine Nullität darin, daß Oestreich, das einstweilen rechtlich gar nicht Bundesmitglied ist, und der Reichsfeind, Dänemark (mit welchem Oestreich fortdauernd in gutem Vernehmen stand), dabei zugelassen wurden. Drittens war die sogenannte Plenarversammlung, wenn sie das Plenum des Bundestages vorstellen sollte, unvollständig, weil sie nicht einmal die in der Geschäftsordnung vom 14. Novbr. 1816 vorgeschriebenen 46 Stimmen in sich vereinte. Sie war aber auch ein Unding, weil das Plenum des Bundestages nach Bundesacte Art. 7 und Wiener Schlußacte Art. 12 zu Erörterung und Berathung nicht ermächtigt ist, sondern nur eine besondere Art der Abstimmung dadurch bezeichnet wird. Viertens ist der nachmals constituirte engere Rath, obwohl er scheinbar 9 Stimmen repräsentirte, eine Nullität aus den vorher angeführten Gründen, weil der Bundestag nur mit Einwilligung sämmtlicher Bundesglieder reconstituirt werden kann, ingleichen Oestreich und Dänemark (das letztere noch vor Ratification des Friedens) darin mitstimmten. Die Lage der Sache ist also die, daß die allerdings nothwendige Aufstellung einer neuen Bundesversammlung nur durch einen Congreß bewirkt werden kann, welcher von der Gesammtheit der Bundesmitglieder beschickt wird. Hierbei kann man, wenn es beliebt, die Formen des alten Bundestages wieder herstellen oder auch Modificationen machen. Das Präsidium würde hierbei eine offene Frage sein, weil der Art. 5 der Bundesacte nur auf den alten in Wien regulirten Bundestag geht; denn ein Präsidium in dem Bunde selbst hat Oestreich nicht, indem nach Art. 3 der Bundesacte alle Bundesglieder, als solche, gleiche Rechte haben.

Der dritte Anspruch, in Deutschland überhaupt zu commandiren, wozu die Prätension in der ganzen Haltung Oestreichs sich zeigt, beruht auf gar keinem rechtlichen Grunde, sondern sucht sich durch die Schleichwege der Diplomatie durchzusetzen.

Polnische Processe.

Die Gerichte in Polen haben eine so vortreffliche Gliederung in Geschäftsclassen und Beamtengrade, daß man vor aller Organisation die Ordnung nicht mehr entdecken kann; Oberrichter, Mitrichter, Unterrichter, Assessoren, Adjuncten, Actuarien, Registratoren, Schreiber und Präsidenten sind überall zu finden; wer aber glauben wollte, daß die amtlichen Arbeiten diesen Classen angemessen streng getheilt sind, der würde sich sehr täuschen. Niemand ist auf eine bestimmte Partie der Geschäfte des Gerichtshofs angewiesen, Alles hängt von der Bestimmung des Präsidenten oder Oberrichters (des Roczelnik) ab. Jeder Beamte wartet, bis seine Gnaden der Herr Präsident, der natürlich allemal ein Mann von moskowitischer Abkunft ist, erscheint und befiehlt: Jetzt machen Sie mir Dies oder Jenes. Wären die Chefs der Justizhöfe unterichtete und gesetzkundige Beamten, denen es möglich wäre, jedem ihrer Untergebenen die angemessene Arbeit zuzutheilen, so wäre die Sache für Polen ganz in der Ordnung. Allein die meisten sind so kenntnißlose, unpraktische und bornirte Gesellen, daß sie die amtlichen Geschäfte nur sehr unvollständig kennen. Man frage, wie die Herren zu ihrer Stellung gekommen sind. „Wer waren Sie, Herr Präsident des Obwodschaftsgerichtes zu L. von Haus aus?“ Er antwortet: „Ob ich überhaupt in einem Hause geboren bin, ist ungewiß; ich wurde Gärtnergehilfe, dann schickte mich ein Kaufmann in eine Schreibschule und machte mich zum Markthelfer, aus dieser Stellung wurde ich wegen eines zarten Verhältnisses weggejagt, ich wurde Grabensteiger, wanderte mit einem kleinen Trupp von Kazapen in Litthauen umher und verdang mich und mein Grabscheit verschiedenen Herren, zum Dämmeaufwerfen, Gräbenziehen und Sümpfetrockenlegen; dann meldete ich mich, weil ich schreiben gelernt hatte und dem Dienst mit der Muskete entgehen wollte, in einem Compagniebüreau des Regiments Galizin als Schreiber, und schrieb hier drei Jahre lang Formulare. Da hatte es der Zufall gefügt, daß meine Schwester, die von ihrem Manne getrennt war, das Glück hatte, dem General in Warschau zu gefallen und von ihm unterhalten zu werden. Durch dies glückliche Ereigniß wurde ich plötzlich Actuarius bei dem Kreisgericht zu Sandomir, dessen Chef ein früherer Adjutant des Generals war, und drei Vierteljahre danach wurde ich als Chef hier an dieses Gericht versetzt, bei dem ich zur Stunde an Kaisersstatt „das Gesetz zu üben und Recht zu sprechen habe.“ — In dem Falle liegt nichts Ungewöhnliches.

Nach kaiserlicher Verordnung sollen zwar wenigstens die Chefs der Justizämter eine russische Universität besucht haben. Aber die wenigen Universitäten reichen nicht aus, und schickten auch Rußlands Academien alljährlich Millionen von gelehrten Juristen in das Land, so würden deshalb doch Fälle, wie der erzählte,

gewöhnlich bleiben. Es ist gar nicht selten, daß man aus Ehrfurcht vor diesem kaiserlichen Gesetz Subjecten, wie das oben beschriebene, academische Abgangszeugnisse und Prüfungsatteste nachträglich anfertigt. Wer will daran zweifeln, daß ein academischer Senat in Rußland zu Vielem bereit sei, was ein Oberst oder General des Heeres fordert?

Eine Berufung auf's Gesetz bei Entscheidungen, sowie eine Begründung des Verfahrens dürfte nur wenigen der Richter möglich sein. Die meisten kennen das Justizgesetz des Reichs gar nicht, und es ist dies am Ende wohl gar noch ein Vortheil, denn bei einem strengen Anhalten an das Gesetz würden sich die Gerichte oftmals ganz hilflos und noch viel öfter wegen der Widersprüche desselben in der ärgsten Verwirrung befinden. Man verfährt nach Meinung und Gewohnheit, und so wird es auch ganz ungelehrten, ungebildeten Leuten möglich, in Justizämtern etwas zu leisten, denn es gehört dazu nur einige Zeit als Gerichtsschreiber, Amtsbote oder ähnliches Wesen dem Schaffen und Treiben mit Aufmerksamkeit zugesehen zu haben.

In der That haben die meisten Justizbeamten in Polen ihre Carrière als Schreiber begonnen und durchaus keine gelehrte Bildung mit in das Amt gebracht. Die aber, welche sich eines Besseren rühmen, haben den polnischen Gymnasialcursus gemacht.

Deshalb ist das Bestechungssystem hier zu Hause. Es läßt sich behaupten, daß die Bestechung, durch alte Gewohnheit zum Gesetz erhoben, die Richtschnur der Gerichtshöfe sei und die entscheidende Rolle spiele, denn ihr fügt sich Alles, was etwa als gegebenes oder improvisirtes Gesetz Geltung haben könnte. Wer die zum Nehmen immer geöffneten Hände der Gerichtspersonen tüchtig mit Geld zu füllen im Stande ist, der hat unbedingt alle Gesetze des Reichs für sich, er ist der Gerechte, kein Mensch, kein Gott ändert dieses Erkenntniß, am wenigsten ein Appellationsgericht, das natürlich von denselben Grundsätzen beherrscht wird. Die Advocaten passen vortrefflich zu den Gerichtshöfen. Sie sind übrigens die Personen, welche die Gesetze immer noch am besten kennen. Auch von ihnen haben nur die wenigsten studirt, obgleich eine Verordnung besteht, nach welcher die Advocaten eine Universität besucht haben sollen. Allein dies ist für den Polen nicht so leicht, da Petersburg und Moskau sehr entfernt sind und Wilna von seiner Universität seit 1831 nichts weiter besaß, als den Lehrstuhl der Chirurgie und der Thierarzneikunde (auch dieser ist jüngst aufgehoben worden). Daher ist der Besuch der Universitäten für die Polen so kostspielig, daß er nur wenigen möglich ist, am wenigsten denen, die sich dem Amtsdienst und der Advocatur widmen, denn diese sind fast durchgehends arme Teufel — reiche Polen verzichteten bis auf die neueste Zeit auf den russischen Staatsdienst. Zu Advocaturen aber sind vorzugsweise die Polen befähigt, weil die Advocaten den Gebrauch der Landessprache nicht entbehren können.

Ohnehin sind die polnischen Advocaten unter den europäischen Advocaten die ärmste Classe. Oft entscheiden die Gerichte ohne alle Verhandlungen, auf den Machtspruch des Chefs des Gerichtshofs, oder auf Befehl eines hohen Militärs, und dann hat der Advocat nichts zu thun; oft werden die Processe, weil sie dem Gerichtshof unangenehm sind, verhindert, indem man es nicht zu einem Termin kommen läßt, und dann hat der Advocat ebenso wenig etwas zu thun. Immer aber ist das Verfahren so unmethodisch, verworren und leichtfertig, daß das ganze Geschäft des Advocaten in wenig mehr als in Ueberreden und Unterhandeln besteht. Von den Bauern oder kleinen Bürgern wird fast nie ein Rechtsanwalt zu Hilfe gezogen. Erstens haben diese Leute keinen Begriff von seiner Bedeutung, zweitens keine Mittel, seine Hilfe zu bezahlen. Daher werden Rechtsansprüche der Leute aus den untersten Volksclassen kurz durch den Ausspruch des Oberrichters, der in solchem Falle die Form eines Befehls hat, abgemacht und unverweilt die Execution u. s. w. vollstreckt. Viel mehr als der Proceß beschäftigt den Advocaten eine Art Agentur für die Edelleute; er besorgt dem Edelmann, mit dem er gewöhnlich für eine bestimmte Zeit Contract geschlossen hat, alle Geschäfte, er verkauft seine Heuvorräthe, verhandelt das Getreide, Häuser, Grundstücke, kauft ein, was der Herr wünscht, und bekommt dafür jährlich eine bestimmte Summe, Getreide, Hafer, Heu, geräucherte Fleischwaaren u. dgl.

Diese Bemerkungen sollen deutsche Colonisten und Geschäftsleute warnen. Sie ließen sich durch eine Menge von auffallenden Beispielen unterstützen. Denn kaum lebt ein Deutscher in Polen, der nicht unheimliche Erfahrungen gemacht hat. Ich will nur zwei Processe erzählen, welche mir gerade ihrer Einfachheit wegen besonders lehrreich scheinen.

Der Widerwille der Polen gegen Handwerk und Künste, und dazu die wachsenden Bedürfnisse der Bevölkerung, hatte einen großen Mangel an Handwerkern aller Art veranlaßt. Tuchweber fehlten in früherer Zeit fast gänzlich. Nur in Warschau und Krakau befanden sich einige. Die Folge davon war, daß die Edelleute ihre Wolle, die im Lande nicht verarbeitet werden konnte, an das Ausland verkaufen mußten. England nahm sie förmlich in Beschlag. Zur Zeit der Wollschur kreuzten Schaaren von englischen Aufkäufern im Lande, wie auch jetzt noch der Fall ist, und was sie bei ihren Handelsreisen übersehen oder nicht bekommen hatten, das fiel dann auf den Wollmärkten in Warschau, Krakau, Plock u. s. w. in ihre Hände. Die polnische Wolle ging über See nach England, aus England kam das fertige Tuch zurück, und die Polen bezahlten nicht blos die theure englische Fabrikarbeit, sondern auch den Transport ihrer eigenen Wolle nach England und wieder zurück.

Dieses Mißverhältniß machten sich vor etwa zwanzig Jahren zuerst mehrere deutsche Colonien zu Nutzen, legten ihre Wolle auf ein Gemeindelager und ließen aus dem Vaterlande Tuchweber zu sich kommen, denen sie Hütten und Feld schenk-

ten, dafür aber die Verbindlichkeit auflegten, nur für die Colonie und Niemand sonst zu arbeiten. Statt die Wolle zu dem billigen Preise zu verkaufen, zu welchem man sie im Allgemeinen den Engländern überließ, verkauften jetzt diese Colonien die Tuche zu dem hohen Preise, den die Engländer dafür forderten, und machten so begreiflicherweise schönen Gewinn.

Darauf machten auch einige polnische Edelleute dieselbe Speculation und vor mehreren Jahren eine kluge Frau von Dalkowska, eine geborne Französin, welche an der Weichsel nahe den berühmten Czartoryski'schen Gütern zwei Dörfer besitzt. Durch einen Verwandten in preußischem Staatsdienst wurde es ihr leicht, eine Anzahl von Tuchwebern auf ihre Herrschaft zu ziehen. Jedem derselben verkaufte sie eine Hütte mit Scheuer und einem Acker Landes dergestalt, daß jedes Recht auf diese Gegenstände ihrerseits für ewige Zeiten erlosch. Die Tuchweber waren freie Eigenthümer ihrer Wirthschaften. Der Kaufbetrag einer jeden Wirthschaft war 900 Gulden oder 150 Thaler. Diesen Betrag sollten die Käufer entweder baar entrichten oder durch Arbeiten für die Grundherrin allmälig tilgen. Durch gerichtliche Kaufcontracte wurde dies festgesetzt und daneben folgende gerichtliche Geschäftscontracte abgeschlossen. Alle Käufer mußten die Verpflichtung eingehen, die Wollvorräthe der Grundherrin zu weben, und zwar zu einem Preise, über welchen alljährlich auf's Neue eine Einigung zwischen den Arbeitern und der Arbeitgeberin stattfinden sollte, und ferner eine zweite Verpflichtung, nicht eher Wollen von andern Personen zur Verarbeitung anzunehmen, bis die Wollvorräthe der Grundherrin völlig erschöpft seien. Außerdem hatten sie alljährlich wenigstens zwei Knaben von den bäurischen Unterthanen der Grundherrin in die Webereien als Lehrlinge aufzunehmen.

Die meisten der Tuchweber entrichteten sogleich ganz oder zum Theil die Kaufsumme, nach Verlauf von vier Jahren aber waren alle schuldenfrei und nach dem Vertrag im ganzen Umfange Eigenthümer ihrer Wirthschaften. Schon in dieser Zeit hatte die Freundschaft zwischen den Webern und der Grundherrin einen Stoß erlitten. Die Grundherrin schien diese freien Besitzer von ihrer Herrschaft gern wieder los werden zu wollen, da sie bereits unter ihren eingeborenen Unterthanen einige Leute besaß, welche die Weberei verstanden. Auf verschiedene Weise suchte sie den Webern den Aufenthalt lästig zu machen, ohne dadurch mehr zu erreichen, als daß jene ihr den Arbeitspreis höher trieben. Da versuchte die Dame einen Gewaltschritt.

Nach der Schur war die Einigung wegen des Webepreises auf's Neue zu Stande gekommen. Aber Frau von D. ließ diesmal ungewöhnlich kleine Wollquanta an die Arbeiter verabreichen und, nachdem etwa die Hälfte ihrer Wolle verarbeitet war, nichts mehr liefern. Wiederholten Bitten und Mahnungen von Seite der deutschen Weber wurde in einer Weise entgegnet, daß diese sahen, die Herrin störe absichtlich die Arbeit durch Vorenthaltung des Materials. Drei

Wochen lang waren die Leute gänzlich ohne Arbeit, und da sie auch dann noch vergebens um Wolle gebeten hatten, nahmen sie nicht Anstand, Arbeitsaufträge von einem Dritten zu übernehmen und sich sogleich mit denselben zu beschäftigen.

Nach einigen Tagen erschien am Abend von der Herrin geschickt eine förmliche Executionscolonne vor den Weberhütten. Es waren die Wirthschaftsaufseher und einige Bauern. Ihre Instruction ging dahin, die deutschen Weber sammt ihren Geräthschaften aus den Hütten zu werfen. Der Befehl wurde ohne Widerstand vollzogen, da die armen Deutschen auf die Gerechtigkeit der Gerichte rechneten. Am nächsten Morgen sandten sie zwei Männer nach R. in das Kreisgericht, die Anklage gegen die gewaltthätige Dame zu eröffnen. Dem Gericht aber gefiel es nicht, die Klage zu Protocoll zu nehmen; es wies die Kläger mit dem Bedeuten fort, die Klage auf dem Stempelbogen gleich niedergeschrieben einzureichen. Man kam dieser ganz ungesetzlichen Anforderung sogleich nach, aber das Verlangen der Kläger, die Sache zu beeilen, da sämmtliche Weber mit ihren Familien unter freiem Himmel lägen und bei der Unmöglichkeit zu arbeiten verhungern müßten, wurde mit der Bemerkung zurückgewiesen: von einem Termine könne unter 6 bis 8 Wochen nicht die Rede sein. Privatleute gaben den trostlosen Leuten den Rath, sich mit der Grundherrin um jeden Preis zu verständigen, da sie bei den Gerichtshöfen des Landes zuverlässig keine Hilfe finden würden. Da nun aber eine Verständigung nicht gut möglich war, indem die Gutsfrau darauf ausging, die Weber aus dem Verhältniß freier Besitzer in das abhängiger Miethinhaber gleich den Bauern herab zu drängen, so wurde ihnen der Rath ertheilt, sich an ein polizeiliches Amt zu wenden. Deshalb reichten die beiden Beauftragten ihre Klage auch bei dem Obwodschaftscommissariat ein, baten sofort einen Besichtigungscommissar abzuschicken und die Kläger wenigstens in einen Zustand zu versetzen, der es ihnen möglich mache, bis zum Ausgang der Sache zu dauern, also ihnen ihre Hütten wieder zu öffnen. Der Commissar, obschon er die ganze Sache mit demjenigen Widerwillen angenommen, den jeder Faullenzer vor einer neuen Arbeit empfindet, versprach doch am anderen Tage einen Beamten zur Besichtigung der Verhältnisse abzusenden, und die Kläger kehrten mit dieser frohen Botschaft zu ihren Genossen zurück. Allein der nächste Tag verging, ohne daß irgend ein Beamter ankam, und in den folgenden 8 Tagen ließ sich der Ersehnte ebenso wenig blicken. Obschon die Tuchweber sich unter einer Gruppe von Bäumen gelagert hatten, war das Blätterdach über ihren Häuptern doch nicht so dicht gegen Sturm und Regen, daß ihre Geduld nicht durch Regen und Sturm wäre beeinträchtigt worden. Sie sandten abermals die beiden Bevollmächtigten an den Obwodschaftscommissar und ließen dringender um Beeilung ihrer Angelegenheit bitten. Der Commissar behandelte die Bittenden mit Verdruß und Brutalität, schickte sie aber mit der festen Versicherung fort, er werde am nächsten Tage ihre Lage in Augenschein nehmen lassen. Jene wanderten den vier Meilen langen

Weg zurück, und die Unglücklichen hofften wieder, diesmal nicht ohne bangen Zweifel. Ihr Zweifel rechtfertigte sich. Es erschien kein Beamter. Wieder wartete man 8 Tage lang vergebens. Nun glaubten die Weber sich nur dadurch helfen zu können, daß sie ihre Klage mit einer Beschwerde wegen Vernachlässigung von Seiten der Gerichte auch beim Generalgubernator, dem Haupte und fast absoluten Befehlshaber der Provinz einreichten.

General B. bewies sich den Leuten huldreich und bemerkte mit Bleistift auf dem Rande der Klageschrift, daß Grund seines Befehls unverweilt der Forderung der Klagenden an das Gericht Folge gegeben werden solle. Dieses NB. ließ er durch die Kläger selbst — auf die Form giebt man nicht viel — zu dem Obwodschaftscommissar tragen, und dieser konnte nun die Klage nicht mehr ignoriren, war, wie es sich zeigte, dadurch aber noch keineswegs genöthigt, mit Energie vorzugehen. Er beauftragte den Bürgermeister der kleinen Stadt K. mit Besichtigung der Lage der Weber. Die Bürgermeister der kleinen Landstädte, welche in der That nichts weiter sind, als Unterbeamte der Obwodschaftscommissariate, werden nämlich stets zu dergleichen Geschäften verwendet.

Am andern Tage erschien der Bürgermeister auf dem Schauplatze des Unrechts und Elendes. Aber er warf kaum vorübergehend einen Blick darauf, denn ein Diener der Grundherrin hatte ihn schon vor dem Dorfe empfangen und zur Tafel bei der gnädigen Frau eingeladen. Dieser wackere Mann ließ sich denn auch die Liebenswürdigkeit und die volle Tafel im Palaste so wohl gefallen, daß er an die deutschen Weber, die draußen hungernd und zähneknirschend lagen, gar nicht dachte. Am Abend fuhr er zurück mit einem Protocoll, das nichts weiter enthielt, als einige künstliche Beweise für die Rechtmäßigkeit der Handlungen der Frau von D.

Vergebens hofften die Weber immer noch auf ein gerichtliches Einschreiten zu ihren Gunsten. Niemand frug, Niemand sah nach ihnen. So lagen die armen Menschen nicht weniger als neun Wochen unter Gottes freiem Himmel, ehe sie, von Hunger und Noth gedrängt, den Muth faßten, auf's Neue sich an das Gericht zu wenden. An der Macht des Generalgouverneurs und dem guten Willen des Kreiscommissariats verzweifelnd, bestürmten sie nun abermals das Kreisgericht um Beschleunigung des Processes. Man befahl ihnen am Sonnabend der nächsten Woche wiederzuerscheinen mit dem Bemerken, daß dies der Termintag sei. Der Advocat der Frau von D. benachrichtigte jetzt seine Mandantin, daß den Klägern von dem Gericht ein Bescheid zugesagt worden sei, und deshalb erschien die Verklagte in der Kreisstadt, um dem Chef des Gerichts einen freundschaftlichen Besuch abzustatten, bei welcher Gelegenheit sie ihm eine Abschrift der mit den deutschen Webern gemachten Kauf- und Geschäftscontracte übergab und vorzüglich auf den Paragraphen hinwies, nach welchem die Weber für keine dritte Person arbeiten durften, so lange die Wollvorräthe der Frau v. D. noch nicht erschöpft waren.

Ihre Folgerung zu Begründung der Rechtmäßigkeit ihrer Gewaltthat war folgende: Die deutschen Weber haben für andere Personen gearbeitet, ehe mein Wolllager geräumt war, also den Contract gebrochen: folglich sind die Hütten, die ich ihnen überlassen hatte, in meine Hand zurückgefallen, und ich brauche nicht zu gestatten, daß diese Leute ferner darin wohnen.

Da Frau v. D. natürlich nicht versäumt hatte, dem Gerichtschef die Hand mit Ducaten zu füllen, so beachtete dieser den Umstand, daß Frau v. D. den Webern muthwillig das Arbeitsmaterial vorenthalten und sie dadurch fremde Beschäftigung anzunehmen gezwungen hatte, gar nicht, ebensowenig den Umstand, daß die Weber ihre Hütten und Wirthschaften käuflich an sich gebracht hatten, und daß Verletzung des Geschäftscontracts den Kaufcontract vor keinem Recht der Welt ohne Weiteres aufheben könne.

Als aber die Bevollmächtigten der Weber an dem Tage des sogenannten Termins vor Gericht erschienen, eröffnete ihnen der Chef desselben, daß die Beklagte bereits ihre Aussagen abgegeben. Aus Allem aber folge, daß die Weber ihrer contractlichen Verpflichung nicht nachgekommen seien, dadurch die Ansprüche auf ihre Wirthschaften und einen weitern Wohnsitz auf der Grundherrschaft verloren hätten, und folglich von Seiten des Gerichts keine Hilfe erwarten dürften. Dieses barbarische Erkenntniß war schon zuvor schriftlich ausgefertigt worden und wurde den Unglücklichen nebst einer zum Glück nicht hohen Kostenliquidation eingehändigt.

Nachdem ein solcher Bescheid den Webern zu Theil geworden, ging die Grundherrin in ihrer Gewaltthätigkeit noch weiter und ließ den Webern ihre Webstühle und Werkzeuge mit dem Bemerken wegnehmen, daß Alles, was sich auf ihrer Grundherrschaft befinde, ihr Eigenthum sei; doch wollten die Weber ihren Grund verlassen, so sei sie bereit, ihnen die Gegenstände zu schenken.

Die thörichten Weber stellten um dieses Diebstahls willen eine neue Klage an; aber diese, nach Zurückweisung vom Gubernialgericht ebenfalls dem Kreisgericht anheim gefallen, fand ganz dieselbe Behandlung wie die erste, und der Bescheid war endlich, daß die Frau v. D. allerdings auf Alles, was sich auf ihrer Grundherrschaft befinde, ein Recht als Eigenthümerin besitze; sie sollten also der Grundherrin versprechen, ihr Gut verlassen zu wollen und sich ihr Handwerksgeräth und dazu noch eine Entschädigung als Unterstützung „erbitten".

Das Bewußtsein ihres Rechts hielt die Tuchweber von einer solchen Herabwürdigung ab. Sie versuchten es nochmals, sich durch die Justiz des Landes zu helfen, und brachten ihre Klage beim Gubernialgericht ein. Merkwürdig war, daß das Gubernialgericht die beim Kreisgericht entstandenen aus drei Blättern bestehenden Proceßacten nicht annahm, vielmehr verlangte, daß die Klage von Neuem angestellt werde, also als eine höhere Instanz nicht agiren mochte. Aber bei diesem höheren Gericht war es noch viel weniger möglich, die Männer der Gerechtigkeit

für die betreffende Angelegenheit in Bewegung zu setzen, und vergebens bemühten sich die Weber, eine Untersuchungscommission zu erzwingen.

Während dem kam der Herbst. Die Kläger konnten in ihrer Lage unmöglich länger verharren. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Grundherrschaft der Frau v. D. zu verlassen, und ein Glück war es für sie, daß ihnen in der von Sobieski gestifteten deutschen Colonie am Wieprzfluß Aufnahme gewährt wurde. Sie hatten Alles eingebüßt, nebenbei auch den Glauben an eine Justiz in Polen. Zwei Jahre später sprach ich einen der verunglückten Tuchweber in Lublin. Nach seiner Mittheilung befand sich der Proceß noch völlig in demselben Zustande und war nicht um den kleinsten Schritt vorwärts gerückt. „Beim Gubernialgericht," sprach der ehrliche Bursch kopfschüttelnd, „ist gerade gar nichts auszuwirken. Es scheint auf die Sache gar nicht eingehen zu wollen, entweder weil die Beamten alle von den Geldgeschenken der Frau v. D. zu Dank verpflichtet worden sind, oder weil sie die Freundschaft dieser reichen Frau nicht der Freundschaft mit armen verunglückten Handwerkern aufopfern wollen. Nach der Uebersiedlung in ein anderes Gubernium sei vollends gar nichts mehr anzufangen, und sie, die Kläger, seien nur froh, daß das Gericht nicht daran denke, eine Kostenliquidation zu machen. Doch haben sie die Absicht noch nicht aufgegeben, die Klage dem Fürsten Paskewicz vorzulegen; freilich sei auch der Glaube an den Erfolg dieses Schrittes sehr schwach, sonst würde man ihn schon unternommen haben." — Es schien den ehrlichen Deutschen ein schwermüthiger Trost zu sein, daß sie doch noch eine kleine Hoffnung hatten, ihr Recht zu finden, und um diese behagliche Aussicht nicht zu verlieren, zogen sie es vor, beim Fürsten Statthalter lieber nicht zu klagen.

Es war in den ersten Jahren des vorigen Jahrzehntes, als der Inhaber von fünf Dörfern und einem Städtchen im Gubernium S. einen deutschen Hauslehrer engagirte. Das bedungene Honorar betrug für's Jahr 3,000 Gulden (500 Thlr.). Drei Jahre erfüllte der Hauslehrer seine contractliche Dienstpflicht, erhielt aber während dieser Zeit von seinem Gehalt nur 2,000 Gulden in drei verschiedenen Summen. Am Ende des dritten Jahres betrug daher die Schuld des Herrn v. W. 7,000 Gulden. Die beiden Zöglinge waren so weit, daß der Gutsherr den Hauslehrer entbehren konnte, um so mehr, da er die Söhne nach Petersburg zu schicken beabsichtigte. Sein Wunsch war nun, dem Hauslehrer den Abschied zu geben, ohne dadurch seiner Casse einen Schaden zuzufügen. Er suchte deshalb Zank, und der war leicht herbeizuführen, da die nichtswürdige Behandlung des Gesindes und der Bauern den Hauslehrer öfter zu veranlassen pflegte, die gemißhandelten Leute zu vertheidigen. Ein Bauer, welcher die Grundherrschaft verlassen und sich auf die Besitzung eines Postmeisters übersiedeln wollte, gab die Veranlassung. Er wurde furchtbar zerhauen, wie ein Züchtling seiner Haare beraubt und nackend mit einer um den Hals geschlungenen Kette vor der Thüre

des Herrschaftshauses sechsunddreißig Stunden lang angeschlossen. Der philanthropische Hauslehrer gerieth in Hitze, es kam zu einer Scene, und der Lehrer forderte sofort seine Entlassung, aber auch die rückständigen 7,000 Gulden. Herr v. W. verlangte den Contract zu sehen, auf welchen sich diese Forderung begründe; der Hauslehrer legte ihn vor, und Herr v. W. riß das Document weg und warf es in's Kaminfeuer. Zum Glück hatte der Hauslehrer andere Beweismittel. Er verließ die Besitzung des Edelmanns und reichte seine Klage persönlich beim Generalgubernator ein, um sie nicht der schmählichen Gaunerei der gewöhnlichen Gerichte anheimfallen zu lassen. Um mit seiner Klage zu reussiren, hatte der Kläger in seiner Klageschrift die Hälfte von der einzuklagenden rückständigen Summe seines Gehaltes, also 3,500 fl., der Invalidencasse des Guberniums als Geschenk zugesichert. Dieses Geschenk, so hoffte er, werde nicht blos eine ungewöhnliche Beschleunigung seiner Angelegenheit, sondern auch einen glücklichen Ausgang derselben bewirken, und durch das Opfer der Hälfte werde er doch wenigstens 3,500 fl. mit Gewißheit retten.

Aber ein polnisches Gericht ist auch durch das raffinirteste Mittel nicht dazu zu bringen, von seinen Principien abzuweichen. Das Geschenk gefiel allerdings dem Gubernator so, daß er Befehl gab, sofort die Klage zu beeilen. Die Kanzlei beauftragte schon am zweiten Tage den Bürgermeister von J. sich mit dem Kläger und einer Begleitung von zwei Gendarmen zu dem schuldigen Gutsherrn zu begeben. Diese Commission hatte die Klagebeantwortung zu fordern, und Herr v. W. konnte glücklicher Weise im Angesicht des Klägers seinem Stolz nicht so weit entsagen, die Schuld von 7,000 Gulden zu leugnen. Dieses Zugeständniß wurde selbst von dem Bürgermeister für einen so vollkommenen Sieg angesehen, daß er dem Kläger seine Anforderung für 2,000 Gulden abzukaufen sich erbot, worauf dieser in Siegesübermuth nicht einging.

Nachdem die Commission zurückgekehrt und die Klagebeantwortung in die Gubernialkanzlei gelangt war, sah der Kläger zu seinem freudigen Erstaunen, daß eilig eine Executionsmannschaft nach der Besitzung des Beklagten abgefertigt wurde, und er war überzeugt, daß diese Execution die geforderten 7,000 Gulden einzubringen habe. Leider aber wurde ihm nach einigen Tagen eröffnet, daß die der Invalidencasse zugetheilte Hälfte seiner Forderung bereits eingezogen, die Klage seiner Hälfte aber zu weiterm gerichtlichem Verfahren dem Kreisgericht übergeben sei.

Ach bei diesem Gericht war nichts auszurichten! Ein einziger Termin wurde gehalten, und in diesem eröffnete ihm der bestochene Chef des Gerichshofes: man könne in der ganzen Klageschrift gar keinen eigentlichen Klagestoff finden, und es sei daher besser, daß der Kläger auf seine vermeinten Ansprüche verzichte. Drei Jahre lang bemühte sich der Kläger vergebens, sein Recht zu erlangen. In drei verschiedenen Gerichten nahm man seine Angelegenheit an, aber in jedem verhinderte

zweckmäßige Bestechung der Gerichtspersonen die Beförderung der Angelegenheit, und so blieb der Proceß unvollendet bei den Gerichten hängen; jetzt ist er verschollen. Der Kläger nicht, nur die beschenkte Invalidencasse hatte gewonnen.

Man darf wohl annehmen, daß der Fürst, der an der Spitze eines solchen Staates steht, ganz besonders berufen ist, Schiedsrichter in den Rechtsverwickelungen deutscher Staaten zu sein.

Aus Petersburg.*)

Was man in Rußland von den deutschen Händeln denkt? — Denken ist eine deutsche Gewohnheit, vor welcher der Himmel unsre Mutter Rußland behüten wird, da Ihr vieles Denken Sie in solche Wirthschaft geführt hat. Der Russe denkt nicht, er will, was sein Kopf, der Kaiser will. Ob die große Masse des Volks und die Masse seiner Beamten und die Masse der Fremden hier über Deutschland Ansichten hat, und welcher Art diese Ansichten sind, ist daher sehr gleichgültig. Die privilegirten Russen aber, welche in der Nähe des Kaisers ihre Ansichten holen, hegen in seltener Einigkeit Alle dasselbe Gefühl, welches ich schicklicherweise nicht bezeichnen kann, welches aber das entschiedenste und äußerste Gegentheil von Achtung ist. Der Schach von Persien und der Sultan werden mit größerm Respect genannt, als die erlauchten Häupter der deutschen Schiiten und Sunniten; denn wir haben mehr Grund uns um die Intriguen zu Teheran und zu Stambul, als um die diplomatische Weisheit von Wien oder Berlin zu bekümmern; der Orden, welchen Abdul Meschid einem unserer Generale verleiht, erweckt mehr Aufmerksamkeit und Neid, als 3 Großkreuze oder erste Classen aus Wien und Berlin, und ein krummer Ehrensäbel, den der russische Vasall von Persien einem Gesandten seines Oberherrn schenkt, macht im Palast größere Sensation, als ein königl. oder kaiserl. Regiment, welches dem Fürsten Statthalter zu passender Stunde gewidmet wird. Als nach der Pacification von Ungarn der kleine Strichhagel östreichischer Orden bei uns niederfiel, war die Sache in der Ordnung, und da die Orden nicht übermäßig reichlich gegeben wurden und nach vollendeter Affaire eintrafen, so ließen unsere Generale sich das wohlwollend gefallen; aber daß neulich unmittelbar vor den Conferenzen von Warschau die Majestät von Preußen den Fürsten von Erivan zum Commandeur eines preußischen Regiments machte, das war doch gar zu — fein, und brachte keine andere Wirkung hervor, als ein Achselzucken und ein wenig schmeichelhaftes Lächeln. Jeder Turkomannenhäuptling, welcher die russische Vermittelung annimmt, hätte das Selbstgefühl gehabt, einen andern Zeitpunkt für solche öffentliche Artigkeiten zu finden, als den,

*) Wir geben diesen Brief ohne jeden Commentar und überlassen unsern Lesern, aus den Worten eines Gegners das für uns Nützliche herauszufinden. D. R.

wo sein Geschenk sehr wenig Werth hat, weil ihm selbst der Richterspruch noch nicht eröffnet ist. Aber geschickt zu geben, versteht man bei Ihnen nicht; und da wir sehr geschickt zu nehmen wissen, verletzt uns solche Taktlosigkeit.

Der Kaiser leitet die Politik gegen Deutschland selbst. Daher sind seine Umgebung und unsere Gesandten an den deutschen Höfen ziemlich genau die Spiegelbilder seiner Ansichten, oder richtiger gesagt, seiner Stimmungen. Ich kann Ihnen keinen Bericht über diese Stimmungen geben, denn die Menge von Aeußerungen, welche aus seinem Munde gesammelt werden und dem Hofe Anekdoten und den Diplomaten Klatschereien liefern, sind selbst dann unzuverlässig, wenn man sie aus sicherer Quelle hat, d. h. aus seinem eignen Munde. Dieser Mund hat allerdings keine Scheu auszusprechen, was dem Gemüth grade ärgerlich ist. Ich glaube aber, Ihnen sagen zu können, was über diese wechselnden Stimmungen hinaus seine Ansichten von der Stellung Rußlands zu Deutschland sind. Denn grade Deutschland gegenüber ist das russische Interesse sehr klar und kein Geheimniß weniger Eingeweihter.

Dem Kaiser ist Deutschland, als einiger Föderativstaat, ein Unsinn, oder wie Sie sagen würden, ein Mythus; grade wie ihm ein panslavistisches Reich als Unsinn erscheint. Der Traum eines slavischen Weltreichs kann uns aber vielfach nützen, die Träume von einem zusammengeschmolzenen deutschen Staat können uns gar nichts nützen, deshalb verachten wir den deutschen Traum seit Ihrer unglücklichen Revolution noch vollständiger, als den slavischen, obgleich man bis zum Jahr 1848 in der Nähe des Kaisers gewöhnt war, ihn mit einem gewissen wohlwollenden Humor zu betrachten. Das weite Terrain, auf welchem Sie ziemlich willkürlich Deutschland annehmen, besteht dem Kaiser aus zwei Staaten, Oestreich und Preußen, und aus neutralisirtem Zwischenland. Alle zusammen bilden für unsere Mutter Rußland einen Wall, ein Vorland, welches für die Ruhe und das Glück Rußlands unentbehrlich ist und deswegen unter unserer Leitung stehen muß. Sein Sie ohne Sorge; — unter kluger Leitung, die wir ebensowenig mit unbedingter Herrschaft vertauschen wollen, als zur Zeit noch bei Persien oder Serbien.

Wir haben Ihre Fabrikate und Ideen ausgesperrt und so den Schaden, den Sie unserer Entwickelung zufügen könnten, ziemlich vermieden; was wir dagegen von deutscher Kraft brauchen können: Schafmeister, Marinelieutenants, heirathsfähige Fürstenkinder, das ziehen wir an uns. In dem winkligen Vorland brechen sich alle großen Völkerstürme von Westen, die energielosen und großentheils verkümmerten Völker sind mit ihren vielen Höfen vortreffliche Nachbarn, welche sich damit befriedigen, in dem Klatsch ihrer Zeitungen unsere Nichtswürdigkeit und Rohheit zu genießen, aber weder den Muth noch das Talent gehabt haben, unsere nothgedrungenen Fortschritte irgendwo aufzuhalten, nicht in Polen, nicht in den Fürstenthümern und Serbien. — Uns aufhalten! man denkt bei Ihnen gar nicht daran; im Gegentheil, wenn man Ihren Zeitungen irgend glauben darf, so

ist das stärkste Gefühl, welches Ihre „Staatsbürger“ aufzubringen vermögen, furchtsame Antipathie gegen uns, und das stärkste Gefühl, welches Ihre Fürsten haben, furchtsame Bewunderung. —

Das Principat des Kaisers über die deutschen Staaten beruht auf dem Gegensatz zwischen Oestreich und Preußen. Unsere Politik muß sein, beide Staaten zu conserviren, die divergirenden Interessen beider zu unterstützen, keinen so einflußreich und mächtig werden zu lassen, daß er den andern klein macht. Ginge das Protectorat Preußens von der Nordsee bis an das Erzgebirge und die Alpen, so würde sich unfehlbar in den deutschen Stämmen Selbstgefühl und eine Energie einstellen, welche für uns unbequem sein müßte, eine staatliche Einheit wäre die schnelle Folge und dieser junge Staat wäre ein Feind Rußlands. Gelänge es dagegen den östreichischen Waffen, Preußen vollständig zu reduciren und ein deutsches Kaiserreich wieder herzustellen, so würde die bisherige östreichische Politik sich wesentlich modificiren und der neue große Staatskörper wäre ebenfalls ein Feind Rußlands. So lange aber beide Staaten gegen einander mit ziemlich gleichem Erfolge kämpfen, sind beide genöthigt, die Rathschläge des Kaisers zu befolgen, denn keiner von beiden ist stark genug, dem Gegner das Gleichgewicht zu halten, wenn Rußland sein Schwert in die Wagschale desselben legt. Beide Staaten sind Rußland gegenüber hilflos und entblößt, die lange Ostgrenze Preußens und die Grenzen von Gallizien, ja selbst von Ungarn und den südslavischen Provinzen sind unsern Heeren gar nicht zu verschließen.

Beide Staaten begehren die Hegemonie über Deutschland, beide haben zu natürlichen Gegnern die kleinen Königreiche und wie Ihre Nippes-Souveränitäten sonst heißen. Das Interesse des Kaisers ist daher, die unschuldigen kleinen Staaten gegen Beide zu schützen. Man weiß bei Ihnen wahrscheinlich nicht, wie leicht uns das gemacht wird, welchen Werth eine kleine Aufmerksamkeit unsers Hofes, ein wohlwollendes Wort des Kaisers bei den meisten der kleinen deutschen Souveräne hat, und wie kläglich die Haltung derselben ist, wenn sie den Strahlen unserer Hofsonne nahe kommen. Die nützlichsten werden durch Heirathen beehrt, die Prinzessinnen deutscher Höfe sind willig, unsern Glauben anzunehmen, die Prinzen, welche unsere Czarentöchter erhalten, fügen sich eben so gern der Sitte daß unsere Töchter an fremden Höfen dem Glauben des heiligen Rußlands treu bleiben.

So ist jetzt die Aufgabe unserer Diplomaten: Oestreichs und Preußens Regierung Wohlwollen zu zeigen, die eifersüchtige Spannung Beider zu erhalten, ohne sie zu einer entscheidenden Krisis kommen zu lassen, und das politisch ohnmächtige Drittel von „Deutschland“, um welches Beide werben, gegen Beide zu sichern.

Diese Politik, so einfach und nothwendig sie ist, hat gleichwohl durch die Persönlichkeit des Kaisers und die politischen Ereignisse der letzten Jahre einige Modificationen erhalten.

Oestreich hat sich offen und rückhaltlos zu unserm Bundesgenossen bekannt, und Preußen hat seit zwei Jahren einige allerdings schwache und furchtsame, aber doch beunruhigende Versuche gemacht, eine selbstständige Politik zu verfolgen. Die Regierung Oestreichs ist dem Kaiser im Ganzen angenehm gewesen, das Betragen Preußens hat ihn verletzt, und wenn die Entschiedenheit seiner Neigungen nicht auch hier durch die starken Rücksichten auf die Nützlichkeit temperirt würde, wären unsere Heere längst in Preußen eingerückt.

Zur Zeit Friedrich Wilhelm III. hatte die Einwirkung des Kaisers auf Preußen ebenso anständige Form, als feste Grundlage. Es ließ sich bis auf den Punkt bestimmen, wie weit man dem ehrwürdigen alten Herrn Freiheit lassen mußte; seine persönliche Zuneigung hatte er dem Gemahl seiner Tochter in der gefährlichen Katastrophe von 1831 bewährt, und kaum einmal von da bis zu seinem Tode wurde das freundschaftliche Einverständniß zwischen St. Petersburg und Berlin getrübt. Wir waren sicher, daß er in allen Fragen der großen Politik mit uns ging, und wo seine Ansichten entschieden abwichen, konnte er bei seinem Verwandten auf Achtung seiner Persönlichkeit, ja seiner Rathschläge rechnen, welche, selten gegeben, nie ohne Ehrerbietung angehört wurden. Der Kaiser hat durch seinen Tod nicht nur einen treuen Verbündeten, sondern auch den Mann verloren, gegen den er das stärkste Pietätgefühl seines ganzen Lebens hatte. Und wie der Kaiser selbst, so denken unsere Diplomaten mit einer großen Wärme an die Zeit zurück, wo Rußland mit Preußen und Oestreich in der Politik fast eine Einheit bildete, welche zwischen Rußland und Preußen durch sehr edle persönliche Sympathien erhalten wurde. Für unsere Herren von den auswärtigen Angelegenheiten liegt ein gleichsam poetischer Hauch auf jener Periode, wie auf der Zeit der ersten Jugendliebe zwischen zwei Menschen.

Schon die Innigkeit der Zuneigung zu dem Verstorbenen machte die Beziehungen zu dem gegenwärtigen König von Preußen schwierig. Und zwischen ihm und unserm Herrn war außerdem Vieles, was trennen mußte. Wer längere Zeit in der Nähe Friedrich Wilhelm IV. gelebt hat, pflegt die glänzende und vielseitige Bildung, das edle Gemüth dieses Fürsten mit Wärme zu rühmen; wer aber in wichtigen und dringenden Angelegenheiten mit ihm verhandelte, wird bedauern, daß seine ausgezeichnete Fähigkeit, die verschiedenartigsten Ansichten und Persönlichkeiten zu verstehen, ihm die Fähigkeit, eine eigene Meinung dauernd zu bewahren, sehr auffällig vermindert hat, und wird mit Unbehagen wahrnehmen, daß eine ungewöhnliche Neigung, hochherzige und feine Gefühle zu nähren, ihn oft hindert, hochsinnig und fein zu handeln. Dem stürmischen Charakter des Kaisers ist eine solche Natur geradezu peinlich, sie nahm jede Sicherheit, machte jede Berechnung zu Nichte, ohne das Recht zu verleihen, ihr gegenüber zu treten. — Es geschah, wie man bei uns erwartet hatte. Trotz aller aufrichtigen Bemühungen, an beiden Höfen ein gutes Einvernehmen zu erhalten, trat allmälig

Kälte ein. Bereits die Aufhebung des Cartellvertrags durch Preußen, der doch für diesen Staat ein offenbarer Vortheil gewesen war, galt uns als Symptom der locker werdenden Freundschaft, die Lauigkeit Preußens bei der Uebernahme Krakau's durch Oestreich, die nicht vollständig geglückten Versuche, das preußische Haus mit der königlichen Familie von England in nähere Beziehungen zu setzen, hatten das Mißtrauen vermehrt, und wenn auch die Gerüchte von den deutschen Reichsplänen des Königs und einer Umänderung des Bundes keine ernsten Besorgnisse einflößten, so ließen sie doch ahnen, daß auf Preußen im entscheidenden Augenblick nicht zu rechnen sein werde.

Das Jahr 1848 rechtfertigte diese Annahme. Der König von Preußen erhob die dreifarbige Fahne, begann den Kampf mit Dänemark, ließ in Frankfurt für sich operiren, sandte seine Truppen zum zweiten Mal gegen Dänemark und versuchte die Union, um die deutschen Staaten in einen Föderativstaat zu vereinigen. Durch jeden dieser oppositionellen Schritte wurde unser Einfluß auf Deutschland, ja unsere Stellung in Europa wesentlich gefährdet. Der Kaiser verlor nicht die Herrschaft über seine gereizten Gefühle, und wenn je, so hat unsere Politik in dieser Zeit Mäßigung bewiesen. Die Aufgabe, Preußen von nicht wieder zu versöhnenden Thaten zurückzuhalten, ihm das Principat über die kleineren Staaten zu verleiden, Dänemark zu erhalten und Oestreichs Gegengewicht zu retten, löste unsere Diplomatie allein durch entschlossene Haltung und wiederholte Erklärungen unseres festen Willens. Freilich that die Regierung Preußens auch ihrerseits Alles, die eigenen Pläne zu ruiniren. Doch wenn wir auch ohne große Mühe im Stande waren, enthusiastische und unpraktische Maßregeln zu hintertreiben, und wenn auch alle Unternehmungen des Königs von Preußen gescheitert sind, so ist doch das Streben, sich von unseren Interessen zu emancipiren, so deutlich geworden, daß wir fortan in der Lage sind, jede Maßregel dieser Regierung ohne Vertrauen zu beobachten.

Unser Herr hat an der Unterwerfung Holsteins und der Restitution des Kurfürsten allerdings ein großes Interesse, dessen Gründe hinlänglich bekannt sind. Aber noch höher steht ihm die Nothwendigkeit, auch bei diesen Fragen den Einfluß Preußens und Oestreichs im Gleichgewicht zu erhalten; der Kaiser hat nicht die geringsten Sympathien für die Union, dagegen starke für den Bundestag; aber er würde weder das Fortbestehen der Union, wie sie in der letzten Zeit war, für eine besondere Calamität, noch auch einen vollständigen Sieg des östreichischen Bundestags für ein besonders günstiges Ereigniß halten. Rußland ist nicht so sehr ein Feind Preußens, daß es ihm eine kleine Vergrößerung seines Gebiets mißgönnen sollte, und es ist so weit ein Freund Oestreichs, daß es diesem eine kleine Vergrößerung auf Preußens Kosten wohl gestatten würde, aber es wird keinem von beiden erlauben, über den andern zu dominiren, am wenigsten den Preußen, weil diese am unsichersten sind.

In diesem Satz liegt auch die Antwort auf Ihre Frage, wie der Kaiser sich im Fall eines Krieges zwischen Oestreich und Preußen verhalten wird. Ich kann Ihnen nichts anders geben, als meine eigene Ansicht. Ich habe aber die Ansicht, daß wir uns beobachtend verhalten werden, so lange der Krieg nur von deutschen Mächten geführt wird; daß der Kaiser mit Genugthuung sehen wird, wenn Preußen kleine Demüthigungen erfährt, trotzdem aber der Regierung des Fürsten Schwarzenberg nicht gestatten kann, Preußen aufzureiben, und daß ferner, falls Preußen mit seinen Waffen glücklicher sein sollte, als wir erwarten, sein erster großer Sieg der Anfang einer Reihe von kurzen Warnungen sein wird, gleich jenen, welche das preußische Heer von Jütland vertrieben haben. — In Petersburg oder in Warschau werden auf der Karte von Deutschland die Nadeln eingesteckt werden, bis zu welchen Ihre deutschen Armeen vorrücken dürfen.

Das ist unbequem für Ihren Patriotismus, aber es ist nicht zu ändern. Fester als je steht die Herrschaft des Kaisers über Ihre Länder, sie wird stehen, so lange als der Gegensatz zwischen Preußen und Oestreich dauert, und dieser Gegensatz wird dauern, so lange beide Staaten bestehen. Wünscht aber deshalb der Unwille Ihrer Demokraten beide Staaten zu vernichten, so ist das vollends thöricht, denn dann sind wir in die lästige Nothwendigkeit versetzt, die zertrümmerten deutschen Staaten etwa bis zur Elbe und Böhmen zu besetzen, den Franzosen die Rheinländer zu lassen und dem englischen Interesse die Nordseestaaten anzubieten. Auch das Rußland nach uns wird diese Nothwendigkeit sehr beklagen, denn sie würde unsern Schwerpunkt verrücken. Wir können Ihren Idealismus nicht gebrauchen.

Jetzt werden Sie begreifen, warum uns Russen Ihr Parlament in Frankfurt mit seinen Vergößerungsplänen so ungereimt erschien. Ihre besten Patrioten vergaßen, daß weder sie selbst noch ihre Fürsten die Macht hatten, frei in Ihrem eignen Gebiet zu herrschen, und sie wollten noch fremdes dazu erobern! — Ihre plötzliche Revolution hat die natürliche Folge gehabt, unser Protectorat zu befestigen, freilich auch Ihren Fürsten und Völkern auffälliger zu machen. In ruhigen Zeiten wird man es weniger merken. — Ihre Liberalen fordern ein Bündniß mit England, ja Krieg gegen Rußland. — Rußland ist sehr groß, es hat wenig Küstenland und Polen ist nicht mehr gefährlich. Wollen Ihre liberalen Politiker einer russischen Armee von 200,000 Mann das Vergügen machen, die Scheuern und Viehställe der alten preußischen Provinzen aufzuessen? Aber Sie werden uns schlagen, denn Sie haben Begeisterung, unsere Soldaten sind arme Teufel. Wozu wollen Sie uns schlagen? Wollen Sie in Polen einrücken, das Land insurgiren, uns auf Moskau zurücktreiben? Wissen Sie, was das alte Polen ist? Eine Leiche; Sie werden höchstens einige galvanische Zuckungen hervorbringen; alle nützliche Kraft in Polen gehört uns; Ihr Polen hat weder Getreide, noch Geld, noch Waffen, noch Menschen. Eine Armee von 100,000 Preußen in

Rußland wäre im schlimmsten Falle, was eine Biene im Pelz eines Bären ist; **sie** ärgert so lange, bis sie zerdrückt wird. — Vertrauen Sie nur nicht auf das **Bündniß** mit England. Unsere Flotte kann ein halb Dutzend Schiffe verlieren, an **den** Ostseeküsten können einzelne Städte abgebrannt werden, die Tscherkessen **können** einige Erdwälle zerstören, die Türken mit unsern Serben in Krieg gerathen, **das** Alles wird Rußland wenig schaden, sicher nicht so viel, daß der Kaiser die **Macht** verlöre, den treulosen Deutschen seine Rache fühlbar zu machen.

Lassen Sie mich mit einem öffentlichen Geheimniß schließen: Rußland **hat** nur eine schwache Stelle, und sie ist nicht zu treffen, so lange **das** Oestreich besteht, welches wir in Ungarn wieder hergestellt haben.

Kleine Correspondenzen.

Zur Charakteristik Heinrich's v. Arnim.

Die Zeiten sind freilich nicht angethan, um „Berichtigungen" abzufassen und zu berücksichtigen. Auch dürfen, während Völkern Gewalt angethan wird, Einzelne sich nicht beschweren, wenn ihnen Unrecht widerfährt. Aber noch mehr die Liebe zur Wahrheit, als die begründete Verehrung für den Mann bewegt mich zu dem Wunsch, Sie möchten die folgenden Bemerkungen zu einem Aufsatz Ihrer trefflichen Grenzboten über den Freiherrn Heinrich von Arnim (Heft 39) nicht unberücksichtigt lassen.

1. „Arnim hat als Redner kein Glück gemacht."

Er hat zweimal gesprochen. Das erste Mal mit ungemeiner Befangenheit, mit gepreßter Stimme. Beide Male machten seine Reden furore. (Ich bemerke, daß ich die kleinen Antworten von der Ministerbank 1848, die der Verfasser im Auge zu haben scheint, nicht als Reden gelten lasse.) Die Themata waren *auserwählt*. Das erste Mal sprach er über die *mecklenburgische*, damals schwebende *Angelegenheit*, worin sein scharfer Blick den ersten Ansatz der Contrerevolution wahrnahm. Diese Rede ist mit einer andern nicht gehaltenen gedruckt erschienen; er wurde um Herausgabe derselben *bestürmt*; sie tritt vor der nicht gehaltenen in Hintergrund wegen der historischen Wichtigkeit dieser; aber als Rede ist sie mehr werth, denn sie ist aus einem Entwurf für den Druck zusammengestellt; diese ist dem stenographischen Bericht entnommen. — Das zweite Mal sprach Arnim gegen die Botschaft vom 7. Januar. Dahlmann war ihm zuvorgekommen und hatte mit ungemeinem Beifall geredet. Arnim wollte durchaus nicht heran. Doch seine Partei bewog ihn dazu, besonders da Manteuffel gegen D. ausfallend gewesen. In der Abendsitzung betrat nun A. die Rednerbühne; es sind schwerlich jemals verletzendere Dinge feiner vorgebracht. — — Außer der unterdrückten, später gedruckten Rede über die Märzpolitik hatte sich Arnim Notizen über eine Rede für Schleswig-Holstein zusammengestellt; seine *guten Erfolge* hatten seine *sehr* bescheidene Meinung über seine Rednergabe erhöht und er hätte diese letzte Rede, die viel versprach, sogar *gern* gehalten.

2. „An einer entschiedenen Opposition hindere ihn der Umstand, daß er finanziell nicht ganz unabhängig."

Ob Arnim von Haus aus begütert ist, weiß ich nicht. Reich wie der Boitzenburger gewiß nicht. Aber er hatte eine sehr reiche Holländerin geheirathet, die mit Hinterlassung einer Tochter und bedeutenden Vermögens (noch verstärkt durch Erbschaften der Tochter) starb. Arnim ist durch den Nießbrauch am Vermögen seiner Tochter, wo nicht durch Beerbung seiner Frau sehr glücklich gestellt. Im Gegentheil, er ist von seiner Partei deshalb bei verschiedenen Gelegenheiten vorgeschoben und ist immer bereit gewesen, weil er unabhängiger dasteht, als die Meisten.

3. „Er wäre auch anderweit verhindert, ein entschiedener Oppositionsmann zu sein."

Nun, er ist es aber 1849, 1850 gewesen. Se. Majestät weiß das nur zu wohl. Wie entschieden er es aber war, das charakterisirt sich durch die Spannung, in die er z. B. in Erfurt unwillkürlich mit Gagern gerathen war. Gagern sagte selbst einmal, er hätte nur die Meinungen sämmtlich sondirt, von der äußersten Rechten hier bis zur äußersten Linken, d. hieße: Arnim. — Arnim gab Keinem darin nach; und die Art, wie die Entschiedensten ihm begegneten, z. B. die Kurhessen, Häusser, Dahlmann, erkannte dies an.

4. „Er sei durch seine Rauheit unbeliebt."

Ob seinen Untergebenen, weiß ich nicht. Einige derselben kannte ich, die, so lange er im Amt war, ihn anbeteten; Andere, die schon damals gegen ihn schreiben ließen, z. B. Graf Bülow. — Seine Partei (das war das Centrum der I. Kammer: Dahlmann, Brünneck, 2c.) liebte ihn; sein Verhältniß zu D. war das der Freundschaft. Aber ein ebenso lieber Gast war er stets in Helgoland, bei der II. Kammer, obwohl er stets derb sprach über Dinge und zu den Faiseurs. Georg Beseler schätzt ihn; Dyhrn verehrt ihn. — Uebrigens wählte ja die II. Kammer ihn in's Staatenhaus nach Erfurt, obschon er ein Mitglied der I. Kammer war. (Seit Erfurt lebte Arnim abwechselnd in den Herzogthümern und auf seinem Schloß Linschoten bei Utrecht im Königreiche der Niederlande.)

Aus Holstein.

Bei Pinneberg kamen zwei holsteinische Unterofficiere in unsern Waggon und gleichzeitig 8 bis 10 Recruten, welche bisher in einem andern Waggon gesessen hatten. Sie sprachen plattdeutsch, schienen aus der Hamburger Umgegend und renommirten als Grünschnäbel so unverschämt, wie ein „Buttje" aus der Hauptstadt sich wohl einem Bauernjungen gegenüber in die Brust wirft. Die beiden Unterofficiere hielten sich ruhig. Nach einer Weile jedoch steckten sie die Köpfe zusammen, zwinkerten mit den Augen und begannen eine leise Unterhaltung. Es was nicht viel davon zu verstehen; wer aber die Ohren spitzte, konnte so einzelne Worte wie „Schundcompagnie" und „Kanonenfutter" nicht füglich überhören; auch ließ sich aus einzelnen Bruchstücken der Unterhaltung ohne große Mühe verstehen, daß sie den Auftrag hätten, die hoffnungsvollen Recruten in eine Compagnie zu stecken, welche aus Subjecten bestehe, die nicht einmal gut genug seien, um eine Nummer zu bekommen, die überhaupt nur gebraucht würde, um bei erster Gelegenheit auf anständige Weise aus der Welt spedirt zu werden, und was sich denn sonst noch Erquickendes in dieser Richtung sagen ließ. Die ganze Unterhaltung ging so ge-

schäftsmäßig und scheinbar unabsichtlich von statten, daß man die beiden Unterofficiere schon beschäftigt glauben konnte, unter den renommirenden Burschen sich die rechte Sorte auszusuchen. Denen aber war, was sie halb und halb verstanden hatten, wie der bleiche Tod in die Glieder gefahren. Bei der nächsten Station stiegen sie aus, und wir sahen sie mit andern Kameraden sich sehr ernstlich bereden, und der kräftige Ausdruck Schund-Compagnie kam dabei hauptsächlich in Erwägung. Dieselbe Berathung wiederholte sich auf den weitern Stationen. Die armen Jungen! sie waren so verständig und schweigsam geworden, als wären sie einer Mine zu nahe gekommen und wüßten nur noch nicht recht, wo und wie sie platzen werde. Die Unterofficiere aber hatten erreicht, was sie wollten, und erzählten uns in ihrer trocknen Art ergötzliche Schwänke ähnlichen Calibers, wobei die Aufschneider und Prahler immer Haare gelassen hatten.

Von Neumünster zweigt die Bahn nach Rendsburg ab. Wir schlugen diese Route ein. Die Eisenbahn verkürzt hier eine Landstrecke, die viel Aehnlichkeit mit der Lüneburger Haide hat, und durch welche selbst die Locomotive uns noch zu langsam fortzuschleppen scheint. Dieser öde Strich Landes zieht sich von Süden nach Norden und wird die Geest genannt, im Gegensatz zur fetten Marsch, welche die Ost- und Westküste zu einer der Fruchtkammern des Nordens macht.

Um die Mittagszeit etwa war Rendsburg erreicht. Der Bahnhof liegt wohl 20 Minuten von den Ringmauern der Stadt entfernt. Um diese herum ziehen sich in unübersehbarer Ausdehnung Schanzen und Vorwerke, zum großen Theil erst in neuester Zeit durch die Armee in ihren Mußestunden ausgeführt. Am Thore war strenge Controle, übrigens gemüthliche Wachtstubengesellschaft, wie es schien lauter frisch gebackene Krieger. Im Innern der Stadt drängte sich's von Soldaten aller Waffen; der Sonntag hatte sie aus den Dörfern und aus dem Lager in bunter Menge herbeigeführt. Dazwischen rasselte es von Leiterwagen und Karrethen aller Art, einige mit Heu und Stroh, andere mit Korn und Lebensmitteln beladen; ein fortwährendes Hinundher ohne Anfang und Ende. Auf dem Marktplatz war Parade, und wie es aller Orten geht, kam auch hier, wer eben nicht Dienst hatte, und fand Interesse daran, den Kameraden im Dienst zu beäugeln. Hart am Paradeplatz aber zieht sich der „Jungfernstieg" der Rendsburger schönen Welt. Sie war nur schwach vertreten, und den Officieren, welche gerade gegenüber in der Harmonie ihren Sammelpunkt haben, mochte die Aussicht wenig Erquickliches bieten. Nicht weit davon erinnerten Trümmerhaufen und die in der Nähe liegenden entwurzelten Bäume, zerrissenen Balken, geknickten Eisenstangen an das einstige Laboratorium und an die entsetzliche Verwüstung, welche seine Explosion begleitete. An den Häusern sind kaum noch Spuren der Erschütterung zu entdecken.

Auf dem Paradeplatz liegt die Hauptkneipe der Unterofficiere und Gemeinen, ein enges Local von zwei in eins verwandelten Zimmern, dessen beschränkter Raum noch ein breites Billard beherbergen muß. Bier wird oder wurde damals nirgends, weder in noch um Rendsburg, geschenkt. Man sah daher nur Weingläser mit dem obligaten Beefsteack und der unvermeidlichen, die Stelle des Gemüses vertretenden Senfbüchse. Je einförmiger aber die Speisekarte, desto bunter war die Karte der deutschen Stämme, welche hier ihr Contigent gestellt hatten. Zu unserer Rechten ein schmächtiger Weimaraner, der die Stadt der großen Todten, und wer weiß was Heimathliches sonst noch, sich nicht aus dem Gedächtniß schlagen konnte. Neben ihm ein redseliger Baier, dem das fatale Bierverbot alle Lust am Leben genommen hatte, wie er sich ausdrückte. Weiter zur

Seite eine echte Wachtmeister-Physiognomie aus Wallensteins Lager; große Stirn, lachende Augen, gebändigter Bartwuchs, stramme, derbe Figur und eine abgeschlossene, joviale, sichere Art und Weise in Rede und Bewegung, wie sie einem ganzen Officiercorps als Muster vorgehalten werden könnte.

Als wir wieder in's Freie traten, wurden 4 dänische Gefangene eingebracht. Von fern gesehen, machen die blauen Hosen sie den Holsteinern sehr ähnlich; erst nahebei treten die einzelnen Verschiedenheiten mehr hervor, und besonders machen die östreichischen oder französischen Käppies, starke, hohe Mützen mit geradem Schirm, den Dänen kenntlich. Der Waffenrock ist sonst ähnlicher Länge. Man lernt den Feind im Kriege leicht an den geringsten Kennzeichen vom Freunde unterscheiden; sonst müßten in diesem Kriege viele Verwechselungen vorfallen. Die Holsteiner bekommen indessen allmälig sämmtlich, statt der blauen, die grauen preußischen Beinkleider und sind dann ganz auf gleichem Fuß mit der preußischen Armee. — Die Gefangenen waren aus verschiedenen Altersclassen, schienen mit der Veränderung ihres Schicksals ganz zufrieden und konnten auch schon die ruhige Haltung, welche ihnen gegenüber die müßigen Zuschauer beobachteten, für ein Zeichen hinnehmen, daß Holstein kein Pendant zu dem Kopenhagener Pöbel zu liefern im Stande ist.

Literaturblatt.

Neue Schriften über Oestreich.

Schlachtfelderblüthen aus Ungarn. Novellen nach wahren Kriegsscenen. Pesth und Leipzig, H. Geibel. — Die meisten dieser Novellen sind von Sajó, einem der beliebtesten ungarischen Publicisten. Die Darstellung ist lebhaft und anschaulich, obgleich wir eigentlich nicht sagen können, daß es uns angenehm berührt, die Schauderthaten, die wir ein Jahr vorher als entsetzliche Wirklichkeit in den Zeitungen gelesen, so kurze Zeit darauf als anmuthigen Romanstoff verarbeitet zu sehen.

Bekenntnisse eines Civilisten. Nicht von Q. E—ch. Leipzig, Costenoble und Remmelmann. — Natürlich eine Entgegnungschrift auf die „Bekenntnisse eines Soldaten" (Wien, Jasper, Hügel und Manz), die in Oestreich so viel Aufsehen gemacht und auch in diesen Blättern mehrfach eine Besprechung gefunden haben. Der „Civilist" ist durch die absolutistischen Paradoxien des „Soldaten", den er als einen Ausfluß der altconservativen Partei in Ungarn, wenn auch nicht gerade als den Repräsentanten derselben anzusehen geneigt ist, so aufgebracht, daß er die liberale Partei zu einer unbedingten Unterstützung des vergleichungsweise wenigstens „liberalen" Ministeriums auffordert. Als Curiosität für unsere preußischen Leser theilen wir folgende Stelle mit: „Bei uns sind die Verhältnisse anders als in Preußen. In Preußen ist ein, wenn auch nicht sehr großer Theil des Bürger- und Bauernthums wirklich aus Ueberzeugung reactionär. Bei uns ist es nur ein kleiner Bruchtheil des Heeres und des Adels. Bei uns fehlen die Stahls und Gerlachs, und wir wollen hoffen, auch die Ohms (O!!!). Uns fehlt der finstere muckerische, protestantische Pietismus, gegen den die katholische Bigotterie Freigeisterei ist." — Daß der „Civilist" in seinem Eifer gegen den Major Barbarczy so weit geht, seine Be-

strafung zu verlangen, ist wieder ein Beleg für den weit vorgeschrittenen Liberalismus unserer östreichischen Freunde.

Zur ungarisch-östreichischen Centralisationsfrage. Von J. E. Horn. Leipzig, F. L. Herbig. Die Conservativen in Ungarn und die Centralisation. Von einem Altliberalen. Leipzig, Carl Geibel.

Beide Bücher behandeln die Interessen des großen Verfassungskampfes in Oestreich, welcher sich gegenwärtig aus dem Reich der gezähmten Tagespresse in den immerhin mehr aristokratischen Kreis von Broschüren und Flugschriften zurückgezogen hat. Eine Anzahl der wichtigsten Parteischriften ist in diesen Blättern besprochen. Gegenwärtig steht der Kampf so: Die föderative Partei ist von ihrer extremen Richtung durch die Ereignisse der letzten Jahre und die Unterdrückung der demokratischen auflösenden Elemente zurückgekommen, sie hat dadurch, daß die bedeutendsten staatsmännischen Talente Ungarns und Oestreichs sich über die Streitpunkte vernehmen ließen, ein verständiges Programm und eine berechtigte Position gewonnen. So lange die Föderalisten der Slaven und Ungarn prätendirten, daß Oestreich sich in eine Anzahl von freien Staaten auflösen sollte, welche Heerwesen, Finanzen, Ministerien für sich haben müßten und nur durch das lockere Band des kaiserlichen Namens zusammengehalten sein dürften, so lange hat dies Blatt gegen sie Partei nehmen müssen. Von dem Augenblick an, wo das Ministerium Schwarzenberg anfing, seine octroyirte Verfassung vom 4. März, welche als Staatsgrundgesetz den zweifelhaften Vortheil besaß, daß sie dehnbar und unbestimmt nach allen Richtungen war, zu verlassen, wo dasselbe in den Verfassungen der Kronländer, noch mehr aber in seiner Regierungspraxis eine höchst gefährliche und bedrohliche Centralisation auch der Administration einführte und Miene machte, den Kaiserstaat in eine büreaukratische Maschine zu verwandeln, änderte sich die Stellung der Parteien und mit ihr auch die unserer Freunde. Vieles, was im Jahr 1848 noch centralistisch hieß, ist jetzt föderalistisch geworden und steht in Opposition gegen das Ministerium; so die ungarischen Conservativen und Liberalen, so die Oestreicher Andrian und Pillersdorf. Allerdings sind in dieser großen Partei noch manche Gegensätze, die östreichischen Staatsmänner der Opposition halten im Allgemeinen an der Verfassung vom 4. März fest und glauben durch Deutungen, Zusätze und Ergänzungen den einzelnen Landestheilen die freie Verwaltung und innere Selbstständigkeit sichern zu können, welche für die Constituirung des neuen Kaiserstaats nothwendig ist, die Ungarn dagegen haben in der Regel eine sehr natürliche Abneigung vor dem Octroy vom 4. März und tadeln viel an den einzelnen Bestimmungen. In dem aber, was sie wollen, sind die einzelnen Fractionen nicht weit von einander entfernt, und die erste Gelegenheit zu gemeinsamem parlamentarischem Wirken würde unserer Partei Einheit und Disciplin geben. Die Partei der Centralisten ist gegenwärtig in Oestreich verhältnißmäßig klein, sie umfaßt fast nur die Freunde des Ministeriums à tout prix und die Paladine vom Säbel.

Von den genannten beiden Broschüren versucht die von Horn zu beweisen, daß eine gouvernementale Centralisation dem gegenwärtigen Kaiserstaat nothwendig sei, und daß er nicht bestehen könne ohne dieselbe. — Man kann sich allerdings bei der Deduction des Verfassers den Verdacht nicht fern halten, daß ihm nichts an diesem Fortbestehen gelegen sei, und daß er pessimistisch zum Schlimmsten rathe, weil er den unvermeidlichen Ruin des Staats doch voraussehe. — Die zweite Broschüre ist eigentlich eine Wider-

legung der erstern. Der altliberale Ungar spricht als besonnener Patriot und zeigt entschieden größere Kenntniß der Lage und Bedürfnisse, sowie der Aussichten seines Vaterlandes. Die Grundsätze, welche er ausspricht, sind dieselben, welche in diesem Blatt Vertretung finden, und wie wir, gehört er zu den gemäßigten und besonnenen Vertheidigern der administrativen Selbständigkeit Ungarns.

Bei diesem ganzen Kampf um die Verfassung des Kaiserstaats kann man freilich zuletzt fragen, ist es nach dem, was das Ministerium bis jetzt gethan, bei der gegenwärtigen politischen Lage des Staats, und der Bildung, welche sein Kaiser seit dem October 1848 erhalten, noch möglich, von der betretenen Bahn einzulenken, zu einer bessern Praxis? Oder ist das Nothwendige bereits unmöglich geworden? — Nothwendig und doch unmöglich! Dieser nicht abzuleugnende Widerspruch ist das Verhängniß Oestreichs, aber auch zugleich die treibende Kraft seiner Geschichte, wie es bei Preußen der Widerspruch zwischen seiner factischen Ausdehnung und seiner Bestimmung ist. — Ob irgendwo Lebenskraft genug ist, den Kampf dieses Widerspruches, der sonst zu einem Auflösungsproceß führen müßte, in eine Wiedergeburt umzuwandeln, das mit Sicherheit zu entscheiden, sind wir nicht Propheten genug.

Geschichte der Ungarn. Von M. Horvath. Pesth, Emich. — Die ersten Lieferungen einer Uebesetzung dieses berühmten Geschichtswerks der Ungarn. Die wissenschaftlichen Verdienste des Werkes muß man nicht nach seinem Anfang beurtheilen, da grade hier, wo der Ursprung und die älteste Geschichte der Ungarn behandelt wird, die neusten, zumal linguistischen Untersuchungen fremder Gelehrten nicht berücksichtigt sind. Der Uebersetzer hat durch die von ihm beigefügten Anmerkungen diesem Umstand nicht abgeholfen, und der Leser wird die Zusätze desselben gern missen. Daß die Verlagshandlung dies populäre und tüchtige Werk den Deutschen durch diese Ausgabe zugänglich macht, verdient Dank.

Rerum hungaricarum monumenta Arpadiana ed. Stephanus L. Endlicher. Sangalli, Scheitlin et Zollikofer. Es war die letzte Arbeit des verstorbenen Endlicher, in vollständiger Sammlung mit correctem Text die Quellen der ältern ungarischen Geschichte zugänglich zu machen. Die Entwickelungsgeschichte der ungarischen Nation hat, ganz abgesehen von dem menschlichen Interesse, welches wir alle in den letzten Jahren für die Ungarn gefühlt haben, für den Gelehrten noch jenen starken Reiz, den alle räthselhaften und dunkeln Momente der Geschichte ausüben. Namentlich hat die Herkunft des Volkes, seine erste Niederlassung in Ungarn und die ersten Zeiträume seiner Geschichte unter eingeborenen Fürsten aus dem Geschlecht Arad's vielfach zur Untersuchung angeregt. Daß die alten Quellen für solche Forschungen: Annalen, Chroniken und Urkunden dem fremden Gelehrten so wenig zugänglich waren, hat die Unsicherheit über manche Punkte der ältesten ungarischen Geschichte länger erhalten, als Recht ist. Die Ungarn selbst haben zwar in den letzten Jahrzehnten viel für ihre Antiquitäten gethan, indeß hat die Gluth ihres Patriotismus nicht grade gelehrte Gründlichkeit begünstigt, zuweilen ihr Urtheil entschieden irregeleitet. Es ist dies das gemeinsame Unglück aller historischen Forschungen, welche plötzlich durch warme Vaterlandsliebe herausgetrieben werden. Auch die deutsche Alterthumswissenschaft hatte die Gräter und v. d. Hagen zu überwinden, ehe sie durch die Gebrüder Grimm u. a. Sicherheit und Würde einer Wissenschaft erhielt. Durch Endlicher's Sammelwerk wird das Studium der ältern Zeit auch außer Ungarn und Wien lohnend gemacht, und

wir dürfen mit Freude hoffen, daß uns die nächste Zukunft die Früchte dieses guten und bedeutenden Unternehmens bringen wird, für welches der ehrenwerthen Verlagshandlung auch Andere, als magyarische Patrioten aufrichtigen Dank sagen müssen.

Die Sammlung von Gypsabgüssen nach Antiken zu Königsberg. Von Dr. Ludwig Friedländer. Königsberg, Samter. — Wir machen auf die kleine Schrift aus zwei Gründen aufmerksam. — Einmal ist die Verbindung Deutschlands mit seiner äußersten Vorhut gegen die östlichen Barbaren noch immer sehr lose, in geistiger Beziehung so lose als in politischer in der Krisezeit, wo das heilige römische Reich es theilnahmlos geschehen liß, daß der Ordensstaat Polen zum Opfer fiel. Der oestpreußische Namen ist einer der tüchtigsten und gesundesten unseres Vaterlandes, und es finden sich auch in der Literatur gute Kräfte, aber sie verkümmern in der Vereinzelung. Königsberg empfindet seine isolirte Stellung um so lebhafter, da das übrige Deutschland durch die große Vermehrung der Communicationsmittel in einen immer steigenden Verkehr getreten ist. Wir haben allen Grund, jener entfernten Colonie und ihrer geistigen Bewegung diejenige Theilnahme zu schenken, die den Mangel dieses Verkehrs wenigstens einigermaßen ersetzen kann. — Das Schriftchen hat aber auch ein weiteres Interesse, als der bescheidene Titel vermuthen läßt. Der Verfasser hat die bekanntesten Bilderwerke des Alterthums mit Geist und einer gründlichen archäologischen Bildung erläutert und einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Kunstgeschichte geliefert.

An die Abonnenten der Grenzboten.

Es kommt uns zuweilen die Klage zu, daß einzelne Hefte der Grenzboten unsern Abonnenten unregelmäßig, zu spät oder auch gar nicht abgeliefert werden. Wir bitten die Abonnenten, in solchen Fällen der Redaction Anzeige zu machen. Wir werden bemüht sein, dergleichen Uebelständen, so weit in unsern Kräften steht, abzuhelfen.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Neue Romane.

Man mag vom streng ästhetischen Standpunkt darüber unzufrieden sein, daß der Roman überhaupt existirt; denn wenn die neuere Literatur ihm auch manches Vortreffliche verdankt, so ist doch nicht zu leugnen, daß ihm ein großer Theil an der Schuld ihrer Verwilderung zur Last zu legen ist. Denn je laxer die Kunstform, desto üppiger, willkürlicher, desto gestaltloser ergeht sich die Phantasie.

Aber zu umgehen ist er nicht. Wollte die Literaturgeschichte den Roman unberücksichtigt lassen, so würde ihr ein wesentliches Moment unserer Cultur entgehen.

Auch in unseren Tagen, nachdem die erste Gluth des politischen Eifers abgekühlt ist, wendet sich unsere Jugend mit der Dämmerung ihres Ahnens und Sehnens wieder zu der alten gewohnten Weise, und wir haben in ihren Erfindungen den Selbstbekenntnissen schöner Seelen zu lauschen, die endlich zu der Einsicht gekommen sind, daß es nicht gerade die Kraft eines Napoleon war, die in ihnen schlummerte.

Vorläufig wenden wir uns zu unseren Nachbarn, den Briten, die keine Revolution durchgemacht haben, in deren Dichtung sich also auch weniger Katzenjammer ausspricht. Zuerst haben wir eine Reihe historischer Romane anzuführen.

Pericles: a tale of Athens in the 83 Ol. By the author of a Brief Sketch of Greek Philosophy. 2 Bde. 1846.

The fawn of Sertorius (das Hirschkalb des S.) 2 Bde. 1846. Und: the fountain of Arethusa (die Quelle der A.) 2 Bde. 1848, von Robert Eyres Landor.

Amymone: a Romance of the Days of Pericles. By the Author of Azeth the Egyptian. (Miß Lynn). 3 Bde. 1848.

Antonina, or the fall of Rome. A Romance of the 5 Cent. By Wilkie Collins. 3 Bde. 1850.

Die Frage nach der Berechtigung des historischen Romans überhaupt ist nicht leicht von vornherein zu lösen. Allerdings scheint es nach dem glänzenden Erfolg von Walter Scott überflüssig, die Möglichkeit einer Kunstform zu untersuchen, deren Wirklichkeit bereits erwiesen ist. Aber das Beispiel eines großen

Dichters — daß Walter Scott ein großer Dichter war, werden unsere überweisen Weltschmerzler und naturphilosophischen Belletristen kaum mehr zu bestreiten wagen — ist nicht immer hinreichend, die Berechtigung der Form zu begründen, in welcher er sein Talent ausgeübt hat. Seit Walter Scott sind Legionen von historischen Romanen geschrieben, aber kein einziger kann auch nur im Entferntesten den Vergleich mit den Waverley=Novellen aushalten; kein einziger läßt das Unrecht vergessen, das darin liegt, historische Helden zu willkürlichen Fictionen der dichterischen Phantasie herabzusetzen. Dieser Uebelstand, der bei einer der geschichtlichen Darstellung so nahe verwandten Form, wie der Roman es ist, noch viel mehr hervortreten muß, als bei dem Drama, das uns in eine ideale Welt versetzt und uns zu wenig an die Realität des Lebens in ihren kleineren Beziehungen erinnert, um die wissenschaftliche Kritik herauszufordern, läßt sich weder ableugnen, noch durch die geschickteste Behandlung beseitigen. Wenn die Figuren des historischen Romans Fictionen sind, nur im Geiste der geschilderten Zeit gedacht und Träger der charakteristischen Bildung derselben, so lassen wir es uns gefallen. Allein dabei bleibt es selten oder nie, denn um einem geschichtlichen Zeitalter gerecht zu werden, muß der Dichter sich auf die Helden desselben, die wir aus der Geschichte kennen, einlassen. Und wenn uns dann auch der Meisterpinsel eines Walter Scott die Ludwig XI., Cromwell, Elisabeth, Marie Stuart ꝛc. in so kühnen Umrissen, so scharfen Farben darstellt, wie es der gewöhnlichen Geschichtschreibung kaum gelingen dürfte, so kommen wir doch über jenes Durcheinander von Wahrheit und Dichtung nicht hinaus, wir fragen stets, wo fängt die Fabel an, wo die Geschichte?

Andererseits ist es nicht zu leugnen, daß die Aufgabe des historischen Romans: ein Zeitalter in der Totalität seiner Lebensbeziehungen zu schildern, durch die Geschichtschreibung selbst wenigstens in einer künstlerischen Form nicht gelöſ't werden kann. Angeregt durch den historischen Roman, hat man es zwar in neuerer Zeit versucht; man hat die individuellen Schicksale der einzelnen Personen, ihre Portraits, die Sitten und Gebräuche, ja das Costüm der Zeit, ihre Literatur und sonstige Bildung in den Faden der historischen Begebenheiten zu verweben und das Ganze künstlerisch, novellistisch abzurunden gesucht. Thomas Carlyle's Geschichte der französischen Revolution und Lamartine's Geschichte der Girondisten sind Beispiele davon, aber freilich nicht sehr aufmunternde. Wenn z. B. Carlyle, um seinem Publicum die Gleichzeitigkeit der Goethe'schen Dichtung mit den französischen Feldzügen zu versinnlichen, die Theilnahme Goethe's an der Campagne von 1792 und dessen Memoiren benutzt, um bei dieser Gelegenheit einige Aperçüs über Goethe zu geben, und durch den Contrast eines mit den Studien über die Farbenlehre beschäftigten Dichters und der wilden politischen und militärischen Bewegung zu wirken, so ist dieses Verfahren eben so unkünstlerisch als unwissenschaftlich, denn es zerstreut die Aufmerksamkeit und gibt in der Episode doch

nur ein schiefes und einseitiges Bild, das zwar pikant, aber nicht vollständig ist. Ebenso wenn Lamartine durch eine Menge von Gott weiß wo hergeholten, jedenfalls sehr unkritisch gesichteten Anekdoten seinen Handlungen eine frischere Farbe zu geben sucht. Eine historische Monographie wird um so besser sein, je strenger sich der Darstellende an seinen Gegenstand hält, und je erschöpfender er ihn behandelt; und eine allgemeine Geschichte, in der die verschiedenen Momente der Cultur gleichmäßig zu ihrem Recht kommen sollen, wird diese Aufgabe viel befriedigender lösen, wenn sie dieselben neben oder vielmehr nach einander, als wenn sie sie durcheinander referirt. So hat Macaulay ganz mit Recht die Sittenschilderung seines Zeitalters von dem Gang politischer Begebenheiten getrennt.

Es läßt sich also eine Kunstform denken, welche die eigentliche Geschichte ergänzt: die an Stelle des Referats über ein Zeitalter ein Bild desselben gibt, und wir können bei dem Namen des historischen Romans stehen bleiben, ohne dabei zu untersuchen, inwieweit das gewöhnlich leitende erotische Interesse dabei in seinem Recht ist. Jedenfalls wird auch die Liebesgeschichte, die den Faden bildet, im Geist der Zeit gedacht sein müssen. Das Ideal eines solchen Romans setzt ein ebenso gründliches Studium der Geschichte voraus, als die eigentliche Geschichtschreibung, in gewisser Beziehung noch mehr, und daneben das künstlerische Talent. Es wird aber am wenigsten dann erreicht werden, wenn der Dichter nicht blos die Zeit zu schildern, sondern im Sinne der Zeit zu schreiben versucht, denn wir wollen unsern Standpunkt nicht verlassen, wir wollen den Contrast jener Zeit gegen die unsrige empfinden, und der Dichter hat gerade die Aufgabe, die richtige Perspective zu finden.

Wenn man diesen letzten Punkt festhält, so wird man es sich erklären können, warum das Alterthum überhaupt, und im Alterthum vor Allem die classische Zeit der griechischen Bildung, der Form des historischen Romans am meisten widerstrebt. Es steht diese Zeit unserer eignen Cultur so nahe, denn sie ist unsere Quelle, — viel näher als das Mittelalter, ja in mancher Hinsicht näher als die Reformationszeit, — daß wir alles Gefühl des Contrastes, alle Perspective verloren haben, daß wir erschrecken, wenn es sich zeigt, wie es in der ausgeführten, bildlichen Behandlung nicht anders möglich ist, eine wie ungeheure Kluft uns von diesen bekannten Figuren trennt, die wir bereits in der Schule als unsers Gleichen zu betrachten lernten.

Es gibt fast in der ganzen Weltgeschichte keinen Zeitraum, der uns eine so reiche, vollständige und musterhafte Literatur hinterlassen hätte, als das Jahrhundert von Perikles bis auf Alexander. Drei große Tragiker stellen uns die ideale Seite des Lebens dar; mit unvergleichlichem Witz geißelt Aristophanes die Schattenseite desselben. Die Geschichte wird uns nicht allein in der classischen Form eines Thucydides überliefert, sie wird durch eine Reihe glänzender Redner ergänzt. Aus Plato und Xenophon lernen wir nicht blos, wie die Griechen denken, sondern

auch, wie sie sich unterhalten, wie sie sich auf ihren Märkten bewegen. Eine unerschöpfliche Fülle von Kunstdenkmälern versetzt uns in das Innere ihrer Häuser, auf ihre öffentlichen Plätze, in ihre Tempel; Jahrhunderte unserer Cultur haben aus diesen heiligen Quellen getrunken.

Und dennoch ist bis jetzt jeder Versuch, dieses Bild, zu dem uns die einzelnen Züge so reichlich gegeben sind, zu einer Totalität zu gestalten, verunglückt. Obgleich wir die vortrefflichsten Muster des Dialogs und der Rede aus dem Alterthum selber haben, ist es uns unmöglich, in Prosa die Griechen in einen Dialog zu bringen, der nicht geradezu lächerlich und abgeschmackt wäre. Ich erinnere z. B. an den Charikles von Becker, einen Versuch, die sämmtlichen Sitten und Gebräuche Griechenlands in einem Gemälde zu vereinigen, in welchem die novellistische Unterlage nichts weiter sein sollte, als der gleichgültige Leitfaden für die Excurse. Diese Excurse selbst sind so gelehrt und scharfsinnig, als man nur immer wünschen kann, aber der Text ist eine wüste Mosaikarbeit aus antiquarischen Brocken, der hohler und gespreizter aussieht, als irgend ein schlechter Roman von Clauren oder Schilling. An solche Versuche, wie die Unterredungen der Homeriden in den Märtyrern von Chateaubriand, erinnere ich gar nicht, denn wo sich die Gelehrsamkeit auf Schulreminiscenzen beschränkt, ist freilich eine befriedigende Darstellung nicht zu erwarten.

In der Poesie geht es eher. Goethe's Iphigenie und seine Elegien haben zwar in ihren geheimen sittlichen Fäden soviel moderne Beziehungen, daß sie ein Grieche schwerlich verstehen würde, aber es ist doch eine abgerundete Welt darin, die mit der griechischen einige Aehnlichkeit hat.

Wie gesagt, die Zeit des Sokrates liegt uns in den höhern Gebieten des Geistes näher, als irgend eine Periode des Mittelalters. Aber einmal wissen wir uns mit dieser in jedem Augenblick in Contrast; wir haben in unserm Geist noch die Narben, die jene wilde Vergangenheit ihm schlug, und wenn wir diese darstellen, so überfliegen wir in unserer Erinnerung den Lauf der Geschichte, die von da zu uns leitet, und freuen uns der Siege, die wir erfochten haben. Sodann ist uns überall klar, daß wir es mit einer verworrenen, widerspruchsvollen, romantischen Zeit zu thun haben, deren Bildung aus den entgegengesetzten Momenten hervorgegangen war, und so befremdet es uns nicht, wenn die eine Erscheinung des Lebens die andere Lügen straft.

Aber in Hellas ist soviel Harmonie, eine so hohe Bildung mit einer so reizenden Naivität verknüpft, daß wir überzeugt sind, wir müssen darin zu Hause sein, und daß es uns unangenehm berührt, wenn wir uns nicht zu Hause finden, ja wenn wir erkennen müssen, daß auch die Griechen, trotz ihres hohen und klaren Verstandes, nicht ganz bei sich zu Hause sind. Romantik bei den Gothen kann uns nicht überraschen, aber bei den Griechen ist sie uns unverständlich und unheimlich.

Das rührt daher, weil wir die einzelnen Züge des griechischen Lebens, die wir uns in der Schule gewöhnt haben nur als Epigramm, als Witz, als Anekdote, oder in dem verklärten Reflex der Schiller'schen Elegie zu betrachten, bei jedem Versuch, sie näher auszumalen, in einem ganz andern Licht ansehen müssen.

Die Vielgötterei, als heiteres Spiel der Poesie betrachtet, gewährt unserer Einbildung eine angenehme Beschäftigung; aber sehen wir sie plötzlich, mitten in einem verständigen Leben und Denken, als Ernst hervortreten, so macht sie uns Grauen. Diogenes in der Tonne als Anekdote ist drollig genug, aber auf dem Markt von Athen, neben Demosthenes, Phocion u. s. w., wir können uns die Scene nicht denken. Die Ekklesiazusen, Lysistrate, Thesmophoriazusen in der Studirstube gelesen, enthalten genug Poesie, um uns für die Cynismen zu entschädigen, aber denken wir sie auf dem Theater, vor einem ungeheuern Publicum aufgeführt, nehmen wir hinzu, daß sich die Satire zum Theil auf eine sehr handgreifliche Wirklichkeit bezog; vergleichen wir ferner den Bacchus in den Fröschen mit dem Bacchus in den Mysterien und in der Kunst, so geht uns, auch noch ohne daß wir an die Knabenliebe, die Orakel u. dgl. denken, eine solche Fülle von Romantik auf, daß wir sie mit unsern Erinnerungen aus der Schule nicht mehr in Einklang zu bringen wissen. Ja selbst eine so populäre Figur wie Sokrates verliert für unsere Denkweise an Verständlichkeit, wenn wir ihn uns näher ausmalen, wie er den Einen nach dem Andern beim Zipfel faßt, ihn zum Nachdenken anzuregen u. s. w. Wir hatten es vergessen, daß zwischen der Zeit des Sokrates und der unsrigen zwei Jahrtausende, daß das ganze Mittelalter dazwischen liegt; in der plastischen Ausführung können wir es aber nicht vergessen, und daher kommt unsere Unbehülflichkeit der Darstellung.

Je weiter wir uns aus der eigentlich classischen Zeit entfernen, desto weniger werden wir durch den Widerspruch verletzt. Darum ist selbst die wüste Unsittlichkeit des römischen Kaiserreichs geeigneter für den historischen Roman, als das Jahrhundert des Thucydides und Xenophon.

Von den vorliegenden Romanen, die wir eigentlich nur angeführt haben, um jene Bemerkungen daran zu knüpfen, ist der schlechteste „Amymone" von Miß Lynn, welche die Geschichte des Perikles behandelt. Sie ist ohne alles gründliche Studium und erinnert mit ihrem Dialog zuweilen lebhaft an den Diogenes von Felix Pyat. — Die übrigen, mit Ausnahme der Antonina, verzichten auf den Ruhm einer poetischen Darstellung; Sertorius ist im Geist einer zur Zeit des Sallust verfaßten Chronik geschrieben; die Quelle der Arethusa enthält eine Reihe von Unterredungen, die von der Grundlage des realen Lebens getrennt sind; „Perikles" ist eine fleißige und nicht ungeschickte Charakteristik. Die einzige von diesen Schriften, die eine gewisse Popularität erlangt hat, und nun auch in Deutschland durch eine Uebersetzung bekannt geworden ist, ist der Roman von Wilkie Collins. —

Wir wenden uns zu einer wesentlich verschiedenen Classe von Novellen, die in's sociale Gebiet übergreifen und durch Darstellung von den Leiden des Volks auf ihre Abhülfe aufmerksam zu machen bestimmt sind, zu der Classe der Proletarier-Romane. Wir führen zwei davon an.

Mary Barton. A tale of Manchester life. 1849.

Alton Locke, Tailor and Poet: an autobiography. 1850.

Die zweite der erwähnten Novellen, die erst kürzlich erschienen ist, kenne ich nur aus einer Recension im Athenäum, die zugleich einen Auszug gibt. Sie scheint ein nicht unbedeutendes Publicum gefunden zu haben, obgleich, nach den mitgetheilten Stellen zu schließen, die bei den englischen Novellisten so gewöhnliche und beliebte Kunst, die Gewöhnlichkeiten des Lebens durch Humor zu idealisiren, hinter den Ernst des Zweckes zurücktritt. Der Inhalt ist folgender: — Alton Locke ist der Sohn einer armen puritanischen Mutter, die, in den heroisch-düstern Traditionen ihrer Secte aufgezogen, ihm eine streng religiöse Erziehung gibt. In der ungesunden Vorstadt, deren enge Straßen er nie verlassen darf, quält ihn eine unendliche Sehnsucht nach der Natur, die er nicht kennt. Der Knabe kommt zu einem Schneider in die Lehre. Hier weiß er sich heimlich Mittel zu verschaffen, eine ihm bis dahin versagte Lectüre zu treiben. Diese, sowie sein Umgang und seine Schicksale machen ihn zum Chartisten. Seine Mutter, die mit Schrecken wahrnimmt, daß er in der Schneiderwerkstatt seinen Glauben verloren hat, nimmt ihn heraus, bei einem Buchhändler setzt er seine literarische Bildung fort, ergreift dann wieder die Nadel, zugleich aber auch die Feder, um Dichter des Volkes zu werden. Als Chartist wird er vor Gericht gestellt, eingekerkert und endlich durch eine edle Dame, die ihn im Nervenfieber pflegt, zum rechtgläubigen Christenthum bekehrt.

Mary Barton läßt diesen leidigen Trost der Armuth bei Seite. Der Roman, der übrigens gleichfalls in das Verbrechen chartistischer Umtriebe ausläuft, enthüllt uns das nackte Elend der niedrigen Volksclassen mit schonungsloser Wahrheit und Plastik. Die frivolen Erfindungen von Eugen Sue und den übrigen Franzosen bleiben weit dahinter zurück; denn es ist hier ohne alle Coquetterie, mit bitterm Ernst und mit jener Kraft der Charakteristik, in der die Engländer uns weit voraus sind, die Hütte des Proletariers aufgedeckt, wir verfolgen sein tägliches Leben und seine Entbehrungen, den Irrgang seiner verletzten Empfindungen und Gedanken bis zum Verbrechen. Wir haben es nicht mit Ungeheuern zu thun, mit „Skeletten", „Schulmeistern" und ähnlichen Erfindungen der Opium-Phantasie, sondern mit kräftigen ursprünglichen Naturen, die auch in der Hitze der Verzweiflung und des Verbrechens die Zurechnungsfähigkeit nicht verlieren, und die unser Mitleid in Anspruch nehmen, auch wo wir sie verdammen müssen. Der Roman ist mit jenem religiösen Ernst geschrieben, der den Engländer auszeichnet, der es niemals leicht nimmt mit dem Elend und dem Laster, der sich

mit seiner Phantasie und seinem Zorn nie in's Unbestimmte verliert, der streng bleibt, auch wo er gerührt ist. Aber es ist eine trübe, schwere Atmosphäre, die sich über diese Schicksale ausbreitet, und wir werden mehr niedergedrückt, als erschüttert.

Einen ganz entgegengesetzten Charakter haben einige deutsche Romane der Gegenwart, von denen wir vorläufig auf einen eingehen.

Der Tannhäuser. Ein Roman von A. Widmann. Berlin, Franz Duncker.

Was uns an diesem Roman zunächst äußerlich auffällt, ist die Eigenthümlichkeit in der Plastik, die uns Deutschen ganz ungewohnt vorkommt, und die sich in dem Maß nur bei Balzac findet. Balzac ist offenbar das Vorbild, namentlich bei Stellen wie diese, in welcher die Physiognomie des Hauptthelden, Friedrich, geschildert wird. — „Zuerst sah der Betrachtende ein Vogelgesicht, so bedeutend überwog die vollkommene Stirn und die herabhängende Nase die untern Theile. Allmälig aber blieb der Blick an der äußerst feinen, von Leben zuckenden Oberlippe haften, welche bald von Liebreiz umgossen, ein stolzes Lächeln auf die runde weiche Wange zurückspielte, bald fest an die Unterlippe gepreßt, einen ätzend sinnlichen Ausdruck gewann, der durch das zarte runde Kinn nicht gemildert wurde. Unwillkürlich sah man einen Panther vor sich, welcher in schmeichelnd gefährlichem Spiel zugleich lockt und vernichtet. Dieser Eindruck war um so schärfer, wenn Fritz, wie er zu thun pflegte, die durchgearbeitete Hand wie ein Greif weit auf den Tisch hineingesetzt hatte." Gleich darauf wird die Gier geschildert, mit der diese ideale Person zu — fressen pflegt. — Ihr gegenüber sitzt die Heldin, Franziska. „Sie hatte die volle Brust fest an den Tisch angepreßt und schaute mit den offenen braunen Augen Fritz entgegen, still und unergründlich wie eine Sphinx. Jeder Zug des fast erschlafften Gesichts mit der gleichmäßigen lichten Hautfarbe war Fülle und Glanz." — „Das knappe schwarzseidene Kleid hob ihre edlen Formen. Leicht hätte man die etwas zu große Fülle übersehen, wäre nicht über die ganze Figur ein Zug der Trägheit verbreitet gewesen. Dieser contrastirte seltsam mit der Bewegung, welche Franziska bei jedem ungewöhnlichen Geräusch durchzuckte und dann an die stumme Unruhe einer gefangenen Wölfin erinnerte. — Im Ganzen langweilte sich Franziska und darum war sie nicht schön; denn wir schätzen an den Frauen doch vor Allem die Theilnahme als liebenswürdig, und namentlich volle und runde Züge, welche Ermattung und Indolenz in die Länge dehnen, können auch ein bedeutendes Wesen räthselhaft entstellen." — Man denkt wenigstens, man hat es mit einer Gräfin zu thun: aber nein, die Heldin gehört zu einer Classe, der man unerhört schmeichelt, wenn man sie gefallene Engel nennt. — Dieselbe „stürzt sich" bei einer spätern Gelegenheit „weinend auf den Boden und ringt mit den Händen, als würde sie vom Schmerz mit Fäusten geschlagen" u. s. w.

Diese Seltsamkeit des Ausdrucks ist aber noch nichts gegen die Seltsamkeit

des Inhalts. — Die Geschichte spielt in den dreißiger Jahren in Schwaben. Der Tannhäuser ist ein hoffnungsvoller junger Mann, der in einem leidlichen Liebesverhältniß lebt, aber aus demselben in den „Venusberg" eines räthselhaften Kreises verlockt wird, der ihn in manche sociale Unbequemlichkeit stürzt und zuletzt Veranlassung gibt, ihn mit seiner Braut zu entzweien, aber auch nur durch das zufällige Mißverständniß eines Boten. Die Geschichte endet tragisch. Er tödtet sich nicht selbst, stirbt auch nicht im Duell, aber er bricht durch einen Zufall das Genick, was ihm freilich auch hätte begegnen können, wenn er nicht im Venusberge gewesen wäre.

Sowie in dieser Handlung die eigentliche Pointe, so fehlt in dem sonstigen Inhalt des Romans alle Beziehung. Es werden ungeheure Anläufe gemacht, aber es geschieht nichts, Vieles geheimnißvoll angedeutet, aber wir erfahren nichts. — Der Mittelpunkt jenes räthselhaften Kreises ist der schon erwähnte Fritz, ein junger Mann, der erst eine Psychologie, in der sich das reine Weltgenie offenbaren soll, schreiben, dann König werden und ohne Sentimentalität alle möglichen Menschenclassen, die ihm zuwider sind, ausrotten lassen will. Er spricht wie im Fieber und geberdet sich wie ein Narr, aber es wird uns gesagt, daß er sehr geistreich ist, und der Vergleich, durch den er sich über Christus erhebt, wird zwar von den eigentlichen Weisen der Gesellschaft angefochten, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Er ißt und trinkt sehr viel, macht Schulden und gibt dann „Ordres" an seine Anhänger, ihm Geld zu verschaffen; wenn das Geld ausbleibt, verfällt er in rasende Verzweiflung. Er lebt als Vagabund, gibt sich zuweilen für einen Prinzen aus und schreibt Artikel gegen die Liberalen. Jene Franziska, ein ehemaliges Freudenmädchen, macht er zu seiner Königin; seine Anhänger, die ihm selber die Hand küssen und ihn „Herr" anreden, müssen ihr aufwarten, ebenso die resp. Bräute seiner Anhänger. — Man würde nicht zu Ende kommen, wenn man die wahnsinnigen Einfälle alle aufzählen würde.

Das Bemerkenswertheste ist aber der Ton, in dem das Ganze gehalten ist. Der Verfasser ist zwar nicht ganz einverstanden mit seinem Fritz, er wendet zuweilen die Satire an, aber er thut es mit einer so gravitätischen Amtsmiene, daß man nicht klug daraus wird. Für eine Erfindung ist das alles zu toll, man wird unwillkürlich zu der Vermuthung getrieben, es stecke ein Portrait dahinter. Einzelne Notizen, die uns von den abenteuerlichen Irrfahrten Friedrich Rohmer's zugekommen sind, lassen uns vermuthen, daß er das Urbild unseres Helden sein soll. Ueber diese Verkehrtheit, wirklich lebende Personen durch romantische Umdichtung zu carikiren, wie über den wunderlichen Act der genialen Weiber, sich Tagebücher über ihre verschrobenen Einfälle zu halten, fügen wir in einem spätern Artikel, der sich über einige verwandte Erscheinungen verbreiten soll, das Nähere hinzu.

J. S.

Bairisches Militärwesen.

In der Feldherrnhalle zu München, die dem Fremden, der aus den gebildeten Theilen Deutschlands seinen Einzug in Isar-Athen hält, den Prospect der Ludwigsstraße schließt, steht rechts das metallene Kolossalbild Tilly's, links Wrede. Ist der Fremde in jenen nördlichen Gegenden, denen sie drohend das Gesicht zukehren, wirklich zu Hause, so ist der erste klare Eindruck, den er in München bekömmt, der, daß es die Heimath des Zerstörers von Magdeburg und des Generals ist, der im bösen Jahre 6 unter allen die zuchtlosesten Haufen zu commandiren die Ehre hatte, Soldaten dem Namen nach, aber in der That furchtbarer den Hühnern, Gänsen und Enten, sowie sonstigem Besitze der Wirthe, als die weiland berüchtigte Löffelgarde der Revolutionsarmee. Die ältere Generation in Schlesien, die 1806 gesehen hat, würde, glaube ich, weniger vor dem Besuch von Kroaten und Sereszanern als vor einer neuen bairischen Invasion bangen. Haut und Haar möchten bei beiden ungefähr auf gleiche Weise sicher sein, aber die bairische Stammeseigenthümlichkeit, die wir Andern als einen Rest des urgermanischen Barbarenthums ansehen, macht, daß man sich am Ende mit mehr Vertrauen in die Hände eines Rothmantels überliefert, der selbst im schlimmsten Fall, wenn es über das Beutelschneiden an das Kopfabschneiden geht, noch mit einer gewissen Bonhommie und der bekannten slavischen Subtilität zu verfahren pflegt. Man wird bei dem Baier zwar nicht den Verlust des Kopfes, wohl aber, namentlich wenn er sich in idealer Stimmung befindet, Prügel von allen Graden zu riskiren haben, und es fragt sich, ob es nicht rathsamer sei, sich mit einem Male durch eine kunstgeübte Hand des Hauptes entledigen zu lassen, als unter naturalistischen Faustschlägen langsam zu verenden. —

Wir Kleindeutschen außerhalb Preußen befinden uns, Dank sei es der Politik der ursprünglichen Erfinder und Pfleger von Kleindeutschland, gegenwärtig in der unangenehmen Situation, nicht mehr blos die Erinnerung an den Ruhm der bairischen Armee mit einem gewissen behaglichen Grauen fürchten zu müssen, sondern vielmehr vis à vis der ebenso unbehaglichen, als sicheren Erwartung, irgend ein Stück derselben als Bundesexecutionstruppen bei uns einrücken zu sehen; daher mag es erlaubt sein, in wenig Zügen das Bild der jetzigen „Heldensöhne der Bavaria", wie Se. Durchlaucht der Fürst von Taxis seine blauweißen Regimenter gewiß zu ihrer eignen Ueberraschung anzuproclamiren pflegt, mit dem jener alten typischen Figuren und ihres Beiwerkes zu vergleichen.

Dabei ergibt sich denn zuerst die unangenehme Entdeckung, daß ihre Zahl sich bedeutend vermehrt hat. 6000 Mann, soviel commandirte Wrede 1806, haben hingereicht, um ein unauslöschliches Andenken im ganzen Osten der preußischen

Monarchie zu sichern. Allerdings war das nur der geringste Theil der Gesammtmacht des neugebackenen „Reiches" Baiern; auf dem Papier standen damals schon 30,000 Mann. Jetzt aber sollen, wie die bairischen officiellen Berichte einstimmig angeben, 76,000 Mann schlagfertig sein. Gewiß ist es, daß 16 Infanterieregimenter vorhanden sind, von denen jedes vor 1848 aus 2 Bataillonen bestand, das Bataillon zu acht- bis neunhundert Mann gerechnet. 1848 brachte als die wesentlichste Neuerung für Baiern die Creirung von dritten Bataillonen, die, wenn sie vollständig wären, einen Effectivstand der Infanterie von etwa 45,000 Mann gäben. — Aber bis vor Kurzem war zwar der Stamm aller 16 dritten Bataillone gebildet, doch kein einziges von ihnen ganz vollständig und von einigen eben nichts weiter als der Stamm vorhanden. Ganz neuerlich ist die Errichtung von vierten Bataillonen durch Ordre des Kriegsministers befohlen worden; da man aber die größte Mühe hatte, den Stamm der dritten zusammenzubringen und ihre Completirung wegen Mangel an Geld, Equipirungs- und Armaturstücken gar nicht durchgesetzt werden konnte, so werden wohl diese vierten Bataillone für immer auf dem Papier bleiben. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß die bairischen Zeitungen schon jetzt von ihrer zusehends fortschreitenden Bildung sprechen; sie haben dies seiner Zeit mit denselben Worten auch von den dritten Bataillonen gethan, als noch kein einziger Unter- und Oberofficier für irgend eines derselben ernannt war. — Die Ausrüstung dieser 45,000 Mann Infanterie ist fast noch ganz dieselbe, wie wir sie aus unsern Jugendjahren von den Nürnberger Bilderbogen kennen, die zumeist vaterländische Krieger abzuconterfeien pflegen. Der breite Helm ohne Decke des Nackens — das sogenannte bairische Casquet, eine Verballhornung des alten Dragonerhelms; jetzt statt der urvorweltlich zugeschnittenen Fracks Waffenröcke von dem altbairischen Kornblumenblau, schwarze oder weiße Hosen und sehr viel Lederzeug geben dem Anblick des bairischen Infanteristen durchaus nichts von dem Eleganten, Einfachen und doch dem Auge Wohlthuenden, welches die preußische Uniformirung und die ihr nachgebildeten zu einem relativ vollendeten Muster erhebt. — Die Bewaffnung besteht in Percussionsgewehren — ob die dritten Bataillone vollständig damit versehen sind, wäre noch erst zu ermitteln, für die vierten hat der Staat im Augenblick sicher keine Waffenvorräthe — und einem nicht unpraktischen kurzen Säbel, der erst neuerlich eingeführt worden ist. Die Bepackung ist wenigstens im Ganzen nach dem außerhalb Preußen fast allgemein üblichen System eingerichtet und trägt ebenfalls nicht bei, den Glanz der äußern Erscheinung des bairischen Infanteristen zu erhöhen, wie sie auch sonst in der Armee selbst bei dem gemeinen Manne wegen ihrer Schwere und Unbequemlichkeit durchaus verhaßt ist. —

Die Cavallerie bestand und besteht noch aus 6 leichten und zwei schweren Regimentern. Die ersten führen den Namen Chevaux-legers, der sich außer Oestreich und Hessen-Darmstadt nirgends in Deutschland erhalten hat. Es ist

noch eine Erinnerung an die seligen Zeiten des Rheinbundes, wo man in Baiern und in manchen kleineren Rheinbundstaaten zwar nicht die Gesichter und Herzen des Volkes in der gewünschten Eile französisch zuschneiden konnte, dafür aber desto mehr fremde Namen als Document der Souveränität von Napoleon's Gnaden überall ankleisterte. — In Oestreich ist der Name noch ein Rest der pedantischen Roccocozeit mit ihrem Versailler Colorit. Man hat ihn wie so viele andere ähnliche Traditionen als eine Appertinenz der Legitimität des Staatswesens bis auf heutigen Tag beibehalten. — Die bairischen Chevaux-legers verrathen in ihrer Uniformirung recht naiv das kleinstaatliche und gerngroße Wesen des ganzen Baierthums. Früher fungirten sie als Uhlanen und waren ganz nach der bekannten geschmackvollen Ausrüstung der östreichischen Uhlanen equipirt: grüne coquett zugeschnittene Spencer mit breiten scharlachrothen Bruststreifen, polnische Tschako's und kurze Lanze. — Als sie zu Chevaux-legers gestempelt wurden, setzte man ihnen das nationale Casquet auf's Haupt, außerdem aber ließ man sie in der alten Montur, so daß sie jetzt an die komischen Versuche gemahnen, die im vorigen Jahrhundert an verschiedenen kleinern deutschen Höfen gemacht wurden, auf die möglichst wohlfeile Weise sich mit einem Husarencorps zu umgeben. Hatte man früher einige Dragoner gehabt, so mußten diese die Beinkleider und Armatur, die Garderobe des Theaters aber aus dem Vorrath ihrer abgelegten Stücke die Dolmans liefern. — Die zwei schweren Regimenter fungiren als Kürassiere und übertreffen durch ihre dem Auge wohlgefällige Ausrüstung allerdings alle bairische Truppen und die meisten anderen deutschen, die preußischen nicht ausgenommen. Jedes bairische Cavallerieregiment besteht gegenwärtig aus 7 vollzähligen und vollständig equipirten Schwadronen. Jede zu etwas mehr als 150 Pferden gerechnet, gibt einen Bestand von 1050—1100, für die ganze Reiterei etwa 8000. Die gewöhnlichen officiellen Angaben von 9000 Pferden sind, wie aus sicherer Quelle behauptet werden kann, bedeutend übertrieben. — Die Pferde sind bei der leichten und schweren Cavallerie gleich vortrefflich, wenigstens für Süddeutschland, wo das Pferd überhaupt weniger gepflegt und in Ehren gehalten wird, als im Norden. Die Bewaffnung der Chevaux-legers besteht in einem unendlich langen, wenig gekrümmten, weder für Hieb noch Stoß sonderlich taugenden Säbel, einem Carabiner — der unnützesten Paradewaffe, die es überhaupt gibt — und Pistolen. Die Kürassiere haben den gewöhnlichen Pallasch und an Feuergewehren dasselbe wie die leichten Reiter. Ihre Kürasse machen einen guten malerischen Effect, sollen aber weder so bequem noch so solid gearbeitet sein, wie die östreichischen. —

Die bairische Artillerie besteht aus 2 Regimentern zu Fuß und einem reitenden, im Ganzen 30 Batterien à 6—8 Geschützen. Das reitende Regiment ist ganz neuerlich, 1848, errichtet, die beiden andern auch erst seit dieser Zeit completirt. Vorher konnte man als höchste mögliche Stärke der gesammten Heeres-

macht Baierns, wenn man nicht als officieller Correspondent der Augsburger Allgemeinen oder für das Staatshandbuch schrieb, nicht mehr als 10 Batterien angeben. Vor dem Jahre 1840 waren nicht einmal so viel bespannt und equipirt. Auf verschiedenen Uebungslagern der dreißiger Jahre fungirten immer dieselben zwei Batterien loco der gesammten Artillerie der betreffenden Division. Als im Herbste 1840 Krieg mit Frankreich drohte und die kleinern Bundesstaaten von Frankfurt aus ernstlich und nachdrücklich an die Completirung ihrer Contingente gemahnt wurden, entwickelte sich in den verschiedenen Artilleriewerkstätten zu München eine außerordentliche Thätigkeit, um nur einigermaßen an den Normalbestand der 20 ausgerüsteten Batterien heranzukommen. Die damals gefertigte Arbeit wurde mit solcher Hast betrieben, daß Sachverständige ein gerechtes Bedenken gegen die Haltbarkeit der dutzendweis gegossenen Kanonen und Mörser äußerten. Es dauerte nicht lange, so verzog sich die Kriegsgefahr, und die alte Verwahrlosung des ganzen Militärwesens, die unter König Ludwig Princip geworden war, riß wieder und vornehmlich bei der Artillerie, als der am meisten kostspieligen Waffe ein, bis der Schreckschuß der Februarrevolution und die deutsche Demokratie sammt Parlament und hohenzollerischem Erbkaiserthum auch in diesen Zweig des bairischen Vertheidigungssystems ein neues Leben brachte. — Gegenwärtig ist der zweite Bruder des Königs mit seinem urbairischen Namen, Prinz Luitpold, Chef der ganzen Waffe und läßt es wenigstens an häufigen Inspectionen und Manövers nicht fehlen. — Bespannung und Construction der wirklich activen Geschütze war schon in den Zeiten, wo das geniale Kunstdilettantenthum Ludwig's viele Kanonen in Erzbilder umgoß und dann behauptete, es seien türkische bei Navarin in's Meer gefallene und dann wieder herausgefischte, sehr gut. Namentlich waren durch den General Zoller, einen durchaus originellen, fast genialen Routinier der Napoleonischen Schule, dem wohl ein größeres Feld der Wirksamkeit zu wünschen gewesen wäre, viele Verbesserungen an der technischen Construction der Räder und Lafetten angebracht worden, die der bairischen Artillerie selbst von schwererem Caliber eine Benutzung des schwierigsten Terrains verstatteten, wie sie der Artillerie früher ganz unmöglich war, und dabei die Sicherheit und Brauchbarkeit des Geschützes selbst nicht im mindesten beeinträchtigten. Ich erinnere mich selbst in den dreißiger Jahren ganz frappante Dinge der Art gesehen zu haben, die damals keine andere Artillerie nachmachen konnte. Wie es jetzt damit z. B. in Preußen steht, weiß ich freilich nicht anzugeben.

Die Dienstzeit beträgt für alle Waffengattungen 6 Jahre. Nominell ist jeder Baier militärpflichtig, in der That aber ist das Einstehersystem hier entwickelter als irgendwo anders in Deutschland, und es war wenigstens früher sehr leicht, mit Hilfe einiger Kronenthaler für untauglich erklärt zu werden. Der gemeine Mann steht trotz seiner 6jährigen Dienstzeit in militärischer Ausbildung im Durchschnitt weit unter dem preußischen Soldaten, mit dem er auch in Hin-

sicht auf Kleidung und Bewaffnung nicht verglichen werden kann. Von den 6 Jahren Dienst auf dem Papier gehen in der Wirklichkeit durch periodischen Urlaub 4 ab, bei Infanterie und Artillerie oft auch noch mehr. Es ist aber ganz natürlich, daß man in drei Jahren, von denen höchstens eines für den Urlaub abzurechnen sein wird, einen Soldaten nachhaltiger ausbilden kann, als in den kurzen Fristen der Einberufung, die, auf 6 lange Jahre vertheilt, fast verschwinden, wenn sie auch zusammen zwei volle Jahre ausmachen. — Außerdem fehlt im Volke aller echt militärische Geist. Die Rauflust des Gebirgsjägers und Senners ist das gerade Gegentheil davon, und in den übrigen Landstrichen steht es nicht besser aus. Es gilt auch überall noch nicht etwa für ein nothwendiges Uebel, vielmehr für einen absonderlichen Unstern, wenn Jemand den blauen Rock anziehen muß. So gerne man in Baiern überall mit den 76,000 oder gar 100,000 Mann prahlt, die man angeblich in's Feld schicken kann, so ungerne möchte man doch selbst der 76,000 und erste sein, der dabei mit aufzöge, und nicht etwa aus purer Bequemlichkeit und materiellen Rücksichten, sondern auch weil man in letzter Instanz die ganze Militärwirthschaft von oben bis unten haßt und verachtet. Nur wenn der Particularismus der verschiedenen Landschaften und Individuen von außen her gereizt wird, dann ballt man die Fäuste und droht mit dem Heere. —

Die Güte und Brauchbarkeit der bairischen Truppen ist, so weit sie überhaupt vorhanden ist, wesentlich abhängig von ihrer Heimath. In einer größeren und von echt militärischem Geiste durchdrungenen Armee, z. B. in der französischen, preußischen, englischen, im gewissen Sinne auch in der östreichischen, werden diese localen Verschiedenheiten bekanntlich sehr wohl in Rechnung gebracht, doch verschwinden sie schließlich vor dem Gesammtbewußtsein des Heeres, vor dem streng durchgeführten System der Ausbildung und dem Corpsgeiste der gesammten Befehlenden. Hier dagegen spielen sie eine große Rolle. Im Allgemeinen gilt der echte Altbaier für den besten Soldaten aller Waffengattungen. Der Grund liegt weniger in seiner physischen Beschaffenheit, wie man in Baiern selbst anzunehmen pflegt, als weil in den gesegneten Gauen von Freising, Passau, Dingolfing die Seele des Volkes gebundener ist, als in irgend einem andern Theile von Deutschland (Oestreich natürlich ausgenommen, wie ich überhaupt immer bei „Deutschland" dieses ausgenommen denke). Diese aus rein mittelalterlich barbarischen Zuständen herausgerissenen Leute beißen zuerst am heftigsten wider die Kette, indeß da sie das dunkle Bewußtsein haben, daß sie einmal für eine Kette geboren sind, so gewöhnt sich auch bald ihr ganzes Wesen von innen heraus daran, sie kommen über die bloße äußerliche Zucht und Disciplin zu einer Art von Andacht und Hingebung gegen ihren neuen Beruf, die in andern Armeen durch einen ganz andern geistigen Proceß geboren wird. Dabei fehlt es natürlich nicht an gelegentlichen Ausbrüchen des alten tollen Naturells, das in seinen

früheren Verhältnissen durch beständige Schlägereien auf Leben und Tod unter den Landleuten selbst oder mit der Gensdarmerie, Forst- und Jagdfrevel der brutalsten Art und eine besondere Neigung zu gewaltthätigen Aneignungen fremden Eigenthums, vulgo Einbruch und Straßenraub, die in Altbaiern mehr als irgend in Deutschland, und mehr als man in Norddeutschland ahnt, floriren, sich auszutoben pflegt. — Für eigentliche Disciplin im vollen Sinne des Wortes sind diese Leute unfähig, wohl aber besitzen sie eine unwandelbare Anhänglichkeit an ihre Fahne und ihren Kriegsherrn und sind auf dem Schlachtfelde außerordentlich tapfer und abgehärtet. Dabei kommen ihnen ihre früheren Lebensgewöhnungen sehr zu Staaten. Sie haben sich so oft im blutigen Kampfe, wenn auch nur mit den famösen Schlagringen und Mäßern oder gar mit Stuhlbeinen und schweren steinernen Seidelkrügen versucht, daß ihnen Blut und Wunden kein physisches Grauen mehr erregen, im Gegentheil sie erst in eine Art von freudiger Exaltation setzen. — Absteigend folgen dann die Oberpfälzer, die, eben so roh und gebunden wie die Altbaiern, nichts von ihrer Rauflust besitzen; dann die Schwaben. Namentlich in den südlichsten Gegenden, die nicht blos in ihrer landschaftlichen Structur viele Aehnlichkeit mit der jenseits des Bodensees liegenden Schweiz haben, wollen durchaus keine guten Soldaten gedeihen. Ich glaube aber, daß ein vernünftiger Staat gerade aus diesen schön gewachsenen, schlanken und sennigen Allgäuern mit ihrer Intelligenz und Weltgewandtheit die trefflichsten Soldaten ziehen würde. Sie haben etwas von dem heißeren Blute des Südens und die ganze Kernigkeit unseres Volkes, so daß sich aus ihnen eine höhere Potenz des französischen und deutschen Soldaten in ihrer besten Qualität herausarbeiten ließe. — Nicht besser sind die Franken, wenn auch mit merklichen Unterschieden. Franken besitzt bekanntlich das entwickeltste System von größeren Städten, welches sich in ganz Deutschland findet, vielleicht die Winkel zwischen Rhein, Main und Neckar ausgenommen: Nürnberg, Fürth, Bamberg, Würzburg, Ansbach, Erlangen, Baireuth, Eichstädt liegen alle auf dem Raume weniger Quadratmeilen zusammengedrängt, und in ihnen allen ist wenigstens so viel Großstädtisches zu finden, daß sich ein sittlich und physisch sehr heruntergekommenes Proletariat entwickelt hat, das seines Gleichen in Deutschland sucht. Das ist nun bei uns bekanntlich der schlechteste Stoff, aus dem Soldaten geformt werden können, wie auch die bessern Theile der städtischen Bevölkerung, der solide Handwerks- und Handelsstand, wenig für den Kriegsdienst geeignet sind. Die Landbevölkerung ist durch die Einwirkungen dieses Städtecomplexes in den meisten Theilen der Landschaft der städtischen Bevölkerung sehr ähnlich geworden und nur im Vogtland und Fichtelgebirge, der Rhön und dem Spessart dauert das naturwüchsige Bauernthum, freilich in sehr abstoßender Gestalt, denn es fehlen alle Vorbedingungen zu materiellem Wohlsein noch fort. Dort giebt es auch bessere Soldaten, wenn sie nicht, wie die auf der Rhön, von Hause aus gar zu schlecht genährt sind. —

Die schlechtesten Soldaten stellt die Rheinpfalz. Sie sind aller und jeder kriegerischen Eigenschaften baar, und es fragt sich sehr, ob sie in dem besten Heerwesen der Welt je zur Brauchbarkeit herangebildet werden könnten. An einer gewissen Keckheit fehlt es ihnen nicht, es ist aber lauter Schöpplesbegeisterung, die nicht auf die nächste Minute vorhält. An Disciplin sind sie schwerer zu gewöhnen als alle andern, weil das ganze Leben drüben eine grenzenlose Nonchalence angenommen hat. Der Fremde fühlt sich, wenn er nicht über den Verkehr der Wirthshäuser und Wein- und Biergärten hinauskommt, allerdings von dieser ungebundenen Gemüthlichkeit bestens angesprochen, aber wehe ihm, wenn der Ernst des Lebens ihn mit den Brüdern und Vettern Herrn Wühlhubers zusammenführt! Ein Staat, der eben nur ernste Dinge von den Leuten verlangt, mit denen er in Berührung kommt, ist vollends übel daran, besonders dann, wenn er seine rigoröseste Seite herauskehren muß, wie das beim Militärwesen der Fall ist.

Der bairische Officier ist im Durchschnitt ein Mann von anständigerem und bescheidenerem äußern Auftreten, als mancher seiner nordischen Kameraden. Der exclusive Corpsgeist ist nur in sehr beschränktem Maße vorhanden, noch weniger verbindet sich damit die Exclusivität eines seit vielen Generationen unter den Lieutenantsepauletten ergrauten Junkerthums. Im Ganzen ist der sonst sehr zahlreiche bairische Adel unverhältnißmäßig schwach in der Armee vertreten. Nur der altbairische pflegt die jüngern Söhne, für die die Pfründen sehr spärlich geworden sind, in den Münchner Regimentern, auch wohl bei einigen Corps der Cavallerie versorgen zu lassen. Der Adel der andern Landestheile lebt entweder außer aller unmittelbaren Beziehung zu Staat und Heer oder er schlägt lieber eine juristische oder sonst wissenschaftliche Carrière ein. Dies und die ganze Stimmung des süddeutschen geselligen Lebens gibt den bairischen Officieren jenen mehr bürgerlichen Anstrich, der schon manchen norddeutschen Culturmüden zum warmen Lobredner des bairischen Militärwesens gemacht hat. In neuerer Zeit beginnt sich indessen auch hier ein ganz exclusiver Lieutenantston zu entwickeln, der hauptsächlich von den massenweis in den letzten Jahren hereingeworfenen jüngern und jüngsten Officieren ausgeht. Als 1848 der Bestand der Armee etwa um ein Drittel erhöht und zugleich durch eine umfassende Pensionirung sehr viele ältere Officiere entfernt wurden, sah man sich genöthigt, zu den ersten besten selbst nach bairischem Maße nur halbwegs qualificirten Leuten Zuflucht zu nehmen, die jetzt ihre etwas unmilitärische Vergangenheit durch desto größern Corpsgeist zu sühnen bestrebt sind. Damals vertauschten nicht nur viele durch die Revolution brodlos gewordene Künstler Meißel und Pinsel mit den Epauletten, sondern auch Candidaten, Studenten aller Facultäten und Landsmannschaften, nicht weniger was sich als letzte Ausläufer an die gebildeten Stände anschließt, Handlungsdiener, Chirurgen und wirkliche Barbiere fanden Zugang zu den freilich niemals sehr prüde abgeschlossenen Reihen des bairischen Officiercorps.

Die militärische Ausbildung dieser jüngsten Generation läßt sich nach dem Gesagten von selbst bemessen. Unter den älteren Officieren gibt es mehrere literarische Notabilitäten — Heilbronner, Xylander, Szenner rc. — aber durchschnittlich verstehen sie selbst vom eigenen Fache nicht viel mehr, als eben das laufende Bedürfniß ihres Dienstes verlangt. Der Generalstab besteht aus sehr kenntnißreichen und auch in den Hülfswissenschaften der Kriegskunst wohl bewanderten Leuten, wie z. B. der von ihm herausgegebene große Atlas von Baiern beweis't; desto schlechter sind die Militärbildungsanstalten, so weit man sie nach ihren Früchten, dem gewöhnlichen Trosse der Officiere, beurtheilen kann. — Zu dem gemeinen Manne steht der Officier in weniger innigem Verhältniß, als es etwa auch nur in Preußen der Fall ist. Dieses ist so allgemein, daß die jovialsten und volksthümlichsten Naturen, an denen bei der Art des Volksschlages im bairischen Officiercorps ein wahrer Ueberfluß ist, doch augenblicklich zugeknöpft und steifleinen werden, wenn sie mit dem Soldaten in oder außer dem Dienste zusammentreffen, vielleicht eben wegen der zu großen Gleichheit in Bildung und Lebensgewohnheiten bei beiden Classen. Daß sich außerdem die weltbekannte bairische Grobheit gerade in diesen Verhältnissen am unverhohlensten und naturwüchsigsten manifestire, bedarf keiner Erwähnung. Es sind übrigens die verschiedenen Typen des bairischen Officiers durch die meisterhaften Darstellungen der M. fliegenden Blätter so sehr Gemeingut von ganz Deutschland, daß ich blos an sie zu erinnern nöthig habe, um den Leser zum Bewußtsein zu bringen, daß ein ganzer Schlag von Officieren wohl für den Weinkeller und das Bierhaus sammt Kegelbahn, nicht aber für ein im modernen Sinn construirtes und zu den Zwecken des modernen Staates verwendbares Heer geschaffen ist. — Ihr Verhältniß zu dem Civil ist meistens recht gut, d. h. sie gelten eben für die lustigsten und gemüthlichsten Brüder und werden als solche gesucht und honorirt. Auf feine Lebensformen legt man ja ohnehin selbst in den sogenannten Honoratiorenkreisen Baierns weniger Werth als im Norden, was sich schon daraus ergibt, daß die Männer fast immer nur unter sich der Geselligkeit pflegen und mit den Damen gewöhnlich nur in dem Ballsaale in Berührung kommen. —

Der gemeine Mann vergilt die oft barsche und brutale, immer aber rücksichtslose Behandlung von Seite seiner Vorgesetzten mit gleicher Münze. Selten hört man einen Officier wegen irgend welcher guten Eigenschaft rühmen, noch seltener findet sich eine wirkliche persönliche Anhänglichkeit. Gewöhnlich kennt der Soldat nur eben die Officiere seines Bataillons bei ihren Namen oder an ihren Gesichtern, um die übrigen kümmert er sich nicht, weil er ebenso wenig Interesse an ihnen findet, wie sie an ihm. Daher kann es nicht auffallen, daß die Mehrzahl der Insubordinationsfälle Vergehen gehen die Officiere, Grobheiten, thätliche Beleidigungen u. dergl. zum Gegenstand haben. In zweiter Linie stehen die Excesse in den Wirthshäusern, seltener zwischen Militär und Civil als zwischen

der Mannschaft verschiedener Waffengattung oder Regimenter, oft auch desselben Bataillons. — Dieser Regimentsparticularismus, ein wahrer Mikrokosmus des Staatsparticularismus, geht in Baiern sehr weit. Am großartigsten entfaltete er sich in den letzten Jahren, und namentlich eclatirte er auf eine die Existenz der ganzen Armee in Frage stellende Weise auf dem viel besprochenen Lager bei Donauwörth im Mai 1849. Dort waren altbairische und fränkische Truppen fast in gleicher Anzahl versammelt. Die Franken hatten als augenblickliche Form des undisciplinirten Geistes, der durch die Bewegung von 48 in der Armee naturgemäß sich sehr üppig entfaltet hatte, die Demokratie gewählt, die Altbaiern, an und für sich nicht weniger undisciplinirt, waren wenigstens in ihrer Loyalität für die blauweiße Fahne nicht wankend gemacht worden. Bei beiden Theilen steigerte sich durch die Vereinigung die Stimmung bis zur Exaltation, und während der eine Theil des Lagers von den loyalsten Liedern und fortwährenden Vivats für König und Vaterland erscholl, sangen die anderen das Heckerlied und stießen auf die Republik Franken an, an der man damals auf den riesigen Meetings zu Nürnberg zimmerte. Es kam so weit, daß sich beide Theile nach unendlichen Prügeln einstens zum Morgengruß mit Flintenschüssen becomplimentirten, worauf denn das ganze Lager sammt König und Königin schleunigst auseinanderging. Der Geist von Donauwörth spukte während des ganzen Jahres fort; die fränkischen Regimenter, die zur Abwehr der Trennungsgelüste der Landschaft nach Nürnberg und Würzburg gelegt wurden, wären die ersten gewesen, welche sich unter die rothe Fahne mit dem Silberband gestellt hätten, wenn sie nur Jemand hätte aufstecken wollen. Nach und nach trat wieder die Metamorphose aus der Demokratie in die gewöhnliche Ungezogenheit ohne bestimmte Losung ein, in welcher Phase sie sich gegenwärtig mit langsamer Wendung zu einer Art von Ordnung befinden. —

Daß so geartete Truppen im Felde für Freund und Feind schlimme Gäste sind, ist leicht ersichtlich. Schon die verhältnißmäßig großen Ansprüche an Verpflegung und Ernährung, die sie nach ihrer häuslichen Gewöhnung zu machen pflegen, müssen im übrigen Deutschland unbequem werden. Denn wo wird in der Mitte und im Norden von dem gemeinen Manne und dem Mittelstande so viel und so gut gegessen und noch mehr getrunken, wie es z. B. der Altbaier oder der Schwabe und Franke in seinem väterlichen Gehöfte gewohnt ist? Mit der Casernenkost läßt er sich natürlich im Felde nicht abspeisen. Daher schon deshalb überall bittere Klagen, wo Baiern, besonders Altbaiern, im Quartier gelegen haben. Dazu kommt noch die so sehr lockere Disciplin, die in Verbindung mit der Charakteranlage der Mehrzahl dieser Soldaten sie zu ebenso groben und unverschämten wie gefährlichen Gästen macht. Der Säbel ist bei ihnen ebenso schnell aus der Scheide, wie früher das Taschenmesser aus dem Ledergurt. Die Officiere können nicht viel dagegen thun, selbst wenn sie wollten, was gewöhnlich

nicht der Fall ist. Sie riskiren, das geringe Quantum von Respect, das sie ohnehin genießen, ganz zu verlieren, und am Ende noch Verhöhnung oder gar thätliche Mißhandlung. Falls sie nicht zu derselben kleineren Abtheilung, wie die Schuldigen, deren Unfug sie steuern sollen, gehören, kann ihnen das Letztere sehr leicht zu Theil werden, wovon ich aus eigener Anschauung Beispiele anführen könnte. —

Es ist weit gekommen mit Deutschland, daß ein solches Heer, welches zwar tüchtige Elemente zu einer vortrefflichen Armee, aber auch so viele Keime der Selbstauflösung enthält, dennoch bei der Entscheidung über unsere Zukunft ein großes Wort mitzusprechen hat! —

Zur Geschichte der Presse.

The fourth Estate: Contributions towards a History of Newspapers and of the liberty of the Press, by Knight Hunt, London.

I.

Unter diesem Titel sind jetzt in London Beiträge zur Geschichte der Zeitungen und der Preßfreiheit erschienen, die uns den ganzen ungeheuern Weg zeigen, den die Industrie im Dienste des menschlichen Gedankens seit wenigen Jahrhunderten zurückgelegt hat. Ueberall sehen wir, wie die Tagespresse gleichen Schritt hält mit der Entwickelung der Industrie, wie sie immer wächst, je näher die verschiedenen Völker mit einander in Verbindung treten, und wie ihr Wachsthum die Industrie wieder zu neuen Erfindungen anstachelt, um die täglich sich steigernden Forderungen des schnellreisenden Riesen zu befriedigen. 1840 zog das größte englische Blatt, die Times, nur 2500 Exemplare in der Stunde ab; 1845 brachte sie es dahin, 6000 Doppelbogen stündlich zu drucken; jetzt sieht sie sich durch eine neue Erfindung, wonach die Form, die Gestalt eines Kreisabschnittes annehmend, um den Cylinder sich dreht, in Stand gesetzt, 12,000 Exemplare stündlich abzuziehen. „In der Werkstatt, wo dieses Wunder vor sich geht", berichtet das Quarterly Review bei Besprechung des oben genannten Buches, „ist kein Geräusch zu vernehmen, und man kann sich sehr bequem unterhalten, während die Maschine arbeitet. Noch vor zehn Jahren erinnerte der Lärm der Dampfpresse das Ohr an das Rollen des Donners und erschreckte den Spaziergänger auf dem andern Ufer der Themse. Ebenso gleiten die leichten Räder unserer Cabriolets über unsere geebneten Straßen, während im Mittelalter ein mit einigen Säcken Korn beladener Karren sich eine halbe Stunde weit hören ließ und in 24 Stunden kaum einige Meilen zurücklegte."

Gegenwärtig erscheinen in Ostindien 48 Zeitungen in hindustanischer und

englischer Sprache; in Australien und Tasmanien 47, in ganz Amerika ungefähr 1900, unter andern ein Negerblatt: „The Rights of All“, und eine Indianerzeitung: „The Cherokee Phenix“. Jede wichtige Neuigkeit verbreitet sich mit der Schnelligkeit des Blitzes über die Erde; ihr tausendfaches Echo hallt über die ganze Welt — denn die elektrische Kraft dient dem Gedanken und den Thatsachen. Das britische Museum, das ungefähr 4000 Bände Zeitungen gesammelt hat, besitzt nicht die Hälfte von denen, welche erschienen sind und noch erscheinen.

Wie wurde diese gewaltige Macht geboren? Das Werk Knight-Hunt's sagt es uns nicht, obgleich es wohl der Mühe werth gewesen wäre.

Kaum hatte Gutenberg die große Erfindung der beweglichen Typen gemacht, so gaben seine Nachahmer auf kleinen Quartblättern die neuesten Nachrichten heraus, welche mit großer Begier an den Kirchthüren, auf den Märkten, den Messen und in den Schenken gekauft wurden. „Man riß sich diese Blätter aus den Händen (sagt eine lateinische Note Adrian de Buts, die ein belgischer Archivar, Gurtat, aus einem Mscpt. des 15. Jahrhunderts mittheilt), Jedermann gab gern Geld, um diese Blätter zu lesen, welche die Mainzer und Straßburger Drucker in großer Anzahl verbreiteten. Man erfuhr daraus die Angelegenheiten der Türkei (Turcorum gesta), die neuesten Ereignisse (Novissima gesta); namentlich in Paris fanden diese Blätter einen starken Absatz.“

Das war der Anfang der Tagespresse. Ihre Entstehung war eine nothwendige Folge des sich erweiternden Weltverkehrs. Schon seit langer Zeit hatten die Handelsvölker Europa's, die Venetianer, die Genuesen, die Flamänder, die Bürger der Hansestädte ihren Bedürfnissen durch mehr oder minder zuverlässige handschriftliche Correspondenzen abzuhelfen gesucht. Sie führten den Titel: Notizie scritte, Zeitungen, Relationen; zwischen 1580 und 1610 wurde es Sitte, sie zu drucken, sie erschienen aber unregelmäßig. Ohne regelmäßige und vollständige Periodicität gibt es noch kein wahres Zeitungswesen.

Anfangs schenkte man einer Thatsache, die der Keim einer der wichtigsten in der Geschichte werden sollte, keine große Aufmerksamkeit. Um was handelte es sich? Um die Neuigkeitsblätter, die man früher im Manuscript gelesen und die jetzt gedruckt wurden. Die Zeitungen und die venetianischen Gazetten erschienen noch nicht regelmäßig. In England zog man immer noch die Correspondenten vor, die sich schon seit dem Mittelalter reiche Grundbesitzer und die größten Gastwirthe in den Grafschaften in London hielten, und deren einziges Geschäft darin bestand, die Gerüchte und Neuigkeiten zu sammeln, die sie aufschrieben und in die Provinz schickten. Man nannte diese Briefe News-Letters (Neuigkeitsbriefe); der Neuigkeitssammler von Profession, eine Classe, die sich, seitdem die Reformation die Klöster geleert, sehr stark durch die Mönche recrutirt hatte, war zu einem Typus geworden, den Ben Jonson in seiner Sammlung nicht vergessen hat. „Guten Tag, Vortrefflicher,“ sagt Einer zu dem Neuigkeitssammler von

Profession, „Du bist also auf der Jagd nach Neuigkeiten! Deine gespornten Stiefeln passen gut zu Deiner lauten Zunge, um die St.-Paulskirche wiederhallen zu machen. Ach, ich kenne die Leute Deines Schlages; sie haben einen zugespitzten Bart, immer leere Taschen, die Feder hinter den Ohren, die Nase in der Luft und beständig die Ohren gespitzt. Der Kern ihrer Sprache ist Quid nunc?" ein Wort, das sich, beiläufig gesagt, in die englische Sprache eingebürgert hat und einen Kannegießer bedeutet. Dieses Geschlecht der Neuigkeitssammler des 16. Jahrhunderts ist in England noch nicht ausgestorben. Es besteht fort unter der Gestalt der Penny-a-liner, die den großen Zeitungen die kleinen Begebenheiten des Tags zutragen. Selbst der alte Titel findet sich noch, denn wir haben einen Belffast Newsletter und Sander's Newsletter, der in Dublin erscheint.

So standen die Sachen, als man eines Tags ein kleines armseliges Blättchen ausrufen hörte. — Weekly News, for one Penny — Wöchentliche Nachrichten, für fünf Pfennige. Wöchentliche Nachrichten! dieser Titel schon zeigte eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift an, ein entscheidender Schritt in der Entwickelung des Zeitungswesens. Das kleine, die Neuigkeiten der Woche berichtende Blatt fand sehr guten Absatz; der bescheidene Ahn einer zahllosen Nachkommenschaft; der ehrliche Vorläufer versprach nicht viel, aber hielt Alles, was er versprach. Auf dem kleinen Quartblättchen findet man Nachrichten aus dem Haag, aus Paris, die Ankunft eines großen Herrn auf seinem Landsitz, einige officielle Actenstücke, Unwetter, Feuersbrünste und Mißgeburten, dazu kommen noch einige Buchhändleranzeigen und sehr schüchtern ausgesuchte Hofnachrichten, z. B. die letzte königliche Jagd, die Entbindung der Königin. Die erste außerordentlich seltene Nummer ist vom 23. Mai 1622; sie ist unterzeichnet von Bourne und Archer; ebenso die folgende Nummer. Außerdem findet man später die Namen William Sheffard, Nathaniel Newberry, Bartholomew Downes, Edward Allde und vornehmlich Nathaniel Butter. Letzterer Name kommt am häufigsten auf dem Titel vor. Jedenfalls waren alle die Genannten ehemalige Neuigkeitssammler, welche es vorzogen, ihre Kunden auf diese bequemere und schneller fördernde Weise zu bedienen.

Aus dieser kleinen unscheinbaren Quelle sind die 12,000—15,000 Bände Zeitungen entsprungen, die jetzt eine so bunte und umfangreiche Bibliothek bilden. Das bescheidene Blättchen Butter's war der Regierung nicht im Wege, wie man sich leicht denken kann. Es begnügte sich ganz einfach, das Wenige, was es wußte, aufzuschreiben. Der Galgen, an welchen man die Jesuiten und die Puritaner hing, wenn man ihre in Kellern und Mauern versteckten Possen entdeckte, war nicht geeignet, die Presse zur Freiheit zu ermuthigen. Butter und seine Freunde ließen den Fanatikern jener Tage das Vergnügen, sich hängen zu lassen, und die Ehre, mit ihrem Blute dem unwiderstehlichen Wachsthum der elektrischen Macht der Presse zu dienen.

In Frankreich fand der große Cardinal Richelieu noch Muße, eine dritte unbesiegbare Macht, das Tageblatt, zu schaffen. Er erlaubte dem Arzte Theophil Renaudot, die Nachrichten, welche die Eminenz für die Oeffentlichkeit für passend hielt, täglich drucken zu lassen. So entstand das erste Tageblatt Frankreichs unter dem Patronat seines despotischesten Ministers.

Nach seinem Tode wurde sie übermüthig und feierte ein wahres Carneval. Das Hauptquartier der Presse war damals der Pont-neuf. „Man verkaufte die Blätter," erzählt ein Zeitgenosse, Gabriel Naudé, „ganz frisch von der Presse, wie Pasteten frisch aus dem Ofen. Es war ein hübscher Anblick, die Verkäufer um dieselbe Stunde, wo man in Rom das Frühstück für die kleinen Kinder verkaufte, durch die Straßen laufen zu sehen." Die giftigsten waren am raschesten verkauft. Von dieser Art waren: Le Coup de pied au Mazarin, la Bombance de la France, la Complainte de ces Demoiselles. Alle Welt schrieb welche, Bruscambille und Gauthier Garquille, die Histrionen des Pont-neuf und die Bänkelsänger auf den öffentlichen Plätzen, die Kellnerinnen und die Druckerjungen, von denen einer in einem Tage sechs Stück schrieb und druckte. Manche riefen ihr eignes Blatt auf der Straße aus. Die Köchin eines Buchhändlers schrieb welche, wie Gabriel Naudé erzählt, nachdem sie ihre Töpfe gescheuert und ihre Löffel gewaschen hatte. Diese Schriftsteller und Schriftstellerinnen in der Ledermütze und der Küchenschürze ließen ihre schönen Sachen bei den Druckern des Quatier latin drucken. Scarron und Marigny verpflichteten sich, für eine Pistole die Woche eine Presse zu beschäftigen. Drei Franken für die Doppelseite in Quart, vier Livres tournois für ein Hauptwerk war der feste Preis.

In Frankreich folgte auf das Carneval der Presse während der Zeit der Fronde eine lange Buße in Sack und Asche unter Ludwig XIV. In England dagegen war es umgekehrt; hier führte die Tyrannei der Regierung zur Preßfreiheit.

Unter den Regierungen Jacob's I., Carl's I., Cromwell's, Carl's II. hatte die Zeitungspresse im Ganzen ein bescheidenes und schüchternes Leben geführt. Nur die calvinistische Presse hatte blutige Kämpfe zu bestehen. Jacob I. schonte sie nicht; gegen Cromwell schützte sie nicht die Vertheidigung Milton's. Die Sternkammer ließ ihr Henker gegen sie los; Carl II. seine Richter; Alles war vergebens — es regnete puritanische und katholische Flugblätter. Man versuchte jetzt die ganze Presse zu confisciren und dem Könige das Monopol des Druckens zu verschaffen; die Kronjuristen bewiesen auf das Klarste, der Titel Buchdrucker „sei eine der unvergänglichen und unveräußerlichen Zierden der Krone." Es half Alles nichts. Mit einer unwiderstehlichen Elasticität erhob sich die Presse immer wieder, und beschützt durch diese Kraft ging die Zeitungspresse, allerdings noch in bescheidener Gestalt und unregelmäßig erscheinend, aber sicher ihren Entwickelungsweg fort.

Wie weit damals die Tyrannei gegen die Presse ging, zeigt das Schicksal

Twyn's, eines armen Druckers, der in Clothsfair, wo sich auch Milton versteckt hielt, wohnte. 1663, in einer finstern Octobernacht, wurden die Arbeiter, welche mit geheimen Pressen ultracalvinistische Flugschriften druckten, bei ihrer Arbeit entdeckt. Der Entdecker war selbst ein ehemaliger Schriftsteller, der früher auch Zeitblätter geschrieben und die Presse mißbraucht hatte. Er hieß Roger Lestrange, war Licenser (alleiniger Censor) und verfolgte die Presse mit allem Eifer eines Renegaten. Seine Spione horchten lange Zeit an der Thür Twyn's. Endlich hörten sie das Geräusch von feuchten Blättern, die, aus der Presse kommend, aufeinander gelegt wurden; man brach die Thür auf, und Lestrange eilte die Treppe hinauf. Trotz aller Eile war die Form schon zerbrochen, die gedruckten Blätter waren in ein Nachbarhaus gefallen, und es hielt schwer, ein genügendes Corpus delicti festzustellen. Aber wenig langt zu, wenn man einen Menschen hängen will! Der arme Drucker stellte vor Gericht dem Kronanwalt Morton und dem Richter Hyde, die ihn sehr hart behandelten, vor, daß er die Arbeit des Geldes wegen übernommen, daß er sehr arm sei, daß er Frau und Kinder habe, daß er kein Wort von dem Werke gelesen habe. Zuletzt fiel er auf die Knie und rief: Ich bitte Euch um Verzeihung. — Bittet Gott um Verzeihung! gab der Richter Hyde zur Antwort. — Ich bitte Eure Herrlichkeit, sich zu meinen Gunsten bei Ihrer Majestät zu verwenden. — Henker, bindet ihn, rief Hyde, und jetzt, Drucker Twyn, hört Euer Urtheil. — Wer heute diesen Urtheilsspruch lies't, dem erstarrt das Blut in den Adern. Dem armen Drucker wurden bei lebendigem Leibe die Eingeweide herausgerissen und verbrannt, dann wurde er gehangen und geviertheilt, und die verschiedenen Theile seines Körpers auf den vornehmsten Thoren Londons ausgestellt. Habt Erbarmen mit mir, flehte der Drucker Twyn. — Ich würde in einem solchen Falle selbst mit meinem Vater kein Erbarmen haben, gab ihm der Richter brutal zur Antwort; und die Feinde der Presse hatten die Freude, die verstümmelten Glieder des Unglücklichen auf den Thoren Temple-Bar, Ludgate und Aldgate stecken zu sehen. Das geschah im 17. Jahrhundert und Niemand gerieth darüber in Erstaunen.

Aber später fielen alle diese Gewaltthaten mit ihrem ganzen Gewicht auf das Haupt Jacobs II. zurück, und schickten ihn in die Verbannung des einsamen St. Germain.

Die Presse aber starb doch nicht. Trotz der Proclamationen Carl's I. und seiner Sternkammer, trotz Cromwell's und seines Staatsraths, trotz des Parlaments und seiner Beschlüsse, trotz der fiscalischen Quälerein und des Henkers und des Galgens machte die Presse unausgesetzt Fortschritte. Daniel de Foe begründete 1689 das erste Review und 1709 brachte die reiffste Frucht der Presse, das Tageblatt.

Dieser neue Aufschwung der Presse begann unter Wilhelm III. Auf den Thron gerufen durch die öffentliche Meinung als Vorkämpfer für den Protestan-

tismes und gegen die antinationalen Bestrebungen der Stuarts mußte er auch auf die öffentliche Meinung schonende Rücksicht nehmen; in der Mitte stehend zwischen den Tories, den Vertheidigern des gouvernementalen Princips, und den Whigs, den Vertheidigern des liberalen, mußte er sich auf die Presse stützen, die zum Schiedsrichter in dem großen Kampfe wurde. Vergebens versuchte man den Licenser wieder einzuführen, die Presse hatte bald diese schwache und abgenutzte Fessel zerbrochen. Sie hörte nicht auf, Fortschritte zu machen. Seit dem Erscheinen des Public Intelligencer im Jahre 1661 bis 1688 entstanden siebzig neue Zeitschriften, zwischen 1688 und 1692 26. 1709 entstand, wie schon oben erwähnt, das erste regelmäßig täglich erscheinende Blatt, The Daily Courant.

Von jetzt an wurde die Tagespresse nicht nur ein Bedürfniß für das Publicum, sondern auch alle Talente jener Zeit drängten sich zur Redaction einzelner Zeitungen oder zur Herausgabe anderer periodischer Schriften, wie der Tattler, der Spectator und der Guardian. Diesen Zeitschriften verdankt die englische Literatur einige ihrer elegantesten und geistreichsten Zierden. Addison, Steele und Swift übten durch ihre Feder in diesen Blättern einen mächtigen Einfluß auf die Sitten.

Die Regierung fühlte sich abermals von Besorgniß ergriffen. Die schlechte Presse versetzte die Geister in Aufregung; man mußte ihr verwehren, dem Publicum die Staatsgeheimnisse, die Parlamentsdebatten zu verrathen. Der Kampf begann im 11. Regierungsjahre der Königin Anna und dauert heute noch fort; gesetzlich hat heute noch Niemand das Recht, die Debatten des englischen Parlaments zu veröffentlichen. Die englischen Staatsmänner haben alles Mögliche gethan, um sich der Oeffentlichkeit zu entziehen. Nur aus Gnade sind die glänzenden Kämpfe zwischen Pitt und Tierney, zwischen Canning und Perceval, die den Staat nicht erschüttert, sondern befestigt, und die Freiheit gefördert anstatt gehemmt haben, gedruckt auf die Nachwelt gekommen. Die Engländer haben das Gesetz nicht abgeschafft, sondern schlafen lassen, und es kann immer noch angewendet werden. Die fernern Schicksale der Presse, die Erfindung des Stempels, des doppelten Stempels, der Annoncensteuer u. s. w., werden uns Stoff zu einem zweiten Artikel geben.

Eins geht aus der Geschichte der Presse hervor: daß man sie regeln kann und muß wie alle Kräfte, daß aber nichts auf der Welt den freien Austausch der Gedanken und der Worte auf die Länge verwehren kann.

(Nach Ph. Chasles.)

Die ungarische Emigration in England.

London, 22. November.

Es ist jetzt ein Jahr, daß die traurige Wanderung der heimathflüchtigen Magyaren nach dem Süden und Westen Europa's, nach den gastfreundlichen Häfen Amerika's begann. Man braucht eben kein gottbegeisterter Seher zu sein, um zu prophezeihen, daß diese Hegira des modernen ungarischen Mahommet und seiner Gläubigen der Anfang einer bedeutungsvollen Epoche für Ungarn begründet. Viele von denen, welche die Grenze glücklich überschritten, sind zuvor Monate lang im eigenen Lande verkleidet umhergeirrt, haben selbst später traurige Kreuz- und Querzüge durch Deutschlands argwöhnisch bewachte Städte und Einzelstaaten machen müssen, bevor es ihnen gelang, einen sicheren Fleck in Frankreich, England, Amerika oder dem schweizerischen Gebiete und in der Türkei zu erreichen, wo sie die Vermummung von sich werfen und es wagen durften, unter ihrem eigenen Namen offen aufzutreten. Die Geschichte dieser Wanderungen fällt den Biographen und Romanschreibern der Zukunft anheim. Erst jetzt, nach einem völkerthränenreichen Jahre, kann man annehmen, daß sich die ungarische Emigration auf verschiedenen Punkten niedergelassen hat; erst jetzt ist die ungeregelte Strömung vom Osten zu einem Stillstande gelangt, und es läßt sich füglich die ungarische Emigration als eine französische, türkische, amerikanische und englische betrachten.

Es sei hier blos von letzterer die Rede, und wie sich von selbst versteht, soll nur der hervorragenderen Capacitäten Erwähnung geschehen.

Als die Nachricht von Görgey's Waffenstreckung bei Vilagos die Welt durchflog, waren von bedeutenden magyarischen Persönlichkeiten blos drei in London anwesend: Franz Pulszky, Pastor Wimmer und Joseph Orosz. Den Namen des Letzteren kannte das ungarische Lesepublicum von den Zeiten Metternich's her, in welchen er das Pesther Tageblatt „Hirnök" redigirte. Ueber seine damalige Thätigkeit ist nicht viel zu sagen. Der Hirnök war ein von der Censur gerupfter Vogel, wie all' die übrigen östreichischen Journale jener Epoche. Manche meinten, Herr Orosz könnte ihm Flügel geben, wenn er dürfte, Andere behaupteten, er dürfte, wenn er könnte. Jedenfalls schlug der Hirnök zuweilen einen freieren Ton an als seine Leidensbrüder in den übrigen Kronlanden; dergleichen Ungezogenheiten gestattete der greise Staatskanzler seinen ungarischen Pflegesöhnen, während er doch sonst im großen Hause ziemlich barsch die Ruhe zu erhalten wußte. Vom „Hirnök" trat Orosz zum „Völkerbunde"; er hatte den Meister gewechselt, er und sein schüchtern halbliberales Blatt wurden nun von Kossuth und Batthyanyi

gestützt. Es wurde vom Sturme der nachfolgenden Ereignisse verweht; mit ihm war die literarische Thätigkeit des Redacteurs in Ungarn zu Ende.

Pastor Wimmer kam nach England, nachdem er in Berlin vergebens versucht hatte, seinen früheren Gönner, den König von Preußen, für die Sache Ungarns zu interessiren. Der Bibelmann fand in Sans=Souci verschlossene Thüren; die Herren von Manteuffel und Hinkeldey ließen ihn an der Spree nicht festen Fuß fassen, und Pastor Wimmer ging mit seiner Tochter nach Amerika, wo ihm eine geistliche Pfründe über die leiblichen Bedürfnisse des Lebens hinweghelfen soll.*) —

Die Stellung und Thätigkeit Pulszky's während der Zeit der ungarischen Erhebung ist sattsam bekannt. Wenige Menschen, welche in derselben eine Rolle spielten, ja vielleicht Keiner von Allen kann sich so vieler erbitterter Feinde rühmen als er. Am Kaiserhofe zu Wien, in den Büreaus der Minister und speciell in dem Herzen des Herrn Dr. Bach, in den loyalen, sogenannten schwarzgelben Kreisen der Residenz und in den Quartieren der Officiere ist der Name Pulszky's zehnmal verhaßter als der Kossuth's, Bem's, Perczel's, Szemere's und all der anderen „Rebellen", die noch leben oder vom Leben zum Tode gebracht wurden. Der Grund dieses Hasses liegt in der psychologischen Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, den offenen Feind weniger zu fürchten, ihm leichter zu verzeihen, als dem unsichtbaren Gegner, der nirgend sichtbar, niemals zu fassen, auf keine Weise eines thatsächlichen Verbrechens zu überführen, und dennoch tödtend, vernichtend wirkt. Es sei damit durchaus nicht gesagt, daß Herr v. Pulszky ein Mörder oder Giftmischer sei, es sei bei Leibe damit auch nicht gemeint, daß der vormalige Staatssecretär König Ferdinand's V. die Hand bei der Ermordung des Grafen Latour mit im Spiele hatte. Die Untersuchungsacten über diesen faulen Fleck ruhen noch immer im Schooße des Militärgerichts zu Wien; und sind auch die Güter Pulszky's und seiner Frau bisher noch immer sequestrirt, so bleibt es doch auffallend, daß sein Name in der Liste der Hauptproscribirten nicht genannt, daß er nicht steckbrieflich wie die Uebrigen verfolgt, ja daß bis auf den heutigen Tag nicht einmal eine Untersuchung wegen Hochverrath gegen ihn eingeleitet wurde. Man hat freilich ohne Erfolg in Ungarn nach dem Documente gestöbert, welches Pulszky im Namen der ungarischen Regierung zum Agenten für London ernannt, aber der Umstand, daß dieses armselige Papier nicht gefunden wurde, konnte allein unmöglich der Grund sein, warum man dem declarirten envoyé Kossuth's nicht den Proceß machte. Die östreichische Regierung wird sich ein weiteres nutzloses Suchen ersparen. Das Creditiv befindet sich in London, in Pulszky's Händen, und er ist so sehr entfernt, seine Theilnahme an der Revolution zu leugnen, daß er, auf Verlangen, eine Copie oder auch das Original mit Vergnügen der

*) Es heißt, daß er vor Kurzem wieder nach Europa zurückgekehrt sei.

östreichischen Regierung überschicken wird. — Pulszky hat sich mittlerweile zu Bayswater, am äußersten Westende Londons, häuslich niedergelassen, und hat vor den wenigsten ungarischen Emigranten das Glück voraus, seine muthige, liebenswürdige Frau und seine Kinder bei sich zu haben. Seine frühere, den Magyaren so eigenthümliche Nonchalance und Behäbigkeit hat ihn nicht einen Augenblick lang verlassen. Herr v. Levitschnigg irrt sich, wenn er in seinem mehr bubenhaften als schmutzigen und mehr schmutzigen als einseitigen Buche „Kossuth und seine Bannerschaft“ sagt: „Und vielleicht kommt auch noch der Tag, an dem Latour's blutiger Schatten sich wie Banko's Geist zwischen Mylord (Palmerston) und Pulszky zur Tafel setzt, und dieser nicht mehr als Hamlet und Rächer, sondern als Macbeth und Sünder Gelegenheit hat doppelsinnig zu rufen: Thou canst not say, I did it: never shake thy gory locks at me! Herr v. Levitschnigg irrt sich entweder in seiner Prophezeihung, die geschäftiger ist als die Geschäftigkeit des k. k. Kriegsgerichtes, oder die traurige Zeit für Pulszky und Mylord ist noch nicht gekommen. Beide sind bis jetzt noch keine Gespensterseher, auch sehen beide bis heutzutage noch zu wenig geisterhaft aus, als daß man aus ihren Augen die nagende Gewissenspein durchwachter Nächte herauslesen könnte. —

Das Charakteristische an Pulszky ist seine Rührigkeit. Aug', Ohr und Füße sind in ewiger Bewegung; daher kommt es, daß er über die kleinlichsten Vorgänge in Oestreich, Frankreich, England, in aller Welt zu jeder Zeit gut unterrichtet ist. Ueber seine Befähigung zum Diplomaten läßt sich schwer ein Urtheil fällen, da seine Thätigkeit auf diesem Felde durch die Katastrophe von Vilagos frühzeitig und gewaltsam unterbrochen wurde. Als Journalist besitzt er Schnelligkeit der Auffassung, Gewandtheit im Schreiben, kaustische Schärfe, beißende Satyre, und manche scharfgeschriebene Aufsätze in englischen Blättern über deutsche und speciell östreichische Zustände fließen aus seiner Feder und erhalten die letzte englische Feile durch den Rothstift seiner Frau, welche deutsch, französisch, ungarisch und englisch mit gleicher Fertigkeit schreibt. Pulszky's Haus ist mit der Einfachheit, ja Dürftigkeit eines Verbannten eingerichtet, doch sich sein angeborner Tact die frühern Verbindungen zu erhalten gewußt, die er während der Glanzperiode des ungarischen Kriegs angeknüpft hatte. Er ist bei den Protectionisten, Liberalen, Chartisten und high Tories ein gerngesehener Gast, setzt sich mit einer bewunderungswürdigen Laune über die ungewohnten Entbehrungen seiner jetzigen Lage hinaus und hat eben in Gemeinschaft mit Madame Pulszky zwei Bändchen ungarischer „Sagen und Erzählungen“ geschrieben, welche zu Weihnachten zugleich in englischer und deutscher Sprache erscheinen werden. —

Der alte Böthy „der Löwe von Bihar“ wohnte bis zu Ende der letzten Parlamentssitzung bei Cobden und hat sich, als dieser London verließ, um auf dem Friedhofe deutscher Träume: in der Paulskirche, den englischen Traum eines ewigen Völkerfriedens zu predigen, in seine eigne Höhle zurückgezogen; doch bringt

er einen großen Theil des Tages im befreundeten Familienkreise Pulszky's zu. Cobden's englisch stilles Haus mag dem lärmenden Alten nicht recht zugesagt haben. Der Contrast mit einer ungarischen Wirthschaft ist auch gar zu fühlbar. Der Löwe will — seit er im heimathlichen Ständehause seine ehrenwerthen Collegen nicht mehr durch die Gewalt seiner Stimme niederdonnern kann — wenigstens Raum zum Knurren haben. Das thut er ehrlich, aber mit wirklich rührender Gemüthlichkeit. Was ist ihm Großbritannien mit seiner ehrwürdigen Schleppe amerikanischer, asiatischer und australischer Colonien gegen sein geliebtes Ungarland? Was ist London gegen Debreczin? Was ist Wellington gegen Damjanich? — Der englischen Sonne bohrt er Eselsohren, den Nebel lacht er aus, den Mond spukt er an; er wäre im Stande, für ein ungarisches Heidepferd gegen einen englischen Renner zu wetten, und eine Fischerbarke der Theiß gegen ein britisches Linienschiff in den Kampf zu schicken. „Wird vielleicht zusammengeschossen werden, aber wird sich wehren wie der Teufel.“ — — Daß auch dieser alte Herr mit all den tausend Erinnerungen aus dem ungarischen Boden herausgerissen wurde, ist wahrhaft tragisch. Jüngere können sich leichter daran gewöhnen, das blutige Roastbeef der Verbannung mit den heuchlerischen Thränen von Barclay's Porterflaschen hinabzuwürgen. Den alten Löwen aber erinnert jeder Lufthauch an die Ebenen seines Vaterlandes.

Unter den hier lebenden, früher in der Diplomatie verwendeten Magyaren ist noch Graf Julius Andrassy zu erwähnen*), ein junger Elegant, nicht ohne Talent, der einige Zeit als Agent der ungarischen Regierung in Constantinopel fungirte, von dort nach London kam und den Herbst bei seiner Mutter in Ostende zubrachte.

Sein Leidensgefährte und zeitweiliger College am Hofe des Sultans, Baron Splenyi, konnte nur kurze Zeit in London bleiben. Ohne eigenes Vermögen und ohne Unterstützung vom Hause, konnte er weder in England noch in Frankreich ein nahrhaftes Oelblatt in der Sündfluth der allgemeinen Noth finden. Er wandte sich an Lord Palmerston. Dieser fand an seinem chevaleresken Äußern Gefallen, versah ihn mit Empfehlungsbriefen an Sir Stratford Canning nach Constantinopel, und es ist wahrscheinlich, daß er durch dessen Verwendung irgend eine Bedienstung der hohen Pforte erhielt, oder doch erhalten wird. Ob administrativer oder militärischer Natur — gleichviel. Splenyi war lange genug Officier im östreichischen Heere, um eine türkische Hauptmannsstelle genügend ausfüllen zu können, andererseits hat sich das savoir faire des Franzosen, die Natur des italienischen aventuriere und die Noblesse des ungarischen Cavaliers

---

*) In einem Artikel über die ungarische Emigration, welcher von der ostdeutschen Post in andere deutsche Blätter überging, wurde Paris irrthümlich als der Aufenthaltsort des Gr. Andrassy angegeben. Dieser Irrthum, mit noch andern, die sich in jenen Aufsatz eingeschlichen, finden in Folgendem ihre Berichtigung.

in seinem Charakter so glücklich zu Eins verschmolzen, daß er auf jedem Posten für den Anfang seine Umgebung für sich gewinnen und sich später in seine Stellung mit Talent hineinarbeiten wird.

Wenn wir hier noch des Deputirten Kaloczy und Diosy's Erwähnung thun, der in der letzten Zeit des ungarischen Krieges einer von Kossuth's Secretären war, nach langen Irrfahrten in England landete und jetzt in einem Auswanderungs-Comptoir zu Liverpool eine sehr bescheidene Anstellung gefunden hat, so glauben wir die Namen der ungarisch-englischen Emigration, in so fern sie von der revolutionären Regierung außerhalb des Schlachtfeldes verwendet wurden, alle genannt zu haben.

Schon dadurch unterscheidet sich die französische Emigration von der englischen, daß in London meist flüchtige Militärs Zuflucht gesucht haben, während in Paris durch Teleki, Szemere, Buccovich, Horvath etc. das diplomatische Element zahlreicher vertreten ist. Auch all die Andern, welche nach Amerika auswanderten — und unter diesen waren viele Militärs — haben Europa nicht verlassen, bevor sie sich nicht längere oder kürzere Zeit in London aufhielten. Der Grund davon ist darin zu suchen, daß die gedienten Honved, ihre Officiere mit eingerechnet, im Drange des Augenblickes ihr Vaterland oft von allen Mitteln entblößt verlassen hatten, daß die Sympathien der Engländer für Ungarn sich nach dessen Niederlage wirksamer bethätigten als der funkensprühende Enthusiasmus der Franzosen, daß durch die Bemühungen Lord Dudley Stuart's, Cobden's und einiger Banquiers mehrere tausend Pfund zusammengebracht wurden, und daß die Emigranten in London einen Zehrpfennig für ihre Reise über's Weltmeer zu finden wußten. Die Emigration in England charakterisirte sich daher bald nicht blos als eine mehr militärische, sondern als eine wechselnde und geldbenöthigende, und das ungarische Comité in London, an dessen Spitze Pulszky steht, war bis jetzt nicht in die traurige Lage gerathen, irgend einem Flüchtling, der sich zur Auswanderung nach Amerika meldete, eine bescheidene Aushülfe versagen zu müssen.

So beherbergte London nach einander: Rombauer aus der Zips, einen gebildeten, talentvollen Montanisten, dem ein Sohn gefallen war, während der zweite in ein östreichisches Regiment gesteckt wurde. Er wandte sich mit mehreren Begleitern nach Califorien, um seinem Schmerze und vielleicht sich selber an den Ufern des Sacramentoflusses ein goldenes Grab auszuhöhlen. Gorove, gewesener Secretär des Landtags, fand in England seines Bleibens nicht, wanderte nach Paris und von dort nach Genf. Obrist Kisz, der Neffe des gleichnamigen Gouverneurs von Fiume, sollte den Wechsel des Glücks am bittersten empfinden. Er, der früher einen Jahresgehalt von 6000 fl. aus der Casse seines Oheims erhielt, einer der elegantesten Salonhelden, der das Vermögen eines Monte Christo mit ebenso viel Grazie als Geschmack zu verwenden verstehen würde, sah sich durch die Entziehung jener Unterstützung in die unbequeme Lage versetzt, seine

Talente statt im teppichbelegten Salon auf der hartgepflasterten Heerstraße des Lebens verwerthen zu müssen, und wohl ihm, daß er die Kraft und die Fähigkeit dazu besitzt. Er bekleidet jetzt einen Ingenieurposten auf der Eisenbahn zwischen Metz und Straßburg. — Dr. Schöpf-Merey, der Gründer der Kinderspitäler in Ungarn, lebt in Edinburg. Obrist Szabo ging nach kurzem Aufenthalte in London nach Paris, und Alexander Lucacs, zur Zeit des ungarischen Krieges Chef des Commissariats, wanderte mit seiner jungen Frau nach Amerika.*) —

Von all den ungarischen Revolutionsmännern war Lucacs einer der wenigen, welche diesen Namen verdienten. Er war trotz seiner Jugend einer der härtesten, entschlossensten Köpfe; während Tausende noch mit der Revolution wie mit einer drohenden Maske spielten, die man wegwerfen könne, wenn sie unbequem oder gefährlich wird, erfaßte er von Anfang an die Wichtigkeit der Bewegung in ihrer ganzen furchtbaren Größe. Ihm war alles Handeln zu wenig ganz, keine Maßregel durchgreifend genug; er wollte der Revolution jedes, auch noch so verzweifelte Mittel gestattet wissen; er, der kleine schmächtige Mann, wäre vor der Rolle eines Robespierre nicht zurückgeschreckt, wenn er sie für ersprießlich gehalten und den Standpunkt für sie eingenommen hätte. Und daß er nicht blos streng in der Theorie gewesen, das hat er während seiner Leitung des Commissariats genügend bewiesen. Dabei können ihm seine erbittertsten Feinde den Ruhm antiker Unbestechlichkeit nicht absprechen. Millionen wanderten durch seine Hände; er aber hatte aus Ungarn nur eine unbedeutende Baarschaft und die Liebe eines Mädchens mitgenommen, das ihm in die Verbannung folgte. Er wollte sich mit Ujhazy in Amerika ansiedeln; bis jetzt sind seine Freunde ohne Nachricht von ihm. —

Werfen wir nun einen Blick auf den militärischen Theil der Emigration in England, so finden wir außer dem General Vetter, dem Obristen Kemenyi und Kaszonyi, wohl noch mehrere Officiere hier, aber keinen von genügender Bedeutung, um seiner Erwähnung zu thun. Klapka fand sich trotz der glänzendsten Aufnahme nicht recht heimisch in London; er bildet mit den Generalen Vetter, Csecz und Gál Sándor gewissermaßen das vierblättrige Kleeblatt der geretteten ungarischen Heerführer in Westeuropa, während die Anderen im Osten blieben, und noch kein Anderer sich entschlossen hat, nach Amerika auszuwandern, bis vielleicht Kossuth nach seiner Freilassung dazu die Anregung gibt. — General Vetter war einer der Letzten in Ungarn; neun Monate blieb er im Lande versteckt, bis es ihm gelang, die Grenze zu überschreiten und den Nachspürungen der Oestreicher zu entfliehen, die ihn um so weniger geschont haben würden, je mehr sie seinem Feldherrntalente Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten*). — Das wäre

*) Es ist nicht gesagt — wir bitten, dies zu bemerken — daß alle die Genannten die Hülfe des Comités in Anspruch nahmen. D. Eins.

*) Wir verweisen auf die Geschichte des ungarischen Feldzuges, in neuester Zeit vom Generalstabe Haynau's zusammengestellt.

ein Name, der auf die ungarischen Regimenter im östreichischen Heere magnetisch wirken würde, wenn er in der Officiersliste Preußens figurirte. Vetter und Klapka als Generale in preußischem Dienste, das wäre das „Eljen Kossuth", das Friedrich Wilhelm IV. ausrufen müßte, wenn er den kaiserlichen Adler um einen Kopf kürzer machen wollte. Dem Rufe dieser beiden Generale würden die magyarischen Regimenter folgen, dem Rufe eines deutschen Fürsten nicht ein einziger Mann.

Obrist Baron Kemenyi war, nach Bem's eigenem Geständnisse, der Mann, der ihm im gefahrdrohendsten Augenblicke Siebenbürgen erhalten hatte. Es war bei der bekannten Schlacht von Piski. Bem's Heer war auf der Flucht von Hermanstadt und an der Piskibrücke gab er Kemenyi, der den Nachtrab commandirte, die Weisung, die Brücke um jeden Preis zu halten. „Brücke verloren," hatte der Pole zum Obristen gesagt, „Siebenbürgen verloren," und Kemenyi hielt die Piskibrücke mit 1200 Mann gegen den übermächtigen Feind, und Siebenbürgen ward zum zweiten Mal gewonnen. Der Obrist hieß in ganz Ungarn seit jenem Tage der Held von Piski, und es dürfte hier vielleicht am Platze sein, eine Episode jener merkwürdigen Schlacht zu skizziren, wie hier der Held des Tages selber berichtet, zum Gegensatz von all den verschiedenen Erzählungen, wie wir sie in den bis jetzt veröffentlichten Werken über den ungarischen Krieg vorfinden. — „Der Kampf, — so erzählt Baron Kemenyi — wüthete mit Heftigkeit, als man mir die Meldung machte, ein Bataillon polnischer Infanterie wehe mit weißen Tüchern als Zeichen der Freundschaft. Ich hatte gegen diesen Flügel eine Sechspfünderbatterie aufführen lassen, gab aber augenblicklich den Befehl, nicht zu feuern, denn der alte Herr hatte gesagt: „Wenn Polen geben Seichen von Uebergabe, dann meinen sie ehrlich, dann dun Sie nicht fießen, Herr Obers, gewiß, dann fießen Sie nicht." Ich ritt sogleich zum polnischen Bataillon hin; sie machten Gewehr bei Fuß und frugen, wo General Bem sei. Zufällig weiß ich etwas polnisch und glaubte nichts Klügeres thun zu können, als indem ich ihnen in ihrer Muttersprache zurief: Ich bin Bem. Aber im Nu griffen ein Unterofficier und ein Paar Gemeine in die Zügel meines Pferdes und erklärten, ich sei ihr Gefangener. Zum Glück standen meine Leute nicht weit, Bem war bereits mit seinen gesammelten Truppen auf dem Schlachtfeld angekommen; ich benutzte das Gedränge, das bald auf dieser Seite furchtbar wurde, und entkam glücklich mit dem Pferde. Die Siokowich, auf die wir nicht „fießen" sollten, haben sich aber bei Piski und überall am besten gegen uns geschlagen." — So weit die Erzählung des alten Obersten. Im Oestreichischen wurde zur Zeit Aehnliches, nur mit verwechselten Rollen, erzählt, aber es ist hier nicht der Ort, auf jene Schlachtendetails näher einzugehen. Baron Kemenyi lebt jetzt bei Mr. Paget, seinem Verwandten (Mrs. Paget, eine geborne Wassalenyi ist seine Cousine), dem Verfasser des berühmten Reisewerkes „Hungaria and Transylvania", der vor Jahren von England nach Ungarn übersiedelte, dort

thätigen Antheil am Kampfe nahm und jetzt wieder seine zweite Heimath mit seiner ursprünglichen vertauscht hat. Der Engländer mußte wieder nach England flüchten. Auch er gehört gewissermaßen zur Emigration, und wenn wir noch des in London lebenden Benedictiners Prof. Ronay und des jüdischen Predigers Schiller erwähnen, so mögen die Freunde der Verbannten daraus den Trost schöpfen, daß die ungarische Emigration in England den geistlichen Beistand heimathlicher Priester nicht zu entbehren braucht. —

Annalen der deutschen Geschichte von Heinrich Rückert.

Annalen der deutschen Geschichte. Abriß der deutschen Entwickelungsgeschichte in chronologischer Darstellung von H. Rückert. I. Theil bis zum Jahre 1493. II. Theil bis zum Jahre 1740. Leipzig, T. O. Weigel. 1850.

Es sei uns erlaubt, die Empfehlung eines vortrefflichen Werkes damit zu beginnen, daß wir eine Stelle aus dem Anfange desselben hervorheben; sie wird Haltung und Ton der populären Darstellung hinlänglich charakterisiren, um Interesse für das Buch zu erwecken:

„Wir erblicken das deutsche Volk im Anfange seiner Geschichte zum Theil schon dieselben Wohnsitze einnehmend, die es heutigen Tages noch behauptet, d. h. in der Mitte Europa's, im Süden der Nord- und Ostsee und am Norden des großen Gebirgszuges, welcher die südlichen Gliederungen von der Hauptmasse unseres Erdtheiles trennt; im Ganzen aber ist es seit jener Zeit mehr nach Süden und Westen vorwärts gerückt und hat im Osten weitläufige Länderstrecken aufgegeben. Damals aber reichte es nach Westen hin — derjenigen Seite der Grenze, welche für die ersten Zeiträume unserer Geschichte am wichtigsten ist, weil sich dort hauptsächlich die Berührung mit den Römern vermittelte — nur bis zum Laufe des Rheines, vom Bodensee an bis zu seiner Mündung, während das linke Ufer desselben noch größtentheils von Celten, den ältesten Bewohnern des gallischen Landes, des heutigen Frankreichs, eingenommen war, einem Volke, das in verschiedenen Zweigen damals über einen großen Theil des westlichen Europa's, nicht blos über ganz Gallien, verbreitet und von unvordenklicher Zeit an in Nachbarschaft und friedlicher und kriegerischer Berührung mit den Deutschen war. Wie im Westen, so saß es auch auf der ganzen damaligen Südgrenze unseres Volkes, welche im Allgemeinen durch den Lauf der Donau von ihrer Quelle an bis da, wo sie die Theiß aufnimmt, bezeichnet wurde. Doch hatten einzelne vorgeschobene Glieder des deutschen Volkes bereits diese Linie überschritten, wie das auch mit der Rheingrenze der Fall war. Noch viel schwankender und im Ein-

zelnen für uns durchaus nicht mehr nachweisbar ist die Ostgrenze, wo nicht einmal derartige Markscheiden, wie sie die beiden große Ströme im Süden und Westen geben, vorhanden sind, wo sich das weite Tiefland unabsehrbar einförmig bis an's kaspische und schwarze Meer hin erstreckt. Hier bestanden viele Jahrhunderte hindurch höchst unsichere Verhältnisse: finnische, tartarische, slavische Stämme, zum Theil wohl auch noch die Trümmer celtischer Bevölkerung, saßen dort neben und zwischen deutschen Völkerschaften, gewöhnlich unvermischt mit ihnen, mitunter aber auch zu wirklichen Mischvölkern verbunden oder auch nur als Unterthanen der Deutschen.

Denkt man sich eine Linie von der Mündung der Theiß in die Donau bis zur Mündung der Düna gezogen, so würden nicht blos alle rein deutschen Stämme, sondern auch die meisten dieser erwähnten Mischvölker innerhalb derselben liegen: die Weichsel aber als Grenze angenommen, hätten wir auf ihrem linken Ufer während des Anfangs und der ersten Jahrhunderte unserer Geschichte nur rein-deutsche Völkerschaften zu suchen. Am festesten hatte die Natur vom Anfange an die Nordgrenze bestimmt; es waren die Wellen der Nord- und Ostsee von der Mündung des Rheins bis zu jener der Düna, welche überall deutsche Küsten im Süden bespülten, denn auch das heutige Jütland, gegenwärtig von Dänen eingenommen, war damals von Deutschen bewohnt. Auf diesem so ungenügend begrenzten Gebiete, welches durch Ströme und Gebirge so mannigfach zerschnitten ist, saß damals unser Volk, so wenig wie heute eine compacte Einheit, sondern in eine bunte mannigfache Reihe von Unterabtheilungen und Völkerschaften verzweigt, deren Entstehung ebenso vor alle Geschichte fällt, wie die Trennung von dem Urvolke. Aber trotz aller Zersplitterung, trotz aller einzelnen Stammesunterschiede machten diese Glieder doch auf alle Fremden den Eindruck des Zusammengehörens zu einem großen Ganzen, zu einer fest bestimmten, nach außen hin abgegrenzten Nationalität, und darum bezeichneten sie auch alle Theile unseres Volkes mit einem und dem nämlichen Gesammtnamen, Germanen, ein Wort, wahrscheinlich der celtischen Sprache entnommen und von da aus auch zu Römern und Griechen verpflanzt, während es den Deutschen fremd geblieben ist. Sich selbst aber nannte es mit der Unbefangenheit, welche die Culturstufe, auf der es stand, nothwendig mit sich brachte, vorzugsweise das Volk, mit einem unserer älteren Sprache lange geläufigen Worte, das in seiner ältesten Form thiuda lautet und wovon unser jetziges „deutsch" das Adjectivum ist. Möglich ist es, daß bei dieser Bezeichnung der Gedanke an die gemeinsame Sprache als das eigentlich festeste und innerlichste nationale Band vorschwebte. Das aber ist festzuhalten, daß vom Anfange an ein bestimmtes Bewußtsein der Nationalität, wenn auch mehr in Beziehung nach außen als nach innen, mehr in der schroffen Absonderung von dem Fremden als in festem und freundlichem Anschließen an den Landsmann und Volksgenossen sichtbar, vorhanden gewesen ist. —

Unheimlich und schreckenerregend, aber dabei doch großartig und gewaltig, erschien den Römern das deutsche Land, das ebenso jugendlich frisch und unberührt wie seine Bewohner seit Jahrhunderten seine Natur bewahrt hatte. Wenn sie an ihr Italien dachten, wo ihnen jeder Schritt Spuren uralter Cultur, die Alles umgestaltet und dem Menschen wohnlich und freundlich gemacht hatte, zeigte, wo Alles die Herrschaft des Menschen über die rohen Elementarkräfte der Natur verkündigte: wie mußten sie über ein Land staunen, in welchem der Mensch nur wie eine Art von geduldetem Gaste lebte, während rings um ihn eben diese rohen Naturkräfte auf's Ueppigste und Unbeschränkteste sich entfalteten? Sie sahen hier riesige Waldungen, mit Stämmen von nie gesehener Höhe bestanden, einen Urwald mit all seiner Fülle und Kraft, aber auch mit seinem Moder und Schauer, viele Tagereisen weit durch keine gerodete Stelle, durch keine menschliche Wohnung unterbrochen, ohne Weg und Steg, über Berg und Thal sich erstreckend, wie das Meer unendlich, dazwischen die gewaltigen Ströme, noch ungebändigt in Jugendkraft dahin fluthend, ohne Brücken und leer von Schiffen, aber tiefer und reißender, als die Gewässer ihrer Heimath, endlich stille, heimliche Wiesenthäler, mit dem üppigsten Grün bedeckt, zwischen dem Hochwald an den Flüssen hin, oft, wie der Wald selbst, unterbrochen durch tiefe Seen, in denen sich himmelhohe Bäume spiegelten. Und darüber eine meist von feuchten Nebeln oder schweren Wolken erfüllte Luft, welche nur selten den Anblick des klaren blauen Himmels gestattete. Diese langen endlosen Winter mit ihren kalten Regenschauern, ihren Schnee- und Eismassen, in denen das ganze Leben der Natur zu erstarren schien, ließen den Eindruck der kurzen Sommer gänzlich verschwinden; Frühjahr und Herbst, was den Römern besonders auffiel, war kaum vorhanden, sondern beinahe unmittelbar nach dem Winter kam der volle Sommer, und ebenso unvermittelt folgte wieder jener auf diesen. Daß in solchem Klima ein Volk frisch und unverkümmert sein Leben führe, wunderte die Römer, und doch hatte es die Natur mit ihren Gaben nicht so stiefmütterlich bedacht, wie der unfreundliche, launische Himmel vermuthen ließ. Denn wenn auch das ganze Land mit einziger Ausnahme mancher Küstengegenden und breiten und milden Stromthäler in der That einer zusammenhängenden Wildniß glich, in welcher sich sporadische Culturinseln befanden, so brachte es doch, wo es überhaupt angebaut wurde, seinen Bewohnern, so lange sie nicht zu zahlreich wurden, genügenden Lebensunterhalt, der sich noch durch den Ertrag der Jagd, der Fischerei und der Viehzucht vermehrte."

Die Aufgabe dieses Werkes war, die Veränderungen und Entwickelungen, welche das deutsche Volk von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart durchgemacht, so darzustellen, daß die Wirkung der politischen Geschichte auf die Bildung des Volkes, und der Einfluß der jedesmaligen Cultur auf die politischen Begebenheiten in einer chronologisch geordneten Erzählung der Thatsachen und Zustände

sichtbar wurde. Die Darstellung ist populär, im besten Sinne des Wortes, kurz und gedrängt, um den ungeheuern Stoff in den zweckmäßigen Raum von drei mäßigen Bändchen zu bringen. Die Wenigsten ahnen, wie groß die Schwierigkeiten einer solchen kurzen Geschichtsschreibung sind, bei welcher nicht ein chronologisches Aufrechnen der Namen, Zahlen und Begebenheiten die Hauptsache ist, sondern wo dem Leser das Verständniß der Begebenheiten und Personen eröffnet werden soll. Die Hauptschwierigkeit liegt nicht einmal in der zweckmäßigen Eintheilung des Stoffes, in der Unterscheidung dessen, was erzählt werden darf und in welcher Ausdehnung; sie liegt noch viel mehr in dem Umstand, daß jeder Satz, fast jede Zeile eine Charakteristik sehr complicirter Verhältnisse, ein Zusammenfassen sehr weitläufiger Detailuntersuchungen sein muß. Mit drei bis vier Worten einen Menschen zu charakterisiren, ohne seicht zu werden, in einen Satz das Referat über den Verlauf einer politischen Verhandlung zu geben, ohne unwahr zu sein, auf einer Seite Bildungsverhältnisse des Volkes anschaulich und eindringlich so zu geben, daß der Leser ein richtiges Bild davon erhält, das ist unendlich schwer, oft unmöglich. Was Rückert geleistet hat, vermag man erst dann vollständig zu würdigen, wenn man sein Werk mit den Besseren von ähnlichem Umfang vergleicht; und wer Aehnliches versucht hat, wird mit Freuden sehen, welch genaue Kenntniß der gelehrten Geschichtsforschung, der Literatur und der Antiquitäten aus den einfachen Umrissen zu erkennen ist. War doch gerade er durch seine Studien und Persönlichkeit vorzugsweise dazu berufen. Ein ebenso gründlicher deutscher Philolog, als Historiker, ist er gewöhnt, das Charakteristische nicht nur an Personen, sondern ebenso sehr in den mannigfaltigsten Lebensäußerungen des Volkes, seiner Sprache, Gesetzgebung und Kunst zu verstehen und die einzelnen Helden der Geschichte zu erfassen als das, was sie für unsere Bildung sind, als Söhne und Führer ihres Volks.

Der dritte Band, welcher das Werk beschließen soll, wird das Verständniß des wohlangelegten Planes erleichtern und Gelegenheit geben, nochmals auf das Unternehmen zurückzukommen. Das Werk erscheint als Anfang einer Sammlung von deutschen Geschichtswerken, welche durch die Buchhandlung von T. O. Weigel herausgegeben werden, und deren zweites Werk im nächsten Heft besprochen werden soll.

Kleine Correspondenzen.

Pariser Botschaften.

I.

Paris, 20. November.

Montaigne erzählt irgendwo von einem Hofe, an dem jedesmal eine Hofdame die Hand hinhielt, so oft der König ausspukte. Die regierenden Parteien Frankreichs glei-

chen jener Hofdame; wo nur irgend in Europa die Reaction spukt, sie halten in freudiger Unterthänigkeit die Hände hin. Es gibt keine Unthat, welche dem Geist unsers Jahrhunderts Unehre macht, die nicht von den Stimmführern der regierenden Politik gepriesen würde. Das Knutensystem Rußlands, die Standrechtsreligion Oestreichs, die Mordwirthschaft in Neapel und der ultramontane Obscurantismus finden in den Kreisen der Majorität unbedingte Anhänglichkeit. Der Religionsfanatismus des Mittelalters ist ein nüchterner Zustand im Vergleich mit dem heutigen reactionären Radicalismus der Ordnungspartei. Und in der That, es muß eine heftige Leidenschaft sein, die dem Charakter der Talentvollsten eines Landes eine so vollkommene Umgestaltung zu verleihen im Stande ist. Es ist eine geistige Epidemie, der man an allen ihren Aeußerungen den providentiellen Charakter ansieht, und wenn unsere Generation schon große unerwartete Ereignisse an sich vorüberziehen sah, der Zukunft Schoß birgt gewiß noch Größeres, Unerwarteteres. Nur wenn man das durch und durch Krankhafte unserer Zustände zu würdigen weiß, kann man die gegenwärtige Politik Frankreichs begreifen. Vor dieser neuen Religion verstummten alle Gefühle des Rechts und der Wahrheit; was längst als allgemeine Errungenschaft der Wissenschaft und der höhern Erfahrung betrachtet worden, wird auf's Neue in Frage gestellt. Die ganze wirkliche Welt ist den Machthabern in den Dunstkreis gehüllt, der aus den Sümpfen ihrer Furcht aufsteigt. Selbst die bei der tonangebenden Majorität so mächtigen dynastischen Sonderinteressen müssen dem höhern Reactionstriebe weichen, und nur kann jene Einheit inmitten der eignen Anarchie, inmitten dem Babel von Wünschen und Hoffnungen entstehen, welche die Ordnungspartei bis heute zusammengehalten, welche Napoleon zum Präsidenten gemacht und gegenwärtig noch eben erhält ohne Partei in der Nationalversammlung und ohne eigentlichen Anhang im Lande. Die Zauberwirkung der jüngsten Botschaft hat auch keinen andern Grund; Napoleon zeigte plötzlich den Ring des Obergenerals der Reaction vor und alle Feindseligkeiten verstummten und die gezückten Schwerter sanken reuig wieder in die Scheiden zurück. Man fügte sich mit mehr oder weniger Ergebenheit, aber man fügte sich. Louis Bonaparte sieht nämlich die Kraft seiner Stellung in dem Umstande, daß er mit einer Lunte vor einer Pulvermine steht und daß es nur von einer Bewegung seiner Hand abhänge, die Revolution von Neuem zur Explosion zu bringen. Er weiß, daß sein Name mehr die Revolution als die Tradition vorstelle, und in diesem Bewußtsein machte er sich bis heute die Reaction dienstbar. Darum gibt er auch nicht alle Waffen aus den Händen, und so geschah es, daß er in seiner Message, die eine in Paragraphen fortlaufende Huldigung am Altare der Reaction ist, von der Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts schweigt, gleichsam um anzudeuten, daß es nur von seinem Belieben abhänge, den Volksgeist wieder zu wecken. Bis zu dieser Stunde hatte er auch Recht in dieser Beziehung, aber er vergißt, daß die Pulvermine nach und nach geleert und deren Inhalt anderswohin gebracht wird und seine Lunte zum ungefährlichen Abbrennen der Pulverpfanne eines ungeladenen Gewehres führen werde, wenn es ihm einmal mit seiner Drohung Ernst werden möchte. Er vergißt, daß er schon in nächster Zukunft nur der Reaction die Revolution und der Revolution nur die Reaction vorstellen werde. Der revolutionäre Schein des Namens Napoleon wird bald erbleichen und dann wird der traditionelle auch nicht mehr lange glänzen. In Louis Bonaparte wird in Frankreich das revolutionäre und das traditionelle Königthum zu Grabe getragen werden.

Die Tradition muß schon darum als todt betrachtet werden, weil ihre eifrigsten Vertreter sie gar nicht zu würdigen wissen. Frankreich ist nämlich so bis in den Grund hinein revolutionär, daß selbst die Politiker der geschichtlichen Ueberlieferung sich nur in revolutionärer Weise äußern. Alle handeln sie im Rausche der Leidenschaft, nur mit dem Unterschiede, daß die Priester der Contrerevolution das Land in fortwährender Revolution erhalten, indem sie unter dem Vorwande, die Tradition zu ihrer legitimen Geltung zu bringen, Alles zu vernichten streben, was i s t, und contrerevolutionären Utopien nachhängen, blos weil sie waren. Seit der großen Revolution wiederholt sich diese Erscheinung immer wieder, und darum kann dieses Land auch nie recht zur Reife kommen. Man darf nur eine Wanderung durch Paris vornehmen, um diese Wahrheit überall in Stein aufgeführt zu sehen. So kann ich keinen Tag an der Vendômesäule vorübergehen, die nur einige Schritte von meiner Wohnung entfernt ist, ohne zu lächeln über die Verblendung der Parteien, welche diese genug in die Augen springende monumentale Lehre übersehen. Der Platz, auf dem diese Säule sich erhebt, war ursprünglich zu einer Huldigung für Ludwig XIV. bestimmt. Nachdem man das daselbst gewesene Kapuzinerkloster niedergerissen, ebenso wie den Palast des Herzogs von Vendôme, wurde hier ein Viereck von öffentlichen Gebäuden errichtet und in der Mitte des Platzes eine colossale Reiterstatue Ludwig's XIV. angebracht. Der Platz hieß nun La place des conquêtes, später Place de Louis le grand. Während der Revolution wurde die Statue abgebrochen und der Platz erhielt den Namen La place des conquêtes nationales und später La place des piques. Auf dem verstümmelten Piedestale wurde am 24. Jan. 1793 der Leichnam des durch einen corps de garde wegen seines Votums gegen den König ermordeten Lepelletier ausgesetzt. Man zeigte dem herbeiströmenden Volke die Wunden des Mannes, während der ganze Convent den Sarg entblößten Hauptes umstand. Im Jahre 1806 ließ Napoleon auf diesem Platze eine Denksäule für seine Armee errichten und im Jahre 1810 erhob sich auf den im Stile der Trajanssäule erbauten Monumente die Statue Napoleon's. Am 31. März 1814, dem Tage des Einzugs der Alliirten in Paris, hatten die Royalisten nichts Eiligeres zu thun, als an die Zerstörung dieses Monuments zu gehen. Sosthènes, Herzog von Rochefoucault, legte selbst den Strick um den Hals der colossalen Statue, während unten die Royalisten im Verein mit Pferden sich vor die Stricke spannten, um den durch fremde Gewalt besiegten Helden in seinem Andenken zu beschimpfen. Die Anstrengungen der Rosse und der Legitimisten blieben gleich vergeblich und die Royalisten waren schon bereit, die ganze Säule in die Luft zu sprengen. Die Kosaken und die Oestreicher widersetzten sich diesem barbarischen Vorsatze. Als man aber erfuhr, daß der Künstler, der die Statue gegossen, allein im Stande wäre, sie herabzubringen, wurde ihm u n t e r A n d r o h u n g d e r T o d e s s t r a f e befohlen, dieselbe zu entfernen. Dies geschah und die Bildsäule wurde unter dem Jubel eines bezahlten Pöbels von der Creme der legitimistischen Jugend durch die Gassen geschleift. Aus dem Erz dieser Statue wurde ein Jahr später die Reiterstatue Ludwig's XIV. gegossen, die noch heute auf dem Place des victoires zu sehen ist, nachdem dieser Platz ein ähnliches Schicksal durchlebt, wie die meisten der öffentlichen Plätze von Paris. So verfahren die Anhänger der Tradition auch in ihrer Politik; sie glauben das Geschehene ungeschehen zu machen, wenn sie ein Blatt Geschichte zerreißen, sie kennen eben keine andere Tradition, als die der Revolution. Sie vergessen, daß Ludwig Philipp im Bewußtsein des Volks mit vom Ruhme Napoleon's geerbt, als er im Jahre

1833 seine Statue wieder errichten und später seine Ueberreste nach Frankreich zurückbringen ließ. Hätte dieser Monarch sich in den Augen der europäischen Höfe nicht zu schnell legitimiren wollen, er säße vielleicht noch heute auf dem Throne. Ludwig Napoleon wird an derselben Krankheit sterben. Guizot folgte seinen politischen Feinden, um in's halbe Geleise zu treten, und Thiers und Montalembert haben heute Guizot ersetzt. Man kann daher mit Zuversicht einer neuen Revolution in Frankreich entgegensehen, und diese wird beschleunigt, weil sie die Männer am Staatsruder kommen sehen und ihnen vor Angst die Hand zittert, sowie die Februarrevolution beschleunigt ward, weil sie Niemand kommen sah und man das Staatsschiff den Zufällen des Windstroms überließ.

Diese Angst ist auch der einzige Compaß der machthabenden Staatsmänner. Das Schlimmste ist, daß Deutschland wieder der Sündenbock Frankreichs sein wird, indem von hier aus der russische Einfluß auch nicht die geringste Unannehmlichkeit zu fürchten hat. Frankreich wird unter dem Deckmantel einer strengen Neutralität Rußland in die Hände arbeiten, und die, die anders hoffen, täuschen sich gewaltig. Es gibt der untrüglichsten Symptome genug. So lange man im Elysee den Krieg in Deutschland für eine Chimäre hielt, für eine Unmöglichkeit, ließ Ludwig Napoleon, der zu seinen persönlichen Zwecken stets bedacht ist, einen Privatvorrath von Volksthümlichkeit anzulegen, durch seine Blätter aussprengen, Frankreich stehe auf Seite Preußens und werde im Falle eines Krieges ihm zu Hülfe eilen. Die Rathgeber des Präsidenten rechneten mit Recht auf den Haß des französischen Volkes gegen Oestreich, man wollte die wohlfeile Gelegenheit, Louis Bonaparte in der öffentlichen Meinung wieder etwas Relief zu geben, nicht verpassen. Kaum merkte man aber, daß das deutsche Volk selbst ein Wort mit zu reden anfing und das Beste am Ende nicht von den Regierungen gesprochen werden könnte, sattelte man plötzlich um, und die beiden ministeriellen Blätter mußten sich hyperofficielle Verweise darüber gefallen lassen, daß sie Frankreich eine Rolle zumuthen, während der Präsident, wie er in seiner Botschaft verheißen, nur gesonnen ist, zuzuschauen, was Rußland und sein Schleppschiff Oestreich in Deutschland beginnen werden, was man in der Diplomatie neutral bleiben heißt. Trotz des panischen Schreckens der Börse kann man daher behaupten, daß man hier sich wenig für die deutschen Angelegenheiten interessire, weil man allgemein an dem Ausbruche des Krieges zweifelt.

Die Regierung und ihre Anhänger bemühen sich, auch diese Sicherheit zu erhalten, und während jede ihrer Handlungen die geheime Angst vor der Zukunft verräth, stellt man sich so ruhig, als ob der westphälische Frieden soeben erst geschlossen worden wäre. Das gesellschaftliche Leben in Paris gewinnt dadurch und die Wintersaison verspricht eine der glänzendsten zu werden. Es ist aber auch nur der äußere Glanz, und der innere Reichthum der Pariser Geselligkeit wird lange nicht wiederkehren. Dort, wo die Gesellschaft nach so vielen Seiten hin zerklüftet ist, wie gegenwärtig in Paris, dort kann auch von wirklicher Geselligkeit nicht die Rede sein, weil es keinen gemeinschaftlichen Anhaltepunkt gibt. Nur wenige Künstlersalons machen eine Ausnahme hiervon, weil, Dank sei es den Musen, der kosmopolitische Kunsttempel noch Jünger genug zählt, die einander von der trennenden Politik noch nicht entrissen worden sind. Diese allein sind auch wirklich erquicklich, während die politischen und aristokratischen wahre Tretmühlen der Langeweile genannt werden müssen. Unter jenen will ich vorzüglich den Salon von Madame Sabatier-Unger erwähnen, der dem Ton nach, der daselbst herrscht, so wie den Menschen nach, die er vereinigt, eine rühmliche Ausnahme macht. Hier wird

ausschließlich der Kunst gedient, und in einer Richtung, wie sie in Paris selten ist. Mozart's und Beethoven's unsterbliche Werke werden hier von ebenso tüchtigen Musikern als vor competenten Richtern ausgeführt. Caraffa, Barbaroux, Meyerbeer, Berlioz, Bousquet nebst vielen ausgezeichneten Künstlern anderer Zweige bilden die gewöhnlichen Besucher dieses Salons. Hier hörte ich auch eine Schülerin von Madame Sabatier, Fräulein Emmy La Grua, die nächstens in Dresden debutiren wird. Seit lange hat keine Sängerin einen so guten Eindruck auf mich gemacht, als obige Dame. Nicht nur die außerordentlichen Stimmmittel und die vollendete Schule dieser Sängerin sind es, die bei ihr in Erstaunen setzen, die dramatische Energie ihres Ausdrucks und die originelle Auffassung der schwersten Kunstwerke kündigen eine Künstlerin erster Größe an. Man erkennt das wirkliche Genie in diesem Kinde. Als ich sie zum ersten Male hörte, war auch Meyerbeer anwesend, der sie gleichfalls zum ersten Male hörte. Als sie geendet hatte, trat er in den Salon und sagte Madame Sabatier die Hand drückend: ce n'est pas une débutante, c'est une grande chanteuse. Die Grua mag übrigens es ihrem Glück danken, daß er sie einer Meisterin zugeführt, wie Madame Sabatier-Unger, die deutsche Priesterin. Frau Sabatier componirt jetzt allerliebste Lieder nach deutschen Dichtern — richtiger sagte ich, sie singt Lieder deutscher Dichter, denn so wie sie ein Gedicht durchgelesen, singt und schreibt sie es zu gleicher Zeit ab: ce n'est pas plus difficile que cela. Zum Schlusse will ich noch der französischen Uebersetzung von Wilhelm Tell erwähnen, die Herr Sabatier soeben beim Odeontheater eingereicht. Ich werde Ihnen, nachdem ich das Stück gelesen haben werde, ausführlicher darüber schreiben — denn diese Uebersetzung ist keine Französirung, wie von Maria Stuart oder Macbeth, sondern nach dem Urtheile mehrerer competenten Freunde eine wirkliche, der Form und dem Geiste nach getreue Uebertragung des deutschen Meisterwerkes. Herr Sabatier spricht auch vollkommen gut deutsch und scheint die deutsche Literatur genau zu kennen.

Der nächste Salon hält unsere Künstlerwelt in Athem; nach den Ateliers, die ich bisher zu sehen Gelegenheit hatte, dürfen wir viel Schönes erwarten.

Aus Pesth.

Den 23. November 1850.

„Ungarn liegt zu den Füßen Ew. kaiserlichen Majestät.“ Diese inhaltschweren Worte des Fürsten von Warschau an den Kaiser von Rußland drücken noch immer wie ein Alp auf unsere Brust, und das leiseste Geräusch, das sich in unserer Nähe erhebt, genügt, um uns an den Augenblick zu mahnen, wo vielleicht das Unvermeidliche an uns in Erfüllung gehen soll. Die jüngsten Unruhen in Bosnien und in der Herzegowina, die Gerüchte von einem Attentat gegen den Padischa, die Christenverfolgungen in Syrien und die Wahlen in Griechenland, ein vollständiger Sieg Rußlands, bringen die orientalische Frage in ein neues Stadium; und es könnte leicht kommen, daß, während die östreichischen Regimenter gegen Norden ziehen, und Rußland sich das Ansehen gibt, als wäre es ihm in dieser unruhigen Welt blos um die Integrität Dänemarks zu thun, das neugierige Europa eines Tages benachrichtigt wird, das Reich Mohamed's in Europa sei zu Ende, und der Sultan habe seine Residenz einstweilen nach Smyrna oder Damaskus verlegt. Groß ist die Ausdehnung, welche der russische Slavismus unter der christlichen Bevölkerung der europäischen Türkei gewonnen hat; man betet in den Kirchen für die Auferstehung des byzantinischen Reichs unter dem Scepter des rechtgläubigsten aller

Herrscher, man fleht Schwefel und Pech herab auf die Häupter der ungläubigen Türken im griechischen Constantinopel und überläßt es den Alttürken, die Krisis, welche ihnen ihr unseliger Fatalismus als unausweichlich darstellt, durch Auflehnungen gegen die wohlgemeinten Reformen Reschid Pascha's selbst herbeizuführen. Und wie die neuesten Berichte von der untern Donau melden, ist Bulgarien bereits zu einem selbstständigen Staat erhoben und der Exfürst von Samos zum Fürsten von Bulgarien bestimmt. Was diese russische Umarmung für Ungarn bringen muß, ist leicht zu ersehen, wenn wir die Truppenbewegungen in Polen und an unseren östlichen Grenzen betrachten und mit jenem Gespenst eine Besetzung Ungarns durch russische Truppen in Verbindung bringen, das gegenwärtig seinen Spuk treibt.

Die Nachricht von der Entweichung Kossuth's aus Kiuthahia hat hier nur wenig Glauben gefunden, obwohl man nicht abgeneigt ist, anzunehmen, daß die Pforte, um dem entgegengesetzten „guten Rath" Englands und Rußlands zu entgehen, geneigt ist, dem liebenswürdigen Gefangenen das Hinterpförtchen zu öffnen. Anders ist es auf dem Lande, wo die Person Kossuth's noch immer als das ausschließliche Rettungsprincip Ungarns betrachtet wird. Da kann es an drolligen Combinationen nicht fehlen, und alle Armeen der Erde — vielleicht auch schon die 3,000,000 konoker Magyaren des Dr. Gützlaf aus China — werden gegen Wien in Bewegung gesetzt. — Unsere Altconservativen lassen, seitdem sie uns ein Programm versprochen haben, gar nichts von sich hören, und man sieht hier allgemein mit Spannung dem Erscheinen ihres Organs entgegen, das für den 1. December angesagt ist, und das uns vermuthlich das verheißene Programm — zum Christgeschenk — bringen soll. Auch die Conscription soll mit Ende dieses Monats vollendet werden, und doch weiß man bis jetzt nur sehr wenig von dem Resultate in Betreff der Nationalitäten. Soviel geht bis jetzt hervor, daß die Bevölkerung Ungarns ohne Siebenbürgen, Kroatien und die Wojwodina nicht viel über 8 Millionen ergibt; es zeugt also von der besondern Anhänglichkeit der nicht magyarischen Einwohner an die magyarische Nationalität, wenn die Rubrik der Magyaren wirklich 8,000,000 für alle Landestheile ergeben sollte, da dieser Volksstamm, wie bekannt, seine große Mehrheit in dem eigentlichen sogenannten Kronlande Ungarn zählt. Auch die Zahl der Zigeuner soll die Erwartung weit übertroffen haben, und es könnte nächstens kommen, daß diese wackern Söhne Aegyptens als Waffenbrüder eines östreichischen Kriegsministers auftreten, und wir eine neue Wojwodina, gebildet aus einem Theile des Bihacer Comitats und Siebenbürgens, sich erheben sehen. Ein Hinderniß wäre der Patriotismus der Zigeuner und ihre Anhänglichkeit an die magyarische Nationalität und Sprache, welche letztere sie fast alle nebst ihrem aus indischen, koptischen und allen europäischen Sprachen zusammengetragenen Jargon, zwar mit einem eigenthümlichen Dialekt — der mit dem schwäbischen in der deutschen Sprache einige Aehnlichkeit hat — aber geläufig und mit Vorliebe sprechen. — Der Umstand, daß die Juden in keiner Gegend Ungarns die Majorität der Bevölkerung bilden, kann nicht maßgebend sein, denn die Serben bilden auch nicht die Majorität in ihrer Wojwodina, die Sachsen in Siebenbürgen sehen sich jetzt genöthigt, einen Theil ihres Gebietes ganz aufzugeben, um nur eine Majorität in ihrem zu schaffenden Kronlande herauszubringen, ja es steht noch sehr zu bezweifeln, ob in Kroatien, wenn das Volk offen, ohne Agitation befragt würde, sich eine Majorität für die Trennung von Ungarn herausstellen dürfte. Sie werden vielleicht diese Behauptung für gewagt halten, aber man braucht nur mit der Vergangenheit dieses Volkes ver-

traut zu sein und die Stimmung desselben seit der Octroyirung seiner Landesverfassung und besonders seit der Einführung der neuen unerhörten Steuern unbefangen zu beobachten. Auch fühlen bereits die antimagyarischen Agitatoren in Agram das Erwachen dieser ihnen sehr gefährlichen Kraft, und um den erlöschenden Haß zu nähren, wurde auf Antrag des Redacteurs der Agramer Zeitung, Herrn Bauduar, beschlossen, den im Corteskampf von 1845 für die Nationalität Gefallenen ein Denkmal zu errichten. Die Geschichte kennt diesen Kampf, und der Antragsteller selbst wird es nicht leugnen können, daß die damals herrschende magyarische Partei wehr- und waffenlos von den bewaffneten Illyriern angegriffen und gemordet wurde. Wir müßten alle Bildhauer Europa's beschäftigen, wollten wir in jeder Comitatsstadt, wo einst ein Corteskampf stattfand, ein Denkmal errichten; doch unsere Geschichte wird uns, wenn einst andere Zeiten kommen sollten, bessere Stoffe zu Nationaldenkmälern liefern. Sollten denn unsere kroatischen Brüder wirklich so arm sein? Wir hatten ja bis zum März eine Geschichte!

Die vor zwei Monaten veröffentlichte Organisation der politischen Behörden erhielt ihre Weihe durch die Ernennung der fünf Obergespane für die fünf politischen Kreise. Für Pesth ist v. August, für Kaschau Gr. Forgách, für Oedenburg B. Hauer, für Preßburg Gr. Attems, für Großwardein v. Döry bestimmt. Die Namen sind theils fremde, theils einer Partei gehörende, die im Vormärz nichts weniger als populär war. Erstere werden schwerlich je, letztere nur dann Popularität gewinnen, wenn sie und ihre Partei wirklich im Stande sind, das für das gedrückte Vaterland zu erwirken, was den Liberalen unter den jetzigen Umständen unmöglich ist. Können sie zum ersten Landtage eine solche Empfehlung mitbringen: gut; wo nicht, so müssen sie fallen trotz Centralisation und Octroi.

In diesen Tagen verließ uns die liebenswürdige Lagrange nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt. Sie war anfänglich nur auf einen Cyklus von 12 Vorstellungen engagirt, aber ihr Talent und noch mehr ihre Liebe zur magyarischen Nationalität (häufige Benefizvorstellungen für nationale Zwecke, besonders für das National-Conservatorium), haben ihr viele Freunde erworben. Ihr Gesang, den wir mehr als sechszig Mal zu hören Gelegenheit hatten, würde uns gewiß auch die Winterabende gekürzt haben, wenn nicht früher eingegangene Verpflichtungen sie nach Berlin gerufen hätten. Vor ihrer Abreise überreichte sie dem sie besuchenden Fräulein v. Bohus 50 Fl. C.-M. für verunglückte Honveds.

Verlag von **F. L. Herbig**. — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von C. E. Elbert.

Das Tagewerk eines Adjutanten

im schleswig-holsteinschen Heere.

Meine Herren! ich wünsche meinen Rapport im Charakter Ihres Blattes zu halten, welches philosophische Betrachtungen so sehr liebt, als für die Bequemlichkeit Ihrer Leser irgend gut ist. Ich schicke deshalb zwei culturhistorische Betrachtungen voraus. Erstens, daß unsere brave, tüchtige Armee sich zum großen Theil hat herausarbeiten müssen aus einer Masse von seltsamem und abenteuerlichem Volke, welches aus ganz Deutschland bei uns zusammen floß, und daß sie noch jetzt ist wie der feste Kern eines Kometen, der vielen Dunst aus der trüben Atmosphäre des Vaterlandes an sich heranzieht. Zweitens aber, daß der Lebenslauf des Adjutanten eines größern Truppenkörpers grade bei unserer Armee eine gute Vorschule ist für jede Art von irdischer Carriere, vom General en Chef bis zum Nachtwächter, wenigstens was die Mühen und Beschwerden dieser Lebensläufe betrifft. Wenn unser Krieg zu Ende ginge, wie die Dänen wünschen und der Bundestag beschlossen hat, wenn wir als Hochverräther am deutschen Bunde durch die Waffen unserer eigenen Brüder versprengt würden, so werde ich wenigstens in der glücklichen Lage sein, jeden Lebensberuf mit Leichtigkeit wählen zu können, und hoffe entweder als Schauspielintendant oder als Postillon mein hochverrätherisches Dasein durch anspruchslose Tüchtigkeit zu entsühnen. Sie ahnen nicht, was ein Adjutant sein heißt. Es heißt: nur die Hälfte von der Bowle trinken, die man selbst den Kameraden gebraut hat, auf der Straße liegen, wenn alle Andern schlafen, die rechte Hand des Generals vorstellen, und deshalb alle Arbeiten machen, die ihm unangenehm sind; es heißt Courier sein, Briefträger sein, nach der einen Seite furchtbar grob sein, nach der andern den feinen Gentleman darstellen; es heißt strenge sein, tugendhaft sein, ein Musterbild für die Armee sein und dabei zerschlagene Glieder und einen leeren Magen haben, und zu allerletzt noch in dem Momente, wo man todtgeschossen wird, die unangenehme Empfindung haben, daß der wichtige Auftrag, den man grade befördert, einer

dummen Kugel wegen unbestellt bleibt. Es gibt viele Geister, welche auf verödeten Schlachtstätten umherirren, am ruhelosesten sind sicherlich die Gespenster aller armen Adjutanten, welche im Carrierеritt getödtet worden sind. Bei Kaulbach's Hunnenschlacht ist es mir immer als ein bedeutender Fehler erschienen, daß er die behendesten aller Gespenster, die Adjutanten vergessen hat.

Ermüdet, verfroren und durchnäßt bis auf die letzte Faser der Kleidung ritt ich in später Nacht von einer langen Recognoscirung in's Quartier zurück. Viele Stunden hatte ich auf dem Pferde zugebracht, welches sich mühsam in dem tiefen Schlamm der Wege fortarbeitete. Der scharfe Nordwestwind hatte mir die Kleider auf dem Leibe getrocknet, bis ein neuer heftiger Regenschauer sich das Vergnügen machte, mich noch gründlicher durchzuweichen; dazu spritzte der Schmutz bei jedem raschen Schritt des Pferdes so hoch herauf, daß zuletzt auch das Gesicht mit einer chocoladenfarbigen teuflischen Maske wie überzogen war. Ich murrte zwar, wenn mir ein flüssiges Stück Heerstraße in's Gesicht sprang, aber ich wischte es doch verächtlich ab, denn in mir flötete es, wie in einer Spieluhr: Morgen ist bei dem Weg und Wetter von Manövriren keine Rede, die Dänen können uns ohne dies nicht angreifen, wir sie ebenso wenig; der ganze Vormittag gehört mir. Endlich werde ich einmal Briefe schreiben, Zeitungen lesen und im Morgenrock mein Lever halten. Bei solchen wohlthuenden Phantasien verwandelte sich mir das Brausen des Windes in das Brodeln der Kaffeekanne auf dem Ofen, und das Klappern meines Säbels in das Geklirr von Gläsern und Tassen, bis ich an das Thor von Rendsburg und zu meinem Quartier kam. Heut war mein hartes Lager weich. Die Einquartierung in Rendsburg ist, was man mit deutscher Bescheidenheit ein wenig stark nennt, und da kann man den Quartiergebern nicht verdenken, wenn sie sich zu helfen suchen, und aus zwei Betten drei, vier und selbst fünf machen. Auf den Einzelnen kommt dann freilich nicht allzuviel; indeß behaglicher hat man es immer noch, als die Kameraden auf den Dörfern im Cantonnement oder gar im Bivuak. Auch das Kindergeschrei in der Nebenstube, welche nur durch eine leichte Bretterwand von der meinen getrennt und mit Schreihälsen jedes Alters und Geschlechts vollgepfropft ist, soll mich in dieser Nacht gar nicht stören, so willkommene Ursache unzähliger Flüche diese Nachbarschaft auch sonst für die Einquartierten ist. — Ich liege, ich schließe vergnügt die Augen, ich beginne sogleich von meinen Reitstiefeln zu träumen, welche hinter den Schranken ihre Gesichter in düstere Falten legen, über ihr Schicksal weinen, daß das Wasser bis mitten in die Stube läuft, und endlich einander aus Verzweiflung mit den Sporen die Physiognomie zerkratzen. — Da horch! Pferdegetrapp mitten in der Nacht, man hält vor dem Hause; kräftiges Hämmern einer schweren Faust an die Thür, selbst ein Siebenschläfer müßte erwachen. „Sollten die Dänen einen nächtlichen Ueberfall auf die Vorposten versuchen? Sie müßten wahnsinnig sein, wenn sie in solcher Nacht auf

der Straße umherwandelten." Mit diesem Gedanken sprang ich an das Fenster. Eine Dragoner-Ordonnanz hielt vor der Thür: „Rapport vom —ten Bataillon! Ich habe mich in den vielen Colonnenwegen verirrt, komme deshalb so spät," entschuldigt der nasse Reiter und reicht mir zum offnen Fenster einen dicken Dienstbrief herein, der weiter nichts enthält, als die gewöhnlichen Kranken- und Zugangslisten, und zu jeder Stunde des nächsten Morgens früh genug gekommen wäre. Ich grolle der unnöthigen Störung und eile in mein Bett zurück, aber mit dem Einschlafen war es vorläufig vorbei. Denn wehe mir! Auch die Kinderstube war durch das Pochen aufgeweckt und Säuglinge, Amme und die größere Brut machten zusammen einen energischen und dauerhaften Höllenlärm. Vergebens versuchte ich zu begreifen, welches Vergnügen es für einen Mann sein könne, sein Haus mit schreienden Bälgern anzufüllen, bis endlich der Morgenschlummer seine Decke von leichten Träumen auf mich legte. Sie waren leider von kurzer Dauer. Mein Bedienter weckt mich, als kaum die Dämmerung graut: „Der Herr General hat diesen Befehl hergeschickt." — Eine liebenswürdige Botschaft: es war der Befehl, sogleich nach dem —ten Bataillon zu eilen und irgend etwas dort zu befehlen, damit die Ausführung schon beim Vormittagsrapporte eintreffen könne. Für mich lag in dem Auftrage der Reiz, daß ich jetzt Aussicht hatte, sämmtlichen Straßenkoth auch auf der andern Seite des Hauptquartiers kennen zu lernen. Ich zog mit ernster Dienstmiene die durchweichte Uniform wieder an, drängte mich nach hartem Kampfe in die trauernden Stiefeln, nahm einen Schluck Portwein aus der Feldflasche und trabte durch Nebel und Regen auf ödem Haideweg dem Dorfe zu, in dem das Bataillon lag. Vor der Thür des ersten Bauernhauses dehnt sich ein Bekannter mit großer Ruhe und gibt sich die unnütze Mühe, mich zu beneiden, weil ich in der Stadt die Wohlthat eines Bettes genieße, welches für Menschen gestopft sei, und nicht wie ein dickes Brod sich begnüge, auf dem Nabel des Schläfers seinen Schwerpunkt zu finden und nach allen vier Zipfeln hin in convexer Krümmung vom Leibe abzustarren. Ich beruhige ihn mit der Versicherung, daß ein Bett in der Stadt nur geringe Bedeutung habe, wenn man fortdauernd außer Stande sei, darin zu liegen, und richte meinen Auftrag aus.

Nach einigen Stunden bin ich nach Rendsburg zurückgekommen, habe nur eben Zeit die beschmutzten Uniformstücke mit andern zu vertauschen und eile zum General, den befohlenen Rapport abzustatten. Mein tapferer General zeigt mit faltigem Antlitz, worin ich die Spuren innern Abscheu's zu lesen glaube, auf einen dicken Stoß von Listen und Dienstbriefen, welche ich aufarbeiten soll. Erst als die Ordonnanz den Stoß zur Thür hinausträgt, kehrt die Seelenruhe auf dem würdigen Heldengesicht zurück. Ich eile an meinen Schreibtisch. Mehrere Stunden ununterbrochener Thätigkeit waren, wie ich voraussah, nöthig, um nur die Hauptsachen, die Depeschen abzufertigen.

Im größten Amtseifer saß ich und war eben im Begriff, das Facit einer langen Addition in Sicherheit zu bringen, als es an die Thür klopfte. Ein unbekannter Herr in Civil trat ein mit vielen Verbeugungen, welche so geziert waren, daß ich ihn für einen Barbier hielt und mich steif hinsetzte, um ihn die Serviette unter mein Kinn stecken zu lassen. Indeß er blieb stehen und ich hatte Muße, ihn und seine Attitüde zu mustern. Es war ein kleiner rothbäckiger schäbiger Herr, in buntkarrirten Hosen, ältlichem, schwarzem Sammtrock, roth und blau gestreiftem Halstuch und einer mächtig großen funkelnden Tuchnadel von falschen Steinen. Der Hut war zerknittert, die Haarfrisur sichtlich gebrannt, die Wangen so rosafarben, daß ich sie im Verdacht hatte, durch Schminke verschönt zu sein, dieselbe Farbe aber an der Nasenspitze war Natur. Er erhob majestätisch die Hand: Habe ich ich die Ehre Herrn u. s. w. — Der bin ich, was ist Ihr Wunsch? — „Der heiße Drang, Schleswig-Holsteins glorreichem Heldenkampfe gegen fremde blutdürstige Tyrannen meinen Arm, meinen Muth zu widmen, führt mich aus Deutschlands fernstem Gaue hierher; ich verlange in die tapfern Reihen des unüberwindlichen Heeres einzutreten," sprach er mit ernstem Pathos und rollenden Augen, indem er über mir weg nach der Decke sah. — Viel Ehre für unsere Armee, ich erlaube mir aber, Ihnen zu bemerken, daß ich mit dem Eintritt der Freiwilligen nichts zu schaffen habe, wenden Sie sich an Herrn v. R. — Ich habe Sie auch nur aufgesucht, um Ihre gütige Hilfe als Kriegskamerad zu erbitten. Fräulein Elise Z., mit der ich zuletzt in Bamberg ein halbes Jahr engagirt war, hat mir viele Grüße an Sie aufgetragen. — Richtig, es war ein fahrender Schauspieler und die junge Dame, deren Grüße er mir brachte, eine von den Bekanntschaften früherer Zeit, an die man sich erinnert, ohne stolz zu werden. — Der schäbige Herr aber fuhr fort: Mein Name ist Breuhahn, wenn ich mir mit Recht schmeicheln darf, nicht unehrenvoll bekannt. Sie werden vermuthlich schon von mir gehört haben. — Ich bedauerte kühl mit dem deutschen Theater sehr unbekannt zu sein. Wenn er aber als Freiwilliger eintreten wolle, habe das keine Schwierigkeiten. — „Wie, mein Herr?" sprach der unbekannte Künstler entrüstet, „Sie glauben doch wohl nicht, daß ich mich so weit erniedrigen kann, als gemeiner Soldat einzutreten?" — Wenn Sie früher bereits gedient und gute Papiere haben, können Sie vielleicht auch Unterofficier werden. — Das war dem Besitzer der Tuchnadel zuviel. Er faßte leidenschaftlich in den zerknitterten Hut, legte seinen Oberleib zurück und fuhr mit der Hand empor zwischen die Knöpfe seines Sammtrockes, da, wo ein Knopf fehlte. „Mein Herr, Lieutenant ist das wenigste, worauf ich Anspruch zu machen berechtigt bin." — Wenn Sie nicht früher Officier in einer deutschen Armee gewesen sind, und nicht einen ehrenvollen Abschied vorzuzeigen haben, ist das unmöglich. — Die Frisur des schäbigen Herrn sträubte sich, der Sammtrock wurde widerhaarig, die Glätte des Hutes verwandelte sich in struppige Wildheit und die Tuchnadel zwinkerte rach-

süchtig; „Officier!" sprudelte er, „meine Bildung, meine geistigen Vorzüge berechtigen mich zu dieser Anforderung. In dem Reiche meiner Kunst bin ich oft mehr gewesen als Lieutenant; glauben Sie, daß ich nicht im Stande bin, Ihren Soldaten gegenüber einen Lieutenant vorzustellen?" Als ich ihm darauf eine wohlwollende Bewegung nach der Thür machte, wurde sein Spiel sehr groß, denn er fühlte, daß der fünfte Act seiner Debutrolle beginne und ließ deshalb seine volle tragische Kraft gegen mich wirken: „Mit glühendem Herzen kam ich hierher und gemeine Vorurtheile und rohen Undank muß ich finden. Stoßen Sie nur die edlen Seelen zurück, welche sich opfern wollen für Ihre Sache, die Schmach fällt auf Sie, und Deutschland soll es wissen, wie man hier seine Künstler behandelt." Dabei wandte sich der Künstler um, bewegte den Hut, dessen Haare sich jetzt wahrhaft fürchterlich sträubten, nach seinem Haupte und schritt mit jener bekannten Wendung und dem vernichtenden Blick zur Thüre hinaus, mit welchem der hochherzige Held den zerknirschten Bösewicht nach den Regeln der Bühnenkunst verlassen muß. — Einige Tage später sah ich ihn in einem Haufen Recruten unter dem Commando eines zornigen Unterofficiers die ersten Handgriffe mit dem Gewehr einüben, doch dauerte diese Unterdrückung des großen Künstlers nur kurze Zeit; er wurde als unnützes, liederliches Subject mit Zwangspaß über die Grenze geschickt.

Lachend setzte ich mich zu meinen Rechnungen, die Addition mußte aber von vorn angefangen werden. 10—35. Was gibt's, Johann? — „Herr Adjutant, ein Bauer aus dem Diethmarschen steht draußen."

Ein alter wohlhäbiger Mann trat ein, mit weißem Haar, breiten Schultern und dem festen kernigen Wesen, das man hier im Lande so häufig findet. Er schüttelte mir kräftig die Hand und frug nach dem Aufenthalt seines verwundeten Sohns, der als Freiwilliger bei einem Jägercorps diente. Ich fülle dem Alten ein Glas Portwein, sehe in den Listen nach und kann ihm die tröstliche Versicherung geben, daß sein Sohn in der Besserung ist und im Lazareth No. 7 liegt. „Schön Dank, Herr Lieutenant," sagt der Bauer in seinem Dialekt, „'s wär mir lieb, wenn der Johann mit dem Leben und gesunden Knochen davonkäme. 'S ist schon der dritte Junge; einer blieb 48, der andere 49; es wär mir nicht recht, wenn der dritte in diesem Jahre draufginge." — Hartes Schicksal, warf ich ein. — „Hart ist es wohl. Wenn wir nur von dem Dänen freikommen, das kann trösten, und es wird trösten, sprach er herzhaft. Wir denken so bei uns im Dithmarschen: Wir wollen's durchsetzen; unsern letzten Sohn und die letzte Kuh und das letzte Pferd im Stalle setzen wir dran, daß wir freikommen von den verdammten Dänen." — Ihr müßt jetzt viel hergeben, die Kriegscontribution greift euch stark an. — „Oh, mein bester Herr Lieutenant," versetzte er ruhig, „noch geht es an. So lange der dänische König es aushält, halten wir es auch noch aus, und wir haben zuletzt noch einen Thaler mehr in der

Tasche, als wie er." — Ein neuer herzlicher Handschlag, und der Bauer öffnete die Thür und schritt bedächtig hinaus. Ich sah der großen Gestalt respectvoll nach. Der Mann führt Krieg mit dem König von Dänemark, er, der Bauer, und doch führt er ihn wie ein König. Er setzt seinen Thaler gegen des Dänenkönigs Thaler, seinen Sohn gegen des Dänen Unterthan und seinen Bauerhof gegen die Krone Erich's. Und das thut er nicht als ein bethörter Spieler, sondern nüchtern, langsam, calculirend; er weiß was er will; er ist dem fremden Regenten feind geworden, das ist seinem zähen Willen genug. Er bekriegt ihn, er bezahlt und unterhält auch mich, damit ich ihm seinen Feind zurücktreiben helfe; und er weiß das recht gut. —

Ich neige mich vor deiner kleinen Majestät, Sir Klaus Johannsen, murmelte ich, zu den Listen zurückkehrend. — Ordonnanz, lassen Sie nicht herein, was Sie abhalten können, ich addire. — Also 10 — 13 — 35. — Himmel, welch ein Geschrei: Die Ordonnanz und eine belfernde zornige Weiberstimme im Kampf: „Und ich sag Sie, ich will den Lieutenant sprechen, und von so einem elendigen Musketier werd ich mich noch nicht abhalten lassen," schrie die Fremde, meinen Wächter an die Thüre drängend. — Lassen Sie ein, rief ich; und in das Zimmer stürzte eine gemeine, schmutzige Person von höchst vettelhaftem Aussehen. Ein alter schwarzer Hut, der durch Sonne und Regen die Farbe sehr verloren hatte, ragte über ihrem ziegelfarbenen Gesicht wie das Verdeck einer zerfallenen Droschke über die rothen Sitzkissen, und zwei hervorstehende Augen warfen zornige Blicke auf meine Uniform. Ihre Lippen bewegten sich nach der Methode des Hamburger Dialekts: „Na das muß ich sagen," schrie die Dame von entschiedenem Charakter, „das ist eine schöne Wirthschaft hier bei die Schleswig-Holsteiner. (näher rückend) Warum soll ich denn nicht als Marketenderin bei das Bataillon bleiben? (noch näher rückend, während ich eine Stuhllehne als Barriere vor sie stelle) Der Hauptmann sagt, hier vom General sei der Befehl, daß ich fort muß. (auf die Stuhllehne schlagend) Hab ich nicht immer gute Lebensmittel geliefert? (wieder aufschlagend) Na, das möcht ich doch von Sie wissen, warum ich fort soll." — Weil Ihre Papiere nicht in Ordnung sind und man außerdem erfahren hat, daß Sie liederliches Weibsgesindel mit sich herumziehen. — „So? meine Papiere nicht in Ordnung?" rief der Drache feuerspeiend, „seht mir einmal diese Schleswig-Holsteiner an, was die so auf Papiere geben! Was? sind eure Papiere denn in Ordnung? Ich glaub onnoch nicht. (feuerspeiend) Rebellen und Insurgenter's seid ihr, wie die Dänen sagen, und denn wollt ihr noch auf Papiere sehen, wie bei der Polizei? — Ne, so etwas Dummes ist mir noch nicht vorgekommen. Und die Mine und Guste, meines seligen Bruders Stieffrauen ihre Töchter, das sind ein paar nette Mädekens, die schon 48 mit die Preußen und 49 mit die Baiern hier gewesen sind und allen Lieutenants angenehm gewesen sind und nu (feuerspeiend) sollten sie für diese Schleswig-

Holsteiner nicht mehr gut genug sein?" — Der Befehl ist da, daß Sie als Marketenderin nicht mehr geduldet werden sollen; gehen Sie! — Was der Drache bis dahin an Feuer gespieen hatte, war wie ein harmloser Leuchtkäfer gegen die Brandrakete von Zorn, welche jetzt losfuhr. Sie strengte sich mit Flüchen an, bis ihr Hut schütterte, als müßte er von ihrem Kopfe fallen. Das Hereinrufen der Ordonnanz und die Drohung, sie auf die Polizei zu schicken, gab ihr eine anständige Veranlassung zum Rückzug. Sie schied mit einem verzweifelten Anerbieten, wobei sie die Hinterseite ihrer Röcke aufhob, und mit dem frommen Wunsch: „Na, darauf freue ich mir schon, wenn ich euch man erst Alle aufgehängt am Galgen sehe." — Ihr Schnauben und Feuerspeien vor der Thür wurde durch ein Geräusch unterbrochen, welches mit dem Hinauswerfen eines schweren Körpers große Aehnlichkeit hatte. Die sittliche Befriedigung, mit welcher die Ordonnanz gleich darauf in meine Stube trat, läßt mich fürchten, daß er den Rückzug des Drachen durch ein gewagtes Manövre beschleunigt hat. —

Wieder sitze ich: 10—13—29—35—„Ordonnanz des Generals mit einer Meldung." Ich soll sogleich nach dem Gasthofe gehn und der Braut eines Officiers, welche so eben aus Ostpreußen hier angekommen ist, Nachricht über den Aufenthalt ihres verwundeten Verlobten geben, außerdem der Dame in allem Möglichen behülflich sein. Jetzt hat meine Rechnung einen Stoß erhalten, von dem sie sich heut nicht wieder erholen kann. Die Addition liegt in Trümmern, nie werde ich das Facit der verwünschten Liste vor mir sehen, das ist klar. — Der Bräutigam war vor drei Tagen an seinen Wunden gestorben, gestern erst hatten wir ihn begraben, und ein edler hochherziger Bursch war es gewesen. Und das einer verzweifelten Braut zu erzählen, die 100 Meilen weit herkommt, ihren Liebling zu pflegen! Das war mein lockender Auftrag. Schwermüthig schnallte ich den Säbel um und ging langsam nach dem Gasthofe, denn ich wußte, was mich erwartete. Erst die Woche vorher hatte ich einer Mutter denselben Liebesdienst erwiesen. Die würdige Frau, Muster einer braven deutschen Bürgersfrau, hatte zwei Stunden auf meiner Stube gesessen, sich Schnupftuch und Kleider naß weinend, und hatte mir ausführlich erzählt, wie brav und hübsch ihr Sohn von klein auf gewesen, wie verständig er aus den Windeln gekrochen sei und mit welcher Treue er ihr in der Nahrung geholfen habe; bis ich Barbar fast ebenso erweicht war, wie die arme Mutter. Zuletzt schieden wir, indem sie mich bat, sie nach dem Kriege in ihrer Heimath zu besuchen; sie hatte die Kindermützchen noch, und das Röckchen, das der Todte einst getragen, das wollte sie mir zeigen. Zum Teufel, wenn Einer noch die Kindermützen von alle den braven Jungen besehen soll, die in unserem Kriege vom Leben geschieden sind, so ist das doch zu viel verlangt. Und ich bin fast in der Lage. In diesen unheimlichen Betrachtungen stieg ich zögernd die Treppe hinauf und wiederholte mir mechanisch die eindringliche Ermahnung an mich selbst, sehr zart und schonend zu sein.

An der Zimmerthür trat mir eine bildschöne junge Dame in größter Aufregung entgegen und rief mir mit gerungenen Händen zu: Um Gotteswillen, mein Herr, geben Sie mir Nachricht von meinem Verlobten, kein Mensch will hier etwas von ihm wissen; man will mich schonen, man will mich täuschen! Meine Lippen zauderten das kurze Wort „todt" auszusprechen, aber es stand wahrscheinlich sehr leserlich auf meinem Gesicht geschrieben, denn sie rief in furchtbarer Angst: „Er ist todt, er ist todt!" Ich vermochte nicht eine Rede zu halten und neigte stumm und ehrfurchtsvoll meinen Kopf. „Also todt," schrie sie in herzzerschneidenden Tönen und stürzte ohnmächtig im Zimmer zusammen, wie durch's Herz geschossen. Eine alte Tante rennt von der einen Seite herzu, ich von der andern, ich trage die Ohnmächtige auf das Sopha, hole Gläser Wasser, ergreife endlich meinen Helm und eile aus dem Gasthause, mit dem zweifelhaften Trost, daß mein Beistand im Augenblick doch nichts nützen könne. Nach einer Weile kam ich resignirt zurück; die Braut saß da, wie Niobe, bleich, kalt und ohne Thränen. Endlich bat sie mich mit gebrochener Stimme ihr die näheren Umstände von der Verwundung und dem Tode ihres Bräutigams zu erzählen. Ich versuchte eine ausführliche Schilderung zu machen, zweifele aber, daß ich den kriegerischen Takt des schwedischen Hauptmanns im Wallenstein hatte, wenigstens mußte ich mich öfter räuspern, als für den Fluß meiner Rede wünschenswerth war. Sie saß aber auch zu melancholisch vor mir. Endlich bat sie mich gar, sie zu dem Grabe des Todten zu begleiten. Auf dem frischen Grabe steckte eine kleine schwarzrothgoldene Fahne, zum Zeichen, daß dort ein Soldat lag. Sie warf sich schluchzend auf dem Grabe nieder und lag lange mit gefalteten Händen, während ich traurig daneben stand und einen Augenblick nicht ganz sicher war, ob ich ihr auch das rechte Grab gezeigt hatte. Meine Tischkameraden behaupteten später, es sei das eines dicken Wachtmeisters gewesen, der an demselben Tage gestorben war. Aber das war eine unwürdige Verleumdung. Wenn sie betete, wie ich glaube, wird jedenfalls ihr Gebet am rechten Orte angekommen sein. Endlich führte ich sie nach der Stadt zurück, sie hing gebrochen an meinem Arm, wie eine Sterbende. Noch an demselben Abend wurde die Unglückliche von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und hat wochenlang in Rendsburg gelegen. Eine einfältige Kugel hatte zwei blühende Menschenleben vernichtet. Man gewöhnt sich aber im Kriege auch an so etwas.

Das also war der gemüthliche Morgen, den ich mir in der Regennacht so schön ausgemalt hatte. Zank mit Künstlern, Marketenderinnen und wiederspenstigen Additionsexempeln und zuletzt noch eine ungeheure Quantität von tragischem Mitgefühl. In wahrhaft philosophischer Stimmung ging ich in's Gasthaus zum verspäteten Mittagstische. Dort dachte man nicht an die Schrecken des Krieges und hatte wenig Sympathien mit den Leiden eines Adjutanten. Eine volle Bowle stand auf der Tafel, lustige Gruppen saßen umher und hielten mir die

gefüllten Gläser entgegen. In der Ecke des Zimmers war eine Pharaobank errichtet, Silberthaler und Papierzettel standen in Masse auf den Karten, die Gage eines ganzen Monats ward von Leichtherzigen in wenigen Minuten verspielt, und mit reißender Schnelligkeit wechselte das Geld seine Besitzer. — „Die letzten 20 Thaler auf die Dame!" rief ein von Wein und Spiel erhitzter Kamerad. „Donnerwetter, sie sind fort, ich bin ratzenkahl und die verfluchten Dänen mögen mich jetzt ruhig vor den Kopf schießen," braus'te er beim Verluste auf. Er wurde, nebenbei bemerkt, schon am nächsten Abend schwer verwundet in's Hospital gebracht und sein Wunsch schneller erfüllt, als ihm lieb war.

Ich aber hatte kaum das erste Glas geleert und einen Angriff auf den Teller vor mir begonnen, als ein Officier mit der Meldung hereinstürzte, die Dänen machten Miene, unsere Vorposten anzugreifen. Ein großer Theil der Zecher und Spieler eilte nach den Quartieren, und ich nach meinem Pferde; hui in den Sattel und unsern Vorposten zu. Ein kleines Patrouillengefecht hatte unser ganzes Corps allarmirt, ich ritt dem Orte des Schießens zu, sprang vom Pferde, ergriff schnell die Muskete eines Verwundeten und feuerte zu meinem Vergnügen einige Schüsse den Dänen nach. Was thun Sie hier? rief lachend Hauptmann v. B.; schickt heut der General seine Adjutanten mit der Muskete in's Patrouillengefecht? — Zum Henker mit dem Adjutanten, rief ich verzweifelt zurück, seit 24 Stunden bin ich ein geplagter Mann, der nicht wußte, wo ihm der Kopf stand. Für unser Einen gibt es offenbar keine andere Zeit der Freiheit, als die wenigen Stunden, wo im Felde Mann gegen Mann steht. Zu Hause erwartet mich wieder ein verwünschtes Additionsexempel. Sie können mir nicht verdenken, daß ich vorher ein wenig meine Freiheit genieße.

Zur Geschichte der Presse.

II.

Der erste wichtige Sieg der Presse war die Abschaffung des Licenser, des „einzigen Censors" unter Wilhelm III.; — der zweite die Begründung einer regelmäßig täglich erscheinenden Zeitung unter der Königin Anna; der dritte die trotz des Gesetzes zur Gewohnheit gewordene Veröffentlichung der Parlamentsdebatten. Wir haben die ersten beiden dieser Kämpfe nur kurz erzählt; der dritte ist ein vollständiges Drama.

Von dem Augenblick an, wo die Presse die parlamentarischen Debatten, selbst ohne sich eine Kritik derselben zu erlauben, veröffentlichte, lenkte sie den Argwohn und den Verdacht der Staatsmänner auf sich. Die Gemeinen und die Pairs

behaupteten, ihre Privilegien würden dadurch verletzt; beide waren Erben der Macht der Könige und betrachteten sich für so heilig und unverletzlich wie diese.

Die Bemühungen der Regierung und des Parlaments, das Publicum über ihre Verhandlungen im Dunkeln zu lassen, fingen schon frühzeitig an. Schon unter der Regierung Karl's I. sah sich jeder Zeitungsschreiber, der Bemerkungen über Parlamentsdebatten, oder, was ein viel schwereres Verbrechen war, Bruchstücke der Debatten selbst veröffentlichte, mit einer Anklage bedroht. Die Majoritäten und die Regierung halten sich gern im Dunkeln, die Minoritäten dagegen und die Parteien, der malcontente Ehrgeiz und die auf der Lauer stehende Intrigue werden bald eine Oppositionspartei bilden, welche um jeden Preis wünscht, Licht zu verbreiten, Lärm zu machen, Schleier zu zerreißen, Anhänger zu werben, ihr Parteigetreibe zu rechtfertigen, und Unterstützung von Außen zu gewinnen. Diese Opposition, die seit Jakob I. in stetem Wachsthum begriffen war, wußte auf tausenderlei Weise das Gesetz zu umgehen. Sie veröffentlichte ihre Berichte in Roman- oder Briefform; sie adressirte an fingirte Freunde in der Provinz Kritiken und Parodien der Meinungen ihrer Gegner. Mit diesem fortlaufenden Commentar der Parlamentsdebatten und dieser Leitung der öffentlichen Meinung beschäftigten sich der Philosoph Locke, Gray, Abgeordneter für Derby, der ebenso gewandte als gefürchtete Shaftesbury und der geistreiche Satyriker Andrew Marvel, mit P. Courrier zu vergleichen, nur daß er ein klein wenig mehr Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit besaß.

Diesen Männern verdanken wir eine kurze Reihe wichtiger historischer Documente, die noch nicht gesammelt sind, so sehr sie es verdienten; unter den Titeln Letters to my constituents, Letters to my correspondents, Letters to a person of quality, Country letters finden wir nicht nur viele Thatsachen aus der politischen Geschichte Englands von 1666 bis 1694, sondern auch ein lebendiges Bild der beiden Kammern und aller Discussionen jener Jahre.

Die Regierung blieb nicht blind gegen diese Usurpation der Presse und wollte sie verhindern. Sie hatte das Herkommen und den Buchstaben des Gesetzes für sich. „Die Sitzungen der Gemeinen oder der Pairs, lautet das Gesetz, werden bei verschlossener Thüre gehalten. — Jede Besprechung der Verordnungen oder Reden des Parlaments ist ein Verbrechen im ersten Grade des Scandalum magnatum."

Diese gewaltigen Waffen des Gesetzes wurden 1695 herbeigeholt, als Shaftesbury gegen den König das schwere Geschütz seiner Pamphlete richtete. Der geheime Rath ließ auf offnem Markte Shaftesbury's „Letter to my Constituents" verbrennen. Die Rache war fruchtlos. Wilhelm III., den Shaftesbury vorher verkündet, bestieg den Thron, und mit ihm gelangten die Whigs zur Herrschaft; die Veröffentlichlichung der Debatten wird fortgesetzt; die Diatribe Sir John Knights gegen die Fremden (gegen den König als Niederländer) erscheint mit Anmerkungen; großer Zorn des Hofes und der Minister und Büßung und Einsperrung des Verfassers waren die Folge.

Das Gesetz traf immer noch die Zeitungseigenthümer auf das strengste; aber die öffentliche Meinung war für sie, und sie ließen sich nicht entmuthigen. Gegen Ende desselben Jahres (1695) wird ein gewisser Dyer vor die Schranken des Unterhauses gefordert, muß auf den Knien Abbitte leisten und wird öffentlich zurecht gewiesen, weil er sich in seinem Blatte beklagt hatte, „daß die Debatten der beiden Häuser so gehaltlos seien, daß viele Mitglieder aus den Sitzungen wegblieben, und daß sie sich nicht mit den Staatsgeschäften befaßten." Alsdann wurde durch eine besondere Bill den Blättern und Zeitungen verboten, sich mit Politik zu beschäftigen, oder eine Kritik der Parlamentsdebatten zu veröffentlichen. Man hätte meinen sollen, die Presse müsse jetzt sterben, aber sie starb nicht. Die Strenge des Gesetzes traf sie, aber der Schutz der öffentlichen Meinung hielt sie aufrecht.

Einer der größten Irrthümer der neuern Zeit ist der Glaube an die Gewalt der Gesetze ohne Berücksichtigung des Zustandes der Gemüther, auf welche die Gesetze Anwendung finden, und der Gesinnung derer, die sie anwenden sollen und die sie erlassen. Schon Plato sagt sehr richtig: „Man schreibt was man nicht ausführen will." Zu einer Zeit, wo in den Straßen von Florenz das Blut in Strömen floß, trug das Banner der Stadt die Aufschrift: Das Reich Christi, und noch in der neuesten Zeit fochten die Junikämpfer mit der Losung: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit."

1697 hoffte man die von dem geheimen Instinct der Masse beschützte Presse, und namentlich die Tagespresse, durch Gesetze zu erdrücken. Freisinnig im Herzen und servil in der Form sendete England seine Verdammungssprüche gegen die Fortschritte der Oeffentlichkeit; aber sie vergeudeten ihre Kraft vergebens. Die Gemüther versagten ihre Mitwirkung, die Geister verdammten sie im Princip, und die Sitte verhinderte ihre Anwendung. Mit dem Schluß des Jahres 1697 begann die Vervielfältigung und Erweiterung der Zeitungen. Anfangs hatten sie blos Nachrichten ohne alle Bemerkungen gegeben; dann hatten sie versucht, sich auf Reflexionen zu beschränken, ohne Thatsachen zu geben. Beide Verfahrungsarten waren unvollkommen. Unter der Königin Anna fing man zuerst an die beiden Elemente einer guten Zeitung, das Thatsächliche und die Kritik, mit einander zu vereinigen; das Thatsächliche zur Begründung der Reflexion, und letztere zur Beleuchtung des Thatsächlichen. Aus dieser Verbindung der Kritik mit der Politik des Tages entstand eine neue, noch ungekannte Macht; die grelle Beleuchtung des geheimen Getriebes der Politik und des Charakters der auf der politischen Bühne erscheinenden Staatsmänner, die Schnelligkeit der Nachrichten verbunden mit dem freien Tone der Kritiken schufen die neue Macht des organisirten Zeitungswesens.

Die neue Erscheinung erregte die lebhafteste Besorgniß aller Staatsmänner. Von dem Ministerium aufmerksam gemacht, versprach das Unterhaus seine Mit-

hilfe, um die verbrecherische Presse zu vernichten, und verpflichtete sich, „den Schmähschriften, deren Frechheit der Regierung zur Schande gereiche, einen starken Damm entgegenzustellen, und ein der Größe des Uebels angemessenes Mittel zu finden."

Das sicherste Mittel war ohne Zweifel, das alte Gesetz, welches dem Publicum und der Presse hermetisch die Sitzungen des Parlaments verschloß, wieder in Wirksamkeit zu setzen. Dieser Meinung waren die Heftigsten aber nicht die Klügsten. Jeden Monat, vom Februar 1712 bis zum April desselben Jahres erschien diese Debatte, die alle Welt in Verlegenheit setzte, auf der Tagesordnung des Unterhauses. Wie sollte man eine Oeffentlichkeit verhindern, die in Aller Interesse lag? Wie wollte man das Geheimniß bewahren, das Jeder zu verletzen bereit war und Jeder zu schonen sich stellte? Der Herausgeber des Daily Courant mußte als Sündenbock dienen; er wurde eingesperrt, weil er eine „Denkschrift der Generalstaaten von Holland" mit Anmerkungen gedruckt hatte; aber dabei blieb man stehen. Weder die Whigs noch die Tories wußten, wie sie verfahren sollten. „Unsere Staatsmänner sind in großer Verlegenheit," schreibt Swift an Stella, „sie möchten die Zeitungen für ihre Gegner unterdrücken, und sie für sich allein bestehen lassen. Viele Mitglieder des Unterhauses zerbrechen sich den Kopf über die Mittel und halten die Sache nicht für ausführbar." — Endlich glaubte man einen Ausweg gefunden zu haben. Die Whigs waren damals am Ruder, und man weiß, daß in Restrictivmaßregeln Niemand geschickter ist, als ein altes Oppositionsmitglied. Die Whigs ersannen jetzt die sinnreiche Maßregel, welche die Zeitungspresse zu fesseln versprach, ohne doch den Schein zu haben, die Preßfreiheit zu beeinträchtigen. Verschiedene einer Abgabe unterworfene Consumtionsartikel, „Seife, Zucker, Papier, Fensterglas, Pergament," waren in einer langen Parlamentsbill aufgezählt, und am Ende desselben stand ganz harmlos und unscheinbar ein kleiner Paragraph, welcher den Zeitungen eine Stempelabgabe von einem halben Penny für jeden halben Bogen, von einem Penny für den ganzen Bogen und von 11 Pence für jede Anzeige auflegte.

Damit war der Zeitungsstempel eingeführt. Die Wirkung der neuen Maßregel war groß, obgleich nicht ganz so, wie man erwartet hatte; viele Blätter gingen ein; viele vereinigten sich mit andern. Die Ueberlebenden erbten die Leser der Gestorbenen, und in letzter Instanz gewann doch wieder die Presse.

Ohne die Veröffentlichung der Parlamentsdebatten anzuerkennen, gestattete man sie stillschweigend, und die Zeitungen erwarben sich einen wahrhaften Einfluß. Mehr Capital war nöthig, um sie zu begründen, mehr Anzeigen, um ihr Fortbestehen zu sichern. Was bis jetzt ein kleines Geschäft gewesen, wird nun zu einem großartigen Unternehmen. Die Arbeit wird unter zahlreiche gutbezahlte Mitarbeiter vertheilt. Jede Partei will eine Zeitung zu ihrer Vertheidigung haben, und da die Regierung selbst nur bestehen kann, wenn sie sich auf eine Partei stützt, benutzte sie die Gelegenheit und ließ das Gesetz ruhen. Als Georg I.

den Thron bestieg, war diese Revolution schon vollendet, ohne daß man es bemerkt hatte; und seit dieser Zeit haben die Parlamentsdebatten, trotz des Wortlauts des Gesetzes, nie aufgehört wenigstens im Auszug veröffentlicht zu werden. Man findet sie im Gentleman's Magazine, im Monthly Magazine und in Boyer's Register, und Männer wie Samuel Johnson, Hawkesworth, Guthrie und selbst der große Burke widmeten ihre Feder dieser wichtigen, aber oft nichts weniger als angenehmen Arbeit. Als man einmal Lord Chatham aufforderte, gegen die Presse einzuschreiten, äußerte er: „Nein, die Presse hat ihre magna charta in sich, und Niemandem wird es gelingen, sie zu unterdrücken."

Mitten innen zwischen dem aristokratischen Element oder dem Elemente der Stabilität und dem Volkselement, oder dem Elemente des Fortschritts stehend, wurde die mit der täglichen Veröffentlichung bewaffnete Kritik der Regierung ebenso nothwendig wie die Opposition. Im Jahre 1760 machte Lord Bute, ein geistreicher Mann aber schlechter Minister, dem durch seine parlamentarischen Intriguen in der politischen Geschichte Englands eine Rolle spielenden Doddington, den Vorschlag zur Begründung eines ministeriellen Journals. Der Plan wurde ausgeführt, aber mit solcher Ungeschicklichkeit und Knauserei, daß das mininisterielle Blatt, das den Titel The Briton führte, nur gerade so lange bestand, um ein Oppositionsblatt zur gedeihlichen Blüthe zu bringen. Damals gab es in London einen Mann, der, durch und durch verderbt, mit allen Lastern behaftet, käuflich, unwissend, feig, ohne Geist, häßlich und bankerott, doch dabei ein politischer Intriguant sonder Gleichen war, und wie kein Anderer auf die Massen zu wirken verstand, denn er besaß Tact, aber noch mehr Kühnheit und vor Allem Frechheit; es war der berüchtigte Wilkes. Kaum war der Briton Lord Bute's erschienen, so trat er ihm mit einer neuen Zeitung, dem North Briton, entgegen, dessen Titel schon so gewählt war, um die nationalen Sympathien des englischen Volkes aufzustacheln. Das ministerielle Blatt verschwand in einem Nu. Der North Briton errang den vollständigsten Sieg. Ermuthigt von seinem Glück commentirte Wilkes bald alle Parlamentsreden, und theilte sie sogar vollständig mit, was bis dahin noch nicht geschehen war. Die alten Gesetze gegen die Veröffentlichung der Parlamentsdebatten bestanden nur noch der Form nach; Wilkes ließ sich von ihnen nicht einschüchtern. Er fürchtete weder den Huissier mit dem schwarzen Stabe, noch die große Perrücke des Lordkanzlers und des Richters. Er wußte, daß alle Parteien ihn unter der Hand unterstützen würden, denn seine Sache war die Sache Aller, und er hatte richtig gerechnet.

Im Bunde mit Horne Tooke und den Aldermen Oliver und Towshend trotzte er den Privilegien des Parlaments, und druckte ganz unverkürzt und mit den vollen Namen der Redner die Debatten des Unterhauses ab. Die Bahn war gebrochen; andere Herausgeber von Zeitungen folgten dem gegebenen Bei-

spiele; Miller und Thompson waren die ersten. Jetzt schritt das Unterhaus ein, und der Sprecher ließ einen der widerspenstigen Journalisten, Thompson, verhaften.

Am 15. März 1761 erschien der Bote des Unterhauses in der Wohnung des Herausgebers der London Evening Post, um ihn im Namen des Parlaments zu verhaften. Thompson ließ einen Polizeibeamten herbeirufen, und sich nach dem Stadthaus bringen, wo der Lordmayor mit Wilkes und Oliver seiner wartete.

Die Scene war dramatisch und die Insceneſetzung vortrefflich. Der Sergeant at Arms des Unterhauses war ebenfalls erschienen, um den Boten zu unterstützen.

— Mit welchem Rechte und in wessen Namen verhaften Sie diesen Mann? frug der Lord Mayor den Polizeibeamten des Unterhauses.

— Im Namen des Sprechers des Unterhauses. Wir haben einen Befehl des Hauses, welcher Ihnen befiehlt, den jetzt hier anwesenden Herausgeber Thompson unsern Händen zu übergeben.

— Wegen welchen Verbrechens?

— Wir führen einfach den uns gewordenen Befehl aus.

— Ist der Befehl von dem Polizeirichter der City unterzeichnet?

— Nein.

— Zeigen Sie ihn vor.

— Hier ist er.

— Der Befehl ist ungiltig. Wir erklären die Verhaftung für null und nichtig und ordnen die sofortige Freilassung Thompson's an.

Mit dieser Niederlage des Unterhauses und diesem Siege Wilkes und der City war die Sache noch nicht abgethan. Aus dem Gefangenen Thompson wurde jetzt ein Ankläger und er ging zum Angriff über.

„Ich beantrage, daß ein Protocoll über meine ungerechtfertigte Verhaftung aufgenommen werde, sagte er, und verlange jetzt meinerseits die Verhaftung des Boten und des Sergeant at Arms des Unterhauses."

Der Lord Mayor und Wilkes, welche das ganze Schauspiel mit einander abgekartet hatten, gewährten Thompson's Forderung; ein Protocoll wurde aufgenommen; die drei Magistratspersonen unterzeichneten es; und die beiden Beamten mußten Caution leisten, um nicht eingesteckt zu werden.

Unter dem Volke herrschte die größte Aufregung, die Bürger der City zeigten sich entschlossen sich zu vertheidigen, und das Unterhaus wollte energisch durchgreifen. Wilkes, Oliver und Townshend wurden wegen Beleidigung der Legislatur vor die Schranken des Hauses geladen und in's Gefängniß geworfen. Aber die Aufregung im Volke wurde so groß, daß man das Parlament vertagen mußte, und mit der Vertagung trat die Freilassung der Gefangenen von selbst ein. Wilkes, einer der lasterhaftesten Menschen, die je eine politische Rolle gespielt haben, wurde mit seinen Bundesgenossen im Triumph durch die Stadt getragen, und die ganze

City illuminirt. Die Preßfreiheit war definitiv erobert, wenn auch von schmutzigen Händen. Wir werden in einem weitern Artikel sehen, zu welcher riesenhaften Entwickelung dieser ihr letzter Sieg führte.

Geschichte des deutschen Städtewesens von F. W. Barthold.

(Leipzig, T. O. Weigel. 1850. I. und II. Band.

In einer Sammlung culturhistorischer Werke, welche die ehrenwerthe Buchhandlung von T. O. Weigel unter dem Titel: „das deutsche Volk dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart“ herausgibt, erschien neben den Annalen von H. Rückert (vgl. No. 49 der Grzb.) das Buch von Barthold. Der 3. Theil soll in Kurzem folgen.

Die bedeutende Aufgabe des Werkes ist: die allmälige Entwicklung der deutschen Städte darzustellen vom Chaos der Völkerwanderung ab, über die Glanzperiode des Mittelalters hinaus bis zu dem Eintritt der neuern Zeit, wo die Privilegien und Verfassungen der Städte durch die Herrschaft des römischen Rechts, die Ausbildung der Fürstengewalt und der Bureaukratie überwunden werden, und die Ideale bürgerlicher Freiheit, welche das Mittelalter zu erfassen und zu gestalten fähig war, verblichen, um modernen Bildungen Raum zu geben, in welchen dieselben politischen Ideale sich in neuen Formen und weitern Kreisen zu verwirklichen streben. Es ist ein sehr mühsames und sehr verdienstliches Werk, worin langjährige gründliche Studien verarbeitet und große Gesichtspunkte mit Scharfsinn aufgesteckt sind; die Arbeit eines ächt deutschen Gelehrten. Denn auf hunderterlei Weise bildet sich in dem verwickelten Kleinleben der deutschen Landschaften das städtische Wesen aus, fast jede Stadt macht einen andern Weg bis zu ihrer freien Verfassung durch, und fast jede dieser Verfassungen hat locale Eigenthümlichkeiten, welche charakteristisch und bedeutend sind. Und so umfaßt das Werk zugleich eine kurze Geschichte aller größern oder historisch merkwürdigen Städte Deutschlands. Es gehörte Kraft dazu, über dem unendlichen Detail die leitenden Grundsätze nicht zu vergessen, aus der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen den gemeinsamen Mittelpunkt herauszufinden.

Wir können unsere Hochachtung vor den Leistungen des Verfassers nicht besser ausdrücken, als wenn wir einzelne Resultate und Ausführungen desselben unsern Lesern mittheilen: Wir beschränken uns auf solche Züge, welche ein Bild von dem Aussehn und Leben der deutschen Städte in der ältesten Zeil geben.

Wo der Verfasser selbst spricht, sind seine Worte ausgezeichnet; sie sollen als Probe seines Stils und seiner Darstellung dienen.

Eine ganze Welt von antiber Bildung mußte auch in Deutschland zertrümmert werden, bevor die Gamanenstädte aufwachsen konnten

„Seit Augustus den Rhein als die Grenze Galliens, der Eroberung seines Oheims, ansprach, und auf dem linken Ufer des Stroms ein oberes und niederes Germanien geschaffen hatte; seit seine Stiefsöhne, Tiberius und Drusus, auch die Länder südlich der Donau gewonnen, und als Noricum, Rhätien und Vindelicien zur Provinz gemacht (zwischen den Jahren 20 bis 15 v. Chr.), begann eine wunderbar schnelle Entwickelung der Cultur in jenen halbceltischen, halbgermanischen Gebieten. Ungeachtet des Drusus Eroberung im innern Deutschland durch die Niederlage des Varus verloren ging, und die Römer der Bezwingung Großgermaniens entsagen mußten, verstanden sie doch ihre Herrschaft zwischen dem Oberrhein und der Oberdonau zu befestigen und sicherten im Laufe der ersten christlichen Jahrhunderte das herrliche Südwestdeutschland durch den Pfalgraben, welcher vom Taunusgebirge über Main und Neckar bis zur Mündung der Altmühl in die Donau sich hinwand. Die so eingehegten Gebiete, nach heutiger Bezeichnung die Herzogthümer und Großherzogthümer Nassau, Darmstadt, Baden und fast das ganze Königreich Würtemberg, nebst einem Theile des bairischen Frankens, wurden als römisches Zehntland auf fast drei Jahrhunderte der germanischen Freiheit entzogen, gewannen aber zeitweise unter römischem Schutze und römischer Pflege eine Bodencultur und verfeinerte Lebensweise, welche den jenseitigen Stammländern ein Jahrtausend fremd blieben. Denn nicht allein daß die Römer die von Barbaren spärlich bewohnte Wüste, der wiederholten Einfälle ungeachtet, schnell in blühende Provinzen umschufen, indem sie überall erst feste Kriegsplätze anlegten, und in deren Bereich Municipalstädte mit Märkten, Tempeln, Theatern, Gerichtshäusern, Wasserleitungen, Bädern, mit dem gesammten städtischen Luxus der überalpischen Heimath gründeten, die neuen Pflanzungen mit trefflichen Straßen und Brücken verbanden und in kurzer Frist die etwa noch seßhaften Barbaren an Sitte, Sprache und Denkart in Römer umwandelten: sie waren auch befähigt, untrüglichen Blickes die Naturgaben der neuen Provinz zu erspähen, und alles Vorhandene zur sinnreichsten Benutzung auszubeuten. Sie verpflanzten gedeihlich ihre edleren Obstbäume, Getreidearten und Gemüse unter den fremden Himmelsstrich und schickten eigenthümliche Feld- und Walderzeugnisse, ja selbst Rüben zum Genuß in ihre Hauptstadt; sie bewässerten künstlich Wiesen und Ackerland und zwangen die Oede, bisher unbekannte Frucht zu tragen; sie durchforschten Ströme und Bäche nach neuen, leckeren Fischgattungen, veredelten die Hausthiere; sie schürften nach Metallen, gruben nach Salzquellen, fanden überall den dauerbarsten Stein zu Staats- und häuslichen Bauten, wandten bereits die noch jetzt gesuchten härtesten Steinarten (Lava) zu ihren Mühlwerken, den zähesten Thon zu ihren

Ziegelöfen an; sie leiteten Canäle, regelten den Lauf der Wässer, bauten in Gegenden, die, wie das Mosselland, reich an Marmor, Sägemühlen zum Schneiden des Gesteins; kein heilkräftiges Wasser, kein warmer Quell, so erwünscht dem verwöhnten Südländer, verbarg sich ihnen; von Aachen bis Wiesbaden, von Baden-Baden bis nach Baden in der Schweiz, von Partenkirch (Parthanum) in den rhätischen Alpen bis Baden bei Wien hinab, benutzten sie nicht allein diese Gabe einer reichen Natur; sie sammelten die Wässer in köstliche Becken, überbauten die Brunnen mit zierlichen Hallen und Sälen, schmückten sie mit Bildwerken und Inschriften, dergleichen die Nachwelt noch jetzt staunend aufgräbt.

In diesen Städten war schon die christliche Kirche, welche seit dem zweiten Jahrhundert bei ihnen unmerklich sich festgesetzt hatte. Sei es, daß römische Kaufleute, welche überall den Heeren auf dem Fuße folgten, oder die Legionen, die zwischen Morgen- und Abendlande hin- und herzogen, diese geistigste Verbindung vermittelten; wie z. B. die Legion, welche unter Titus Jerusalem zerstören half, gleich darauf hunderte von Jahren hindurch ihr Standlager bei und in Mainz erhielt: Christen und Juden finden sich früh in den Rheinstädten, und gründeten früh kleine Gemeinden, bis unter Constantin die neue Religion die Herrschaft gewann und zumal des Kaisers fromme Mutter, Helena, glanzvolle Kirchen in Trier stiftete."

Da kam die Völkerwanderung mit ihren Schrecken, warf die Tempel und Bildsäulen der Römerstädte in Deutschland in Trümmer und verwandelte blühende Landstriche in Einöden. Die Römlinge in den Städten wurden erschlagen oder in Sklaverei geführt, rohe Germanenhaufen zogen ruhelos über die rauchenden Steine; nicht lange und der Fuchs und der Eber trabten über die Schutthaufen mancher glänzenden Stadt, und der Nordwind warf Kiefernsamen darauf, bis vielleicht ein wildes Gehölz über dem Grabe römischer Bürger aufschoß. Damals sank das Capitol und die glänzenden Säulenhallen der Augusta Vindelicorum (Augsburgs); es zerborst das Castell des uralten Mainz, das einst eine Celtenstadt gewesen, dann von den römischen Christen das „goldene" genannt worden war; — Colonia, die mächtige Hauptstadt Niedergermaniens, oft der Wohnsitz römischer Kaiser, sah über seine steinerne Rheinbrücke die Horden der Würger hereinbrechen. — Deutschland schien wieder zu werden, was es vor der Zeit der Cimbern gewesen war, eine schweigende Waldwüste, in welcher zersprengte Wanderstämme den Hirsch und Wolf jagten. Auf dem römischen Colonienland saß der Franke, der Burgunder, was sich damals Alamane und Sveve nannte, und Reste von vielen andern Stämmen. Wir haben durch Gregor von Tours die Schilderung eines solchen fränkischen Edelsitzes in der Moselgegend, zwischen 500 und 600 nach Chr.

„Der „Barbarus" haus't in einem festen Gehöfte, dessen Pforten zur Nachtzeit mit hölzernen Keilen verriegelt werden — den Gebrauch des Schlosses hatten

die Kriegsgäste nicht mit aus der Heimath gebracht — zwischen seinen Pferdeställen leibeigen; gewordene Söhne römischer Senatoren, sogar der Neffe eines Bischofs von Langres, hüten seine Heerden; ein listiger Sklave römischer Herkunft dient als Koch der Völlerei seines fränkischen Gebieters, dessen gesammte Umgebung, neben den Trümmern der kunstvollsten Thermen, Säulenhallen, Atrien mit Mosaikboden, einen durchaus bäuerischen Zuschnitt bezeugt."

Da kam das Christenthum in die Germanen, die Kirchen erhoben sich, Klöster und Bischofsitze; das Lehnswesen entwickelte sich, die neue Gesellschaft begann sich zu gliedern und durch Gesetze zu sichern, die königlichen Pfalzen wurden gebaut und um die Kirchen und die Fürstenhöfe errichtete der Adel seine Behausungen. Auf den Trümmern der Römerstädte wuchs ein neues Leben.

„Die zweite Hälfte des 5. und die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts hat keinen umschlossenen Ort Mainz, mit engeren Sitzen an einander, nur zerrissene Mauern mit vereinzelten Bewohnern gekannt. Die Schenkungen frommer Einfalt an das Kloster Fulda, welches etwa um die Mitte des 8. Jahrhunderts erstand, gewähren uns ein lebhaftes Bild des „goldenen Mainz" in der Merowingerzeit. Im weiten Umfang, zwischen der königlichen Pfalz, den Kirchen und Capellen ein zahlreicher fränkischer Adel im vereinzelten, oder gassenartig benachbarten Gehöften angesiedelt; zu ihren Häusern und Höfen gehören Weinberge innerhalb der Mauern, und außerhalb, besonders nach dem römischen Castrum, dem Kästrich und St. Alban zu; zu den urbaren Aeckern drinnen und draußen eine Menge Leibeigener, alle deutscher Namen. Ganz Mainz und sein Weichbild sind eine Ansiedelung kriegsadeliger Landbesitzer, denen des Königs Aufenthalt und das Ansehen des Klerus in ihrer Mitte ein noch vornehmeres Gepräge gewährt. Unter ihrem hörigen Gesinde tritt noch keine Spur von unabhängigerer Gewerbthätigkeit heraus; keine Kaufmannsgilde hat bis zur Karolingerzeit zwischen Geistlichkeit, städtischem Adel und Leibeigenen freieren Spielraum für ihre Thätigkeit gefunden, wenngleich das einförmige Leben jener genießenden Altbürger und des Klerus nicht ohne Verkehr, Austausch, Kunstfleiß und Handwerk gedacht werden kann."

Aus den leibeignen Arbeitern werden Handwerker, aus den Edeln hier und da patrizische Familien, die große Klasse der persönlich Freien ohne Grundbesitz verbindet sich zu Schutzgilden, aus denen allmälig die Zünfte sich entwickeln, Handel und Handwerk erblühen, die Städte erhalten Mauern, die Unfreien die persönlichen Rechte der Freien, der Herr, Kaiser oder Bischof braucht die Hülfe der Bürger, sie erhalten und ertrotzen Privilegien, zuletzt freies Selbstregiment; schließen große Bündnisse unter einander, und geben sich Verfassungen.

Am frühsten entwickelten sich die mittelalterlichen Städte auf dem alten Römergrund, später, aber mit nicht geringerer Energie, im alten Sachsenland, zuletzt in den östlichen Grenzländern auf slavischem Grunde. — Zweihundert Jahr

nach dem Tode Karl des Großen war Deutschland mit aufblühenden Städten bedeckt, deren Inneres freilich noch nicht den architektonischen Schmuck und die reiche Zierlichkeit zeigte, welche im 14ten und 15ten Jahrhundert den Städter stolz machten.

„Um 1050 das äußere Bild unserer ältesten Städte, ihr sittlich-gesellschaftliches Gepräge zu schildern, gewähren uns die Nachrichten noch nicht Gestalten und Farben genug. Enge Räume, hinter Mauern eingeschlossen, schmale, ungepflasterte Gassen, regellos mit großentheils hölzernen, nicht immer mit Ziegeln gedeckten Häusern bebaut, noch viele hölzerne Kirchen; steinerne Thürme in Sachsen noch eine Seltenheit. Doch schon Kaufhäuser mit Hallen und Lauben, am Marktplatze, in welchen der Verkehr sich erging, offene Wechslertische; noch war der Verkehr nicht in die eigene Behausung eingezogen. Gewerke, deren Kaufwaaren zu den nothwendigsten Bedürfnissen gehörten, besaßen schon gemeinschaftliche Verkaufsstätten; so die Fleischer und Bäcker; andere wohnten in ihren Häuslein zunftartig nebeneinander, arbeiteten im Freien, daher denn in allen Städten die Namen der Schmiede-, Schuster-, Wollenweber-Gassen sich wiederholen. Im gewerbthätigen Straßburg stoßen wir schon auf polizeiliche Sorgfalt für Sauberkeit und Ordnung; der Burggraf durfte keinem Einsassen gestatten, über der Straße zu bauen; niemand durfte vor seinem Hause den Dünger aufhäufen, als um ihn sogleich hinauszuführen: ausgenommen waren gewisse Stätten am Roßmakt, am Schlachthofe und bei St. Stephan. Niemand durfte in der Stadt Schweine ohne Aufsicht des Hirten umherlaufen lassen, der Weideplatz für sie war bei „Willemanns Burgthor".

Waren Kirchlein und Häuser so schmucklos und einfach, so erging sich auch Sitte und gesellschaftliches Bürgerleben in einfachster Weise. Der finstern, strengen Kirchlichkeit gegenüber die tobenden Gelage der Genossenschaften und Aemter, mit bäuerischem Aufwande, mit Bußen an Wachskerzen und Kannen Weins; Völlerei und Trunkenheit als Ursache blutiger Thaten, wie denn im Laufe eines Jahres 35 Gotteslente zu Worms erschlagen wurden; noch keine Spur des heiteren Bürgerthums in Zunftspielen, Fastnachtschwänken, öffentlicher Kurzweil, Mummenschanz, noch keine Meistersänger. Doch mochten aus Dorf- und Landleben, aus dem freien Walde die sinnigen Maispiele bereits in die düstern Mauern eingezogen sein, deren eine Seite, die Pfingsttänze, wir früh erwähnt finden.

Unter ernsten Feierlichkeiten und Formen ward beim Königsbanne, in öffentlichen Gehegen, unter der Gerichtslaube, gedingt; weder Richter noch Schöppen trugen Kappen, noch Hüte, noch Hauben, noch Handschuhe. Mäntel auf den Schultern, ohne Waffen, sitzend fanden sie das Urtheil. Trauriges Schaugepränge boten in bischöflichen Städten die häufigen Gottesurtheile, die gerichtlichen Zweikämpfe, welche fast den Charakter unbarmherziger Gladiatorenspiele entwickelten, und vom blöden Geiste der Gesetzgebung in unzähligen Fällen angeordnet wurden.

Es gab einen Stand solcher Kämpfer um Lohn und Brod, welche, nach dem Sachsenspiegel, mit ihren Kindern rechtlos, ihr Leben als Erhärter der Klagen öffentlich daran setzten. So bestand im Jahre 1017 ein Hause von Räubern in Merseburg vor den Augen des frommen Kaisers den Kampf gegen der Art öffentliche Fechter, und wurde überwunden, also überführt und aufgeknüpft. Die häufige Verhängung von abscheulichen Leibes- und Lebensstrafen, welche an Stelle der Buße und des Wehrgeldes überall in den Städten aufkam, Verstümmlung, die Strafe „an Haut und Haaren", Blendung, Handabhauen, beförderten die rauhe Gewöhnung des Geschlechts. Der Handlung des Nachrichters, Henkers, klebte nichts Unehrliches an, und wie der heidnische Priester allein sie vollzog, ward in Ulm, Reutlingen und andern schwäbischen Städten dem jüngsten Schöffen, in fränkischen sonderbar dem jüngsten Ehemanne, die Hinrichtung aufgetragen."

Es folgt die glänzende Zeit, von der das heilige Köln, das kunstreiche Nürnberg, das sächsische Braunschweig noch jetzt dem Beschauer Wunderbares und Schönes verkünden. — Mit Spannung erwarten wir den dritten Theil des Werkes, der das 14te und 15te Jahrhundert schildern soll, und empfehlen bis dahin die ersten Theile dem warmen Interesse der deutschen Leser.

Hessische Staatsmänner.

v. Bardeleben, spätere Kriegsminister.

Unter die vielen Zeichen und Wunder, womit uns das Jahr 1848 überraschte, gehörte auch nach dem Rücktritt von Weiß die Ernennung des pensionirten Generallieutenant von Bardeleben zum wirklichen Kriegsminister. Zwar glaubten viele seiner Kameraden diese Erhebung Bardeleben's zum Minister schon 5—6 Jahre früher erwarten zu dürfen, als derselbe von Rinteln, wohin er seit Anfang der dreißiger Jahre wegen seiner notorisch liberalen Gesinnung als Stadtcommandant versetzt war, unvermuthet nach Kassel beschieden wurde. Seine Schwelle wurde damals fast nicht leer von antichambrirenden — Freunden. Der Alte empfing die Huldigungen mit diplomatischer Schweigsamkeit und schalkhaftem Lächeln. Aber o schreckliche Enttäuschung! Bald offenbarte es sich, daß Bardeleben nicht als Minister, sondern als — Arrestant in die Residenz berufen worden war; denn die geheime Polizei hatte pflichtschuldigst berichtet, daß der alte Herr einen neuen Beweis seiner Unverbesserlichkeit abgelegt habe, indem er dem hessischen Zopf- und Kamaschensystem zum Trotz täglich ohne Uniform ausgeht. Zwar konnte der Mann aus Gesundheitsrücksichten die knappe Uniform nicht gut tragen; auch war kein Soldat in der geschleiften Festung, welcher durch das üble Beispiel des Commandanten hätte geärgert werden können. Aber die Gerechtigkeit forderte das Opfer. So mußte der benarbte, mit vielen Orden geschmückte Held, welcher seinem vertriebenen Fürsten Wilhelm I. nach Itzehoe gefolgt und nur mit dessen ausdrücklicher Einwilligung erst in preußische, dann in westphälische Dienste getreten war, welcher alle Feldzüge des Jahrhunderts mitgemacht und als Bataillonscommandeur in Rußland beide Beine erfroren hatte, in Kassel einige Tage Hausarrest aushalten. Die Besuche fanden sich von nun an spärlicher ein. Der gekränkte Greis, dessen Körperkraft durch die langjährige aufgezwungene Unthätigkeit ohnehin gebrochen war, wenn gleich sein Geist sich jung und frisch erhalten, hatte bald darauf seinen Abschied genommen, war nach Kassel gezogen, hatte es aber nicht über sich gewinnen können, dem obersten Militärchef seine Aufwartung zu machen, und lebte fortwährend in allerhöchster Ungnade. Und jetzt wurde dieser alte Trotzkopf in's Ministerium berufen, durfte seine Bedingungen stellen, erhielt die Erlaubniß, im schlichten Militär-Ueberrock in's Palais zu kommen und Vortrag zu halten. Fürwahr eine glänzende Genugthuung! Doch die Freude war nicht von langer Dauer. Wohl sorgte der patriotische Minister dafür, daß die vom Reichsverweser angeordnete militärische Huldigungsfeier am 6. Aug. 1848 unter persönlicher Betheiligung des Kurfürsten mit allem

Pomp vollzogen wurde. Der Tag wurde in Kassel als wahres Volksfest mit hoffnungsvollem Jubel gefeiert. Der Kurfürst erschien zum ersten Mal seit dem Antritt seiner Regierung in Civilkleidung unter dem jubelnden Volke: man hoffte nicht bloß für Deutschland segensreiche Folgen von diesem Tag, man hoffte auch für das engere Vaterland auf ein inniges Zusammenwachsen des Fürsten mit seinem Volke, wonach alle treuen Hessen schon so lange sich gesehnt; doch man hoffte vergebens. Wohl suchte der Minister, dessen Hand nur zitternd noch ihren Dienst versah, seine alternde Kraft zu unterstützen durch Heranziehung einer jugendlichen Arbeitskraft, des wackern und kenntnißreichen Historigraphen der hessischen Armee, Maximilian von Ditfurth*), welcher unter dem jetzigen Ministerium leider wieder aus dem Kriegsministerium entfernt und durch einen Invaliden ersetzt worden ist. Doch überzeugte Bardeleben sich bald, daß sein an volle Behaglichkeit gewöhntes Alter mehr leibliche und geistige Ruhe erheischte, als mit seiner neuen Stellung verträglich war. Schon nach 5 Wochen nahm er seinen Abschied.

Ueber die Jugend des interessanten Mannes verdanke ich einem Freunde einige charakteristische Notizen. Bardeleben, dessen Familie nicht zur hessischen Ritterschaft gehört, sondern erst im vorigen Jahrhundert aus Preußen eingewandert ist, war der Sohn eines alten wenig bemittelten Militärs, der nach dem siebenjährigen Kriege seinen Abschied genommen und bei der Bewirthschaftung eines kleinen Gutes unweit Homberg sehr thätig war, Bruder von 11 gesunden Geschwistern. Der ernste und nicht selten heftige Vater schreckte die Kinder zurück, die liebevolle Mutter zog sie vertrauensvoll zu sich hin; ihr Bild prägte sich dem Sohne unvergeßlich ein. Er wuchs auf als muthwilliger Landjunge im Besitz unbeschränkter Freiheit, der Wildeste unter den Wilden, und härtete sich auf alle Weise ab. Spaziergänge nach dem nahen Eisenhammer und der benachbarten Bergstadt mit Ruine weckten früh einen gewissen Sinn für das Romantische. Dazu kam später eine Ader von Humor. Weit mehr, als der Unterricht beim Magister interessirten ihn aber die Zeinungsnachrichten aus Amerika, wo ein vaterländisches Truppencorps gegen die Amerikaner focht. Anfangs mit dem Vater auf Seiten der Engländer und Hessen stehend, nahm er bald mit der Mutter desto lebhafter Partei für die Amerikaner. Nach zurückgelegtem achten Lebensjahr nahm ihn der mütterliche Großvater, Hannover'scher Land- und Schatzrath zu Erzstrup bei Hoya zu sich, ein gemüthreicher, verehrungswürdiger Greis,

*) Maximilian von Ditfurth ist der Sohn des in bairischen Diensten bei Innsbruck im Jahre 1809 gefallenen tapfern Obersten von Ditfurth, von dem selbst die Tyroler mit Bewunderung gesagt haben: er stritt, als wollt' er allein Tyrol den Baiern erhalten! Wie der kleine Max und seine Mutter, die ihren Gemahl nach Innsbruck begleitet hatte, durch den Edelmuth eines Tyrolers der Volkswuth entrissen worden sind, das hat Hebel im „Schatzkästlein“ unter der Ueberschrift: „Rettung einer Officiersfrau“ erzählt.

der sein praktischer Religionslehrer wurde. Dieser hätte gern einen Juristen aus ihm gemacht; aber die erste Reise nach Kassel, eine große Parade, später ein Manöver bei Minden, dem Friedrich der Große selbst beiwohnte, zogen ihn zum Militärstand hin. Er behauptete damals auch die kriegerischen Entbehrungen der Spartaner versucht zu haben, doch selten mit Glück; denn nur, wenn er satt war, hielt er die schwarze Suppe für hinreichend. 1787 begleitete er seinen Großvater als Deputirten der Landschaft zum fünfzigjährigen Jubiläum der Universität Göttingen, wo Feste an Feste sich reiheten. Den 1. April 1788 trat er in's Cadettenhaus zu Kassel ein. Er hatte seinen Beruf erkannt.

Von Jugend auf abgesagter Feind jeder Lüge, ist er bis in sein Alter Feind aller conventionellen Formalitäten geblieben, so weit sie nicht wirklicher Ausdruck der Gesinnung sind. Ebenso haßt er alle Prüderie; dagegen liebt er derbe, naturwüchsige Späße, wenn auch die Grazien dabei ihr Ohr bisweilen verschließen müssen. Ueberhaupt ist der von Natur lebhafte Mann munter und lebensfroh geblieben, obwohl nicht verschont von den Launen des Alters.

Neben seinen Fachwissenschaften haben ihn besonders historische und ästhetische Studien angezogen. Don Quixote wurde des Jünglings und blieb des Greises Lieblingslectüre. Auch sein eigner Humor ist nicht immer mit attischem Salz, sondern bisweilen mit spanischem Pfeffer gewürzt. Als militärischer Befehlshaber hielt er bei seinen Untergebenen streng auf Disciplin und erwarb sich in Hanau, wo er eine Zeit lang in Garnison lag, den Beinamen des „Pascha von drei Roßschweifen.“ Indessen muß es der gestrenge „Pascha“ mit seinen Leuten gut gemeint haben; sonst würden nicht so viele jüngere Kameraden mit so großer Liebe und Verehrung an ihm hangen. Namentlich rühmen sie seine altgermanische, ächtkameradschaftliche Gastfreiheit.

In seine Stelle trat von der Mitte September 1848 an Oberst d'Orville aus Offenbach, seit 1814 als Freiwilliger im Ysenburgischen Militärdienst stehend, 1816 von Kurhessen übernommen. Er gilt für einen klugen, in seinem Fach wohlunterrichteten Mann. Unter seiner Amtsführung fanden die wichtigsten, auf das Militärwesen bezüglichen legislativen Aenderungen statt, worauf wir unten zurückkommen werden. Allein obgleich durch ein Gesetz vom 26. Oct. 1848 sogar der „oberste Militärchef“ aus der Verfassungsurkunde beseitigt wurde*), wodurch die Stellung des Kriegsministers wesentlich erleichtert schien, so konnte doch auch d'Orville sich nicht lange halten und nahm „aus Gesundheitsrücksichten“ seine Entlassung.

---

*) Einige Tage vorher hatte die N. H. Z. erklärt: Der oberste Militärchef muß noch vor Ablauf dieser Sitzungsperiode (31. Oct. 1848) fallen, und wäre er mit Ketten an den Himmel gebunden. Er fiel. Einige Woche später, nachdem der Umschlag in Berlin erfolgt war, würde die Streichung dieses Verfassungsparagraphen unter keiner Bedingung mehr durchzusetzen gewesen sein.

Nachdem Oberst von Urff (derselbe, welcher sich am 6. Dec. 1847 dazu verstanden hatte, dem Kurfürsten die Bedenken des Officiercorps hinsichtlich des neuen Fahnen- resp. Huldigungseides vorzulegen) das Kriegsministerium kurze Zeit auftragsweise versehen, wurde im März 1849 Major Bödicker provisorischer Vorstand desselben. Auch dieser gilt als sehr gescheidter, ja schlauer, vielgewandter, wohlunterrichteter Officier. Hochstehende Fachgenossen haben ihm hinsichtlich seiner Geschäftsleitung vor allen übrigen März-Kriegsministern die Palme zuerkannt. Besonders rühmt man sein taktvolles Benehmen gegen ältere und an Rang höher stehende Officiere. Unter ihm fand die Ausrüstung und Absendung eines hessischen Truppencorps nach Schleswig statt, bei welcher Gelegenheit sich unter unsern Soldaten ein edler kriegerischer Wetteifer kundgab: die Abziehenden wurden von den Zurückbleibenden um ihr Glück nicht wenig beneidet. Nachdem Bödicker „aus Gesundheitsrücksichten" erst einen längern Urlaub, dann seine Entlassung genommen, wurde er zum Oberstlieutenant und Commandeur der Division Kurfürst-Husaren, frühere Garde du Corps, ernannt, ist aber in neuester Zeit wegen seiner Verfassungstreue dieses Postens enthoben worden.

Sein Nachfolger war vom December 1849 bis zum Fall des Märzministeriums der wegen seines biedern Charakters, seiner Herzensgüte, patriotischen Gesinnung und musterhaften Pflichttreue allgemein hochgeachtete Oberstlieutenant v. Roques, Abkömmling einer aus dem südlichen Frankreich stammenden protestantischen Familie, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) in Hessen eine Zuflucht fand. Er war geboren 1795, seit seinem 15. Jahre Soldat, seit 1840 dem Kriegsministerium als Referent beigegeben, daher ein wohlerfahrener Geschäftsmann. Bei der Rückkehr Hassenpflug's schied er aus dem Cabinet und trat wieder als Stabsofficier in's Garde-Regiment, starb aber schon im Juli 1850, tiefbetrauert von seinen Waffengefährten und sonstigen Freunden, wie man glaubt, ein Opfer der aufreibenden Zeitereignisse.

Neue Romane.

2.

Ich deutete am Schluß meines letzten Artikels einen Uebelstand an, der seit Goethe so ziemlich in allen deutschen Romanen wiederkehrt, wenn sie sich nur einigermaßen über das Niveau des Alltäglichen zu erheben suchen. Sonst war es Mode, die feineren Empfindungen des Herzens und die kühneren Züge des Charakters, die zu fein und zu kühn waren, um sich in den Handlungen zu entfalten, in Briefen an irgend einen Vertrauten oder eine Vertraute auszusprechen; selbst wenn die Heldin in Ohnmacht fiel, mußte sie augenblicklich ihrer Freundin referiren, und wenn nichts vorfiel, so wurde auch darüber ein Brief geschrieben. Die Wuth des Briefschreibens hat jetzt nachgelassen, dagegen ist das schlimmere Laster der Tagebücher eingerissen. Seitdem Ottilie ein Tagebuch geführt, versäumt keine Frau von einigem Geist, in sorgfältig stilisirten Aphorismen ihrer schönen Seele Luft zu machen. Zum Theil sind es die süßen Geheimnisse des Herzens, der Nachklang schöner Stunden, die man in diesem köstlichen Schrein aufspeichert; man malt sich aus, was man dabei gedacht, als man mit dem schönen, blassen Polen die erste Polka tanzte, oder was man empfunden, als der erste Sonnenstrahl auf die neuen, seelenvoll gruppirten Möbeln fiel; in der Regel aber sind es Einfälle über literarische Gegenstände, namentlich über Faust, Byron und Don Juan, die Lieblinge der Damen. Da eine gründlich ausgeführte Kritik weder von einer Dame noch von einem Tagebuch zu erwarten ist, so wird eine epigrammatische Pointe gesucht, ein gefühlvoller Witz, der auf die alte Erscheinung ein neues Schlaglicht wirft. Daraus geht nicht nur der Nachtheil hervor, daß eine Masse schiefer, einseitiger Urtheile in die Welt laufen, daß man sich zwingt, beständig in Aphorismen, in Paradoxien zu denken, eine Manier, die dem gesunden Menschenverstand nicht eben förderlich ist; sondern auch der größere, daß man auf solche Reflexionen einen Werth legt, den sie in keiner Weise verdienen, und über dieses Schattenspiel schillernder Witze dasjenige aus den Augen läßt, was eigentlich das Interesse des menschlichen Lebens ausmacht: That und Leiden.

Auch „der Tannhäuser," den wir im vorigen Heft besprachen, gibt uns ein solches Tagebuch; es wird noch dazu von der gesetztesten, verständigsten und tugendhaftesten Person des Stückes geführt, aber sie kann sich doch nicht enthalten, sich zuweilen in ihren Mußestunden die Frage vorzulegen, ob sie nicht den Opfertod der Charlotte Stieglitz sterben solle, und über Christus, die Republik, die Identität Gottes und der Welt, den Zweifel und den Glauben, die Ehe und das freie Weib, sich Einfälle auszuarbeiten, die ebensowenig schön als

haltbar sind. Wir Deutsche sind schon ohnehin so aphoristische Naturen, daß unsere Gedanken, Geschichten und Empfindungen gerade so in Duodezform auseinanderfallen, wie unsere Staaten und unsere Kirchen; wir sollen vor allen Dingen dahin trachten, uns zu concentriren, aus der Zerflossenheit unsers Lebens und Denkens mit einem energischen Entschluß uns aufzuraffen. Statt dessen forciren wir uns in eine immer haltlosere und trübere Verwirrung hinein.

Die allerneuste Form des Romans trägt viel dazu bei. Bei dem Roman wie bei der Geschichte vergessen wir allzuleicht, daß, wie man auch sonst darüber denken mag, die Hauptsache ist, daß etwas erzählt wird. Seitdem wir aber an den gescheiterten Versuchen unserer Revolution eine willkommene Beziehung für unsern Weltschmerz gefunden haben, überheben wir uns vollends der Mühe, zusammenhängende Geschichte und zusammenhängende Charaktere zu erfinden, wir beziehen uns auf bekannte Ereignisse, auf bekannte politische und literarische Persönlichkeiten, und die Romantik schlingt sich wie ein schales, unselbstständiges Rankengewächs um die ohnehin schon sehr formlosen Ruinen unserer jüngsten Träume. Anstatt zu schildern und zu erzählen, wird gestichelt.

Schon in Gutzkow's Ritter vom Geist sind diese Sticheleien, die ein Uneingeweihter gar nicht verstehen kann, sehr unbequem; Gutzkow beobachtet aber wenigstens den Anstand, nur gewisse Eigenschaften öffentlicher Charaktere zu benutzen und diese zu freien Compositionen zu verarbeiten. — Der Verfasser des „Tannhäuser" mißbraucht schon diese Beziehungen; am rohesten treibt es aber der Verfasser des Romans:

Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit. 3 Bde. Leipzig, Brockhaus.

Was irgend in den letzten Jahren von bekannten Persönlichkeiten in Berlin, Wien und Breslau aufgetaucht ist, kommt in irgend einer Verkleidung als Episode in diesen drei Bänden vor. Diese Benutzung der Wirklichkeit ist weder künstlerisch noch sittlich zu rechtfertigen. Dergleichen beiläufige Charakteristiken sind immer unwahr, weil sie eine beliebige hervorspringende Seite ergreifen und sich doch den Anschein geben, als wollten sie die Totalität des Menschen darstellen, und sie sind unschicklich, denn will man lebende Personen angreifen, belehren, tadeln oder lächerlich machen, so thue man es offen, mit ihrem und seinem Namen, man motivire sein Urtheil und man vertrete es.

Der Roman hat aber in anderer Beziehung ein Interesse. Es sind nämlich höchst eigenthümliche Geständnisse der Demokratie, die nicht allein an ihrem Erfolg, sondern auch an ihrem Recht verzweifelt. „Kleine Menschen in einer großen Zeit!" Worin liegt aber die Größe einer Zeit anders, als in den Menschen? Eine Periode des Uebergangs, in der eine alte Form des Lebens allmälig abstirbt, um einer neuen Platz zu machen, hat leicht den Schein der Größe, weil sie große Contraste zeigt. Aber in dem chemischen Auflösungs-

proceß liegt an sich nichts Großes; es kommt darauf an, mit welcher Gewalt die neuen Lebenskeime aufbrechen.

Der Held des Romans, der Träger der neuen Zeit und ihrer Ideen, ist, wie die meisten Figuren unserer modernen Novellisten, eine Molluske ohne alle Knochen, oder wie wir uns moralisch ausdrücken würden, ein ausgemachter Lump, dessen blasse Wangen und dunkle Locken uns nicht imponiren; er versteht es mit einer wahren Meisterschaft, in jeder Situation, die für einen leidlich honetten Menschen gar keine Schwierigkeiten haben würde, sich auf die möglichst nichtswürdige Weise zu benehmen. Er ist Atheist, ambirt aber ein Pfarramt; er macht einem guten Mädchen feurige Liebesgeständnisse, schreibt aber zugleich einem guten Freunde, sie sei eine dumme Gans, und ihn werde kein Weib verstehen; man entdeckt einen atheistischen Aufsatz, den er anonym in die Epigonen geschickt, und zieht ihn deshalb zur Untersuchung; er bettelt bei dem Consistorialrath um Gnade, besäuft sich aber zugleich mit den Berliner Gottesleugnern, knüpft Verhältnisse mit emancipirten Weibern an, schreibt aber dabei auch seinem Aennchen, er sei ewig der ihre u. s. w. Erst wird er deutschkatholischer Pfarrer in Breslau, dann Haupt der freien Gemeinde, Communist, dann wieder Skeptiker — kurz ein ausgemachter Lump. Jede Person, die mit ihm irgendwie in Berührung kommt, führt ihn an der Nase herum. Zuletzt fällt er bei der Wiener Revolution. — Die andern Demokraten, die episodisch aufgeführt werden, sind womöglich noch nichtswürdiger.

Es ist gut, wenn die Demokratie auf diese Weise, halb bewußt, halb unbewußt, in sich geht und ihre Sünden bekennt. Der Ekel an einer schalen Vergangenheit ist auch schon ein sittliches Moment; nur reicht er nicht aus. Die Blasirtheit ist ein noch schlechterer Zustand als der Rausch, wenn auch die unvermeidliche Folge desselben. Der Dichter, der übrigens nicht ohne Talent ist, und das namentlich an der Zeichnung einiger weiblicher Figuren gezeigt hat, wird hoffentlich diesen Katzenjammer überstehen. —

Ein zweiter Roman:

> Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahr 1848 von Otto Müller. 3 Bde., Bremen, Schlodtmann.

behandelt dasselbe Thema. Diesmal sind es zwei entgegengesetzte Charaktere, die von der Revolution ergriffen werden; ein jungdeutscher Schwindler, Namens Germanos, der immer aus einem Extrem in das andere überspringt, und sich von den ähnlichen Romanfiguren nur dadurch unterscheidet, daß er wenigstens Anläufe macht zu einer größern Energie in der Verfolgung seiner Zwecke; und ein braver, verständiger Mann, Namens Volker, der nur an dem Uebelstand leidet, daß sein Herz durch eine doppelte Liebe gespalten wird, zu einem guten Bauermädchen und zu einer Gräfin. Er läßt sich in den ersten badischen Aufstand verwickeln und erschießt sich, als er arretirt werden soll: warum? das erfährt man nicht.

Diesmal sind es die Aristokraten und ihre Diener, die schlecht wegkommen; ein Haufe unwürdigen Gesindels. Der Verfasser hofft zum Schluß auf bessere Zeiten, und fragt das Vaterland, ob es denn auch erwachen werde? — Im Uebrigen ist der Zuschnitt dieses Romans mehr nach der alten Convenienz; Thürme, worin Wahnsinnige wohnen; schurkische Verwalter; intendirter Vatermord; uneheliche Kinder, denen plötzlich der Vater segnend erscheint u. s. w.

Des Republikaners Schwertfart. Kartons von Ernst Haug, General der römischen Republik. Bremen, Schlodtmann.

Hier ist unbedingte Siegesgewißheit, sogar in der Orthographie; der Verfasser hat mit Herwegh das th und das y aus der deutschen Sprache verbannt, schreibt: rot, tot, mistisch u. s. w., und hat am Sabandschasee in Kleinasien, von wo die Vorrede datirt ist, eine neue Philosophie entdeckt, deren kurzen Abriß er seinem Freunde, dem Triumvir Mazzini, in folgenden Worten mittheilt: „Der Karakter unserer Periode ist die Emanzipazion der Individualität vom Individuum oder der Unterjochten vom Unterjochenden. Die logische Consequenz bringt es mit sich, daß der Unterjochte die Herrschaft der Unterjochenden abschütteln und für die Emigrazion des Individuums von der unterdrückenden Individualität ringen wird. Unsere kühnsten Wettrenner haben den roten Spagat am Ziel der laufenden Periode schon durchbrochen, und sind, Deserteurs ihrer Zeit, auf die Arena der Zukunft gesprungen." Was in dem Romane selbst steht, weiß ich nicht so genau zu sagen, denn der dem Vorigen entsprechende Stil stört die Aufmerksamkeit. Pius IX. wird unter andern ein Christusschänder und Landesverräter genannt, die übrigen Fürsten noch strenger getadelt, und zum Schluß heißt es: „Ich höre aus dem profundis der Gräber den Posaunenschall des ewigen Gerichts erdrönen."

Der Sohn des Volkes. Roman von Levin Schücking *). 2 Bde. Leipzig, Brockhaus.

Dieser Roman behandelt zwar auch die Gegensätze einer Revolutionszeit, aber er bezieht sich auf eine andere Revolution, auf die große französische und deren Einflüsse auf Deutschland. Er ist mit dem bekannten Geschick des Verfassers geschrieben, und hat uns nur in einer Beziehung befremdet. Es sprechen sich nämlich, nicht gerade in politischen Excursen, aber in der Art und Weise, wie die einzelnen Figuren ausgemalt und gruppirt sind, die wunderbarsten Sympathien aus: entschiedene Sympathie für den deutschen Adel des vorigen Jahrhunderts gegen die bürgerlichen Emporkömmlinge, entschiedene Sympathie für Oestreich gegen Preußen. Selbst das, was der Verfasser von den Handlungen der Aristokratie erzählt, ist so empörend, daß wir auch die Uebertreibungen der Verletzten

*) Von demselben Verfasser sind früher die Romane erschienen: Ein Schloß am Meer. 2 Bde. — Eine dunkle That. — Die Ritterbürtigen. 3 Bde.

leicht begreifen; aber sie bleiben zum Schluß als die edlen Menschen stehn, alles kniet vor ihnen, läßt sich von ihnen segnen und küßt ihnen die Hände, dagegen werden der „Sohn des Volkes", der sich gegen sie empört, und der preußische Hauptmann, der sie beneidet und gegen sie intriguirt, als hoffnungslose Schurken gebrandmarkt. Ist das bei dem Redacteur der Cölnischen Zeitung bloße Objectivität? Dann muß man sagen, daß sie in diesem Maß nicht zu billigen ist. Jeder Dichter, sei er Tory oder Whig, sucht allen Parteien gerecht zu werden; aber seine Liebe kann nur denen zu Theil werden, für die seine politischen Ansichten sich entscheiden. Wie man objectiv und gerecht sein kann, ohne seiner Partei etwas zu vergeben, zeigt Walter Scott, den Whig und Tory mit gleichem Interesse lies't, obgleich er in seinen Dichtungen ebenso entschieden Tory war, als in seinem Leben.

Der Bettler von James Park. Eine Novelle von Alexander Jung. Leipzig, J. J. Weber.

Hier ist von keiner politischen Tendenz die Rede. Es ist der Versuch, eine Ausnahmefigur, die mit der gewöhnlichen Natur des Menschen gar nichts gemein hat, nicht komisch, sondern tragisch und sentimental zu behandeln; ein Versuch, der an Wunderlichkeit Alles übertrifft, was Gutzkow oder Hebbel in der Art geleistet haben. — Ein junger hoffnungsvoller Engländer verliebt sich in eine Deutsche, eine gewisse Marie, und läßt sich von ihr in der deutschen Sprache und der deutschen Philosophie unterrichten. Beides gibt ihm Veranlassung, sich ein Tagebuch zu halten, worin er über die Liebe, Gott, die Freiheit und die deutsche Sprache in deutscher Manier aphoristisch philosophirt. Da diese Manier, was die Liebe, Gott und die Freiheit betrifft, schon hinreichend bekannt ist, so halte ich es nicht für nöthig, darauf weiter einzugehn; doch ein linguistisches Fragment muß ich mittheilen. „Wie sinnvoll neckisch viele dieser deutschen Eigennamen klingen! Tieck zum Beispiel! Wenn man diesen Namen des großen Dichters ausspricht, allerliebst gedehnt, wie Marie ihn spricht: Tieck, so ist es mir allemal, als befände ich mich mitten in jener Mährchenwelt des deutschen Romantikers. Rund umher in Käfichen sitzen Canarienvögel, wie verwünschte Prinzen und Prinzessinnen. Ich trete an einen der Bauer heran, und rufe scherzend, neckisch zu dem gelblustigen Vogel da drinnen, wie man wohl zu einem Canarienvogel zu rufen pflegt: Tieck und wieder Tieck, und nun antwortet es gar munter ebenfalls: Tieck, Tieck, und Tieck, Tieck geht es durch alle die übrigen Käfiche fort." — Auf ähnliche Weise wird über den Namen Schleiermacher philosophirt. — Jener gute Philosoph hat nun eine fixe Idee: seiner Familie stehe allemal ein Unglück bevor, wenn ein Hausirer einem Gliede seiner Familie ein Eccehomobild anbiete. Als ihm daher einmal wirklich ein Eccehomobild zum Verkauf angetragen wird, verliert er alle Fassung; er kommt in diesem Zustand zu seiner Geliebten, und findet sie im Sterben. Darüber verliert er den Verstand, und

steht nun als Bettler in den Londoner Straßen. Anfangs sehr mager, und daher ein zum Betteln gut qualificirtes Subject, wird er in die Londoner Bettelzunft aufgenommen. Leider aber wird er dann sehr fett, er bekommt einen Hängebauch, was ihm schon früher geahnt hatte. Doch bemerkt ein Lord, der ihn zum Gegenstand seiner Studien und Menschenliebe wählt: „Ungeachtet aller Ueppigkeit des Fleisches und weltlichen Vornehmheit lag etwas Großes in einem höhern Sinn, etwas Erdüberlegenes, Körpersattes, Geistvolles, Geisterhaftes in seinen Zügen." Da aber nicht das ganze Publicum das sieht, so erhält der Philosoph jetzt kein Almosen mehr, wird aus der Zunft ausgestoßen und verfällt einem Hospital, wo er seine Corpulenz verliert und seinen Verstand wiedererhält. Wenigstens setzt er sein Tagebuch fort, und legt ein dunkles Cabinet an, wo mehrere Skelette neben einander stehen und darüber eine geisterhafte Aeolsharfe. Nachdem er diesen Beweis seines Verstandes gegeben, stirbt er sanft und selig, jener Lord beweint ihn als treuer Freund, und Marie ist nicht gestorben, sie lebt vielmehr noch heute als Nonne in Frankreich. — Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt, Horatio! —

Schnock. Ein Niederländisches Gemälde von Friedrich Hebbel. Leipzig, J. J. Weber.

Mit der Bezeichnung eines „Niederländischen Gemäldes" weis't Hebbel diejenigen seiner Verehrer zurück, welche in jeder seiner Schöpfungen ein Ideal erwarten; welche nach seiner eignen Theorie nur da die Dichtung berechtigt glauben, wo ein welthistorisches Problem vorliegt. Im Schnock strebt er nach einer andern Idealität. Dieses Buch „möchte sich neben Eulenspiegel, Katzenberger u. s. w. einen Platz erobern und würde überglücklich sein, wenn es seinen gegenwärtigen Prachtrock *) über kurz oder lang einmal abwerfen und sich auf Jahrmärkten und Kirchmessen in einen Bauernkittel von Fließpapier hineintaumeln dürfte."

Daß Jean Paul's Katzenberger ein Volksbuch ist, und sich auf Jahrmärkten und Kirchmessen tummelt, hören wir zum ersten Male; es ist das eine von den Einbildungen, an denen unser Verfasser so überreich ist. Der Katzenberger ist so wenig ein Volksbuch, als es der Schnock jemals werden wird; im Gegentheil kann man sich nicht leicht eine Manier denken, die weniger populär wäre, als diese forcirte Anhäufung von Charakterzügen, die nach einem Muster zugeschnitten sind.

Eigentlich hätte Hebbel an ein anderes Stück von Jean Paul erinnern sollen, aus welchem er nicht nur die Manier bis in die kleinsten Züge, sondern auch den Stoff entlehnt hat: Die Reise des Feldpredigers Schmelzle. Der Inhalt ist in beiden ein bis zum Extrem feiger Mann, der an ein determinirtes Weib verheirathet ist, und wie billig von demselben geleitet wird. Ich will ihn damit keines

*) Der, beiläufig, der Verlagshandlung in der That alle Ehre macht.

Plagiats beschuldigen, denn er hat das Thema der Feigheit durch andere Einfälle variirt, aber auf dieselbe Weise könnte nun wieder ein Dritter kommen und neue Variationen erfinden, und Duplicate sind, wie die Vorrede zur Maria Magdalena ganz richtig sagt, in der Kunst ein Ueberfluß.

Schnock ist bereits 1837 geschrieben, und gehört in die Reihe jener theophrastischen Charakterstudien, die ich bereits in Heft 45 vollständig geschildert habe. Von seiner Manier wird man sich ein Bild machen, wenn ich folgenden Zug anführe, den Schnock von seiner geizigen Gattin erzählt. „Sie ging zuletzt so weit, daß sie ihre ökonomischen Rücksichten auf meinen eignen Körper ausdehnte und mir die unnütze Anstrengung desselben, wie sie sich ausdrückte, verbot, mir z. B. die Erfüllung der ehelichen Pflichten nur selten verstattete; vermuthlich, weil sie die Kosten einer Umarmung nach Heller und Pfennig abzuschätzen verstand und weil sie nun calculirte, daß ich meine Kräfte nützlicher und fruchtbringender im Handwerk anlegen könne, als in der Liebe.“ — Ich tadle an dieser Stelle nicht den Cynismus an sich, sondern das Reflectirte, Gesuchte und Unnatürliche des Cynismus; ein Fehler, in den Jean Paul ebenso oft verfällt, als Hebbel, nur daß, wie es stets zu geschehen pflegt, der Nachahmer das Vorbild noch überbietet.

Zu einem niederländischen Gemälde, oder, was hier dasselbe sagen will, zu einem humoristischen Gedichte, gehört vor allen Dingen Heiterkeit und Behagen, Freude an der Realität und Reichthum der Farben. Humor im Lapidarstil ist geradezu unerträglich; wir können uns an ihm nur erfreuen, wenn er in einer behaglichen Breite ausgemalt wird. Jean Paul läßt einmal einen seiner Lieblingshelden eine Anekdote vortragen, und bemerkt dann ganz mit Recht, der Zuhörer habe sie erst in seine Sprache übersetzen, sie sich im Stillen ausführlicher erzählen müssen, ehe er den Spaß empfinden und darüber lachen konnte. Dieser Tadel trifft die ganze Darstellungsweise Jean Paul's und seines Schülers: sie haben mitunter sehr komische Einfälle, aber man wird davon nicht ergriffen, weil sie nicht zu erzählen verstehn; sie sind zu reflectirt, zu unruhig, zu abstract; man merkt überall die Absicht.

Dabei gerathen sie noch gar zu leicht in den Fehler der Uebertreibung, die durch Aufhebung der Wahrheit alles verdirbt. Die Feigheit ist in ihrer Erscheinung an sich etwas Lächerliches, Hebbel hat aber den Eindruck noch dadurch verstärken zu müssen geglaubt, daß er sie mit einem riesenstarken Körper in Verbindung gesetzt hat. Schnock ist „breitschultrig, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Gesicht, worauf das erste Kindergreinen über empfangene Ruthenstreiche versteinert zu sein schien; ein Bär mit einer Kaninchenphysiognomie.“ Wenn man von so einem Mann hört, daß er sich von einem kleinen, schwächlichen Menschen, den er mit der Hand zerdrücken könnte, prügeln, zur Erde werfen, mit den Füßen treten läßt, nicht aus Gutmüthigkeit oder Faulheit, wie es bei großen

Menschen zuweilen vorkommt, sondern aus Furcht, so glaubt man das nicht, und dem Dichter hülfe es nicht, wenn dergleichen wirklich einmal vorgekommen sein sollte, denn unwahrscheinliche Dinge soll die Kunst nicht darzustellen unternehmen. Aehnliche Einfälle kommen zu Hunderten vor, mitunter aber auch ein glücklicher Zug. Einmal z. B. hat Schnock gewettet, er wolle seine Frau Abends ausschelten. Er weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er sie demüthig um Erlaubniß bittet. Sie erlaubt es auch, weil er sonst bezahlen müßte, aber er wagt es doch nicht, und fährt endlich in seiner Verzweiflung auf die Lauscher am Fenster los. —

Der deutsche Gilblas. Ein komischer Roman von A. v. Sternberg. 1r Bd. Bremen, Schlodtmann.

Der Roman hat mit dem vorigen insofern Aehnlichkeit, als er auch eine Flucht aus der Tendenzmacherei in die reflectirte Tendenzlosigkeit ausdrückt. Der Verf. meint in der Vorrede, wir würden durch unsere sentimentale Prüderie corrumpirt, und eine lascive Geschichte sei lange nicht so unsittlich, als die sieche Wollust unserer neuen Romantik. Ich bin darin mit ihm vollkommen gleicher Meinung, ich halte Paul de Kock für viel weniger unsittlich als Soulié, den Ardinghello für moralischer als die Lucinde, das Bordell für rechtschaffen im Vergleich mit den Conventikeln, wo man unter Anrufung des heiligen Geistes seinen Lüsten nachging. Aber man rechtfertigt Paul de Kock und Heinse noch lange nicht, wenn man nachweis't, daß es noch unsittlichere Dinge gäbe, als ihre Schriften. Jene cynischen Schriften können nur durch die herrschende Stimmung, deren tiefgefühltes Bedürfniß sie befriedigen, eine relative Berechtigung erlangen, mit dem Aufhören der Stimmung ist auch ihr Recht dahin. Wenn Casanova heute schriebe, so würde kein Mensch ihn lesen; die bloße Liederlichkeit langweilt uns.

Der „Deutsche Gilblas" enthält übrigens nicht bloß liederliche Geschichten, wenn auch mehr als nöthig. Er ist besser als manche frühere Schrift desselben Verfassers. Ein Talent kann man Sternberg nicht absprechen, und dieses tritt um so mehr hervor, wenn man durch die Lectüre der vorher erwähnten Romane abgespannt ist; er weiß sehr gut zu erzählen. Er hält die Neugierde in beständiger Spannung, er trägt seine Anekdoten und Charakterzüge auf eine so pikante Weise vor, als man es nur verlangt, und er hat aus dem Leben manche wirkliche, bunte und lebendige Anschauung geschöpft. Das ist freilich ein subalternes Talent, aber ein nothwendiges, und ein Talent, welches neun Zehnteln unserer Romanschreiber völlig abgeht. Und es kommt noch eine zweite Eigenschaft dazu, die eben so selten ist unter den Deutschen: er ist nicht verschroben; wenn er von einer Tasse Kaffee reden will, so macht er keine Anspielung auf die Hieroglyphen von Persepolis und auf die Empfindungen einer eingemauerten Nonne in den römischen Katakomben.

Handel und Wandel. Von F. W. Hackländer.*) 2. B., Berlin, Franz Dunker.

Es freut mich, einmal unbedingt loben zu können. Der Kreis, in dem sich dieser kleine Roman bewegt, ist enge, er beschränkt sich auf eine Mühle, eine Schnittwaarenhandlung und ein paar umliegende Häuser; aber man wird in diesem Kreise vollständig vertraut, die einzelnen Figuren sind in scharfen Umrissen, naturgetreu und mit lebendigen Farben gezeichnet, wir leben unter wirklichen Menschen, Menschen von Fleisch und Blut, nicht Schemen der Fieberphantasie oder Reminiscenzen aus irgend einem Compendium der Metaphysik. Es herrscht in dieser Welt ein klarer Verstand und ein gesundes, tüchtiges Gemüth. Hackländer würde ein deutscher Dickens werden — ohne die Fehler des Briten, die übertriebene Plastik in der Sprache und die Mosaik in den Charakteren und Begebenheiten — wenn das deutsche Leben nicht so unendlich viel fauler und spießbürgerlicher wäre als das britische. Aber auch wie er jetzt ist, steht er als eine große Seltenheit unter den deutschen Romanschreibern da und verdient eine größere Beachtung, als er bis jetzt — im Ganzen genommen — gefunden zu haben scheint. Wir sind in der Reizbarkeit unsers Geschmackes so überschwenglich geworden, daß wir uns an eine einfache, gesunde Kost erst gewaltsam wieder gewöhnen müssen — denn der Pumpernickel der uncultivirten Bauernsprache mit dem vaterländischen Gewürz der Dialekte ist doch nichts, als ein neuer haut-gout, der nicht dauern kann.

Herodes und Mariamne.

Tragödie in 5 Acten von Fr. Hebbel. (Wien, Gerold.)

Herodes, König von Judäa, liebt seine Gemahlin Mariamne so leidenschaftlich, daß er auch nach seinem Tode ihren Besitz keinem Andern gönnen will. Als er daher auf ein gefährliches Unternehmen ausgeht, befiehlt er heimlich einem treuen Diener, sie zu tödten, wenn er nicht zurückkehrte. Er kehrt zurück, aber sein Geheimniß ist verrathen, und in Mariamne's Seele verwandelt sich die Liebe zu ihm in Haß gegen den Tyrannen.

Dies der Stoff, welcher bereits Calderon zu einem seiner Trauerspiele (el mayor monstruo los zelos) Veranlassung gegeben hat. — Calderon beschränkt sich nach seiner gewöhnlichen Weise auf Ausmalung leidenschaftlicher Stimmungen

*) Frühere Schriften des Verfassers sind: Der Pilgerzug nach Mekka — Daguerreotypen aus dem Orient — Das Soldatenleben im Frieden (hat schon 3 Aufl.) — Wachtstuben-Abenteuer — Humoristische Erzählungen — Mährchen — Bilder aus dem Leben.

und bunter, überraschender Intriguen und Abenteuer; einen sittlichen Gedanken hat er nicht hineinzulegen gesucht, und an eine Motivirung seiner Geschichte durch eine Charakteristik der Zeit denkt er auch nicht. — Hebbel ist dagegen im Motiviren so gründlich, daß er durch die Menge detaillirter Figuren, welche das Bild der Zeit ergänzen sollen, die Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nimmt, obgleich der Hauptfaden der Begebenheit noch immer deutlich genug hervortritt. — Die geschichtliche Grundlage, welche er seinem Drama gegeben hat, ist folgende.

Herodes ist Tyrann sowohl seiner Lage als seiner Natur nach. Seiner Lage nach: denn er ist durch den römischen Triumvir Antonius eingesetzt, wider den Willen des Volks; seine Heirath mit der Erbin der alten jüdischen Könige, der Makkabäerinn Mariamne, hat die Sache nur oberflächlich in's Geleise gebracht; denn Antonius, von dem er unbedingt abhängt, ist ein wüster Trunkenbold, der leicht in einem Augenblicke des Rausches, oder durch einen Kuß seiner Kleopatra angeregt, ihm einmal zum Spaß das Haupt abschlagen lassen kann, und der stets geneigt ist, den Feinden, welche Herodes im eigenen Lande hat, williges Gehör zu leihen. An der Spitze dieser Feinde steht Mariamne's Mutter, die boshafte und intriguante Alexandra, die alle Augenblicke Meuchelmörder gegen ihn ausschickt, und die er doch schonen muß, um seine geliebte Gemahlin nicht zu verletzen; stehen die Pharisäer, die in ihm den freigeistigen Neuerer hassen, die er durch seine Verachtung des mosaischen Gesetzes und durch den Spott auf die messianischen Träumereien beständig verletzt, und die einflußreich genug sind, um in jedem kritischen Augenblick den Fanatismus des Volks gegen ihn loszulassen; stehen endlich alle Ehrgeizigen, denen er den Weg versperrt, und die in ihm doch nicht die Majestät des erblichen Königthums zu scheuen haben. — Wenn also seine Lage ihn zu beständigem Mißtrauen zwingt, auch gegen seine nächsten Umgebungen, so treibt ihn seine Natur zu raschen Gewaltmaßregeln: denn im Gefühl seines persönlichen Werths und der Erbärmlichkeit der meisten Feinde und Freunde, in der gegründeten Verachtung des bestehenden Religions- und Sittensystems, in dem Bewußtsein eines festen, verständigen und unbeugsamen Willens, fühlt er in sich bald den Beruf, ein durchgreifender Reformator zu werden, bald das Gelüste, die Menschen zum Spielzeug seiner superiören Einfälle zu machen. Es kommt noch hinzu, daß der Orient (in scharf hervorgehobenem Gegensatz gegen das römische Rechtsgefühl, selbst unter dem Despotismus der Triumvirn) an Mordthaten und an Hinrichtungen ohne Urtheil und Recht so gewöhnt ist, daß sie, selbst auf die höchsten Regionen angewendet, kein erhebliches Befremden veranlassen.

Da Herodes also durch seine Lage wie durch seine Natur veranlaßt ist, den Maßstab für das sittliche Urtheil über seine Handlungsweise einzig und allein in sich selbst zu suchen, so kann uns die Maßlosigkeit in seinen Empfindungen und in dem Ausbruch, den er denselben verstattet, nicht befremden. Bei Tyrannen

sind Sprünge in der Leidenschaft und ein gewisses Raffinement in Liebe und Haß zu begreifen. — Eine andere Frage ist es freilich, ob das Drama, welches uns doch die allgemeine menschliche Natur darstellen soll, das Recht hat, Tyrannen zu seinem Gegenstand zu machen; eine Frage, die wir hier dahingestellt sein lassen, da sie sich vollständig nur beantworten läßt, wenn wir die Berechtigung des historischen Drama's überhaupt untersuchen.

Diese allgemeinen Voraussetzungen des Schicksals, welches uns beschäftigen soll, erhalten nun durch ein Ereigniß, welches in der Entwickelung jener Conflicte nothwendig begründet ist, eine bestimmte Form. Wer die eigentlichen Führer der Mißvergnügten sind, wissen wir bereits; das gefährlichste Werkzeug derselben ist aber der letzte Makkabäer, Mariamne's Bruder, der schöne Hohepriester Aristobolus. Um sich seiner zu entledigen, läßt ihn Herodes umbringen. Es ist das ein öffentliches Geheimniß, das nur des Anstandes wegen durch den leichten Schleier eines zufälligen Todes bedeckt wird.

Die Mutter des Ermordeten verklagt den Mörder vor dem Triumvir Antonius. Da sie aber auf sein Rechtsgefühl nicht viel vertraut, sucht sie außerdem noch seine Lüste rege zu machen; sie schickt ihm das Bildniß des Aristobolus, der seiner Schwester auffallend ähnlich sieht, um die Begierde nach ihrem Besitz, und damit den Wunsch, sich ihres Gemahls zu entledigen, in ihm rege zu machen.

Das Stück wird eröffnet durch eine übermüthige Botschaft von Seiten des Antonius, der den Herodes vor seinen Richterstuhl citirt. Herodes wird gehorchen, denn er weiß, daß es am sichersten ist, der Gefahr dreist entgegenzugehen, aber er muß sich sagen, daß seine Rückkehr höchst zweifelhaft ist. Er will daher zunächst seine häuslichen Angelegenheiten ordnen.

Mariamne hat dem Mörder ihres Bruders ihre Thür verschlossen. Aber theils haben sie die demüthigen Beweise seiner fortdauernden Liebe gerührt, theils ist ihre Zuneigung und ihre Achtung vor dem Charakter ihres Gemahls so groß, daß sie fürchtet, von seinem Standpunkt aus billigen zu müssen, was ihr Gefühl verdammt. Sie versöhnt sich mit ihm. Er forscht sie aus, ob ihre Liebe groß genug sei, sie zum Selbstmord zu bestimmen, im Fall er unterginge; er fordert einen Eid. Sie weigert sich, denn so ein Opfer könne nur aus dem freien Entschluß entspringen, und ihr Eid gäbe ihm keine größere Bürgschaft, als die Einsicht in ihr Wesen, die von der Liebe unzertrennlich sei. Er scheidet unbefriedigt, und bestellt, von der Eifersucht gestachelt, einen Mörder, in dessen Interesse ihr Tod liegen muß; er bedroht ihn selbst mit dem Tode, im Fall er ihn verräth.

Nach seiner Abreise gesteht Mariamne ihrer Mutter, die darüber sehr aufgebracht ist, sie sei entschlossen, im Fall eines unglücklichen Ausgangs sich selbst zu tödten. Mittlerweile verbreitet sich das Gerücht, daß Herodes todt sei. Der

Mörder erscheint; aus seinem Benehmen eräth Mariamne die Wahrheit; sie entlockt ihm die Bestätigung. Im Moment der höchsten Aufregung erscheint der König, von Antonius vollständig freigesprochen. Sie tritt ihm kalt entgegen, und zeigt ihm sogleich, daß sie alles wisse. Er läßt den vermeintlichen Verräther hinrichten, kommt aber bald darauf, durch einige Umstände bestärkt, auf den Verdacht, sie habe, um das Geheimniß zu erfahren, ihre Ehre preisgegeben. Sie verschmäht es, sich zu vertheidigen. Da kommt eine zweite Gelegenheit der Prüfung. Herodes erhält den Auftrag (es ist kurz vor der Schlacht bei Actium), für den Antonius in einen gefährlichen Krieg zu ziehen. Wenn er diesmal seinen Befehl nicht wiederholt, so ist es das erste Mal nur in der Hitze der Leidenschaft geschehen, und sie will ihm vergeben. Aber sie will ihm dabei nicht zu Hilfe kommen; sie verschließt ihm ihr Inneres und er mißversteht ihre Freude bei der Nachricht von seiner Abreise, er wiederholt seinen Befehl an einen Andern, der ihm treu ergeben ist, diesmal mit dem Glauben einer größern Berechtigung.

Er hat sich getäuscht; als sich zum zweiten Mal die Nachricht von Herodes Tod verbreitet, verräth ihn der Freund, dessen Gefühl durch jenen Auftrag empört war. Mariamne beschließt in der Verzweiflung, ihren Gemahl, von dessen bevorstehender Rückkehr sie überzeugt ist, zu veranlassen, ihr selber ungerecht den Tod zu geben. Sie gibt öffentlich ein glänzendes Fest, mit der lauten Erklärung, es geschehe zur Feier des Todes ihres Gemahls. Alle Welt ist entsetzt darüber, der rückkehrende Herodes stellt sie vor Gericht. — Weshalb? Wie die sonstige Anlage ist, hätte er sie ohne Weiteres können tödten lassen, denn die Freude über seinen Tod ist für den Tyrannen ein todeswürdiges Verbrechen. Aber nein! Er verklagt sie — wegen Ehebruch. Sie habe das Geheimniß zum zweiten Mal nur auf diesem Wege erfahren können. Es ist das seine fixe Idee. Sie wird verurtheilt und hingerichtet, vorher offenbart sie aber das Geheimniß ihrer Motive einem Römer, auf den ich noch nachher komme; dieser sagt es Herodes, und der vom Gefühl seines Unrechts überwältigte König erlebt nun an sich, was ihm Mariamne voraus gesagt: es ist ein Wendepunkt seines Lebens; aus Trotz gegen das Schicksal wird er ein Wüthrich, und zur guten Stunde kommen die heiligen drei Könige, um ihm von der Geburt eines Prätendenten auf den jüdischen Thron zu melden. Er befiehlt den Bethlehemitischen Kindermord.

So ist dieser letzte Zug denn allerdings in die psychologische Entwickelung des Helden verwebt, aber eigentlich ist es doch die alte Manier Hebbel's, den individuellen Schicksalen dadurch ein größeres Relief zu geben, daß er durch das symbolische Hineinspielen eines bekannten welthistorischen Moments den Schein einer tieferen Bedeutung hineinlegt. Es ist das unkünstlerisch, namentlich in unserm Fall, wo das Erscheinen der heiligen drei Könige, mitten in einer Handlung, die nach ganz anderm als biblischem Maßstab gemessen werden muß, einen lächerlichen Eindruck hervorruft. Aus demselben Grunde hat sich der Dichter

verführen lassen, den Pharisäer, der vorher ganz richtig als ein fanatischer Narr geschildert wurde, plötzlich in einen wunderthuenden Märtyrer zu verwandeln. Die Energie der jüdischen Religiosität hat er schon einmal, und besser, in der Judith geschildert, und Duplicate sind von Uebel.

Sehr zu loben ist die Energie, mit welcher trotz der übertriebenen Zahl von Nebenfiguren und Nebengeschichten die Hauptsache entwickelt wird. Das Gesetz der Steigerung ist im Ganzen beobachtet, obgleich einige theatralische Ungeschicklichkeiten unterlaufen, z. B. der an sich nicht schlecht erdachte Einfall, die That und alles was daran hängt, wiederholen zu lassen, macht dramatisch einen schlechten Eindruck. Wenn man in dem nämlichen Stück denselben Effect zweimal spielen läßt, so hebt man ihn auf. Aber noch mißlicher ist bei Hebbel, bei den raffinirten Empfindungen, mit denen er operirt, und bei der künstlich gesteigerten Hitze, die er anwendet, die gekniffene, frostige Sprache der Reflexion, die man schon beim Lesen mit der größten Anstrengung verfolgen muß, um sie in all ihren Beziehungen zu verstehen (bei einzelnen Stellen, z. B. p. 80, ist es mir trotz aller Mühe nicht gelungen), die aber bei der Aufführung mit ihren Pointen vollständig verloren geht. Solche Gegenstände werden nur zu ihrem Recht kommen, wenn man der Gluth freien Lauf läßt, wenn auf dem Theater geras't und getobt wird. Hebbel ist das nicht im Stande; er denkt und empfindet in Epigrammen; wenn die Schauspieler solchem Raffinement einen Ausdruck geben wollten, so müßten sie sich in beständigen Gesichtskrämpfen bewegen. Die Genremalerei des Details stört den Eindruck, der auf massenhafte große Züge, auf schreiende Farben berechnet ist.

In der Kühnheit der Empfindung steht Herodes der Judith und der Genoveva bei weitem nach; in anderer Hinsicht ist es aber wieder ein Fortschritt; es ist weniger Tollheit darin. Herodes ist besser als Holofernes, denn wir sehen ihn werden, er wird uns nicht in der vollen Unmenschlichkeit octroyirt; dagegen entspricht Mariamne der Genoveva; es sind sehr viele verschiedenartige Motive in einander verwickelt, man merkt überall tiefgehende Intentionen, aber man kommt zu keiner Totalanschauung; es sind immer nur einzelne Züge, kein vollständiges Bild.

Eine neue Figur dieses Drama's ist der römische Hauptmann Titus, der als unbetheiligter Beobachter und guter Jurist den griechischen Chor ersetzt. An sich ist eine solche Person in der modernen Tragödie, wo sich das Recht innerhalb der individuellen Conflicte dialektisch entwickeln soll, nicht zu billigen; Hebbel aber sollte eine ähnliche in jedes seiner Stücke einzufügen suchen. Denn bei dem Geschraubten seiner Ansprüche, dem Subtilen seiner Reflexionen und dem Wechsel in seinen Stimmungen wäre es nicht allein für das Publicum, welches doch irgend einen Punkt haben will, an den es sein Rechtsgefühl anlehnen kann, sondern für den Dichter selber heilsam, sich in einer nicht außerhalb des

Zusammenhangs stehenden, aber unbefangenen Person ein ideales Publicum zu schaffen, in welchem der gesunde Menschenverstand und das Rechtsgefühl der humanen Bildung, den Uebermenschen Holofernes, Judith, Golo und Genoveva, den Ungeheuern, Engeln und Teufeln gegenüber seinen Ausdruck findet.

Literaturblatt.

Französisches Theater.

Einen nicht unbedeutenden Umfang in der neufranzösischen dramatischen Literatur nehmen die Sprichwörter (Proverbes) ein: Dialoge mit einer gewissen Action verbunden. Die immer raffinirtere Anwendung des „Esprit" im Gespräch macht diese Form möglich; es ist mitunter zum Erstaunen, wo ein Franzose alles das hernimmt, was er der gnädigen Frau am Kamin zu sagen hat. Namentlich Alfred de Musset, dessen: Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée, durch die Gesellschaft der Rachel auch in Deutschland bekannt geworden ist, hat in diesem Genre das Unglaubliche geleistet. Die Feinheit des Dialogs wird durch solche Miniaturmalerei unstreitig sehr ausgebildet, man darf nur die Sprache in Alfred de Musset mit der Scribe's vergleichen, die bei aller Nachlässigkeit doch im Ganzen genommen der Typus der guten Pariser Gesellschaft war, so wird man den Unterschied wahrnehmen. Das dramatische Leben und die Kunst des Theaters wird aber dadurch keineswegs gefördert. — Ein neues Sprichwort, welches die Revue des deux mondes mittheilt: Une samaritaine von Louis Veuillot, zeigt die Fortschritte, welche das Christenthum in den Cirkeln der feinen Welt macht, selbst im Faubourg St. Honoré. Ein geistreicher Graf überzeugt zwei Damen von der Immoralität des Ehebruchs, von den Pflichten des Weibes im Schooß ihrer Familie und gegen die Armen, und von der Nothwendigkeit religiöser Erbauungen. — Auf die Frömmigkeit dieser blasirten Roués geben wir gar nichts; sie ist eine Modesache, wie es früher die Liederlichkeit war, und sie drückt sich mit zu viel Witz und Grazie aus, um tief und stark zu sein. Aber es ist schon gut, wenn einmal die Schneide des Lächerlichen auch gegen die Mode des Lasters gekehrt wird. — Eine von den beiden Bekehrten, die übrigens recht gutmüthig ist, hatte diese weisen Lehren sehr nöthig. Sie wollte, nach dem Vorbild der Liaisons dangereuses, einen Tugendhaften unglücklich machen. Je le voulais à mes pieds, à genoux. J'étais curieuse de triompher du confesseur et de savoir comment disent: Madame je vous aime, ceux qui n'en font pas leur métier; car nos lions de par-ici sont jolis, mais point inventifs, et ils copient toujours un peu le jeune premier en vogue. Songez donc à l'émotion, à la pâleur, à l'ingénuité, à la bêtise d'un homme que la crainte même de l'enfer ne retient pas de laisser parler son coeur. Das ist allerdings sehr frivol, namentlich von einer gutmüthigen Person, und der Graf hat vollkommen Recht, wenn er von den raffinirten Intriguen, den beständigen Selbsttäuschungen dieser Art Liebe, die stets nach der Schablone bearbeitet ist, stets in Berechnung aufgeht, sagt: Ils appellent cela de l'enivrement, du délire: c'est de la géométrie. —

Wir gehen jetzt auf die Neuigkeiten der eigentlichen Theater über.

Im Théâtre Montausier: Die beiden Adler, Vaudeville in 2 Acten von

Bayard und Biéville. Erstes Auftreten Achard's nach seiner Rückkehr. — Hippolyte Bidoux, Commis in einer Mützenhandlung und Lieutenant in der Nationalgarde, ist der Abgott aller Frauen seines Viertels: er macht Calembours, singt Couplets und tanzt alle Sorten Polka, kurz, er ist ein charmanter Mensch. — Als aber eben dieser Hippolyte in den Salon des Grafen Chamarat, seines Bataillonschefs, eingeführt wird, ist er nicht mehr derselbe, und erringt nicht den geringsten Erfolg bei den Marquisen und Herzoginnen. Dafür schwärmen alle diese Damen für den jungen Baron Albert, der den Contretanz mit einer so leidenden Miene der Resignation tanzt, als folgte er einem Leichenzug. — Im zweiten Act wendet sich das Glück. Wir finden uns in der Sonntagsgesellschaft eines steinreichen Bäckers, um dessen Tochter und Erbin sich der junge Baron bewirbt. Aber in diesem Kreise kleiner Epiciers scheitern seine Künste, nach dem Sprichwort: l'aigle d'une maison est un dindon dans l'autre, und die Hand der liebenswürdigen Erbin wird unserm Hippolyte zu Theil.

Opéra comique: **Der Bauer**, Oper in 1 Act, Musik von Poisot, Text von Alboize. — Ein deutscher Baron, adelstolz und eigensinnig, wie die deutschen Barone zu sein pflegen, versagt die Hand seiner Tochter demjenigen, der sie liebt. Der Liebende erwirbt sich durch seine Tugenden den Adelsbrief, und geht damit zu dem Vater seiner Geliebten. Was, ruft dieser, ich soll die Mesalliance mit einem neugebacknen Edelmann zugeben? Was würden meine Ahnen dazu sagen! So bliebe unserm jungen Freund nichts weiter übrig, als zu verzweifeln, wenn nicht gerade der gute Kaiser Joseph lebte, der es liebt, wie der Kalif Harun al Raschid, zuweilen verkleidet seine Unterthanen zu überraschen, um das Laster zu enthüllen und die Tugend an's Licht zu ziehn. Hier findet er die beste Gelegenheit, seinen landesväterlichen Beruf auszuüben. Mit dem schnellen Blick des Philosophen hat er die ganze Sachlage überschaut, und beschließt das Glück der beiden blutenden Herzen zu machen. Er reis't in dem Incognito eines Grafen von Falkenstein, der gute Baron hat nichts in der Speisekammer, ihn zu bewirthen, da überläßt ihm ein Gärtner ein Reh, welches die Ehre des Hauses rettet. Der Kaiser findet es vortrefflich, und lädt den Geber ein, sich mit zu Tische zu setzen. Dieser ist aber kein Anderer, als der Vater unsers Liebhabers, und da er nun die Ehre gehabt hat, mit dem Kaiser zu speisen, kann der Baron gegen eine Allianz mit ihm nichts weiter einwenden. Der gute Fürst segnet die Neuvermählten, und reis't weiter, sich in seinen Staaten umzusehn, ob es noch mehr komische Opern gibt, zu deren Lösung er beitragen kann.

Théâtre des variétés: **Der Ring Salomon's**, Vaudeville in 1 Act, von Henri Berthoud. Der Dichter führt uns nach Holland, zur Winterzeit, was zu einer guten Decoration Veranlassung gibt. In Holland lebt ein armes blödsinniges junges Mädchen, Namens Threa. Diese ist durch Hans vom Tode gerettet und liebt ihn in Folge dessen so leidenschaftlich, daß sie einmal auf ein altes Mauerstück klettert, um ihn zu sehen; die Mauer bricht ein, sie fällt und findet in dem Schutt den Ring Salomonis. Zwar hat die arme Blödsinnige nie davon reden hören, aber sie steckt ihn an ihren Finger. Sogleich erscheinen Feen in dem bekannten Balletcostüm, und entführen sie, die nun gleichfalls Fee und verständig wird, in das holländische Paradies. Aber mit ihrem Blödsinn hat sie nicht zugleich ihre Liebe verloren. Sie will lieber unglücklich sein mit Hans, als Fee ohne ihn; sie entsagt also allen Anrechten, welche ihr der Ring des alten Zauberers gibt. So viel Tugenden müssen endlich ihren Lohn finden;

Threa erscheint in einer neuen Verwandlung, als reizendes Bauermädchen, und heirathet ihren Hans zur allgemeinen Befriedigung. —

Gymnase: Eine Scheidung unter dem Kaiserreich, von Bayard und Courval. — André, ein berühmter Taugenichts mit gutem Herzen, hat seine Frau Mathilde sechs Monate nach der Hochzeit verlassen, um mit einer Löwin durchzugehn. Er kehrt, ganz Menschenhaß und Reue, an die Stelle seines frühern Glücks zurück, und findet seine Frau in den Armen eines andern, übrigens ganz vortrefflichen Mannes, Namens Benedict. So bleibt ihm denn, wie dem Helden der Houwald'schen Heimkehr, nichts übrig, als zu verschwinden; zwar tödtet er sich nicht selbst, aber er schifft sich nach Indien ein. —

Für die deutschen Zeitungen.

Das Wohlwollen der Tagesblätter für die Grenzboten nimmt wieder in einer Weise zu, welche unsere Geduld ermüdet. Zeitungen wie die Kölnische, die Deutsche Reichszeitung drucken unsere Artikel mit ungemeiner Beharrlichkeit und Rücksichtslosigkeit nach, und füllen ganze Spalten mit unserer Arbeit; ja die Reichszeitung entlehnte uns neulich in einer Nummer zwei Artikel, von denen der eine so lang war, daß sie ihn in zwei Portionen verspeisen mußte. Die Grenzboten sehen sich deshalb veranlaßt, ihre Verwandtschaft in der Tagespresse zu erinnern, daß der Abdruck von Artikeln, welche einen andern Zweck haben, als den, Neuigkeiten mitzutheilen, und welche in Form und Inhalt einen gewissen selbstständigen Werth beanspruchen, gegen Recht und Gesetz ist. Wir wünschen nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, Blätter unsrer Partei wegen Nachdruck zu belangen. — Und grade wir werden durch solchen Nachdruck geschädigt. Denn die Grenzboten werden als Wochenschrift zum größten Theil im langsamern Wege des Buchhandels vertrieben, und die Zeitungen, welche Postexemplare beziehen, sind im Stande ihrem Leserkreis unsere Artikel zu bringen, bevor dieselben in den Grenzboten selbst verbreitet sind; so daß wir selbst in den Verdacht des Nachdrucks kommen müssen, zumal da die Chiffre: „Grzb." am Ende des Abdrucks zuweilen in ihrer Bescheidenheit den Wunsch ausdrückt, übersehen zu werden. Aus diesen und andern Gründen wollen wir unsere Artikel nicht in den Zeitungen abgedruckt sehen und ersuchen die Herren Redacteure unser Recht zu achten. D. Red.

Am 1. Januar 1851 beginnt der **X. Jahrgang** der **„Grenzboten."** Da derselbe nur auf Verlangen abgegeben wird, so werden die geehrten Leser freundlichst ersucht, ihre Bestellungen recht frühzeitig an die betreffenden Buchhandlungen oder Postämter abzugeben, damit in der Zusendung keine Störung eintritt.

Die Verlagshandlung.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Das Ende der Krisis.

Preußischer Brief.

Die zweite Periode unserer Revolution — die Zeit vom 26. Mai 1849 bis zu den Olmützer Punctationen — hat in ihrem Ausgang alle die Wunderlichkeiten zu einem Totaleindruck zusammengedrängt, die vorher in ihr aufgespeichert waren. Jene berühmte Ministersitzung, in welcher die Mobilisirung der Armee mit ihrem Urheber abgeworfen wurde, gleich darauf das Handschreiben an den gestürzten Minister, gleich darauf die wirklich erfolgte Mobilisirung nebst einem wahrhaft heidnischen, indianischen Kriegsgeschrei in den Heerlagern der schwarzweißen Reaction, das kühne Vorrücken auf Fulda mit der Schlacht bei Bronzell, der ebenso kühne Rückzug aus strategischen Gründen, die Reise nach Olmütz in der zwölften Stunde, endlich, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, das einer bessern Sache würdige Bonmot: Es ist die Eigenschaft des Starken, sich zurückzuziehn — das alles macht das Andenken einer Zeit, die wir gern aus unserer Geschichte vertilgen möchten, zu einem unauslöschlichen.

Ich muß Ihnen ehrlich gestehen, in Bezug auf unsere Partei bin ich froh, daß die Zeit vorüber ist. Wie die Dänen bei Fridericia, haben wir uns zum Schluß noch die theuer erkaufte Befriedigung gewährt, unsern bisherigen werthen Freunden und Bundesgenossen einmal recht offen und vollständig zu sagen, was wir von ihnen denken und wie wir gegen sie empfinden. Vincke's Rede hat diesem tiefgefühlten Bedürfniß abgeholfen. Sie ist so schlagend, und trifft mit jedem ihrer Vorwürfe so tief in den Kern der Sache, daß der Ausruf des Ministers, er wolle lieber Spitzkugeln ausgesetzt sein, als so spitzigen Reden, wohl begreiflich ist, obgleich er ihn anders verstanden hat; er wollte selber spitzig sein, aber die Spitze kehrte sich gegen ihn, wie das Herrn von Manteuffel schon einige Male begegnet ist.

Aber wir dürfen diesen letzten Effect nicht dadurch abschwächen, daß wir ihn über Gebühr ausdehnen. Mit dem definitiven Aufgeben der Union ist die Partei, welche wenigstens der Form nach nur durch die Idee der Union zusammengehalten wurde, die kleindeutsche oder Gothaer Partei, zu Ende. Wären wir die Starken gewesen, so wären wir nicht nach dem Rath des Herrn von Manteuffel umgekehrt, sondern wir hätten ihn und seine Verbündeten aus dem Hause geworfen und unsere Idee durchgeführt; da wir aber nicht die Starken waren, sondern die Schwachen, so haben wir, nachdem von unserer Seite Alles geschehen ist, die herrschende Partei wider ihren Willen unsern Zwecken dienstbar zu machen — und beinahe wäre es uns noch in der letzten Stunde auf das Vollständigste gelungen — jetzt, nachdem die letzte Hoffnung geschwunden ist, nur noch die Wahl, ob wir, gleich den Demokraten, uns im beleidigten Gefühl unsers gekränkten Rechts mit sentimentalem Pessimismus in den Schmollwinkel zurückziehn wollen, oder ob wir, was abgemacht ist, abgemacht sein lassen, uns umsehn, wie wir unsere fortdauernden, durch eine einzelne Niederlage keineswegs beseitigten Interessen auf eine andere Weise verfolgen.

Da die ungeheure Mehrzahl unserer Partei aus Männern besteht, die in ihrer Theilnahme am Staat noch etwas Weiteres sucht, als die augenblickliche Befriedigung in Kammerreden und Journalartikeln, da unsere lebendigen Interessen fortwährend von der Gesetzgebung berührt werden, und es also im höchsten Grade thöricht wäre, einen wenn auch noch so geringen Antheil an dieser Gesetzgebung freiwillig aufzugeben, so kann unsere Wahl keinen Augenblick zweifelhaft sein.

Um aber in diese neue Phase unseres politischen Lebens mit frischer Thätigkeit einzutreten, müssen wir die ganze Vergangenheit ein für allemal von uns werfen. Wir werden sowohl unsern Bestandtheilen als unserer Idee nach dieselben bleiben; nur noch verstärkt durch diejenigen conservativen Kreise, welche die Mobilisirung der preußischen Armee und die damit verbundenen Umstände aus ihrer zähen Trägheit elektrisirt haben, denn unsere Idee, die in dem Compromiß von Gotha ihren Ausdruck gefunden hat: staatliche Centralisation des von der heiligen Allianz und dem Ausdruck derselben, dem Bundestag, emancipirten Deutschlands durch den starken Arm des Staats, welchem seine Geschichte und seine Hilfsmittel eine entsprechende Rolle anweisen, diese Idee ist nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus der Nothwendigkeit unserer Lage geschöpft, und wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, so große und gerechte Veranlassung wir haben, gegen den augenblicklichen Ausdruck des preußischen Wesens ein Gefühl zu hegen, „welches von dem der Achtung so weit als irgend möglich entfernt ist."

Aber die Form unseres Wirkens muß eine andere werden, und wir können froh darüber sein, daß diese Nothwendigkeit endlich eine definitive geworden ist.

Denn schon seit einem Jahre hat der größere Theil unserer Partei nur noch mit Widerstreben an den Fetzen der Union festgehalten, weil die Partei als solche sich einmal engagirt hatte. Diese Union war nicht lebensfähig. Ein Parlament, aus Preußen und 12—13 Duodezstaaten zusammengesetzt, neben einem preußischen Parlament; eine lose politische Union, die gar keine geographischen Grundlagen hat, neben dem Zollverein, und neben dem deutschen Bund, das ist ein Messer ohne Klinge, an dem der Stiel fehlt; ein Kleinod, dessen Besitz es wahrhaftig nicht werth war, seinetwegen unsere natürlichen Verbündeten — Hannover und Sachsen — in die Reihen unserer Feinde zu treiben. Wenn wir dennoch daran festhielten, so geschah es in der Aussicht, es werde dadurch im Drang der Ereignisse jener ernsthafte Conflict hervorgebracht werden, der zu etwas Weiterem führen müßte, als zu einem Duodez-Kleindeutschland. Da aber davon nicht mehr die Rede ist, so können wir uns der Gothaer Uniform mit großer Befriedigung entledigen.

Wenn wir uns durch eine so offene Erklärung einen neuen Spott von Seiten der Kreuzritter und der Demokraten zuziehen, so können wir uns das gefallen lassen. Die mit dem Olmützer Vertrag geschlossene Periode gehört der Geschichte an; die Geschichte wird darüber richten, welche Partei im Lauf der letzten unglückseligen Jahre die meisten Thorheiten begangen hat. Gott behüte uns vor der Anmaßung, tadellos dastehen zu wollen.

Was die Demokratie betrifft, so ist es wieder ein nicht genug zu schätzendes Resultat der gegenwärtigen Krisis, daß ein Bündniß mit derselben, welches wie eine unheimliche Wetterwolke über unsern Häuptern drohte, glücklich abgewendet ist. Ich muß der Nationalzeitung den Ruhm lassen, daß sie sich offen und ehrlich darüber ausgesprochen hat.

Die Unmöglichkeit eines Bündnisses mit der Demokratie liegt nicht darin, daß wir früher Gegner waren. Denn es kann geschehen, daß ehrliche Männer in einer bestimmten Zeit das Wohl des Vaterlandes auf verschiedenen Wegen suchen, und dennoch später, unter ganz veränderten Umständen, auf den nämlichen Weg gewiesen werden.

Sie hat auch nicht in den verschiedenen Zwecken ihren Grund. Denn was die eigentlichen Demokraten (sehr zu unterscheiden von den Republikanern, Anarchisten, Socialisten u. s. w., die sie ja beständig desavouiren) eigentlich wollen, scheinen nur zwei Blätter zu wissen: die Nationalzeitung und die Kreuzzeitung. Die erste plaudert nichts aus, und der letzten ist nicht zu trauen. Wir wissen nicht, was die Demokraten wollen, also auch nicht, in welchem Verhältnisse ihre Absichten zu den unsern stehen.

Aber wir dürfen nur ein beliebiges demokratisches Blatt in die Hand nehmen, um uns vollkommen zu überzeugen, daß es ein wesentlich verschiedenes Publicum von dem der constitutionellen Presse haben muß. Diese Leute denken anders,

empfinden anders, reden anders, geberden sich anders; sie haben eine andere Voraussetzung der Bildung, eine andere Logik als die unsrige; wenn wir uns mit einander verständigen wollten, so müßten wir anders reden, als uns um's Herz ist, und solch halbes Wesen nutzt in der Politik nichts. Wenn uns die Nothwendigkeit auf den nämlichen Weg treibt, so wird das geschehen, auch ohne daß wir uns vorher schöne Dinge sagen.

Aber mit einer Clique, die auch geneigt ist, in die lyrischen Ergüsse des Kladderadatsch über die Gothaer Würste einzustimmen, muß ich noch ein Wörtchen reden: mit der sogenannten specifisch-ministeriellen Partei, die bestimmt ist, bald von den Absolutisten, bald von den Constitutionellen in's Schlepptau genommen zu werden. Das Organ derselben — das zugleich, wie ich glaube, der Inbegriff der gesammten Partei ist — hat sich bemüssigt gefunden — wahrscheinlich weil der Redacteur von der constitutionellen Zeitung für einen Narren erklärt ist — die Schande des ganzen vergangenen Jahres auf die constitutionelle Partei zu wälzen. Das ist von einem Blatt, das sich der Inspiration des Herrn v. Manteuffel rühmt, sehr unbesonnen. Wenn es uns Schande bringen soll, daß ein Plan, den wir als den einzig verständigen auffaßten, den wir in jeder Phase mit allen Kräften, die uns zur Disposition standen, unterstützt, den wir von Anfang bis zu Ende in der Form, wie wir ihn zuerst aufgefaßt, gegen alle Widersacher vertheidigt haben, daß dieser Plan ohne unsere Schuld gescheitert ist, so frage ich: was soll man denn von der starken Regierung sagen, die sich diesen Plan ohne innere Ueberzeugung von uns, den Schwachen, octroyiren ließ, die ihn zwar so ungeschickt als möglich, und so unredlich als möglich, aber doch so weit verfolgte, daß sie sich darüber beinahe in einen Krieg mit ihren besten Freunden eingelassen hätte? daß sie erst in einem Augenblick umkehrte, wo es aller Welt klar sein mußte, nur äußere Furcht sei der bestimmende Grund? Wenn Einer das Recht hat, über uns zu spotten, so ist es sicher nicht die deutsche Reform.

Was wir durch unsere Theilnahme am Staatsleben im letzten Jahr und durch die damit verbundene Complicität bei zwei Schritten, die wir mißbilligten — dem Bruch mit Frankfurt und der willkürlichen Veränderung des Wahlgesetzes — dem Staat und der liberalen Partei genützt haben, kann Jedermann in den „Rundschauen" des Herrn v. Gerlach nachlesen. Ich rechne dazu die Existenz einer beschworenen Verfassung, die allerdings kein Muster, aber die noch immer viel besser ist, als die vom 3. Februar 1847. Wenn die deutsche Reform meint, wir wären die einzige Partei, die im Laufe der Revolution nichts producirt hätte, so möchte ich doch wissen, was die ihrige, und was die Demokratie producirt haben?

Freilich sollten uns einige dunkle Worte der Absolutisten über die Zukunft dieser Verfassung besorgt machen. Die Redaction der Kreuzzeitung erbietet sich, der Krone auf persönlichen Credit hinlängliche Geldmittel zu verschaffen, damit

sie das unnütze „Kammergewäsch" vermeiden kann. — Ich muß gestehen, daß mir dieses Anerbieten mehr imponiren würde, wenn ich mich nicht daran erinnerte, daß noch vor einem halben Jahre die Herren Wagner und Gödsche sehr zweifelhaft waren, ob sie die ihnen aufgelegte Caution würden auftreiben können; daß ihnen sogar der mitleidige Kladderadatsch eine Subvention anbot. Nun haben sie zwar endlich die Caution von 7500 Thalern aufgebracht, und verfügen also sicherlich über Geldmittel; aber ich wage doch, daran zu zweifeln, daß 7500 Thaler preuß. Courant, etwas drüber oder drunter, allem Bedürfniß des preußischen Staats genügen sollten. Wenn also keine weitere Furcht vorhanden ist, als diese, so können die Kammern in ihrer Opposition ruhig fortfahren, der Credit der Kreuzzeitung wird den der legitimen Stände nicht ersetzen.

Wenn sie aber durch ihre Opposition die Auflösung der gegenwärtigen Kammer herbeiführen, so halte ich das für einen unendlichen Gewinn. Die gegenwärtigen Kammern, die man sehr mit Unrecht gelästert hat, die an Patriotismus und Einsicht unter den deutschen Ständen der letzten 30 Jahre wenig ihres Gleichen haben, sind doch unter Voraussetzungen gewählt worden, die auf den gegenwärtigen Augenblick nicht mehr passen; sie haben ihre Aufgabe erfüllt, und können es für ein Glück ansehen, wenn dieser auch äußerlich ein Ende gemacht wird. Die neue Parteibildung, die jetzt nothwendig eintreten muß, erheischt auch einen neuen Ausdruck, und es ist für den preußischen Staat sehr wünschenswerth, wenn diese Umwandlung erfolgt, bevor in Frankreich durch einen ähnlichen Act vielleicht ein neuer Sturm heraufbeschworen wird. Bei der innigen Liebe, welche der neue Ministerpräsident gegen die Demokraten hegt, wird es ihm zur hohen Befriedigung gereichen, diese seine Freude, deren volle Berechtigung im Staatsleben er gebührend gewürdigt hat, in hinlänglicher Zahl um sich versammelt zu sehen. Nur fürchte ich, daß, wenn er die Häupter seiner Lieben zählt, manch theures Haupt fehlen möchte.

Wenn also von den Kammern ebenso zu erwarten wie zu wünschen ist, daß sie in der gerechten Opposition, die sie vor ihrer Vertagung mit so viel Entschlossenheit begonnen haben, ihrem Charakter treu, unverdrossen fortfahren, ohne weitere Rücksicht auf die Folgen, so können wir in der Presse uns der Betrachtung dieser Folgen nicht entziehen.

Sie treten bereits auf eine Weise hervor, die uns bedenklich machen muß. Die Mobilisirung der Armee und die widerwärtige Rolle, welche derselben zugetheilt wurde, hat mehr dazu beigetragen, die Unzufriedenheit mit dem herrschenden Systeme im Volk — im wahren Volk, nicht mehr im Pöbel — zu verbreiten, als es Jahrzehnte demokratischer Wühlereien vermocht hätten. Leider ist diese Unzufriedenheit eine unbestimmte, lediglich dem Instinct entsprungen, und darum um so gefährlicher. Die Mobilisirung hat außerdem die Finanzkräfte unseres Staats auf eine Weise angegriffen, daß nothwendig die Krone in eine größere

Abhängigkeit von den Contribuenten, also auch von den Kammern und von den darin herrschenden Parteien gerathen muß, als bisher. Außerdem zeigt Hannover durch entschlossenes Vorgehen in der diesem Staat natürlichen und angemessenen Politik, Norddeutschland zu vereinigen, was die preußische Regierung hätte thun können und sollen.

Nicht Alles, was unsern Feinden Schaden bringt, kommt uns zu Gute. Was die Macht, Unabhängigkeit und Festigkeit des preußischen Staats untergräbt, bringt unsern Ideen, unsern Zwecken keinen Segen. Weit mehr als der angeblich schwarzweißen, eigentlich schwarzgelben Partei muß uns daran liegen, daß Preußen aus seiner hohen Stellung nicht herausgedrängt werde, auch wenn Preußen für den Augenblick in den Händen der Reaction ist.

Auf der andern Seite fangen die bundestäglichen Regierungen der Mittelstaaten bereits an zu merken, was sie durch ihre rücksichtslose Feindschaft gegen Preußen, durch ihre rücksichtslose Hingabe an Oestreich gewonnen haben. Auch dieser Erfolg kann uns nicht freuen. Denn so entschieden wir gegen die unberechtigten Großmachts-Gelüste dieser Mittelstaaten Opposition gemacht haben, ebenso stark müssen wir den Wunsch hegen, daß der segensreiche Einfluß, welchen die Existenz dieser Mittelstaaten, namentlich Hannovers und Sachsens, auf den Wohlstand und die Cultur gehabt haben, nicht verloren gehe. Dieser Einfluß ist aber nur dann möglich, wenn ihnen ein mächtiges Preußen zur Seite steht, ein Preußen, welches nicht der Abhängigkeit von Oestreich und Rußland verfallen ist. Die Regierungen dieser Staaten werden bald — wenn nur nicht zu spät — einsehen, daß ihnen an Preußens Unabhängigkeit ebenso viel, vielleicht mehr gelegen sein muß, als den Preußen selbst; daß die „entarteten Söhne des Vaterlandes" die eigentlichen Patrioten, auch die sächsischen Patrioten waren.

Weil wir dies wünschen, müssen wir auch ferner, wie wir es stets gethan haben, in unserer Opposition sorgfältig die preußische Regierung vom preußischen Staat (nicht blos vom preußischen Volk, welches ohne Staat nicht existirt) unterscheiden. Unsere Partei, deren einziger bedeutender Fehler wohl überhaupt der gewesen ist, daß sie zu sanguinisch war, hat bei mehreren Gelegenheiten in Augenblicken leidenschaftlicher Aufregung ausgerufen: Wenn Preußen jetzt nicht dies oder das thut, so ist seine Ehre verloren, und wir müssen das Klagelied anstimmen: Finis Borussiae. — Mit der Ehre von Staaten hat es aber eine andere Bewandtniß, als mit der Ehre von Privatpersonen. Zwar wollen wir, auch in Beziehung auf Staaten, nicht unbedingt das ironische Bonmot eines Berliner Witzblattes adoptiren: „Ehre verloren, Nichts verloren; Geduld verloren, Alles verloren!" — Aber etwas Richtiges liegt doch darin. Ein Staat kann ein großes Maß von Schimpf und Schande ertragen, ohne darüber zu Grunde zu gehen. Auch die Olmützer Punctationen wird der preußische Staat zu verwinden wissen, wenn

seine Bürger nicht die Geduld, d. h. die Ausdauer in der Verfolgung ihres Ziels, verlieren.

Die Schwierigkeiten der Lage Preußens liegen nicht, wenigstens nicht allein, in der allgemeinen deutschen Frage. Da die Union ihren ursprünglichen Zweck, die staatliche Concentrirung des außer-östreichischen Deutschland, nicht erreicht hat, da sie in ihrer letzten Form auch nicht im Entferntesten mehr die Fähigkeit enthielt, Propaganda zu machen, so war die Wiederherstellung eines Organs für die gesammten deutschen Staaten, wenn auch nur zur Aufrechthaltung des Landfriedens nothwendig. Welche Form auch dieses Organ haben mag — sei es auch die des alten Bundestags inclusive des östreichischen Präsidiums — das materiell für Preußen keine Nachtheile birgt; im Gegentheil, denn es entfernt den Neid — der Sinn dieses Organs wird immer der sein: wenn Oestreich und Preußen über eine Frage einig sind, so wird geschehen, was Oestreich und Preußen wollen, ob die übrigen einstimmen oder nicht; und wenn Oestreich und Preußen über eine Frage nicht einig sind, so werden sie wenigstens so weit einig sein, die Entscheidung nicht den kleinen Staaten zu überlassen, es wird also nichts geschehen. Daß Deutschland ein Dualismus ist, und nicht eine Trias, wird sich in jeder beliebigen Form des Centralorgans herausstellen.

In Beziehung auf den Bundestag hat Preußen dasselbe Interesse wie Oestreich und wie unsere Partei. Allen muß daran liegen, daß der Bundestag keine andere Macht und Bedeutung erhält, als: Aufrechthaltung des Landfriedens und Verhinderung eines Rheinbundes. Daß sich der Bundestag in die innern Angelegenheiten der größern deutschen Staaten mischt, in ihre politische und mercantile Gesetzgebung, daran kann weder Oestreich noch Preußen etwas liegen. Dagegen liegt es in beider wohlverstandenem Interesse, daß er die Verwaltung des Bundeseigenthums und die Abwickelung der schwebenden Rechtsfragen gegen das Ausland in die Hände nimmt — beides faute de mieux. Wir hoffen nicht, daß der Bundestag in der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit Deutschland große Ehre bringen wird, aber es ist doch sonst kein anderes Rechtssubject da.

Die abgeschmackte Phrase von einer Volsvertretung beim deutschen Bunde — bei einem Congreß von Diplomaten, die an Instructionen gebunden sind — eine Phrase, auf die unsere unverbesserlichen Staatskünstler, trotz des hundertfältigen Fiasco, das sie gemacht hat, noch immer zurückkommen, wird von selbst in ihr Nichts zerfallen, ohne daß der eine oder der andere Staat deshalb ernstliche Anstrengungen zu machen hätte. — Ebenso wird der Eintritt Gesammt-Oestreichs in den deutschen Bund, gegen den sich alle übrigen deutschen Staaten sträuben müssen, von Oestreich selbst aufgegeben werden, denn es wird sich der Controle des Bundes über seine auswärtigen Verhältnisse und über seine Maßregeln in Ungarn und Italien nicht unterziehen wollen, nicht unterziehen können, und es wird eben darum auch auf die Garantien seiner sämmtlichen Staaten von

Seiten des Bundes Anspruch machen dürfen; eine Garantie, die der Todesstreich für Preußens unabhängige Politik sein würde. — Sollte Oestreich dafür von Preußen zum Ersatz den Wiederaustritt seiner östlichen Provinzen verlangen — was nicht wahrscheinlich ist, denn die Aufnahme derselben beruht auf Bundestagsbeschlüssen — so sehe ich keinen erheblichen Grund, dieser Forderung entgegenzutreten. Preußen bleibt doch immer der erste deutsche Staat, auch unter östreichischem Präsidium.

Nicht der größere oder geringere Antheil an der Reichspolizei, der ihm vom Bunde übertragen wird, ist der entsprechende Ausdruck für diese seine Stellung, sondern sein Vorangehen in den realen Interessen der Nation. Der Zollverein konnte aus zwei Gründen nicht genügen, soviel Gutes auch schon durch ihn gewirkt ist. Einmal fehlte ihm die richtige geographische Basis. Ein Verein von Staaten, von dem sich alle Uferstaaten ausschlossen, von dem sie sich ihren natürlichen Interessen nach ausschließen mußten, konnte keine selbstständige Handelspolitik treiben, konnte mit England, Holland und Belgien keine nützlichen Verträge schließen; er konnte es ebensowenig als Preußen für sich allein. Sodann machte seine Form eine progressistische, consequente Politik unmöglich; es war kein Mittel gegeben, der Majorität einen Ausdruck zu finden. — Die Union litt an denselben Fehlern und außerdem noch an einer unverkennbaren Unbestimmtheit in ihren Zwecken. — Preußen kann nur dadurch eine reale Politik sich aneignen, wenn es sich an Hannover und den Norddeutschen Steuerverein anschließt: sich anschließt, auch um den Preis von augenblicklichen materiellen Opfern. Ein solcher Verein muß ein Organ finden, in welchem über Zoll- und Handelsgesetzgebung, über Garantie des Staatspapiergeldes, die Beschickung der Consulate und ähnliche materielle Interessen bestimmt wird. Ich meine nicht ein Parlament, sondern einen von den Regierungen eingesetzten Congreß, in welchem aber das Stimmenverhältniß dem Gewicht der einzelnen Staaten entspricht. An der Spitze eines solchen Vereins wird Preußen seinen natürlichen Verbündeten, England und den Niederlanden, die Hand bieten, es wird sich eine Flotte schaffen, sich der Holsteinischen Angelegenheit annehmen, und, was das Wichtigste ist, sich von Oestreich emancipiren, ohne den Frieden und die Territorial-Einheit des heiligen Römischen Reichs zu gefährden.

Aus der Affaire von Friedrichstadt.

Unsere Jägerabtheilung war Abends in tiefer Dunkelheit nach ermüdendem Marsche von der Ostseite des Landes her in Norderstapel, eine Stunde von Friedrichstadt angekommen. Unterwegs hatten wir aus dem lauter ertönenden Donner des schweren Geschützes und aus der am dunkeln Westhimmel höher aufsteigenden rothen Feuergluth mit Freuden bemerkt, daß wir dem Ort des Treffens näher gekommen waren. Ein dichter Nebel machte am nächsten Morgen jeden Blick nach Friedrichstadt unmöglich; aber als die Sonne durchbrach, sammelten sich an jedem Punkt, der eine Aussicht gewährte, Gruppen von Jägern, die alle hinüber schauten nach dem Orte, durch dessen Eroberung sie den Schlüssel zur ganzen feindlichen Stellung zu erreichen hofften.

Norderstapel liegt an dem nord-westlichen sanften Abfall eines Sandrückens, der sich bis nahe an die Eider von Norden her heranzieht, an dem die fruchtbare Marsch, welche sich um beide Ufer der Treene abgelagert hat, anlehnt. Diese Marsch, etwa $1/2$ Meile breit, rechts und links von den wohlhabendsten Dörfern und Höfen begrenzt, war durch die Aufstauung des hier ziemlich wasserhaltigen Flusses bei Friedrichstadt von Seiten der Dänen gänzlich überschwemmt und die weiten Wiesenflächen, die sonst mit ihrem herrlichen Weidevieh den Stolz und die einzige aber sehr ergiebige Nahrungsquelle der Gegend ausmachten, waren schon seit Monaten in einen weiten häßlichen Wasserpfuhl verwandelt. Nur die vielfach hervorragenden Ständer und Pforten, welche früher den einzigen Uebergang zu den rings mit tiefen Gräben umgebenen Feldern, hier Fennen genannt, verschlossen hatten, zeugten von der verschwundenen Pracht, die sonst hier in dem Kleinod der ganzen Gegend gewesen war. Den Schluß dieser Wasserwüste bildete nach Süden hin ein Ort mit zwei großen schlanken Thürmen und freundlichen rothen Dächern, um die sich jedoch einzelne weißgraue Wolkensäulen gelagert hatten; dumpfe Donnerschläge von dort her, denen kleine Rauchwolken schon viele Secunden vorhergingen, meldeten, daß dies Friedrichstadt sei. Ich sehe sie noch in meiner Erinnerung die kleine zierliche Stadt, von Holländern nach holländischer Art gebaut, wie ich sie in meiner Kindheit auf der Durchreise so oft gesehen hatte, sie, die mir mit ihren Canälen, graden Straßen, künstlich geschnittenen Bäumen und ihrer großen weit berühmten Saardamer Reinlichkeit als Ideal aller kleinen Städte gegolten hatte. Und jetzt — Gott weiß! wie mochte es in der armen schon 8 Tage hindurch von ihren eigenen Landsleuten und Freunden mit allen Kriegsmitteln berannten Stadt aussehen! Der Gedanke machte manches Herz, zumal der Soldaten aus dieser Gegend, schwer und bang. Doch lange dauern die Sorgen des Soldaten nicht. Die lang entbehrte warme Herbstsonne schien so

freundlich drein, und der unerwartete Rasttag nach den einförmigen Strapazen der letzten Tage entfaltete den ganzen naiven Humor unserer Schleswig-Holsteiner. Gaben doch die einzelnen dänischen Posten, die drüben am andern Ufer des überschwemmten Terrains uns beobachteten, reiche Ausbeute, und wenn auch nur die schärfsten Augen sie erkennen konnten, so wurden doch manche spaßhafte Ausforderungen an „Hanemann" und „Landsmann" erlassen.

„Wir werden doch nicht hier wieder als Reserve liegen bleiben?" frugen des Nachmittags ängstliche Stimmen, „da uns dies Schicksal schon seit Monaten bei allen Gefechten getroffen und mißmuthig gemacht hat." Die langen Wagenreihen mit Strauchwerk, die durch das Dorf kamen, die vielfachen Requisitionen, bald von Leitern, bald von Wagengestellen und dergleichen, die im Dorfe gemacht wurden, deuteten auf einen nahen Sturm und erhöhten unsere Unruhe. Da kommt unser Hauptmann, der eben vor das Dorf geritten ist, im Galopp zurückgesprengt, ihm folgt ein Adjutant, und wir hören, wie letzterer unserem Abtheilungscommandeur den Befehl überbringt, möglichst schnell mit der Abtheilung nach Friedrichstadt zu marschiren. Noch war nicht das erste Allarmsignal geblasen, da jagten unsere braven Jäger, denen die eilige Ankunft des Adjutanten genug gesagt hatte, mit vollem Gepäck auf den Allarmplatz und in unglaublich kurzer Zeit war Alles zum Abmarsch fertig. An dem Kampfplatze vorbei, wo im Anfang des Septembers zwei Compagnien des ersten Jägercorps unter Hauptmann Schöning einen Sieg über eine bedeutende Uebermacht erfochten, und wo noch die, wie ein Kartenblatt durchlöcherte große holländische Mühle als trauriges Wahrzeichen stand, zogen wir im raschen Schritt nach Seeth, dem letzten Dorfe vor Friedrichstadt, an demselben Abhang wie Norderstapel belegen. Hier concentrirten sich schon seit Wochen die zahlreichen zu dieser Expedition herbeigezogenen Bataillone und hatten jeden Winkel in diesem großen Dorfe, der ein nothdürftiges Obdach bieten konnte, belegt. Mit Gesang ging es durch das Dorf, trotz dem Wege, der, obwohl heute neu mit Stroh bedeckt, doch grundlose Stellen bot, welche jeden geordneten Marsch unmöglich machten. Scenen, wie man sie hier stets sieht, wenn sich Bataillone, die lange von einander entfernt gewesen sind, auf dem Marsche begegnen, wiederholten sich und zerrissen fast den Zusammenhang der Colonnen. Dort sieht Einer seinen lang entbehrten Bruder, ein Anderer den Nachbar aus der Heimath, ein Dritter den alten Schul- und Universitätsfreund, und die Gemüthlichkeit geht mit der Disciplin durch. Ein bunter Knäuel von Soldaten aller Waffengattungen bildete sich um uns, so lange wir durch das Dorf zogen; aber schnell war die Ordnung hergestellt, als wir jenseits auf einer an der Chaussee liegenden Koppel aufmarschirten. Die Gewehre wurden zusammengestellt, und wir warteten der Dinge, die da kommen sollten.

Es war inzwischen ganz Nacht geworden; die Marschen entwickelten ihre weißen dichten Nebel, durch welche bald die rothen Flammen verdeckt wurden, die

noch immer, wenn auch schwach, aus einem Hause des nahen Friedrichstadt drangen. Die Geschütze waren ringsum verstummt, nur hin und wieder dröhnten noch einzelne Schüsse vom jenseitigen Ufer der Eider aus der schweren Christiansen-schen Batterie herüber. Doch war die Ruhe keine friedliche. Immer mehr Wagen fuhren in größter Stille die Chaussee nach Friedrichstadt entlang mit Kriegsbedürfnissen: Sandsäcken, Faschinen, Schanzkörben und Arbeitsgeräth jeder Art. Adjutanten und Ordonnanzen tauchten aus dem dichten Nebel auf, saus'ten bei uns vorüber und verschwanden eben so schnell, als wären sie Erscheinungen einer andern Welt. Wir hatten noch nicht erfahren, was für diese Nacht beabsichtigt werde, aber wir glaubten, daß uns Allen heiße Stunden bevorstehen möchten und mancher von uns den folgenden Tag nicht erleben werde. — Das machte die Stimmung wärmer und herzlicher, als man sie sonst unter diesen meist phlegmatischen und kalten Naturen findet. In bunten Gruppen, wie sie nur dieses Heer und diese Zeit schaffen kann, standen Männer aller Stände und aus allen deutschen Ländern in lebhaftem Gespräche zusammen, und manch ernstes Wort und mancher Scherz ward vorgebracht. Unter Anführung von Juristen, die sich weitläufig über das testamentum militare ausließen, wurde von den Umstehenden lustig über Alles, was sie hatten und was sie nicht hatten, zu Gunsten der Umstehenden testirt. Auch ich glaube einige Rittergüter, Bauernhöfe und eine Anzahl Schwestern testirt erhalten zu haben, große Geldsummen gar nicht zu rechnen. Allmälig erhob sich aus einer Gruppe, und dann aus noch einer und der dritten der Gesang irgend eines der wenigen, hier heimischen Lieder, endlich wurden auf Aufforderung eines Officiers von der ganzen Abtheilung die feierlichen Töne des oft gehörten und stets erhebenden „Schleswig-Holstein" angestimmt. Es ist hier eine sehr seltene Erscheinung, daß sich eine lagernde oder marschirende Abtheilung zu gemeinsamem Liede vereinigt, vielmehr wird sicher jedesmal, wenn die eine Section das Lied vom „Waffenschmidt" singt, die andere „Morgenroth" und eine dritte „Hinaus in die Ferne" anstimmen, und gewöhnlich auch in diesen Liedern die Nebenleute wenigstens verschiedene Melodien singen, wodurch eine entsetzliche Anhäufung von Mißtönen entsteht. Doch jeder will sich beim Singen nur selbst amüsiren, und darum sind die Bemühungen der Officiere, diese Unart abzugewöhnen, meistens gescheitert. Die gehobene Stimmung verließ uns auch nicht, als unser Commandeur, welcher sich inzwischen bei von der Tann, dem Höchstcommandirenden aller hier vereinigten Truppen, gemeldet hatte, den Befehl brachte, wir sollten einstweilen in Allarmquartiere zum Dorf rücken und uns dort fertig halten bis gegen Mitternacht. Die Töne „Schleswig-Holsteins" begleiteten uns zurück in's Dorf, und nach uns jede Abtheilung in das ihr angewiesene Quartier, und ehe wir uns trennten, war die allgemeine Verabredung: „Gebt es zum Sturme, so mit Schleswig-Holstein."

Die Befehle, die um Mitternacht kommen sollten, blieben aus, nur eine halbe Compagnie ward zur Deckung der umfassenden Schanz- und Brücken-

arbeiten verwandt. Gegen Morgen erst wurden wir aus dem Schlummer, den wir in den wunderbarsten Stellungen, da das Quartier für die vielen Leute nur wenig Platz bot, gesucht hatten, durch den Befehl geweckt, sofort die Feldwachen in den äußersten Schanzen vor Friedrichstadt zu beziehen. Dies sollte vor Tagesanbruch ausgeführt werden, allein manche Umstände verzögerten den Abmarsch, und es war heller Morgen, als wir in der Nähe dieser Schanzen ankamen. Zwischen Seeth und Friedrichstadt ist lauter Marschland, also eine ganz ebene Fläche, meist als Grasland zu Viehweiden benutzt, weniges für Körnerbau bestellt. Tiefe und breite Gräben durchschneiden die Felder und umgeben jedes Landstück nach allen Seiten hin, theils um zu entwässern, theils um das Vieh, welches dort weidet, einzuschließen. Zu einigen Feldern, namentlich den für den Kornbau, führen Uebergänge, welche mit Thoren verschlossen sind, zu den andern dagegen kann man nur mit Hilfe des von allen Landbewohnern geführten langen Springstocks gelangen, oder es müssen eigene Brücken gebaut werden, was auch geschieht, so oft das Vieh im Frühjahr aufgetrieben wird, ebenso wenn es im Herbste als „fettes" diese seine Hochschule wieder verläßt. Gegen die Ueberschwemmung der aufgestauten Treene war dies Land durch den hohen Treenedeich geschützt, den zu durchstechen die Dänen sich gehütet hatten, da sonst auch Friedrichstadt überschwemmt wäre. Nach links begrenzt der hohe Eiderdeich diese Fläche. Durchschnitten wird sie in der Mitte durch die auf ungefähr 20 Fuß hohem Damm gebaute Chaussee, welche von Seeth nach Friedrichstadt führt. Auf dieser war ungefähr 800 Schritt von dem großen dänischen Blockhause, welches unmittelbar vor den letzten Häusern Friedrichstadts lag, eine Artillerieschanze von Sandsäcken gebaut, in welche grade, als wir dort ankamen, zwei große 24Pfünder geführt wurden. In einem kleinen Aufwurf vor und an beiden Seiten dieser Schanze wurden wir postirt, um sie gegen einen Angriff zu schützen. Kleine Schanzen, die in einem weiten Bogen bis 300 Schritt an die Stadt sich heranzogen, wurden mit einzelnen Sectionen besetzt. Unbekannt mit der Lage und Nähe der feindlichen Schanzen marschirten wir in geschlossener Colonne auf der durchaus ungedeckten Chaussee an unsern Bestimmungsort, wo die ängstlichen Gesichter der von uns abgelös'ten Mannschaften uns zeigten, in welcher Gefahr wir uns befanden. In kleinen Abtheilungen gingen diese über die gefährlichen Stellen zurück, und dennoch begannen die Dänen, die während unseres Marsches geschlafen haben mußten, ein furchtbares Geschützfeuer gegen die Letzten, das jetzt die Einzelnen nicht mehr erreichte, während wenige solcher Schüsse unsere Colonne vernichtet haben würden. Hinter unseren kleinen Schanzen lagen wir behaglich und schauten dem Spiel der Kugeln zu, die auf der Chaussee aufschlugen oder sich rechts und links in den festen Boden einwühlten; auch das ängstliche Gefühl, das man auf den Gesichtern unserer Neulinge las, wenn die Kugeln dicht über unsere kleinen Schanzen wegsaus'ten, verlor sich bald. Das im Anfang streng beobachtete Gebot,

daß Niemand über die Schanzen wegsehen sollte, wurde milder gehandhabt, zumal wir durch Erfahrung gelernt hatten, daß, wenn man drüben den Blitz aufschlagen sah, vor Ankunft der Kugel noch immer Zeit genug zur Deckung hinter unserer Schanze war. So hatten wir in unserer Sicherheit freilich gut Lachen über die Infanteristen, welche der Artillerie auf kleinen Schubkarren Munition zufahren mußten und gar wunderliche Sprünge auf der ungedeckten Chaussee machten, so oft sie eine Kugel im Anzuge glaubten. Es bedurfte einer langen Unterhandlung ihres Führers, eines Unterofficiers mit märkischem Dialekt, bis er sie wieder aus unseren sichernden Schanzen auf den Rückweg herausgetrieben hatte. Und auch dann noch konnten unsere Jäger sich nicht enthalten, ihnen noch einigemal ein „se kümmt" nachzurufen, und dadurch die geängstigten Burschen wieder in den Graben zurückzutreiben, bis ihr Unterofficier, der mit ruhigem Pathos von der Chaussee aus Vorlesungen über den Muth hielt, sie mit der Drohung weiter schaffte, er werde sie zur Strafwache in sein schon geöffnetes Buch notiren. Anders benahmen sich die zahlreichen auf den vor uns liegenden Wiesen weidenden Ochsen. Sie schienen sich schon an den Geschützkampf während der letzten Tage gewöhnt zu haben, denn während doch die Leichen einzelner von ihnen am Boden lagen, gingen sie ihrer höhern Bestimmung eingedenk, noch diesen Herbst fett zu werden, ruhig auf ihrer Fenne umher und fraßen die saftigen Marschgräser ab. Nur wenn eine Kugel dicht bei ihnen vorbei saus'te, schauten sie verwundert auf, und ein ängstliches Gebrüll zeigte, daß auch ihnen ein ahnendes Herz im Busen schlug. Den Tag vorher war es einem muthigen Bauer aus entferntem Dorfe mit Hilfe einiger Soldaten gelungen, seine Ochsen, die unmittbelar unter den feindlichen Kanonen weideten, fortzutreiben und in Sicherheit zu bringen. Viele Hundert dagegen gingen noch immer in dem gefährlichen Terrain und hatten keine Aussicht auf eine Rettung, da sie meist Leuten aus entfernten Gegenden angehörten, und das letzte Jahr, ehe sie zum Schlachten verkauft werden sollen, hierher auf diese fetten Weiden geschickt waren, wo sie gegen Zahlung eines Miethpreises, ohne daß man sich weiter um sie kümmert, einen ganzen Sommer auf ihrer Fenne gehen. Mit einem solchen Ochsen geht jedesmal ein Capital von 90, 100 und mehr Thalern verloren.

Unsere Nachbarn, die 24pfündigen Kanonen, wirkten gewaltig und arbeiteten mit einer Batterie auf dem Treenedeich, einer auf dem Eiderdeich, den auf der Eider liegenden Kanonenböten und den vielen Geschützen auf dem jenseitigen Ufer um die Wette. Gegen Mittag verstummten die uns gegenüber bei dem großen Blockhause aufgestellten dänischen Geschütze. Bald darauf kam von der Tann mit einigen begleitenden Officieren langsam auf der Chaussee herausgeritten, hielt bei unserer Schanze an und rief uns lustig zu: „Nicht wahr, Jäger, hier ist es besser als in Duvenstädt? (Dort hatten wir seither gelegen.) Seht Euch hier nur die Gegend recht an; es ist grade ein guter Augenblick, unsere Bomben haben die

Blockhäuser drüben zerstört, und Alles ist aus diesen in die Stadt gelaufen." Davon hatten wir nun freilich nichts gesehen, und am Abend zeigte sich, daß es ein großer Irrthum gewesen war. Die Dänen hatten nur ihr Geschütz zurückgezogen, weil sie von einigen Schützen aus den vordern kleinen Schanzen zu sehr beunruhigt wurden, ihre Blockhäuser aber waren ganz unversehrt. Doch damals fiel uns kein Zweifel an Tann's Worte bei. Wir sahen seine heitere, siegesgewisse Miene, die dem Soldaten stets so viel Zutrauen und Muth eingeflößt hatte, und die Ruhe und Sicherheit, mit der er den Artillerieofficieren seine Befehle gab. Das Kopfschütteln und die bedenklichen Gesichter mancher erfahrenen Officiere und derer, welche Friedrichstadt mit allen seinen Gräben kannten, störten uns in unserer Zuversicht nicht.

Das Geschützfeuer, welches gegen Mittag schwächer geworden war, ward in den ersten Nachmittagsstunden heftig. Schuß auf Schuß donnerte aus den im Halbkreise um die Stadt aufgestellten Batterien, und jetzt richtete sich das Feuer nicht mehr ausschließlich gegen die feindlichen Werke, sondern auch, wie wir mit Staunen wahrnahmen, gegen einzelne vor der Stadt gelegene hervorragende Gebäude. Die Absicht, diese in Brand zu schießen wurde unzweifelhaft. Bald kam noch ein anderes Mittel den Batterien zu Hilfe, indem man anfing, auf die dem Feuer geweihten Häuser Brandraketen zu werfen. In der Nähe unserer Schanze wurde von einem Artillerieofficier ein portatives Gestell, einem Meßtisch ähnlich, aufgestellt, das bald anfing, seine Feuerkugeln mit ihrem langen Schweife in hohen Bogen durch die Luft zu treiben. Wenn diese auch meistens schon in der Luft zerplatzten oder eine verkehrte Richtung nahmen und die Stadt nicht erreichten, so standen doch in kurzer Zeit zwei schöne große Höfe, einer am Threenedeich, einer zwischen der Chaussee und dem Eiderdeich, in hellen Flammen und selbst in der Stadt stiegen einzelne Rauchsäulen auf und zeigten, daß auch dort manche der platzenden Bomben gezündet hatte. Durch das Niederbrennen dieser Höfe schienen die Dänen eine Lücke in ihren Befestigungswerken erhalten zu haben; denn mit einmal wurde es dort lebendig. Nachdem das Löschen des Feuers durch neue Salven verhindert war, entwickelten sich vor den Flammen mit einem Male lange Linien Arbeiter, die Schanzen aufzuwerfen schienen. Augenblicklich prasselten die Kartätschenladungen aus unsern 24-Pfündern, und der Versuch ward aufgegeben.

Gegen Abend verdoppelte sich die Heftigkeit des Feuers, es ward nicht mehr auf einzelne Punkte beschränkt, sondern es schien, als ob mit einem Male die ganze Stadt vernichtet werden sollte. Eine Bombe nach der andern wurde hineingeworfen, und während einzelne Rauchsäulen, die schon früher an manchen Stellen aufgestiegen waren, wieder verschwanden, weil man des Feuers wieder Herr geworden war, leckte jetzt bald hier bald dort die rothe Flamme auf dem Dache eines Hauses, und nicht lange, so sahen wir, daß das Löschen aufgegeben

schien und die Häuser zusammenstürzten, nachdem sie vorher noch die nächsten Häuser entzündet hatten.

Beim Anblick der armen brennenden Stadt verstummte Scherz und Laune, die noch am Morgen hinter unseren Wällen geherrscht hatte; auch der Roheste war ergriffen von der trostlosen Lage der Unglücklichen in der Stadt, die auf keine Weise dem Jammer entfliehen konnten. Die Schrecken des Krieges traten uns in ihrer gräßlichsten Gestalt vor die Augen. Schweigend stand die Schaar und schaute in das Flammenmeer, das sich immer vergrößerte. Doch plötzlich fuhr ein elektrischer Schlag durch Alle, neues Leben ergriff uns, vergessen war das furchtbare Schauspiel vor uns, und Jubelschrei ging durch die Reihe. Derselbe Adjutant, der uns vorgestern hierher gerufen, war wieder gekommen, und wir Alle hatten gehört, wie er dem Abtheilungscommandeur, der gerade in unserer Schanze war, den Befehl unseres Brigadiers brachte, wornach sofort ein allgemeiner Sturm beginnen sollte, indem auf dem Eiderdeich und auf dem links von der Chaussee belegenen Terrain Sturmcolonnen vorgehen sollten. Wenn diese Erfolg hätten, würde auch auf der Chaussee und dem Threenedeich angegriffen werden. Wir sollten benutzt werden, um zwischen diesen einzelnen Colonnen durch Schützenketten Verbindung zu erhalten. Um den Feind zu beschäftigen und einzuschüchtern, habe man die Stadt in Brand geschossen. Noch hatte der Adjutant nicht ausgesprochen, so sahen wir schon hinter uns die Colonnen sich aufstellen, lange Wagenreihen mit Brückenmaterial herankommen, und die Pioniercorps ihre Einrichtung zum Aufschlagen von Brücken treffen; auch wir zögerten nicht: die Tornister wurden als hinderlich bei diesem Terrain in der Schanze zurückgelassen, kurze Zeit, und wir waren rechts und links von der Chaussee in langen Linien ausgeschwärmt und erwarteten am Boden gekauert das Signal „Vorwärts.“

Unterdeß war es fast dunkel geworden und das schreckliche Schauspiel der brennenden Stadt zeigte sich noch imposanter. Es brannten nicht mehr einzelne Häuser, sondern ganze Straßen in gelbem, rothem und blauem Feuer; auch der hohe Kirchthurm, der bis dahin wie ein schwarzer Riese im Feuermeer gestanden, zeigte hier und da einzelne kleine Flammen, die aus den Luken herausleckten; nicht lange, so stand der stattliche Bau in einem unendlichen Flammenmeer und beleuchtete mit seinem durch die Kupferdeckung blau gefärbten Lichte weithin die Gegend. Die donnernden Kanonen, die prasselnden Kartätschen, die mit lautem Gekrach platzenden Bomben und Granaten, die zischenden Raketen machten Musik zu dem großen Trauerspiele, das vor uns aufgeführt wurde, und das kleine Gewehrfeuer, das mit großer Heftigkeit jetzt auf dem linken Flügel krachte, erinnerte uns, daß auch wir bald eine Rolle in dem Stücke spielen sollten.

Die Pioniere, welche den Sturmcolonnen vorausgegangen waren, mußten mit ihren Brücken fertig sein; denn durch den Lärm hindurch konnten wir die

Töne des Sturmmarsches vernehmen, und das „Hurrah," welches von dorther klang, machte uns unruhig und ließ uns fürchten, daß wir zu spät kommen, daß Andere vor uns in die Stadt dringen würden. Da tönte das „Vorwärts" unseres Commandeurs durch die Luft und setzte sich in der langen Linie von Rotte zu Rotte fort. Schnell ging es vor, aber plötzlich prallte die Linie zurück. Schon waren wir an einem, von uns nicht gesehenen Graben angelangt, der längs unserer ganzen Schützenkette entlang lief. „Wir waten durch," rief ein enthusiastischer Unterofficier. „Vorwärts, Leute; was schadet's, wenn wir heute nasse Füße kriegen." „Gahn Se man voran," sagte in meiner Nähe ein dicker Holsteiner mit ironischem Lächeln, und noch hatte er nicht ausgesprochen, so saß schon der Unterofficier bis an die Arme im Graben und rief, da er in dem Schlamm zu versinken fürchtete, nach Hilfe. Da war denn auch der Dicke der Erste und scheute nicht, bis an den Leib in's Wasser zu gehen, um dem Armen herauszuhelfen. So ging es nicht; ein anderer Uebergang mußte gesucht werden. Den fanden wir denn auch nach langem Suchen; es war an einer Stelle eine Vorrichtung, um durch Ueberlegen von Brettern eine Brücke zu bilden. Dort gelang es uns hinüberzuspringen. Wieder wurde in einer langen regelmäßigen Linie ausgeschwärmt, wieder trafen wir auf einen ebenso breiten Graben, an dem wir wieder herumirrten und einen Uebergangspunkt fanden, nachdem wir einige weniger breite Quergräben passirt hatten. An diesem sammelten wir uns in einen Haufen, bis wir alle einzeln hinübergekommen waren. Die Kugeln aller Art, besonders die Spitzkugeln pfiffen schon ganz bedenklich um uns herum, doch verlor sich der Humor noch nicht. Die hergebrachten Witze von der Unvorsichtigkeit Hanemann's, der mit dem Gewehr so sorglos umgehe und bei seinem Schießen gar nicht bedenke, daß hier Leute ständen u. dergl. mehr, wurden auch in dieser sonderbaren Situation vorgebracht und belacht. Andere dagegen starrten in das Flammenmeer vor uns, wie in ein Bild. Das Feuer war noch immer im Wachsen und erschien jetzt bei der größeren Nähe noch fürchterlicher, auch das Mitgefühl für die unglücklichen Friedrichstädter wurde rege, als ihr Jammergeschrei laut und vernehmlich an unser Ohr drang. Welch ein Schmerzensruf durchklang die Luft, als eine Bombe in die Kirche schlug, die als Lazareth benutzt zu werden schien, oder als der brennende Thurm mit hoch aufschlagender Lohe zusammenstürzte. In solchen Momenten stockte denn unsere kleine Schaar auf ihrem dunkeln und schlüpfrigen Wege, bis ein „Vorwärts" des Führers sie weiter trieb. Schon hatten wir so manchen Graben passirt und waren den feindlichen Schanzen und Blockhäusern nahe gekommen; da standen wir abermals an einem Graben, breiter als alle früheren; und vergebens irrten wir rechts und links, ein Uebergangspunkt war nicht zu finden. „Auf die Chaussee," hieß das Commando, „dort müssen wir hinüberkommen." Allein dort war auch keine Hilfe, denn der Damm war, als wir nach mancher Mühe dort ankamen, gerade

hier durch einen Einstich, der bis auf die Sohle unseres Grabens ging und von diesem mit Wasser gefüllt war, durchschnitten, und so war uns auch diese Hoffnung genommen. Ohne Brückenmaterial und ohne ein anderes Hilfsmittel, diesen Graben zu passiren, hatten wir nur die Wahl, entweder hier zu bleiben, um einen möglichen Ausfall der Dänen an dieser Seite zu verhindern, oder zurückzugehen und um eine Verwendung an anderen Orten zu bitten. Beide Meinungen wurden aus dem Haufen, der mit der militärischen Marschordnung auch die Disciplin verloren zu haben schien, vorgebracht, und schon erhob sich mitten unter den pfeifenden Kugeln eine Debatte, als der Commandeur sie durch den Befehl zum Zurückgehen abschnitt.

Hinter der Schanze, in der wir am Tage gelegen hatten, sammelte und ordnete sich unser Zug wieder. Dort merkten wir aus den unzufriedenen Gesichtern und einzelnen Aeußerungen der höheren Officiere, wie die Sache nicht den erwarteten Erfolg habe, wie auf dem linken Flügel die Sturmcolonnen weit größere Schwierigkeiten getroffen, als man erwartet, und wie deshalb die anderen Sturmcolonnen auf der Chaussee und dem Threenedeich noch gar nicht angegriffen hätten. Wir erfuhren auch, daß die anderen Abtheilungen unseres Corps auf ähnliche Hindernisse gestoßen seien, sich mit den Sturmcolonnen verbunden und schon bedeutende Verluste erlitten hätten. Vor Allem erzählte man von dem Tode oder der schweren Verwundung eines unserer Officiere, des Lieblings der Compagnie, welcher als einer der ersten auf der feindlichen Schanze, dort „Schleswig-Holstein" anstimmte, bis ihn eine feindliche Kugel niederstreckte. Da trieb es auch uns, die wir noch nichts gethan hatten, vorwärts aus dem sichern Versteck, und mit Freuden empfangen wir die Nachricht, daß wir wiederum vorgehen sollten, daß das Brückenmaterial, welches für uns bestimmt gewesen sei, durch die Aengstlichkeit der fahrenden Bauern hinten stehen geblieben und die uns beigegebene Pionierabtheilung ebenfalls falsch dirigirt worden, daß aber jetzt für beides Abhilfe getroffen sei. „Also wieder vorwärts, und jetzt müssen wir hinein."

Schnell wurde die Strecke, die wir schon vorher zurückgelegt hatten, auf dem uns jetzt bekannten Wege passirt, und bald standen wir wieder vor dem großen Graben. Jetzt zeigte sich, daß das Brückenmaterial nur aus wenigen, noch dazu durch große Nägel fast ungangbar gewordenen Balken bestand, die kaum für zwei Uebergänge hinreichten, die nur von Einzelnen mit Vorsicht zu passiren waren, und daß die Pioniere sich auch bald wieder verloren hatten. Die Brücken konnten nicht anders fertig werden, als daß Einzelne von uns bis an den Leib in's Wasser gingen und mit dem ungeheuersten Kraftaufwande die Balken zurecht legten. Das verzweifelte Mittel von Ferdinand Cortez mußten auch wir, freilich aus anderen Gründen, benutzen, wir nahmen die Balken hinter uns weg, um sie bei dem nächsten Graben wieder zu benutzen. So hatten wir wieder einige Gräben passirt, als ein neues Hinderniß uns in den Weg kam, ein noch breiterer Graben,

über den unsere Balken nicht reichten. Vergebens irrten wir daran umher, alle Versuche scheiterten. Da halfen uns Plänkler eines anderen Jägercorps aus der Noth, die von dem Threenedeich aus vorgegangen waren und nun mit unserem rechten Flügel in Verbindung traten. Durch einen breiten Quergraben von uns geschieden, reichten sie, die reichlich mit Brückenmaterial versehen waren, uns eine große portative Brücke zu, auf welcher der Uebergang gelang. Rasch ging es weiter vor, und eben sammelten wir uns an einem neuen Graben, da prasselte mit einem Male eine Kartätschensalve und ein heftiges Kleingewehrfeuer auf uns los und nöthigte uns Halt zu machen. Der Feind hatte uns in der erleuchteten Gegend herankommen sehen, und als wir, ohne es zu merken, den mehr im Schatten liegenden Schanzen und Blockhäusern ganz nahe gekommen waren, sprühten von zwei Seiten die feindlichen Geschosse auf uns ein, die wohlweislich seit einiger Zeit ihr Feuer nach unserer Seite hin eingestellt hatten.

Im Moment lagen wir auf der Erde; allein die ängstlichen Klagetöne, das heisere krampfhafte Auflachen, das sich aus unserem Haufen erhob, zeigte, daß des Feindes List geglückt sei, und daß manchen von uns sein Schicksal erreicht hatte. Der augenblickliche Schreck währte nicht lange; bald knackten unsere Hähne und schossen die Büchsen munter drauf los, freilich ohne gerade ein anderes Ziel zu haben, als das Feuer der feindlichen Schüsse. Doch ein längeres Verweilen konnte hier nichts nützen, ein Vorwärtsgehen war unmöglich, da unter diesen Umständen der Uebergang über den nächsten Graben nicht zu bewerkstelligen war, und deshalb erfolgte, zumal da das feindliche Feuer jeden Augenblick neue Opfer forderte, sehr bald der Befehl zum Retiriren. Das ist immer schwer für den ordentlichen Soldaten; hier war es aber doppelt schwer, da man zunächst die schöne gedeckte Lage im Grase aufgeben sollte, um dem feindlichen Feuer ausgesetzt zu sein. Das Schwierigste war, die vielen Verwundeten mit fortzuschaffen und über die Gräben zu bringen; dazu gehörte eine große Aufopferungsfähigkeit und viel Muth. Dennoch fanden Alle ihre Samariter, die man mit Recht so nennen kann, da fast nur die so viel geschmähten Freiwilligen dies Liebeswerk verrichteten. Man hat vielfach gesagt, Deutschland habe diesmal seinen Abschaum hierher gesandt, fast alle Freiwillige seien nur wegen des Werbegeldes gekommen, verdürben die Disciplin, seien feig im Feuer und dergleichen mehr, und auch Schreiber dieses kann nicht leugnen, daß er nicht immer gut von ihnen gedacht hat. Aber diesen Abend hat er es Allen abgebeten, als er sah, wie sie den ganzen Abend das vorwärtstreibende Element waren, wie sie beim Brückenbau, während der phlegmatische Schleswig-Holsteiner Gewehr beim Fuß das Resultat abwartete, trotz Kugelpfeifen und Kartätschengeprassel bis an den Leib in das Wasser gingen und sich die Hände wund arbeiteten, und wie sie endlich jetzt Allem die Krone aufsetzten durch ihr aufopferndes Wegtragen der Verwundeten, das bei den schwierigen Grabenübergängen nur mit großer Anstrengung, langem Auf-

enthalt und dadurch bedingter Lebensgefahr zu bewerkstelligen war. Nur ein Mann ward später vermißt und der war wahrscheinlich entfernt von den übrigen gefallen, da keiner ihn gesehen hatte. Aehnlich haben sich die Freiwilligen be allen Abtheilungen unseres Corps ausgezeichnet, auch die Verlustliste zeigte eine unverhältnißmäßige Ueberzahl derselben.

Doch zurück zu unserer Retirade. Einigen von uns ging sie zu schnell, und hinter dem nächsten Graben wurde erst nochmals wieder Halt gemacht. Die Brücken sollten hinter uns zerstört werden, lautete der Befehl; wir konnten noch nicht wissen, ob Alle zurück seien, auch hielten sich jenseit des uns trennenden Quer-Grabens die Plänkler des andern Corps noch und forderten uns auf, ein Gleiches zu thun, um die Verbindung zu erhalten. Das schien einigen zwanzig von uns, welche die Letzten waren, Grund genug, auch ohne Befehl sich an einer durch eine kleine Unebenheit des Bodens gedeckten Stelle festzusetzen und lustig auf die feindlichen Schanzen loszufeuern. Jeder Schuß von uns zog uns ganze Salven von jenseits zu, und wenn diese aufhörten, weil der Feind nicht sicher zu sein schien, ob er noch einen Gegner habe, mußten wieder einzelne Schüsse von uns sie herauslocken. Das Spiel gefiel den Unsrigen ganz wohl und die gute Laune war bald wieder mit plattdeutschen Witzen bei der Hand.

An der Stelle hatten wir Ruhe, uns nach den anderen Seiten des Gefechts umzusehen, um zu erspähen, wie dort die Sache stehen möge. Wir sahen nicht viel Tröstliches. Das Hurrah der Sturmcolonnen und die kurzen Schläge des Sturmmarsches drangen immer noch von Zeit zu Zeit herüber, aber immer noch von derselben Stelle, wo sie den ganzen Abend gewesen waren. Noch wenig Terrain schien gewonnen zu sein, der neue Sturm deutete darauf, daß die früheren Colonnen zurückgeschlagen seien und immer frische Truppen in's Gefecht gezogen würden. Auch diese müssen zurückgeworfen sein, da das heftige Kleingewehrfeuer sich von der Stadt entfernt anfängt, und die Eile, mit welcher dies einige Zeit geschieht, deutet auf einen, für den Augenblick erfolgreichen Ausfall des Feindes. Wenn dieser auch schnell aufgegeben scheint, so nimmt doch die Heftigkeit des Feuers allmälig ab, auch unsere Geschütze senden in längerem Zwischenraume ihre feurigen Kugeln durch die Luft. In der Stadt lodert freilich noch immer ein unendliches Feuermeer, aber es scheint ihm doch die Nahrung auszugehen, da alle hervorragenden Punkte zusammengestürzt sind; und nur noch die eine Kirche ragt stolz und unversehrt über ihre Umgebung hervor. Schwarz aufsteigende Rauchwolken deuten an, daß man jetzt, wo die Heftigkeit des Angriffs nachläßt, an einigen Orten zu löschen versucht.

So begann der Kriegslärm zu verstummen und das unglückselige Drama, welches wir heute gesehen, schien seinem Ende nahe. Doch in jedem Spectakelstück muß noch ein Knalleffect kommen, der blieb denn auch hier nicht aus. „Was war das?“ frugen wir Alle gleichzeitig, als mit einem Male in der Nähe des

Eiderdammes ein fürchterliches Gekrach allen Kanonendonner übertäubte, und gleichzeitig eine gelbe Lichtmasse zum Himmel hoch aufloderte und, wie ein Blitz, Alles mit einem Lichtstrahl übergoß. Helle glänzende Wolken dauerten auch noch über den Moment hinaus, und bewiesen, daß die Erscheinung nicht ein bloßes Spiel der aufgeregten Nerven war. „Signal zu neuem Angriff", lautete die Antwort Einiger, zumal gleich darauf ein Hurrah von jener Seite ertönte, von dem wir noch nicht unterscheiden konnten, ob deutsche oder dänische Kehlen es ausstießen. Ein alter kriegserfahrener Sergeant belehrte, es sei eine entzündete Mine oder ein aufgeflogener Pulverwagen gewesen. Bald sahen wir auch, daß das Hurrah von den Dänen stammte, die den Augenblick zu einem Ausfall benutzen wollten, jedoch eilig zurückgehen mußten.

Und als es nun immer stiller und stiller wurde, da ward es uns in dem feuchten sumpfigen Grase ungemüthlich. Wir Alle waren bei den schlüpfrigen Uebergängen in's Wasser gefallen oder beim Brückenbau freiwillig hineingesprungen, hatten darauf in der kalten Octobernacht stundenlang in den durchnäßten Kleidern gelegen, und fühlten jetzt, wo die Aufregung nachließ, eisige Erstarrung. Da wir in unsrer Position bei dem allgemein abgebrochenen Kampfe nichts mehr zu nützen glaubten, auch unsere Nachbarn, die Jäger des anderen Corps, zurückgegangen waren, so beschlossen wir auch aufzubrechen, zumal da sich das Gewissen wegen des eigenmächtigen Zurückbleibens regte, und ein längeres Zögern unverantwortlich erschien. Nach der Schanze, wo wir den Tag über gewesen waren, richteten wir unseren Weg und hofften dort über unsere Jägerabtheilung Auskunft zu erhalten. Dort aber fanden wir nur mürrische Gesichter der höheren Officiere, die, unzufrieden mit dem Resultat des Abends, dies dem Benehmen der braven Truppen zuzuschreiben schienen, während es doch in der Unmöglichkeit lag, solche Aufgabe mit ungenügenden Mitteln zu lösen, und das von dem, welcher die Verhältnisse kannte, vorausgesehen werden mußte. Lange irrten wir umher, um unsere Kameraden zu finden, und trafen dabei auf manche schreckliche Scenen, die uns die Gräuel des Kriegs in einer neuen Form vor die Augen führten. In einem nicht weit von der Schanze belegenen Chausseehaus war der Verbandplatz einer Brigade. Dichte Gruppen von Leuten, die alle mögliche Arten von leichteren Verwundungen davongetragen hatten, ständen und lagen umher und suchten zuerst den Eingang zu erreichen, andere, die oft gräßlich verstümmelt waren und die schrecklichsten Jammertöne ausstießen, wurden von allen Seiten heran getragen, um hier den ersten Verband zu erhalten. Die Bataillone kamen hier vorbeigezogen, um im Dorfe die Ruhe aufzusuchen; aber wie waren sie zusammengeschmolzen, und vor Allem wie viele Officiere hatte wieder diese Nacht weggerafft! Und doch, wie die Hoffnung immer noch einen Anhaltspunkt findet, so glaubten Viele, es sei nur ein augenblicklicher Rückgang, gegen Morgen werde man wieder angreifen und sich dann für diese Niederlage

entschädigen. Trotz der Verluste dieses Abends, die durch die Gerüchte noch vergrößert wurden, wollte man doch dem Gedanken nicht Raum geben, daß man es aufgeben müsse Friedrichstadt zu nehmen, besonders weil die letzte Zeit das einzige Gespräch der ganzen Armee war, wie man allein von hier aus den Feind von seiner ganzen Linie zurückwerfen könne.

Endlich trafen wir in dem Menschenknäuel auf der Chaussee unser Corps, welches seitwärts von der Chaussee schon stundenlang Gewehr bei Fuß dastand, um einen etwaigen Angriff auf die Batterie zurückzuweisen. Da sahen wir manch frohes Gesicht und fühlten warmen Händedruck, als wir Alle so unerwartet wieder in die Mitte der Kameraden traten. Und oben wurde unser Zurückbleiben auch gnädiger angesehen, als wir erwartet hatten.

Wir erhielten Befehl zum Rückmarsch. Jedoch ging es nicht, wie wir in unseren nassen Kleidern hofften, zurück in die Quartiere, uns ward die schwere Aufgabe zu Theil, unsere Kameraden den Rest der Nacht zu bewachen, indem wir eine Reservestellung für die Vorposten bei dem Chausseehaus einnehmen sollten. Langsam verging diese Nacht und es däuchte uns eine Ewigkeit, bis der Morgen graute. Die Kälte und Nässe erlaubte keinen Schlaf und die Erstarrung, welche allmälig Körper und Geist ergriff, ließ das einzige Mittel, welches Leben in den Gliedern erhalten konnte, stete Bewegung, versäumen. Einige Glückliche fanden gegen Morgen in unserer Nähe einen sogenannten Haferdiemen, d. h. einen hohen Schober von unausgedroschenem Hafer, und diese Nachricht brachte schnell die ganze Schaar in Bewegung, indem jetzt Alle hinstürzten, um einen Arm voll erwärmenden Strohs zu erhaschen. Dabei ging es zwar Manchem durch den Sinn, wie hier das werthvolle Eigenthum eines Fremden, vielleicht eines Armen, um des geringen augenblicklichen Nutzens willen verwüstet werde, und manche Hand zauderte einen Augenblick, ehe sie zugriff, aber es war auch nur ein Moment. Der Trieb der Selbsterhaltung überwog jede Regung des Gewissens, und bald saßen Alle dicht zusammengekauert, hoch mit Stroh bedeckt, und starrten halb schlafend, halb wachend in die noch immer hoch auflodernden Flammen der vor uns liegenden Stadt. Ringsherum herrschte tiefes Schweigen, das nur durch das Wimmern der Verwundeten, welches aus dem Chausseehause zu uns drang, unterbrochen wurde. Dichte weiße Marschnebel stiegen allmälig Geistern gleich in wunderbaren Formen aus den Gräben empor und wogten umher, bis sie sich in Haufen zusammenballten und Alles, auch das unglückliche Friedrichstadt, mit ihrem kalten Hauche verdeckt hatten. Da entschlummerten Viele, die sich bis dahin gewaltsam wach erhalten hatten, durch die drückende beängstigende Luft noch mehr ermüdet, zu einem unerquicklichen, träumereichen Schlaf, und wurden nicht einmal durch den unglücklichen Schuß erweckt, welcher aus einem durch Unvorsichtigkeit entladenen Gewehr fiel und in unserer Nähe einen Kameraden so traf, daß er bald verschied, und einen andern schwer verwundete. Selbst

wer mit wachenden Augen diesen Jammer mit ansah, war stumpf dagegen und versank bald wieder in sein stilles Brüten.

Als endlich der neue Tag anbrach, da lag ein Schmerz auf all den bleichen fahlen Gesichtern, wie ich ihn noch nie gesehen. Alle Hoffnung war verschwunden, man verlor fast den Glauben an die Sache, da ein leicht erachtetes Unternehmen einen so unglücklichen Erfolg gehabt hatte. Nur ein Mann war hier, der seinen Muth bewahrt hatte, auf dessen Gesicht man zwar auch Kummer und Schmerz, aber zugleich Kraft und Vertrauen lesen konnte, es war — Heinrich von Gagern, der umherging und in seiner freundlichen Weise sich an die einzelnen Soldaten wandte und ihre Leiden anhörte. Schon hatten wir unsere brüllenden Kameraden von gestern, die beiden 24=Pfünder nach rückwärts an uns vorüberziehen sehen, und kein anderes Gefühl war ihnen gefolgt, als die Hoffnung, daß auch wir bald die warmen Quartiere des Dorfs aufsuchen dürften. Und als wir diesen Befehl endlich erhielten, da ward auch nicht gezögert, sondern bald waren wir im Dorfe. Manche warfen doch noch einen Blick rückwärts auf Friedrichstadt. Der Nebel hatte sich dort eben verzogen, das Feuer war erloschen, aber das Herz wollte einem brechen über dem traurigen Anblick, den die gestern noch so freundlich im Sonnenschein glänzende Stadt jetzt darbot. Eine Kirche stand noch, aber ringsum starrten häßliche, schwarze Mauerreste, selbst diese waren nicht überall, mitten durch waren große Lücken gebrannt und geschossen, durch welche man das freie Feld hinter der Stadt erblickte.

Ueber die preußische Armee.

Von einem nicht=preußischen Militär.

Die allgemeine Militärpflicht, die Jeden ohne Ausnahme zum Kriegsdienst verpflichtet, ist ein Hauptvorzug der preußischen Armee. Das Soldatenkleid ist hier ein Ehrenrock, den auch der Vornehmste sich nicht zu tragen schämt, während da, wo die Stellvertretung erlaubt ist, und fast nur Individuen aus den untersten Ständen ihn tragen, die Montur wenig Achtung im bürgerlichen Leben genießt. Der Recrut aus dem Bauern= oder niedern Handwerkerstand fühlt sich geehrt, wenn er sieht, daß der Sohn des Grafen oder reichen Banquiers mit gleichem Rock und gleichen Rechten und Pflichten in Reih und Glied neben ihm steht. Seinem gebildeten, äußerlich gesitteten Kameraden möglichst in Gesittung und Anstand gleich zu kommen, ist sein eifrigstes Bestreben. Aus solchem Wettstreit geht das anständige, ehrenhafte Betragen hervor, das die preußischen Soldaten so rühmlich auszeichnet. Die Zeit der Dienstpflicht

ist im Allgemeinen drei Jahr in der Linie und dann bis zum vollendeten zweiunddreißigsten Jahr bei der Landwehr ersten Aufgebotes. Durch die große Zahl der Dienstpflichtigen, die bei der steigenden Bevölkerung alljährlich sehr wächst, hat sich aber herausgestellt, daß man bei der Infanterie die Leute größtentheils schon mit 2½, ja oft schon mit zwei Jahren, in welchem Zeitraum ein Infanterist vollkommen ausgebildet werden kann, wieder entläßt. Um den höher Gebildeten, in deren Leben eine längere Dienstzeit oft sehr störend einwirken könnte, ihre Dienstpflicht zu erleichtern, hat man die Classe der sogenannten „einjährigen Freiwilligen" eingerichtet. Jeder junge Mann, der durch ein Schulzeugniß oder Examen seine höhere geistige Ausbildung nachzuweisen vermag (ungefähr Secunda der Gymnasien), kann bei sonst geeigneter Körperbeschaffenheit als Freiwilliger in ein beliebiges Corps eintreten. Er muß in diesem Fall seine Uniform und Waffen dem Staate nach den etatsmäßigen Preisen bezahlen und auf alle Löhnung und sonstige Verpflegung verzichten, kommt aber dafür in der Linie mit einer Dienstzeit von 12 Monaten frei, nach welcher er in die Landwehr eintritt. Diese Freiwilligen erhalten zur Auszeichnung eine Einfassung der Achselklappen mit einer dünnen schwarz und weißen Schnur, haben aber sonst nicht den mindesten Vorzug vor den andern Soldaten, außer daß ihnen gestattet ist, den Wachtdienst und ähnlichen derartigen Dienst, wenn sie solchen erst einigemal gethan haben, für Geld von andern Soldaten thun zu lassen, falls sich dazu welche bereitwillig finden. Gewöhnlich benutzen die Studenten, Polytechniker, junge Landwirthe u. s. w. das erste Jahr ihrer Studirzeit, um zugleich ihre Militärpflicht zu erfüllen, und man sieht daher in den Hörsälen der preußischen Universitäten und derartigen Anstalten stets viele junge in Uniform gekleidete Leute sitzen, die ihre dienstfreien Stunden zum Fortstudiren anwenden. Gewöhnlich sind daher auch in Universitätsstädten, z. B. Greifswald, Breslau, Halle, Berlin, Königsberg, Bonn, Jäger- oder Füsilierbataillone in Garnison gelegt, da die jungen Freiwilligen sich vorzugsweise gern dem Dienst der leichten Infanterie zu widmen pflegen. Das sogenannte „Neufchateller Schützenbataillon" in Berlin bestand fast stets zur Hälfte aus einjährigen Freiwilligen, die dabei in Berlin die Universität oder andere Bildungsanstalten besuchten. Da der Militärdienst in Preußen alle waffenfähigen Männer ohne Ausnahme trifft, so ist er für den Einzelnen lange nicht so störend und in seinem bürgerlichen Fortkommen hindernd, als es sonst der Fall sein würde.

Das zweite Fundament des preußischen Heeres nächst dieser allgemeinen Dienstpflicht gründeten die Reformatoren des Staats dadurch, daß sie den Sinn der Ehre unter den Soldaten möglichst zu erwecken suchten. Hierauf gingen die vorzüglichen Bestimmungen der Jahre 1807—1815 ganz besonders aus, und wenn auch in der folgenden Zeit, von 1820—1840, wo der russische Einfluß wie ein böser Fluch auf Preußen lag, ein Stillstand, ja selbst ein Rückschritt eintrat, so ist doch im letzten Jahr wieder mancher Fortschritt gemacht, wozu wir besonders

die befohlene Anrede jedes Soldaten ohne Ausnahme mit „Sie" zählen. Schon in jener Zeit, wo außer in der französischen Armee der Stock in allen Heeren Europa's herrschte, ward in Preußen jede körperliche Strafe der unbescholtenen Gemeinen aufgehoben. Der preußische Soldat darf weder geschlagen noch sonst mit einer körperlichen Strafe oder Mißhandlung belegt, ja selbst nach einem strengen Gebot der letzten Zeit mit keinem Schimpf- oder Fluchworte mehr beleidigt werden. Wenn ein Officier selbst im Eifer des Exercirens den ungeschickten Recruten etwa mit „Schafskopf" oder ähnlichem Schimpfworte benennte, oder ihn gar unsanft anfaßte, so würde er auf Anzeige davon ganz entschieden mit einem sehr strengen Verweis, ja sogar mit Arrest bestraft werden.

Die Strafen, welche den Soldaten treffen dürfen, sind Verweis unter vier Augen, oder wenn schärfer, vor seinen Kameraden, Nachexerciren, Strafwachen, häufiges Erscheinen mit gepaktem Tornister, Casernenarrest, Mittelarrest und endlich strenger Arrest in dunkelem Local und abwechselnd bei Wasser und Brod. Wer wegen grober gemeiner Vergehen durch ein Kriegsgericht in die zweite Classe des Soldatenstandes versetzt ist, kann erforderlichen Falls dann später zu körperlichen Strafen verurtheilt werden. Aeußerlich unterscheidet sich der Soldat II. Classe übrigens von seinen Kameraden dadurch, daß ihm die preußische Cocarde, die jeder Soldat an seiner Kopfbedeckung trägt, fehlt. Eine Versetzung aus der II. Classe in die I. zurück, kann nur erfolgen, wenn der Degradirte durch mehrmonatliches musterhaftes Betragen seine Besserung zeigt, und seine Kameraden von der Compagnie, Batterie oder Schwadron, durch eine förmliche Bitte darum nachsuchen, daß er wieder ganz zu ihnen gehören dürfe. Aber auch auf jede mögliche andere Weise wird darauf hingearbeitet, das Ehrgefühl des Soldaten zu erhöhen und ihm Achtung vor seinem Stande einzuflößen. Alle Roheiten und Excesse der Soldaten werden äußerst strenge bestraft, ja in den meisten preußischen Regimentern wachen die Leute unter sich selbst darüber, daß keine Roheiten vorkommen und bestrafen jede Uebertretung davon unter sich auf sehr empfindliche Weise. Wissen wir doch zum Beispiel, daß, als ein preußische Soldat in trunkenem Zustand ein Glas in einem Wirthshause entzweigeschlagen hatte, seine Kameraden am anderen Tage eigens zu dem Wirthe gingen, um Entschuldigung baten, den Schaden bezahlten und sagten, der Thäter sei dadurch bestraft, daß Keiner von ihnen einen ganzen Monat auch nur ein Wort mit ihm sprechen würde. Auf äußeren Anstand, und namentlich ordentliche, reinliche ja selbst zierliche Kleidung wird der preußische Soldat viel halten und schon seine Kameraden werden im Interesse ihres Regiments nicht dulden, daß Einer der ihren sich grobe Vernachlässigung hierin zu Schulden kommen lasse. Der ärmste Recrut wird so lange sparen und lieber trockenes Brod essen, bis er sich ein paar lederne weiße Handschuhe zum sonntäglichen Spaziergang, ein gutes Taschentuch und wo möglich eine feine Halsbinde angeschafft hat. Auch auf dem Marsche,

im Felde, ja selbst im schmutzigsten Bivouak, erscheint der preußische Soldat so reinlich und ordentlich wie möglich, so daß er hierin im Allgemeinen die Truppen aller übrigen deutschen Contingente ohne Ausnahme weit übertrifft. Und dabei ist in Preußen die Löhnung verhältnißmäßig die niedrigste in ganz Deutschland, und der Soldat dieses Staates, mit Ausnahme der Stabsofficierstellen, die ganz unverhältnißmäßig hoch bezahlt werden, erhält weniger als in den meisten andern Staaten. Das sehr gesteigerte Ehrgefühl bewirkt auch, daß man, abgesehen von aller politischen Ab- oder Zuneigung, die preußischen Soldaten am Liebsten als Einquartierung nimmt, die sich als solche stets das beste Lob erwerben. Ueberall in ganz Deutschland, in Schleswig-Holstein wie in Sachsen und Baden, wird man im Allgemeinen, denn vielfache Ausnahmen kommen natürlich vor, den preußischen Soldaten das Prädikat, daß sie die angenehmste, am Leichtesten zufriedenzustellende Einquartierung sind, gerne ertheilen. Ist man gegen dieselben von Seiten der Wirthsleute nur artig und höflich, denn darauf sehen sie viel, so sind sie mit Allem zufrieden und begnügen sich gerne mit sehr mäßigen Quartieren und Speisen, sobald sie sehen, daß ihnen die Umstände keine besseren gestatten. Die Abneigung, die früher in Süddeutschland so häufig gegen Preußen herrschte, und von demokratischer, wie ultramontaner Seite noch künstlich gesteigert wurde, ist in all den Gegenden, wo preußische Truppen längere Zeit gestanden haben, grade in Folge des Betragens derselben, wesentlich vermindert. Daß bisweilen dies gerechte Ehr- und Selbstgefühl des preußischen Soldaten in unangenehme, ja sogar unleidliche Selbstüberschätzung ausartet, ist nicht zu leugnen. So halten die preußischen Truppen wegen dieser Selbstüberschätzung nicht selten schlechte Kameradschaft mit allen ü rigen Deutschen und tragen gewöhnlich die Hauptschuld daran. Wollte ein großen Theil des preußischen Heeres, und gar der Officiere desselben, seine unleugbar großen Vorzüge nicht selbst so übermäßig loben und rühmen, man wäre in ganz Deutschland viel geneigter, dies zu thun, als es jetzt oft noch geschieht. Dies Ruhmreden, in welches der preußische Soldat aller Grade häufig verfällt, ist entschieden sein größter Fehler. Wir haben in Holstein wie in Baden vielfache Gelegenheit gehabt, uns von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen.

Daß man, wie bei den Soldaten, so auch bei den Unterofficieren und Officieren, in Preußen Alles anwendet, um ihr Ehrgefühl zu steigern, läßt sich denken. Die Unterofficiere werden nur mäßig bezahlt und sehr angestrengt, aber sonst anständig behandelt und nach 10- (?) jähriger tadelloser Dienstzeit größtentheils in Civilstellen versorgt. Es herrscht viel Bildung, Gesittung und namentlich äußerer Anstand unter denselben, und man trifft besonders in neuerer Zeit viele so geistig gebildete und anständige Männer in der Classe der gewöhnlichen Unterofficiere, daß sie für jeden Gesellschaftskreis passen würden. Zu Officiersstellen der Linie wurden früher Unterofficiere, die nicht schon gleich von vorn-

herein auf Avancement dienten, wozu besondere Erlaubniß und ein eigenes Eintrittsexamen gehörten, sehr selten befördert, schon deshalb, weil die meisten nicht das nöthige Geld besaßen, um sich die vielfachen Kenntnisse, die im Officiersexamen gefordert wurden, zu erwerben. Nach einer Vorschrift des letzten Jahres scheint man es aber wenigstens officiell begünstigen zu wollen, daß auch gewöhnliche Unterofficiere sich zum Officiersexamen melden, und man thut wohl hieran, da sich sonst mit der Zeit in diesen oft sehr ausgebildeten Subalternen, denen in Friedenszeiten jedes fernere Avancement abgeschnitten wäre, ein gefährliches Element hätte bilden können. Ueberhaupt scheint man jetzt endlich von der Ansicht, vorzugsweise Edelleute zu Officieren zu machen, etwas zurückgekommen zu sein.

In noch höherem Grade als bei den Unterofficieren sucht man bei den Officieren den Geist der Ehre rege zu halten. So wichtig dies auch ist, so verfällt man bisweilen doch dabei in den schädlichen Fehler der Uebertreibung und hat bei einem Theil der Officiere Kastenstolz, Eitelkeit und Selbstüberschätzung hervorgerufen, welche dem ganzen Staate schaden. In keiner Armee findet man mehr wahrhaft gebildete, die strengsten Forderungen der Ehre mit bescheidenem Betragen verbindende, durch und durch tüchtige und dabei im Umgang liebenswürdige Officiere als in der preußischen, in keiner aber auch mehr anmaßende, von der lächerlichsten Arroganz und von dem Glauben aufgeblasene, daß das Epaulett auf der Schulter ihnen einen hohen Vorzug vor allen übrigen Menschen gebe. Namentlich das privilegirte, ganz unzeitgemäße Gardecorps und einige Cavallerie-Regimenter, in denen vorzugsweise jüngere Söhne der Aristokratie dienen, leiden an solchem Uebelstand, während man bei den Linien-Infanterie-Regimentern und gar bei der sehr wissenschaftlich gebildeten Artillerie und den Ingenieuren solche viel seltener findet. Die wissenschaftliche Bildung, wie man sie mit Recht von einem Mann der höhern Stände fordert, besitzen übrigens fast alle Officiere, Dank den strengen und ganz unparteiischen Examen, die alle ohne Ausnahme machen müssen. Der junge Mann, der auf Avancement dienen will, muß bei seinem Eintritt als Gemeiner ein Examen machen, ein zweites, nicht ganz leichtes, vor seiner Ernennung zum Unterofficier und Portepeefähndrich wornach er 6—12 Monate die Divisionsschule besucht und sich so zum Officiersexamen vorbereitet. Diese Examina sind in letzter Zeit noch verschärft worden. Deshalb sind die Officiersstellen nicht Versorgungsanstalten für alle dummen oder faulen vornehmen jungen Leute, wie es in andern Staaten noch sehr der Fall ist. Sehr viele Officiere erhält das Heer aus dem großen Berliner Cadettenhaus und den Vorbereitungsschulen zu Potsdam, Kulm und Benrath. Je nach dem Grad ihres Austrittsexamens treten die Cadetten, größtentheils Officierssöhne, als Unterofficiere oder Fähndriche, ja einzelne wenige sogar, schon nach überstandenem Lieutenantsexamen in die Armee ein. Als höhere Bildungsschule für Officiere, die in den Generalstab treten oder sich sonst hervorthun

wollen, dient die Kriegsschule in Berlin, zur speciellen Ausbildung der verschiedenen Waffengattungen aber das Lehrbataillon in Potsdam und die Lehrschwadron in Berlin. Auch findet vielfach die Einrichtung statt, daß Infantrie- oder Cavallerieofficiere auf Jahre zum Eintritt in die verschiedenen Waffengattungen commandirt werden, damit sie den Dienst bei diesen auch kennen lernen. Ueberhaupt wird wissenschaftliche Fortbildung der Officiere patronisirt, daher man denn besonders bei der Artillerie und Infantrie eine Menge Officiere findet, die sich speciell mit einzelnen Fächern der Wissenschaften, besonders Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik u. s. w. beschäftigen und oft recht Tüchtiges darin leisten. Auch mehrere geachtete Belletristen Deutschlands dienen noch in der preußischen Armee, oder haben derselben angehört. Das Betragen der Officiere auch außer dem Dienst wird auf verschiedene Weise ungemein streng überwacht, und jede, auch die kleinste Unehrenhaftigkeit zieht gewiß die Entlassung aus dem Dienste nach sich. Vor dem Eintritt mißliebiger Persönlichkeiten in die Officiersstellen sichert, daß jedes Officiercorps des Regiments darüber entscheiden muß, ob es einen neuen Officier zum Kameraden aufnehmen will, so daß die Genehmigung des Corps zum Eintritt erforderlich ist. Die befohlene Einrichtung, daß alle unverheiratheten Officiere eines Regiments einen gemeinsamen Mittagstisch haben, verbindet diese außer ihren dienstlichen Verhältnissen noch miteinander, wie auch ein eigenes Ehrengericht über das richtige oder falsche Verhalten jedes Officiers des Regiments in allen Ehrenfällen zu entscheiden hat, welches Jeden, dessen Benehmen es alsdann nicht billigt, zum Austritt aus dem Dienst veranlaßt. Genaue Conduitenlisten, eine Einrichtung, die wir entschieden tadeln müssen, da sie viel Gehässiges hat und oft gemißbraucht wird, werden außerdem von Seiten der Vorgesetzten noch über jeden einzelnen Officier geführt. Wenn auch alle diese Einrichtungen für Erhaltung des Standesgeistes viel dazu beitragen, den Sinn der strengsten Ehrenhaftigkeit und auch des gesitteten Betragens unter den Officieren zu erhalten und manchen jungen, leichtsinnigen Menschen vor dem Verderben gerettet haben, so können sie auf der andern Seite, besonders wenn sie von Vorgesetzten gemißbraucht werden, unnatürlichen Zwang und eine geistige Sklaverei erzeugen, die freier denkenden und sich selbstständiger bewegenden Menschen so unerträglich erscheinen muß, daß sie ihren Austritt aus der Armee vorziehen. So sind manche sonst ehrenhafte, tüchtige und dabei geistig hochgebildete Männer gerade aus Opposition gegen diese beständige, oft engherzige Ueberwachung aus dem Heere ausgeschieden, und dann später aus persönlichem Groll gegen das Bestehende und verletzter Selbstliebe, bisweilen auch um sich den pecuniairen Unterhalt zu verdienen, zu den extremsten politischen Richtungen übergegangen. Viele Führer der letzten politischen Unruhen in Deutschland, z. B. Willich, Annecke, v. Schimmelpfennig, Graf Görtz-Weisberg, Corvin-Wierbitzky, v. Bornsted und noch viele andere, sind frühere preußische Officiere, die größtentheils

ehrenvoll gedient und nur ihrer freiern Richtung wegen ihren Abschied erhalten oder freiwillig gefordert hatten. Einzelne solcher Demokraten haben übrigens wegen gemeiner Streiche ihre Regimenter verlassen müssen und ergriffen gern die Gelegenheit, ihre Schande mit dem Mantel des politischen Liberalismus zu verdecken. — Auch sonst liefert das preußische Officiercorps gerade wegen seiner strengen Bevormundung manches Opfer nach Amerika oder für die Fremdenlegion. Besonders leichtsinniges Schuldenmachen, das jetzt mit Recht nicht geduldet wird, obgleich früher bei der Garde viel Mißbrauch damit getrieben ward, zwingt junge Leute ihren Abschied zu nehmen.

Das Gehalt der Subalternenofficiere ist so gering, daß sie ohne Zulage nur durch die alleräußerste Sparsamkeit auskommen, zumal stets auf eine sehr gute Bekleidung und anständige Repräsentation strenge gesehen wird. Ein echter preußischer Lieutenant lebt übrigens lieber Abends und Morgens von trocknem Brod und Wasser, als daß er sich ohne eine gute Uniform und weiße feine Handschuhe auf der Straße sehen ließe. Ueberreichlich werden hingegen die höheren Stabsofficiere bezahlt, und wir glauben, daß hierin Ersparnisse, schon den Finanzen wegen, dringend nothwendig sind. In letzter Zeit sind häufig gescheute preußische Officiere in die Dienste anderer Staaten getreten, um dort das preußische Militärsystem einzuführen, so z. B. in Meklenburg 8—10; in Schleswig-Holstein über 30, auch in badische Dienste werden gewiß noch viele übergehen. Das Avancement, das bis zum Stabsofficier im Regiment, von da aber in der Armee geschieht, ist im Ganzen nur mittelmäßig. Zehn Jahr Seconde-Lieutenant, zehn Jahr Premier-Lieutenant und zehn Jahr Hauptmann dürfte wohl die mittlere Durchschnittszeit sein. Durch Versetzung in den Generalstab oder in die Adjutantur wird aber besonders fähigen oder begünstigten Officieren vielfache Gelegenheit zu einem rascheren Avancement gegeben, wie man denn auch in letzter Zeit das richtige Princip befolgt, Niemanden, der schon ein höheres Lebensalter erreicht hat und nicht mehr vollkommen geistig und körperlich frisch und gesund ist, zum Stabsofficier zu machen. Ueberhaupt geht man vernünftiger Weise bei den höheren Stellen ganz von der Anciennität ab und läßt hier nur Verdienst und Talent, oft wohl auch Protection entscheiden.

Die preußische Armee ist außer dem abgesonderten Gardecorps in 8 Armeecorps eingetheilt, von denen wieder je zwei eine Armeeabtheilung bilden. Das erste Armeecorps ist das ost- und westpreußische mit dem Sitz des Generalcommando's in Königsberg, das zweite, das pommersche, mit Stettin, das dritte, das brandenburgische, mit Frankfurt a/O., das vierte, das sächsische, mit Magdeburg, das fünfte, das posensche, mit Posen, das sechste, das schlesische, mit Breslau, das siebente, das westphälische, mit Münster, das achte, das rheinische, mit Coblenz. Jedes Armeecorps enthält im Frieden, wo diese Eintheilung gilt, 8 Linien-Infanterie-Regimenter zu 3 Bataillonen, 8 Landwehr-Infanterie-Regi-

menter zu 3 Bataillonen, 1 Linien-Reserve-Regiment zu 2 Bataillonen, die aber größtentheils zur Besetzung der Bundesfestungen Mainz und Luxemburg abcommandirt sind, 1 Jägerbataillon zu 4 Compagnien, 1 Artillerie-Brigade, 2 Pionier-Compagnien, 2 Regimenter leichte und 2 Regimenter schwere Linien-Cavallerie und 4 Landwehr-Uhlanen-Regimenter. Je 2 Regimenter bilden eine Brigade, je 4 eine Division. Die preußische Armee besteht demnach an Infanterie der Linie aus 32 Regimentern à 3 Bataillonen und 8 Regimentern à 2 Bataillone, 8 Jäger-Bataillonen, dann 8 Brigaden Artillerie und 32 Regimentern Cavallerie, nämlich 8 Regimentern Kürassieren, 8 Regimentern Uhlanen als schwere, und 12 Regimentern Husaren und 4 Regimentern Dragoner als leichte Cavallerie. Die Landwehr besteht aus 32 Regimentern der Linie à 3 Bataillonen, und 4 Garde-Landwehr-Regimentern, und aus 32 Regimentern Landwehr-Uhlanen. Das abgesonderte Garde-Corps, dessen Aufhebung mit Recht schon vielfach gewünscht ist, da es unnöthige Kosten verursacht und zu mannigfacher Eifersucht in der Armee Anlaß gibt, besteht aus 4 Regimentern Infanterie à 3 Bataillonen, 1 Garde-Reserve-Regiment à 2 Bataillonen, 1 Jäger-Bataillon zu 4 Compagnien, 1 Schützen-Bataillon (den sogenannten Neufchatellern) zu 4 Compagnien, 1 Artillerie-Brigade, 1 Regiment Garde du Corps, 1 Regiment Garde-Kürassiere, 2 Regimentern Garde-Uhlanen, 1 Regiment Garde-Dragonern, 1 Regiment Garde-Husaren. Es besteht demnach die preußische Armee, außer der Landwehr, aus 134 Bataillonen Infanterie zu 4 Compagnien, 10 Jägerbataillonen zu 4 Compagnien. 9 Artillerie-Brigaden zu 3 reitenden und 12 Fuß-Batterien, 9 Pionierabtheilungen zu 2 Compagnien, 10 Regimentern Kürassiere (incl. Garde du Corps), 10 Regimentern Uhlanen, 13 Regimentern Husaren, 5 Regimentern Dragoner, jedes Regiment 4 Schwadronen, zusammen also 152 Schwadronen Reiterei (die Schwadron 120—160 Pferde stark). Die Landwehr ersten Aufgebotes, die in 8 Tagen völlig ausmarschiren kann, da alle Vorräthe dazu in den Landwehrzeughäusern bereit liegen und deren Infanterie der Linie an Kriegstüchtigkeit gleich kommt, ja dieselbe wohl gar noch übertrifft, da sie stärkere, erfahrenere Leute besitzt, besteht aus 116 Bataillonen zu 4 Compagnien, und 128 Schwadronen Landwehr-Uhlanen. Da übrigens alle Regimenter viel Kriegsreservisten, und wegen Ueberfluß an Mannschaft noch nicht einberufene Leute besitzen, so können sie ihren etwaigen Verlust im Felde immer gleich wieder ersetzen und stets in derselben Stärke bleiben. Preußen kann so im Fall eines Krieges, ohne die Landwehr zweiten Aufgebots zu rechnen, an 500,000 Mann vollständig geübter und gut ausgerüsteter Soldaten in's Feld stellen, ist aber trotz der musterhaften Ordnung seiner Finanzen und der Zweckmäßigkeit seiner Militärverwaltung, die wirklich ihres Gleichen sucht, nicht im Stande ein so ungeheures Heer bei seinen 16 Millionen Einwohnern lange zu ernähren.

Die Ausrüstung und Bekleidung aller Truppen ist ausgezeichnet gut und

verbindet Zweckmäßigkeit, Sparsamkeit und gefälliges Aussehen. Die Uniform der Infanterie besteht aus einem kurzen, dunkelblauen Waffenrock mit offenem niedrigem, an der vorderen Hälfte rothem Kragen und einer Reihe gelber Knöpfe, dunkelgrauen Pantalons mit rothem Vorstoß, gewöhnlichen Stiefeln, einem langen guten dunkelgrauen Mantel mit halbstehendem Kragen und der berühmten schwarzledernen Pickelhaube mit gelbem Messingbeschlag, oben mit einer gelben Spitze, in der ein Luftzug angebracht ist. Die Patrontasche und das kurze Seitengewehr wird an einem ledernen Kuppelriemen um den Leib getragen, so daß die Brust ganz frei bleibt. Ebenso ist das Tragen der zweckmäßig eingerichteten Tornister sehr leicht und für den Soldaten bequem. Die Musketier-Bataillone haben weißes, die Füsilier-Bataillone, wie die dritten Bataillone der Garde und der 32 eigentlichen Linienregimenter genannt werden, schwarzes Lederzeug. Zur Unterscheidung führen die Regimenter ihre Regimentsnummern auf den Achselklappen, die beim ersten und zweiten Armeecorps weiß, beim dritten und vierten roth, beim fünften und sechsten gelb und beim siebenten und achten hellblau sind.

Die Bewaffnung besteht aus kurzem Seitengewehr, Percussionsflinte mit Bajonnet bei den Musketieren, und den berühmten Zündnadelgewehren, die von hinten geladen werden und mit denen man in einer Minute acht Mal schießen kann, bei den 36 Füsilier-Bataillonen. Die Garderegimenter haben Litzen an Kragen und Aufschlägen, Namenszüge auf den Achselklappen und Pferdehaarbüsche auf den Pickelhauben. Die Jägerbataillone tragen dunkelgrüne Waffenröcke mit rothem Kragen, wie die Linie einen Hirschfänger an einem schwarzledernen Gurt um den Leib, an dem zugleich auch die Patrontasche befestigt ist, und gezogene Spitzkugelbüchsen, sind im übrigen aber ebenso wie die Infanterie uniformirt. Die Artillerie hat schwarze Kragen, ebenso auch die Pioniere, gleicht aber sonst in Allem ganz der Infanterie. Bei der reitenden Artillerie, wie auch bei den Fahrkanonieren der Fußartillerie findet man Reithosen und Schleppsäbel, wie die Cavallerie sie hat. Die Bespannung der Artillerie, wie auch des ganzen Trains der Infanterie, ist durchgängig gut und dem Zweck vollkommen entsprechend, wenn auch sonst weiter nicht elegant. Ueberhaupt ist alles Material ohne Ausnahme bei der preußischen Armee sehr gut, vollständig und seinem Zwecke entsprechend, wenn man auch sieht, daß die strengste Sparsamkeit und Ordnung bei allen Zweigen der militärischen Verwaltung beobachtet wird. Die Kürassiere, die sehr hohe, bisweilen aber doch etwas zu schwache Pferde inländischer Zucht reiten, tragen weiße Waffenröcke mit verschiedenfarbigen Krägen und Einfassungen, graue mit Leder besetzte Reithosen, blanke Stahlharnische auf Brust und Rücken und stählerne Pickelhauben. Die Bewaffnung besteht in Pallasch und Pistolen; das Sattelzeug ist deutsch. Die Uhlanen, die nebst den Kürassieren in Preußen zur schweren Cavallerie gerechnet werden, und auch schwere jedoch etwas

leichtere Pferde als die Kürassiere reiten, haben dunkelblaue kurze Jacken, roth auf den Näthen eingesäumt, mit rothem Kragen,und Rabatten, metallene Schuppenepauletts und rothe, blaue oder gelbe Chapka's. Die Bewaffnung ist eine lange Lanze mit schwarz-weißer Fahne, leicht gekrümmter Säbel, eine Pistole und ein Carabiner. Die Dragoner haben hellblaue Waffenröcke, ganz nach dem Schnitt der Infanterie gemacht, mit rothen, oder weißen, oder blauen, oder schwarzen Kragen, und lederne Pickelhauben, wie die der Infanterie mit schwarzem Roßhaarbusch. Sie reiten leichte Pferde wie die Husaren und sind auch ebenso wie diese mit krummem Säbel und Pistole bewaffnet. Die Husaren haben schwarze, oder braune, oder hell- oder dunkelblaue, oder grüne, oder rothe Pelze und Dolmans mit gelben oder weißen Schnüren, Kolpacks mit Federbüschen, oder Flügelmützen, und graue Reithosen, und sind sonst ebenso wie die Dragoner mit kleinen leichten, zwar sehr eleganten, oft aber zu schwachen Pferden beritten. Besondere Nationalitäten sind bei den verschiedenen Waffengattungen nicht vorherrschend, und alle Provinzen sind in denselben vertreten, obgleich ein und dasselbe Regiment mit Ausnahme der Garde in der Regel nur Leute aus derselben Provinz erhält. Die Garde erhält Leute aus allen Theilen des Königreichs, wobei auf Größe und äußerliche Schönheit besonders gesehen wird.

Der Ausgabenetat des preußischen Staates beträgt 88,506,061 Thaler, und hievon allein kommen 25,811,007 auf das Kriegsministerium. Von dieser Summe kommen über 2,700,000 Thaler für das Invalidenwesen. Wenn nun auch der preußische Staat für diese Summe eine verhältnißmäßig sehr starke, ungemein gut gerüstete Armee zu stellen vermag, so glauben wir doch, daß die Kosten derselben vermindert werden können: durch Aufhebung des kostbaren Gardecorps, das nicht mehr nützt, aber viel mehr kostet als ein Liniencorps von gleicher Stärke; Beschränkung der Zahl der im Frieden ziemlich nutzlosen und unthätigen Brigadegenerale, Verminderung der sehr hohen Gehalte der commandirenden Generale, Vereinfachung der theuren Uniformen der Husaren und Reducirung der sehr kostbaren Kürassierregimenter, die durch die unendlich verbesserten Schußwaffen sehr viel von ihrer früheren Bedeutung verloren haben. Vor dem äußern Feind oder bei innern Aufständen sind übrigens seit dem März v. J. von der preußischen Armee 40 Officiere und nahe an 400 Unterofficiere und Soldaten erschossen, verwundet aber 100 Officiere und 1600 Soldaten.*) Ueber die Einrichtung der Landwehr in einem spätern Artikel.

---

*) Wir geben diesen Artikel eines Officiers, obgleich er in seinen Daten nichts Unbekanntes bringt und manche Angaben flüchtig erscheinen werden, weil wir die Urtheile des praktisch erfahrenen Mannes über das preußische Heer für richtig halten.

Die Wiederaufnahme des Classicismus im französischen Theater.

Die Abneigung, welche nicht nur in dem bessern Theil der französischen Kritik, sondern auch im Publicum gegen das gespreizte Wesen der Romantiker ebenso wie gegen die leichtfertige Manier der Vaudeville-Dichter herrschend geworden ist, geht ursprünglich hervor aus der Reaction des eigentlich französischen Geistes gegen den Einfluß der Deutschen und Engländer. Nur ist diese Reaction ebensowenig frei von den Einwirkungen des Geistes, den sie bekämpft, als die Romantik frei war von der französischen Natur, von der sie sich abwandte. In dem Spiel der Rachel, die sich mit großem Eigensinn auf die classische Schule einschränkt, wird man ebensowenig die Zeitgenossin Victor Hugo's verkennen, als in Victor Hugo selbst den Landsmann Corneille's.

Erst durch das Spiel der Rachel sind wir darauf gekommen, die altfranzösischen Stücke in einem andern Licht zu betrachten, als wir es seit Lessing und Schlegel gewöhnt waren. Wenn man von Corneille und Racine sprach, so dachte man eigentlich nur an Boileau, und auch diesen kannte man meistens nur aus der Tradition. Man stellte sich pedantische Schulmeister vor mit der Perücke auf dem Kopf und die Tabatiere in der Hand, die auf Gottsched'sche Manier sich in steifen Alexandrinern unterhielten, und durch die Galanterien, die sie sich gegenseitig sagten, ebenso wie durch ihr Costüm die römischen Namen, die sie trugen, verhöhnten. Abgesehen davon, daß die Perücken erst in einer Zeit aufkamen, wo Corneille bereits gestorben, und Racine so fromm geworden war, daß er an seine Stücke nur mit dem Gefühl einer büßenden Magdelena gegen ihre vergangenen Liebesfreuden dachte, sollte man sich doch etwas besinnen, ehe man eine Zeit, in der Pascal, Cartesius, Spinoza, Calderon, Wallenstein, Cromwell &c. blühten, so ohne weiteres für ein Zeitalter der Pedanterie ansieht, und die großen Dichter, die einer solchen Zeit imponirt haben, für Schulmeister nach dem Bilde Gottsched's, das wir aus Göthe's Wahrheit und Dichtung überkommen haben.

Wenn wir die Rachel zuerst, etwa als Camille in den Horatiern sehen, einer Rolle, in der sie sich selbst am meisten zu gefallen scheint, so reißt das alle unsere Vorstellungen von Perücken und pedantischen Schulmeistern über den Haufen, und da es unbequem ist, sich schnell einer alten Gewohnheit des Denkens zu entziehn, so glauben wir nicht anders, als daß die geniale Schauspielerin eigenmächtig dem alten Dichter einen ihm vollkommen fremdem Charakter octroyirt hat. Wenn wir aber nachher den Text zur Hand nehmen, so überzeugen wir uns, daß ihr Spiel nicht nur ein berechtigtes, sondern ein nothwendiges war. Wir haben freilich von dem Schauspiel aus der ersten Hälfte des 17. Jahr-

hunderts so gut wie gar keine Kenntniß, und können geschichtlich nicht erweisen, daß schon damals eine Rachel gelebt hat, aber man lese — ohne sich an die Alexandriner zu stoßen, die gräßliche Verwünschung, die Camille gegen ihren Bruder und gegen Rom ausstößt, und frage sich, ob so etwas anders gesprochen werden kann, als schäumend, tobend, rasend, mit rollenden Augen und wilden Geberden; oder man erwäge ihr vielsagendes Hélas! am Schluß des langen Berichts über den Fall ihres Geliebten, und frage sich, ob dieser Schlußaccord nicht eine furchtbare Reihe von Dissonanzen voraussetzt, die sie nur durch ein sehr bewegtes Mienenspiel ausdrücken konnte. Die Poesie des Contrastes ist bei Corneille ebenso das leitende Princip, wie bei Victor Hugo; der Idealismus der Tugend, „der Geister schreckliches Gesetz," contrastirt so gewaltsam mit der menschlichen Natur, mit der Totalität der Seele, daß daraus jede Hitze der Leidenschaft begreiflich wird.

Ich berühre den Gegenstand, der eine eigne gründliche Betrachtung erfordert, hier nur beiläufig. Wenn Rachel die Geister der alten Classiker dadurch heraufbeschwor, daß sie Victor Hugo noch überbot, so hat sie dieselben besser verstanden, als z. B. Ponsard und seine Kritiker, welche die Classicität eines Stücks nach der Langweiligkeit und Eintönigkeit desselben abmessen.

So muß man in den Widersachern der Romantik auch zwei Gesichtspunkte unterscheiden. Die ersten Classiker, die gegen Victor Hugo in die Schranken traten, zehrten von den Reminiscenzen, nicht der Richelieu'schen, sondern der Napoleonischen Zeit. Unter dem Kaiser war alle officielle Kunst classisch, das Theater, wie die Malerei und die plastische Kunst. Es gab nichts als conventionelle Phrasen, conventionelle Farben, conventionelle Drapirungen und Geberden. So ging es noch in der ersten Periode der Restauration fort.

Als Victor Hugo und Alexander Dumas gleichzeitig, in den letzten zwanziger Jahren, mit ihren kühnen Neuerungen hervortraten, war es zunächst die Convenienz, die sich ihnen entgegensetzte. Man eiferte für die drei Einheiten, für den regelrechten Vers, für den hergebrachten Stil in Liebeserklärungen und im Ausdruck der Leidenschaft. Mit einer solchen Opposition konnten die Romantiker leicht fertig werden. Aber ihre Neuerungen wurden bald Manier, Convenienz; es bildete sich eine Schule, die in verba magistri schwur, und nun war es nicht mehr die Pedanterie, sondern die Freiheit, die sie bekämpfte. Dieser waren sie nicht gewachsen, denn ihr Wesen war unfrei und unklar.

Unter den französischen Kritikern, die die Fahne des alten Classicismus aufpflanzten, zeichne ich zwei aus: Gustav Planche und Nisard. Beide unterscheiden sich durch eine seltene Eigenschaft von der ungeheueren Mehrzahl der übrigen Kritiker: Bestimmtheit in den Principien und Klarheit und Energie in der Anwendung. Was ihre Collegen betrifft, von St. Beuve an bis herunter zu Jules Janin, so würden sie ihren jungdeutschen und pseudohegelianischen Zeitgenossen

an Confusion, Schwulst und eitler Faselei nicht nachstehen, wenn es die französische Sprache nicht unmöglich machte, reinen Unsinn zu reden.

Planche und Nisard sind sehr verständige, klare und nüchterne Denker; aber nicht von jener Nüchternheit, die aus Schwäche und Leere entspringt, sondern von jener, die gleichbedeutend ist mit Besonnenheit, und die sich von der Mannigfaltigkeit der Eindrücke und Gesichtspunkte nicht überwältigen und verwirren läßt. Nisard, der in seiner Literaturgeschichte so weit geht, Boileau's l'art poétique für eine völlig erschöpfende Kritik der gesammten vorhergehenden Literatur zu erklären, welche die späteren Untersuchungen näher erörtern und begründen, aber nicht verändern, nicht einmal mehr erweitern könnten, der in Racine das Maximum aller dramatischen Poesie sieht, gegen welches Shakespeare, die Deutschen und die modernen Franzosen nur Stümper wären — ist darum nicht unempfänglich für Paradoxien des Gedankens, für dreiste Charakteristik, für wilde Ausbrüche der Leidenschaft in der Poesie; er fordert nur für den Gedanken Bestimmtheit, für die Charakteristik plastisches Maß, für die Leidenschaft Concentration und Festhalten am Gesetz der Stimmung; er kämpft gegen jene Zerstreutheit in den Gedanken, Empfindungen und Thaten, die neugierig von einem Gegenstand zum andern flattert und sich zuletzt in Curiositäten und Aeußerlichkeiten verliert.

Ich bin weit entfernt, in jenen beiden Schriftstellern das höchste Ideal der Kritik zu verehren, aber man kann unendlich viel mehr aus ihnen lernen, als von einem Hundert jener belletristischen Feuilleton-Kritiker, die aus dem Esprit ein Geschäft machen.

Planche, der seit zwanzig Jahren in der Revue des deux mondes — in welcher Anfangs die Romantik und ihre Apostel, St.-Beuve u. s. w., das große Wort führten — als unermüdlicher Quälgeist die Ausschweifungen der jungen Schule verfolgt, steht keineswegs auf dem Standpunkt der aristotelischen Einheit und der Napoleonischen Classicität. Diese hatten sich ein allgemeines Ideal von guten und poetischen Menschen gebildet, das aus den alten Schäferspielen und Ritterromanen herrührte; sie waren darüber ungehalten, daß ihnen dieses Ideal durch die Abnormitäten der Geschichte, aus der die neuen Dichter ihre sittliche Bestimmtheit suchten, verkehrt wurde. Im Interesse des allgemein Menschlichen, das allein Gegenstand der Kunst sein dürfe, protestirten sie gegen die geschichtliche Bestimmtheit der dramatischen Figuren, aus denen doch nur gebrochene Charaktere hervorgehen könnten. Planche schlägt den umgekehrten Weg ein. Er tadelt die Romantiker nicht, daß sie sich überhaupt in die Details historischer Zustände vertiefen, sondern daß sie es nicht mit dem gehörigen Ernst thun. Verständen sie es, die Verhältnisse einer bestimmten Zeit in ihrer vollen Breite und Tiefe zu umfassen, so würden die Resultate dieser Verhältnisse, die historischen Figuren, aufhören, Zerrbilder zu sein; sie würden, allerdings auf dem Umwege der zeitlichen Bestimmtheit, wieder in die Idealität des allgemein Menschlichen zurückkehren.

Um ein historiches Drama zu schreiben, müsse man also vorher nicht blos das Costüm und die Gebräuche, sondern die Geschichte und die sittlichen Verhältnisse der Zeit, welche man schildern wolle, genau studiren. Von diesem Princip ausgehend, beginnt er jede Kritik eines historischen Stücks mit der Exposition der geschichtlichen Grundlage, um davon den Maßstab seines Urtheils zu entlehnen. Er treibt diese Methode zuweilen bis zur Pedanterie, indem er z. B. das jüngste Erzeugniß der Scribe'schen Muse, les contes de la reine de Navarre, welches, wie alle historischen Lustspiele dieses bürgerlichen Dichters, eigentlich unter dem constitutionellen Regiment der Julidynastie spielt, einer ernsthaften historischen Kritik unterwirft.

Auch dieses Princip wird, einseitig verfolgt, sich als unzureichend bewähren. Man kann ein gutes historisches Stück schreiben, ohne gründliches Studium der geschilderten Zeit, und umgekehrt. Es kommt darauf an, daß der Dichter mit einem richtigen und schnellen Blick für das Wesentliche ausgestattet ist. Planche thut daher nicht selten den romantischen Dichtern Unrecht. Ich habe selber in meiner Kritik Victor Hugo's nachzuweisen gesucht, daß diesem Dichter die beiden ersten Erforderniße der Kunst abgehen: Wahrheit und Schönheit. Es ist aber trotzdem nicht zu verkennen, daß seine Darstellung in gewisser Beziehung einen Fortschritt gegen die Napoleonische Periode enthält. Er hat die Convenienz in der Sprache, die Convenienz in der Mischung der verschiedenen Elemente, welche einen Charakter ausmachen, aufgehoben. Nehmen wir z. B. eines seiner Stücke, das keineswegs das beste ist, Marie Tudor. Die Geschwätzigkeit, mit der diese Königin ihrer Leidenschaft freien Lauf läßt, ist weder schön noch poetisch wahr, denn sie widerspricht den Gewohnheiten ihres Standes; dennoch ist dieses Bestreben, die Sprünge eines heißblütigen Gemüths im Detail zu empfinden und sie in volksthümlichem Ausdruck wiederzugeben, ein nothwendiger Durchgangspunkt zur idealen dramatischen Gestaltung. In einer Zeit des Uebergangs ist die Kritik im Unrecht, welche nicht wenigstens bis zu einem gewissen Grade auch der bloßen Tendenz Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Darum ist auch mit der einseitigen Rückkehr zu der alten, freilich ebenso einseitig überwundenen Form noch nichts gewonnen. Unter den modernen Dichtern, die das versucht haben, hat Ponsard den größten, aber keineswegs gerechtfertigten Erfolg davongetragen. Daß er die Zerstreutheiten der romantischen Schule, die beständigen Abschweifungen in Details, die nicht zur Sache gehören, die Anhäufung von originellen Figuren, die nicht im Verhältniß zu den durch sie ausgedrückten Ideen stehen, vermeidet, daß er die Handlung in wenig Personen und in einfache Begebenheiten concentrirt, ist nur zu loben; aber gerade in dieser Einfachheit tritt auch der Mangel an derjenigen Kraft, welche eigentlich den Dramatiker macht, um so empfindlicher hervor. Seine drei Stücke: Lucrèce, Agnes de Méranie und Charlotte Corday, welche den drei Hauptperioden der Geschichte entnommen sind, haben durch den Reiz der Neuheit imponirt; sie können aber

nicht von Dauer sein, weil ihr Ausdruck der Leidenschaft, die er wiedergeben soll, nicht gerecht wird. Sie vereinigen alle Fehler der alten und der neuen Schule: die politischen Unterredungen z. B. in der Charlotte sind ebenso seicht rationalistisch, wie in den schlechtesten Dramen von Voltaire, und Lucrèce enthält durch Einmischung irrationeller Momente, z. B. der Cumanischen Sybille, soviel Romantik, als sich mit einer excessiv nüchternen Darstellung nur überhaupt verträgt. Diese Art der Classicität ist nur ein neuer Abweg der Romantik.

Am verkehrtesten ist aber die Wiederaufnahme der antiken Stoffe. In dem sogenannten classischen Theater wurden die Römer nicht als Römer, sondern als geläufige populäre Figuren der aus Livius excerpirten Kinderbücher geschildert. Weil man die historische Bestimmtheit vermeiden wollte, nahm man eine Zeit, die nur aus naiven Darstellungen bekannt war, und die daher dem currenten Idealismus keinen Widerstand entgegensetzte. Diese Personen waren schon durch Plutarch und Livius hinlänglich idealisirt, um als Rechenexempel der Cartesianischen Probleme benützt werden zu können. Seitdem aber die neuere Forschung sich in die concreten sittlichen Verhältnisse, in die Details des Rechtswesens, der Gebräuche und so zu sagen des Stilllebens im Alterthum vertieft, seitdem die neueren Dichter, namentlich Byron, die bisher nur aus der Schule bekannten Localfarben des Homerischen Himmels durch unmittelbare lebendige Anschauung aufgefrischt haben, kann die Antike sich zu einem willigen Stoff des modernen Gefühlsconflicts nicht mehr hergeben. Auch ein ungelehrter Mann, wie Alexander Dumas, wird in seinem Caligula eine Fülle von Genremalerei anbringen müssen, die den naiven Kaiser- und Tyrannengeschichten eines Corneille oder Racine so fremd ist, wie Niebuhrs Studien den Plutarchischen Floskeln, aus denen Robespierre seine Staatsweisheit schöpfte. Wenn wir aber einmal die Detailmalerei nicht vermeiden können, so ziehen wir billig eine Zeit vor, zu der wir uns noch in bestimmtem Verhältniß wissen. Am abgeschmacktesten ist aber die angebliche Wiederherstellung des antiken Lustspiels, welches außer Ponsard noch einige andere junge Dichter versucht haben. Aus einzelnen witzigen Oden des Horaz oder Catull (Lydie; le moineau de Lesbie) wird eine Intrigue zusammengesetzt, die auf einen sentimental-epigrammatischen Effect hinausläuft, und schon durch ihre Ausführlichkeit den poetischen Duft jener Lyrik vollständig zerstört; die uns Sitten schildert, die nicht die unsrigen sind, und in denen wir uns doch zu Hause finden sollen; die satirisch ist gegen einen Schatten, oder gegen den Schatten eines Schattens. Zum Lustspiel eignet sich nur eine sittliche Voraussetzung: die unsrige. J. S.

Correspondenz:

Der Auslieferungscartell zwischen Preußen und Rußland.

Von der polnischen Grenze.

Die Erneuerung des Cartells zwischen Preußen und Rußland hat der preußischen Regierung in dem letzten Jahr manchen Vorwurf zugezogen. Traurige und empörende Scenen, wie z. B. das neuliche Tscherkessenschlachten, erregten das deutsche Mitgefühl und die Behauptung, zwischen einer humanen Regierung und einem Despotismus, der in seinen Aeußerungen so oft barbarisch sei, dürfe ein solcher Vertrag, der arme Flüchtlinge einem grausamen Verhängniß überliefere, nicht stattfinden. Man vergißt dabei die nächste Vergangenheit. Ohne Zweifel war es das warme Herz des gegenwärtigen Herrschers von Preußen, welches auf eine kurze Zeit die Erneuerung des Cartells nach dessen Ablauf zu verhindern suchte; sicher aber ist, daß die humanen Rücksichten auf das Loos der Flüchtlinge sehr bald der zwingenden Rücksicht auf das Wohl der eigenen Staatsbürger weichen mußten. Die Erfahrung bewies, daß die Aufrechthaltung des Cartells vielleicht noch mehr in preußischem, als in russischem Interesse lag; daß es zwar ein Unglück für Preußen sei, auf seiner langen offenen Ostgrenze Rußland zum Nachbar zu haben, daß aber dies Unglück für die preußischen Ostprovinzen doppelt fühlbar werde, wenn man die Flüchtlinge aus Rußland behalte.

Die Aufhebung des Vertrages war nämlich in Polen und im russischen Heer sehr bald bekannt geworden und die Anzahl der Ueberläufer nahm auf so bedrohliche Weise zu, daß die Sicherheitspolizei der Grenzkreise vollständig ungenügend wurde. Verbrechen an Personen und Eigenthum vermehrten sich auf sehr bedrohliche Weise und die Anzahl der subsistenzlosen Individuen wuchs so schnell, daß es nicht möglich war, sie unterzubringen. Preußen hat keinen Abzuggraben für faule Kraft, wie Algier für Frankreich ist, und sein Heersystem macht den Kriegsdienst geworbener Fremdlinge unmöglich. Für die Beschäftigungen des Friedens aber war die ungeheure Mehrzahl der Ueberläufer unbrauchbar. Zum größten Theil aus der niedersten Classe des rohen Volkes, verzweifelnd an ihrem Schicksal, losgerissen von Allem, was ihnen menschlich werth gewesen war, verwildert selbst durch die Flucht, die Furcht und das Gewissen, mitten unter Fremden, deren Sprache sie oft nicht verstanden, wurden diese Unglücklichen, selbst wenn sie in ihrer Heimath noch nicht Verbrecher gewesen waren, doch auf preußischem Grund zu schlechten Subjecten. Sie bestahlen die Bauern, von welchen sie als Knechte aufgenommen wurden, zündeten Höfe an, entliefen in die Wälder und wurden als Bettler, Wilddiebe und Räuber eine Geißel der Grenzkreise. Man sah sich endlich genöthigt, sie in die Festungen zu stecken und durch Zwangsarbeit zu beschäftigen; aber auch hier vermehrte sich die Zahl so schnell, daß sie bereits nach Hunderten in den einzelnen Bezirken gezählt wurden und ihr Unterhalt und ihre Beaufsichtigung eine große Last ward. Dazu kam, daß sich voraussetzen ließ, das Ueberlaufen werde mit jedem Jahr zunehmen, je mehr die Sache in den polnischen und russischen Dörfern bekannt würde. In Polen selbst fand eine allgemeine Aufregung statt.

Allenthalben auf der Grenze kam es vor, daß die Ueberläufer sich förmlich durch die Grenzbesatzung schlugen. Waren nur einige beisammen und kein verborgener Durchgang möglich, so überfielen sie die Wachtposten, entwaffneten diese und gingen kraft eines Sieges nach Preußen herüber. Die russische Behörde verstärkte die Wachtposten auf vier und dann auf sechs Mann, zog die Distancen von einer halben Stunde auf zwanzig und dann auf zehn Minuten ein, hemmte aber dadurch noch keineswegs den flüchtigen Menschenstrom, der das Land floh. Die ganze polnische Bevölkerung war den Flüchtlingen freundschaftlich verbündet. Edelherren, Bauern, ja selbst Juden waren treue Hehler und eifrige Beförderer. An der Thür eines Polen klopfte niemals ein Flüchtling umsonst an und stets fand er die Mittel, welche seinem Unternehmen dienten. Man bewahrte die Flüchtlinge in Scheuern, Speichern, Kellern und an anderen Orten oft Wochen lang und förderte sie häufig in wirklich künstlicher Weise über die Grenze. Ein Gutsbesitzer in dem kalischer Guberium, den ich kenne, hatte eigens für die Ueberläufer ein unterirdisches Local unter dem Bansen in einer Scheuer, und in seinem Walde, der bis auf die Grenze reichte, ebenfalls mehrere unterirdische Verstecke einrichten lassen. Ein Mal beherbergte er an zwanzig Ueberläufer, worunter sich zwei geborene Deutsche befanden. Man war förmlich begeistert, man hielt es für Patriotismus, Jedem behilflich zu sein, der sich dem Dienst Rußlands zu entziehen suchte, und pries Jeden glücklich, dessen Verhältnisse so waren, daß er sich zur Flucht aus dem Lande bereiten konnte.

Schaudererregende Strafproclamationen, welche immer häufiger wiederholt wurden, verhinderten die zahlreichen Fluchten nicht. Es war, als sei für die Polen die Zeit gekommen, der Regierung recht laut Hohn zu sprechen, und viele Scenen erschienen der Regierung höchst bedenklich.

In einem Gerichtskreis des Guberniums Plock hatte man z. B. die Militärconscription gehalten; man hatte nahe an vierhundert Recruten versammelt und sich ihrer bereits dadurch versichert, daß man ihnen, wie das bei jeder Aushebung geschieht, die Haare kahl von den Köpfen abrasirt. Die russischen Beamten begriffen sehr gut, daß diese Leute in'sgesammt zu dem Geschlechte der Ueberlauflustigen gehörten und ihre blanken Schädel sie keineswegs am Gebrauch ihrer Füße hinderten. Deshalb las man ihnen die in Betreff der Ueberläuferei für's ganze Land erlassene Strafproclamation vor und sperrte sie, um kein Mittel außer Acht zu lassen, in eine große Scheuer ein, vor welcher zwei Wachtposten aufgestellt waren. Um Mitternacht versuchten die Recruten das Thor zu sprengen; allein es war so wohl verfestigt, daß dieses Unternehmen mißlang. Da legten sie Feuer in den Bansen, und als die Flamme aus dem Gebäude schlug, erzwang der Gutsbesitzer gegen den der Bewachung wegen zurückgebliebenen Unterofficier, welcher aus persönlicher Furcht entschlossen war, die Recruten verbrennen zu lassen, die Oeffnung des Thores. Sogleich stürzte die Masse heraus, riß die wenigen Infanteristen nieder, entwand ihnen die Gewehre, warf diese in das Feuer und eilte flüchtend der Grenze zu, die nur sechs Meilen entfernt, aber wegen der Cavalleriebesatzung zweier fast im Wege liegender Städte fern genug war, um die Flucht in Gefahr zu setzen. Die Flüchtlinge vereinzelten sich, und über dreihundert sollen, von den Edelleuten und Bürgern in ihrem Unternehmen begünstigt, glücklich nach und nach das preußische Gebiet erreicht haben. Siebzig und einige dagegen wurden von den Kosaken aufgefangen und bei dem Gericht eingebracht. Man schaffte sie unverweilt in die Gubernialstadt und schrieb jedem der Gefangenen fünfhundert Balki und unverzügliche Einstellung

in das Heer zu. (Balka heißt nämlich Keule. Das Instrument, welches beim russischen Strafwesen eine so große Rolle spielt, ist in der That auch nicht eine Knute, sondern eine Art Keule von ungefähr einem Zoll im Durchmesser. Es besteht aus Fischbein oder Rohrstäben, die in Leder eingenäht und dergestalt mit Eisendraht umwunden sind, daß von dem andern Material nichts zu sehen ist.)

Aus diesen Gründen wurde es für beide Regierungen nothwendig, eine Erneuerung des Cartells zu bewirken. — Allerdings macht der Auslieferungsvertrag den preußischen Behörden größere Arbeit, als den russischen, denn die Anzahl der Ueberläufer nach Rußland ist sehr gering und der Diensteifer der russischen Behörden, brauchbare Leute über die Grenze zu weisen, keineswegs so groß, als der preußischen. Es ist für Flüchtlinge, welche einiges Geld bei sich führen, z. B. Bankerottirer, gar nicht so schwer, in Rußland zu bleiben. Sie werden von den gewonnenen Behörden in ein inneres Departement Rußlands geschickt, und dort gelingt es ihnen, sich zu naturalisiren. Dagegen sind die Russen häufig, wenn strenge Befehle von Warschau kommen oder sie sich an den preußischen Grenzleuten reiben wollen, durch tölpelhaften Diensteifer und kleine Gaunereien lästig und behandeln aus Eigennutz oder Uebermuth an der Grenze oft Unschuldige als Ueberläufer. Empörende wie lächerliche Beispiele erlebt man hier so häufig, daß man fast gleichgültig gegen die Frechheit und Brutalität geworden ist, mit welcher der einzelne Preuße an der russischen Grenze behandelt wird. Wenigstens haben die landräthlichen Aemter und die Regierungen für solche Fälle nicht viel mehr als Achselzucken und eine amtliche Beschwerde in Warschau, deren Nutzen höchst problematisch ist. — — Mit den vielen traurigen Beispielen, welche in unserm Grenzland coursiren, will ich Ihre Leser nicht unterhalten. Aber es fehlt auch die Komik nicht, wenigstens dann nicht, wenn die Kosaken, gleichsam die Hanswürste der Grenzbesatzung, als handelnd auftreten.

Stehen zwei Grenzkosaken auf ihren Posten, so ist ihr Blick keineswegs immer in ihr eignes Land gerichtet, um der Erscheinung ungetreuer Unterthanen ihres Herrn und Kaisers zu begegnen, ihr Auge bohrt gern hinein in das schöne Preußenland. Ja die Jagdlust treibt sie zuweilen eine Strecke von ihren Posten in das Preußenland hinein. Ein stattlicher Pachter erscheint, ein Oekonom, der seine Saat beschaut, ein schmucker Handwerksbursch, der sorglos seines Weges zieht, oder ein harmloser Geschäftsmann, dessen Blick unverwandt auf seinem Schatten oder seinen Fußspitzen ruht, während sein Geist eifrig an dem Geschäft arbeitet. Die beiden Kosaken sind glücklich. **A braciu, proceku tom, a swóy drogu tu bojdid!** Der eine schleicht dort, der andere da herum und plötzlich stehen beide, wie jener Straßenräuber, der dem Wanderer mitten im schneeüberweheten Walde, mit einer mörderischen Keule bewaffnet, zum Neujahr gratulirt, vor dem Preußischen. „**O kak ty Suken syn.** O was bist Du für ein Hundesohn, Du entlauf will deiner König!" „Kerle, seid Ihr nicht gescheidt mich hier anzufallen?" „Was Anfall; Du Hundsfott bin; Du entlauf will deiner König; Du herüber will zu unser Kaiser; Du Ueburlauf sein!" „Hölle und Wetter, seht Ihr nicht, daß hier preußisches Gebiet ist?" „Ach was prussisch Kubit, nix hier Prussisch, hier Du Ueburlauf sein, Du mit uns muß nach die Thorn." „Seid Ihr des Teufels? Das Landrathsamt dieses Kreises liegt eine Stunde von hier in Straßburg, was soll ich in dem sechs Meilen entfernten Thorn?" „Ach was Straßburg! Du mit muß nach

Thorn." „So soll euch der Teufel ꝛc." Und hiermit bemächtigen sich die beiden Russen des Unglücklichen, binden ihm die Hände auf den Rücken und schleppen ihn bis auf die russische Grenzlinie. Dort machen sie plötzlich Halt und wenden sich mit der Frage an den Gefangenen: „Hallunk Du von Ueburlauf, will Du zahl uns ein Trinkgeld, wenn wir lassu Dir entlauf?" Der Gefangene, freudig überrascht, sich durch ein Lösegeld von einer unnützen, meilenweiten, unfreiwilligen Reise befreien zu können, bietet flugs einen halben Thaler, und die Kosaken sind sogleich gute Freunde. „O Du gutes Mensch sein! Du uns noch vier Gros gebu für unsir Pferdu!" „Nun gut, Ihr Canaillen, so bekommt Ihr 16 Groschen von mir." „O, Gott soll Dir vergelt; Du ganz gutes Mensch sein. Geb her Geld. So! O Du gutes Mensch! Nun geh' zurück in Deine Land, mach aber nix wieder Ueburlauf!" — — Bei solchen Scenen werden selbst die, welche darin die leidende Rolle spielen, durch die Komik der Russen oft dergestalt versöhnt sein, daß sie an Beschwerdeführung nicht denken.

Noch jetzt, nachdem der Vertrag von Neuem geschlossen ist, werden wir durch eine Menge von Flüchtlingen belästigt, obgleich die polnische Grenze durch eine Mauer von Wächtern abgesperrt ist, die Grenzdistricte im Russischen einer fortlaufenden Wüstenei gleichen, und der Flüchtling gegenwärtig mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Dem Gebildeten gelingt es allerdings leichter, durch Preußen durchzuschlüpfen, ohne mit der Polizei in Berührung zu kommen. Schmuggler und Juden helfen ihm die Grenzwächter bestechen, oder führen ihn in dunkler Nacht bei den Baracken der Posten vorüber; aber auch die Militärflüchtlinge aus den Dörfern wissen oft mit großer Schlauheit und unter furchtbaren Entbehrungen sich durchzuschlagen und in einem entlegenen Gehöft zu bergen. Jedes Jahr wissen wir an der Grenze, so oft in Polen die Zeit der Conscription kommt; wenn wir die Flüchtlinge nicht sehen, so merken wir sie an der vermehrten Zahl der Diebstähle und Einbrüche, und den häufiger auflodernden nächtlichen Feuern.

Es ist ein Unglück an Rußland zu grenzen, aber eine Aufhebung des Cartells wäre, so lange diese Nachbarschaft währt, für uns an der Grenze ein großes Unglück.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteure: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von C. E. Elbert.

Oestreich und die freien Conferenzen.

In Dresden wird am Schluß des Jahres der Congreß zusammentreten, welcher endlich definitiv über die deutsche Verfassung und die schwebenden politischen Fragen entscheiden soll. Seit langer Zeit erwartet die preußische Regierung Sühne und Frieden von dieser „freien" Vereinbarung, Oestreich hat scheinbar zögernd und widerwillig denselben Weg betreten, die Völker warten verstimmt und mißtrauisch, und so groß ist die Abspannung, die Ermüdung, der Ueberdruß an der politischen Unsicherheit der letzten Jahre, daß einer großen Menge von Deutschen bereits jede Vereinigung unter jeder Bedingung genehm wäre.

Aber selbst diese desperate Friedenspolitik hat keine Aussicht, durch die Conferenzen befriedigt zu werden. Es muß vielmehr Solchen, welche die gegenwärtige Situation der deutschen Staaten scharf in's Auge fassen, ganz unverständlich bleiben, wie überhaupt bei diesen freien Conferenzen *irgend etwas Dauerndes* herauskommen soll. Es ist zur Zeit nicht möglich, die Pläne der östreichischen und preußischen Regierung vollständig zu erkennen, wohl aber liegt das Elend unserer Verhältnisse klar vor Aller Augen, und es ist nicht schwer, daraus Schlüsse zu ziehn über das Mögliche und Rathsame. — Allerdings läßt sich nicht ableugnen, daß es der großen Staatsklugheit der beiden großen Regierungen bereits öfter gelungen ist, das Unmögliche möglich und das Unglaubliche wirklich zu machen.

Daß aber die freien Conferenzen dem gemeinen Menschenverstand wenig Hoffnung auf eine Consolidirung der deutschen Verhältnisse geben, und daß gar nicht abzusehen, wie etwas durch sie erreicht werden kann, außer Veranlassung zu neuen Zerwürfnissen, das wünschen die folgenden Zeilen anzudeuten.

Die Beendigung des kurhessischen und holsteinischen Verfassungskampfes soll, so verhängnißvoll beide Actionen auch für die Zukunft Deutschlands sein mögen, doch nicht die Hauptaufgabe dieser diplomatischen Conferenzen sein. Die Revision der Bundesacte und die neue Constituirung des Bundes sind in Aussicht gestellt. Der neue deutsche Bund muß nach Analogie der Bundesacte und um

dem gegenwärtigen Bedürfniß der Regierungen zu genügen, zum wenigsten Folgendes enthalten: Offensiv- und Defensivbündniß der einzelnen Staaten des Bundes; Constitution eines Bundesgerichts für Streitigkeiten der Staaten unter einander und der Regierungen mit der Volksvertretung; Organisation für Gesetzgebung in Bundessachen; Verwaltung des Bundeseigenthums, der Festungen und Flotten; und Zusammensetzung der Bundesbehörde. — Die neue Organisation eines „Bundesheers" verliert bei der veränderten Construction des östreichischen und preußischen Staates an Bedeutung; eine gemeinsame Vertretung durch Bundesgesandte und Consuln im Ausland ist ohne Wichtigkeit, da Preußen und Oestreich ihre eigenen Gesandten nicht aufgeben können, und da die Zollsysteme und Verkehrsgesetze der Bundestheile sehr verschieden sind, und divergirende, oft einander widersprechende Interessen nicht durch dieselben Personen (Gesandte, Geschäftsträger, Consuln) wahrgenommen werden können; von einer Repräsentation der Völker bei diesem Bund wird vorläufig abzusehen sein, da sie weder für die Regierungen noch für die Völker wünschenswerth wäre, und der größte Theil der östreichischen Unterthanen der deutschen Sprache gar nicht mächtig ist, die Preußen, Sachsen, Baiern u. s. w. aber in slavischer oder walachischer Sprache ebenfalls nicht debattiren können.

Die Grundlage des neuen Bundes muß ein Offensiv- und Defensivbündniß der Bundesstaaten sein.

Es war dies die erste Bestimmung auch der alten Bundesacte. Diesem Bündniß könnte Oestreich entweder mit den „deutschen" Ländern beitreten, wie im alten Bunde geschehen, oder mit seinem gesammten Gebiet. Tritt Oestreich nur mit einem Theil seiner Länder bei, so nehmen natürlich auch nur diese an den Pflichten und Rechten Theil, welche der Bund auferlegt. Bundestruppen dürften nur aus ihnen gestellt werden, und etwaige Bundesgesetze würden nur für sie, und nicht für alle Theile des Reiches gelten. Dies aber wäre entschieden gegen das Princip des jetzigen Oestreichs. Die Truppenkörper Oestreichs sind recht absichtlich aus Mannschaften der verschiedensten Landestheile zusammengesetzt, und in Gesetzgebung und Administration eine vollständige Einheit durchzuführen ist die Hauptthätigkeit des Cabinets Schwarzenberg. Es scheint unmöglich, daß grade dies Ministerium die blutig zusammengefügte Einheit des Kaiserstaates wieder in zwei Theile zerreißen sollte, selbst wenn diese Theilung mehr theoretisch als praktisch wäre. Ferner aber ist Oestreich ein constitutioneller Staat; er wird es unrettbar, so wenig sein gegenwärtiges Regiment dem Begriff einer constitutionellen Regierung entspricht. Der Reichsrath wird gegenwärtig aus den Autoritäten der einzelnen Kronländer zusammengesetzt, ein Reichstag wird folgen, die Finanzen und durch unglückliche Reformen herbeigeführte Desorganisation einzelner Landestheile werden ihn endlich unvermeidlich herbeiführen. Jede einheitliche Repräsentation des Volkes aber, und sei sie noch so roh und mangelhaft, macht

das theilweise Eintreten in den Bund höchst bedenklich, ja unausführbar. Denn es ist zwar möglich, das Verhältniß der Gesetze berathenden oder auch nur Geld bewilligenden Volksvertretung zur Bundesbehörde zu regeln, wenn der ganze Staat dem Bunde zugehört; aber es ist unmöglich, die Rechte und die Stellung der Volksvertretung zu demselben Bunde gesetzlich zu regeln, sobald ein Theil der Volksvertreter aus zum Bunde gehörigen Provinzen, ein Theil aus nicht zum Bunde gehörigen Ländern gewählt ist. Entweder hat der Reichsrath und Reichstag nach Bundesgesetz kein Recht, gegen Beschlüsse des Bundes irgend etwas einzuwenden, dann wird der nicht zum Bund gehörige Theil der Volksvertretung gegen die Beschlüsse des Bundes protestiren, denn er hat das Recht dazu; oder die Volksvertretung hat bei Bundesbeschlüssen irgend mitzusprechen, und dann würde in Oestreich über Bundessachen durch einen Rath beschlossen werden, welcher zur großen Hälfte aus Bundesfremden besteht; ein Verfahren, gegen das andere Bundesglieder sogleich protestiren müßten. Aus diesen Gründen ist es unmöglich geworden, daß Oestreich an irgend einer Bundesorganisation Theil nimmt, welche nur einem Theil seines Reiches Rechte und Pflichten auflegt. Es muß mit dem ganzen Gebiet beitreten.

Die unmittelbare Folge davon aber ist, daß Preußen und die übrigen deutschen Staaten die Verpflichtung übernehmen, Oestreichs ganzen Besitz zu garantiren, und ihm Hülfe zu leisten, so oft es die Bundeshilfe gegen seine innern und auswärtigen Feinde anruft: in Kroatien gegen die Serben, in Italien gegen Sardinien, Frankreich und England. Im Jahre 1815 hatten Preußens Staatsmänner so viel Weisheit einzusehen, daß für die außer-deutschen Besitzungen Oestreichs am wenigsten von Preußen eine dauernde Bundesverpflichtung übernommen werden dürfe, nicht aus purer Feindseligkeit gegen Oestreich, sondern weil die Lage u. s. w. Preußens eine andere Stellung zu England nöthig macht. Und selbst jetzt im Jahre 1850 muß man sich scheuen, einem preußischen Staatsmann die verhängnißvolle Kurzsichtigkeit zuzutrauen, daß er in eine Föderation unter solchen Bedingungen willigen könnte. Wenn preußische Truppen die guten Dienste Rußlands in Ungarn oder Italien verichten — wenn das ein Resultat der Olmützer Conferenzen wird — so werden die Preußen einst den Frieden von 1850 und den Mann, der ihn zu vermitteln wagte, verfluchen. Es ist aber nicht zu hoffen, daß durch längere Jahre ein Zusammenstoß in Italien oder blutige Kämpfe im Donaugebiet vermieden werden.

Für das Oestreich des Fürsten Schwarzenberg aber ist eine solche Föderation seines gesammten unsicheren Besitzes mit den deutschen Staaten, zumal mit Preußen, allerdings die günstige Lösung einer Lebensfrage. Zu tief schmerzte jetzt nachträglich die Demüthigung der russischen Hilfe, und zu beunruhigend wird die patronisirende Freundschaft des Czaarenhofes, dessen Paladine sich keine Mühe geben, den Mepris zu verhehlen, mit welchem sie die loyalen östreichischen

Phrasen von Freundschaft und gegenseitiger Hochachtung betrachten. Gegen Rußlands Freundschaft, gegen die schmähliche Abhängigkeit vom russischen Interesse gibt es für den „neuen“ Staat, der noch zu gelähmt ist, um allein zu stehen, kein besseres Band als die Verbrüderung mit den deutschen Staaten. Und noch Zweierlei wird dadurch erreicht, außer der größern Unabhängigkeit von St. Petersburg. Erstens die Möglichkeit den deutschen Geist, welcher Oestreichs Bildung in unablösbarer Abhängigkeit hält, nach den Bedürfnissen des Kaiserhauses zu zügeln, und zweitens, Preußen von seiner Bestimmung: ein abgerundeter, also starker und großer Staat zu werden, so lange als möglich fern zu halten. Das Alles erreicht Oestreich, wenn es mit seinem Gesammtgebiet in den Bund tritt. Es ist ein großer und vortrefflicher Sieg, an den das Cabinet noch vor einem Jahr nicht dachte; er ist gewonnen ohne Blutvergießen und Gefahr; durch einige Stilübungen, einige Malicen; einige kleine Intriguen der kaiserlichen Diplomaten und durch die Haltung des preußischen Cabinets, für welche schwerlich in unserer Sprache ein bezeichnendes Prädicat zu finden ist.

Es ist nicht die Absicht, hier auszuführen, daß die Hoffnung der östreichischen Diplomaten, eine freie Position gegen Rußland zu gewinnen, vergeblich sein wird. Der Bund sei geschlossen, preußische Landwehren sollen helfen, die aufsätzigen Ungarn in Arad zu füsiliren, oder italienische Frauen in Brescia aufzuschneiden; Preußen und Oestreich helfen zusammen den kleinen Regierungen ihre Demokraten einsperren und aufsätzige Kammermitglieder durch starke Einquartierung beruhigen; brüderliche Gesinnung stellt sich ein, und Friede und Freundschaft herrscht in Deutschland und Oestreich; der neue Bund hat die schwachen Staaten in ihrer Scheinsouveränität erhalten und Preußen und Oestreich regieren dieselben gemeinschaftlich, so leise und selten gegen einander intriguirend, als nur möglich.

Wie aber will der Bund regieren? Preußen und Oestreich haben die Veränderungen auch in ihrer Stellung zum Ausland erfahren, welche eine jede Verfassung nothwendig mit sich führt. Die Volksvertretung, welche das Bewußtsein und Selbstgefühl der Nation darstellt, ist überall eifersüchtig auf jede Gewalt, welche ihren Antheil an der Staatsregierung zu beschränken droht; als Wächter für die Ehre und Freiheit des Staates kann und wird sie nirgend ertragen, daß die Souveränität ihres Staates, die Gesetzgebung und Politik der Heimath, bestimmt und gemodelt wird durch einen hohen Rath der Regierungen, welcher unverantwortlich und außer dem Bereich der Landesgesetze waltet, und doch von ihr, der Volksvertretung des einzelnen Staates bezahlt wird; denn sie muß alljährlich ein Budget genehmigen, zu welchem auch die Bundescontribution des Staates gehört. — Noch mehr, in der Verfassung Preußens (auch der projectirten von Oestreich) hat die Volksvertretung ihre Genehmigung zu der neuen Bundesverfassung zu ertheilen. Es ist keine Aussicht, daß sie diese Genehmigung ertheilen wird, ohne jede Garantie genommen zu haben gegen die Octroyirung

von Bundesgesetzen für Preußen. Die Kammern müssen fordern, daß kein Gesetz des Bundes Gesetzeskraft in Preußen erhält, ohne der Kammern Genehmigung. Welche Aussicht für die Zukunft! Vom ersten Tage des Bundes ab wird gegen denselben ein erbitterter und unaufhörlicher Kampf in den einzelnen Kammern entbrennen, und die Volksvertretung Preußens wird die Führerschaft in diesem Streit übernehmen. So wird eine tödtliche Feindschaft entstehen zwischen dem Bund und dem constitutionellen Leben der einzelnen Staaten; vergebens wird die Bundesregierung sich im Anfang mühen liberal zu sein, und mit Verwunderung werden die Liberalen sehen, daß sie über Nacht antideutsch, specifische Patrioten geworden sind.

Das Ende dieses Kampfes zwischen dem Bund und dem repräsentativen System wird entweder Unterdrückung des letztern, oder Sprengung des Bundes; im erstern Fall der Beginn einer neuen Revolution gegen die Throne, im zweiten freie Vereinigung deutscher Staaten außer Oestreich zu einem Bundesstaat.

Wie gering auch die Befugniß der Centralbundesbehörde gegenüber den einzelnen Staaten sei, ihre Thätigkeit wird der Volksvertretung der größeren Staaten immer Veranlassung und Recht zu kräftiger, mißtrauischer Opposition geben, denn fast Alles, was die Executive veranlassen kann: Gesetze, Geldbeiträge, Truppenbewegungen, fällt direct oder indirect der Beurtheilung durch die Volksvertretung der Einzelstaaten anheim. — Es ist nicht möglich, größere constitutionelle Staaten durch eine Diplomatenverbindung zu regieren, es ist auch nicht möglich, Oestreich und die deutschen Staaten durch eine Centralrepräsentation der Völker zusammenzulöthen. Hoffnungslos und resignirt muß der Einzelne diese freien Conferenzen als einen neuen unglücklichen Versuch betrachten, unvermeidliche Conflicte zu umgehen, als eine unglückverheißende Einführung innerer Widersprüche und eine Vergrößerung der Schwierigkeiten, welche den Ausbau Preußens und Deutschlands verhindern. Ein Bündniß zwischen Deutschland und Oestreich kann nur bestehen, wenn es mit Regieren und executiver Gewalt nichts zu thun hat.

Rußland soll im Anfange den Eintritt des ganzen Oestreichs in einen deutschen Bund mit Unruhe betrachtet haben. Ohne Zweifel hat es sich überzeugt, daß dieser Bund dazu dienen kann, die Eifersucht zwischen Oestreich und Preußen in das Gebiet gefahrloser Intriguen und politischer Spielereien hinüberzuleiten, daß er Rußlands Einfluß auf Deutschland aber noch vergrößern wird, weil der Czaar nicht mehr nöthig hat, selbstständige Launen einzelner Staaten zu fürchten, und weil die Opposition der liberalen Partei gegen den Bund die Regierungen dem Princip Rußlands immer mehr nähern wird. Ihm ist der Bund eine Lebensversicherung der deutschen Regierungen, und er wird nöthigenfalls die Kräfte dieser Societät für seine Zwecke benutzen. — Es ist auch möglich, daß England, von welchem schon längst die preußische Regierung achselzuckend aufgegeben wurde, sich bestimmen läßt, den Bund trotz

dem Eintritt der Ungarn und Italiener anzuerkennen, obwohl daran noch zu zweifeln ist. Es würde anerkennen, in der Aussicht, in der letzten, traurigen welche auch uns bleibt: daß dies Bündniß, falls es überhaupt zu Stande kommt, vom Tage seiner Geburt an so viele Keime des Todes entwickeln wird, daß dauernde Gefahren für die liberale Partei in Deutschland davon kaum zu fürchten sind.

Schlesische Gedichte von Karl v. Holtei.

(Breslau, Trewendt 1850.)

In neuem Rocke sitzen die kleinen Verse zusammen, welche seit einer Reihe von Jahren das Herz der Schlesier erfreut haben. Gar wenig kennt man in dem übrigen Deutschland das schöne Grenzland gegen Polen, wo die gelbe Oder noch jung und unruhig durch weite Thalflächen zieht und der Granitwall des Gebirges von gräulichen Riesen gegen das alte Hussitenland Böhmen aufgeworfen ward. Und wenig kennt man das Volk, das dort zwischen Berg und Stromthal lebt; es wohnt ein bischen entlegen, und im Winkel. Das fühlt man in Schlesien und sendet deshalb Boten durch die deutschen Lande, damit sie als gute Schreier, als Maler, Dichter, Musiker, Schauspieler der Menschheit verkünden, was für Leute hinter den alten Bergen wohnen. Auch Holtei ist ausgesandt worden, schlesische Laune, Sitte, Poeterei und Sprache in der Welt zu verbreiten, und den Schlesiern Ruhm zu verschaffen. Und er hat ihn redlich verschafft. Er ist unglaublich viel herumgereis't und hat ungeheuer viel gethan, sein Vaterland berühmt zu machen; hat Stücke geschrieben, Lebensläufe verfaßt, Gedichte gemacht, Komödie gespielt, Theater regiert, gesungen und vorgelesen; Alles mit Gemüthlichkeit und Gefühl, wie es dem Schlesier geziemt. Auf dem deutschen Parnaß, welcher übrigens jetzt etwas flach geworden ist und gar keinen unangenehmen Gipfel mehr hat, sitzen sehr viele Schlesier — ich glaube, die Hälfte aller vorhandenen Poeten sind Schlesier — aber Holtei ist der größte; in allen Orten Deutschlands sitzen sehr viele behagliche und ausgezeichnete Menschen, welche sich von andern Menschen dadurch unterscheiden, daß sie bei dem Mittagessen sagen: „Suppen ber`ok ä brinkel" und nach dem Essen: „Wohl gespeis't zu haben", aber von allen diesen kann keiner die Worte so sagen, wie der behaglichste und ausgezeichnetste unter ihnen, nämlich Holtei. Es ist hier durchaus nicht die Absicht, Holtei's Verdienste um Literatur und Theater auszuführen, es ist jetzt nur Holtei der Schlesier, um den es sich handelt, denn er ist der ächte und unverfälschte Repräsentant der Em-

pfindungsweise seines Stammes. Nur dunkle Ahnungen hatte man früher in der Außenwelt von dem schlesischen Gemüth: dem allerliebsten Gemisch von polnischer Lebhaftigkeit und altsächsischer Bedächtigkeit, von gutmüthiger Einfalt und calculirendem Scharfsinn, von sentimentaler Weichheit und reflectirender Ironie; von lauter Fröhlichkeit und andächtigem Ernst. Wer unterhält seine Kameraden auf der Gesellenbank? Der Schlesier. Wer weint mit seiner Geliebten im Mondenschein? Der Schlesier. Wer wischt sich diese Thränen mit dem Tabaksbeutel ab und denkt zuletzt: „Es ist alles Wurst?“ Der Schlesier. Wem steigt der Wein am schnellsten zu Kopf und wer hält doch am längsten beim Becher aus? Wieder der Schlesier. Wer verzückt sich am tiefsten in mystischer Gottseligkeit und wer conversirt am gleichgültigsten mit dem Teufel? Immer der Schlesier. Alles was man auf Erden nur werden kann, wird der Schlesier mit Leichtigkeit: Engländer und Russe, Minister und Seiltänzer, Posaune und Klapphorn, fromm und gottlos, reich und arm. Am liebsten wird er allerdings Poet, weil ihm das die Einseitigkeit erspart, irgend etwas Specielles zu werden.

Der deutsche Dialekt, welcher sich in diesem Stamme allmälig aus dem Zusammenstoß schwäbischer, hessischer und sächsischer Colonistensprache mit slavischen Lauten gebildet hat, ist so wunderlich, wie die Anlage des Volkes. Bald dehnt er phlegmatisch kurze Vocale zu unerhörter Länge, bald schnellt er ungeduldig lange Silben als kurze heraus; platt und behaglich drückt er die Worte zwischen Zunge und Lippen, dunkle Doppelvocale macht er hell, er dröhnt nicht aus der Brust und rollt nicht aus der Kehle, sondern bildet sich die Laute zur Vermeidung von Anstrengungen im Vordertheil des Mundes mit breiter Zunge und sehr beweglichem Munde. Er ist, wie die Dialekte in allen spät colonisirten Ländern, fast auf jeder Quadratmeile ein anderer, und doch haben alle diese verschiedenen Sprechweisen so viel Gemeinsames, daß sie dem Hörer den Eindruck derselben Individualität machen. Holtei hat vortrefflich verstanden, dies Gemeinsame des Dialekts in der Schrift zu fixiren und poetisch zu verwenden.

Auch das Wesen des Schlesiers, seine Art zu fühlen, zu reflectiren und zu handeln ist von ihm in den vorliegenden Gedichten gut wiedergegeben, so weit es überhaupt möglich ist, im Dialekt des Volkes die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Volkes auszudrücken. Denn der Dialekt eines Landes ist zwar selbst aus der individuellen Anlage seines Stammes hervorgegangen, aber als Gegensatz zur gebildeten Sprache ist er doch nur im Stande, einzelne, wenige Kreise von Empfindungen zweckmäßig darzustellen, ungefähr wie die verschiedenen Tonarten in der Musik jede nur gewissen Reihen von musikalischen Empfindungen Ausdruck geben können. Der schlesische Dialekt steht seinem Charakter, nicht seinen Lauten nach, etwa zwischen dem plattdeutschen und dem alemannischen, zwischen der derben trockenen Laune des Nordens und der gefühlvollen Beweglichkeit des Südens. Er klingt breit und behaglich, aber auch kindlich und schelmisch, und

einfältiger als irgend ein anderer. Daher gelingt in ihm am Besten die Rede pfiffiger Einfalt, derben Scherzes. Für die flüchtige Sentimentalität des Schlesiers, welche im Volke allerdings ein hervorstechender Zug ist, eignet er sich wenig. Auch in Holtei's Gedichten ist das Einbrechen weichen Gefühls in die drollige Laune häufig, aber nicht immer von guter Wirkung.

Die Gedichte waren zum größten Theil schon früher in einer Sammlung gedruckt, andere sind später entstanden und haben bei verschiedenen Gelegenheiten in großen Kreisen Freude bereitet. Ein großer Theil ist singbar, und wer je den Genuß gehabt hat Holtei als Liedersänger in fröhlichem Kreise zu hören, wird bei der Lectüre der leichten liebenswürdigen Scherze den virtuosen Vortrag des Dichters durch die Zeilen durchklingen hören.

Für solche Leser, welchen der schlesische Dialekt fremd ist, möge hier eines der derben Gedichte stehen, deren Werth in der drolligen Einfalt des Inhalts und der meisterhaft benutzten Sprache liegt. Unsere Theologen werden nicht zürnen, daß das launige Gedicht grade gegen sie unartig ist. Es ist nur Scherz, im Ernst ist der Schlesier der Theologie sehr zugethan, und wahre und falsche Frömmigkeit ist an der Oder und im Gebirge zu Hause. — Freilich ist das Charakteristische eines Dialekts durch Schriftzeichen nur höchst unvollständig wiederzugeben.

Es folgt also dies Gedicht, weil es seinem Inhalt nach in jedem andern Dialekt fast abgeschmackt wäre, während es im schlesischen ausgezeichnet klingt:

De 'Farr'n.

Gräupnersch Julchen spricht zu ihrer Mutter:
Mutterle, warum ha'n denn-t-de Juden,
Wie se noch derheeme seyn gewäsen,
Eh-b-se seyn bis nach der Schläsing' kummen,
Ihre 'Farr'n gemußt zum Opfer schlachten?

Wees denn ihchs? Du kleenes Kümmergrittel?
Und was gihn denn Dihch, Du Alp, de Juden
Und der Juden ihre 'Farr'n an? Luss' mihch!
Fur meinswägen mügen sihch se schlachten,
Wenn se wullen alle undersammen,
Judekerl und Jüdchen sammt'a Kindern.

Und de Julchen kümmt zu ihrem Vater:
Vaterle, wißt ihr mer'sch ärndt zu sagen?

Ach, Quargspitzen! Gih' mer weg mit sitten
Tälschen Fragen; was schiert mihch der Jude?
Schuldig bihn ihch keenem nischt und suste
Kan' a' mihch — mit Frieden lussen; hirscht de?

Ader, Jesess, jammert nu' de Julchen,
Fur was hab' ihch denn zum heil'gen Christe
Su a' Buch gekrigt, als Einbeschärschel,
Su a' dickes, Bibel heeßt's; fur was denn,
Wenn ihch nich' sol' drinne läsen dürfen?
Und was nützt mer'sch läsen in der Bibel,
Wenn mer'sch, daß mer'sch Keen's nich' wil' d'erklären?
Nächten war'n ber hie' im kleenen Stiebel,
Ihch, Benditersch Liesel und de Tildel
Bum Partkrämer, wu a' seine Baude
Bur 'em Rathhaus' hot bei der Staupsaule.
Und do ha' ber sihch 'was vorgeläsen,
Haldig aus däm al'en Testamente.
Oder da stiht's ganz ausdrücklich drinne,
Daß se sullen annen jungen 'Farren
Uf'em Altar schlachten. Meiner Gütte!!
Und bir Mädel hätten weiter nischte
Einzuwenden wider das Geschlachte,
Wenn's nich' justement de jungen träfe.
Al'e 'Farren hot's ja überflüssig
Und um sille wär'sch kee' grußer Schade,
Wenn se uf'a Kuttelhof se fuhrten;
Worum hot der Härt denn zu dam Mosus
Nich' gesa't: a' sol' de al'en schlachten?
Kunnt a' nich' de jungen gihen lussen?
Ihch bihn eemal lieber in der Kerche,
Wenn de hübschen, jungen Kandeldaten
Uf der Kanzel seyn, — nu' ja! — wie wenn der
Senejur und Suppensenéjur,
Ader de Diakonusse pred'gen.
Denn de jungen machen's wirklich schiener
Und es läßt i'n'n haldig eemol besser.
Warum sol' ma' denn de jungen schlachten?
Al'e seyn genung! Ack furt dermite! —

Du verflischte Kräte, spricht der Gräupner,
Tirletanz Du kleener, drehniger,
Red'st Du schund vun Jung und Alt? Dir söllde
Alles Mannsvulk noch Partie eegal seyn.
Kümmst d'mer noch eemal mit sitten Räden,
Kri'gst de sicherlich an'n Schilg; ihch wihl Dihch
Schund versohlen, naseweise Boorschte!
Und zu Seiner sa't a: Si'st de, Lore,
Was derbeine 'rauskümmt, wenn de Kinder
In der Bibel läsen? Se verstihn's nich'!

Sulch' a' Buch, was wievel hundert Jahre
Uf'em Puckel hat, aus fremden Landen
Und aus fremden Zungen stammt, das is' nich',
Daß ma' drinne li'st, wie in dan'n Büchern,
Die=s=d'der aus der Leihbibliaptheke
Huley t'ust. Do ha'n der Schriftgelehrten,
Wenn se uf'm Predigtstuhle papern
Manchesmal zwee Stunden lang zu mähren,
Eh=h=se a' klee' numpernes Gesetzel
Vun zwee Zeideln ock vunsammen klauben?
Uf de Letzte, wenn ber nich' meh' künnen,
Wir vum hieren blußig, sie vum räden,
Sey' ber su gescheidt als wie zuvor.

Underdessen hot sihch ünse Julchen
Aus 'em Hause uf a' Hof geschlichen;
Do begegent' i'r der Schneider=Fritze,
Där kümmt juste aus der Kinderlehre.
Dän befragt se voch. — Gerechter Struhsack!
Wil' sihch dät nich' ewan schäckigt lachen?
„Pücklich künnt' ma' drüber wer'n," su schreit a';
„Hot ma' su was schund d'erviert, ihr Gänse?!
Wißt i'r nich', was 'Farr bedeut't? A' Uchse
Is' a' Farr! Und Uchsen muhß ma' schlachten."

Und de Julchen stellt sihch, wie de Henne
Wenn se gaakert. „Was? A' 'Farr a' Uchse?
Nee' uf su was, wär' ihch mei' Läbtage
Nich' gerathen! — Seyn de 'Farren Uchsen?!
Deßhalb thun se manchesmal su prüllen!"

Ungarische Zustände.

Ungarn schwärmt. In diesem Worte liegt das vollständige Bild unsers unsäglichen Jammers. Sechzehn Monden sind bereits verflossen seit dem verhängnißvollen Tage von Világos; wir lebten während dieser Zeit in einem Zustande, den man gewöhnlich „Frieden" nennt; der Belagerungszustand machte jede politische Agitation, ja selbst die Besprechung der untergeordnetsten Regierungsangelegenheiten unmöglich; das große Heer von Beamten, und die in's Unendliche gehenden Regierungserlasse mahnen uns täglich an die neuen Zustände, in die wir gedrängt worden sind, und dennoch wissen wir uns nicht in die gegebenen Verhältnisse zu fügen, und unser Volk lebt in einem Zustande der trau-

rigsten Apathie, die ihm die Gegenwart als eine „Zeit der harten Prüfung“ erscheinen läßt, der zuverlässig eine bessere, eine Zeit der Neugeburt, eine Zeit des höchsten Glückes folgen muß. Wie, und durch wen diese bessere Zeit herbeigeführt werden soll, dies bleibt der Phantasie überlassen, und diese ist nie um Mittel und Personen verlegen. — Natürlich spielt der kleine Mann mit den großen blauen Augen und dem noch größern glühenden Herzen in dem kleinen Städtchen in Kleinasien die Hauptrolle in diesem Feentraum, aber auch der spröden Wollsacknatur in der Themsestadt, dem demokratischen Lord der europäischen Diplomatie wird hier eine bedeutende Stelle angewiesen, und obwohl wir jetzt zur Genüge überzeugt sind, daß die Nachricht von Kossuth's Flucht aus Kiutahia ganz grundlos war, so fehlt es doch bei uns nicht an Mährchen, die die Thatsache theils als dennoch geschehen, theils als im Angriff gewesen behandeln, und ammenmäßig ausschmücken.

Unsere Regierung scheint mit diesem Zustande unsers Volkes überaus zufrieden zu sein, denn nicht nur geschieht nichts von ihrer Seite, was den gesunden Sinn des ungarischen Volkes aus diesem magnetischen Schlaf wecken könnte, sondern viel, ja mehr als zu viel, was die Verzweiflung an der Gegenwart und dadurch das Schwärmen in einer geträumten Zukunft fördern muß. Die östreichische Regierung hat in dem Kampfe mit Ungarn ihr Alles, und nachdem dies fast verloren war, durch die russische Hilfe auch ihre Ehre eingesetzt, und hat — wie man wenigstens officiell zu sagen pflegt — gewonnen; nun heißt es: aut Caesar, aut nihil; entweder soll sich das geknebelte Ungarn in die 123 Paragraphen von Olmütz, und vor Allem in den leeren Staatssäckel Neuöstreichs hineinzwängen lassen, oder es wird zum Aeußersten gereizt, und dann: vae victis!

Die Kanonen haben sich in der Radicalcur herrlich bewährt; doch als Palliativmittel gegen die Ideen verdient unstreitig der materielle Ruin eines Volkes vor allem andern den Vorzug. Ungarn war nie reich an barem Gelde. Unsere Schätze lagen gezaubert in dem Schoße unseres feisten Bodens, und einer nationalen, das Wohl Ungarns vor Allem berücksichtigenden Regierung war es beschieden, diesen Zauber zu lösen und unter den arbeitsamen Händen der Staatsbürger zu vertheilen. Die kurze Dauer der ungarischen Regierung, und der unselige Kampf, der ihre Kraft ausschließlich in Anspruch nahm, vereitelte diese schönen Hoffnungen, und raubte uns einen großen Theil unseres liegenden Capitals. Die fruchtbarsten Gegenden unseres Landes sind entvölkert; Hunderttausende der arbeitsamsten Hände raffte hin oder lähmte der Bürgerkrieg; der übriggebliebene Theil der kernigen Jugend, die zum größten Theil in der Insurgentenarmee gedient hatte, wurde von den Siegern als Beute betrachtet, und der in der niedergebrannten Hütte zurückgebliebene hilflose Familienvater hat jetzt vier- oder fünfmal soviel an Steuern zu entrichten als früher in seinem höchsten Wohlstande. Grund-

steuer, Haussteuer, Einkommensteuer, Getränkesteuer, Verzehrungssteuer — Namen, die bei uns meist unbekannt waren — sind einander mit Telegraphenschnelle jetzt gefolgt; nun ist das Tabaksmonopol bereits beschlossen und die diesfällige Unterbreitung von Sr. Majestät sanctionirt; der Ruin des Landes wird also systematisch und mit einer nur einem östreichischen Finanzminister eigenen Hast herbeigeführt. Nur einige Beispiele mögen als Beleg dienen. Der Bauer muß von jedem Schaf 8 Kreuzer C.-M. bezahlen, während der Wolleertrag dieser ordinären Gattung höchstens auf 36 Kreuzer C.-M. geschätzt werden kann; rechnen wir davon ab die Steuer des Grundes, auf welchem das Schaf gehalten wird, Winterung, Knechte, Salz und Schurlohn, so ergibt sich leicht, daß der Schafbauer fast seinen ganzen Reinertrag an die Regierung entrichten muß. Die Stempeltaxe war bei uns stets eine exotische Pflanze, und nichts konnte einen Ungar mehr in Wuth bringen, als das Wort „Stempelezés“. — Jetzt wird es mit dem magyarischen Worte „bélyegdíj“ gegeben; die alte magyarische Sprache hatte keinen Ausdruck dafür, und nur als Popanz wurde obiger Germanism gebraucht — jetzt sind wir gleichberechtigt, aber wir sollen es nicht so gemächlich haben wie unsere loy alen Altöstreicher, die in jedem kleinen Dorfe einen Stempelpapierverschleiß haben; bei uns gibt es solche nur in Kreisstädten, die umliegenden Ortschaften auf 15 Meilen im Umfange müssen um jeden Sechskreuzerbogen nach der Kreisstadt laufen, wodurch natürlich Industrie und Handel sehr gefördert werden. Vergebens petitionirten bereits mehrere Gemeinden bei der hohen Regierung, sie möge ihnen doch für eine gewisse Summe Stempelpapier auf Verrechnung zukommen lassen; der Bescheid war ganz einfach: die Gemeinden mögen voraus bezahlen, wenn sie Stempelpapier haben wollen, was bei unsern Zuständen, wo fast keine Gemeinde zu finden ist, die in den letzten Jahren nicht einige tausend Gulden Schulden auf sich geladen hätte, wirklich wie Hohn klingt. — Ueber die Einführung des Tabakmonopols in Ungarn hat sich die unabhängige ausländische Presse bereits zur Genüge ausgesprochen, und auch in diesen Blättern ist nicht nur die Unzweckmäßigkeit, sondern auch die Unmöglichkeit der Ausführung dieses Mordstreichs auf die ungarische Tabakproduction mit Klarheit und Sachkenntniß erörtert worden; jetzt, nachdem das Unheilvolle beschlossen ist, ohne daß wir noch von der Möglichkeit der Ausführung überzeugt wären, demonstriren uns unsere geduldigen und geduldeten Journale, daß das Monopol durchaus nicht hemmend auf die Erzeugniß des Tabaks in Ungarn wirken werde, obwohl einer der Hauptpunkte des Entwurfs lautet: „Der Tabakerzeuger muß sein ganzes Product an die Regierung abliefern“ u. s. w.

Diesen östreichischen Segnungen wurde durch die tausendfingrige Bureaukratie die Krone aufgesetzt. Die Centralisation, wie sie in Oestreich gehandhabt wird, ist ohne ein großes Beamtenheer nicht denkbar. Wie sich ein Land, welches seit Jahrhunderten an ein Selfgouvernement gewohnt war, unter der Manipu-

lation dieser tausendrädrigen Maschine befinden muß, ist in Journalen und Flugschriften zur Genüge dargelegt worden; aber unsere Regierung ist eine starke, sie geht consequent ihren begonnenen Weg. Vielleicht mögen die Recht haben, welche ihn den Weg der eisernen Nothwendigkeit nennen; wir wollen hier die Politik ganz außer Acht lassen, und nur die moralische und administrative Seite des Gegenstandes in Betracht nehmen. In Oestreich ist die Bureaukratie eine alte Pflanzung. — Alte Jahrhunderte haben sie entstehen gesehen, und jede Generation bildete für die kommende ein junges Heer von Praktikanten, Protocollanten, Registranten u. s. w. heran, die nach dem Kamaschenreglement vorwärts geschoben wurden, und endlich die Stellen ihrer in Gott entschlafenen, oder in Gnaden quiescirten Lehrer einnahmen. Bei uns erforderte die Municipalverfassung eine verhältnißmäßig viel kleinere Anzahl von Beamten überhaupt. Die Revolution und der Krieg machten den größten Theil des bestandenen Beamtenstandes zu Hochverräthern, die Aspiranten zu Compromittirten; als nun für uns eine neue Bureaukratie geschaffen werden sollte, war natürlich das erste Erforderniß „Vollblutgutgesinntheit," und da diese unter den wirklich fähigen und ehrenhaften Individuen nur sehr spärlich zu finden war, so mußte die Regierung — welche die niedern Aemter, wegen der unmittelbaren Berührung mit dem Volke, unmöglich mit den der Sprachen unkundigen Ausländern besetzen konnte — zu jener Kategorie von Subjecten ihre Zuflucht nehmen, die sich weder Wissenschaft aus der Schule, noch Ehre aus dem Leben geholt, und die in aller Völker Ländern stets bereit stehen dem zu dienen, der ihre nackte Erbärmlichkeit mit einem Beamtenrock zu bedecken verspricht. Diese Individuen übersprudeln stets von Gutgesinntheit, wissen auf den ersten Blick ein compromittirtes Gesicht von tausend loyalen herauszufinden, und — machen dabei gute Geschäfte. Die Herren von der Ehre, die Alles was nicht Portepée trägt zur Canaille rechnen, bieten ihnen beim Fangen hilfreiche Hand, und die Gendarmerie sorgt dafür, daß es an „Compromittirten" nicht fehlen soll. Ueberhaupt ist nichts leichter auf der Welt, als bei uns ein „Compromittirter" zu werden. Ein Wirth ist über seinen Collegen aufgebracht, weil jener von seinem bessern Wein mehr verkauft als er von seinem schlechten, oder ein raitzischer Droguist, der seit zwanzig Jahren allein in einem rein magyarischen oder deutschen Dorfe Handel trieb, ärgert sich über seinen jüdischen Rivalen, der unlängst auch einen Laden öffnete, und siehe, nach einigen Tagen wird der Gastwirth mit dem guten Wein oder der Jude mit der billigeren Waare in der Nacht abgeholt, einige Meilen von seinem Wohnorte abgeführt, und überzeugt, daß er compromittirt ist, denn, er ist im Sommer 1848 — auf Befehl des gesetzlichen Ministeriums und des königlichen Palatins — mit dem Landsturm gegen Jellachich gezogen, oder hat Nationalgardendienste in irgend einer Festung gethan. Umsonst betheuert der Unglückliche, daß er damals dem Befehl der Behörde gehorchen mußte und daß ihn die Bauern, welche sämmtlich mit-

zogen, im Weigerungsfalle massacrirt hätten; vergebens, er bleibt compromittirt und muß sich purificiren.

Was heißt „purificiren"? „Purificiren heißt", könnte mancher Purificirte demonstriren, „gewisse runde, weiße oder gelbe, aber jedenfalls metallene Plättchen aus der Hand des Purificandus in die Hand des Purificans gleiten lassen, dabei eine gewisse Formel von Gutgesinntheitsversicherung hersagen, und das Versprechen hinzufügen, gegen die verdammten Kossuthianer unerbittlich zu sein." Außer dieser sehr ergiebigen Quelle der Purificationen gibt es noch andere, die, wenn auch nicht fließen, doch immer rieseln. Will Jemand, der nur je „Eljen Kossuth" gerufen, oder eine Nationalcocarde getragen hat, nach einem benachbarten Comitate reisen, und erscheint, um sich einen Paß zu lösen, so wird ihm ganz leise und achselzuckend die Bemerkung gemacht: „Ja, Freund, Sie sind 'mal ein Individuum, mit dessen Vergangenheit die Regierung Sr. Majestät sehr Ursache hat unzufrieden zu sein; ich bedaure sehr, aber ich darf gegen meine Instruction nicht handeln, Sie müssen sich also erst ausweisen, was Sie denn eigentlich auf Ihrer Reise unternehmen wollen" u. s. w. Die Art des Ausweises ist wie beim Purificiren. — Wie gewissenhaft und für das Wohl der Bevölkerung besorgt übrigens unsere Beamtenschaft verfährt, soll folgende Thatsache beweisen. Ich habe sie von einem Augenzeugen, der bei der Entwirrungsscene des drolligen Stückes zugegen war. Als vor nicht langer Zeit in mehrern Gegenden unseres Landes die Viehseuche herrschte, hatten sich die verschont gebliebenen Comitate von den angegriffenen abgesperrt, und Jeder mußte auf den Viehmärkten einen Sanitätspaß über sein zu Markte gebrachtes Vieh vorzeigen. Indeß kam ein Kupetz (Händler) auf die glückliche Idee, in seiner von der Viehseuche heimgesuchten Gegend einen beträchtlichen Trieb krankes Hornvieh zusammenzukaufen, und sich in einem andern, gesunden Comitate einen Paß für sich und seine gehörnten Reisegefährten bei einem sehr gefälligen Beamten einzulösen. Die Sache hatte natürlich keine Schwierigkeit, und unser Kupetz erschien mit seinem Einkauf auf dem Markte der benachbarten Stadt G. — Unter der eingeschmuggelten Waare befanden sich auch ein Paar schöne Ochsen, die einem reichen Bauern gehört hatten, der an ihnen einige Symptome der Seuche wahrnahm, und sich beeilte, sie an unsern Kupetz zu veräußern. Da aber der Bauer nicht lange ohne Hornvieh bleiben konnte, so trug er seinem Schwiegersohne, der in dem benachbarten Comitate wohnte, auf, ihm bei erster Gelegenheit ein gutes gesundes Paar Ochsen einzukaufen. Der Schwiegersohn, welcher eben den Viehmarkt zu G. besuchte, beeilte sich, den Auftrag seines Schwiegervaters zu erfüllen, und da er unsern Kupetz mit guten Documenten versehen sah, so stand er nicht an, das schöne Paar Ochsen — welche keine andern waren, als die seines Schwiegervaters — zu kaufen, und sie durch einen sichern Mann an den Ort ihrer Bestimmung zu senden. Man denke sich die Ueberraschung des geprellten Bauern, als er sein krankes

Vieh für den doppelten Preis zurückgekauft erhielt, als er es an den Kupetz verkauft hatte. Nach drei Tagen kaufte ein Jude von ihm ein Paar Häute für 40 Gulden Wiener Währung.

Um unseren Jammer vollständig zu machen, schickte uns die Vorsehung eine Recrutirung. Officiell wurden von den 76 Tausend Mann, welche ausgehoben werden sollten, 16 Tausend auf das Kronland Ungarn repartirt; als Beispiel, wie viel man eigentlich unter den 16 Tausend versteht, will ich nur die Stadt Pesth anführen. Wenn wir in dem Kronlande 10,000,000 Einwohner annehmen, so dürfte dies das Maximum sein; repartiren wir die angegebenen 16,000 auf diese Zahl, so ergibt sich auf einmal hunderttausend Einwohner — Pesth hat nach der neuesten Zählung nur 87 Tausend — die Zahl 160, und dennoch müssen wir 240 Mann stellen. Aber auch damit begnügt man sich nicht, sondern hauſ't in dem unglücklichen Lande ganz nach russischer Methode. In dem Ministerialbefehl wegen der Recrutenaushebung war ausdrücklich darauf hingewiesen, der gewesenen, und etwa noch übrigen Honvéd besonders zu gedenken, und unsere Gendarmen und Beamten sind in derartigen Dingen sehr zuverlässig. Alle Komorner Capitulanten, oder solche Individuen, die während des Krieges in irgend einer Festung, oder gegen Raitzen und Walachen Nationalgardendienste gethan haben, werden aus den Armen ihrer Familien gerissen, und zur „großen Armee" entsendet. Daß aber selbst ganz schuldlose Individuen nicht sicher sind, kann folgende hier stadtkundige Thatsache bezeugen. Vor einigen Tagen gehen zwei Gehilfen eines hiesigen bekannten Großhandlungshauses von einem öffentlichen Belustigungsorte, wo sie ihr Abendbrod eingenommen hatten, nach ihrer Wohnung. Auf dem Wege — es war noch nicht 10 Uhr Abends — werden sie von einer Rotte Gendarmen angehalten, ohne alle Umstände nach einem gewissen Amte abgeführt und — erscheinen des Morgens nicht wieder in dem Comptoir ihres Herrn. Dieser, in der Meinung, seine Leute wären vielleicht wegen eines polizeilichen Vergehens — und dessen kann man sich jetzt bei uns durch Pfeifen, Singen, ja durch ungebührliches Husten oder Niesen sehr leicht schuldig machen — eingesteckt worden, stellte alle diesfällige Erkundigungen an, doch sie waren fruchtlos, und der Herr wie die Anverwandten der jungen Leute betrachteten diese schon als Opfer eines bei uns gar nicht seltenen Raubanfalls auf offener Straße, als der Handlungsherr nach einigen Tagen aus einer nördlichen Grenzstadt ein kleines mit Bleistift geschriebenes Briefchen erhält, in welchem einer der Verlorenen ihm anzeigt, daß es ihm gelungen sei, trotz der strengsten Ueberwachung sich die Gelegenheit zur Ausfertigung dieses Schreibens zu verschaffen. Aus dem fernern Inhalt erfährt der Handlungsherr, daß seine Bediensteten bereits assentirt, und auf dem Transport nach Italien begriffen seien, wo sie ihren resp. Regimentern eingereiht werden sollen. Die besagten Individuen haben sich weder mit den Waffen noch sonstwie an der Revolution betheiligt. Auch aus der

Provinz kommen uns täglich derartige traurige Nachrichten zu, die nicht wenig beitragen, den panischen Schrecken, der sich der hiesigen Jugend bemächtigt, zu vermehren, und wirklich standen in den letzten Tagen alle Gasthäuser und öffentlichen Orte leer, da bei uns die Lust sehr gering ist, an dem Ruhme, welchen sich die kroatischen Waffenbrüder in Deutschland erwerben dürften, Theil zu nehmen, oder Herrn Hassenpflug bei seinem Einzug in Kassel als Spalier zu dienen.

Was soll ich von unserem moralischen Jammer erzählen? Man will dem ungarischen Volke nicht nur die nationale Ausbildung, sondern jede Bildung überhaupt unmöglich machen. — Der seit Jahren bestandene, mit vielen Opfern erhaltene iparegyesület — Gewerbverein — der besonders auf die gewerblichen Klassen so wohlthätig wirkte, wurde — zum Hohn mit einer lächerlichen Motivirung — aufgelös't, und die durch diesen Verein erhaltene Industrieschule, in welcher, trotzdem daß sie ein nationales Institut war, die Wissenschaften in ungarischer und deutscher Sprache gelehrt wurden, geschlossen. Jetzt ist nur noch eine derartige, von der Gleichberechtigungsregierung gegründete Schule in Pesth; in dieser werden aber die Gegenstände blos in deutscher Sprache vorgetragen. — In Klausenburg, einer ächt magyarischen Stadt Siebenbürgens, gab der Theaterdirector Friese in dem von dem magyarischen Adel gestifteten und erhaltenen Ständetheater deutsche und ungarische Vorstellungen; die deutschen wurden nur von den Officieren der Garnison und einigen Beamten besucht, während die magyarischen volle Häuser machten. Dies gefiel dem aus der Kriegszeit durch seine Niederlagen berühmt gewordenen Commandanten, General Urban, nicht, und er stellte einen Ukas aus, nach welchem das bisherige ständische Theater, als „durch die Errungenschaften der letzten Zeit in den Besitz der Stadt übergegangen“ erklärt, und dieser aufgetragen wird, dafür zu sorgen, daß die deutschen Vorstellungen durch die „von feindlicher Gesinnung gegen das deutsche Element und also gegen die Regierung zeugenden Demonstrationen“ keine Störung erleiden mögen. Ferner werden dem Theaterdirector Friese die contractmäßig von jeder Vorstellung zu zahlenden 4 Gulden Münze für die deutschen Vorstellungen erlassen, und die durch den Rückstand dieser Taxe entstandene beträchtliche Schuld des Directors als getilgt erklärt. Wie es heißt, wird der Herr General im Falle der Renitenz täglich einen Theil der Klausenburger Bevölkerung in's Theater commandiren.

Dies soll nur eine schwache Schilderung von unseren Zuständen sein, wie sie am Ende des Jahres 1850 gestaltet waren; vollständig kann sie nur die unmittelbare Anschauung geben.

Das März-Ministerium in Kurhessen.

Kein hessisches Ministerium trat sein Amt unter so schwierigen Umständen an, als das März-Ministerium. Diese Schwierigkeiten waren nicht von ihm verschuldet; sie lagen theils in den allgemeinen Zeitverhältnissen, theils waren sie die bittere Erbschaft des seit vielen Jahren befolgten Regierungssystems. So bramarbasirend auch dessen Vertreter in den „glücklichen" Tagen des Polizeistaates oftmals aufgetreten waren, so mußten sie doch jetzt in der Stunde der Noth das Staatsruder ohnmächtig fahren lassen. Weder ein Hassenpflug, noch ein Scheffer hätten bei den täglich höher steigenden Revolutionswellen das Staatsschiff glücklich durch die Brandung führen können. Das März-Ministerium hingegen, obgleich von Vilmar's Volksfreund als „regierungsunfähig" verschrien, aber stark als Vertreter der berechtigten Zeitideen und getragen von dem Vertrauen des Volkes, hat die schwere Aufgabe gelöst. Hat es dem Fürsten auch manches empfindliche Opfer angesonnen, so hat es ihm doch vielleicht eben dadurch Krone und Land gerettet. Ihren frühern Gegnern, beziehungsweise politischen Verfolgern gegenüber haben sich die Führer der liberalen Partei, nachdem sie zur Macht gelangt waren, durchaus nobel und großmüthig gezeigt. Keiner derselben dachte auch nur im Entferntesten an Wiedervergeltung.

Fast alle frühern Minister, außer Hassenpflug, waren dem Fürsten gegenüber nicht fest und selbstständig genug, wußten ihren Rathschlägen nicht die gebührende Beachtung zu sichern, sondern fügten sich in Allem, was nicht geradezu eine Verfassungsverletzung war, dem geheimen Cabinet und dem „unveränderlichen Gedanken", welcher über sie herrschte nach dem Spruche: divide et impera! Erst das März-Ministerium hatte sich eine constitutionelle Stellung erobert, theils dadurch, daß es sein Entlassungsgesuch immer in der Tasche behält, theils durch Beseitigung des geheimen Cabinets; eine Eroberung, in deren Besitz das Ministerium Hassenpflug sehr bereitwillig ohne die Rechtswohlthat des Inventars eingetreten ist.

Man hat oft gesagt, eine politische Partei sei ruinirt, sobald sie zur Leitung der Geschäfte gelange und somit aus der Negation in die Position übergehen müsse. Gewiß ist: das Regieren ist eine schwere Kunst, und die meisten März-Ministerien in Deutschland haben sich auch nicht gerade als Meister vom Stuhle ausgewiesen. Aber das kurhessische März-Ministerium hat mehr geleistet, als die meisten übrigen: es hat Ordnung und Freiheit zu versöhnen gewußt, wenn auch erstere nach dem Urtheil Mancher dabei ein wenig zu kurz gekommen sein sollte; es hat in kurzer Zeit viele schwere Neubauten aufgeführt. Zum Theil allerdings Fabrikarbeit. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß vielen

Gesetzen selbst im Interesse der Freiheit mehr das Gepräge des organischen Fortschritts zu wünschen wäre. Aber vergesse man doch ja nicht, daß die Schuld dieses unorganischen Fortschreitens weit mehr auf den vormärzlichen Stillstands-Ministern, als auf den nachmärzlichen Fortschritts-Ministern ruht. Wäre z. B. das schon im Jahr 1831 feierlich verheißene und nachher unzähligemal sollicitirte Wildschadengesetz von Hassenpflug und seinen Nachfolgern nicht auf die unverantwortlichste Weise zurückgehalten worden, so würden wir mit dem radicalen Jagdgesetz verschont geblieben sein. Hätte Scheffer nicht die im §. 30 der Verfassungs-Urkunde garantirte Freiheit der Religionsübung auf die brutalste Weise unterdrückt, so würden wir im Jahr 1848 nicht ein Religionsgesetz erhalten haben, welches, so zu sagen, das Kind mit dem Bade auszuschütten droht. Hätte Scheffer uns nicht die Wohlthaten des christlich-germanischen Staates nach Stahl'scher Theorie aufzudringen gesucht, so würde das März-Ministerium uns nicht, einem abstracten Princip zu Liebe, mit dem Zwang der Civil-Ehe beglückt haben, welche, abgesehen von andern Gründen, wegen der doppelten Weitläufigkeiten und Kosten vom Volke mit großem Unwillen aufgenommen worden ist. Als Ausnahme war sie gerechtfertigt; als Zwangsvorschrift ist sie nur eine veränderte Form der vormärzlichen Tyrannei. Einen ähnlichen Verstoß gegen einen der ersten Grundsätze wahrer Freiheit: „beneficia ne obtrudantur" enthält die zwangsweise Aufhebung des Lehns- und Meierverbandes, deren Ausführung nur langsam und theilweise mit Widerstreben der Betheiligten vorschreitet und jedesfalls eine weitere Hinausrückung des dafür anberaumten Termines erheischen wird. Auch für manche radicale Bestimmungen dieses Gesetzes haften zunächst unsere früheren Stabilitätsminister, insonderheit Hassenpflug, welche sich nicht entschließen konnten, das verheißene Gesetz über die Lehns- und Meierverhältnisse zu rechter Zeit vorzulegen. Bei der Beurtheilung der vom Volksfreund so oft und hart getadelten Eilfertigkeit, womit das Märzministerium viele wichtige Gesetze zu Stande brachte, vergesse man ferner nicht, daß ihm durch die noch von einem seiner Amtsvorgänger unterzeichnete Proclamation vom 7. März die Hände gebunden waren, insofern die wichtigsten Reformen schon für die nächste Ständesitzung zugesagt waren. Auch drängte bei unsern bittern Erfahrungen, die wir über die Auslegung des Wörtleins „alsbald" in der V.-U. gemacht hatten, Alles zur Eile, um die Verheißungen in Sicherheit zu bringen; denn die Ministerkrisis war schon seit Januar 1849 fast permanent geworden. Hätte man dem Ministerium Zeit gegönnt, daß es selbst die bessernde Hand an seine Schöpfungen legen konnte, so würde Vieles, namentlich in der Justizverfassung, im conservativen Sinne geändert worden sein, wozu die Einleitungen bereits getroffen waren.

Man hat ferner behauptet, das Märzministerium habe trotz seiner äußerlich feindseligen Stellung gegen die Demokratie fast nichts Anderes gethan, als daß es Schritt vor Schritt eben dieser Demokratie ein Zugeständniß über das andere gemacht

habe, ja es habe durch seine Gesetze das Amt der Obrigkeit völlig lahm gelegt. Das ist eine gehässige Uebertreibung. Wahr ist, daß durch die eilfertige Gesetzgebung der Demokratie manche gefährliche Schleuse geöffnet worden ist. Dahin gehört vor Allem das fast jeder schützenden Garantie entbehrende Preßgesetz, über dessen heillose Früchte sich Eberhard später selbst entsetzt hat, obwohl die Gesetzvorlage dem Deputirten Henkel damals noch viel zu engherzig war. Auch hat die Staatsbehörde nach zwei mißlungenen Versuchen auf die Verfolgung der Preßvergehen ganz verzichtet, wozu doch die ultraradicale Presse Veranlassung genug darbot. Dahin gehört ferner die gesetzliche Bestimmung über Auswahl der Geschwornen auf breitester Grundlage ohne allen Census. Die hierin liegende Gefahr wird jedoch größtentheils dadurch beseitigt, daß die Aufstellung der Hauptgeschwornenliste für jeden Bezirk in die Hand des Bezirksrathes gelegt ist, dessen Wahl und Zusammensetzung genügende Garantien darbietet. Eine dritte der Demokratie aufgethane Schleuse findet sich in der Bestimmung des Gesetzes über Mitwirkung der Landstände bei Besetzung des Oberappellationsgerichtes, wonach die Stände bei ihren Vorschlägen nicht an das Urtheil des Oberappellationsgerichts über die Befähigung der Candidaten sollen gebunden sein. Vergebens vindicirte B. W. Pfeiffer die Qualificationsfeststellung unbedingt dem höchsten Gerichtshof selbst; vergebens sprach der Deputirte Ziegler aus Hanau, ein Nichtjurist, das warnende Wort: „Wir suchen stets nach Garantie der Regierung gegenüber; schaffen wir sie aber auch gegen unsre eigne Unvollkommenheit." Vergebens vertheidigte der Landtagscommissar die Gesetzvorlage. Die Juristen Henkel, Victor, Nebelthau gewannen die Majorität für die Ansicht, daß in dieser Beschränkung eine „unwürdige Bevormundung" der Ständeversammlung liege, und das Ministerium war leider schwach genug nachzugeben. Die Sache wäre ziemlich unbedenklich geblieben, wenn wir der frühern gemäßigten Majorität in der Kammer immer hätten versichert sein können. Aber wie, wenn nun unsre röthliche Linke, die in der purificirten alten Kammer ($18\frac{47}{48}$) noch gar nicht, in der nach dem revidirten alten Wahlgesetz berufenen Kammer (seit Nov. 1848) schon durch 8 Stimmen, in der ersten nach dem neuen Wahlgesetz gewählten Versammlung (seit Mai 1849) durch 14 Stimmen, in der folgenden unter dem Eindruck des Unmuths über Hassenpflug gewählten Kammer (August 1850) sogar durch 25 Stimmen vertreten war, — eine dauernde Majorität gewänne: welchen Vorschlägen für die Besetzung des höchsten Gerichtshofes dürften wir dann vielleicht entgegensehen?! Daß aber die Demokratenpartei, ungeachtet ihrer numerischen Minorität im Volke, die Majorität in der Kammer noch öfters an sich reiße, ist sehr möglich, weil ihr durch Einführung der directen Wahlen auf ziemlich breiter Grundlage im neuen Wahlgesetz abermals ein weites Feld für ihre Demagogenkünste geöffnet worden ist. Sogar B. W. Pfeiffer erwartete schon vor Hassenpflug's Wiederkehr mit bekümmertem Herzen nur von Erfurt aus die Cor-

rectur dieses circulus vitiosus. Und doch ist unser Wahlgesetz, welches durch ein Compromiß widerstreitender Parteien und Ansichten unter großen Kämpfen entstanden ist, noch weit besser ausgefallen, als die meisten übrigen nachmärzlichen Wahlgesetze. Unsere Kammer besteht zu einem Drittel aus Abgeordneten der Städte, zum Drittel aus Abgeordneten der Landbevölkerung und zum Drittel aus Abgeordneten der höchstbesteuerten Grundbesitzer und Gewerbtreibenden. Demnach besitzen wir eine gegliederte Interessenvertretung. Auch fehlen keineswegs alle conservativen Garantien. Das Wahlrecht ist bedingt neben der Unbescholtenheit durch das zurückgelegte dreißigste Lebensjahr (ein sehr empfehlenswerthes, keinem Neid unterworfenes, aus dem alten Wahlgesetz in das neue herübergenommenes Privilegium!) und durch die bürgerliche Selbstständigkeit. Als selbstständig gilt, wer als Ortsbürger oder Besitzer einen eignen Haushalt führt oder eine directe Staatssteuer entrichtet. Das sind offenbar zweckmäßige Beschränkungen. Daher wurde auch das neue Wahlgesetz nicht blos von den conservativsten Mitgliedern der Ritterschaft, sondern auch von mehrern Standesherren, namentlich vom Grafen Ferd. Max zu Ysenburg-Büdingen, Schwiegersohn des Kurfürsten, der Ständeversammlung in einem besondern Schreiben dringend zur Annahme empfohlen. Die Einführung der directen Wahl, obwohl entschuldigt durch die vielen hierauf gerichteten Petitionen,*) und durch das befriedigende Ergebniß der ebenfalls auf directem Wege vollzognen kurhessischen Wahlen zum Parlament, bleibt dennoch ein großer Uebelstand, den wir auf verfassungsmäßigem Wege wieder zu beseitigen streben müssen. Das letzte vom Märzministerium vorgelegte Gesetz, über die Wahl der Bezirksräthe, (dessen Trefflichkeit Hassenpflug alsbald durch Publicirung desselben anerkannt hat) zeigt deutlich, daß das Ministerium die gemachten Erfahrungen zu nützen verstanden hat. Aber klar ist auch, daß, wenn man sogar für Bezirkswahlen das indirecte Verfahren vorzieht und Beisitzer und Taglöhner ausschließt, dieser Wahlmodus noch weit dringender für solche Angelegenheiten geboten ist, die den ganzen Staat betreffen, also einen sehr erweiterten politischen Horizont voraussetzen. Ueberdies hat das directe Wahlverfahren bei der dadurch herbeigeführten Stimmenzersplitterung fast lauter Minoritätswahlen zur Folge gehabt. Die größte Stadt, das größte Dorf eines Wahlbezirks kann durch planmäßige Concentrirung der Stimmen für sich allein schon den Ausschlag geben; kein Wunder, daß die Demokraten bei ihrer bekannten großen Rührigkeit selbst in vorwiegend conservativen Bezirken Wahlsiege errungen haben. Ein anderer Mangel des Wahlgesetzes ist, daß bei der Berechnung des Wahlcensus der Höchstbe-

*) Sogar Vilmar, jetzt der heftigste Gegner unsres neuen Wahlgesetzes, hatte sich in Nr. 7 des „Volksfreundes" von 1848 ganz entschieden für directe Ständewahlen ausgesprochen, in Nr. 47 desselben Jahrganges sagt er sogar, daß er in den Artikeln der Neuen Hess. Ztg. über den Wahlgesetz-Entwurf „seine eigne Ansicht ausgedrückt" finde.

steuerten die Classensteuer ausgeschlossen ist. Da nun diese Steuer vorzugsweise von Staatsdienern gezahlt wird, so hat jene gesetzliche Bestimmung die Folge, daß die hochbesteuerten Staatsdiener an den Wahlhandlungen der Höchstbesteuerten nicht Theil nehmen können, daß die Wahlcollegien der Höchstbesteuerten fast nur aus s. g. großen Bauern bestehen, und daß grade von denjenigen Wahlen, bei denen am ersten eine gemeinsame Verständigung der Wähler möglich ist, die s. g. Vertreter der Intelligenz ausgeschlossen sind. Dem Deputirten Prof. Bergk von Marburg gebührt übrigens die Anerkennung, daß er die Gefahren des neuen Wahlgesetzes schon bei der Berathung vorhergesehen und vorhergesagt hat. Aber bei der großen Schwierigkeit, für eine andere Fassung desselben Stimmeneinhelligkeit oder zweimalige Majorität von drei Viertel aller Stimmen auf zwei nach einander folgenden Landtagen zu gewinnen, vermochte er mit seinen Anträgen, die wenigstens zum Theil unzweifelhafte Verbesserungsvorschläge waren, in der Kammer nicht durchzudringen. Von den übrigen, größtentheils heilsamen Gesetzen, durch welche sich das Märzministerium ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat, erwähne ich nur folgende: die revidirte ständische Geschäftsordnung, wodurch der Kammer eine freiere Bewegung, namentlich die selbstständige Entscheidung über die Legitimationsfragen und das unbeschränkte Recht der Präsidentenwahl gesichert worden ist, welches Recht freilich der bevormundungssüchtige Stüve mit dem monarchischen Princip unvereinbar findet; das treffliche Gesetz über Beseitigung der Anzeigegebühren, welche nunmehr vom Staat erhoben werden und in einen Fonds fließen, aus welchem die zur Anzeige verpflichteten Diener für Verhütung der Vergehen belohnt werden; das Gesetz über die Uebertragung der Polizeiverwaltung an die Ortsbehörden, welches zwar der Handhabung der Polizei nicht förderlich gewesen ist, aber doch dem Publicum eine große Wohlthat erzeigt hat durch Aufhebung der lästigen Polizeicommissionen und ihrer „kleinen Gesetzgebung". Diese Zwitterbehörden waren keine unabhängigen Gerichte, und doch konnte man von ihren Erkenntnissen erst bei einer Strafe von 20 Thlrn. oder 14 Tagen Gefängniß appelliren. Uebrigens ist eine strengere Beaufsichtigung der Localpolizei von Seiten des Ministeriums wünschenswerth, damit nicht etwa Reaction von Unten eintrete. Das Gesetz über die Lehns- und Meierverhältnisse hilft trotz mancher radicalen Bestimmung im Wesentlichen einem längst gefühlten Bedürfnisse ab. Das Gesetz, die freie Wahl der Staatsdiener zu Landtagsabgeordneten betreffend, könnte den Staat mit empfindlichem Nachtheil bedrohen, wenn man nicht auf das Pflichtgefühl der Staatsdiener beim Gebrauch dieser Freiheit getrost rechnen dürfte. Das neue Recrutirungsgesetz, veranlaßt durch die bekannten Beschlüsse der Nationalversammlung, mildert das Drückende der aufgehobenen Stellvertretung weislich durch die Bestimmung, daß die Stellvertretung nur im zweiten Aufgebot

gänzlich aufgehoben ist, daß man sich aber im ersten Aufgebot durch Männer des zweiten Aufgebots kann vertreten lassen.

Einen sehr erfreulichen Fortschritt bekundet im Militärwesen das Gesetz über öffentliche Abhaltung der Stand- und Kriegsgerichte, desgleichen die Abschaffung der körperlichen Züchtigung, des scharfen Arrests und der Lattenstrafe und deren Ersatz durch Strafabtheilungen und Dunkel-Arrest. Die Umbildung der Strafjustiz nach frühern westphälischen und jetzigem rheinländischen Muster ist mit überraschender Schnelligkeit, aber auf einem allzu kostspieligen Fuße vor sich gegangen. Manche unnöthige Weitläufigkeit muß abgeschnitten und viel erspart werden, namentlich durch Erweiterung der Competenz der Unter- und Obergerichte und möglichste Beseitigung der vielen kostspieligen Reisen des höhern Richterpersonals. — Eine neue Organisation der Verwaltung war zwar in den Proclamationen vom 7. und 11. März nicht verheißen, wurde aber, zusammengreifend mit dem in der Verfassung längst verheißenen Bezirksrathsinstitute und mit der neuen Gerichtsorganisation, für zweckmäßig erachtet. Die neue Bezirkseintheilung schließt sich mit Ausnahme der neuhessischen Gebiete den althessischen Landschaften oder Strombezirken, den Bezirksbehörden im Allgemeinen der frühern westphälischen Organisation an. Die Einrichtung ist noch zu neu, als daß man schon ein endgültiges Urtheil darüber abgeben könnte. Der in den „Motiven" ausgesprochene Grundgedanke, eine wahrhaft volksthümliche und möglichst vereinfachte Verwaltung zu erzielen, ist vortrefflich, scheint aber ziemlich unvollkommen ausgeführt worden zu sein. Man hat formell Vieles geändert, materiell aber das Meiste beim Alten gelassen. Behörden, Geschäfte und Kosten sind eher vermehrt als vermindert worden. Dazu kommt der Uebelstand, daß die Bezirkskassen Geld im Ueberfluß (zusammen an 170,000 Thaler) haben und die Ueberschüsse auf Zinsen austhun, während es in der Staatskasse mangelt, ohne daß diese auch nur das Recht hat, die Ueberschüsse der Bezirkskassen einzuziehen. Auch hier müssen bedeutende Ersparnisse eintreten. Ueberhaupt scheint mir auch nach der von B. W. Pfeiffer in Nr. 79 und 81 der K. A. Z. von 1850 und nach der in der „Gedenkschrift" versuchten Widerlegung der Vorwurf noch nicht ganz entkräftet, daß das März-Ministerium mit unsern Finanzen nicht behutsam und sparsam genug umgegangen sei. — Für die Ordnung der Kirchen- und Schulverhältnisse blieb dem vielgeplagten Ministerium Eberhard eigentlich keine Muße übrig. Doch wurden für Kirchen- und Schulwesen (nicht ohne manche Personal-Mißgriffe) Commissionen niedergesetzt, die Gehalte der Volksschullehrer mit 38000 Thaler Zuschuß aus der Staatskasse erhöht u. s. w. Durch Berufung Zeller's nach Marburg hat Eberhard der hessischen Kirche keinen guten Dienst geleistet; doch trifft die Verantwortung weit mehr den geistlichen Referenten in dieser Angelegenheit, als den Minister.

Man hat dem März-Ministerium ferner vorgeworfen, daß es ohne festes

Princip sich von den Ereignissen habe treiben, daß es die Regierung auf die Stände habe übergehen lassen, daß es auch, abgesehen von seinen legislatorischen Acten, der kühn auftretenden Demokratie nicht kühn und entschieden mit der Macht des Geistes entgegengetreten sei. Auch in diesem Vorwurf ist neben manchem Wahrheitskörnlein viel Uebertreibung enthalten. Es ist wahr, daß der „jugendliche Landtagscommissär" gegenüber den Impertinenzen der äußersten Linken in der vorletzten Kammer öfters eine zu bescheidene Rolle gespielt hat, so daß man ihm eine Dosis — nicht gerade von Scheffer's Grobheit, aber doch von dessen Kraft und Schlagfertigkeit wünschen mußte. Auch Eberhard, als Mitglied dieser Kammer, hat gar manchmal geschwiegen, wo er gegen verlockende und doch unfruchtbare oder gefährliche Theorien laut hätte reden sollen. Aber in entscheidenden Momenten hat auch er und das ganze Ministerium Festigkeit gezeigt. So entschied sich dasselbe gegen die stürmisch geforderte Auflösung der vormärzlichen Ständeversammlung, obgleich dieselbe unter dem Einfluß des Ministeriums Scheffer gewählt war und ihrer Mehrheit nach sich dem damaligen Regierungssystem ergeben gezeigt hätte; so widerstand es dem in den Märztagen laut erschallenden Rufe nach einer allgemeinen Revision der Verfassungsurkunde oder gar nach einer constituirenden Versammlung, und wenn in dieser Hinsicht dem März-Ministerium ein gerechter Vorwurf gemacht werden kann, so ist es der, daß es mit Rücksicht auf die klar vorliegenden Erfahrungen der Vergangenheit — auf die Eludirung der Ministerverantwortlichkeit durch Beschlüsse des Gesammt-Staatsministeriums, auf die Nichtachtung des ständischen Ausgabenverwilligungsrechtes, dem Scheffer durch Wort und That unzählige Mal Hohn gesprochen, auf das oberstgerichtliche Präjudicium gegen das dem permanenten Ausschuß gebührende Recht der Ministeranklage — zu wenig Aenderungen oder authentische Erläuterungen der Verfassungsurkunde hat eintreten lassen. Ich erinnere ferner an die von Eberhard's eignen Parteigenossen (Henkel, Victor, Oetker u. s. w.) wiederholt gestellten Anträge auf Beseitigung des absoluten Veto. Damals erklärte Eberhard in der Ständeversammlung: „Die Regierung wird der weitern Entwicklung unsrer Verfassungsurkunde nicht in den Weg treten; sie sieht aber auch ein, daß eine freisinnige Verfassung eine kräftige Regierung fordert, und sie darf daher im wahren Interesse des Landes die zur Handhabung der verfassungsmäßigen Institutionen erforderliche Kraft nicht aufgeben. Die Regierung wird sich deshalb von den Grundprincipien unsrer Verfassung nicht entfernen, wird nicht zugeben, daß gewissermaßen die Stellung der Ständeversammlung und der Regierung gewechselt werde, wie dies durch den gestellten Antrag geschehen würde." Ich erinnere ferner an den Sturmlauf sämmtlicher demokratischen Vereine des Kurstaats im Mai des Jahres 1849, vermittelst dessen die Beschwörung der Reichsverfassung durchgesetzt werden sollte. Aber das Ministerium stand fest und verhütete in jener bewegten Zeit einen Mißbrauch des Eides, den in Würtemberg nicht einmal der energische Römer abzu-

wehren vermocht hatte. Das sollten die, welche so sehr gegen politische Eide eifern, daneben aber ohne Unterlaß auf die „Schwäche" des März-Ministeriums schelten, nicht unbeherzigt lassen.

Weiter hat man die übereilte Annahme der Grundrechte und der Reichsverfassung getadelt. Die Annahme der erstern mit Vilmar's Volksfreund aus „revolutionären Gelüsten" der März-Minister abzuleiten, ist eine ebenso lächerliche als unwürdige Beschuldigung. Sie war eine einfache Folge des von Vilmar selbst in bessern Tagen gepredigten Grundsatzes der Unterordnung unter die verfassunggebende Nationalversammlung. Noch weniger Tadel verdient die Annahme der Reichsverfassung, (deren Anerkennung sogar Vilmar für eine Pflicht des Königs von Preußen erklärte) und, nachdem deren Unausführbarkeit erkannt war, der Anschluß an das preußische Bündniß vom 26. Mai 1849. Es war eine durchaus gesunde und nothwendige Politik, daß das kleine Hessen sich an Frankfurt anlehnte, solange dort der Schwerpunkt der deutschen Bewegung lag, zumal da Oestreich und Preußen selber damals keine Stütze bieten konnten; es war ebenso natürlich, daß Hessen sich an Preußen anschloß, als der Schwerpunkt der nationalen Bewegung von Frankfurt nach Berlin fortrückte. Auch Vilmar (Volksfr. 1849 Nr. 75) hat nicht umhin gekonnt, dies anzuerkennen, und Hassenpflug, wäre er nicht vom politischen Parteigeist verblendet, würde im Wesentlichen keine andre auswärtige Politik für Kurhessen eingeschlagen haben, als die vom März-Ministerium überkommene. Der Fürst selbst aber wird es einst dem Minister schlechten Dank wissen, daß ihn derselbe durch Auflösung der Union aus einem Bundesgenossen Preußens zu einem Vasallen der „Großmacht" Baiern erniedrigt hat.

Man hat endlich auch, unter Hinweisung auf das noble Verhältniß Stüve's zu Ernst August, das persönliche Verhalten unsrer Minister, das Bloßstellen seiner Person bei den Conflicten mit der Ständeversammlung, überhaupt den Mangel an Discretion getadelt. Wir geben zu, daß Manches, was vorgekommen ist, nur in unsern Ausnahmszuständen seine Entschuldigung finden kann. Aber man übersehe auch nicht, daß Friedrich Wilhelm I. bekanntlich eine sehr schwer zu behandelnde Persönlichkeit ist, dazu verwöhnt von den frühern Ministern, und daß er nicht, wie Ernst August, die parlamentarische Schule Englands durchgemacht hat. Ueberdies verdankte Stüve (der übrigens 40 Mal um seine Entlassung eingekommen sein soll!) die günstigere Stellung zum Monarchen hauptsächlich seinem zähen hannoverschen Particularismus, worin er völlig mit seinem König sympathisirte. Unsre hessischen März-Minister dagegen waren ächt deutschgesinnte Männer, welche als solche die Souveränität des Kurstaates der Souveränität des Gesammtvaterlandes pflichtgemäß unterordnen wollten, was freilich den Träger der Krone unangenehm berühren mochte. Dennoch bleibt es ein höchst bedauerlicher Umstand, daß es dem März-Ministerium, ungeachtet seiner großen Verdienste, nicht gelungen ist, des Fürsten Vertrauen zu erwerben und seinem Volke wieder zuzuwenden. Denn

„ständische Verfassungen — sagt Jakob Grimm — sind ein Damm, der wohl den einbrechenden und versandenden Wellen wehrt, aber eine Gegend noch nicht fruchtbar macht. Der eigentliche Segen geht allerdings erst von der reinen Liebe des Fürsten zu seinem Lande aus.“

Liberalismus und historische Schule.

Preußischer Brief.

Bei der politischen Windstille, die an Stelle der stürmischen Aufregung unserer allzukurzen Kammer-Session getreten ist, und die wenigstens so lange fortdauern wird, bis wir einen bestimmteren Einblick in den zu erwartenden Gang der Dresdner Conferenzen erlangt haben, als jetzt der Fall ist, will ich Sie heute mit dem Bericht über ein Paar politische Bücher unterhalten, an die sich einzelne Bemerkungen über die wesentlichen Hauptrichtungen unserer Politik anknüpfen lassen. Einleitend erwähne ich eine in England erschienene Schrift: Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell, K. B., Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary from the Court of Great Britain to the Court of Prussia, from 1756 to 1771. By Andrew Bisset. Diese Memoiren betreffen eine Zeit, in welcher Preußen noch eine wirkliche Politik hatte, und sind von einem Mann geschrieben, der als Britte einen schnellen Blick für große Staatsverhältnisse, als bevollmächtigter Minister am befreundeten Hofe Friedrich des Großen Gelegenheit zu scharfen Beobachtungen hatte. Die Geschichte unsers Verhältnisses zu England geht weit über das blos historische Interesse hinaus, denn in diesem Verhältniß liegt unsere Zukunft. — Die beiden Bücher, von denen ich eigentlich reden wollte, sind:

Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. Von Wilhelm von Humboldt. Breslau, Trewendt. — Und:

Zwölf politische Monats-Rundschauen vom Juli 1849 bis dahin 1850. Berlin, W. Hertz.

Diese Zusammenstellung soll natürlich einen Gegensatz, nicht eine Gleichartigkeit ausdrücken. Die Jugendschrift des liberalen und aufgeklärten Staatsmannes steht unserer Gesinnung und Anschauungsweise um so viel näher, als die Capucinaden des theologischen Juristen, wie die Bildung, aus der sie hervorgegangen ist, die Göthe-Schiller-Kantische uns näher steht als die trübe Quelle der letzteren, die politische Romantik der specifisch-historischen Schule, denn viele ihrer Lehrsätze könnten unseren Herrschern von heute und gestern noch immer wenigstens

als Warnungsstimmen gelten. Dennoch werden wir gegen die abstracte Grundanschauung vom Staat, von welcher Humboldt ausgeht, vom Standpunkt der Theorie nicht weniger polemisiren müssen als gegen das wüste Durcheinander von Vorstellungen und Reminiscenzen, auf welche Herr von Gerlach seine Kreuzpredigten gründet, wenn auch unsere Sympathien ausschließlich der ersten angehören.

Die „Ideen" sind aus dem Jahre 1792, und hatten ursprünglich einen bestimmten polemischen Zweck. Sie waren an den Coadjutor v. Dalberg gerichtet, und sollten denselben von den Nachtheilen der Vielregiererei überzeugen. Dalberg hat in einer anonymen Schrift: „Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats in Beziehung auf seine Mitglieder" darauf geantwortet. Die Ideen selbst sind nur fragmentarisch veröffentlicht worden; die Herausgabe des Ganzen, auf welche Humboldt anfangs im Verein mit Schiller sehr eifrig hinarbeitete, unterblieb, weil er sich bald überzeugte, daß an der Ausführung noch Vieles mangelhaft sei. Von der sorgfältigeren Durcharbeitung entfernten ihn aber seine anderweitigen Studien. Das Buch erscheint jetzt, durch die Sorgfalt des Herausgebers, Dr. Eduard Cauer, in seiner ursprünglichen Gestalt und bildet einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik des ausgezeichneten Mannes, den wir in seiner politischen wie in seiner gelehrten Wirksamkeit gleichmäßig schätzen müssen.

Die Schrift geht aus von der „Natur" des einzelnen Menschen und seiner „Bestimmung" — einer damals sehr geläufigen Frage. Sie findet den wahren Zweck des Menschen in der höchsten und proportionirlichsten Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen, und die nothwendigen Bedingungen zur Erreichung derselben in der Freiheit des Handelns und der Mannigfaltigkeit der Situationen. Von diesem Grundsatz ausgehend, verwirft sie die Sorgfalt des Staats für das positive Wohl der Bürger als schädlich: denn dieselbe bringe Einförmigkeit hervor, schwäche die Kraft, störe die Rückwirkung der äußern Verhältnisse auf den Charakter der Menschen, und hindere, weil sie auf eine gemischte Menge gerichtet sein müsse, die Entwickelung der Individualität und Eigenthümlichkeit. Die Sorgfalt für das positive Wohl werde zweckmäßiger durch freiwillige gemeinschaftliche Veranstaltungen der Bürger ausgeübt. Dagegen sei die Sorgfalt des Staats für das negative Wohl der Bürger, für ihre Sicherheit, nothwendig, und mache den eigentlichen Endzweck desselben aus. Sehr scharf und gründlich wird der Satz ausgeführt, daß Alles, was die Religion betrifft, außerhalb der Grenzen der Wirksamkeit des Staats liege, und daß der Gottesdienst eine, ohne alle Aufsicht des Staats zu lassende Einrichtung der Gemeinen sein müsse; daß ferner der Staat sich schlechterdings alles Bestrebens, direct oder indirect auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken, als insofern dies als eine natürliche, von selbst entstehende Folge seiner übrigen schlechterdings erforderlichen Maßregeln sei, gänzlich enthalten müsse. Dieses theoretische Ideal des Staats soll übrigens keineswegs unmittelbare Wirklichkeit werden, vielmehr wird als leitender Grundsatz aller Refor-

men aufgestellt: 1) Man trage Grundsätze der reinen Theorie allemal alsdann, aber nie eher in die Wirklichkeit über, als bis diese in ihrem ganzen Umfang dieselben nicht mehr hindert, diejenigen Folgen zu äußern, welche sie, ohne alle fremde Beimischung, immer hervorbringen würden; 2) um den Uebergang von dem gegenwärtigen Zustande zum neu beschlossenen zu bewirken, lasse man, soviel möglich, jede Reform von den Ideen und den Köpfen der Menschen ausgehen.

Diese Untersuchung leidet an dem Uebelstand, welcher mit dem Wesen der Kantisch-Fichtischen Philosophie zusammenhängt: daß sie nämlich „den Menschen" als ein Prius annimmt, an den der Staat in dieser oder jener Form erst herankomme. Der Staat wird folgerecht als eine künstliche Anstalt zum Besten der in demselben vorhandenen Individuen betrachtet; die um so mehr eingeschränkt werden müsse, je mehr sich die Bürger vervollkommneten, deren höchster Zweck endlich sei, sich selber überflüssig zu machen. Diese unwahre Auffassung des einseitigen Liberalismus vom Wesen des Staats widerlegt zu haben, ist das Hauptverdienst der historischen Schule; ein Verdienst, um dessen willen wir ihr manche Sünden zu Gute halten mögen.

Der Staat ist nicht eine einzelne Anstalt, die neben den übrigen bürgerlichen hergeht; nicht eine beliebige Form, die so oder auch anders hätte ausfallen können, und die man abwerfen kann, sobald man eine bessere Einsicht in die Zwecke des Menschen erlangt hat; nicht eine bloße Uebergangsstufe, die mit dem höchsten Ideale der menschlichen Natur unvereinbar ist: sondern er ist die Totalität des menschlichen Lebens, die nothwendige Naturform, die jede Volksindividualität sich selbst gibt, und zugleich die höchste Entfaltung des menschlichen Wesens. Eine Theorie von dem Zweck des Staats ist leer, wenn nicht vorher erörtert wird, von welchem Staat die Rede ist, denn die eine politische Individualität ist ihrer Form wie ihrem Inhalt nach von der andern gerade so verschieden — so weit solche Vergleiche überhaupt statthaft sind — wie eine thierische Individualität von der andern. Der Staat ist ein lebendiger Organismus, dessen innere Entwickelung Revolutionen nicht ausschließt, doch nur in der Weise, daß auch die Revolution dem Gesetz des Organismus entspricht.

Ich wollte diese allgemeine Bemerkung, die weiter zu verfolgen hier nicht der Ort ist, nur andeuten, um sofort die Anwendung auf den preußischen Staat zu machen. — Die Jünger der historischen Schule, wie jener Rundschauer der Kreuzzeitung, überraschen uns in ihrer Kritik des Liberalismus zuweilen durch eine treffende Bemerkung, aus der aber dann sogleich die schiefsten Folgerungen gezogen werden. Nichts kann richtiger sein, als der Tadel jener Schablonen, vermittelst welcher entweder nach dem Beispiel Englands oder Frankreichs oder der nordamerikanischen Freistaaten, oder nach einem a priori aufgestellten Begriff des constitutionellen Staats aus Preußen etwas wesentlich Verschiedenes gemacht werden soll von dem, was es bis jetzt war. Das Königthum mit seinem Heer und seiner Bureaukratie

hat bei uns noch eine ganz andere Bedeutung, als in England; das Volk, zum großen Theil aus eroberten oder angekauften Provinzen zusammengefügt und nur im Königthum seine Einigung findend, eine viel geringere, als in irgend einem andern Staat, wo doch in der Regel die Nation die Basis gewesen ist, und es wäre ein ebenso unbilliges als unausführbares Verlangen, daß augenblicklich die verschiedenen Momente, aus denen der Staat besteht, dieselbe Harmonie der Formen und dasselbe Gleichgewicht der Kräfte ausdrücken sollten, deren sich das meerumspülte Britannien erfreut. Aber wenn diese Reaction auf's Einzelne eingeht und ihrerseits die Kräfte aufzählt, die im preußischen Staatsleben vorhanden sind, und aus deren organischer Ineinanderfügung seine politische Wiedergeburt hervorgebracht werden soll, so sieht es fast so aus, als hätte sie nie einen Blick in die preußische Geschichte geworfen. Preußen ist in seiner Entstehung wie in seiner Ausbildung ein beständiger Protest gegen das Fortbestehen des heiligen römischen Reichs, und doch soll es seine Stütze sein; es hat sich in seiner ganzen Geschichte auf den Protestantismus und seine Consequenzen gestützt, und doch soll es zu einem Schirmherrn oder zu einem gehorsamen Diener sämmtlicher Kirchen, namentlich der römisch-katholischen und einer nicht existirenden deutsch-evangelischen gemacht werden; es hat mit dem adligen Feudalstaat seit Jahrhunderten so entschieden gebrochen, wie kein anderes Königthum, und doch soll es wieder in den Schoß des Feudalismus zurückkehren. Alle diese Anforderungen sind doch so unhistorisch als möglich.

Es ist ein großes Unglück, daß eine Partei, die in den geschichtlichen Voraussetzungen Preußens ihre volle Berechtigung hat, und die neben den andern Factoren des Staats — dem altpreußischen, absolutistischen Beamten-Liberalismus und der städtischen, beweglichen Demokratie*) — ihre wesentliche Stelle einnehmen soll, daß die Partei des großen Grundbesitzes und des mit demselben enge verknüpften militärischen Adels in die Hände einer Coterie gefallen ist, die nichts weniger als preußisch, nichts weniger als historisch genannt werden kann. Man weiß nicht, ob man sie mehr wegen der Mitwirkung eines Gerlach, oder eines Ohm bedauern soll. Die letzte Species ist zwar eine Allianz, die der Partei keine Ehre bringt, aber sie gehört doch nur zum dienenden Troß, zu der Canaille, die man gebraucht, indem man sie zugleich verachtet. Aber der „Rundschauer“ und seine Freunde sind nicht blos die Geschäftsträger, sondern die geistigen Führer der Partei, und wenn man diese salbungsreichen Bußpredigten, bei denen man nie recht unterscheidet, wo fängt die Scheinheiligkeit an und wo die doctrinäre

*) Ich gebrauche diesen Ausdruck — um bei dieser Gelegenheit Herrn von Manteuffel zu corrigiren — nicht in dem historischen Sinn, wo er mehr eine Gemeinsamkeit der Personen als der Ideen ausdrückt, sondern in dem ursprünglichen und idealen, wo es sich ergeben wird, daß der bei Weitem größere Theil unserer Partei zur Demokratie gehört, und eigentlich nichts anders darstellt, als den Verstand der Demokratie.

Verschrobenheit, vor sich hat, so sollte man leicht auf die Vermuthung kommen, nächstens den gesammten preußischen Adel im weißen Hemdchen, wie die Flagellanten des Mittelalters, von Stadt zu Stadt ziehn und sich gegenseitig den Rücken wund geißeln zu sehen. Freilich wird er dies unterlassen, aber eben dadurch kommt in seine Erscheinung eine Doppelnatur (um den stärkeren Ausdruck Heuchelei zu vermeiden), die eben nicht geeignet ist, seine sittlichen Grundlagen zu befestigen, und die uns in die Lage treibt, ihm nicht im edlen Wetteifer um das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes, sondern in offener, tödtlicher Feindschaft zu begegnen. Denn der Absolutismus ist ein vorübergehendes Uebel, das unter Umständen Segen bringt; wäre es aber möglich, was jene Partei mit großer Ostentation erstrebt, den freien Geist in die alte Unmündigkeit zurückzuführen, so wäre das ein sittliches Verderbniß, dessen Wirkungen sich weit über die gegenwärtige Generation hinaus erstrecken müßten.

Wenn wir mit der Partei, welche im Namen der Geschichte gegen unsre Bestrebungen anzukämpfen vorgibt, abrechnen wollten, so würde es sich leicht nachweisen lassen, daß wir überall für das historische Recht, oder, bestimmter ausgedrückt, für die Erfüllung der historischen Voraussetzungen aufgetreten sind, und daß sie die Ideologen waren, die Träumer, die vor dem Nebel ihrer phantastischen Visionen die Wirklichkeit nicht sahen. — Wenn ich von dem Berliner politischen Wochenblatt und dem rheinischen Beobachter absehe, so fand ihr erstes ernsthaftes Auftreten im Vereinigten Landtag statt. — Der Vereinigte Landtag war nicht blos eine Berufung auf die Papiere von 1815; er war eine Gestaltung, zu welcher von zwei verschiedenen Seiten das Bedürfniß drängte. — Der preußische Staat, der allerdings seine Begründung lediglich im Königthum zu suchen hat, war bis dahin nur durch das Militär und den Beamtenstand repräsentirt worden: ein Militär, welches, von einzelnen Inconvenienzen abgesehen, in seinem Inhalt wie in seiner Form als Muster für Europa dastand, und eine Bureaukratie, die wenigstens im Ganzen an schulmäßiger Bildung und an redlichem Willen ihres Gleichen nicht hatte, die sich einer gewissen Unabhängigkeit von dem Wechsel der obersten Machthaber erfreute, und die nicht ganz mit Unrecht glauben konnte, zu der eigentlichen Vertretung des preußischen Volkes berufen zu sein. — Allein sie reichte, trotz ihrer hohen Bildung, für die fortschreitenden Ansprüche der Zeit nicht aus. Sie war nicht allein ihrer isolirten Stellung wegen dem Volk, das sich allmälig selber fühlte, entfremdet, sondern es hatten sich außerhalb ihres Umkreises Kräfte entwickelt, die mit ihr nichts zu thun hatten, denen sie auch an Einsicht nicht mehr gewachsen war. Die großen industriellen und andern auf privater Association beruhenden Unternehmungen einerseits, die Entwickelung der Landwirthschaft andererseits, die nicht mehr ausschließlich bei den Domänen in die Schule zu gehen brauchte, endlich die freie Wissenschaft, die sich dem officiellen Codex entzog, verlangten einen Platz in dem rechtlich geordneten Staatswesen. —

In vielen Fällen durften sie nur Freiheit ihrer Entwicklung fordern; die Literatur verbat sich die Einmischung amtlich bestallter Kritiker, die Association die lähmende Aufsicht der Behörden; das Recht wollte vom Volk selbst gefunden sein; in andern Fällen mußte der Staat sich dazu verstehen, selbst zu einer Ergänzung seiner vorhandenen Kräfte zu schreiten.

Es war schon Manches geschehen. Die Städteordnung, die Landwehr, die im Ganzen populäre Kreisverfassung, endlich die Provinziallandtage waren gute Vorbereitungen. Es fehlte das gemeinsame Medium, diese isolirten Kräfte zur Concentration des gesammten Staatslebens anzuwenden. Der vereinigte Landtag sollte dies Medium bilden.

Allerdings waren die Landtage nur der Idee, nicht der Ausführung nach, zu billigen. Die Beziehung auf die drei productiven Stände — den großen Grundbesitz, die Städte und die Landgemeinden, so wie auf die Kreisverfassung, war sachgemäß; dagegen waren für das active und namentlich das passive Wahlrecht (den Committenten soll es überall frei stehen, sich durch Jeden, der ihr Vertrauen besitzt, vertreten zu lassen) die sinnwidrigsten Beschränkungen eingeführt, und gegen das Verhältniß der verschiedenen Factoren war auch Manches einzuwenden. — Trotzdem begnügte sich die liberale Partei, für diesen neuen Factor des Staats nur eine bestimmte, klare Stellung, d. h. genau abgegrenzte Rechte zu fordern, und es war natürlich, daß sie sich mit dieser Forderung auf die bestehenden Verheißungen bezog, obgleich sie auch darin keineswegs pedantisch zu Werke ging.

Die „historische" Partei hat nun alles gethan, diese Bestrebungen zu hintertreiben, nicht zu Gunsten des Rechts oder der historischen Voraussetzungen, sondern zu Gunsten der Willkür, des unklaren, mystischen Absolutismus, der von dem historischen Absolutismus Preußens, dem bureaukratischen, sehr zu scheiden war. Jede Unbestimmtheit, Unklarheit und Unsicherheit des Rechts ist aber eine Thür, die man der Revolution öffnet.

Die „historische" Partei hat aber in die Gestaltung der Stände selbst einen sehr unhistorischen Factor eingeführt. Trotz ihrer Protestationen zu Gunsten des preußischen Naturwuchses schwebte ihr doch eine unpreußische, die englische Verfassung vor. Aus dieser ideologischen Reminiscenz ging die Herrencurie hervor, von der bisher im preußischen Staate nicht die Rede gewesen, gegen die noch im Jahre 1840 der ostpreußische Landtag protestirt hatte, die in den gegebenen Verhältnissen keine Wurzel schlagen konnte. Man wollte, weil es in London ein Oberhaus gab — ein Institut, dessen rapide Auflösung die Reform, die Korngesetz-Acte und neuerdings noch das verächtliche Benehmen Lord Palmerston's in der griechischen Frage hinreichend an den Tag legen — zwei Kammern haben, und vergaß, daß zu einer lebensfähigen Pärie noch etwas anders gehört, als Grafen- und Fürstentitel, man vergaß, daß in der preußischen Verfassung bereits ein Institut vorhanden war, welches den historischen, auf technischer Bildung beruhenden

Staat, das Beamtenthum, staatsrechtlich ebenso vertreten konnte, wie der Landtag den neuen volksthümlichen Staat, und welches daher eine geschichtlich begründete erste Kammer zu bilden geeignet war: das Institut des Staatsraths, der seit zwei Jahrhunderten zu einer verhältnißmäßig unabhängigen Mitwirkung an der legislativen Gewalt berufen war und der in seiner Zusammensetzung ebenso reformirt werden konnte als der Landtag selbst.

Man hatte aber noch nicht genug an der Neuerung des Herrenstandes, man wollte auch noch eine Selbstregierung der rechtgläubigen Kirche hinzufügen, und ließ sich nicht stören, als es sich fand, daß die in der Generalsynode versammelte Schaar der Auserwählten, die im dreifachen Feuer der Läuterung bestanden hatten, zuletzt dennoch zu Beschlüssen gelangte, über welche die Vollblut-Orthodoxie Zeter rufen mußte. Selbstständiges, orthodoxes Kirchenregiment war eben nur die unhistorische, unvolksthümliche Liebhaberei einiger Doctrinärs, die es vergaßen, daß Preußen gerade unter einem unkirchlichen, toleranten Regiment den Gipfel seiner Macht erreicht hatte, daß es unter den Orthodoxen (den Wöllner u. s. w.) der Spott aller Welt gewesen war.

Diese neuchristlichen Ausschweifungen dürfen wir nicht mehr mit dem Gleichmuth hinnehmen, wie in den vormärzlichen Zeiten. Schon damals hat das Ministerium Eichhorn vielen Schaden angestiftet. Es hat sich damals so mancher junge Candidat, mehr um des irdischen, als um des himmlischen Manna willen, in die mystisch-spiritualistische Richtung treiben lassen, der jetzt der Kirche nicht minder lästig fällt, als dem Volk. Aber damals waren es immer nur vereinzelte Fälle; jetzt, wo sich die französische Reaction mit einer wahren Todesangst, mit geschlossenen Augen in den Schoß der allein seligmachenden Kirche wirft, ist die Gelehrigkeit und der Nachahmungstrieb der Deutschen zu fürchten. Erst wird man sich bemühen, uns zu rechtgläubigen Lutheranern zu machen, dann wird man noch im Lutherthum die Spuren der frechen und unehrerbietigen Auflehnung gegen die heilige Kirche Gregor's VII. und Bonifacius des VIII. vertilgen, bis zuletzt wieder Ein Hirt und Eine Heerde sein wird in der Welt, bis die fromme Edelfrau in Demuth die schmutzige Kapuze des Beichtvaters küßt, und unsere Jugend in die Klöster geschickt wird, die einzigen Asyle der Wissenschaft und der Frömmigkeit. Es ist nun zwar wenig Chance, daß dieses Vorhaben zur Ausführung kommt; die frechen Lehren der Naturwissenschaft und der Philologie haben sich in zu weiten Kreisen ausgebreitet; aber es ist jedenfalls eine unnütze Kraftvergeudung, wenn wir noch einmal den Kampf mit Mumien aufnehmen sollen, während wir hinlänglich mit den Lebendigen zu thun haben.

Die strenge Sonntagsfeier in Preußen.

Die preußische Regierung beabsichtigt — wenn man dem Geflüster der Federn glauben darf, welche für sie schreiben — durch eine strenge Sonntagsfeier ihr Volk zu bessern. Die Trompete des Postillons soll am Sonntag schweigen, die Locomotive soll unter ihrem Schirmdach abkühlen, der Telegraph soll aufhören, die Arme geschäftig gen Himmel zu strecken; kein Brief wird befördert, kein Reisender fortgeschafft werden; in Ruhe und frommer Betrachtung wird Stadt und Land liegen und den Tag des Herrn durch Werkeltagsgeräusch nicht entweihen. Gute, väterliche Regierung!

Wohl ist es etwas Großes um eine würdige Sonntagsfeier! Wer in Stadt und Dorf das geschäftige Leben der Handwerksstuben und Bauernhöfe betrachtet hat, weiß, was der Sonntag bedeutet. Wenn die sechs Arbeitstage vorhanden sind, dem kleinen Mann praktische Tüchtigkeit und sein Brod zu verschaffen, so ist der Sonntag eingesetzt, seiner Seele Nahrung zu geben, ihn zu erinnern, daß sein Herrgott lebt, daß die Natur schön ist, daß es Menschen gibt, die er liebt und die ihn lieben, daß es gute Bücher gibt, fröhliche Geselligkeit, Freude, Lachen und Genuß. Jedem thätigen Landwirth ist der feierliche Tag mit seinem Glockengeläut, der Ruhe im Hof und Acker so viel werth, als die sechs Arbeitstage vorher, denn er weiht ihm die ganze nächste Woche. Seine Gespanne ruhen aus, behaglich stampfen die Pferde im Stalle und knuspern am Heu vornehm und wählerisch, ihre aufgetriebenen Muskeln und geschwollenen Adern glätten sich, und das müde Fleisch quillt wieder kräftig auf unter dem glänzenden Haar; auch der Zugochs liegt wiederkäuend wie ein vornehmer Herr auf seiner Dormeuse von Stroh und brüllt den eintretenden Wirth wohlwollend an, als wollte er sagen: „Guten Muth, Gevatter, sein wir nur gemüthlich, alles Uebrige werde ich euch schon besorgen.“ — Und das Hofgesinde! Sechs Tage sind sie ernst an einander vorbeigegangen, kurze Worte, ein trockner Scherz war ihre Rede; heut am Sonntag sind sie nicht dieselben Menschen. Zuerst der reine Hemdsärmel! Eine Welt von Selbstgefühl liegt in der weißen, dicken, aufgeblähten Leinwand, welche den muskulösen Arm des Großknechts umschließt. Mit ungeheurem Behagen sieht er auf die reinliche Farbe, während er pfeift, die blaue Tuchjacke säubert und den Kupferbeschlag seines Pfeifenkopfs von Maserholz polirt. Durch die ganze Woche hat die Magd sich auf die Stunde gefreut, wo sie sich hübsch machen und das neue Mieder anlegen wird, heut steht sie glücklich vor der Thür des Gesindehauses und legt coquettirend die Hände übereinander, mit geöffnetem Ohr die bewundernden Worte des Pfiffikus, des kleinen Pferdejungen, anhörend, der durch „Bethulichkeit“ zu ersetzen sucht, was ihm an Rang und Würde ab-

geht. Sie fühlen sich sauber, sie fühlen sich hübsch, heut gefallen sie und haben selbst Gefallen am Leben. — Tretet in die Tagelöhnerhütte nebenan. Die Frau hatte in der Woche wenig Zeit für ihre Wirthschaft, denn sie und ihr Mann haben ihre Arme auf sechs Tage dem Gutsherrn vermiethet; das einfache Essen mußte in einer Stunde mit müden Händen bereitet und schnell verzehrt werden, und den Kindern fehlte durch den ganzen Tag die Aufsicht der Mutter. Heut hat die Frau am frühen Morgen Stube und Geschirr gescheuert, jetzt durchflicht sie die Zöpfe des kleinen Mädchens mit schmalem rothem Bande, und sieht dabei, wie hübsch die Augen und rosigen Bäckchen der Kleinen sind. Nach der Kirche wird sie fettdurchwachsenes Schweinfleisch kochen und ihre besten Klöße dazu machen, damit ihr Mann sie lobe. Nachmittags führt sie die Kinder vor den Augen des ganzen Dorfs vorüber zur Großmutter, Abends gibt's Eierkuchen; ihr Mann ist kein Säufer, sie wird im Freien mit den Nachbarinnen plaudern und ihn erwarten; er wird bei guter Zeit zu ihr zurückkehren und freundlich gegen sie sein. Unterdeß steht ihr Hausherr bereits im Sonntagsstaat mit geschwärzten Stiefeln in bedächtigem Gespräch mit einem vorübergehenden Bekannten und überlegt mit ihm, ob es rathsamer sei, die ersparten drei Thaler in der Sparkasse oder in einem Ferkel anzulegen; er klopft dabei seinem Jungen auf den blonden Kopf und empfindet sich glücklich als ein ganzer Kerl. Holder Tag, wo der Arme Selbstgefühl gewinnt, wo der Besitz eines zweiten Hemdes, eines bessern Kleides, und das Gefühl der Freiheit von den Mühen des Lebens zuversichtlich, heiter, lebenslustig macht! wer dich dem Arbeiter verkümmert durch den Zwang übermäßiger Arbeit, ist grausam und begeht ein schweres Unrecht an seinen Nebenmenschen.

Es ist darum ein schlechter Brauch, der in den Städten eingerissen ist, den Vormittag des Sonntags zu den Arbeitstagen zu schlagen, nicht sowohl, weil dem Arbeiter dadurch einige Stunden der Ruhe genommen werden, sondern deshalb, weil gerade diese Stunden eine eigenthümliche Bedeutung haben. Am Sonntag Vormittag ist der Mensch in Deutschland still, friedlich, in sich gekehrt, er überdenkt sein Leben, seine Liebe, seinen Gott, er lies't, er schreibt an seine Familie, er sammelt sich und bereitet sich vor für die Freuden und Zerstreuungen der nächsten Woche. Der Sonntag Nachmittag aber ist in Deutschland ein lustiger Geselle, ein Lebemann; da sucht Einer den Andern, und in Gesellschaft sucht man das Vergnügen. Es ist unrecht, wenn der Meister seinen Gesellen nur die Zeit des Vergnügens freiläßt, die Zeit des Ernstes aber wegnimmt. Dann fehlt dem Sonntag die Weihe, und dem Menschen die Kraft das Vergnügen würdig zu ertragen; man verliert sich leicht in den Genüssen, weil man sich vorher nicht darauf vorbereitet hat. Immer wird einem der Arbeiter leid thun, der gradeweg vom Arbeitstisch zu seinem Kasten stürzt, den Sonntagsrock packt und zu seinen Kameraden in's Wirthshaus rennt. Er hat mit sich selber noch gar nicht gelebt,

das ruhige und ernste Behagen an sich und am Festtag, welches ihm unter den Kameraden Selbstschätzung und Haltung geben müßte, fehlt ganz; er genießt seine Freiheit unmäßig, wie ein entlaufener Sklave, und findet am nächsten Morgen in dem hastig ausgeleerten Becher des Genusses die Reue, nicht die frohe Erinnerung. Ihn hat der Sonntag nicht gekräftigt, sondern schwächer gemacht.

Den Sonntag, den ganzen Sonntag soll der Arbeiter feiern. Er soll ihn feiern auf gute deutsche Weise, nicht in puritanischer Stille, wie die Engländer, sondern in der rechten Mischung von stillem Ernst und fröhlichem Treiben, so will es unsere Natur und Sitte, und die soll uns Niemand ändern. Wollte eine deutsche Regierung am Sonntag Nachmittag die Wirthshäuser schließen und den Tanz verbieten, sie würde ihren Bürgern dadurch ein größeres Weh bereiten, als sie wieder gut machen könnte. Die Menschen würden dadurch weder besser noch kräftiger werden, wohl aber muthlos, mürrisch und aufsäßig. Aber auch die schlechte Gewohnheit vieler Handwerker, am Vormittag zu arbeiten, wird eine verständige Regierung durch directes Verbot nicht abschaffen. Sie kann den Schmied verhindern Lärm zu machen, aber sie darf dem Schneider, dem Schuster nicht inquisitorisch in das Innere der Häuser nachspüren. Außerdem hat sie sich sehr zu hüten, daß sie durch eine falsche Sonntagspolizei nicht auch wahrhaftem Bedürfniß des Volkes entgegenarbeitet. Denn in diesem Fall wird ihre Thätigkeit nicht nur ungerecht, sondern auch vergeblich sein.

Es hat sich nämlich in den meisten Gegenden Deutschlands, zumal in preußischen Provinzen, ein bestimmter Theil des kleinen Geschäftsverkehrs aus guten Gründen am Sonntag so festgesetzt, daß er gar nicht fortzuschaffen ist; dies ist der wichtige Verkehr des flachen Landes mit den Städten, wohl auch der Dörfer unter einander. Die Landleute der eingepfarrten Dörfer pilgern am Sonntag früh nach der Kirche der Provinzialstadt oder des Pfarrdorfes; oft haben sie in ärmeren Gegenden zwei Meilen und darüber zu gehen, und die Familie macht sich in solchem Fall bei anbrechendem Morgen auf den Weg. Nach dem Gottesdienst benutzt der Landmann seine Anwesenheit in der Stadt oder dem großen Kirchdorf, die Bedürfnisse seines Haushalts einzukaufen: Eisenzeug, Tuch, Kattun, Stiefeln, Colonialwaaren, Töpferarbeit wandert im Korbe der Frau und an der Hand des Mannes in das entfernte Dorf zurück. Deshalb erwartet der Waarenkaufmann ungeduldig das Ende des Gottesdienstes, seinen Laden zu öffnen, und der Meister trägt mit schnellem Schritt sein Gesangbuch aus der Kirche in die Wohnung zurück, weil er Aussicht hat seine Kunden vom Lande zu empfangen. Nach Mittag ziehen auf allen Feldwegen, welche wie Radien von der Stadt in die runde Welt führen, die Bäuerlein zufrieden nach Hause, Gottes Wort im Gedächtniß, eine gute Sensenklinge in der Faust, zwei Stiefeln und ein Bündel mit Cichoriendüten, Gewürz und Heringen am Stocke, welcher militärisch auf der Schulter liegt. Nur ein Thor kann gegen diese Art von Kleinhandel eifern,

welcher übrigens im Ganzen betrachtet den Umsatz von sehr großen Summen darstellt; er ist natürlich und nothwendig, denn der kleine Landmann hat keine Zeit in der Woche nach der Stadt zu gehen oder zu schicken. Wie soll er sich alle diese guten Sachen nach seines Herzens Begehr auswählen und erwerben, wenn nicht am Sonntag? Die administrativen Behörden Preußens haben seit langer Zeit eine besondere Vorliebe für das Verbot dieses sonntäglichen Verkehrs gehabt, und die Magistrate der kleinen Städte waren sicher, daß von Zeit zu Zeit ein fulminantes Gebot der Bezirks-Regierungen einlief, die Kaufläden am Sonntag geschlossen zu halten; worauf gehorsamst zurückgeschrieben wurde, die Sache sei nicht ausführbar, und die Ausführung wäre außerdem ein großer Nachtheil für die Stadt; worauf von der Regierung replicirt wurde, es müsse doch geschehen, denn die Heiligkeit des Sonntags leide durch die offenen Läden; worauf vom Magistrat wieder gehorsamst bemerkt wurde, es gehe aber doch nicht, worauf die Regierung in einem Endrescript vornehm murrte und sich so lange zufrieden gab, bis dieselbe dramatische Action wieder losging. Das war freilich in der guten alten Zeit, wo Preußen noch bureaukratisch regiert wurde. Da aber jetzt die Freiheit gekommen ist, steht zu fürchten, daß die tyrannische Bevormundung durch die Regierungen ärger werden wird.

Wenn sich so schon im kleinen Verkehr des Tages der obrigkeitliche Befehl einer strengen Sonntagsfeier als mißlich herausstellt, und dringend zu warnen ist vor schädlichen und unausführbaren Verboten; was soll man zu dem abenteuerlichen Project sagen, Posten und Eisenbahnen am Sonntag zu suspendiren! Wenn im Ernst eine deutsche Regierung so etwas versuchen wollte, könnten ihre Gegner sich freuen, denn es gäbe keine Maaßregel, welche mehr geeignet wäre, sie den Bürgern ihres Staates verhaßt zu machen. Es ist möglich, daß ein isolirtes Land, welches, getrennt von den übrigen, in sich abgeschlossen daliegt, diese Art von Sonntagsruhe beobachtet, wenn es nämlich, wie in England, alte Sitte ist, den Sonntag mit finstrer Gravität zu begehen; aber es wäre unvernünftig, Gleiches in einem Staat einzurichten, welcher von allen Seiten durch Posten und Eisenbahnen mit den Nachbarstaaten verbunden ist, in Handel, Industrie und Verkehr überall mit dem Ausland zu concurriren hat, und außerdem Bürger von fröhlicherem Gemüth besitzt, welche es für einen guten Brauch halten, sich am Nachmittage mit ihrer Familie durch den Dampfer in die freie Natur fahren zu lassen. Wenn z. B. Preußen dieser Staat wäre, so würde zunächst in allen Branchen des Geschäftes große Verwirrung entstehen. Sämmtliche Geschäftsbriefe blieben im Felleisen von Sonnabend zu Montag ohnmächtig, regungslos auf den Stationen da liegen, wo sie zufällig der Sonntag festgezaubert hat; ihre Beförderung wird um wenigstens 24 Stunden verzögert! Das wäre jetzt ein großes Unglück! Schon der Geschäftsbrief, welcher Sonnabend Abend am Ort der Adresse ankommt, wird erst Montag ausgetragen, aber der, welcher am Sonnabend Abend aufgegeben

wird, könnte erst Montag früh abgehen, und hätte zwei Nächte und einen Tag müßig gelegen. Es ist sehr möglich, daß er unterdeß veraltet ist. Das Geschäftsleben der ganzen Woche wird dadurch gestört und verkümmert; am Montag Morgen fehlen z. B. auf der Börse in Berlin die Nachrichten von Sonnabend Mittag ab aus dem nahen Hamburg, Leipzig, am Dienstag die von Wien und Paris u. s. w., welche an der Grenze des Sonntags liegen geblieben sind. Schon das würde sehr lästig sein, den großen Kaufmann beunruhigen und Verluste bereiten.

Aber die Sache wird noch ärger. Bei zwei Plätzen, welche wenige Meilen von einander entfernt sind, wird am Ende der Woche eine ungeheure Differenz in Ankunft der Geschäftsnachrichten stattfinden. Was der Kaufmann in Hamburg am Sonnabend Abend von London erfährt, wird der Kaufmann in Berlin erst Montag Abend wissen. Gesetzt, am Sonnabend Abend läuft in Hamburg die Nachricht ein, daß in London der Kaffee um 1 Sch. gefallen oder daß plötzlicher Begehr von Zink den Preis des Centners um ½ Thaler getrieben hat. Der Hamburger nimmt sogleich Extrapost, oder am Sonntag früh in Preußen Lohnfuhre, und wird in den ersten Börsenstunden des Montags dem unwissenden Berliner die Hamburger Vorräthe von Kaffee 1 Sh. über den Werth verkaufen, oder am Montag Abend in Breslau sämmtlichen gelagerten Zink ½ Thaler unter dem Werth einkaufen. In beiden Beispielen, die aus der Unzahl von tausenderlei verschiedenen Möglichkeiten beliebig herausgegriffen wurden, werdem dem preußischen Geschäft durch ein fremdes mit einem Schlage Summen entzogen, die ohne Uebertreibung nach Hunderttausenden gerechnet werden. Da nun ein ähnlicher Vortheil der Geschäfte des Auslands vor den concurrirenden preußischen sich 52mal im Jahre wiederholen müßte, da Hamburg, Bremen, die Niederländer, Belgier, Frankfurt, Leipzig und Wien als thätige Geschäftsrivalen an der preußischen Grenze wachen und jede Schwäche des Nachbars benutzen müßten, so ist klar, daß der Handel und die industrielle Entwicklung Preußens durch das Aufhören der Briefbeförderung am Sonntag einen furchtbaren Stoß erleiden würde. Die Wiener Nachrichten vom Sonnabend früh werden eher über Prag in Leipzig und von Leipzig aus in Berlin, als in Breslau sein, Hamburger Briefe über Leipzig in Wien zu derselben Stunde ankommen, wie in Breslau; von zwei Städten, welche nur wenige Meilen auseinanderliegen, wird die eine, welche zufällig Ausgang einer Eisenbahn oder Postlinie ist, die Nachrichten von dieser Richtung her am Sonnabend Abend erhalten, während die Nachbarstadt dieselben erst am Montag früh bekömmt u. s. w.

Die großen Strömungen unseres Lebens dürfen nicht verstopft werden, damit ein Einzelner: der Postillon, der Eisenbahnbeamte, den Sonntag in orthodoxem Sinn heiligen kann. Stellt mehr Beamte an, damit diese von drei Sonntagen zwei frei haben, und sie werden am dritten ohne Schaden für ihr Herz und ihre

Sittlichkeit im Dienst sein', zumal sich der Dienst für diesen Tag vielfach verkürzen läßt.

Sorgt lieber dafür, ihr frommen Herren, daß der Gottesdienst unserer Sonntage seinen Zweck erfülle. Sorgt dafür, daß die Männer, welche Gottes Wort zu verkünden haben, nicht schmähliche Augenverdreher und anmaßende Salbaderer sind, sondern daß sie ihr schwieriges Amt mit frischer Kraft, heiterem Muth und verständiger Bescheidenheit verwalten. Sorgt dafür, ihr Herren, daß ihr selbst euer Volk nicht als eine Heerde ungezogener Kinder betrachtet, welche durch Verminderung ihres Behagens und durch Entbehrungen zu Ernst und Sitte gebracht werden können. Und sorgt vor Allem dafür, daß ihr selbst an den sechs Werkeltagen keine dummen und elenden Streiche macht, sondern euch so aufführt, daß ihr ein gutes Beispiel werdet für alles Volk, in Kraft, in Freudigkeit des Herzens, in den Tugenden, die einen Mann zieren und sein Leben rühmlich machen für Zeit und Ewigkeit. Amen.

Ein Engländer über Oestreich.

Den Organen der gothaischen Partei wird von östreichischen Stimmen beständig vorgeworfen, sie malten östreichische Zustände absichtlich in's Schwarze und verdächtigten die Aufrichtigkeit der constitutionellen Gesinnung seiner Staatsmänner, um Oestreichs Ansehen in Deutschland zu schaden. Dabei versäumen sie nie, sich in pomphaften Worten über Oestreichs unendliche Macht und über die Frischheit seiner constitutionellen Entwickelung zu ergehen. Der Anklage der leidenschaftlichen Verdächtigung und den Prahlereien constitutionellen Fortschritts stellen wir jetzt ein gewiß unverdächtiges Zeugniß gegenüber, einen Brief des Wiener Correspondenten der Times, der bis in die neueste Zeit sich als standhafter Vertheidiger und warmer Lobredner des östreichischen Staates gezeigt hat, bis ihm durch die neuesten Maßnahmen der östreichischen Regierung die Schuppen von den Augen gefallen sind. Der Correspondent schreibt bei Gelegenheit seines Referats über die Olmützer Conferenzen:

„Jeder Deutsche, mit dem ich über diese Sache gesprochen, fühlt sich tief gedemüthigt, daß Rußland auf rein innere Angelegenheiten so großen Einfluß hat, und überläßt sich düstern Befürchtungen, die gewiß nichts weniger als unbegründet sind. Läßt sich nur einen Augenblick an den Bestand constitutioneller Freiheit in einem Staate glauben, der der rechtzeitigen Hilfe und der bundesfreundlichen Gesinnung Rußlands seine Erhaltung verdankt? Das läßt sich der öffentlichen Meinung nicht länger verhehlen, und die Folge ist, daß Preußen, wenn es weniger specifisch-preußisch und mehr deutsch wäre, sich der Sympathien des größten Theils der Bewohner Oestreichs erfreuen würde. Ich bitte, das Ebengesagte nicht mißzuverstehen. Die Oestreicher verabscheuen Preußens aggressive Politik, aber sie haben mehr Vertrauen auf die Freisinnigkeit seiner Staatsmänner als auf die Verläßlichkeit der ihrigen. Die Maske ist jetzt fast ganz gefallen,

und eine Maßregel nach der andern zeigt, daß das dem Oestreicher vergönnte Maß der Freiheit bald nicht größer sein wird, als vor dem 13. März 1848. Der unerfahrenste Neuling in der Politik kann die Resultate einer so kurzsichtigen Staatskunst voraussagen. Oestreich muß mit dem Schwert statt mit dem Scepter regiert werden, und um dies thun zu können, muß es ein großes stehendes Heer auf den Beinen erhalten, wodurch es sich unfehlbar finanziell ruiniren wird. Man darf nicht vergessen, daß der Geist in der Armee lange nicht mehr so ist, wie er während des italienischen Kriegs war. Seit dem Aufhören der Feindseligkeiten haben sich die alten Mißbräuche wieder eingeschlichen — der Nepotismus ist wieder Regel geworden, und die verdienstvollsten bürgerlichen Officiere sehen sich jungen Adligen nachgesetzt, die nicht die mindesten Ansprüche auf die ihnen zu Theil werdende Bevorzugung haben. Die natürliche Folge ist große und gefährliche Unzufriedenheit in der Armee. Wenn die Discretion es nicht verböte, könnte ich Ihnen darüber die ausführlichsten Details mittheilen. Ich könnte Grafen nennen, die 1845 in die Armee eingetreten sind und jetzt Majorsrang haben, ohne sich im mindesten ausgezeichnet zu haben, während es auf der andern Seite zahllose Fälle gibt, daß Männer, welche in den Tagen der Noth und Gefahr ihrem Vaterlande die größten Dienste leisteten, total vergessen wurden, als es Bänder, Kreuze und Sterne regnete. Hunderte von Officieren versicherten mir, sie würden den alten übelberüchtigten Hofkriegsrath vorziehen, da bei diesem doch die Möglichkeit einer Appellation an den Kaiser vorhanden war, während die kaiserliche Central-Militärkanzlei unbeschränkte Macht hat. Der Kriegsminister hat sehr wenig zu bedeuten, und ich zweifle sehr, ob er einen simpeln Lieutenant ernennen kann, denn die ihm zukommende Autorität ruht ganz in den Händen des Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Grünne, der einen ebenso unbegrenzten als unbegreiflichen Einfluß ausübt.

Nicht weniger als das Kriegsdepartement gibt das Civildepartement Anlaß zu Klagen. Eine gute Politik verlangte, daß man den Bewohnern der Kronländer, die ihre alten Verfassungen verloren haben, durch aufrichtige Durchführung der neuen Reichsverfassung zeigte, daß ihr Verlust in Wahrheit Gewinn war. Hat man das versucht? Nicht im mindesten. Die Regierung führte eine verhaßte Maßregel nach der andern in's Leben, als ob sie die Stämme, welche durch die letzten Erschütterungen am meisten gelitten haben, vorsätzlich aufreizen und das Vertrauen derer, welche den schönen Versprechungen der Regierung Glauben geschenkt haben, täuschen wollte. Die Folge dieses verkehrten Verfahrens ist, daß die Regierung nur Anhänger hat an der Hofpartei und den höhern Beamten, und was diese in der Stunde der Gefahr werth sind, haben die Ereignisse von 1848 hinlänglich gezeigt."

Nach einigen Worten über die Wiedereinführung der Theatercensur fährt der Correspondent fort:

„Aus bester Quelle vernehme ich, daß die Kroaten und Serben mit dem gegenwärtigen Stand der Dinge ebenso unzufrieden sind, wie die Ungarn, und daß eine Coalition zwischen den ungarischen Slaven und den Magyaren durchaus nicht unwahrscheinlich ist. Die neuerliche Politik der Regierung hat die Unzufriedenheit aller der verschiedenen Volksstämme erregt, welche nicht für die Wiederherstellung des Absolutismus, sondern für ihre Gleichberechtigung gekämpft haben. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen kann von einer Zusammenberufung der Landtage der einzelnen Kronländer nicht die Rede sein, denn im Fall ihres Zusammentritts würden ihre Proteste so energisch sein, daß ihre

sofortige Auflösung die unfehlbare Folge wäre. Da die Regierung die Oppositionsorgane fast ohne Ausnahme unterdrückt hat, so entgeht ihr ein Hauptmittel, die wahre Beschaffenheit der Volksstimmung kennen zu lernen, und sie scheint nicht zu wissen, daß die Gährung im Innern nie größer war als jetzt. Und die jetzige Unzufriedenheit ist gefährlicher, weil sie nicht wie 1848 künstlich durch äußere Einwirkung hervorgebracht sondern lediglich eine Folge von Mißgriffen und Treulosigkeit in der innern Politik ist. Freilich ist für die nächste Zukunft noch kein Ausbruch zu fürchten, aber die Gefahr verliert nicht dadurch an Bedeutung, daß sie hinausgeschoben ist. Fast kein Einziger der Einheimischen von Namen in Ungarn hat ein Amt aus der Hand der Regierung angenommen; die Wenigen, die sich dazu verstanden haben, werden von ihren Landsleuten wie Parias gemieden. Dies System des „In Verruf Thuens", das man den Lombarden und Venetianern entlehnt hat, lähmt die Macht der Regierung fast vollständig und zwingt sie, Ungarn nicht als integrirenden Theil des Reichs, sondern als erobertes Land zu behandeln; die neue Gendarmerie findet überall Widerstand, wo sie ihre Pflichten auszuüben sucht, und die angeordnete Conscription kann ohne Zwangsmaßregeln gar nicht durchgeführt werden. Ueber den Geist der in Böhmen aufgestellten ungarischen Regimenter könnte ich seltsame Dinge berichten, wenn mir die Discretion nicht Stillschweigen auferlegte." So weit unser Gewährsmann. Zu Erläuterung seiner letzten Aeußerung sind nur noch die östreichischen Ueberläufer zu erwähnen, die in der letzten Zeit truppweise mit vollständiger Bewaffnung über die preußische Grenze gegangen sind. Wir wollten diesmal nur zeigen, daß nicht blos die „Feinde" Oestreichs, sondern auch seine wärmsten Anhänger, zu denen die Times und ihr Correspondent unleugbar gehörten, an der Aufrichtigkeit der constitutionellen Absichten des Schwarzenbergischen Cabinets und an der Gesundheit des östreichischen Staats zweifeln.

Literaturblatt.

Französisches Theater.

Théâtre de la Porte St. Martin. Der Löwe und die Mücke, Drama in 5 Acten von Emile Souvestre und Eugène Bourgeois. Der Löwe ist Lord Overton, die Mücke sein treuer Diener Max, dem der Herr zum Lohn seiner Ergebenheit seine Maitresse entführt. Die Mücke weiß die Wahrheit des Lafontaineschen Sprichworts zu beweisen, worin sie allerdings durch den Umstand unterstützt wird, daß Lord Overton weder Lord ist, noch Overton heißt; vielmehr ein Lump, der sich diesen Titel nur angemaßt hat, und der daher seiner rechtmäßigen Strafe und Beschämung übergeben werden kann. —

Théâtre de la Gaité. Le Paillasse, in 5 Acten von Dennery und Marc. Fournier. Der Hanswurst — durch das ausgezeichnete Spiel von **Frédéric Lemaître** zur Geltung gebracht — ist ein rührender, ein tragischer Hanswurst in der Manier Triboulet's. Es ist ein guter Familienvater und ein liebender Gatte, aber man will ihm seine schöne Gemahlin rauben, die zufällig einer großen Familie angehört, und es

kostet ihm tausend Aufopferungen und Anstrengungen, bis es ihm vergönnt wird, sein Weib und seine Kinder in die Arme zu schließen. Um so wohler kann ihm dann sein. —

Théâtre du Gymnase. Die kleinen Mittel, Vaudeville in 1 Act, von Gust. Lemoine und einigen Andern. — Madame Grumlot wendet allerdings nur kleine Mittel an, um ihren Mann, der einige Neigung zum liederlichen Leben hat, zur Solidität zurückzuführen: wenn er zu einem verliebten Rendezvous eilen will, so findet er die Knöpfe an seinem Rock abgerissen, auf seiner Weste einen großen Fleck; entschlüpft er in den Opernball, so wird ihm in einem Glas Zuckerwasser eine Dosis Magnesia beigebracht, und er kehrt mit jämmerlichen Geberden und mit Verwünschungen gegen alle Dominos, Debardeurs und Titis nach Hause zurück. — So wird auch durch kleine Mittel die Tugend gefördert. —

Théâtre du Vaudeville. Die Sterne, in 6 Tableaux von St. Yves. — Die Sterne sind natürlich liebenswürdige Choristinnen. Sie haben einige Tage Urlaub erhalten, um sich auf der Erde zu amusiren, und benutzen ihre Ferien, um gegen die armen Sterblichen Koboldstreiche auszuüben, oder sie zu beschützen, wie es gerade ihre Laune mit sich bringt. Es versteht sich von selbst, daß Liebesgeschichten die Hauptsache sind, und daß der „Stern des Schäfers" die erste Rolle spielt. —

Théâtre de l'Odéon. Sappho, Drama in 1 Act und in Versen, von Philoxène Boyer. Ein Erstlingswerk im Ponsard'schen Geschmack, welches großen Succeß gehabt hat. Sappho betet Phaon an, Phaon die Erina; als eine unbetheiligte Person ist Anakreon hinzugefügt. Das Stück endigt mit dem bekannten Sprung vom Felsen. — Auf demselben Theater hat eine Posse von Hippolyte Lucas Glück gemacht: Die Küsse. Eine Marquise, hübsch und abergläubisch, wie es die Marquisen des 18. Jahrhunderts zu sein pflegten, zieht zu einem Doctor, um sich von ihren Vapeurs curiren zu lassen. Der alte Doctor ist abwesend, sein zwanzigjähriger Neffe übernimmt die Cur, und führt sie glücklich durch die im Titel angegebene Arznei aus. Eine Hochzeit bildet den angemessenen Schluß. —

Im Ganzen tritt das Schauspiel hinter der Oper, in welcher die Garcia und die Sonntag, und dem Ballet, in welchem die Cerritto neue Triumphe einerntet, und namentlich vor dem Circus zurück, in welchem Herr Poitevin wöchentlich 2 Mal drei luftige Sylphiden im allerkühnsten und leichtesten Balletcostum und in noch kühnern Balletstellungen in die Wolken entführt.

Verlag von **F. L. Herbig.** — Redacteure: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von C. E. Elbert.

Digitized by Google